 Daniel

Dr. Daniel,

Handbuch der Geographie.

Erster Theil.

Handbuch

der

Geographie

von

Dr. Hermann Adalbert Daniel,

Professor und Inspector adjunctus am Königlichen Pädagogium zu Halle.

Erster Theil.

Allgemeine Geographie. Die außereuropäischen Erdtheile.

Zweite vielfach verbesserte Auflage.

Leipzig,

Fues's Verlag.

(L. W. Reisland.)

1866.

Vorrede zur ersten Auflage.

Schon zu wiederholten Malen aufgefordert, den in meinem „Lehrbuche der Geographie" zusammen gedrängten Stoff zu einer ausführlicheren Darstellung zu erweitern, konnte ich bis jetzt weder Zeit noch die rechte Lust zu so weitschichtiger Arbeit gewinnen. Die erst erwähnte Hinderung erledigte sich; auch an einem neu auftretenden und ermunternden Antriebe, frisch an das Werk zu gehen, sollte es nicht fehlen. Die Verlagshandlung faßte den Plan in das Auge, ein ausgeführteres Handbuch, in welchem die geographische Wissenschaft dem weiteren Kreise der Gebildeten nahe gebracht, und einem deutsch-nationalen Interesse insonderheit Rechnung getragen wäre, an das Licht treten zu lassen.

Nach der einen Seite hin erscheint die mir übertragene Arbeit nicht allzu schwierig. Die Geographie steht dem Kreise der allgemeinen Bildung viel näher als manche andere Disciplinen und erfreut sich einer immer allgemeineren und regeren Theilnahme. Dagegen erzeugt die überreiche, mit jedem Tage sich erweiternde Fülle des Materials, die Beschränkung im Reichthum, die Abgrenzung gegen verwandte Gebiete, wieder eigenthümliche Schwierigkeit.

Zunächst war es also Hauptaufgabe, die Resultate der geographischen Wissenschaft, wie sie nach der neueren und genialen Erfassung derselben vorliegen, die Ergebnisse der neuesten Forschung in solcher Weise mitzutheilen, daß zwar die strenge Systematik und der gelehrte Apparat geopfert, der eigentliche Gehalt aber und der geistige Gewinn dem Leser nicht vorenthalten würde. Nach dem W a s? erschien das W i e? nach sichtender Ausscheidung und Umschreibung des Stoffes die Form der Mittheilung von beson-

derer Wichtigkeit. Bücher, welche die Wissenschaft mit dem allgemeinen Bewußtsein in Beziehung setzen sollen, müssen meines Erachtens so gestaltet und geartet sein, daß sie der Laie nicht blos zur Belehrung, sondern auch zur Unterhaltung (das Wort im höhern und feinern Sinne gefaßt) zur Hand nimmt. Die Geographie fügt sich einer solchen Behandlung um so lieber, als sie gerade einer gewissen Fülle im Detail, oder richtiger des Elementes der Beschreibung und Schilderung auch sonst nicht entbehren kann. Ohne solche schildernde Fülle ist sie die überaus weise und hoch geachtete Aeltermutter, an die man sich ab und zu um Belehrung wendet, nicht aber die ewig junge blühende Göttin, zu der von allen Seiten Jünger strömen, um immerdar der lieblich fließenden Rede ihres Mundes zu lauschen. Ja das ist es auch, was uns bei Herodot und Strabo, bei den alten deutschen Cosmographen und den neueren Meisterwerken so anzieht, daß sie schildernd belehren, daß auf ihren Darstellungen der Zauber einer hinreißenden Frische und Anschaulichkeit ruht. Etwas von solchem Schmelz der nachfolgenden Darstellung zu wahren, danach habe ich wenigstens gerungen. Nach den cursirenden Ausdrücken ist mein Werk, soweit die schon mit Liberalität gezogenen Grenzen es gestatten, geographisches Handbuch und Hülfsbuch zugleich, ohne damit die trefflichen Hülfs- und Sammelwerke für geographisches Material überflüssig machen zu wollen.

Nicht blos aber für das Volk schlechthin sollte gearbeitet und geschrieben werden, sondern für das deutsche Volk. Willibald Pirckheymer meint: „es reim sich nichts weniger's, denn das die Teutschen die weiten welt wöllen beschreiben und durchreyßen, und Germaniam, yr eigen vaterland nit wissen.“ Die französischen, englischen u. s. w. Geographen wissen es auch noch heut zu Tage, daß es sich nicht anders reime, als mit dem Vaterlande die geographische Beschreibung zu beginnen, oder dasselbe einer eignen und ausführlichen Schilderung vorzubehalten. Wir Deutsche haben uns das in unserer übergroßen Bescheidenheit zu sehr abgewöhnt; jeder thue an seinem Theile dazu, daß es anders werde. Wie ich in meinem für Schulen bestimmten Lehrbuche der Geographie Deutschlands, für den Deutschen die Krone geographischer Erkenntniß, einem eignen und zwar dem letzten unter vier Büchern vorbehalten habe, so werde ich auch in diesem für das deutsche Volk bestimmten Werke

ein gleiches Verfahren beobachten. Deutschland wird in einer besondern Abtheilung und möglichst ausführlich behandelt werden. Auch der deutschen Diaspora ist eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und überall darauf hingewiesen, wie deutsche Nationalität auch in der Fremde sich als bedeutsames und einflußreiches Bevölkerungselement geltend macht. Gern möchte ich auf alle Weise dem deutschen Leser das Bewußtsein wecken und stärken, einer großen und herrlichen Nation anzugehören.

Kein Volk — das kann man ohne falschen und krankhaft geschwollenen Patriotismus behaupten — hat sich einer solchen Fülle tüchtiger geographischer Arbeiten zu rühmen, als das deutsche. Von den Zeiten der erwachenden Literatur bis auf die Gegenwart, von grundlegenden und epochemachenden Meisterwerken, an welche sich die Entwickelung der Wissenschaft knüpft, von den periodisch sich uns öffnenden Fundgruben gediegenster geographischer Erkenntniß, bis hin zu den tüchtigen Lehrbüchern und Hülfsschriften in weiterem und engerem Rahmen, was für ein strahlender Reichthum, welche Mannigfaltigkeit erhebenden Genusses! Dem Leser einigermaßen einen Einblick in so herrliche Errungenschaft thun zu lassen ist mir ein Bestreben gewesen. Darum die Bruchstücke aus Frank's und Münster's Cosmographien, aus den Geographen des folgenden Jahrhunderts, welche — deß bin ich gewiß — Niemand ohne Freude über den Wissensdrang und Eifer jener Männer, über ihre Naivetät und Einfalt lesen wird. Darum auch für spätere Zeiten bis zum Heute charakteristische Mittheilungen und besonders gefeierte und glänzende Meisterstücke der Schilderung, welche den Hauptwerken der Länderkunde, der Reiseliteratur u. s. w. entnommen sind. Solche Schilderungen haben überdem, wie Grube in der Vorrede zu den „Bildern und Scenen aus dem Natur- und Menschenleben" ganz richtig bemerkt, einen bedeutenden ästhetischen Charakter, den man gleicherweise wie an poetischen Schriftwerken und Productionen zu respectiren hat. Auch einzelne treffende Schlagwörter, kurze prägnante Sätze, in welchen mit glücklichem Wurf irgend ein geographisches Verhältniß in scharfem und knappem, malendem Ausdruck zur Anschauung gebracht ist, haben wir gern zum Schmucke dieses Werkes aufgenommen. Solchen genialen Aperçus gegenüber ist es verkehrt, das gut Gesagte anders sagen zu wollen, wenn man es nicht besser sagen kann.

Schließlich würde ich das nachstehende Werk nicht für das ernste und tiefe deutsche Volk für geeignet halten, wenn nicht dem religiösen und kirchlichen Interesse besondere Aufmerksamkeit geschenkt wäre. Nur wünschte ich mit dieser Aeußerung um Alles in der Welt nicht mißverstanden zu sein. Es giebt manche geographische Werke, welche, die ruhige und erhabene Objectivität der Wissenschaft aus dem Auge lassend, in die Betrachtung der Erde, die überall des Herrn ist, der Gestirne, die über dem irrenden Treiben der Menschen ihre ewigen Bahnen ziehen, in die Anschauung der gewaltigen Berge Gottes und der großen Wasser, über denen des Herrn Stimme geht, das kleinliche Parteigezänk der Menschen tragen und es seltsamer und trauriger Weise für ihre Pflicht halten, in einer Geographie gegen diese oder jene Kirche zu declamiren und so auch an ihrem Theile den Riß, der durch die Christenheit, und durch die deutsche Christenheit im Besondern geht, mit geschäftiger Hand zu erweitern. Wer dergleichen polemische Ingredienzen sogar in einem Abrisse der Geographie zu schmecken liebt, der möge mein Buch nicht zur Hand nehmen.

So übergebe ich denn das nachstehende Werk, dessen leitende Principien in Kurzem angedeutet sind, dem jetzt so weiten Kreise derjenigen, die, ohne sich Jünger der strengen Wissenschaft nennen zu können, sich mit lebhaftem Interesse geographischer Erkenntniß zuwenden und die Fortschritte der Erdkunde mit Theilnahme verfolgen. Sollte das Buch ihren Beifall gewinnen, so würde ich nie vergessen, daß ich solches Verdienst nicht eigensüchtig für mich in Anspruch nehmen darf, sondern es vor Allem auf die großartige und tüchtige Gesammtentwickelung der Geographie in unserm Vaterlande zu beziehen habe, aus der wir allesammt schöpfen, lernen, genießen.

Halle, den 27. August 1858.

Dr. H. A. Daniel.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Sieben Jahre sind hingegangen, seitdem der erste, drei Jahre, seitdem der dritte Band meines geographischen Handbuchs dem deutschen Volke, dem ich mein Werk geweiht, übergeben ward. Und ich darf es sagen: die leitenden Principien der Arbeit, wie ich sie damals entwickelt, haben vielfach Beifall gefunden, die auf ihnen ruhende Ausführung, wenn auch mit gar manchen Mängeln behaftet, hat sich einen Kreis von Gönnern und Freunden gewonnen, aus dem heraus mir nicht allein manch freundlich ermunterndes Wort zugerufen, sondern auch in reichem Maße Belehrung und Förderung entgegengebracht ist.

Mit aufrichtigem Danke habe ich zunächst eingehender und wohlwollender Beurtheilungen zu erwähnen, welche mein Werk erfahren hat. So weit irgend möglich, ist nichts unbeachtet gelassen, was von der Kritik vermißt, gerügt, gebessert ist.

Aber die gütige und anregende Theilnahme hat sich nicht auf jene wissenschaftlichen Organe beschränkt. Sie hat sich mir in den verschiedensten Kreisen gezeigt. Mittheilungen und Berichtigungen mannigfaltiger Art sind mir aus fast allen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes von der Donau bis zum Ostseegestade, von den Schweizergebirgen bis zur Weserpforte zugegangen. Mitglieder hoher Behörden haben meines Buches freundlich gedacht. Gelehrte von Fach, Amtsgenossen, Freunde der geographischen Wissenschaft sind so gütig gewesen Beiträge zur Kenntniß ihrer speciellen Heimath einzusenden, oder mich auf das aufmerksam zu machen, was ihnen bei der Lectüre des Buches bedenklich oder zweifelhaft gewesen. Deutsche Landsleute, welche ein bewegteres Leben über die Grenzen

des Vaterlandes geführt, haben auch in der Ferne sich für Vervollständigung des Handbuchs interessirt. Vom Bord eines nach Japan segelnden Kriegsschiffes, aus den Bädern der Pirenäen, von Amerika herüber sind mir gütige Beiträge für eine bessernde Durchsicht des Werkes zugegangen.

Ich habe mir das eben Gesagte hier zu erwähnen erlaubt, weil es nicht möglich ist, jedem Einzelnen für seine Freundlichkeit besonders zu danken. Mögen denn Alle den wärmsten Ausdruck meines Dankes an dieser Stelle gestatten. Die gewissenhafte Benutzung ihrer Einsendungen ist der beste Dank.

So weit wie möglich habe ich allen Wünschen, auch denen, welche die äußere Einrichtung des Handbuches angehen, zu genügen gesucht. Das Werk hat z. B. besondere Inhaltsverzeichnisse und Columnentitel erhalten. Ob es gelingt, den Herrn Verleger für die so vielfach gewünschte Trennung des dritten Bandes in zwei Abtheilungen zu gewinnen, ist mir noch ungewiß.

Bei aller Gunst der geschilderten Erfahrungen, bei aller daher resultirenden Freudigkeit zur neuen Bearbeitung des Handbuchs, schien doch den Ersten Theil desselben ein besonderes Mißgeschick zu betreffen. Ich hatte kaum die Durchsicht bis zur Hälfte geführt, als ärztlicher Befehl mir eine Erholungsreise für den ganzen Sommer dieses Jahres zur unausweichlichen Pflicht machte. Da der Herr Verleger andererseits die rasche Vollendung des Werkes nicht aus den Augen verlieren wollte, so wandte er sich nach getroffener Verabredung an Herrn Professor Böttger in Dessau und ersuchte ihn, die weitere Revision des Ersten Theiles zu übernehmen. Wer es weiß, wie die Erfüllung solcher Bitte immer eine gewisse Selbstentäußerung voraussetzt, wie es oft viel angenehmer ist, eine eigene Arbeit zu schaffen, als in die eines Andern einzutreten, der wird mit mir dem freundlich-gütigen Entgegenkommen des Herrn Professor Böttger den wärmsten und aufrichtigsten Dank wissen.

Der zweite und dritte Band sind zum großen Theil druckfertig, und darf also der baldigen Vollendung dieser neuen Auflage entgegengesehen werden.

Halle, den 14. November 1865.

Dr. H. A. Daniel.

Inhalt.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Die Wissenschaft, welche die Erde beschreibt, muß vor Allem die Erde kennen. Und solche Kenntniß hat in unsern Tagen im Zusammenhange mit allem Fortschritt auf den Gebieten des Wissens eine bewunderungswerthe Ausdehnung gewonnen und sich zu einer Klarheit durchgerungen, welcher jeder Tag neues Licht zuführt. Mögen auch noch weite Strecken von Central-Afrika sich in Dunkel hüllen, mag noch so manches nur in allgemeinen Umrissen bekannte Terrain im Einzelnen Unbekanntes bergen: — gegen das Ganze treten diese noch finstern Stellen zurück, und allenthalben schreitet die Forschung und die Wissenschaft immer entschiedener über die Säume dieser terra incognita. Zu gewaltig wird sie von allen Hülfsmitteln der Erfindung und von dem großartigsten, immer steigenden Weltverkehr unterstützt, der keine Entfernung mehr auf der alten Erde anerkennt, die sonst verlassensten Meere durch regelmäßige Fahrten zu seinen Poststraßen macht, mit dem Netze der Schienenwege immer dichter den Erdball umstrickt und seine elektrischen Drähte, auf Oceanen hingespannt, über die Gesetze des Raumes triumphiren läßt.

Von dieser so reiche Aussicht gewährenden Zinne der Gegenwart sich in die Anfänge geographischer Erkenntniß zu versetzen, zu einer Zeit hinaufzusteigen, welcher in nicht allzu großer Entfernung von der Heimath das Gebiet des Mährchens und der Fabel begann, gewährt ein eigenthümliches Interesse. So sei es denn unsere erste Aufgabe, dem Wissen von der Erde von seinem beschränktesten Gesichtskreise an bis zu dem weitgespannten Horizonte des Heute geschichtlich nachzugehen. Um nicht von der Masse des Einzelnen erdrückt zu werden, halten wir uns an das Bedeutsamste, an die Knotenpunkte der Entwickelung.

Hauptepochen in der Auffassung und Behandlung geographischer Wissenschaft kommen ungezwungen bei unserem Gange durch die Geschichte mit zur Betrachtung.

Die älteste Zeit ist einem Wissen von der Erde, was über die nächste Beschränkung, oder in der Weite und Ferne über das Mythische und Mährchenhafte hinausgeht, entschieden ungünstig. Naturvölker haben zwar eine Kunde von ihrer Heimath, aber keine Erdkunde. Die Indianer kennen genau ihre Urwälder, und finden die Jagdpfade auf Hunderte von Meilen; die Beduinen verfolgen durch die Mitte ihrer ungeheuren Sandwüsten mit Sicherheit ihren Weg; die Eskimos zeichneten sogar für britische Seecapitäne die Küsten und Inseln ihres Eismeeres mit Kohle auf Birkenrinde, und zeigten ihnen so die Wege zu den Eingängen der Nordwestpassage. Der Malaye weiß auf unendlicher Meeresfläche den Weg, den er steuern muß, um die nächste Inselgruppe zu erreichen. Aber weiter kommt er nicht, wenn er nicht durch die Gewalt der Elemente verschlagen wird. Aber auch die schon civilisirteren Völker führen ein Sonderleben für sich: gegenseitige Berührung ist gering, selten friedlich, feindlich zumeist. Nur der Handel verknüpft schon damals relativ entfernte Küsten; aber nur von wenigen, zu einer Art Weltverkehr besonders organisirten Völkern wird er betrieben, und hüllt seine Resultate aus Eigennutz gern in das Geheimniß. Eroberungszüge decken unbekannte Meere und Länder auf. Aber die geographische Erkenntniß bleibt im Großen so lückenhaft und unsicher, daß, wer sich über diesen Standpunkt erheben oder Anderen von Ländern und Meeren erzählen will, selbst reisen muß — in ganz anderem Sinne als jetzt von geographischen Reisen die Rede ist. Nur wer reiset, kann etwas erzählen. Die ältesten Erdbeschreibungen beruhen deshalb fast ganz auf eigenen Anschauungen und Erkundigungen, und gerade dieser Umstand verleiht ihnen besonderen Reiz und frisches Leben für die Culturwelt, der wir angehören.

Die geographischen Anschauungen der Inder und Chinesen, die in hohes Alter hinaufgehen, wollen wir nur im Vorübergehen erwähnen. Bei den Indern ward die Erdkunde geradezu auf göttliche Autorisation zurückgeführt. Im sechsten Buche der indischen Ilias, des Epos Mahabharata, findet sich eine geographische Episode von 300 Versen. Brahma selbst beauftragt seinen Diener, den weisen Sandschyas, den Menschen die Kenntniß der Erde zu verkünden:

> Der Flüsse und der Berge Namen, o Sandschyas,
> So auch der Dörfer, und was sonst auf Erden wohnt,
> Die Maße auch, o Maßkundiger, insgesammt,
> Alles berichte du, und auch die Wälder, o Sandschyas.

Und nun beginnt die Aufzählung der beiden Oceane, der sechs Hauptgebirge und alles Uebrigen. — Die Chinesen lassen bei der Thronbesteigung jeder neuen Dynastie eine Reichsgeographie ausarbeiten. Eine 1368 ausgearbeitete besteht aus 360 starken Bänden.

Der Ausgangspunkt geographischer Erkenntniß ist das Mittelmeer, an dessen Rande phönicische und hellenische Stämme zu einem hohen Grade der Cultur stiegen. Die Phönicier, die Engländer der alten Zeit, welche den Welthandel in der Hand hatten, mögen eine für jene Zeiten bedeutende Kunde von der Erde besessen haben. Aber es lag nicht in ihrem Interesse sie bekannt werden zu lassen oder der Mitwelt mitzutheilen. Ja sie fabelten — und das Lügen wurde ihnen gerade nicht schwer — die abenteuerlichsten Schrecknisse, und ein beobachtetes phönicisches Schiff strandete lieber freiwillig, als daß es seinen weitern Weg verrathen hätte. Ihr Gesichtskreis erstreckte sich theil- und strichweise über die drei Erdtheile der alten Welt: von der Westküste Vorderindiens — denn hier lag wohl Ophir 1 Kön. 9, 28[1]) — bis zu den zinnreichen Kassiteriden (Scilly-Inseln bei England), vielleicht bis zu dem baltischen Meere, dessen Bernstein ihnen bekannt war (wahrscheinlicher indessen durch Zwischenhandel zukam), vom Aral-See bis vielleicht um Afrika herum. Denn nach des später zu nennenden Herodot Erzählung unternahmen Phönicier 600 v. Chr. auf Befehl des ägyptischen Königs Necho eine Umschiffung von Afrika, und gerade das, was der Grieche in ihrem Bericht am meisten bezweifelt, giebt demselben die größte Glaubwürdigkeit. „Als Necho den Kanal vom Nil nach dem arabischen Busen zu führen aufgab," so erzählt Herodot, „ließ er Phönicier vom arabischen Busen aussegeln, mit dem Befehl, durch die Säulen des Hercules nach Aegypten zurückzukehren. Sie fuhren ab, aus dem rothen Meere in das südliche Meer. Als der Herbst kam, landeten sie, besäeten den Acker, wo sie gerade in Libyen waren, erwarteten die Ernte und schifften alsdann weiter. Im dritten Jahre gelangten sie auf dem vorgeschriebenen Wege nach Aegypten zurück. Sie erzählten auch, was ich nicht glaube, daß sie bei der Umschiffung Libyens die Sonne zur Rechten hatten."[2]) Jedenfalls blieb die kühne That für das geographische Wissen der damaligen Welt ohne weitere Folgen; denn wie ein geistvoller Historiker bemerkt, liegt es ganz in dem Wesen der Cultur und in den Gesetzen ihres Fortschrittes, daß, wenn eine Zeit über ihr Maß und ihre Entwickelungsstufe in einzelnen Fällen hinausgreift, das so Gefundene keine Wurzeln schlägt und wieder untergeht, bis es in einer spätern Culturepoche, deren Be-

---

1) Andere suchen O. an der Küste Sofala, wo die ersten portugiesischen Ansiedler bei den Goldminen uralte, aus ungehauenen Steinen aufgeführte Gebäude fanden. Vielleicht ist O. nur eine allgemeine Bezeichnung productenreicher Küstenländer, wie etwa unser Ausdruck Levante.

2) Reuschle in seinem ausführlichen „Handbuch der Geographie": — „Daß jene Seefahrer die Sonne Mittags im Norden gehabt, erfordert bekanntlich keineswegs die südliche Halbkugel, sondern nur die Tropenzone und findet schon am Südende des rothen Meeres statt, also innerhalb des ungezweifelten Gebietes der Seefahrt im Alterthum." Herodot sagt ja auch nicht, daß sie die Sonne im Norden, sondern zur Rechten hatten. Dieser Ausdruck kann sich hier nur auf die Umschiffung des entgegengesetzten Endes von Afrika beziehen; denn bei der Fahrt von Gades nach Aegypten hatten sie die Sonne selbstverständlich zur Rechten; bei der Fahrt längs der Ostküste aber war ihnen die Sonne im Rücken, wenn sie in N. stand. Der berührte Umstand ist auch nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange mit allen übrigen Zügen des Berichts, namentlich mit den drei Reisejahren zu betrachten. Daneben wäre eine Fahrt bis zum Südende des rothen Meeres etwas so Gewöhnliches gewesen, daß man die Entstehung des Herodoteischen Berichts nicht wohl begreifen könnte.

schaffenheit und Richtung es entspricht, wieder auftaucht und dann ein für immer gewonnenes bleibt.

Die berühmteste Pflanzstadt der Phönicier, **Carthago**, hatte den Sinn für solche Entdeckungsfahrten geerbt. Um 500 unternahm **Hanno** eine für jene Zeiten verwegene Seereise an der Westküste von Afrika entlang, die in einer verstümmelten und verunstalteten griechischen Uebersetzung unter dem Namen *περίπλους* noch vorhanden ist. Als Endpunkt der Fahrt gilt die Insel Arguin. Auf dieser Insel fand Hanno ganz haarige, wilde Menschen, Gorillas. Von den Männern konnte man keinen fangen; sie kletterten über alle Klippen schnell hinweg und warfen mit Steinen; von den Weibern wurden drei gefangen und getödtet. Die Häute hingen noch zu Scipio's Zeit im Tempel des Melcarth zu Carthago. Neuere Forschung hat die wirklich schrecklichen Affen des Hanno aufgefunden und Gorillas genannt. Zu Lande drangen die Carthager mit ihren Karawanen bis nach Centralsudan. Um dieselbe Zeit wurde **Himilco** ausgesandt, um die Küsten Europas am westlichen (atlantischen) Ocean zu untersuchen.

Ein schon bei Weitem genaueres Bild sind wir von dem geographischen Wissen der alten Griechen zu entwerfen im Stande, das in den ältesten Zeiten aus den oben angeführten Gründen ein sehr beschränktes war. „In früheren Zeiten," sagt der griechische Geschichtsschreiber Polybius (III. 58), „fand sich selten ein Grieche, der es unternommen hätte, die äußersten Gegenden der Erde sorgfältiger zu erforschen, weil es fast unmöglich war; denn unzählige Gefahren drohten damals auf dem Wasser wie zu Lande. Kam aber auch Jemand, aus eigener Wahl oder gezwungen, ans Ende der Erde, so war damit noch nicht Alles gethan. Denn es war schwer mit eigenen Augen zu sehen, theils weil dort Barbaren wohnten, theils weil die Länder öde und wüste waren; und von denen, die etwas gesehen hatten, war es noch schwieriger etwas zu erfahren, wegen der Verschiedenheit der Sprachen. Hatte aber auch Jemand etwas gesehen, so war es sehr schwer Maß zu halten, und Wundersagen und Erdichtungen verschmähend, die Wahrheit um ihrer selbst willen über alles zu achten, und nichts, was von ihr abwiche, zu erzählen."

Die ältesten Vorstellungen, wie sie in der Heroenzeit um 1000 vor Chr. in Umlauf gewesen sein mögen, bieten uns die Argonautensage und die Gesänge des **Homer**. Die Erde ist nach **Homer** eine Scheibe mit Randgebirgen, rings vom Oceanus umflossen, der im O. als Phasis um die Erdscheibe strömt. Auf dem erhabenen Erdrande ruht das von hohen Säulen (Atlas, Kaukasus) getragene Himmelsgewölbe. In der Mitte der Scheibe ragt der Olymp in den Himmel: dort wohnen in herrlichen Palästen die seligen Götter. Helios, der Sonnengott, steigt am Morgen aus dem östlichen Ocean auf, fährt mit seinem Gespann über die obere Himmelsdecke hin, sinkt im Westen des Oceanus und fährt während der Nacht auf der Rückseite der Scheibe

nach Osten. Die Erdscheibe zerfällt in zwei Hälften, welche durch das Mittelmeer geschieden sind. Die nördliche Hälfte, die Nachtseite, enthält die dem Mittelmeere und schwarzen Meere zunächst anliegenden Länder Europas, die südliche Tagseite Asien und Libyen. Mit geographischer Sicherheit erscheint nur das Land um Troja, der Peloponnes, die Inselwelt der Cykladen und Sporaden, und Ithaka. Aber schon das dem Vaterlande des Odysseus so nahe gelegene Scheria (Corfu) mit seinen Phäaken dämmert fabelhaft. Italien ist noch ein unbekanntes Land. Trinakria (Sicilien) wird von einäugigen Cyklopen bewohnt und zeigt in unmittelbarer Nähe eine Zauber- und Wunderwelt, wie die Inseln der Circe und der Sirenen, die Meerungeheuer der Scylla und Charybdis. Eine Tagereise westlich von Trinakria ist schon die Enge des Hercules (Straße von Gibraltar), das Ende der Erde, wo der Riese Atlas das Himmelsgewölbe auf den Schultern trägt. Libyen ist von fabelhaften Völkern bewohnt, Aegypten mit der Wunderstadt Theben ein ferner Nebelstreif; nur die schlauen Krämer und Piraten von Sidon treten den Hellenen in unheimliche Nähe.

Ein so fähiges und bewegliches Volk wie die Griechen machte auch in geographischen Kenntnissen rasche Fortschritte. Die griechischen Colonisationen in Kleinasien, an der Südküste des Pontus, in Sicilien, Süditalien, Gallien erweitern den griechischen Erdhorizont. Die ältesten philosophischen Schulen legen eine Theorie vom Weltall und der Erde weiteren Untersuchungen zu Grunde. Anaximander um 620 soll die erste Himmelskugel und Landkarte gezeichnet haben. Der Milesier Aristagoras, der die Spartiaten zum Kriege gegen die Perser bewegen will, zeigt diesen eine Karte oder Erdtafel (χάλκεος πίναξ). Milet ist damals überhaupt Mittelpunkt geographischer Studien. Wichtig und hervorragend bedeutsam für geographischen Fortschritt ist besonders Herodot von Halicarnaß, der „Vater der Geschichte," um 450, der neun nach den Musen benannte Bücher schrieb, in denen der geschichtliche und geographische Stoff ungesondert in reicher Fülle vorhanden ist. Als Augenzeuge (denn er war selbst zum Dnepr und der Donau, durch einen großen Theil Asiens bis nach Aegypten, Libyen und Cyrene gereist) und vom Hörensagen berichtet er, was damals von der Erde bekannt war. Er kennt Aegypten und Libyen genauer als Asien und Europa. Carthago wird nicht erwähnt. Von Asien ist ihm das Terrain bis zum Indus und Araxes, wenn auch nicht in allen Theilen genau, bekannt; er nennt die Völker des Xerxes vom Jaxartes und Tanais bis zum Nil und vom Ister bis zum Indus; im Mittelmeere reicht sein Blick bis zu den Säulen des Hercules und schweift über diese hinaus bis zu den Kassiteriden. Rom wird von ihm nicht genannt; im Norden bezeichnet er die Scythen und Sarmaten und hat vielleicht Kenntniß von den Goldminen des Altai. Das schwarze Meer zieht er, wie die bewohnte Erde überhaupt, von Westen nach Osten ungebührlich in die Länge; dem Asowschen Meere giebt er eine ungeheure

Ausdehnung. Eine Menge von Fabeln und Irrthümern bilden den Tribut, den auch Herodot an seine Zeit zu zollen hat. Zuweilen mischt sich eine naive Selbstzufriedenheit gerade mit einem in unseren Augen colossalen Mißgriffe. „Ich muß lachen," sagt er Buch IV. Kap. 36, „wenn ich sehe, wie Viele die Erde zeichnen ohne allen Sinn und Verstand. Da lassen sie den Oceanus-Fluß rings um die Erde strömen und runden dieselbe ab wie gedrechselt. Eben so wenig kann ich begreifen, warum man die Erde in drei Theile theilte und diese nach Weibern benennt. Die Abtheilung in Europa, Asien und Libyen ist ja schon deswegen wunderlich genug, weil Europa allein an Länge von Osten nach Westen bei weitem größer ist als die beiden andern." Trotz dem ist Herodot mit Recht auch der Vater der Geographie genannt worden: in seiner Darstellung liegt die ganze Entwickelung der Wissenschaft embryonisch beschlossen. Selbst das vergleichende Princip der neuen Schule ist, worauf Ritter aufmerksam macht, in den Worten II. 33 ausgesprochen: „Ich schließe, während ich aus Ersichtlichem das Unbekannte abnehme."

Nach Herodots Zeiten lassen sich Viele nennen, welche durch Entdeckungsfahrten und Reisebeschreibungen (für welche der Name *περίπλους* üblich), durch Hypothesen über das System der Welt, die Gestalt der Erde u. s. w. die griechische Erdkunde bereicherten. Der einzige Pytheas von Massilia (Marseille) möge namentlich Erwähnung finden, der, ein Zeitgenosse Alexanders d. Gr., die westeuropäischen Küsten bis Britannien befuhr, ein äußerstes nördliches Thule nennt, „wo weder Luft noch Wasser rein geschieden wären, sondern ein Gemisch bildeten, worin man nicht fahren könne," und ein großes Westland vermuthet. Nur Fragmente seines Periplus sind erhalten. Die ultima Thule wurde sonst meist für Island, jetzt für die größte Shetlandinsel oder eine der Lofodden gehalten. Eine schon großartige Weltanschauung oder Weltahnung setzt die Stelle in Platons Phädros voraus: „Wir, die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Herkules wohnen, haben nur einen kleinen Theil der Erde inne, in dem wir uns, wie Ameisen um einen Sumpf oder Frösche um das Meer angesiedelt haben." Vornehmlich erweiterte sich der Blick der Griechen aber durch die Kriege Alexanders des Großen 334—323 bis zum Indus, der Insel Taprobane (Ceylon?, und dem östlichen Volke der Serer, vielleicht die Chinesen. Durch die Gründung von Alexandria wurde er auch für die spätere Entwickelung der Geographie im entfernteren Sinne wichtig. Wie überhaupt schulmäßiger Betrieb der Wissenschaften und ihre schulmäßige Form in Alexandria in Gang gekommen sind, so auch für die Geographie. Alle geographischen Resultate, die vorlagen, sammelte der alexandrinische Bibliothekar Eratosthenes aus Cyrene 276—194 v. Chr. in seiner um 220 geschriebenen und in drei Bücher getheilten *γεωγραφική*. Nur Fragmente des wichtigen Werkes sind vorhanden, welches die Entfernungen der geographischen Hauptlocalitäten astronomisch

nach der Stellung der Erde zur Sonne und durch Messungen bestimmte. Das bedeutendste geographische Werk nach Eratosthenes Zeit ist die in siebzehn (fast vollständig erhaltene) Bücher getheilte Geographie (γεωγραφικά) des Strabon aus Amasea in Cappadocien, der unter Tiberius schrieb. Er hatte einen beträchtlichen Theil des Römerreichs mit eigenen Augen gesehen, „von Armenien bis an die tyrrhenischen Küsten, vom Euxinus bis an die Grenze Aethiopiens", und schrieb in seinem dreiundachtzigsten Jahre sein Riesenwerk, das an Mannigfaltigkeit des Stoffes, interessanter Darstellungsweise und Großartigkeit des Planes die Arbeiten der Vorgänger überragt. Das nördlichste ihm bekannte Land ist Skythia oder Keltika, das östlichste India, das südlichste Aethiopia, das westlichste Iberia. Er kennt den Albis, Rhenos, Ganges und das kaspische Meer, letzteres — für die älteste Zeit wichtig — als einen Busen des nördlichen Meeres; Thule verwirft er und setzt dafür Jerne (Irland), von dem er noch eine falsche Vorstellung hat. Der Seeweg nach Indien um Afrika herum, dessen weite südliche Erstreckung ihm unbekannt geblieben ist, gilt ihm ohne Bedenken als ausführbar, nur daß das Meer eine bedeutende Breite hat, und die Existenz des großen Landes im Westen steht bei ihm als eine nothwendige Hypothese da. Der große Forscher ahnt sogar schon die Existenz eines Festlandes zwischen dem westlichen Europa und Asien, und vermuthet, wie mit dem Blicke eines Sehers, „daß nicht bloß einzelne Felsmassen, oder kleine und große Inseln, sondern ganze Continente können emporgehoben werden." Welch großen Fortschritt sein Werk auch repräsentirt, so blieb es doch, worauf besonders Humboldt hinweist, bis in das fünfte Jahrhundert n. Chr. fast unbenutzt und ohne wesentlichen Einfluß auf das allgemeine geographische Bewußtsein.

Die Reihe der alten griechischen Geographen schließt Claudius Ptolemäus aus Ptolemais oder Pelusium, der 161 n. Chr. zu Alexandria starb. Sein Geist umfaßte die ganze mathematisch-physikalische Bildung der damaligen Zeit, doch wird die Periode der Büchergelehrsamkeit zugleich durch den Umstand bezeichnet, daß Ptolemäus schrieb ohne gereist zu sein. Seine γεωγραφικὴ ἀφήγησις in acht Büchern, nach seinen eignen Worten nur ein Auszug aus dem Werke des Marinus von Tyrus, enthält ein Namenverzeichniß der Länder und Städte mit Angabe ihrer Länge und Breite; die μεγάλη σύνταξις τῆς ἀστρονομίας in dreizehn Büchern enthält das erste förmliche System der astronomisch-mathematischen Geographie. Die Meridiane zieht er von 5 zu 5 Graden, während er die Breitengrade zwar parallel mit dem Aequator, aber in unregelmäßigen Abständen von einander durch Hauptorte legt. Indessen vergrößert er noch sehr stark die Längen, indem er z. B. das Mittelmeer um 20 Grade länger macht als seine wirkliche Ausdehnung beträgt, so daß Columbus, welcher besonders auf Ptolemäischen Studien fußte, den Westweg nach Indien für viel kürzer hielt als es sich wirklich erwies. Gleichzeitig aber dehnt er den schmalen

Nordrand weiter nach Norden, und Afrika weiter als seine Vorgänger nach Süden aus. Schweden und Norwegen kennt er nicht. Obgleich er die Serer notirt, so hat er doch von dem Osten Asiens eine sehr unvollkommene Kunde. An der Ostküste Afrikas reicht sein Auge bis zum 10. Grade südlicher Breite, noch nicht bis Madagascar, während die Westküste ihm so unbekannt wie seinen Vorgängern bleibt. Dagegen gewinnen Iberien, Gallien, Albion durch ihn eine richtigere Gestalt, nur daß er letzteres in seiner Ausdehnung von Norden nach Süden zu kurz faßt. Juvernia (Irland) stellt er nicht mehr, wie Eratosthenes und Strabon, nördlich, sondern westlich von Albion dar, wenn auch mit diesem in gleicher Ausdehnung vom Süden nach dem Norden, dessen äußerstes Land bei ihm wieder Thule, vielleicht eine shetländische Insel, ist. Die deutsche Nordküste bis zum Albis stellt er richtiger als Plinius und Tacitus dar, aber Scandinavien liegt für ihn noch in der Dunkelheit, wogegen ihm die südliche Küste der Ostsee, die er nicht als einen Meerbusen kennt, ziemlich richtig vor Augen steht. Die Ostküste Libyens verlängert sich im Süden nach Osten, wie die asiatische von Hinterindien an nach Westen. Der indische Ocean ist demnach ein Binnenmeer, das auch im Süden von einer Küste geschlossen ist. Die 27 Karten rühren höchst wahrscheinlich nicht von Ptolemäus, sondern von Agathodämon her. Nicht aber in dem bisher Gesagten ruht die eigentliche Bedeutung des genialen Alexandriners, sondern in dem unter allem astrologischen Beisatz ausstrahlenden Gedanken, daß die Verschiedenheiten der Nationen nach Leibesbeschaffenheit, Lebensgewöhnung und allgemeinen Charakterzügen von den physikalischen Verhältnissen abzuleiten seien, unter denen sie sich entwickelt haben — ein Gedanke, der erst 1700 Jahre später von der Wissenschaft wieder aufgenommen wurde. Die Geographie des Ptolemäus hat Strabons Einfluß bis an das Ende des Mittelalters hin gebrochen: sie war der Leitfaden der Reisenden und die Summa geographischer Weisheit.

Die Römer haben durch den Aufbau ihres Weltreichs, welches fast den ganzen damals bekannten orbis terrarum umspannte, den geographischen Horizont bedeutend erweitert. Für die wissenschaftliche Bearbeitung des so gewonnenen Materials haben sie wenig gethan und stehen auch hier ganz auf griechischen Schultern.[1]) Der aus Spanien gebürtige Pomponius Mela schrieb um 40 n. Chr. sein Compendium de situ orbis; das große Werk des älteren Plinius, die **naturalis historia**, „das großartige Unternehmen einer Weltbeschreibung, aus welcher hernach eine Art von Encyklopädie der Natur und Kunst

1) Ein Lebensbild geographischer Studien unter den Gebildeten Roms bei Propertius, Eleg. IV. 3, 35 fg.

(Ich) lerne dann auch, wo das Ziel des Siegs, der Araxes, sich wendet,
Wie viel Meilen das Roß dürstend des Parthers durchrennt;
Präge das Bild von den Ländern mir ein, das bunt mir die Karte
Zeigt, und wie weise der Gott alle die Welten gereiht,
Wo vor Kälte die Erde erstarrt, wo stäubet vor Hitze,
Welcherlei Wind das Schiff gut nach Italien treibt.

wurde,“ enthält vom zweiten bis fünften Buche Kosmographie und Geographie. Treffliche Bilder in engem Rahmen geben Cäsar in den Büchern vom gallischen Kriege über gallische, germanische und britische Stämme, Tacitus in der Germania von Deutschland, in Agricola's Leben von Britannien. Dem praktischen Sinne des Volkes entsprechen die Itinerarien der Kaiserzeit, topographische Entwürfe des römischen Reichs, zunächst für militärischen Gebrauch. Die sogenannte Peutingersche Tafel ist unter ihnen das bedeutendste. Sie hat ihren Namen von dem Augsburger Advokaten Conrad Peutinger († 1547), der sie aus einem Kloster zu Speier seinen Bücherschätzen einverleibt hatte.

Die Erkenntniß des Weltganzen hatte im Alterthume vier Hauptepochen durchlaufen. In die erste fallen die Versuche der Phönicier, aus dem Becken des Mittelmeeres gegen Osten nach dem Pontus und Phasis, gegen Süden nach Ophir und den tropischen Goldländern, gegen Westen durch die Hercules-Säulen vorzudringen. Die zweite Epoche bilden die Kriege des großen Alexander, die dritte das gelehrte Zeitalter der Ptolemäer, die vierte die römische Weltherrschaft.

„Mit der Völkerwanderung (375) und dem Untergange des abendländischen Reiches (476) tritt für einen großen Theil der schon bekannten Erde eine große Verwirrung ein — es erscheinen längere Zeit nur ephemer existirende sogenannte Reiche, für welche die Geographie keine Grenzen und keine eigentlichen Karten, kaum Namen aufzuweisen hat; Eroberungs-Complexe ohne Arealbestimmung und ohne alle statistische Regelung. — Undurchdringliches Dunkel überzieht von Neuem den Erdkreis von allen Seiten her und nach allen Seiten hin. Der plumpste Aberglaube und jede Abgeschmacktheit von Erzählung über ferne und fremde Gegenden, die eigentlich niemand mehr kannte, fand willige Hörer; anstatt Uranographie und Geographie werden daher Schilderungen und Wunderbeschreibungen über Himmel und Erde verbreitet.[1]) Und wie konnte es bei der gänzlichen Zerstörung, Umgestaltung und vielfach versuchten Neubildung des geographischen Tableaus des Alterthums, bei Verdrängung, Aus- und Einwanderung so vieler, großer Völkermassen auch anders sein! Einzelne, früher sehr bekannte Länder und Regionen der an sich noch nie ganz gekannten alten Welt traten sogar eine Zeit lang wieder ganz heraus aus dem geographischen Horizonte — namentlich wird ein großer Theil Asiens, in welchem die historische Geographie längst schon und früher vorzugsweise ergiebigen Boden gefunden hatte, wieder in Nacht und Nebel gehüllt und völlig in Ver-

1) Ein schlagendes Exempel bietet Prokop vom Gothischen Kriege 4, 20. Hundert Jahre sind etwa verflossen, seit die römischen Legionen Britannien verlassen: und was weiß der Byzantiner zu erzählen? Brittia wird durch eine Mauer in eine Ost- und Westhälfte geschieden. Auf der Ostseite ist alles normal: auf der Westseite giebt es so viele Vipern, Schlangen und giftige Thiere, die Luft ist so pestilenzialisch, daß ein Mensch, der über die Mauer in diesen Westen steigt, sogleich todt niederstürzt. Noch mehr! Prokop erzählt, was seiner eigenen Meinung nach Fabel ist, was er aber doch von Unzähligen gehört hat. Nach der Westseite werden die Seelen der Todten gefahren. Sie klopfen Fischer und Bauern die Nacht aus dem Schlafe und lassen sich von ihnen in jenes Westland rudern.

gessenheit gebracht. Geographische Zersplitterung und Zerrissenheit, unstätes Hin- und Herziehen, Entstehen und Vergehen macht demnach den Charakter des Zeitalters der Völkerwanderung aus — diese Zeit war mit ihren geographischen Erscheinungen einer laterna magica vergleichbar — bunte wechselnde Gruppen zogen gleich den Bildern der Zauberlaterne über die rings umschleierte dunkle Erde — das in Trümmer aufgelöste römische Westreich ward auch geographisch vernichtet — von andern Erdtheilen war nichts mehr zu hören — um Fremdes kümmerte sich nur die ungebildete, leichtgläubige Neugierde." [1])

Vergleichungsweise mit dem Alterthume war es jedoch für die geographische Entwickelung während der nun folgenden Zeit des Mittelalters wichtig, daß nicht alles, was auf die Geographie des Alterthums Bezug hatte, verloren gegangen war, sondern mit eintretender Ruhe bequem benutzt werden konnte; ferner daß in den einzelnen Hauptabschnitten des Mittelalters gleichzeitig mehrere Nationen für die Erforschung der Erde, wenn auch nur gelegentlich und nebenher, thätig waren.

Die Araber schlossen durch ihre Eroberungen ganz neue Theile der Erde auf, und die Pilgerfahrten nach Mecca, die Handelszüge nach Indien, China und den afrikanischen Küsten, vermitteln die Bekanntschaft sonst weit getrennter Völker mit einander. Das geographische Wissen wächst vornehmlich nach zwei Seiten hin. Im Osten von Asien erscheinen Tibet, China und das Land der Mongolen bestimmter: in Afrika dringt mit dem Islam auch geographische Kunde tiefer ein. Die afrikanische Ostküste war den Arabern bis Sofala und Madagascar, die Westküste mindestens bis Cap Bojador bekannt. Bagdad und die übrigen Capitalen des Chalifats waren Sitze auch geographischer Wissenschaft. Die Schriften des „Badolema" in der arabischen Uebersetzung waren im Mittelalter viel früher bei den Europäern bekannt, als die griechischen Originale des Ptolemäus. Masudi im zehnten Jahrhundert ist der Herodot des Orients, die „goldenen Wiesen" sein Plinius. Edrisi, irrthümlich der nubische Geograph genannt, schrieb 1153 in Sicilien seine „geographischen Ergötzlichkeiten" zur Erläuterung eines silbernen, 800 Mark schweren Globus, den sich König Roger I. von Sicilien hatte machen lassen. Nach der namentlich in Ansehung der Berge, Flüsse und Meere und ganz besonders des großen, südlich von Asien mit Afrika zusammenhängenden Südlandes höchst wunderlich entworfenen Weltkarte, wurden bis zum Ende des 15. Jahrhunderts fast alle Erdkarten angefertigt. Abulfeda war ein Fürst in Syrien und Nachkomme Saladins, welcher 1331 starb. Sein geographisches Werk, zuerst 1838 in Paris herausgegeben, bezieht sich vornehmlich auf

1) Heinze in den „Materialien zur comparativen Geographie," einer Abhandlung, die in den engen Grenzen eines Schulprogramms (Gorlitz 1855. Hch. Bürgerschule) viel Lesenswerthes enthält.

Aegypten, Arabien und Syrien, ohne den Blick über wesentlich neue Gebiete zu erweitern. Sechzig andere Geographen sind von ihm benutzt. Leo von Granada um 1500 ist der dritte bedeutende Geograph der Araber.[1]) Neben den descriptiven und mathematischen Geographen der Araber sind Reisebeschreiber zu erwähnen. Ebn Haukal um 950 und Ebn Batuta um 1330 sind die berühmtesten.

Die germanisch-christliche Welt, mit der muhamedanischen lange Zeit nur stellenweise in Berührung, bewegt sich auf einem geographisch schon mehr bekannten Terrain, zählt jedoch — von den Erweiterungen der Erdkunde durch Missionen abgesehen, bei denen „der Geograph zur wissenschaftlichen Ernte dem Priester und Propheten folgt" — in ihrer Familie ein Volk, das erst spät zur Ruhe gekommen, auf den verschiedensten Schauplätzen aufgetreten ist. Das sind die Normannen. Mit den Arabern, mit denen sie sich später berührten, haben sie das wild hinstürmende, unruhig umherschweifende, abenteuernde Lebenselement gemein. Die Fahrten durch die Mitte des stürmischen Oceans bezeugen ihre Kenntniß im Steuern, und der Gebrauch der Segel ihre Kunst, auch mit halbem Winde zu fahren. Statt des fehlenden Compasses mußten ihnen Wodans Raben mit ihrem Fluge dienen. Ihre im 8. Jahrhundert beginnenden Fahrten nach Island, Grönland, Labrador, bis an den St. Lorenz und Hudson werden uns noch später beschäftigen. Aber wenn wir auch von dieser ersten Entdeckung Amerikas absehen, da sie geographisch ganz ohne alle Folge blieb und wieder gänzlich in Vergessenheit kam, bleibt den Normannen das Verdienst und der Ruhm, eine ganz neue Abtheilung der alten Welt in den geographischen Horizont der Erdbewohner zuerst eingeführt zu haben — nämlich den Norden von Europa.

Die muhamedanische und die christliche Welt treffen in den Kreuzzügen im 12. und 13. Jahrhundert zusammen. Unter den unermeßlichen Folgen dieser großartigen Periode deuten wir auf die für unsere Untersuchung wichtigen hin. Der Anschauungskreis der Welt im Allgemeinen erweitert sich, die bisherige Abgeschlossenheit der Völker wird durchbrochen, die Kunde des Orients gewinnt an Ausdehnung und Sicherheit, Unternehmungsgeist und Reiselust nehmen einen neuen Aufschwung. „Tausende hatten mit eigenen Augen gesehen, was man ihnen bisher immer nur beliebig beschrieben und wovon man erzählt hatte, wie es dem Erzähler zweckdienlich schien. — Ein Sinn, ein Geist wurde heraufbeschworen, der bei allem Schlimmen, das er anrichtete, doch allein später nur fähig war, den Schleier von der zweiten Hälfte der westlichen Hemisphäre unseres Erdballs hinweg zu ziehen,

1) Unter orientalischen Manuscripten, welche Dr. Sprenger in Calcutta gesammelt und der König Friedrich Wilhelm IV. für die Berliner Bibliothek angekauft hat, befindet sich die bisher unbekannte Geographie des Arabers Ahmed Moquaddasi. Carl Ritter erklärt sie für das lehrreichste Werk über Erdkunde, das in der arabischen Sprache existirt.

deren Dasein seit der Annahme von der Kugelgestalt der Erde theoretisch wohl behauptet werden konnte, während sie in Wirklichkeit noch ganz außerhalb des geographischen Horizonts lag und trotz der früher erwähnten Entdeckung Grönlands durch die Normannen noch völlig terra incognita war."

Und vor Allem bleibt der durch die Kreuzzüge hervorgerufene Fortschritt des europäischen Handels zum Welthandel zu erwähnen! Der Handel läßt keine träge Isolirtheit zu, er sucht Abzugskanäle und Märkte für seine Waaren; er ist der wahre Pfadfinder für die Geographie. Nach den Kreuzzügen bilden sich in Europa zwei weit gedehnte Handelskreise aus. Den Mittelpunkt des nördlichen bildet die Hansa mit dem Vororte Lübeck, von der eine genauere Kenntniß der Ostseeküsten ausgeht — den südlichen die großen italienischen Seestädte. Venedig und Genua,[1] Pisa und Amalfi, entsenden ihre Schiffe — seit dem 12. und 13. Jahrhundert mit dem Compaß ausgerüstet — an die asiatischen und afrikanischen Gestade des Mittelmeeres und seiner Nebenmeere und dringen von da auf Karawanenwegen in das Innere des Orients. Diesen großen Handelsstaaten schließen als unternehmende Seefahrer sich noch die Catalonier an. Nach den neuesten Forschungen unterliegt es keinem Zweifel, daß sie schon ein halbes Jahrhundert vor den Portugiesen Cap Bojador umsegelten und bis zum Rio d'Ouro gelangten.

So an der Grenze des Mittelalters angelangt, werfen wir nochmals einen Blick rückwärts auf einzelne bedeutende Namen im Gebiete der geographischen Beschreibung, welche noch in jenem Alter meist mit eigener Anschauung Hand in Hand geht. Kosmas Indikopleustes, früher ägyptischer Mönch, dann ein vielgereister Kaufmann, zwischen 530—550, erweitert zwar in seiner τοπογραφικὴ χριστιανική die Kenntniß von China, vertheidigt aber besserem Wissen gegenüber die Erde als viereckige, von erhabenem Rande umgebene, vom Firmamente überdeckte Scheibe. Um 750 schrieb der Geographus Ravennas, ein unbekannter Gothe, sein Reisewerk, von dem Auszüge vorhanden sind. Gervasius Tilberiensis schrieb für Otto IV. Otia imperialia, in welchen auch geographisches Wissen vorgetragen wird. Die bedeutendste Erscheinung, ein Stern erster Größe am Himmel geographischer Forschung, ist der Venetianer Marco Polo, „der größte Landreisende aller Jahrhunderte," der Herodot des Mittelalters. Er hat mit seinem Vater Nicola Polo (der schon vorher 19 Jahre im Orient gewesen) 25 Jahre lang 1270—1295 theils am Hofe des mongolischen Großchans Kublai verweilt, theils von da aus Reisen bis Indien und China hin, wohin kein Europäer gedrungen war, gemacht, und sein wahrheitgetreuer Reisebericht (der zuerst 1496 in Ve-

---

1) Ob der Sage, daß die beiden Genueser Tedisio Doria und Ugolino Vivaldi schon am Ende des 13. Jahrhunderts eine Reise um Afrika nach Ostindien wagten, aber nicht zurückkamen, eine bestimmte Thatsache zu Grunde liege, ist schwer zu ermitteln.

nedig gedruckt ward) hat Ostasien erst in den geographischen Gesichtskreis eingeführt und giebt von Japan die erste Nachricht.[1])

Die bedeutendsten systematischen Werke des spätern Mittelalters sind: des Albertus Magnus Liber cosmographicus s. de natura loci, um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschrieben; Roger Baco's, des Doctor mirabilis, Opus majus von 1270, und G. Reisch, Priors in der Karthause zu Freiburg, Margarita philosophica, eine encyklopädische Darstellung sämmtlicher Wissenschaften, unter welchen auch die Kosmographie ihre Stelle hat, 1503.

Eine großartige Epoche führten nun die beiden Jahrhunderte herauf, welche mittlere und neuere Welt in einander überleiten. Da von ihren Unternehmungen in anderm Zusammenhange ausführlich gesprochen werden muß, kommt es uns hier nur auf den Gesammtüberblick und Totaleindruck an.

Als sollte der Blick auf Himmel und Erde zugleich an Klarheit und ein weiteres Gesichtsfeld gewinnen, erfuhr im 16. Jahrhundert durch Copernicus die Vorstellung vom Weltgebäude, für welche bisher das Ptolemäische System gegolten hatte, eine vollständige Umwälzung und Berichtigung. Aber schon ein Jahrhundert früher hatte die genauere Erforschung der Oberfläche des Planeten, den der Weise von Frauenburg aus dem Mittelpunkte der Welt gerückt, begonnen und zwar in ganz anderer Weise als bisher geschehen war. Alles was bisher für geographische Entdeckung und Erforschung erfolgte, war fast ausschließlich die Sache des gelegentlichen Ungefährs, stand vereinzelt: seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt eine planmäßig beabsichtigte, gleichsam systematisch betriebene Entdeckung im Ganzen und Großen. Die großen italienischen Handelsrepubliken, deren Glanz erbleicht, vermachen gleichsam andern Nationen ihren Unternehmungsgeist. Ihr alter Ruhm geht dadurch in die Neuzeit über, daß ein Venetianer, Aloise da Cadamosto, den Portugiesen den Weg nach Indien zeigte[2]) und der Genuese Colombo für Spanien eine neue Welt fand.

So war von schon viel längerer Zeit, als man bisher angenommen, doch besonders seit dem Infanten Heinrich dem Seefahrer der Entdeckungstrieb der damals so rührigen und strebsamen Portugiesen auf Afrika gerichtet. Die Auffindung von Porto Santo 1418 ist das erste Resultat ihrer Expeditionen, die zuerst schüchtern, dann immer beherzter an dem Westrande Afrikas nach Süden hin vorschreiten. Aber auch die deutsche Nation ist bei den afrikanischen Entdeckungen vertreten. Martin Behaimb, geb. zu Nürnberg

1) Göthe Westöstlicher Divan: „Dieser vorzügliche Mann steht allerdings obenan. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weit ausgreifenden Wanderers höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, des Ungeheuren in uns aufzuregen."

2) Wie auch der Venetianer Caboto in englischen Diensten 1497 zuerst auf Labrador den amerikanischen Continent betrat.

1430, hat durch sein feineres, auch auf der See brauchbares Astrolabium erst die weiten und kühnen Entdeckungsfahrten der Portugiesen möglich gemacht, und im Dienste Portugals 1484 die Küste von Congo mit aufgefunden und befahren.[1]) Im Jahr 1486 ist das Cap der guten Hoffnung erreicht, 1498 befährt Vasco de Gama auch die Ostküste und gelangt nach Calicut an der indischen Küste Malabar. Die Randentdeckung Afrikas war vollendet, der Seeweg von Europa um Afrika herum nach Indien gefunden, die Gestaltung der Landmasse auf der östlichen Hemisphäre zur Klarheit gekommen. ✗

Und inzwischen war schon der Riesenkörper der westlichen Halbkugel, die neue Welt, durch den von Spanien ausgesandten Genuesen Cristoforo Colombo, oder Cristoval Colon, wie die Spanier ihn nennen (auf den Behaimb jedenfalls Einfluß geübt[2]), am 12. October 1492 mit der Insel Guanahani aufgefunden. Neben mehreren andern Inseln hat Colombo auf seiner vierten Reise an der Mündung des Orinoco auch das Festland von Amerika berührt. Eine Menge von Entdeckern und Eroberern (Conquistadores) folgt seinen Spuren. So wie früher halb Europa sich auf den Orient geworfen hatte, um das Grab des Erlösers zu befreien, so wälzte sich nun eine Flut von Abenteurern nach der andern auf das neue gelobte Land im Westen, welches allen Begierden Befriedigung versprach. Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer betheiligten sich an der immer vollständigeren Entdeckung und Besetzung von Amerika, das bis auf seine Nordregionen gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit seinen Küstenrändern in den lichten Kreis geographischer Kunde getreten ist.

Im Mittelalter, bemerkt C. Ritter, hatte der blinde Trieb oder der Instinct der Völker, seines Zieles sich selbst mehr unbewußt, hatten die Bedrängnisse oder die Leidenschaften der Nationen Einfluß auf den Fortschritt der Entdeckungen ausgeübt. In den letzten Jahrhunderten stehen die einzelnen Fortschritte mit den Schicksalen ganzer Völker und Staaten in geringerer directer Beziehung: destomehr mit der Geschichte ihrer Individuen, mit dem Fortschritt der Industrie, des Handels, der Künste, der Wissenschaften und ihrer Studien überhaupt. Fast unter allen Völkern sind es die Individuen, die nun die großen Fortschritte herbeiführen, welche dem Gemeinwohl der Völker, der Staaten, und allen Zeitgenossen, wie der Nachwelt, zu gute kommen: von Columbus bis auf Cook, den Entdecker der Südwelt, und bis auf Alexander von Humboldt, den wissenschaftlichen Wiederentdecker Amerika's.

---

1) König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter; er starb 1506 zu Lissabon. Der von ihm 1492 gefertigte Globus wird noch in Nürnberg gezeigt.

2) A. Ziegler hat in seiner Schrift über Martin Behaimb bewiesen, daß dieser berühmte Kosmograph jedenfalls Columbus in seinem Plane, nach Westen zu segeln, bestärkt und wesentlich zur Ausführung desselben beigetragen hat. Somit ist Behaimb für die Entdeckung von Amerika von wesentlichem Nutzen gewesen, und der deutschen Wissenschaft kommt die Ehre zu, jenen berühmten Seefahrern Columbus, Vespucci, Vasco de Gama u. A. die Möglichkeit an die Hand gegeben zu haben, sich weiter in den Ocean hinaus zu wagen.

Colon hatte das neu entdeckte Land noch für den östlichen Theil von Indien gehalten; bald sollte dieser Irrthum schwinden und die Composition der westlichen Halbkugel in neuer und ungeahnter Weise zu Tage kommen. Der Spanier Balboa erblickte von einem Berggipfel der Landenge von Panama am 25. September 1513 zuerst den großen Ocean. Schon 1519 unternahm der Portugiese Fernando de Magelhaens in spanischen Diensten die erste Erdumsegelung. Den 20. September 1519 segelte er mit fünf Schiffen aus, überwinterte an der südlichen Küste von Amerika von Ende März 1520 an, entdeckte die nach ihm genannte Straße, durchsegelte den Ocean, der von ihm den Namen des Stillen erhielt, fand am 6. März 1521 die ersten Australinseln, den Archipel der Ladronen oder Marianen, dann die Philippinen. Auf einer derselben, Matan, fand er in einem Gefechte mit den Eingebornen am 26. April sein Ende. Sebastian Cano führte die Expedition weiter und gelangte zum größten Erstaunen der Portugiesen am 8. November zu einer der Molukken. Am 7. September 1522 lief er in St. Lucar ein. In dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts hatten spanische Seefahrer auch Inselgruppen südlich vom Aequator und dem Continent aufgefunden. Nun lösen sie die Holländer in der weiteren Auffindung des fünften Inselwelttheiles ab, der zu Ende des Jahrhunderts wenigstens einem beträchtlichen Theile nach aus seinem Dunkel hervorgetreten ist. Viele der noch weißen Stellen auf dem Kartenplane hat hernach England ausgefüllt. Die Namen William Dampier 1688—1699 und James Cook, der 1768—1779 dreimal die Erde umsegelte, sind hier vor Andern zu nennen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lagen noch drei größere Regionen der Erdkugel in völligem Schatten: das Innere von Afrika, die polarischen Zonen und das Innere des Austral-Continents. Diese Strecken bilden auch noch jetzt die Aufgabe der Forschung, aber die Erreichung des Zieles wird durch das gewährleistet, was bis jetzt schon erreicht ist. Für Afrikas Erforschung macht die Gründung der African Association zu London 1788 Epoche. Von ihr ging eine Reihe von unternehmenden Männern aus, welche von verschiedenen Punkten aus über die afrikanischen Randgebirge hinüber und zum Theil gerade durch die Wüste hindurch in das Innere eindrangen. (Mungo Park, Clapperton u. A.). Außer denen, welche von London ausgesandt wurden, haben auch andere Nationen in neuester Zeit verdienstvolle Männer aufzuweisen, welche ihre Wissenschaft, Kraft, Vermögen und selbst ihr Leben dieser großen Aufgabe weihten. An die Namen Barth, Overweg, Vogel, Livingstone, Krapf, Rebmann, v. d. Decken, Speke, Grant u. A. knüpft sich vornämlich eine in dem letzten Jahrzehnt gewonnene Kenntniß des Sudan, des südlichen Binnenafrika und des obern Nilgebietes. Der Australcontinent ist jetzt schon mehrmals in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden

durchkreuzt. Die ebenfalls von England, besonders seit 1818 ausgeschickten Nordpolexpeditionen haben das nördliche Eismeer aufgeschlossen, die Amerika angelagerte polarische Inselwelt aufgehellt und selbst die nordwestliche Durchfahrt aufgefunden. Franzosen, Engländer und Nordamerikaner haben seit 1822 auch die Südpolarzone durchforscht und den neuen antarktischen Continent aufgedeckt, und die auf den stillen Ocean gerichtete Politik der Vereinigten Staaten zieht auch dieses ausgedehnteste Wasserbecken des Erdballs immer mehr in den Kreis der Culturentwickelung, also daß „sich die von Europa nach Ost und West ausgegangenen Culturwellen jetzt auf der andern Seite des Erdballs berühren.“

Sehen wir nun zu, wie sich die geographische Wissenschaft der neueren Jahrhunderte des so reich angewachsenen Materials bemächtigt und die Masse der gewonnenen geographischen Entdeckungen in eine Ordnung, in ein System gebracht hat.

Die Reiseberichte und die ihnen nachgeschriebenen Werke aus der Eroberungszeit des 15. und 16. Jahrhunderts erinnern noch lebhaft an die abenteuerlichen und ausgeschmückten Periplen früherer Zeiten. Doch ist sichtlich allenthalben ein ganz neues und eifriges Interesse für die Darstellung der Erdkunde erwacht. Unter deutschen Werken, welche dieser Richtung ihren Ursprung verdanken, nicht aber weiter auf ausgedehnter Autopsie beruhen,[1] nennen wir die drei wichtigsten: die 1524 erschienene Cosmographie des Peter Apianus, das zuerst 1534 gedruckte „Weltbuch: spiegel und bildtniß des gantzen erdbodens“ von Sebastian Frank, und Sebastian Münsters, des neuen Strabo, „Cosmographey oder Beschreibung aller Länder, Herrschaften und fürnemesten Stätten des gantzen Erdbodens, sampt ihren Gelegenheiten, Eygenschafften, Religion, Gebreuchen, Geschichte und Handlungen u. s. w.“, in 6 Bücher getheilt und zu Basel 1555 erschienen. Vorauf geht ein Atlas, und in den Text sind viele Holzschnitte eingedruckt. In der an Gustav Wasa gerichteten Widmung ist Münster überzeugt, ein Werk geliefert zu haben, „daß vor ihm keiner underftanden hat in sollicher gestallt, vnd in Teutscher Zungen. Dann das Argument streckt sich gar weit. Ich hab hie ein Compendium vnn kurtzen Begriff von allen Ländern des Erdtrichs dem gemeinen Mann wöllen fürschreiben, sich darinn mit lesen zu erlustigen, vnn den Gelehrten ein Weg anzeigen, wie man nach so viel Teutschen Chronographien, auch gar nützliche Cosmographien schreiben möchte, wie ich dann solches vor achtzehen jaren hab vnderstanden vnd angefangen mit diesem Werck, nachgefolgt dem Hochgelehrten Mann Straboni.“ Die beiden großen Kosmographen des 16. Jahrhunderts schrieben in naturwüchsiger Frische

1) Sebastian Münster in der Vorrede zur Cosmographey: „Ich darff sagen, daß ein wohlbelesner vnn verstendiger Mann etwann mehr weißt zu sagen von einem frembden Land, darein er doch nie kommen ist mit seinem Leib, dann mancher grober Mensch der gleich wol solches Land durchwandlet hat, aber keiner Dingen acht gehabt.“

und Naivetät, getragen und gehoben von der Begeisterung eines Jahrhunderts der Entdeckungen und Seefahrten. Fabel und Wirklichkeit schwimmen noch in einander. Die Behandlung leidet an großer Ungleichheit, je nachdem die Quellen flossen oder die Berichte eingingen. Von Systematik und Gruppirung ist wenig die Rede; aber die kühnschöpferische, oft wahrhaft poetisch ausgebaute Terminologie für geographische Verhältnisse wäre noch heute beachtenswerth.

Die Geographen und Kosmographen des 17. Jahrhunderts machen keinen bedeutend verschiedenen Eindruck. Nur gebieten sie natürlich über größere Stoffmassen und beginnen einen Ballast alles Wissenswürdigen und Interessanten einzuladen, der die rein geographischen Elemente überwuchert und verdunkelt. In die Schilderung mischt sich etwas von dem Schwulst der zweiten schlesischen Schule. Wie in die Staats- und Heldenromane viel Geographisches von fremden Ländern und Zonen, so fließt in die Kosmographien Bombast aus der Asiatischen Banise. Durch den Reichthum des Inhalts ist für seine Zeit bedeutend E. W. Happel's Mundus mirabilis tripartitus oder Wunderbare Welt in einer kurtzen Cosmographie (3 dicke Quartanten) fürgestellet. Ulm 1687. „Das walt der allwaltende Schöpffer Himmels und Erden, der grosse Stiffter dieser unbegreifflichen Welt-Kunst-Kammer, welcher den Menschen darum die Augen in die Höhe gerichtet, daß sie Sein Himmels-Gezelt anschauen, und wegen dieser unbegreifflichen Schönheit den großen Schöpffer unendlich preisen, und Seine Wunder betrachten sollen; derselbe Allmächtige Gott verleihe uns Seine Gnade und Krafft, auch Lust und Verstand, daß wir diesen Außzug, oder kleinen Kern der Welt-Beschreibung zu seines H. Namens Ehre, und zu unsers Nächsten Nutzen, vollenziehen mögen. In solcher demüthigen Zuversicht greiffe ich dieses wichtige Werk mit Freuden an, und lasse meiner Feder ihren ohngehinderten Lauff." — Mit diesen Worten eröffnet Happel das umfangreiche Werk, das eine Fülle von astronomischem, physischem, statistischem, politischem und historischem Material enthält. Illustrirte Topographien (die berühmteste von Zeiller und Merian in 16 Folianten), Itinerarien, geographische Lexica sind im 17. und 18. Jahrhundert in ziemlicher Fülle an das Licht getreten.

Die Geographien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind den Wasserpoeten und Gottschedianern zu parallelisiren. Der Fortschritt der Zeit verscheucht die Fabel und setzt die Prosa der Wirklichkeit an ihre Stelle; etwaige neuere Angaben über Flächeninhalt, Häuser- und Einwohnermenge werden möglich, die ganze Darstellung ist klarer, geordneter, nüchterner, die ganze Anlage für schulmäßiges Lernen handlicher; aber zugleich ist die concrete Anschaulichkeit, die plastische Schilderung, die Frische der Erzählung geschwunden; die physische Geographie endlich liegt noch immer im Argen; ein berühmtes geographisches Dictionnaire des 18. Jahrhunderts kennt eine biblische, eine heilige, eine politi-

sche, eine fabulöse, — aber keine physische Geographie. So bleibt es, Alles in Allem genommen, zweifelhaft, ob mehr gewonnen oder verloren ist.

Neues Leben mußte in die geographische Literatur kommen, seitdem die Erdkunde mehr und mehr in den Kreis des Schulunterrichts gezogen wird. In Deutschland, wo seit dem 17. Jahrhundert auch das lesende Publikum von einer wahren Wuth nach Reisebeschreibungen erfaßt ist und vielgelesene Romane dieser Zeitrichtung entgegenkommen, führten die viel aufgelegten Handbücher von Christoph Cellarius (seit 1686 erschienen), Philipp Cluver u. A. die alte und neue Geographie in die gelehrten Schulen ein. Johann Hübner's „Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie," die bis zu seinem Tode 36 Auflagen erlebten, brachen sich mit Erfolg in den höheren Bürgerschulen Bahn. Er ist auch der Verfasser einer mehrbändigen „Vollständigen Geographie." Für eine ausführlichere wissenschaftlichere Behandlung der Geographie in Deutschland ist die „Neue Erdbeschreibung" von Anton Friedrich Büsching (geb. zu Stadthagen 1724, gestorben als Director des grauen Klosters zu Berlin 1793) ein grundlegendes Werk. Sie erschien in erster Auflage seit 1754 (nachdem 1752 eine Beschreibung von Holstein und Schleswig voraufgegangen war). Auf „vier mäßige Octavbände" berechnet, umfassen zehn Theile Europa; vom elften, mit dem Asien beginnt, hat B. nur die erste Abtheilung bearbeitet; Andere haben sein Werk fortgeführt, das zu bedeutsam ist, um uns nicht noch etwas länger zu beschäftigen. Aus Grundsatz benutzt er die früheren geographischen Handbücher nicht. „Meine Vorgänger haben einander größtentheils abgeschrieben, und die, welche solches nicht gethan, haben Hülfsmittel gebraucht, welche bekannt sind und mehreren zu Diensten stehen, etwas sehr weniges ausgenommen. Es ist erweislich, daß sie die besten Quellen entweder nicht gehabt, oder haben können, oder auch manchmal nicht mit gehörigem Fleisse und gebührender Unpartheylichkeit gebraucht; daher jedermann, welcher Erfahrung und Erkenntniß von der Erde hat, über die geringe Brauchbarkeit der bisherigen Geographien von Rechts wegen geklagt." Spätere sollen auch wiederum seine Arbeit nicht benutzen und auf eigenen Füßen stehen. Läßt sich, wie es damals schon geschehen, über das Princip streiten, so ist es doch eben so ehren- als dankenswerth, daß B. durchaus quellenmäßig arbeitete und darum „weit und breit einen kostbaren Briefwechsel unterhielt." Nach einem Vorworte über „den Nutzen der Erdbeschreibung" „eine gute Erdbeschreibung ist eine wichtige Erklärung der Lehre von der göttlichen Vorsehung und gehört also unter die nöthigsten und nützlichsten Bücher") folgt eine Einleitung in die Erdbeschreibung, welche eine Uebersicht der geographischen Entwickelung und Grundlehren der mathematischen und physikalischen Geographie enthält. Die Einzelbeschreibung beginnt mit Dänemark. Bei jedem Lande redet die allgemeine Abhandlung über den „Staat des Landes." „Zuerst handele ich ihre

Staatsverfassung in gründlicher und bündiger Kürze unparteyisch, aber vorsichtig ab. — Der Charakterisirung der Nationen enthalte ich mich ganz und gar, weil solche nicht nur sehr schwer und ungewiß, sondern auch gemeiniglich ungegründet und parteyisch ist. — Auf die allgemeine Abhandlung des Staats der Länder folgt die besondere geographische, bei welcher ich die in einem jeden Lande gewöhnliche politische Abtheilung zum Grunde lege, und die kirchliche Verfassung mit beybringe. Ich übergehe mit Vorsatz keine einzige, sowohl natürliche, als durch Kunst und Fleiß der Menschen verursachte, Merkwürdigkeit eines Landes und Orts, sondern berühre sie wenigstens, wenn ich sie gleich nicht umständlich beschreiben kann. Die Hauptstädte der Staaten beschreibe ich nach den Grundrissen, und ziemlich ausführlich, welches sie auch wohl verdienen." — Später erscheint das statistische und physische Material in eine allgemeine Einleitung zusammengezogen. Die Schwäche des großartigen Werks beruht in der physischen Geographie. Was über Gestaltung und Gliederung der Länder, über ihre Bodenconfiguration, über Flußnetze und Gebirgssysteme gesagt ist, klingt nach vollkommenem Kindheitsalter der Wissenschaft. Die ganze allgemeine Orographie von Frankreich z. B. ist in den Worten beschlossen: „Die vornehmsten Berge sind die Alpen nach Italien zu, die pyrenäischen Gebirge nach Spanien zu, und die von Sevennes und Auvergne." Die Alpen „sind eine lange Kette von Bergen, die an der Mündung des Flusses Varo anfangen und nach vielen unordentlichen Wendungen sich an dem Flusse Arsia im Histerreich endigen." Die Höhenangaben fehlen ganz oder sind noch völlig ungenau. „Die höchsten Berge in Deutschland, wie der Brocken, sollen nur 4500 Schuhe hoch sein." Desto mehr Anerkennung verdient, auch noch in unsern Tagen, die politisch-statistische Seite des Werkes, welche überall mit lebensfrischer Einzelschilderung und beständiger Beziehung zur Geschichte dargestellt ist. Das trockene Regiment der Ziffer ist bei dem allem noch überaus beschränkt. Statt des Flächeninhaltes der Länder wird meistens nur eben Länge und Breite angegeben. Einwohnerzahlen finden sich nur bei größeren Städten und werden mit Harmlosigkeit als völlig schwankend bezeichnet. München z. B. „soll auf 40,000 Einwohner enthalten." Genaue Angaben, wie sie für Berlin vorkommen, sind selten, bei den meisten Orten ist über Einwohnerzahl gar nichts beigefügt.

Bald sollte es anders werden. Gleichzeitig mit den Bänden der Büsching'schen Erdbeschreibung entstand und wuchs die Statistik. Nachdem Achenwall, Professor in Göttingen, 1748 seine theoretischen Schriften: „Vorbereitung zur Staatswissenschaft der europäischen Reiche" und „Dissertatio de notitia rerumpublicarum academiis vindicata" herausgegeben, erschien 1749 sein statistisches Hauptwerk: „Abriß der neuesten Staatswissenschaft der heutigen vornehmsten europäischen Reiche und Republiken," von dem bis 1798 sieben Auflagen folgten. Die Statistik sprach den deutschen Sinn für Genauigkeit im Allgemeinen

an, und ein gewisses pedantisch-philiströses Behagen an Zahlen und administrativen Details, das „von jeher der Ordnung Freund gewesen", fand sich noch insonderheit angenehm berührt. Lesen wir doch noch heute in einer sonst sehr brauchbaren Encyklopädie Worte, die völlig aus jener Vergangenheit heraus geschrieben erscheinen: „Von der Geographie unterscheidet sich die Statistik darin, daß jene mehr dem Oertlichen folgt und trocken das Vorhandene angiebt, die Statistik aber bei ihrem Zusammenstellen mehr einer leitenden Idee nachgeht." Doch wer wollte im Ernste die Berechtigung und Würde der Statistik in Abrede ziehen, einer Wissenschaft, der die Geographie immer viel zu verdanken haben wird! Namen, Zahlen, mathematische, logische, statistische Eintheilungen und Beschreibungen sind der Letzteren unentbehrlich, machen aber freilich nicht ihr Wesen aus. Wenn also damals die statistischen Angaben in solcher Fülle in die geographischen Lehrbücher hineingetragen wurden, daß sie die eigentlichen geographischen Elemente immer mehr verdrängten, so ist das als eine Verirrung zu beklagen, welche bittere Frucht gebracht hat. Bei der noch immer dauernden Vernachlässigung der physischen Geographie, bei der Verdünnung des von Büsching so reich gegebenen historischen und topographischen Elements wurde die Geographie ein principloses Gemisch von Namen und Zahlen, ein Aggregat von statistischen und naturgeschichtlichen Einzelnheiten, ein mannigfaltiges Gemenge ohne inneres Gesetz; die so holde und anmuthige Göttin war in eine verschrumpfte Alte gewandelt, die Alles nennen und zählen, aber, ihrem Namen ganz untreu, nicht die Erde im höchsten Sinne des Wortes beschreiben konnte.

Daß es auch in jener Zeit nicht an Männern fehlte, welche diese Uebelstände schmerzlich empfanden, beweisen die von Lüdde in seiner Geschichte der Methodologie der Erdkunde angeführten Worte des hannöverschen Rectors Krause (Schulrede von 1782): Manche schrecke die Masse des Gedächtnißstoffes von der Geographie ab; dieselbe biete nach deren Ansicht nichts als Namen ohne Ende, und die Beschäftigung mit ihr sei daher ein gar trocknes Ding, das bald zum Ekel werde. Ego vero, fährt der Mann fort, magis ex perversa eam tractandi ratione quam ex ipsa derivandum hoc taedium puto, et ignorantiam multorum in hac scientia non minus miror, quam quod hodie in catalogis lectionum academicarum et geographicae scholae reperiantur, quum et in his et in linguarum elementis probe jam versati esse deberent, qui in academias se conferunt. Haec autem non amplificatam, sed valde minutam, pro dolor! adolescentiae hodiernae scientiam testantur. Und nicht blos in Klagen über die Mängel der geographischen Methode hat jenes Zeitalter sich ergangen, sondern ahnungsvoll auch schon positiv auf den rechten Weg hingewiesen. Der Versuch über das Ideal einer Erdbeschreibung von J. G. Müller von 1789 ist hier besonders zu erwähnen. „Uns fehlt, deucht mir — so heißt es hier unter Andern — die praktische

oder historische Erdbeschreibung, dergleichen oft Herodot und Cäsar, wo er Geograph, und Strabo, wo er nicht polemisch ist, musterhaft geben. Historisch müßte die Geographie dem Gange der Entdeckungen und Wirkungen des Menschen auf die Natur nachgehen. Verdient etwas eine würdigere Darstellung, als wie der mächtige Menschengeist die Natur gleichsam denaturirt und auf den Trümmern derselben die Kunst erbaut? Zwar sind es nur flüchtige Spuren. Eine Nacht vielleicht, und jene Spuren verlöschen, oder traurige Trümmer predigen ihre einstige Macht! Groß ist es aber für uns, zu wissen, wieviel uns die Natur erlaubte, und wie abwechselnd nach Zeiten und Ländern sie unsern Geschmack gebildet habe. Dieser Eindruck der Natur auf uns und dieser Eindruck auf sie zeigt eigentlich die Stärke und Schwäche unsers Geistes und wieviel Macht uns der Schöpfer zugelassen habe. Sie müßte eine Reisebeschreibung sein, an deren Faden wir Zeiten und Völker durchwandern, eine Geschichte der Erde und des Menschen." — Haben wir hier nicht wahrhaftig den Johannes, der dem Messias der neuen Erdkunde voraufgegangen?

Ziemlich gleichzeitig mit dem neuen Jahrhundert erhob sich in der That eine neue geographische Schule, unserem deutschen Vaterlande eine neue Ehre und Zierde. Denn wenn die Deutschen aus nahe liegenden Gründen in Bezug auf geographische Entdeckungen weit hinter andern Nationen zurückblieben, so hat keine so viel für die Begründung der geographischen Wissenschaft gethan. Jener deutschen Schule war es vorbehalten und möglich, nachdem durch Aufhellung des geographischen Gesammthorizontes der Erde das Material auf empirischen Wegen möglichst vollständig zusammengetragen war, das Wesentliche und Wichtige vom Unwesentlichen und Unwichtigen in der gesammten geographischen Masse zu scheiden und das Wissenswürdige nicht blos systematisch und tabellarisch zu ordnen, sondern die einzelnen und früher vereinzelt aufgezählten und mechanisch, lose an einander gereihten Erscheinungen und Gegenstände in pragmatischen Zusammenhang zu bringen, d. h. nach ihrer inneren oder organischen Beziehung und Verbindung wirklich wissenschaftlich nachzuweisen und zu behandeln — die Geographie zur Wissenschaft zu erheben — sie aus ihrem frühern, blos empirischen Zustande und dem dienenden Verhältnisse einer bloßen Hülfswissenschaft zu emancipiren oder zu befreien und derselben eine selbstständige Stellung unter und neben ihren Schwestern anzuweisen und bleibend zu sichern.

Die Principien der neuen Schule werden in populärer Fassung sich auf zwei leitende Grundsätze zurückführen lassen. Der eine bedingte eine ganz neue Gruppirung und Auswahl des Stoffes, der andere eine neue Behandlungs- und Darstellungsweise.

Auf den ersten Blick zerfallen die geographischen Objecte in zwei Reihen. Die erste umfaßt die ursprünglich von der Vorsehung gegebenen, rein natürlichen Gegenstände und Zustände, Erscheinungen und

Verhältnisse des Erdkörpers, also dauernde und constante Objecte. Die Erde wird als **physischer Körper** aufgefaßt und dessen Eigenschaften und Erscheinungsformen dargelegt. Die zweite, anders geartete Gruppe geographischer Notizen umfaßt die unter dem Einwirken des Menschen künstlich entstandenen Objecte, also Staaten- und Völkerkunde, Topographie und Statistik. Die alte geographische Methode hatte, wie schon erwähnt, die erste Hälfte des geographischen Wissens eben so vernachlässigt, als die zweite fleißig und erschöpfend behandelt. Aber keine Zeit- und Weltlage war geeigneter, den schwankenden Wechsel jener Behandlung zu zeigen und Sehnsucht nach einer Darstellung natürlicher, bleibender Erdverhältnisse zu erwecken, als die Jahre der Revolution und Napoleons. Niemals wandelte sich „der bunte, politische Rock, in den die Welt hinein geschneidert ward," rascher und gewaltsamer. Die neue Schule genügte diesem berechtigten Verlangen nach Bleibendem im Wechsel, sie machte, durch die neuen Forschungen und Entdeckungen dazu in den Stand gesetzt, die physische Geographie zum Centrum der Wissenschaft, oder behauptete, richtiger zu sagen, daß die statistischen, topographischen u. s. w. Notizen mit der Geographie als **Wissenschaft** nichts zu thun hätten. Wie mit einem Zauberschlage erschien Alles umgewandelt. Aus der desperaten Fluth der Einzelheiten, der Einwohner- und Häuserzahlen, der Departements, Kreise, Arrondissements u. s. w. (die der Federzug eines Ministers umgestaltet) treten die ewigen Berge Gottes mit ihrem innern und äußern Bau, die Gestaltung und Gründung der Continente hervor, kurz ein ganz neues, tief eingreifendes und anziehendes Bild. Wo bisher nur das Gedächtniß in dürrem Notizenstaube sich abgemüht hat, trat nun die Anschauung und Combination in ihr Recht und in ihre Aufgabe ein.

Die alte Methode hatte ferner ihr Wissen in aphoristischer, vereinzelter Weise mitgetheilt: sie betrachtet das einzelne Object mit einem Auge, das nicht seitwärts schauen kann, sie faßt es in diesem Momente als das einzige das existirt. Und doch sind gerade die geographischen Begriffe meist relative (klein, groß, tief, hoch, stark und schwach bevölkert) und erhalten erst durch Vergleichung einen wirklich faßlichen, anschaulichen Sinn! Und doch können so viele geographische Anschauungen (z. B. Klima, Gliederung, Vegetation u. s. w.) nur verstanden werden, wenn mit einander in Verbindung gestellt. Und doch ist unleugbar endlich die Geographie das Auge oder der Schlüssel der Geschichte, und eine geschichtliche Entwickelung rechter Art hat eben so bestimmt auf geographischer Grundlage zu ruhen, als die geographische Wissenschaft neuer Zeit es für ihre höchste Aufgabe hält, Parallelen zwischen geographischen Verhältnissen und geschichtlichen Entwickelungen zu ziehen.[1]) „So erkennt man leicht an der Gestalt des so vielfach sich ver-

---

1) **Ritter**, „Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie S. 153: „Das reingedachte gleichzeitige Nebeneinander des Daseins der Dinge ist, als ein wirkliches, nicht ohne ein Nacheinander vorhanden. Die Wissenschaft der irdisch erfüllten Raumverhältnisse kann also eben so wenig eines

engenden und wieder sich erweiternden Mittelmeers, das da drei Welten unter einem milderen wärmeren Himmel vereint, weshalb um seine Gestade das Völkerleben zuerst geblüht, weshalb an seinen Ufern der Sitz der Weltherrschaft war, so lang das weite offene Meer noch als grause Wüste galt; erkennt man doch bei jedem dieser Völker seinen geschichtlichen Charakter gleichsam in seiner Landesnatur ausgeprägt. Den dumpfen abgeschlossenen, in Kastenwesen versteinten Aegypter mit seinen Todtengebäuden — wer sieht ihn nicht leibhaftig in dem langen schmalen sargähnlichen Kasten des Nilthals? Die seefahrenden, vielgereisten Phönicier — wer sieht nicht, wie ihre schmale, vom fruchtbaren Binnenland durch's Gebirg abgeschnittene, hafenreiche Küste sie schon zum Meer trieb? Die üppige Weltstadt Babel — liegt sie nicht im wohlbewässertsten fruchtbarsten Zwillingstromland, durch den mächtigen Strom mit dem Hochgebirg und dem Persischen Binnenmeer, ja dadurch mit dem fernen Indischen Wunderland verbunden? Das auserwählte Gottesvolk, von dem das Heil ausgehen sollte in alle Welt, das aber bis dahin abgeschlossen sein sollte von aller Welt — wohnt es nicht am Zusammenstoß zweier Welttheile, führen nicht von ihm zwei enge Meere nach dem fernen Europäischen Westen und dem Asiatischen Osten? und doch ist es nach allen Seiten durch Gebirge, Wüsten, feindliche Küstenvölker abgeschnitten. Das massive Reich des edlen Persers, wie er alle diese Lande, wie er selbst Indiens Fluren beherrscht, wie er sich selber als das edelste Volk erscheint und alle andern für desto schlechter hält, je weiter sie von ihm entfernt sind — wer erkennt es nicht an der hohen, stolzen Lage des massenhaften Iran über die Tiefländer ringsum? Das zu so reicher vielgestaltiger Individualität entwickelte Volk der Hellenen, das aber immer uneins zuletzt an der Uneinigkeit zu Grunde geht, — wer erkennt es nicht an der so schön und reich gegliederten, ja fast zersplitterten Gestalt seines Landes, die sogar seinem südlichen Theil den Namen des Maulbeerblattes verliehen? Roms Beruf zur Herrschaft über Italien, ja zur Herrschaft über die Länder des Mittelmeers ringsum — wer sieht ihn nicht vor Augen, wenn er wahrnimmt, wie jene schlanke Italische Halbinsel sich

Zeitmaaßes oder eines chronologischen Zusammenhanges entbehren als die Wissenschaft der irdisch erfüllten Zeitverhältnisse eines Schauplatzes, auf dem sie sich entwickeln mußten. Die Historie bedarf eines solchen zu ihrer Entfaltung, sie wird in ihre Gestaltungen überall, sei es nun, indem sie, wie bei Thucydides oder Johannes Müller, gleich zu Anfang ihrer Historien dieses in einem großen Ueberblicke voranstellt, oder, wie bei Herodot, Tacitus und andern Meistern, in den Fortschritt ihrer Darstellung einwebt, oder, wie bei noch Anderen, es auch übergeht und nur den Ton oder die Färbung durch dasselbe beibehält. Zu einer Philosophie der Geschichte, wie sie früherhin Baco und Leibnitz dachten, Herder entwarf, wie sie neuerlich auf mancherlei Weise weiter zu führen versucht ward, mußte diesem geographischen Elemente, dem Raumverhältnisse des Erdballs, eine immer bedeutendere Stelle eingeräumt werden. Die geographische Wissenschaft kann aber eben so wenig des historischen Elements entbehren, wenn sie eine wirkliche Lehre der irdischen Raumverhältnisse sein will, und nicht ein abstractes Machwerk, ein Compendium, durch welches zwar der Rahmen und das Fachwerk zur Durchsicht in die weite Landschaft gegeben sind, aber nicht die Raumerfüllung selbst in ihren wesentlichen Verhältnissen und in ihrer innern und äußern Gesetzmäßigkeit." — Kein rechter Geograph von Anfang an hat diese solidarische Verbindung zwischen Geschichte und Geographie verkannt. „Die Geography — sagt Münster — ist ein erkanntnuß des Erdtrichs, daß wir tödlichen aus der Gaaben Gottes eynwohnen, welche die Kunstliebhaber richtig vnd fertig macht zu verstehn die geschehenen ding, so vns von alter zeit her in Geschrifften verlassen sind."

so grad in die Mitte dieses Meeres hinein erstreckt, wie Rom so recht in der Mitte der Küste dieser Halbinsel liegt, nach der sich ihr größter Strom ergießt?"[1]) Um das Höchste zu sagen, es kann die Betrachtung der Erde nie eine religiöse und erhebende sein, wenn die Gegenstände in der Besonderheit und Abgeschlossenheit stehen bleiben. So verfährt also die neue Schule in mannigfachem, oben auseinander gelegtem Sinne vergleichend, comparativ, und dies Merkmal ist so wesentlich, daß sie sich durch den Ausdruck Vergleichende Erdbeschreibung zur Genüge bestimmt und gezeichnet sieht.

Unter den Männern, denen wir diesen großartigen Umschwung verdanken, heben wir nur die leuchtendsten Namen hervor. Voran glänzt Alexander von Humboldt. Geboren zu Berlin 1769 war er durch die günstigsten Verhältnisse, durch ein umfangreiches und gründliches Wissen, wie es in dieser Art selten gefunden werden mag, und durch großartige Reisen zu einem Epoche machenden Einflusse auf die geographische Wissenschaft berufen. Ihm „ist das Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende in gleichem Maaß getheilt haben: das Glück, nicht blos Küstenländer, wie auf den Erdumsegelungen, sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten." Wie von selbst war damit in solchem Geiste das vergleichende Element der neuen Schule geboren. Unter den Werken Humboldts nennen wir neben den Beschreibungen der großen Reisen die 1808 erschienenen (1849 zum dritten Male aufgelegten) „Ansichten der Natur" und den seit 1845 an das Licht tretenden „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", das bedeutendste Werk der natürlichen Erdkunde, welches die Literatur aller Völker bisher aufzuweisen hat. Mit dieser höchsten Leistung legte der greise Gelehrte den durch so viele Erdengebiete gesetzten Pilgerstab nieder. A. v. Humboldt starb am 6. Mai 1859.

Mit den Ansichten der Natur im gleichen Jahre war das erste eigentliche Lehrbuch der neuen Schule an das Licht getreten: J. A. Zeune's „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (1830 wieder aufgelegt). Dieses zwei Bände umfassende Werk enthält in compendiarischer Kürze, in seltener Klarheit und frischer Lebendigkeit das Bild der Erde, wie es die neue Wissenschaft entwirft. Das Verdienst der Zeuneschen Gea kann kaum hoch genug angeschlagen werden.

Das umfassendste und gründlichste Werk über vergleichende Erdkunde verdankt die Wissenschaft Karl Ritter (geb. 1779 in Quedlinburg, seit 1820 Professor der Geographie in Berlin, dort gestorben den 28. Sept. in Humboldt's Todesjahr). Das 1807 erschienene

1) Aus der Vorrede des geistvollen und für die neue Auffassung der Geographie begeisterten Rudolf Nagel zu „Länder und Völker der Erde."

„Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde," bietet neben der Statistik schon ein umfängliches physikalisches Material. In den Jahren 1817 und 1818 erschien in erster Auflage und in zwei Bänden „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie." Die zweite Auflage ist mit sehr erweitertem Plane gearbeitet. Der erste Band (1834 in dritter Auflage erschienen) umfaßt allein Afrika, die siebzehn folgenden haben Asien nicht zu Ende gebracht. Das Wort des alten Cellarius: Non unius hominis est geographiam universam scribere sollte sich auch an Ritter erfüllen. Die nach seinem Tode herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte der geographischen Entdeckungen, über Allgemeine Erdkunde, über Europa leuchten als gloriae posthumae über seinem Grabe. Ritter ist Haupt einer geographischen Schule geworden, welche in einer Reihe tüchtiger Vertreter die Forschungen des Meisters fortgesetzt und ausgebeutet, auch sein System in Lehr- und Handbüchern darzulegen gesucht hat. Aber was auch nach A. v. Humboldt und K. Ritter geleistet sein mag, „die Säulen (sagt v. Klöden treffend) werden nicht verdeckt werden. Noch stützt sich die Physik der Erde überall und wesentlich auf das von A. v. Humboldt Geleistete; und jeder Versuch einer Erdkunde läßt überall das das Ganze tragende Gezimmer bindend erkennen, welches Ritter mit Recht sein theuer erworbenes Eigenthum genannt hat." Er besaß das Erdreich.

Während nun unbestritten ist, daß eine streng wissenschaftliche Behandlung der Geographie, wie sie z. B. auf die Lehrstühle der Universitäten gehört, nur von den Principien der neuen Schule auszugehen hat:[1]) so ist die Frage, ob die Geographie in der Schule und im praktischen Leben sich in eben der Weise zu construiren habe, noch durchaus nicht mit solcher Bestimmtheit entschieden, als es von mancher Seite, oft mit einer gewissen ungehörigen Vornehmigkeit behauptet wird. Von pädagogischer Seite ist mit Recht bemerkt, daß viele im Sinne der neuen Richtung gearbeitete Bücher mit einer Menge von natürlichen Bestimmungen das Gedächtniß eben so unnöthig beschweren, wie es die voraufgehende Richtung mit politisch-statistischen Notizen gethan, eine Menge von Bestimmungen (wie eine Fluth von Breiten- und Längengraden) dem Lernenden anmuthe, die erfahrungsmäßig nimmer behalten werden, überhaupt vielfach zum abstracten Kategorienwesen führe.[2]) Das vergleichende Element der Erdbeschreibung dürfte

1) Ihr dienen deshalb auch ganz folgerecht die gelehrten geographischen Journale (wie in Deutschland die „Zeitschrift für Allgem. Erdkunde" und die „Mittheilungen über wichtige neue Erfahrungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie"), von ihrem Geiste sind die gelehrten geographischen Gesellschaften getragen. Unter diesen sind die bedeutendsten die Société de Geographie zu Paris 1821 gegründet, der Verein für Erdkunde in Berlin 1828, the royal geographical society of London, 1830 gestiftet mit der Devise „Ob terras reclusas." Seit einigen Jahren besitzt Deutschland in dem von Andree herausgegebenen Globus eine treffliche Zeitschrift, welche die Ergebnisse der geographischen Forschungen dem weitern Kreise der Gebildeten zugänglich macht.

2) Sehr Beachtenswerthes über derartige Mißgriffe in der Vorrede zu J. G. Lüdde Compendium der Allgem. Erdkunde S. IX. X.

nur höheren Bildungsstufen zugänglich sein. Endlich kann weder die Schule noch die Praxis sich der politischen Geographie mit der Strenge der neuen Schule entschlagen. Die Sache tiefer gefaßt wäre die Geographie die einzige Disciplin, deren streng wissenschaftliche, esoterische Form zugleich auch die populäre und elementare wäre. Die strenge Wissenschaft wird auch hier von ihrer Systematik und Terminologie zu opfern haben: sie muß der verstoßenen Schwester, der politisch-statistischen Geographie noch Raum im Hause gönnen. Gegen die hie und da auftretende fast queckenartige Hartnäckigkeit des alten Princips ist dagegen mit Strenge festzuhalten, daß der Unterschied der populären und praktischen Bearbeitung gegen die streng-wissenschaftliche kein principieller, kein substantieller sein darf. Sich in irgend einer geographischen Darstellung des wesentlichen und köstlichen Gewinns, den die neue Schule gebracht hat, entschlagen zu wollen, heißt Eicheln essen, wenn liebliche Früchte winken, oder behaupten, daß eine Sandsteppe schöner sei als ein blühendes Gelände, ein stagnirender Canal schöner als der stürzende Gießbach.[1])

Zweites Capitel.

Astronomische oder mathematische Geographie.[2])

§. 1. Begriff und Aufgabe der astronomischen oder mathematischen Geographie.

Die astronomische oder mathematische Geographie betrachtet die Erde „als einen Stern unter Sternen," als einen Theil des Weltalls. Sie untersucht das Verhältniß der Erde zu andern Weltkörpern, ihre Gestalt und Größe, die Art und Gesetze ihrer Bewegung. Sie gelangt durch die Unterstützung der mathematischen Disciplinen zu ihren Resultaten, und dieses Verhältniß ist in ihrem Namen ausgedrückt.

---

1) Noch neuerlich ist in einer „Erdbeschreibung und Staatenkunde" ausgesprochen: „Die politische Geographie bildet den wichtigsten Zweig der Geographie im Allgemeinen, da diese ohne sie nicht nur alles Reizes ermangeln, sondern auch insbesondere die physische Geographie durchaus keine festen Anhaltepunkte haben würde. Ohne bestimmte allgemein bekannte Länder-, Gebirgs- und Fluß-Namen wäre die physische Geographie ein tolles Gewirr unverstandener Redensarten, und von wem anders als von Menschen rühren diese Namen her. Nun aber gehört der Mensch auch in die physische sowie in die politische Geographie."

2) Wir sind der alten Theilung in mathematische, physische und politische Geographie gefolgt. Andere, wie z. B. namentlich v. Klöden (Handbuch der Erdkunde) unterscheidet nur zwei Theile, die Physik der Erde, welche wieder in die astronomische Geographie und die eigentliche physikalische Geographie zerfällt — und die politische Geographie.

§. 2. Himmel und Erde nach dem Augenschein. Die Himmelskugel.

Das Wissen des Menschen von der Erde und dem Himmel darüber gründet sich natürlich zunächst auf das, was seine Augen sehen. Und schon in diesen engen Grenzen existirt eine Fülle von Thatsachen der Beobachtung, welche menschlicher Forschung Ehre macht und für weitere Forschung Voraussetzung und Grundlage ist.

Jedem, der sich im Freien befindet, scheint es, er stehe in der Mitte einer Kreisfläche, auf deren Rand sich rings herum das Himmelsgewölbe, das uns wie das Innere einer über die Erde gedeckten Halbkugel erscheint, herabsenke. Die Kreislinie, worin Himmel und Erde dem Beobachter sich zu berühren scheinen, nennt man **Horizont** oder **Gesichtskreis** (Kimm). Senkrecht über dem Beobachter ist sein **Scheitelpunkt** oder **Zenith**, senkrecht unter ihm sein **Fußpunkt** oder **Nadir**. Erhöht der Beobachter seinen Standpunkt, so wird sein Horizont weiter; so übersieht man z. B. von dem Brocken (3500′ hoch) einen Kreis, dessen Halbmesser 15—16 Meilen beträgt, vom Montblanc (14,800′) hat man eine Gesichtsweite von $32\frac{1}{2}$ M., vom Dhawalagiri (25,000′) 44—45 M. Bei nicht erhöhten oder bei gleich hohen Standpunkten ist der Meereshorizont der weiteste.

Am Morgen erhebt sich auf einer bestimmten Seite des Himmels die Sonne über den Horizont, steigt jedesmal in derselben Richtung einen Bogen an der Himmelskugel durchlaufend immer höher, bis sie um Mittag ihre größte Höhe erreicht. Die Gegend, wo sie zu dieser Zeit steht, heißt **Mittag** oder **Süden**. Von da läuft sie in der nämlichen Richtung fort wieder in einem Bogen abwärts, bis sie endlich am Abend den Horizont wieder erreicht und unter demselben verschwindet. Die Gegend des Horizontes, welche dem Süden gerade gegenüber liegt, heißt **Mitternacht** oder **Norden**. In der Mitte zwischen Süden und Norden liegt auf der Seite, von wo die Sonne aufsteigt, **Morgen** oder **Osten**; auf der entgegengesetzten Seite, wo die Sonne verschwindet, liegt ebenfalls in der Mitte zwischen Süden und Norden, und also dem Osten gerade gegenüber **Abend** oder **Westen**.[1]

Die Zeit von einem Durchgange der Sonne durch ihren Südstand bis zum andern heißt ein **Tag**, der vierundzwanzigste Theil davon eine **Stunde**.

---

1) Zwischen diesen vier Haupt-**Himmelsgegenden**, welche man kurz (nach ihrer Reihenfolge) O., S., W., N. bezeichnet, liegen in der Mitte die **Nebengegenden** Nordosten (NO.), Nordwesten (NW.), Südosten (SO.), Südwesten (SW.). Zum Behuf der Schifffahrt und überhaupt um die Richtung ganz genau angeben zu können, hat man die zwischen diesen acht Punkten liegenden Bogen nochmals halbirt. So erhält man acht neue Nebenpunkte: Ostnordost, Nordnordost, Nordnordwest, Westnordwest, Westsüdwest, Südsüdwest, Südsüdost, Ostsüdost. Bei der abermaligen Halbirung entstehen die 32 Striche, in welche die Windrose oder der Compaß zum praktischen Gebrauche der Seefahrer eingetheilt ist.

Der Bogen, welchen die Sonne während eines Tages über dem Horizonte am Himmel beschreibt, heißt ihr Tagbogen. Während der Nacht muß die Sonne, die im Westen unterging, um im Osten aufzugehen, einen entsprechenden Bogen am Himmelsgewölbe unter dem Horizonte beschreiben. Er heißt ihr Nachtbogen.

Die Sonne geht immer an der Ostseite des Horizontes auf, immer an der Westseite unter, aber durchaus nicht immer an denselben Punkten. Zweimal im Jahre, nämlich am 21. März und am 23. September, geht sie in gleicher Entfernung vom Nordpunkt und Südpunkt auf und unter. Diese in der Mitte zwischen dem Nordpunkt und Südpunkt gelegenen Punkte des Horizontes heißen Ostpunkt und Westpunkt.

Vom 21. März ab geht die Sonne täglich immer weiter nördlich vom Ostpunkte auf und ebenso nördlich vom Westpunkte unter. Am 21. und 22. Juni erreicht sie ihre größte nördliche Morgen- und Abendweite und naht sich dann wieder allmählig dem Ost- und Westpunkte, welche sie am 23. September erreicht.

Vom 23. September ab geht die Sonne täglich immer weiter südlich vom Ostpunkte auf und vom Westpunkte unter. Am 21. oder 22. December erreicht sie die größte südliche Morgen- und Abendweite, und naht sich dann allmählig wieder dem Ost- und Westpunkte, welche sie am 21. März erreicht.

Da die Richtung des täglichen Laufes der Sonne am Himmel immer dieselbe ist, so sind die Tagebogen der Sonne einander parallel, wo auch der Aufgangspunkt sich befinden möge, und demnach als parallele Bogen an einer Halbkugel beschrieben, von verschiedener Größe.

Die relativ größte Höhe erreicht die Sonne an jedem Tage, wie schon gesagt, in der Südgegend; aber diese Höhe ist nach der Verschiedenheit der Tagebogen eine verschiedene. Am größten ist sie (für die Beobachtung z. B. in Europa den 21. und 22. Juni, am kleinsten den 21. und 22. December. Der höchste Punkt, den die Sonne an einem Tage am Himmel erreicht, heißt ihr Culminationspunkt, sie culminirt, wenn sie diesen Punkt einnimmt.

Ist nach dem Untergange der Sonne die Nacht angebrochen, so sieht man Sterne in parallelen Bogen sich von der Ostseite durch Süden gegen die Westseite sich über das Himmelsgewölbe bewegen, und die einen an der Ostseite über den Horizont emportauchen, andere an der Westseite unter denselben hinabsinken. Jene Bogen sind nicht nur unter sich, sondern auch den von der Sonne beschriebenen parallel, und die Sterne culminiren in denselben gleichfalls im Süden.

Die meisten Sterne verändern ihre Stellung gegen einander niemals, so daß sich ihre Bewegung in der Art darstellt, als ob sie insgesammt am Himmelsgewölbe befestigt wären und dieses sich in der Richtung von Osten gegen Westen über die Erde drehete. Sie heißen deshalb Fixsterne. Man denkt sich dieselben in einzelne Gruppen

verbunden, die man mit den Umrissen von allerlei Figuren bezeichnet (Sternbilder). Für jeden Fixstern ist der Ort des Aufganges auf der Ostseite und des Unterganges auf der Westseite immer der nämliche, und dasselbe gilt demnach auch von dem Bogen, den er zwischen beiden Punkten durchläuft.

Einige Sterne dagegen verändern ihre Stellung zu den Fixsternen und zu einander, und heißen deshalb Wandelsterne oder Planeten. Diese verändern auch in ähnlicher Art wie die Sonne den Ort ihres Auf- und Unterganges und die Größe ihres Bogens über dem Horizonte.

Größer und leuchtender als alle Sterne erscheint der Mond; er verändert ebenfalls den Ort seines Auf- und Unterganges, sammt der Größe seines Bogens.

Die Bewegung des Himmelsgewölbes mit sämmtlichen Fixsternen, welche wir von Osten durch Süden gegen Westen vor sich gehen sehen, dreht sich um einen am nördlichen Himmel befindlichen Punkt, welcher seine Stelle also nicht verändert. Er heißt Pol des Himmelsgewölbes, und wegen seiner nördlichen Lage Nordpol. Da dieser Pol für uns ziemlich hoch am Himmel befindlich ist, so sehen wir eine nicht geringe Anzahl Fixsterne sich in vollständigen Kreisen um diesen Punkt bewegen, also weder auf- noch untergehen. Ein heller Fixstern steht ihm zunächst, und heißt deswegen Polarstern. Weil dieser zu dem Sternbilde des kleinen Bären (ἄρκτος) gehört, so nennt man den Nordpol auch den arktischen Pol.

Dem Nordpol gegenüber muß an der hohlen Himmelskugel ein zweiter unbeweglicher Punkt oder Pol sein, um den sich das Himmelsgewölbe dreht. Er heißt der Südpol oder antarktische Pol der Himmelskugel. Dieser bleibt immer unterhalb unseres Horizontes, und zwar eben so tief unter demselben, wie der Nordpol über demselben steht.

Die gerade Linie, welche durch die beiden Pole des Himmelsgewölbes gedacht wird, heißt die Weltaxe. Diese durchschneidet die sichtbare Erdscheibe in dem Punkte, wo der Beobachter sich befindet, oder in ihrem Mittelpunkte.

Durch den Ostpunkt und Westpunkt denkt man sich einen Kreis an der Himmelskugel senkrecht auf die Weltaxe gezogen; dieser Kreis ist ein größter Kugelkreis, wie jeder durch zwei diametral gegenüber liegende Punkte des Horizontes gelegte Kreis. Er heißt der Aequator oder Gleicher des Himmels, weil er die Himmelskugel halbirt.

Nach dem Obigen sehen wir nun die Sonne vom 21. März bis zum 23. September nördlich vom Aequator, während des andern Theiles vom Jahre südlich von demselben. Die Sonne muß also am 21. März und am 23. September den Aequator durchschneiden. Die beiden Punkte des Aequators, wo dies stattfindet, heißen der Frühlingspunkt und Herbstpunkt, weil das Eintreffen der Sonne in den-

selben für uns den Anfang des Frühlings (21. März) und Herbstes (23. September) bezeichnet. Durch diese beiden Punkte wird ein anderer größter Kreis gelegt, und zwar so, daß er die Punkte durchschneidet, in denen die Sonne ihre größte nördliche und südliche Entfernung vom Aequator erreicht. Dieser Kreis bezeichnet die Bahn, in welcher wir die Sonne ihre Stellung an der Himmelskugel in Bezug auf die Fixsterne fortwährend verändern sehen, so daß sie innerhalb eines Jahres den ganzen Kreis in der Richtung von Westen nach Osten durchlaufen hat, und wird die Ekliptik[1]) genannt. Der nördlichste und südlichste Punkt desselben heißen die Solstitialpunkte (Sonnenstillstandspunkte), weil die Sonne in ihrem Gange nach Norden und Süden in denselben anhält, um sich wieder dem Aequator zu nähern, und die Zeitpunkte, wo dies geschieht, heißen die Solstitien oder Sonnenwenden.

Der in einer Breite von 12 Grad zu jeder Seite der Ekliptik hinlaufende Streifen der Himmelskugel heißt der Thierkreis oder Zodiacus, weil in ihm die 12 größtentheils mit den Namen von Thieren belegten sogenannten Zeichen enthalten sind. Diese 12 Zeichen haben ihren Namen von 12 Sternbildern, welche vormals ihren Stand in dem Raume hatten, welchen die nach ihnen benannten Zeichen einnehmen. Jetzt aber fallen die gleichnamigen Sternbilder und Zeichen nicht mehr zusammen (s. unten), und beide Ausdrücke sind wohl zu unterscheiden. Der Thierkreis wird vom Frühlingspunkte aus in 12 gleiche Theile getheilt, deren jeder eins jener Zeichen enthält. Sechs derselben stehen also nördlich, sechs südlich vom Aequator. Sie haben, vom Frühlingspunkte aus östlich verfolgt, folgende Namen und Bezeichnungen:

a) am nördlichen Himmel:

Widder,	Stier,	Zwillinge,	Krebs,	Löwe,	Jungfrau;
♈	♉	♊	♋	♌	♍

b) am südlichen Himmel:

Wage,	Skorpion,	Schütze,	Steinbock,	Wassermann,	Fische.[2])
♎	♏	♐	♑	♒	♓

Durch die Solstitialpunkte der Ekliptik legt man wieder zwei Kreise an der Himmelskugel dem Aequator parallel, also ebenfalls senkrecht auf die Weltaxe. Diese heißen die Wendekreise (Tropici), weil die Sonne sich umwendet, so bald sie einen derselben erreicht hat; und zwar heißt nach dem dort befindlichen Zeichen des Thierkreises der nördliche der Wendekreis des Krebses, der südliche der Wendekreis des Steinbocks.

---

1) Weil in diesem Kreise alle Verfinsterungen (ἐκλείψεις) der Sonne und des Mondes stattfinden.

2) Die Ordnung dieser zwölf Zeichen geben folgende lateinische Verse an:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo;
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

Der senkrecht auf die Ekliptik gestellte Durchmesser der Himmelskugel heißt die Axe der Ekliptik, die Punkte, wo er das Kugelgewölbe berührt, die Pole der Ekliptik. Die Pole der Ekliptik stehen eben so weit von den Polen des Aequators ab, wie die Solstitialpunkte vom Aequator, und beschreiben in dieser Entfernung bei ihrer Bewegung um die Weltaxe Kreise am Himmel, die ebenfalls dem Aequator parallel sind. Sie heißen der nördliche und südliche Polarkreis, und sind von den Polen eben so weit entfernt, wie die Wendekreise vom Aequator.

Man denkt sich den von einem Pol zum andern durch den Frühlingspunkt gelegten Halbkreis vom Aequator aus in je 90 Grad getheilt[1]) und durch die Theilungspunkte dem Aequator parallele Kreise gelegt. Die auf den Quadranten jenes Halbkreises abzumessende Entfernung der einzelnen Parallelkreise vom Aequator heißt die Declination, und diese Kreise Declinationskreise.

Ebenso denkt man sich den Aequator vom Frühlingspunkte aus nach Osten in 360 Grade getheilt, und durch diese Theilungspunkte und die Pole Kreise gelegt (welche sämmtlich größte Kreise sind), 180 an der Zahl, da jeder zwei Theilungspunkte des Aequators trifft. Die östliche Entfernung eines jeden der von Pol zu Pol gehenden Halbkreise vom Frühlingspunkte (die also auf dem Aequator gemessen wird) heißt die Rectascension.

Der durch den Scheitelpunkt eines Beobachters von Pol zu Pol gehende Halbkreis heißt der Meridian des Beobachters.

Eine künstliche Darstellung des Himmelsgewölbes auf einer Kugel, worauf die deutlich sichtbaren Sterne und die erwähnten Linien zu sehen sind, heißt eine künstliche Himmelskugel (sphaera). Ein solche stellt aber die Sterne auf der äußeren Fläche der Kugel dar, während sie uns am Himmel auf der inneren Fläche des hohlen Gewölbes erscheinen.

§. 3. Die Erde ist eine Kugel.

Wir haben bisher dem unmittelbaren Augenscheine gemäß die Erde als eine runde Scheibe betrachtet. Und dafür haben sie auch viele der ältesten Völker gehalten, andere noch Wunderlicheres, oft zart Poetisches über ihre Gestalt gefabelt. So hielten die alten Inder die Erde für eine auf dem Wasser schwimmende Lotosblume. Der Fruchtknoten ist der Götterberg Meru; als Blumenblätter strecken sich die vier Hauptheile der Welt, Indien, China, Persien, Hochasien in den Ocean. — Da aber bei näherer Betrachtung schon der Augenschein so manches lehrt, was durchaus gegen eine Scheibengestalt der Erde spricht, so erhob sich über den Volksglauben bald eine richtigere Ansicht der wissenschaftlich Gebildeten. So lehrte bei den Griechen

1) Der Grad wird auch hier, wie überhaupt, wieder in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden getheilt.

Thales um 585 v. Chr., daß der Himmel eine Hohlkugel sei, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, in welcher die Erde, eine runde Säule oder Walze schwimme, so, daß die obere (bewohnte) Scheibe daraus hervorrage und rings wie von einem Weltmeere davon umgeben sei. Aehnliche Vorstellungen hatten andere Philosophen; Parmenides aber und die Pythagoräer lehrten zuerst um 500 v. Chr., daß die Erde eine Kugel sei. Aristoteles um 330 v. Chr. führte entscheidende Gründe für die runde Gestalt der Erde an. Dennoch hat es lange gedauert, ehe die Kugelgestalt der Erde allgemein angenommen wurde, und noch zu Columbus Zeit stellten Gelehrte dem Plane des großen Mannes die Befürchtung entgegen, „das Schiff werde, wenn es die Erde umsegeln wolle, in den Weltraum hinunter fallen.“ [1])

Die Gründe, welche sich schon aus den Beobachtungen des Augenscheins für die Kugelgestalt der Erde ergeben, sind folgende: 1) Die überall kreisförmige Gestalt des Horizonts und die Erweiterung des kreisförmigen Horizonts mit der Erhebung des Standpunktes des Beobachters. Diese Wahrnehmung würde hinreichen, die kugelförmige Gestalt der Erde zu beweisen, wenn sie für jeden Punkt der Erdoberfläche gemacht und durch Messungen bestätigt wäre. 2) Wenn man sich hohen Gegenständen aus der Ferne nähert, so erscheinen ihre obern Theile zuerst, ihre untern zuletzt; bei der Entfernung von ihnen verschwinden die untern zuerst und die obern zuletzt. Wäre die Oberfläche der Erde eine gerade Fläche, so müßte ein entfernter Gegenstand, sobald er dem Auge sichtbar wird, auch ganz sichtbar werden. 3) Bei Mondfinsternissen wirft die Erde ihren Schatten auf den Mond. Wäre sie eine Scheibe, so könnte der Schatten vielmals nicht kreisförmig sein; er zeigt sich aber allemal kreisförmig, und nur eine Kugel kann nach allen Richtungen einen kreisförmigen Schatten werfen. 4) Wäre die Erde eine Scheibe, so müßte man, wenn man sich immer in derselben Richtung von einem Punkte fortbewegte, endlich an den Rand oder das Ende der Scheibe gelangen, oder doch gewiß sich unter allen Umständen immer weiter von seinem Ausgangspunkte entfernen. Die in den letzten Jahrhunderten häufig angestellten Versuche haben aber gezeigt, daß Schiffe, die immer nach derselben Richtung, z. B. nach Westen, segelten, nicht allein an kein Ende der Erde gelangten, sondern auch wieder den Punkt erreichten, von dem sie ausgegangen waren. Und Schiffe, die nach entgegengesetzten Richtungen von demselben Punkte aus fahren, werden sich unterwegs begegnen, und zuletzt ebenfalls von entgegengesetzten Richtungen her an ihrem Ausgangspunkte wieder zusammen treffen. Dies ist aber nur auf einer gekrümmten, in sich zurücklaufenden Fläche möglich, und würde die Kugelgestalt oder doch eine kugelähnliche Gestalt der Erde allein erweisen, wenn die Umfahrungen der Erde sich nicht in der Hauptsache auf die eine Richtung von Osten nach Westen oder umgekehrt beschränkt hätten, weil in der Richtung nach Süden und Norden durch Eis unfahrbare Meere die Umschiffung hindern. 5) Die Sonne und die übrigen Sterne gehen nicht überall zu gleicher Zeit auf und unter, sondern je weiter westwärts, desto später. Hieraus folgt ebenfalls, daß die Erde in der Richtung von Osten nach Westen gekrümmt ist. Befänden wir uns nun etwa auf der von Osten nach Westen gekrümmten Fläche eines Cylinders, so würden gleichen Zeitdifferenzen im Auf- und Untergehen der Gestirne überall gleiche räumliche Entfernungen zwischen Ost und West entsprechen; dies ist aber nicht der Fall, sondern das Verhältniß der räumlichen Entfernungen zu gleichen Zeitunter-

1) Noch der neuplatonische Philosoph Franz Patrizze († 1597) vertheidigte die Scheibengestalt der Erde. Die Chinesen halten noch jetzt die Erde für eine Scheibe.

schieden ändert sich zwischen nördlichen und südlichen Beobachtungslinien so ab, daß sich daraus die Kugelgestalt der Erde ergiebt. 6) Daß die Erde auch von Süden nach Norden eine gekrümmte Oberfläche hat, ergiebt sich ferner daraus, daß, wenn wir südwärts reisen, andere Sterne, die wir vorher gar nicht zu Gesicht bekamen, uns sichtbar werden, nämlich diejenigen, welche nach dem Südpole zu stehen, und dafür andere, welche wir bisher nie untergehen sahen, unter dem Horizonte verschwinden. Dagegen, wenn wir weiter nordwärts reisen, werden uns immer mehr südliche Sterne ganz unsichtbar, und immer mehr Sterne, vom Nordpol gegen den Aequator hin, gehen nicht mehr unter. Hieraus folgt, daß wir uns, zwischen Norden und Süden reisend, auf einer krummen Linie bewegen, und genaue Beobachtungen lassen diese Krümmung als kreisförmig erkennen. Da nun von allen Seiten solche kreisförmige Linien nach Norden hin laufen, so muß die Erde sich dorthin kugelförmig abrunden. Und ein Gleiches läßt sich für den Südpol erweisen.

Andere Gründe für die Kugelgestalt werden von weiter geförderter Beobachtung oder von der wissenschaftlichen Theorie dargeboten. Da man bis jetzt an allen Planeten, deren Gestalt beobachtet werden konnte, die Kugelform wahrgenommen hat, so ist nicht anzunehmen, daß die Erde allein eine Ausnahme mache. Eine flüssige Masse, wie die Erde ursprünglich gewesen ist, mußte eine Kugelgestalt annehmen u. s. w.

Die Kugelgestalt der Erde wird durch die höchsten Berge so wenig alterirt, als etwa eine Kegelkugel durch darauf befindliche Sandstäubchen.

§. 4. Einzelne Begriffsbestimmungen, die sich aus der Kugelgestalt der Erde ergeben.

Die Wissenschaft trägt nun die über den vollkommensten Körper, die Kugel, sonst geltenden mathematischen Bestimmungen auf die Himmelskugel und Erdkugel über. Und da fortan der Mittelpunkt der Erdkugel — nicht mehr der Standpunkt des Beobachters auf ihrer Oberfläche — als Mittelpunkt der Himmelskugel gelten muß, Erdkugel und Himmelskugel also concentrische Kugeln sind, so projiciren sich alle Kreise, die wir an der Himmelskugel verzeichneten, in entsprechender Weise auf der Oberfläche der Erdkugel, wenn wir uns das Auge des Beobachters im Mittelpunkte der Erde denken. Alle größten Kreise am Himmel haben ihren Mittelpunkt im Mittelpunkte der Erde, und projiciren sich demnach auch auf der Oberfläche der Erdkugel als größte Kreise; die andern, welche nicht größte Kreise an der Himmelskugel sind, nämlich die Wende-, Polar- und Parallelkreise, projiciren sich im gleichen Verhältnisse auf der Erdoberfläche, indem jeder für das Auge im Mittelpunkte der Erde die Basis eines Kegels ist, in dessen Spitze sich jenes Auge befindet, und welcher einen entsprechenden Kreis aus der Oberfläche der Erdkugel ausschneidet. Desgleichen geht die Weltaxe durch den Mittelpunkt der Erde, und heißt, insofern sie durch die Erdkugel geht, Erdaxe, deren beide Endpunkte den Nordpol und Südpol der Erde darstellen. Der Durchschnitt des Himmelsäquators mit der Erdkugel bezeichnet also den Erdäquator, die

kegelförmige Projection der Wende-, Polar- und Parallelkreise des Himmels die gleichnamigen Kreise auf der Erde; die durch beide Pole gehenden Kreise (Meridiankreise) sind größte Kreise auf der Erde wie am Himmel.[1])

Nur in der Benennung findet ein Unterschied statt zwischen der Himmelskugel und Erdkugel, in sofern die Entfernung vom Aequator, welche wir am Himmel Declination nannten, auf der Erde **Breite** heißt, und der Rectascension am Himmel auf der Erde die **Länge** entspricht. Demnach heißen hier die Parallelkreise auch **Breitenkreise**, die durch beide Pole gehenden Meridiankreise auch **Längenkreise**.[2])

Der **Erdäquator** oder **Gleicher**, auch blos die Linie genannt, theilt die Erde in zwei Halbkugeln (Hemisphären), eine nördliche und eine südliche. Seine Länge beträgt 5400 geographische (d. i. ziemlich deutsche) Meilen, und dies ist also der Umfang der Erdkugel. Vom Aequator aus nach jedem Pole zählt man auf dem Quadranten eines Längenkreises die Grade der **Breite**, welche als **nördliche** oder **südliche** bestimmt wird, so daß der Pol selbst der Endpunkt des 90. Breitengrades ist. Auf dem Aequator selbst, der wie jeder Kreis in 360 Theile getheilt wird, werden die Grade der **Länge** gezählt, zu welchem Zwecke aber die Bestimmung eines besondern Anfangspunktes auf der Erdkugel selbst erforderlich ist, da der Frühlingspunkt am Himmel, von wo aus die Grade der Rectascension gezählt werden, seine Stellung zum Erdäquator bei der Drehung der Himmelskugel fortwährend verändert. In Deutschland nimmt man fast allgemein den Punkt des Aequators als Anfangspunkt an, in welchem der Meridian, welcher 24 Minuten 30 Secunden westlich von Ferro, einer der Canarischen Inseln vorbeigeht, den Aequator schneidet. Dieser Meridian ist also der Nullmeridian oder eigentlich der 360. (häufig wird er mißbräuchlich der **erste** genannt). Die Franzosen nehmen den Meridian der Sternwarte von Paris (20° östlich von Ferro), die Engländer (auch die deutschen, niederländischen, schwedischen, dänischen Seeleute) den der Sternwarte von Greenwich (17° 39′ 37″ östlich von Ferro), die Nordamerikaner den der Sternwarte von Washington (59° westlich von Ferro) als Ausgangs-Meridian für die Berechnung der Längen an. Ueberall aber wird jetzt vom Ausgangspunkte nicht bis 360° nach Osten fortgezählt, sondern nach Osten und nach Westen je bis 180°. So giebt es eine östliche und eine westliche Länge, und die Erde wird in eine **östliche** und eine **westliche Halbkugel** getheilt.[3])

---

1) Die Nomenclatur **Breite**, **Länge** erinnert an die Zeit, in welcher man sich die Erde als längliches Viereck vorstellte.

2) Die Naturwissenschaft belehrt uns über den Magnetismus der Erde, daß die Erde ein großer Magnet sei oder als solcher wirke. Als solche hat sie wie jeder Magnet zwei Endpunkte oder Pole, wo die magnetische Kraft am stärksten ist. Man spricht also von einem magnetischen Nord- und Südpol der Erde: sie liegen den Umdrehungspolen nahe, fallen aber nicht mit ihnen zusammen. Eben so ist der magnetische Aequator dem Erdäquator nicht völlig congruent.

3) Wo es sich um bildliche Darstellung oder um Beschreibung der Erdoberfläche handelt, verdient unbedingt die Annahme des Meridians von Ferro den Vorzug, weil dieser die Erde so in zwei Halb-

Man theilt auch hier jeden Grad der Breite und Länge in 60 Minuten, jede Minute in 60 Secunden, und denkt durch jeden Theilungspunkt einen entsprechenden Kreis um die Erdkugel gelegt. So ist diese von einem Netze gedachter Linien umsponnen, und die Lage jedes Ortes auf der Erde kann nach seiner **geographischen Länge** (Abstand vom Nullmeridian) und **geographischen Breite** (Abstand vom Aequator) genau bestimmt werden. Wien z. B. liegt unter 48 Grad 12 Minuten 36 Secunden nördlicher Breite und 34 Grad 2 Minuten 80 Secunden östlicher Länge, d. i. in Zeichen: Wien 48° 12′ 36″ NB., 34° 2′ 30″ OL.

Haben zwei Punkte der Erdoberfläche **beide** nördliche, oder **beide** südliche Breite, so haben sie **gleichnamige** Breite; hat aber der eine NB., der andere SB., so haben sie **entgegengesetzte** Breite. Dasselbe Verhältniß findet in Bezug auf östliche und westliche Länge statt.

Denkt man sich von einem beliebigen Punkte der Erdoberfläche eine gerade Linie durch den Mittelpunkt der Erde bis zur entgegengesetzten Seite der Erdoberfläche, also einen Erddurchmesser gezogen, so heißen dessen beide Endpunkte **Antipodenpunkte** und die Bewohner beider Orte **Antipoden** oder **Gegenfüßler**. Sie wohnen um 180° Länge auseinander, und die Summe der östlichen und westlichen Länge oder die Differenz der gleichnamig bezeichneten Längen beider Orte giebt stets die Zahl 180°; die Breiten ihrer Wohnorte haben eine gleich hohe Zahl, sind aber entgegengesetzte Breiten. So ist der Antipodenpunkt von 52° NB., 31° OL. (Berlin) unter 52° SB., 211° OL. oder 149° WL. — **Gegenwohner** (Antoeci) wohnen auf demselben Meridian und unter gleich hoher, aber entgegengesetzter Breite; also z. B. die Gegenwohner von Berlin sind unter 52° NB., 31° OL. — **Nebenwohner** (Perioeci) wohnen auf demselben Parallelkreise, aber um 180° Länge auseinander; also z. B. die von Berlin wohnen 52° NB., 211° OL. oder 149° WL. — Die unter dem Aequator um 180° auseinander Wohnenden sind Antipoden und Nebenwohner zugleich; die etwanigen Bewohner der beiden Pole sind Antipoden und Gegenwohner zugleich.[1])

Die Wissenschaft hat Mittel, die Breite und Länge eines jeden Ortes auf der Erde auf das genaueste zu bestimmen. Die Breite eines Ortes ermittelt man leicht, wenn man die Höhe des Pols über dem

---

kugeln theilt, daß die drei Erdtheile Europa, Asien und Afrika fast ganz (so weit dies überhaupt möglich ist) auf der nämlichen Halbkugel liegen. Wo es sich aber um bloße Längenbestimmungen handelt, nimmt ein Volk am passendsten denjenigen Punkt als Normalpunkt an, der ihm in Beziehung auf astronomische Beobachtungen der wichtigste ist.

1) Die Vorstellung von Antipoden galt lange Zeit für ketzerisch. Dem alten **Happel** (Cosmogr. I. S. 502.) ist sie dagegen ein besonderes Moment im kosmologischen Beweise: „Betrachte, O du elender Mensch! das Wunder-seltzame Gebäu deines Aufenthalts, siehe an, wie dir mancher mit den Füssen nach der Seiten zielet, ja, wie dir ein anderer die Fusse gerade entgegen kehret, und gleichwohl gehet ein Jeder aufgerichtet, die Allmacht deß Höchsten kanst du hieraus grossen Theils erkennen, und der Jenige muß kein Mensch, sondern ein unverständiges Rind-Vieh sein, der da nicht begreifen sollte, daß dieses unbegreiffliche Welt-Gebäu von einem ewigen und unbegreifflichen Schöpffer erbauet sei!"

Horizont des Ortes bestimmt, indem diese gleich der Breite des Ortes ist, weshalb man auch nicht selten von der Polhöhe statt von der Breite eines Ortes spricht.

Wichtig ist besonders für die Schifffahrt die Bestimmung der geographischen Länge. Die einfachste Methode geben die Chronometer, tragbare Secunden-Uhren, deren Gang so gleichförmig ist, daß sie täglich weniger als eine Secunde abweichen. Man stellt den Chronometer genau nach dem Mittage des Ortes, von dem man ausgeht, und läßt ihn während der ganzen Reise ohne Aenderung fortgehen; einen zweiten dagegen stellt man genau nach der Zeit des Ortes, wo man sich befindet. Da nun — was aus spätern Erkenntnissen erst seine Klarheit erhält — 1 Stunde Zeitunterschied einem Unterschied von 15 Längengraden, 1 Minute Zeitunterschied einem Längenunterschied von 15 Minuten, und 1 Secunde Zeitunterschied einem Längenunterschied von 15 Secunden entsprechen: so giebt die Abweichung beider Uhren offenbar den zur Längenbestimmung erforderlichen Zeitunterschied. Zeigt erstere Uhr 9, die zweite 12, so giebt der Unterschied 3 Stunden, daß man 45° östlich von dem Orte, von dem man ausging, entfernt ist.

Ein zweites Mittel zur Bestimmung der Länge sind Mondfinsternisse. Man beobachtet die Zeit des Ein- und Austritts, ja zur größeren Genauigkeit die Zeit der Verfinsterung einzelner größerer Mondflecken, und nimmt aus allen diesen das arithmetische Mittel als mittlere Zeit der Verfinsterung. Geschieht dies eben so an einem andern Orte, so giebt die Vergleichung der Zeitangaben den Zeitunterschied beider Orte und hieraus den Unterschied der geographischen Länge. Dazu dienen auch Sonnenfinsternisse (deren Benutzung hierzu jedoch ungleich schwieriger ist), Bedeckungen der Fixsterne und Planeten, Durchgänge der Venus und des Merkur vor der Sonnenscheibe und besonders die so häufigen Verfinsterungen der Jupiter-Trabanten.

§. 5. Die Erde keine vollkommene Kugel.

Der von der Gravitation der Materie hergenommene Beweis für die Kugelgestalt der Erde führt weiter verfolgt zu der Annahme, daß sie keine vollkommene Kugel sein könne. Dreht sich ein glühend flüssiger Körper, wie die Erde gewesen, um eine durch ihn gehende gerade Linie oder Axe, so werden die von dieser Axe entfernteren Theile eine größere Schwungkraft durch die Bewegung erhalten als die näher gelegenen, und so entsteht eine in die Breite gezogene, gleichsam von den Polen der Axe her flach gedrückte Kugel, ein Umdrehungs-Sphäroid. Von dieser Theorie aus behaupteten zuerst Newton und Huyghens, daß die Erde unter dem Aequator gewölbter und um die Pole flacher oder abgeplattet sei.

Ihre Behauptung ist nun zuvörderst durch die (nach voraufgegangenen unvollkommenen Operationen) zuerst 1735 von der französi-

schen Regierung veranlaßten Gradmessungen bestätigt. Man versteht unter Gradmessung die Messung der Abstände zweier Orte, die unter einem Meridian liegen und einen oder mehrere Grade nördlicher oder südlicher Breite von einander entfernt sind. Wäre die Erde eine vollkommene Kugel, so müßten z. B. Orte, die einen Breitengrad von einander entfernt sind, auf der ganzen Erde gleich weit von einander entfernt sein. Bouguer und Condamine, in dem genannten Jahre ausgesandt, maßen einen Grad unter dem Aequator in Peru und fanden ihn zu 56,753 Toisen: inzwischen wurde von Maupertuis, dem Schweden Celsius und andern Gelehrten eine Gradmessung unter dem nördlichen Polarkreise bei Tornea vorgenommen. Dort ergab sich das Maß eines Breitengrades 57,437 Toisen. Von verschiedenen Gelehrten und in verschiedenen Gegenden der Erde sind später Gradmessungen vorgenommen. Die ausgedehnteste war früher die 1790 von Méchain und Delambre vorgenommene Gradmessung von Barcelona bis nach Dünkirchen: sie ist durch Leistungen der neuen Zeit weit übertroffen. In Indien sind Gradmessungen von 15° 25′ bis 21° 21′ ausgeführt. Die russisch-scandinavische Gradmessung endlich (1831—1853), von der Donau bis Hammerfest, umfaßt einen Bogen von 25° 20′ Länge. Eine mitteleuropäische Gradmessung von Palermo bis Christiania, von dem preußischen Geodäten Baeyer angeregt, ist im Werke, und wird noch manches Dunkel zerstreuen.[1]) Auf der südlichen Hemisphäre ist nur ein Grad auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung von La Caille gemessen, dessen Betrag 57,037 Toisen um 10 Toisen größer ist als der in Frankreich gemessene Grad. Ueberhaupt kommen die merkwürdigsten Abweichungen in der allgemeinen Krümmung der Erdoberfläche vor, die man aus der Anziehung bedeutender Bergmassen, aus ungleichen Dichtigkeitsverhältnissen der Erdkruste, oder aus geognostischen Lagerungsverhältnissen zu erklären sucht. So ist z. B. die specielle Abplattung von England, vielleicht auch von Italien, viel größer als die allgemeine.

Weiter sprechen für die Abplattung der Erde die zuerst von Picard beobachteten Verhältnisse in den Erscheinungen am Pendel.[2]) Der Grund der Pendelschwingungen ist nämlich die Schwere oder die Anziehung, welche die Erde gegen einen Körper ausübt. Die Wirkung der ganzen Erde gegen einen an einem Faden aufgehangenen schweren Körper ist die, daß sie demselben eine bestimmte Richtung (die der lothrechten Linie) gegen sich giebt. Bringt man den aufgehängten Körper aus dieser Richtung heraus, so geht derselbe durch mehrere Schwingungen wieder in dieselbe zurück. Wenn nun die Erde an allen Orten eine gleiche Anziehung gegen den schweren Körper ausübte, so müßte

---

1) H. v. Grumbach hat in dem Buche „Die wahre Gestaltung der Erde“ neuerlich die Abplattung derselben geradezu geleugnet.

2) Die ersten wissenschaftlichen Beobachtungen über Pendelschwingungen rühren von Galilei her. Eine vom Luftzug bewegte Lampe, die von der Decke des Doms zu Pisa herabhing, soll ihm die erste Veranlassung zur Auffindung der Gesetze des Pendels gegeben haben.

ein solcher überall mit gleicher Geschwindigkeit fallen, oder, da die Schwingungen eines an einem Faden aufgehangenen schweren Körpers von den Gesetzen des Falles abhängen, so müßten die Zeiten, in welchen eine Schwingung zurückgelegt wird, überall gleich sein, oder, was dasselbe, es müßten in allen Zeiten gleichviel Schwingungen gemacht werden. Da ferner gleichlange Pendel an demselben Orte aufgehangen in gleichen Zeiten gleichviel Schwingungen machen, so müßten an allen Orten der Erde alle Pendel, welche in einer gewissen Zeit eine Schwingung machen, gleich lang sein. Dieses würde der Fall sein, wenn die Erde eine vollkommene Kugel wäre; wenn sie aber, wie wir annehmen müssen, vielmehr eine sphäroidische Gestalt hat, so muß die Anziehung am Aequator am geringsten, unter den Polen aber am größten sein, oder, was dasselbe, alle Körper müssen nach den Polen hin an Schwere zunehmen, die Zahl der Schwingungen eines Pendels muß zunehmen, oder zur Erreichung einer gleichen Zahl von Schwingungen in derselben Zeit müssen die Pendel, je weiter nach den Polen zu, desto mehr verlängert werden. Umgekehrt wird man also auch aus der nöthigen Verlängerung der Pendel auf die Gestalt der Erde schließen können. Die meisten und genauesten Pendelbeobachtungen sind von Franzosen und Engländern angestellt.

Endlich beweisen auch astronomische Observationen die Abplattung der Erde. Von mehreren Astronomen sind Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes beobachtet, welche La Place von der abgeplatteten Gestalt der Erde ableitet. Da ferner alle Planeten an ihren Polen mehr oder minder abgeplattet sind, so schließt man nicht unberechtigt aus der Analogie auf die Erde zurück.

Die nähere Bestimmung der Abplattung schwankt bis jetzt noch zwischen sehr verschiedenen Resultaten. Nach einer Mittelzahl möchte sie etwa $^1/_{300}$ des ganzen Erddurchmessers betragen, oder anders ausgedrückt: Der größte Durchmesser (Diameter) der Erde beträgt in runder Zahl $1721^1/_2$, der kürzeste von einem Pole zum andern 1719 Meilen. Genauer gesprochen beträgt die Abplattung nach den neuesten Forschungen $^1/_{299}$, oder nach Schubert's Berechnung die große Axe der Erde $3{,}272{,}667_{,1}$ Toisen, die kleine Axe $3{,}261{,}104_{,3}$ Toisen.

§. 6. Die Weltsysteme.

In welchem Verhältnisse stehen nun Erdkugel und Himmelskugel zu einander? Oder wie sind die Erscheinungen, die wir an der Himmelskugel wahrnehmen, aufzufassen oder zu erklären? — Man nennt einen Inbegriff von Sätzen, welche diese Erscheinungen zu erklären versuchen, ein Weltsystem. Alle aufgestellten Weltsysteme beruhen nicht auf Erfahrung — welche einen Standpunkt außer der Erde erforderte — sondern auf Schlußfolgerungen und Combination. Alle sind und bleiben deshalb Hypothesen; doch ist diejenige Hypothese,

welche alle Erscheinungen an der Himmelskugel am befriedigendsten und vollständigsten erklärt, die wahrscheinlichste.

Da sich alle Erscheinungen des Firmaments — im Allgemeinen gesagt — entweder so erklären lassen, daß die unbewegliche Erde von dem Firmamente umkreist wird — oder aber, daß die Erde selbst ein sich bewegender Körper ist, so könnte es streng genommen nur zwei Weltsysteme geben. Nur durch den Versuch, diese zwei irgend zu vermitteln oder zu vereinigen, entstand ein drittes.

Die alte Welt war in ihren Auffassungen vom Weltall durchaus nicht einig. Aegyptische Astronomen ließen nach Macrobius Somn. I. 19. wenigstens die Planeten Mercur und Venus sich um die Sonne bewegen und erst mit dieser den Umlauf um die Erde ausführen. Bei den Griechen hat sich die Schule des Pythagoras unzweifelhaft zu der Ansicht von der Bewegung der Erde erhoben. Entweder schrieben sie derselben nur eine Bewegung um ihre Axe zu, wie Nicetas von Syracus: „Himmel, Sonne, Mond und Sterne sind unbeweglich. Außer der Erde bewegt sich nichts im Weltraume. Diese aber dreht sich mit größter Schnelligkeit um ihre Axe, und es treten dieselben Erscheinungen ein, als wenn die Erde still stünde und der Himmel sich bewegte." (Theophrast bei Cicero Acad. Quaest. IV. 39.) Oder diese Philosophen sprechen schon von der Bewegung der Erde um die Sonne. So Philolaus, Archytas, Aristarch von Samos u. A. Auch Plato soll kurz vor seinem Tode bedauert haben „daß er der Erde den für sie ganz ungehörigen Platz in der Mitte des Ganzen angewiesen." Der sinnliche Schein und dazu der Widerspruch des gefeierten Aristoteles bewirkten, daß die Mehrzahl der Gelehrten und die Masse des Volks bei der Unbeweglichkeit der Erde stehen blieb. Auf diesem Satze beruht nun das erste der oben angedeuteten drei Weltsysteme, das des Ptolemäus (S. 9.), welches vornehmlich in den ersten zwei Capiteln im neunten Buche seiner μεγάλη σύνταξις oder des Almagest, wie die Araber es nannten, entwickelt ist. Im Wesentlichen führt es nur die Sätze des Hipparchus von Nicäa († 125 v. Chr.) weiter aus: noch weiter gefaßt ist es der Schluß- und Gesammtausdruck dessen, was die griechische und orientalische Welt über das Weltall gedacht hat.

Die Erde nimmt den Mittelpunkt der Welt ein und ist allein unbewegt; um sie bewegen sich in 7 Bahnen Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Um alle bewegen sich in einer achten Bahn die Fixsterne. Die Bewegung der Planeten, außer Mond und Sonne, geschieht in Epicykeln (Kreise, deren Mittelpunkte in der Peripherie eines andern Kreises sich bewegen): Bei Mercur und Venus folgen die Mittelpunkte ihrer Epicykeln dem Umlauf der Sonne. Das ganze System ist mit großem Scharfsinn ausgeführt und möglichst scheinbar begründet. Dennoch fanden später arabische und christliche Astronomen bei der praktischen Anwendung des Ptolemäischen

Systems neue Schwierigkeiten, und die Verwirrung stieg so hoch, daß der gelehrte, auch in der Astronomie sehr bewanderte König Alphons X. von Castilien sich zu dem vermessenen Ausspruche verstieg: „Wäre er bei der Weltschöpfung zugegen gewesen, er würde Einiges besser und klarer angeordnet haben.“ Trotzdem führte das Trauen auf die sinnliche Gewißheit und Aristoteles Autorität das mangelhafte System noch in die Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften hinüber.[1])

Nicolaus Copernicus, 1473 zu Thorn aus edlem Geschlechte geboren, früh für Sternkunde begeistert, studirte in Krakau und Bologna, lehrte zu Rom Mathematik und erhielt dann ein Canonicat im Domstifte Frauenburg. Fortan lebte er nur astronomischen Studien, und die Lage seiner Wohnung dicht am Dom war solcher Beschäftigung günstig. Nach der Nordseite hin hatte er weite Aussicht über das frische Haff, und mehr nach Süden in das tiefer gelegene Land. Die Schwächen der Ptolemäischen Weltordnung an sich, die oben erwähnten Ansichten der Pythagoräer, die Meinung der ägyptischen Astronomen über die Bahn der Planeten Mercur und Venus, die tiefste und langjährigste Beobachtung führten ihn Schritt vor Schritt zu der wichtigen Ueberzeugung, daß die Erscheinung das Gesetz offenbare, aber auch verberge, und dies Gesetz eben erst aufzufinden sei. Zuerst war ihm die Axendrehung der Erde außer Zweifel; dann wagte er, die Erde sich auch um die Sonne drehen zu lassen, und sah wie alle Verwickelungen planetarischer Bahnen sich einfach und glücklich lösten. Im Jahre 1507 stand sein System vor seinem Geiste fertig. Dennoch setzte er seine Beobachtungen und Vergleichungen noch durch Jahrzehnte fort: erst 1530 war sein Werk: de orbium coelestium revolutionibus libri VI beendet. Aber nun trat auch lebhaft vor seine Augen, welchen Kampf er mit dem alten eingewurzelten Glauben antrete, wie man einen Widerspruch gegen Stellen der heiligen Schrift ihm vorwerfen würde. Nur einzelne Gelehrte wurden in sein System eingeweiht: sein Manuscript sandte Copernicus erst 1543 nach Deutschland, wo es in demselben Jahre zu Nürnberg mit einer Zueignung an Papst Paul III. erschien. Diese spricht sehr derb gegen die unkundigen Schwätzer, von welchen die schon von den Pythagoräern gekannte Lehre von der Bewegung der Erde, wegen ihres vermeinten Widerspruches gegen eine herbeigezogene Stelle der heiligen Schrift, als gottlos angefeindet werde. Er rechnet darauf, daß der Papst, als Oberhaupt des kirchlichen Reiches, die Nützlichkeit seiner Arbeiten für die Verbreitung richtiger Einsichten erkennen und jenes Geschwätz in seine Schranken weisen werde. Noch vor Beendigung des Druckes war Copernicus zwischen dem 7. und 24. Mai zu Frauenburg gestorben.

1) So beginnt Seb. Frank sein Weltbuch mit der unerschütterten Gewißheit des Ptolemäischen Systems: „Bey allen Geographis und Cosmographis ist einhellig beschlossen und gewiß, das der welt form und centrum rund ist, eben dasselbig halten sie auch von der erden, wie vom himmel, die erde liegt mitten in den dingen, die erschaffen seind, mit wasser am größten teyl bedeckt, die alles das schwer ist an sich zeucht, wie der Himmel alles was geyst und leicht ist“

Der Hauptsatz des großen Werkes schlug wie ein zündender Blitz die altgewohnte Weltanschauung zusammen. Die Sonne steht in der Mitte. Um sie bewegen sich in Kreisbahnen die Planeten Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn. Die Erde bewegt sich in einem Tage um ihre Axe, in einem Jahre um die Sonne. Der Mond bewegt sich um die Erde und mit ihr um die Sonne.

Der den Gemüthern zugemuthete Ansichtswechsel war für den Moment zu ungeheuer, als daß sich ihm Alle hingeben wollten und konnten. Nur wenige Astronomen schlossen sich der neuen Lehre an: andere blieben bei Aristoteles oder, wie sie meinten, bei der Schrift. Auch ist nicht zu vergessen, daß manche Sätze, welche das Copernicanische System erst recht klar machen und abschließen, noch nicht aufgefunden waren. So erblicken wir unter den Gegnern nicht blos den Jesuiten Riccioli, sondern auch den Philosophen Baco von Verulam. Merian's Archäontologie aus dem 17. Jahrhundert bleibt dabei stehn, daß die alte Meinung mit starken Gründen dargethan und erwiesen werden kann, „wiewohl der berühmte Mathematicus Nicolaus Copernicus vor unsrer Zeit dies nicht zugeben wollen."

So suchte denn der große Astronom Tycho de Brahe[1]) einen Mittelweg zwischen dem Ptolemäischen und Copernicanischen Systeme, und suchte aus dem letztern so viel in das erstere zu übertragen, als ohne Widerspruch gegen Aristoteles oder die Bibel möglich war. Je pense — heißt es in der französischen Uebersetzung seines 1588 erschienenen Hauptwerkes: De mundi aetherii recentioribus phaenomenis — qu'il faut décidément et sans aucune doute placer la terre immobile au centre du monde, suivant le sentiment des anciens astronomes et le témoignage de l'écriture.

Die Erde steht unbewegt im Mittel. Um sie bewegen sich Mond und Sonne: um die Sonne die fünf Planeten.

Das Tychonische System fand für den Augenblick mehr Anhänger als Copernicus. Neue Entdeckungen am Himmel, neue großartige Siege der Wissenschaft mußten dem Systeme des letztern erst allgemeine Anerkennung erobern.

Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts wurde das Fernrohr erfunden und führte in Galilei's[2]) Händen zu einer Reihe von Ent-

---

1) Tycho (eigentlich Thyge) Brahe aus einer altadeligen schwedischen Familie, wurde den 19. December 1546 in dem damals dänischen Schonen geboren. Zur Rechtswissenschaft, die er in Kopenhagen und Leipzig studirte, bestimmt, zog ihn sein Genius zur Astronomie, und ein ererbtes Vermögen erlaubte ihm, ganz seiner Neigung zu folgen. Nach einer frühzeitigen wissenschaftlichen Reise lebte er meist auf seinem Gute Knutsdrop, dann auf der kleinen Insel im Sunde Hveen, die ihm König Friedrich II. geschenkt. Hier führte er sein zu astronomischen Observationen eingerichtetes Schloß Uranienborg auf. Bei Christian IV. in Ungnade, nahm er einen Ruf Kaiser Rudolf II. nach Prag an und ist daselbst am 24. October 1601 gestorben.

2) Galileo Galilei, 1564 in Pisa geboren, seit 1589 Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt, 1591 in gleicher Eigenschaft in Padua, 1610 von Cosmo II. nach Toscana zurückberufen. Nachdem er seit Winter 1633 längere Zeit in Haft der Inquisition gewesen war, wurde er nach Arceti bei Florenz verwiesen, wo er den 8. Januar 1642. starb.

deckungen, welche sich zu keinem andern Systeme schicken wollten als dem Copernicanischen. Bald predigte gegen ihn ein Dominicaner in Florenz nach Apostelgesch. 1, 11: Ihr Galiläischen Männer, was steht ihr und seht gen Himmel? Bald wurde die Opposition der Kirche allgemeiner und gewichtiger. Die Congregation des Index zu Rom erklärte das Copernicanische System für schriftwidrig und ketzerisch,[1] Galilei mußte 1633 vor der Inquisition widerrufen.[2] Zwar erschien auch den Lutherischen Theologen von Tübingen das System des Copernicus als Frevel gegen die Schrift, und der große Keppler konnte nur in katholischen Umgebungen ungehemmt seinen Forschungen nachgehen.[3] Aber gerade Kepplers Entdeckungen waren es, durch welche das Copernicanische System erst eine Wahrheit wurde. Er ist es, der durch Beobachtung der Marsbahn die elliptische Gestalt dieser Bahn wahrgenommen, dieselbe Wahrnehmung auch bei andern Planeten, und so die große Entdeckung gemacht hat, daß sich die Planeten in Ellipsen drehen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. Von andern Kepplerschen Sätzen weiter unten. Weitere Bestätigung lieferte Newton's Theorie über die Gravitation oder Schwerkraft, die Attraction, welche die Körper aus gegenseitigen Entfernungen auf einander üben. Es erschien diese Theorie als das Gesetz des Universums, als sein Grundprincip.

Erst allmälig verstummte unter diesen Fortschritten der Wissenschaft der Widerspruch gegen das Copernicanische System.[4] Den letz-

---

1) K. A. Menzel, Neuere Gesch. d. Deutschen. V. S. 106: Der Proceß Galilei's war bekanntlich das Werk einer Kabale boshafter und unwissender Menschen, und die Nachgiebigkeit des Papstes Urban VIII. um so tadelnswerther, als es für das System des Römischen Kirchenglaubens völlig unerheblich ist, ob ein geschichtlicher, physikalischer oder astronomischer Irrthum bei einem biblischen Schriftsteller gefunden wird. Die strenggläubigsten Theologen, namentlich Jesuitische, haben dies ganz offen behauptet. Die Tridentinische Synode weiset die menschliche Klugheit in ihre Schranken nur: in rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae christianae pertinentium.

2) Daß Galilei nach dem Schwure mit dem Fuße stampfend durch die Zähne gemurmelt habe: e pur si muove (und sie bewegt sich doch) ist eine Fabel, welche mit dem Gemüthszustande Galilei's wenig stimmt. Denn neben seiner Gebrechlichkeit durch das Alter war Galilei oder wollte sein ein treuer Sohn seiner Kirche, die ihn übrigens in dem ganzen Processe mit großer Rücksicht behandelt hatte. Seine Kerkerhaft und Tortur gehören in das Reich der Fabeln.

3) Johann Keppler, „un des plus grands hommes qui ait paru sur la terre“ (Baily, histoire de l'astronomie moderne II. p. 4) wurde den 27. December 1571 in der schwäbischen Reichsstadt Weil geboren. In Tübingen war er Baccalaureus, Magister und Repetent der Theologie geworden. Neigung hatte ihn längst zu Mathematik und Astronomie geführt. Widersprüche gegen das herrschende System, z. B. gegen die Ubiquitätslehre, ließen ihn auf eine Anstellung im würtembergischen Kirchendienste nicht rechnen und er nahm die Stelle eines Lehrers der Mathematik und Moral am Gymnasium zu Gratz an, welche ihm die lutherischen Landstände 1593 übertrugen. Der 1596 erschienene Prodromus dissertationum cosmographicarum etc., den Keppler von dort nach Tübingen gesandt, brachte ihm nur die Rückermahnung, „die Ruhe der Kirche nicht zu stören.“ Als Erzherzog Ferdinand in Steiermark die Gegenreformation durchführte, mußte auch Keppler weichen, wurde aber von Kaiser Rudolf II. 1599 in Prag aufgenommen und 1601 Tycho's Nachfolger. Die Verlegenheiten, in welche Rudolf bald nachher gerieth, mögen es erklären, daß er Keppler darben ließ. Müde dieses Elends zog er zu einem Privatmanne nach Ulm, und trat nachher in die Dienste Wallensteins, welcher sich seiner als Astrolog bedienen wollte, und ihm, da er dazu nicht brauchbar befunden wurde, eine Professur der Mathematik zu Rostock anwies. Doch auch hier empfing er, der damaligen Kriegsunruhen wegen, kein Gehalt, so daß er sich entschloß, nach Regensburg zu wandern, um den Beistand des Reichstages anzuflehen; allein kaum hier angekommen, unterlag er den Strapatzen.

4) Oberflächlichem Wissen thut es aus vielen Gründen zu sehr noth, sich von dem langsamen Einbürgern des Copernicanischen Systems zu überzeugen, als daß wir nicht die Verdammung des Copernicus in der Cosmographia elementaris von P. Knitl, Nürnberg 1674, erwähnen und eine Stelle aus Happel's Cosmographie von 1687 beifügen sollten: „Copernicus, ein überaus subtiler Kopff, hat vor einer geraumen Zeit schon erwiesen, oder zum wenigsten erweisen wollen, daß nicht die Sonne

ten, nicht unerheblichen Zweifel löste der Scharfsinn der neuesten Astronomie. Wenn man bedenkt, daß die Erde in je 6 Monaten von ihrem früheren Standorte 40 Millionen Meilen entfernt ist, so müßten die Fixsterne gegen einander in etwas veränderter Stellung erscheinen. Dies ist durchaus nicht der Fall: sämmtliche Sternbilder erscheinen uns zu allen Zeiten des Jahres als völlig dieselben. Erst in der neuesten Zeit ist es der Wissenschaft gelungen, für mehrere Fixsterne eine jährliche Richtungsänderung oder Parallaxe nachzuweisen. So ist denn nur ganz vereinzelt und mehr in der Form eines Curiosums bis in die neueste Zeit eine Opposition gegen das System des Copernicus aufgetaucht. Auch Rom entfernte 1821 das Buch des Copernicus aus dem Index der verbotenen Bücher, und schon lange lehrt man das System des Copernicus als wahrscheinliche Hypothese: mehr ist nach dem oben Gesagten auch nicht zu verlangen.

Was aber die Behauptung anlangt, daß die Bibel nur das System des Ptolemäus lehre und mit keinem andern zu vereinigen sei, so ist dieselbe durchaus verkehrt und unzulässig. Schon Keppler hat im Grunde das Richtige und Nöthige gesagt: „Da die Bibel mit Menschen spreche, so spreche sie von Dingen des menschlichen Lebens, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt seien. Sie sei gar kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sondern habe höhere Zwecke vor Augen. Es sei tadelnswerther Mißbrauch, wenn man Antwort auf Fragen über weltliche Dinge in ihr suche. Josua habe die Verlängerung des Tages gewünscht und Gott diesen Wunsch erhört. Wie dies geschehen, sei nicht zu untersuchen."[1] Nach dem Principe der h. Schrift, das in der Wahl ihres Inhalts und ihres Ausdruckes waltet, ist eine Belehrung über astronomische Dinge so wenig zu erwarten, als etwa Mittheilungen über politische Theorien oder die beste Drainage oder neue kunstreiche Maschinen. Sie zeigt schnurgerade, ohne rechts oder links zu sehen, den Weg zur Seligkeit; was nicht auf die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? eine Beziehung hat, das theilt sie selbst über göttliche und geistliche Dinge nicht mit. Ihr

---

herum lauffe, sondern die Erde, und daß also die Sonne, an statt der Erden, als ein Universal-Centrum, mitten in die Welt zu setzen sey. Diesem widerspricht Tycho Brahe, Ricciolus, und viele andere gleichfalls sehr fürtreffliche Männer, und wollen haben, man solle die Erde vest gegründet stehen lassen, nach der H. Schrifft, welche es vor ein Wunder hielte, als zu Josuä Zeiten die Sonne stille stund. Copernicus aber hat absonderlich in diesem Seculo viel Nachfolger bekommen, also, daß die Welt selber nunmehr zu zweiffeln beginnt, und nicht gewiß sagen kan, ob sie auf einem beständigen und stillen, oder aber einem beweglichen Boden ihren Sitz und Wohnung habe." In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erklärte G. Kohlreiff, Pastor in Ratzeburg, das Copernicanische System für eine gotteslästerliche Eingebung des Teufels 1802 erschien, Zittau und Leipzig bei Schups, eine Schrift, deren kenntnißreicher anonymer Verfasser sich für den Stillstand der Erde entscheidet und auch der Gegenwart fehlt es nicht an Leuten, welche die Wahrheit des Copernicanischen Systems in Schriften und beruchten Vorlesungen in Zweifel ziehen. Als eine neuere Erscheinung kann das Buch von Franz „Wider die Prätension der exacten Naturwissenschaft" bezeichnet werden.

1) Uebrigens ist nicht die Stelle Josua 10, 12 13 die scheinbar bedenklichste (dieselbe Rücksicht würden am Ende alle Stellen erfordern, wo vom Auf- und Untergehen oder überhaupt von Bewegung der Sonne die Rede ist), sondern solche wie 1. Mos. 1, 15. 16 und ähnliche, in denen die Sterne nur als Leuchten der Erde erscheinen Auch hier ist einfach zu sagen, daß die Schrift alle Himmelskörper eben nur in ihrer Beziehung zur Erde auffaßt, wie es eine volksmäßige und poetische Betrachtung noch heute thut und hoffentlich immer thun wird.

Blick ist nur auf das Eine, was noth ist, gerichtet: ihr ist der Himmel nichts anderes als Gottes Stuhl, die Erde nichts anderes als seiner Füße Schemel, und ihre „Himmelskunde" ist von der astronomischen gar sehr verschieden. Ihre Sprache aber ist, Gott sei Dank, nicht die Sprache der Wissenschaft oder das Idiom der Gelehrten. Weil sie von dem ausgegangen ist, den von jeher seines Volkes gejammert hat, ist sie Sprache des Volks und des Lebens. Aus diesem unwiderleglichen Satze folgt aber ganz nothwendig, daß sie von astronomischen Dingen nur die Sprache des Augenscheins reden kann. Daraus eine wissenschaftliche Folgerung zu ziehen, wäre eben so thöricht, als uns heutzutage für Ptolemäer zu halten, weil wir vom Auf- und Untergange der Sonne reden. Wenn die katholischen Theologen und Priester — aus deren Mitte das neue System hervorgegangen! — Copernicus verketzerten und lutherische Geistliche (schon Melanchthon) ihnen darin sogar voraufgegangen waren,[1]) so ist dies allerdings ein Mißgriff. Dennoch verdient die Kirche keineswegs den Vorwurf pfäffischer Bornirtheit und Verfolgungssucht, mit dem sie der phrasenreiche Jargon der Zeit bei diesem Anlaß zu brandmarken sucht. Sie hat sich zu einer Zeit, wo die astronomische Wissenschaft noch in sich selbst vollkommen uneinig war, gegen Copernicus erklärt; sie hat ihren Widerspruch schweigen lassen, als ihr ein übereinstimmendes Zeugniß der Forschung gegenüber trat.

Wir durchwandern nun an der Hand des Copernicus das Firmament aufs Neue.

§. 7. Die Fixsterne.

Zwei Dinge — spricht Kant — erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Und in der That: welche Fülle von Erhebung, Tröstung und Ahnung eines über den Erdenstaub in so vielfachem Sinne erhabenen Jenseits mag von dem Augenblicke an, da dem Schöpfer die Morgensterne jauchzten und er den Orion zusammenband, von diesem Sternenhimmel in Menschenherzen niedergeströmt sein! Zwar gilt es auch hier, daß die Creatur in dem Tone antwortet, in dem sie gefragt wird, und ein La Lande fand in allen Sternregionen Gott nicht. Wer ihn aber, wie er es soll, schon vorher gefunden, der findet die Züge seiner Hand in der leuchtenden Sternschrift wieder, und die großartigen, zum Taumel der Bewunderung hinreißenden Entdeckungen der Wissenschaft werden bei aller Bewunderung des Menschengeistes, dem solche Macht gegeben ist, doch auch wieder in den Staub beugen vor dem, „der das Heer der Sterne hervorführt und sie alle bei Namen nennt."

1) Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts erklärte der Theologe Hainlin zu Tübingen, daß ihn nichts von der Wahrheit des Copernicanischen Systems habe überzeugen können, als der Umstand, „als daß dasselbe vom Papst, dem Antichrist, verdammt sei."

Die ungeheure Mehrzahl der dem Auge am Himmel erscheinenden Sterne sind Fixsterne (S. 30.). Sie verändern, wie wir vor der Hand sagen, ihre Stellung zu einander nicht; sie glänzen in einem zitternden, funkelnden Lichte, und erscheinen durch die allerstärksten Fernröhre als untheilbare Punkte, während die Planeten sich als Scheiben darstellen.

Wir erblicken mit bloßen Augen auf beiden Halbkugeln des Himmels etwa 5000 Fixsterne, und nehmen unter denselben einen Unterschied des Glanzes, bei einzelnen Sternen auch eine von der gewöhnlichen weißen abweichenden Farbe wahr. Die Fernröhre zeigen uns nun eine unendlich größere Anzahl von Fixsternen (teleskopische Sterne). Das nur mäßig bewaffnete Auge entdeckt schon eine Million. Die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne theilt man nach ihrer Lichtstärke, die nach dem frühern oder spätern Sichtbarwerden nach Sonnenuntergang bestimmt wird, in sechs Klassen, von denen indeß die beiden letzten nur scharfen Augen sichtbar sind. Sterne erster Größe giebt es 18, zweiter 55, dritter 197, vierter 425, und so zunehmend weiter. Die teleskopischen Sterne theilt man wieder in Klassen der Lichtstärke bis zur zwölften, ja bis zur achtzehnten oder zwanzigsten herunter. Hier enthält, ebenfalls in steigendem Verhältnisse, z. B. die achte Klasse 40,000, die neunte 142,000 Sterne. Uebrigens sind in der Lichtstärke mancher Fixsterne gegen früher unleugbar Veränderungen vorgegangen.

Unter den Sternen giebt es Gruppen, die eine größere oder geringere Aehnlichkeit mit irdischen Dingen zeigen. So der Wagen (die hervortretendsten Sterne im großen Bären), die Glucke mit den Küchlein [1] (die Plejaden), bei dem spanischen Volke die Zicklein (cabritas) genannt, am südlichen Himmel das Kreuz u. a. Der Seefahrer, der Jäger, der nächtliche Wanderer u. s. w. bedurften von jeher einer genauern Kenntniß des gestirnten Himmels, und diese ließ sich praktisch am besten an wirkliche oder erdachte Sternfiguren anknüpfen. Als eine astronomisch-wissenschaftliche Beobachtung des Fixsternhimmels eintrat, hatte sie zwar in dem Gradnetze, das sie über die Himmelskugel spann, ein wie es schien ausreichendes Mittel zur genauen Bestimmung; aber eines Theils brach sie nicht mit der Ueberlieferung, andern Theils war es auch ihrem Interesse bequem, größere Sternmassen unter Einheiten sich vorzustellen. So hatten schon die Alten 48 Sternbilder, d. h. Sterngruppen, die man sich mit den Umrissen der Bilder von Menschen, Thieren u. s. w. umschrieben denkt. Ihre Namen stehen zu dem Götterglauben oder einzelnen hervorragenden Gestalten der Geschichte in Beziehung. Da die alten Sternbilder den Raum des Himmels nicht vollständig decken und sich der neueren Beobachtung ein südliches Himmelsfirmament aufthat, so haben die neueren Astronomen

---

1) Nachzulesen die Stellen: Hiob 9, 9. Amos 5, 8.

noch eine große Menge von Sternbildern eingeführt: die Namengebung ist von sehr subjectivem Interesse oder gar von schmeichelnder Rücksicht auf hohe Herren ausgegangen. Ja, La Lande versetzte seine Lieblingskatze an den Himmel, „obgleich ein alter und ein junger Löwe nebst einem Luchse das Katzengeschlecht genügend vertraten.“[1]

So zählt man jetzt über 100 Sternbilder: ihre nähere Kunde, die Winke sie aufzufinden u. s. f. umfaßt die Astrognosie. Sie erscheinen auf den Sternkarten, welche entweder die Halbkugeln des nördlichen und südlichen Himmels, oder mit größter Genauigkeit einzelne Theile des Firmaments darstellen, und durch neue Beobachtungen noch immer vervollkommnet werden. Die einzelnen Sterne in den Bildern werden mit Eigennamen (die zum Theil schon von den Alten, besonders aber von den Arabern herrühren) oder nach Theilen des Bildes, und genauer mit Buchstaben des griechischen und lateinischen Alphabets oder Ziffern aufgeführt. So kann derselbe Stern unter vierfacher Bezeichnung des Eigennamens, des Buchstaben, der Ziffer, oder ganz populär gesprochen mit dem Theile des Bildes, wo er steht, benannt vorkommen.

Wir führen nun die bedeutendsten Sternbilder beider Hemisphären dem Leser vor Augen.

Wir beginnen mit den Bildern des Thierkreises. Sie sind in keiner Nacht des Jahres ganz zu beobachten, da das, in welchem die Sonne steht, und die beiden, welche östlich und westlich daran grenzen, unsichtbar sind. Der Widder, dessen goldenes Vließ die Argonauten suchten, in liegender Stellung gedacht, ist durch zwei hellere Sterne am Kopfe kenntlich. Der Stier, in dessen Gestalt einst Zeus die Europa entführte, springt mit dem Vorderleibe neben dem Kopfe des Widders hervor. Sein südliches Auge ist der Stern erster Größe Aldebaran: er bildet mit andern kleinern die Sterngruppe der Hyaden, an der Gestalt des lateinischen V kenntlich. Sie hießen den Griechen Regengestirn, weil sie zu ihrer Zeit in der regnigen Jahreszeit mit der Sonne zugleich aufgingen. Die Römer nannten sie auch Suculae, Ferklein. Der Rücken des Stiers trägt die ebenfalls leicht kenntliche Gruppe der Plejaden oder des Siebengestirns,[2] dem Namen nach Schifffahrtsgestirn; denn im Mittelmeer dauerte die Schifffahrt vom Mai bis Anfang November, vom Frühaufgange bis zum Frühuntergange der Plejaden. Sieben Sterne erkennt nur ein sehr scharfes Auge: der hellste Stern heißt Alcyone. Es folgen die Zwillinge, die bekannten, durch so innige Liebe verknüpften Dioskuren, Söhne des Zeus und der Leda. Die zwei größten Sterne, der grünliche Castor und der röthliche Pollux stehen in den Köpfen. Der Krebs, welcher einst den Hercules im Streit mit der Lernäischen Schlange molestirte und dafür von seiner Feindin, der Juno, an den Himmel versetzt ward, zählt nur unbedeutende Sterne. Doch steht auf seiner Brust eine merkwürdige neblige Sterngruppe, Praesepe, die Krippe; zwei kleine zu beiden Seiten derselben stehende Sterne heißen Aselli, die Esel. Der liegende

1) Aeltere christliche Astronomen haben versucht, den Sternbildern entweder neue christliche Namen oder wenigstens biblische Beziehung zu geben: z. B. Widder Abrahams 1. Mos. 22, 13., Stier zum Brandopfer 3. Mos. 1, 3., Zwillinge Esau und Jacob, Krebs des christlichen Soldaten Ephes. 6, 14., Löwe vom Stamme Juda Offenb. 5, 5, Jungfrau Maria u. s. w.

2) Da auch der große Himmelswagen (große Bär) Siebengestirn genannt wird, so muß man sich vor Verwechslung beider Sternbilder in dieser Beziehung hüten.

große Löwe, der Nemäische, den einst Hercules tödtete, in den Märznächten am besten sichtbar, hat am Herzen den weißen Stern erster Größe Regulus, an seiner Schwanzwurzel Denebola, ebenfalls erster Größe. Die geflügelte Jungfrau hat in der einen Hand eine Kornähre, in welcher die weiße Spica mit erster Lichtstärke funkelt. Dieses große Bild zeigt sich am besten am Mitternachtshimmel des März und April, und stellt die Ceres oder Asträa vor. Die Wage zeichnet sich durch zwei helle Sterne aus, welche auf beiden Schalen stehen und am besten Anfangs Mai zu sehen sind. Der Scorpion, der einst auf Diana's Befehl den Jäger Orion durch einen Stich in die Ferse tödtete, zeigt einen Stern erster Größe, sein Herz, Antares. Derselbe ist in Julinächten am besten sichtbar. Helle Sterne am Schwanze des Scorpions gehen bei uns niemals auf. Der Schütze, ein Centaur, der den Bogen spannt, wahrscheinlich Chiron, der Lehrer des Achill, und der Steinbock, vorn als Bock, hinten als Fisch gebildet, die Ziege Amalthea, welche einst den Zeus als Kind nährte, sind arm an bedeutenden Sternen, und ebenfalls in den Sommernächten am besten zu beobachten. Der Wassermann, der aus einem Gefäße Wasser gießt, hat nur Sterne dritter und vierter Größe. Er stellt Deukalion vor, der nach der großen Wasserfluth mit seiner Gemahlin Pyrrha allein übrig blieb. Die durch ein Band zusammengeknüpften Fische besitzen nur einen Stern dritter Größe, der am Bande steht.

Zwischen dem Thierkreise und dem Nordpol merken wir folgende Sternbilder, und zwar so, daß wir von sehr kenntlichen Thierkreisbildern oder sonst allgemein bekannten Sterngruppen ausgehen. Verbindet man Aldebaran mit Castor, und denkt sich auf dieser Linie ein gleichschenkliges Dreieck errichtet, so steht an der nördlichen Spitze der gelbe Stern erster Größe Capella im Fuhrmann, der in knieender Stellung eine Ziege mit zwei Zicklein auf dem Rücken trägt. Es ist der atheniſche König Erichthonius, der den Wagen erfand. Eine Linie zwischen Capella und dem hellsten Sterne am Widderkopfe geht bei einem Sterne zweiter Größe vorüber, Algol; er steht im Medusenhaupte, das Perseus, der heldenhafte Sohn des Zeus und der Danae, in seiner Hand trägt. Neben Perseus in mehr nördlicher Richtung Cassiopeja, erkennbar an 5 Sternen dritter Größe, welche die Figur eines schräg gestellten, etwas verschobenen *W* bilden. Errichtet man auf der Linie vom Medusenhaupte zum Widderkopfe in diesem letztern einen Perpendikel, so trifft dieser auf einen Stern zweiter Größe, Sircab: er macht das Haupt der Andromeda kenntlich, welche mit den Füßen gegen Perseus hin gerichtet steht. Die Linie von Algol zu Sircab ist noch durch zwei Sterne zweiter Größe kenntlich. Es ist in den letztgenannten Bildern, zu denen wir noch Cepheus, vom Perseus zum Nordpol hin, stellen, ein ganzer Mythenkreis beschlossen. Perseus, welcher der Medusa das Haupt abgeschlagen, befreite die von einem Seeungeheuer bedrohte Andromeda, die Tochter des Cepheus und der Cassiopeja. Sircab bildet mit dem gegenüberstehenden Sterne zweiter Größe Marcab und zwei andern ein im Innern ziemlich sternleeres Quadrat, welches auch den Namen Tisch führt Es steht im Leibe des ebenfalls noch dem erwähnten Mythenkreise zugehörigen Flügel- und Musenrosses Pegasus, welches nur mit dem Vordertheil am Himmel gebildet wird. Zieht man vom Sircab über das Nordende des Tisches eine gerade Linie, so trifft diese endlich auf den gelben Stern erster Größe Atair am Halse des fliegenden Adlers, der zu Ptolemäus Zeit ein Stern dritter Größe war. Wird Atair als Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks angesehen, dessen Grundlinie zum Nordpol gekehrt ist, so stehen an den Ecken der Grundlinie zwei weiße Sterne erster Größe: Deneb im Schwan und Wega in der Leier. Das schöne Bild des Schwans bedeutet den so gewandelten Sänger Orpheus oder die Gestalt, in welcher einst Zeus sich der Leda genaht. Da Deneb auf der Brust des

Schwans steht und Sterne dritter Größe am Schnabel, Schwanz und den Flügeln stehn, so entsteht die Figur eines schräg liegenden Kreuzes. Die Leier, welche ein Geier in den Klauen hat, ist des Orpheus melodienreiches Saitenspiel. Nimmt man Wega als Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen kurze Grundlinie gegen Süden gekehrt ist, so steht ein Stern zweiter Größe im Kopfe des Ophiuchus oder Schlangenträgers, dem Sinnbilde des heilenden Aesculap, ein Stern dritter Größe am Haupte des Hercules. Verlängert man die kurze Grundlinie nach dem Sternbilde der Jungfrau zu, so trifft man auf einen Stern erster Größe, den röthlichen Arcturus, der im Bootes, dem vergötterten Könige Icarus, steht. Zwischen Hercules und Bootes ist eine kranzförmig gestaltete Sterngruppe, in der Gemma, ein Stern zweiter Größe, glänzt, die nördliche Krone, zu erkennen, welche einst das Haupt der Ariadne schmückte. Sogleich kennbar ist das Sternbild des großen Bären. Die vier Rädersterne des Wagens stehen an seinem Hintertheile: die drei Sterne der Deichsel bilden den Schwanz. Dicht bei dem mittleren Deichselsterne steht ein Stern fünfter Größe, Alcor oder das Reiterchen genannt, an dem sich scharfe Augen erproben. Eine gerade Linie durch die Hinterräder nach dem Nordpol gezogen, welche fünfmal so lang ist als die Distanz der Hinterräder, trifft einen dortstehenden Stern zweiter Größe, den Polarstern, Cynosura, der im Schwanze des kleinen Bären oder am Ende der Deichsel des kleinen Wagens steht. Die von Zeus geliebte Nymphe Callisto, welche den Arcas geboren, wurde von der rachsüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt. Schon wollte Arcas auf der Jagd sie tödten, da erhob Zeus beide unter die Sterne, die Callisto als große Bärin (ursa maior), den Arcas als kleinen Bären. Zwischen dem großen und kleinen Bären krümmt sich der Drache, in dessen gegen Leier und Hercules gerichtetem Kopfe zwei Sterne zweiter Größe stehn.

Zwischen dem Thierkreise und dem Südpole liegen die Sternbilder des südlichen Himmels, von denen einige ganz, andere theilweise auch auf der nördlichen Halbkugel zu sehen sind.

Sehr kenntlich und leicht aufzufinden ist das prächtige Sternbild des Orion, der eine Keule gegen das Haupt des Stieres schwingt. War er doch auf Erden ein tapferer Held und kühner Jäger, den Diana wegen seiner Vermessenheit durch Scorpionsstich tödten ließ. Zwei Sterne, der röthlich glühende Beteigeuze, der rotheste Fixstern, von erster, und Bellatrix von zweiter Größe, stehen an seinen Schultern, ein Stern erster Größe, Rigel, in dem gegen den Stier aufgehobenen Fuße. Drei Sterne zweiter Größe stehen in Orions Gürtel: man nennt sie auch den Jacobsstab. Der Name Napoleonssterne ist wieder verklungen. Der mittlere steht dicht am Himmels-Aequator. Eine durch die Sterne in Orions Schultern in gleicher Richtung verlängerte Linie trifft den gelben Stern erster Größe Procyon im kleinen Hunde, der einst dem Orion oder dem oben erwähnten Icarus zugehörte. Errichtet man auf der Linie Beteigeuze — Procyon ein gleichseitiges Dreieck nach Süden, so steht an der Spitze, an der Schnauze des großen Hundes, der glänzendste aller Fixsterne, der weiße Sirius,[1] bei den Alten Canicula oder Hundsstern genannt. Die Mythe theilt auch diesen Hund dem Orion zu, oder denkt an den ägyptischen Götzen Anubis, der mit einem Hundskopfe gebildet ward. Unter dem Widder im Süden zeigt sich der Walfisch, mit einem Sterne zweiter Größe, der Mira am Halse. Der südliche Fisch zeigt einen Stern erster Größe. Fomahaut. Alle diese Sterne sind noch unter 50° N.B. sichtbar. Nicht mehr sichtbar, sondern erst unter südlicheren Graden aufsteigend die Sterne erster Größe Canopus im

[1] Der den Alten in röthlichem Lichte erschien. Seneca quaest. nat. I. 1: Acrior caniculae rubor quam Martis. Ptolemäus nennt ihn feuerröthlich.

Schiffe **Argo**, auf dem die Argonauten segelten, **Acharnar** im Flusse **Eridanus**, α im **Centauren** und das durch zwei Sterne zweiter und drei Sterne dritter Größe gebildete **südliche Kreuz**, das Dante zu schauen sich sehnte, und das im 15. Jahrhundert die entdeckenden Völker des Abendlandes als Symbol des Christenthums freudig überraschte. Um den an näheren größeren Sternen armen Südpol kreisen in ungleichen Abständen die große und kleine Magellanische Wolke, große Nebel von strahlendem Lichtglanze, ungefähr Stücken der Milchstraße gleichend, die große durch 42, die kleine durch 10 Quadratgrade des Himmelsgewölbes sich erstreckend. Durchaus mit diesen Lichtwolken in Contrast stehen im weiteren Abstande vom Pol die Kohlensäcke, für das unbewaffnete Auge ganz sternleere düstere Flecken. Humboldt: „Der Anblick der Magellanischen Wolken, des lichtstrahlenden Schiffes Argo, der Milchstraße zwischen dem Scorpion, dem Centaur und dem Kreuze, ja die **landschaftliche** Anmuth des ganzen südlichen Himmels haben mir einen unvergeßlichen Eindruck zurückgelassen."[1])

Welcher Natur sind nun die zahllosen durch alle diese Sternbilder zerstreuten Fixsterne? Um diese Frage zu beantworten, ist die Entscheidung über die Art ihres Lichtes von Wichtigkeit. Die Naturwissenschaft besitzt Mittel, das von der Sonne unmittelbar zu uns gelangende Licht zu unterscheiden von erborgtem Lichte, das von der Sonne auf einen andern Körper fällt und nur erst von diesem auf die Erde geworfen wird (**unpolarisirtes** und **polarisirtes** Licht). Während nun alle Planeten polarisirtes Licht zeigen, ist das von den Fixsternen zu uns gelangende Licht vollkommen unpolarisirt. Sie haben also ein eigenes, intensives Licht: sie sind mit anderen Worten Sonnen wie unsere Sonne. Ob diese Fixstern-Sonnen wie die unsrige von dunkeln Körpern umkreist werden, die von ihnen Licht empfangen, ist für uns nicht zu ermitteln.

Sätze aus der Lehre vom Lichte und die oben erwähnten uns jetzt bekannten Parallaxen einiger Fixsterne sind es auch, die uns eine annähernde Vorstellung von der Entfernung der Fixsterne geben. Wir heben einiges leicht Verständliche hervor. Der Lichtglanz unserer Sonne ist 97,000 Millionen mal größer als der eines Fixsternes

---

1) Den Standpunkt etwa unter 50° NB. und die Beobachtungszeit Abends 10 Uhr angenommen, sind am **Frühlingshimmel** (Ende März) zu erblicken: Im Süden rechts oder westlich der kleine Hund, darüber nach dem Nordpole zu die Zwillinge, dicht über dem südwestlichen Horizonte Orion, links daneben aber südlicher der große Hund, rechts ganz im Westen der Stier. Im Norden der große und kleine Bär, tief am nordöstlichen Himmel Leier und Schwan: nordwestlich Perseus und daneben in noch nördlicherer Richtung Cassiopeja. — Am **Sommerhimmel** (Ende Juni): Fast ganz im Süden leuchtet Antares im Scorpion, darüber der Ophiuchus: gerade gegenüber dicht am nördlichen Horizont stehen Fuhrmann und Perseus. Ganz im Westen der Löwe; am nordwestlichen Himmel gehen die Zwillinge unter; gerade gegenüber am nordöstlichen Himmel geht Andromeda auf. Nach diesen Angaben werden leicht die Jungfrau, Bootes, der große Bär, Leier, Schwan, Adler u. s. w. zu finden sein. Am **Herbsthimmel** (Ende September): Genau im Süden steht der Wassermann, ganz tief am Horizonte Fomahaut im südlichen Fische. Links oder westlich: Adler, Schwan, Leier; östlich der Fisch im Pegasus, daneben Andromeda; ganz tief am südlichen Himmel ein Theil vom Wallfisch mit Mira. Im Nordosten der Fuhrmann. Danach leicht zu finden: Widder, Stier, Perseus, Cassiopeja. — Am **Winterhimmel** (Ende December): Im Süden glänzt in voller Pracht Orion, östlich der kleine, südöstlich der große Hund. Im Osten stehen Fuhrmann, Zwillinge, Löwe, im Nordosten der große Bär. Rechts oder westlich vom Orion Stier und Walfisch: dem nördlichen Horizonte nahe Adler und Leier. Danach zu finden: Perseus, Andromeda, Pegasus, Cassiopeja. — Die Methode, durch Verbindung bekannter Sterne mit unbekannten durch gerade Linien oder Figuren sich am Himmel zu orientiren, nennt man die Methode des **Alignements**. Schon Hipparch von Nicäa bestimmte 1080 Fixsterne durch Alignement.

erster Größe. In einer Entfernung von 6 Billionen Meilen gerückt würde sie wie ein solcher Fixstern leuchten. So ist ein oberflächlicher Schluß auf die Entfernung selbst der leuchtendsten Fixsterne erlaubt. Als die nächsten Fixsterne sind anzusehen der Sirius, welcher 800,000 mal weiter entfernt ist als unsere 20 Millionen Meilen von uns entfernte Sonne; der noch später zu erwähnende Stern 61 im Schwan, welcher 600,000 mal weiter ist als die Sonne; das Licht, welches in 8 Minuten von der Sonne zu uns kommt, braucht 10 Jahre, um von diesem Sterne zur Erde zu gelangen; endlich α im Centauren, der 200,000 Sonnenweiten oder 4 Billionen Meilen entfernt sein soll.

Viele Fixstern-Sonnen scheinen die unsrige an Größe noch weit zu übertreffen. Wega z. B. schätzt man auf 30 Billionen M. weit; trotzdem leuchtet sie als Stern erster Größe, muß also unsere Sonne nach dem Obigen noch an Volumen übertreffen. Beobachtungen durch das Spectroskop haben neben dem Unterschied des Glanzes wichtige Verschiedenheit in den Stoffen nachgewiesen, aus denen die Fixsterne zusammengesetzt sind.

Vervollkommnete Instrumente und eben so mühsame als verdienstliche Forschungen der neueren Astronomie haben uns über ein häufig vorkommendes Verhältniß zwischen zwei oder mehreren Fixstern-Sonnen belehrt, das den im Reiche der Schöpfung vorwaltenden Formenreichthum aufs neue bewährt hat. Nicht wenige Sterne lösen sich in starken Fernröhren in Doppelsterne oder vielfache Sterne auf, und genauere Beobachtung hat gezeigt, daß diese Sterne in sehr vielen Fällen zusammen ein Fixstern-Sonnensystem bilden. Um eine Centralsonne bewegt sich eine andere Sonne in elliptischer Bahn wie unsere Planeten, oder es bewegen sich mehrere Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Häufig ist die Farbe des Centralsterns von der des oder der Satelliten verschieden: während der größere oder Centralstern gewöhnlich weiß oder gelb ist, zeigt der kleinere meistentheils eine blaue oder grüne, seltener eine rothe Farbe. Nach Zöllner sind die Complementarfarben der Doppelsterne blos subjective Farben. Als Beispiele von Doppelsternen mögen einige der bekannteren Sterne dienen. Castor besteht aus zwei Sternen dritter Größe. Der Polarstern hat einen grünlichen Begleiter elfter Größe bei sich, Wega einen Begleiter funfzehnter Größe, Rigel einen blauen Satelliten zehnter Größe u. s. w. Man kennt jetzt gegen 3000 Doppelstern-Systeme.

Zeigen nun die geschilderten Sternverbindungen, daß die alte Definition von ihre Stellung gegen einander niemals verändernden Fixsternen nicht mehr haltbar sei, so treten neben den schon erwähnten Veränderungen in Farbe und Lichtstärke noch andere Erfahrungen hinzu. Schon an weit über 1000 Sternen hat man eine wenn auch meist sehr langsame Eigenbewegung bemerkt. Die stärkste eigene Bewegung hat der Doppelstern 61 im Schwan, der sich in einem Jahre über 5 Secunden fortbewegt. Von den Sternen erster Größe rückt

in einem Jahre Arctur 2 Secunden. Unter den Sternen mit starker Eigenbewegung befinden sich verhältnißmäßig viele Doppelsterne. Sirius hat eine eigene Bewegung, welche von der Art ist, daß schon Bessel erklärt hat, es müsse in der Nähe des Sirius eine dunkle Masse existiren, die mit Sirius zusammen ein System ausmache und auf die Bewegung desselben Einfluß habe. Dieser dunkle Körper wurde „der Bessel'sche Begleiter des Sirius" genannt. Im Jahre 1862 ist es drei Astronomen gelungen, diesen Begleiter zu erblicken. Er steht vom Sirius 10,37 Secunden ab und hat nur den tausendsten Theil vom Glanze desselben.

Ueberhaupt herrscht in der ganzen Fixstern-Welt in bei weitem geringerem Grade, als man sonst ahnen konnte, das Princip stationärer Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit. Viele Fixsterne gehören unter die veränderlichen Sterne, die periodische Lichtabwechslungen zeigen. Diese bestehen darin, daß sie von Zeit zu Zeit einen helleren Glanz zeigen, dann in einem schwächeren Lichte erscheinen, wieder die frühere Lichtstärke erhalten und die Abwechslung solchergestalt fortsetzen. Bei einigen Sternen ist dieser Lichtwechsel vollkommen regelmäßig; bei anderen zeigt sich die Periode ungleich; und noch andere, welche demselben sonst unterworfen waren, erscheinen jetzt in unveränderlichem Lichte. Unter denen, die eine regelmäßige Periode haben, ist Algol im Medusenhaupte einer der auffallendsten: dies ist ein Stern zweiter Größe, wie man ihn auch meistens beobachtet; aber allemal nach 2 Tagen 20 Stunden wird er dunkler. Nach dem Stuttgarter Astronomen Wurm währt die Zeit des kleinsten Lichtes, binnen welcher dieser Stern nur die vierte Größe zeigt, kaum 18 Minuten, die ganze Dauer der Ab- und Wiederzunahme des Lichtes bis zur normalen Stärke aber beträgt 8½ Stunden. Ein ebenfalls berühmter veränderlicher Stern ist Mira in Walfisch. Dieser Stern verschwindet zuweilen gänzlich, oder wird doch so dunkel, daß es sehr schwer hält ihn aufzufinden, und nimmt dann an Lichtstärke wieder zu bis zur dritten, zweiten, ja ersten Größe; der eben genannte Astronom Wurm setzt die Periode dieses Lichtwechsels auf 332 Tage ¾ Stunden.

Zur Erklärung des Verhaltens der veränderlichen Sterne hat man unter andern an Planeten gedacht, welche jene Fixstern-Sonnen umkreisen und bei dem regelmäßigen Zwischentreten zwischen ihre Sonne und unsere Augen uns jene Sterne verdunkeln. Andere denken an eine Axendrehung, wobei dann vorausgesetzt wird, daß die eine Halbkugel solcher veränderlichen Sterne dunkler als die andere sei.

Ja von Zeit zu Zeit tauchen neue Sterne am Himmel auf, die hernach wieder verschwinden. Das bekannteste Beispiel ist die Erscheinung eines solchen neuen Sternes im Sternbilde der Cassiopeja, welcher am Abend des 7. November 1572 plötzlich und in einem solchen Glanze erschien, daß er zu Kopenhagen einen Volkszusammen-

lauf verursachte. Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit Tycho's, der sich eben dort befand, erregt, der diese neue Erscheinung nun sehr sorgfältig beobachtete, und den Stern wenige Tage nachher in einem weißen Lichte glänzender als Venus fand. Diesen Glanz behielt derselbe einige Wochen, wonächst sein Licht röthlich wurde und immer mehr abnahm, bis er selbst im März 1574 verschwand. Einen fast eben so glänzenden neu erschienenen Stern beobachtete Keppler während des Jahres 1604 am Fuße des Schlangenträgers: dieser Stern zeigte keine Parallaxe, und wurde im folgenden Jahre wieder unsichtbar. Da auch 945 und 1260 in der Cassiopeja ein neuer Stern erschienen ist, so scheint eine Periodicität solcher neuen Sterne stattzufinden, und der Stern Tycho de Brahe's wäre etwa 1884 wieder zu erwarten. Erst 1848 wurde ein neuer Stern fünfter Größe im Ophiuchus gefunden, der seitdem wieder verschwunden ist.[1])

Die ganze Fixsternwelt scheint neben allen schon erwähnten Eigenbewegungen und Veränderungen in einer großartigen Gesammtbewegung um eine allgemeine Centralsonne begriffen zu sein — eine Bewegung, an welcher auch unsere Sonne Theil nimmt. Wo diese Centralsonne zu suchen ist? Die ziemlich zusammenstimmende Rechnung der größten Astronomen deutet auf eine Stelle im Sternbilde des Hercules.

Die „ganze" Fixsternwelt sagten wir. Wir hätten sagen sollen: diejenige Abtheilung der Fixsternwelt, zu welcher unser Sonnensystem gehört, welche einigermaßen unserm Blicke erschlossen ist. Es giebt aber der Fixsternwelten mehrere, viele, daß man sagen möchte unzählige. Nur in die uns nächste vermögen wir einigermaßen einzudringen. Sie erscheint uns als die Milchstraße. Dieser milchweiße Lichtgürtel theilt die Himmelssphäre in zwei etwas ungleiche Hälften, und seine Breite ist an verschiedenen Stellen verschieden. Gegen den Südpol hin ist er am glänzendsten und schmalsten, 3—4 Grade breit, an andern Stellen 16, in zwei Armen zwischen Ophiuchus und Adler bis 22 Grad breit. Er zieht nahe am Orion vorüber, zwischen Stier und Zwillingen hindurch, durch den Fuhrmann, Perseus, Cassiopeja, Schwan, Adler, das südliche Kreuz.

Der ältere Herschel[2]) sah einmal in einer Viertelstunde durch einen Streifen von noch nicht $2^1/_2$ Grad Breite 116,000 deutlich aufzuzählende Sterne der Milchstraße vorbeiziehn. Er schlägt die Gesammtzahl von Sternen, in die seine Teleskope die Milchstraße auflösten, auf 18 Millionen an. Das Licht gebraucht 2000 Jahre, um von einigen Sternen der Milchstraße zu uns zu gelangen.

1) Happel sucht durch diese neuen Sterne „den Atheisten grundmäßig das Maul zu stopfen." Der Himmel sei nicht für ewig, sondern für corruptibel und vergänglich zu halten: „Diese Sterne haben der Welt große Dinge verkündigt, allermaßen der darauf gefolgte dreißigjährige Krieg und die niederländische Unruhe dessen ein genugsamer Zeuge sind."

2) Friedr. Wilh. Herschel, 1738 zu Hannover geboren, seiner Bildung und seinem Berufe nach der Musik bestimmt, ward durch innern Zug zur Astronomie geführt und wurde einer ihrer gefeiertsten Vertreter. Schon 1757 war er nach England gegangen und starb dort 1822. Sein Sohn, John Frederick, der jüngere Herschel genannt, ist ebenfalls durch bedeutende Entdeckungen und Forschungen berühmt geworden.

Andere Fixsternwelten stehn uns so fern, daß sie nicht als Milchstraßen, sondern nur als **Nebelflecke** vom Himmel zu uns dämmern. Die meisten befinden sich auf der nördlichen Himmelskugel, wie z. B. das Sternbild der Jungfrau besonders reich daran ist. Die südliche Hemisphäre hat wenigstens einige besonders ausgezeichnete Regionen von Nebelflecken, wie die große Magellanische Wolke, welche deren allein 300 enthält. Der Sternen-Milchstraße hat man wohl eine Milchstraße von Nebelflecken gegenüber gestellt, welche der erstern rechtwinklig gegenüber steht. Einige Nebelflecken sind wenigstens noch dem bloßen Auge sichtbar, andere lösen sich unter starken Röhren in Sterne, andere bleiben auch den vollkommensten Instrumenten unauflöslich; andere Nebelflecken werden durch solche überhaupt erst sichtbar. Man zählt 3000—4000. Sie dämmern in Regionen, aus denen der Lichtstrahl nach nicht unwahrscheinlicher Annahme Millionen von Jahren (von den allerentferntesten etwa 80 Millionen Jahre) gebraucht, um zu uns zu gelangen. Die Meinung über ihre Natur und Wesen ist übrigens noch sehr getheilt: einige Astronomen halten sie nur für eine selbstleuchtende, durchsichtige Materie, in runde und elliptische Scheiben zusammengehäuft, aus der sich nach und nach consistente Welten zusammenballen. Die bei vielen wiederkehrende elliptische Gestalt läßt allerdings dem Gedanken Raum, der in Bode auftauchte, wenn er den großen Nebelfleck am Schwerte des Orion betrachtete: „Mir deucht, ich sehe eine andere Milchstraße, fern, hinterhalb den Grenzen der unsrigen."

Die Zwischenräume zwischen den Weltkörpern scheint **Aether** zu erfüllen.

Einen räumlichen Mittelpunkt, eine allgemeine Centralsonne für diese Weltenmenge anzunehmen erscheint den bedeutendsten astronomischen Autoritäten unthunlich. **Mädler** glaubte in der **Alcyone** in der Gruppe der Plejaden die wahre Centralsonne aufgefunden zu haben. Die wahre und ewige Centralsonne im höchsten und letzten Sinne ist **Gott** allein.[1])

§. 8. Unsere Sonne.

Wir wenden uns aus den Tiefen und Fernen des Sternenhimmels zu dem Fixstern, zu dessen System unsere Erde gehört, zu unserer **Sonne**.

---

1) Ohne diesen dem Geiste gegenwärtigen Mittelpunkt macht das Weltall mit seinen Zahlen und Dimensionen schwindeln ohne eigentlich zu erheben. Es ist nicht zu verschweigen, daß man mit jenen Zahlen hie und da einen wahren Fetischdienst treibt. Dem gegenüber fragt schon **Schiller** mit Recht: ob die Natur darum groß sei, weil sie zu zählen gebe? — und die schalkhafte Polemik in **Tieck's** gestiefeltem Kater gegen das Anstaunen von „zehnmalhunderttausend Trillionen solcher Einheiten, die an sich schon eine Million ausmachen," ist immer wieder an ihrer Stelle. Der alte Satz der Kirche, daß **eine** vernünftige, der Erlösung fähige Seele vor Gott mehr gelte als das ganze unbeseelte Universum, schließt eine köstliche Wahrheit ein, die auch auf andern Gebieten ihre Anerkennung findet. **Schleiden** in den Studien: „Die Größe Gottes wird nicht durch Sternenweiten gemessen. Die Unendlichkeit der Sonnenwelten, die Aeonen der Weltgeschichte sind ein Nichts gegen die geringste Erscheinung geistigen Wesens und Lebens."

Die Sonne (☉), der Quell des Lichtes und der Wärme für das ganze System, „das Herz des Universums," wie sie der Platoniker Theon nannte, ist das belebende Princip für alles Leben der Erde. „Ihre Lichtwellen — sagt Humboldt (Kosmos III, 379.) — wirken nicht blos zersetzend und wieder bindend auf die Körperwelt, sie rufen nicht blos hervor aus der Erde die zarten Keime der Pflanzen, erzeugen den Grünstoff (Chlorophyll) in den Blättern und färben duftende Blüthen, sie wiederholen nicht blos tausend- und aber tausendfach reflectirte Bilder der Sonne, im anmuthigen Spiel der Welle wie im bewegten Grashalm der Wiese; das Himmelslicht in den verschiedenen Abstufungen seiner Intensität und Dauer steht auch in geheimnißvollem Verkehr mit dem Inneren des Menschen, mit seiner geistigen Erregbarkeit, mit der trüben oder heiteren Stimmung des Gemüths: Caeli tristitiam discutit Sol et humani nubila animi serenat (Plin. Hist. nat. II, 6.)." So spricht auch die Schrift von keiner Creatur mit so enger Aneignung an den Schöpfer, „Er läßt seine Sonne aufgehen" und ist voll von herrlich dichterischen Anschauungen der Sonne, die da „geht wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich zu laufen ihren Weg."

Dem Auge, das ungeschützt den Glanz nicht zertragen kann, erscheint die Sonne als kreisrunde Scheibe mit einem Durchmesser, welcher dem des Mondes ziemlich gleichkommt.

Die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde wurde sonst auf 20,682,320 Meilen angegeben: sie beträgt nach neuen Beobachtungen nur 19,846,794 Meilen. Auf Grund dieser Bestimmung müssen überhaupt alle Entfernungsangaben im Sonnensystem um $0,_{0404}$ verkleinert werden. Das Licht legt den Weg von der Sonne zur Erde in 8 Minuten 18 Secunden zurück; der Schall würde 15 Jahre, eine Kanonenkugel 25 Jahre, ein Dampfwagen (bei 7 Meilen in der Stunde) 350 Jahre brauchen.

Die Sonne ist entweder eine vollkommene Kugel, oder ihre Abplattung ist ganz unmerklich. Der Durchmesser beträgt 192,608 Meilen oder 112 Erddurchmesser, der Umfang 605,099 Meilen. Ihre Oberfläche von 111,000 Mill. □M. ist über 12,000 mal größer als die Erdoberfläche. Erst 1,409,725 Erdkugeln würden eine Sonnenkugel ausmachen. Ihr Kubikinhalt ist gleich 3500 Billionen Kubikmeilen. Dächten wir uns die Erde im Centrum der Sonne und stellten uns vor, der Mond bewege sich im innern hohl gedachten Raume der Sonne um die Erde, so würde doch noch eine Kugelschale von der Sonne übrig bleiben von einer Dicke, die nahe dem Halbmesser des ausgehöhlt gedachten Raumes gleichkäme. So übertrifft die Sonne alle andern Körper ihres Systems etwa 720 mal.

Die Dichtigkeit des Sonnenkörpers ist nur $^1/_4$ der Dichtigkeit der Erde, etwa die des Ebenholzes oder der Braunkohle.

Der Sonnenkörper selbst ist höchst wahrscheinlich nicht selbstleuchtend, sondern dunkel. Aber wie die Erde eine Lufthülle (Atmosphäre), so umgiebt den Sonnenleib eine Lichthülle (Photosphäre). Nach Herschel ist diese Hülle eine doppelte: eine innere von schwächerem Glanze giebt dem Sonnenkörper Licht, eine äußere stark leuchtende strahlt in den Weltraum. Nicht alle Regionen der Sonnenfläche scheinen gleich stark zu leuchten und zu wärmen. Der Glanz der Sonne ist 300,000mal stärker als der des Vollmondes; das blendendste Licht, welches menschliche Kunst hervorbringt, die Flamme der Oxyhydrogen-Lampe auf Kohle gerichtet, erscheint auf die Sonnenscheibe projicirt als schwarzer Fleck. Die Sonne ist außerdem von einer äußern Dunsthülle umgeben, die aber nicht stark genug glänzt, um für gewöhnlich wahrgenommen zu werden. Sie erscheint bei totalen Sonnenfinsternissen (s. unten). Der Wissenschaft ist es durch die sogenannte Spectralanalyse gelungen, die Stoffe nachzuweisen, aus welchen diese Sonnenatmosphäre besteht. In vierter Distanz begleitet die Sonne ein blasses, zartes Licht, das sich auf große Fernen hin, in die Bahnen der nächsten Planeten erstreckt. Man nennt es Thierkreislicht oder Zodiacallicht. Wie ein Schimmer der Milchstraße erscheint es in pyramidaler Gestalt bei uns in den Abendstunden des Februar, März, April, in den Morgenstunden des September und October. In den Aequatorialgegenden sieht man es den größten Theil des Jahres. Nach der Meinung einiger Astronomen strahlt das Thierkreislicht aus einem dunstartigen, abgeplatteten, frei im Weltraume zwischen der Venus- und Erdbahn kreisenden Nebel- oder Staubringe.

Schon mäßige, durch gefärbte Gläser für Sonnenbetrachtung eingerichtete Fernröhre zeigen auf der Oberfläche der Sonne, doch nur 25° nördlich und südlich vom Aequator, mattgraue Pünktchen, die Luftlöcher oder Poren der äußern Hülle, und besonders in ihrer Aequatorialzone schwärzliche Flecken. Diese erscheinen meist in unregelmäßiger Gestalt, öfters von Stellen grauer Färbung umflossen, die man Höfe nennt.[1]) Es findet eine periodische Zu- und Abnahme der Sonnenflecken statt, und die Dauer dieser Periode ist auf $11^1/_2$ Jahr bestimmt worden, so daß innerhalb dieses Zeitraums ein Minimum der Sonnenflecken, Zunahme bis zu einem Maximum derselben, und dann wieder Abnahme bis zu einem Minimum stattfinden. Die Maxima und Minima der periodischen Schwankungen der Magnetnadel entsprechen genau dem häufigsten und seltensten Vorkommen der Sonnenflecken. Vielleicht sind beide Erscheinungen von einer im Weltraume wirkenden elektrischen Kraft abhängig.

Was mögen nun diese Flecke eigentlich sein? Höchst wahrscheinlich Risse in der Photosphäre, die auf große Revolutionen auf der Son-

1) Die Flecke haben oft eine sehr große Ausdehnung; einer war so groß, daß, wenn unser ganzer Erdball durch die Oeffnung geworfen würde, auf jeder Seite ein freier Raum von 230 Meilen geblieben wäre.

nenoberfläche oder in der Photosphäre hinweisen. Spaltet sich nun die äußere Lichthülle, so erscheint die innere mattere und es entstehen die grauen Stellen oder Höfe. Zerreißt auch die innere Hülle, so sieht man durch den trichterartigen Spalt auf den dunkeln Sonnenkörper hin. Nothwendiger Weise drängt sich die durch solche Risse getheilte Lichtsphäre an andern Stellen dichter und lichter zusammen. Daher glänzendere Stellen auf der Sonnenscheibe, Sonnenfackeln, die meist in der Nähe der schwarzen Flecke auftreten.

Ein Einfluß der Sonnenflecke, die in manchen Jahren fast ganz fehlen, in andern sehr häufig auftreten, auf Witterungsverhältnisse der Erde läßt sich nicht nachweisen, obwohl die Flecke erwiesenermaßen weniger Wärme ausstrahlen. Dagegen hat man durch den Umstand, daß länger bleibende Flecke von O. nach W. über die Sonnenscheibe gehen und nach etwa 13 Tagen am östlichen Rande wieder zum Vorschein kommen, die Axendrehung der Sonne erkannt. Sie erfolgt in 25½ Tagen. Diese Thatsache macht es zur Gewißheit, daß die Sonne sich auch im Weltraume fortbewege, da wir rotirende und fortschreitende Bewegung bei den Himmelskörpern stets gepaart finden. Diese eigene Bewegung richtet sich, wie in der ganzen Fixsternwelt zu der wir gehören, auf das Sternbild des Hercules zu.

Gar Vieles in unserer Kenntniß von der Sonne ist noch ungewiß und problematisch. Schwabe, einer der genauesten Sonnenbeobachter, hält die Sonne mit Herschel für einen dunkeln, planetenähnlichen Körper, dessen gebirgige Oberfläche der unserer Erde, wegen der häufig ringförmigen Gestalt der Sonnengebirge aber besonders der des Mondes ähnlich zu sein scheint. Durch die starke Anziehungskraft der Sonne habe sich der materielle Lichtstoff des Weltraumes um sie angesammelt, auf ihre dichtere Atmosphäre gelagert und bei ihren Gebirgen stärker angehäuft, wie dies mit unsern Wolken bei der Atmosphäre und den Gebirgen der Erde der Fall ist. Wo nun aus physischen Ursachen der Lichtstoff sich verdünne oder ganz theile, da sei das Erscheinen von Sonnenflecken die Folge. Beobachtungen des Sonnenspectrums haben aber in neuester Zeit Resultate geliefert, die zu der Annahme führen, daß auf der Sonnenoberfläche ein Verbrennen von bestimmten Substanzen stattfinde, die auf der Erde vorhanden sind und mit farbigem Lichte brennen. Diese Untersuchungen sind noch bei weitem nicht abgeschlossen, vielmehr noch im Stadium ihrer ersten Anfänge. Wie bei allen Himmelskörpern, so leistet jetzt die Photographie der Beobachtung eine erwünschte Hülfe.

Es bleibt Lieblingsspiel der Phantasie, sich in die Verhältnisse anderer Himmelskörper, ihrer etwanigen Bewohner u. s. w. hineinzudenken. Das einzig Sichere, was einem solchen Gebilde einigen Halt geben kann, ist der Anschluß an die uns wirklich bekannten Variationen der Erdverhältnisse auf jenen Körpern. So ist die Schwerkraft an der Sonnenoberfläche 28—29 mal größer als an der Erdoberfläche. Die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers auf der Sonne ist demnach weit mehr mit der einer Flinten- oder Kanonen-

kugel, als der Fallgeschwindigkeit auf unserer Erde zu vergleichen. Ein Körper, der bei uns kaum 4 Pfund wiegt, würde dort nur durch eine Kraft bewegt werden können, die hier zur Bewegung eines Centners erfordert wird. Ein Geschöpf von unserer Kraft und unserm Körperbau vermöchte dort kaum den Fuß emporzuheben und liefe beim Auftreten Gefahr ihn zu zerschmettern; schon nach wenigen sehr kurzen Schritten würde völlige Erschöpfung eintreten. Ein Secundenpendel würde dort die Länge von 86 Par. Fuß haben; ein mit aller unserer Kraft emporgeworfener Körper sich nur sehr wenig über unsern Kopf erheben. Selbst wenn die Atmosphäre und alles Uebrige sich wie bei uns verhielte (was sicherlich nicht der Fall ist), so würden dennoch unsere Pflanzen, durch die ungeheure Schwerkraft zurückgehalten und niedergedrückt, dort knieholzartig am Boden kriechen. Nur Titanen und Cyklopen, wie sie die alten Fabeln uns vorführen, wären dort im Stande Bauwerke aufzuführen, ja nur die gewöhnlichsten unserer Arbeiten zu verrichten. Schluß: Kein einziges organisirtes Wesen der Sonne kann irgend einem auf unsrer Erde ähnlich sein.[1])

§. 9. Das Planetensystem.

Unsere Sonne ist der Mittelpunkt eines Systems von **Planeten**, d. h. Himmelskörpern, welche sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen und von ihr Licht und Wärme empfangen.[2]) Fünf, welche dem bloßen Auge sichtbar sind und in günstiger Stellung die Sterne erster Größe überstrahlen, waren schon den Alten bekannt. Es sind von der Sonne an gerechnet **Mercur**, **Venus**, (Erde), **Mars**, **Jupiter**, **Saturn**. Die Fernröhre haben seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Grenzen der Planetenwelt also erweitert, daß man jetzt 87 Planeten kennt. Sie sind von den oben genannten abgesehen **teleskopisch**, d. h. nur dem bewaffneten Auge erkennbar.

Alle planetarischen Körper haben außer den schon berührten Merkmalen mehrere Eigenthümlichkeiten gemein. Sie sind allesammt sphäroidische Kugeln. Ihre Axe ist mehr oder weniger schief gegen die Sonnenaxe geneigt. Sie haben alle die doppelte Bewegung um ihre Axe und um die Sonne. Einige sind von **Nebenplaneten** oder **Monden** begleitet, welche sich um ihren Hauptplaneten und mit

---

1) Namentlich die Bewohnbarkeit und Bewohntheit der Himmelskörper hat selbst ernste Astronomen beschäftigt; sie glaubten eine solche sogar im religiösen Interesse annehmen zu müssen, damit nicht im kosmologischen oder teleologischen Beweise eine Lücke entstehe. So schon **Happel**: „Wann man betrachtet die herrliche Größe und schöne Gestalt der Himmlischen Körper, gegen welche die kothige Erdkugel doch nur geringe zu schätzen, so solte einer wol auf die Gedancken kommen, sie wären nicht allein deßwegen erschaffen, daß sie die Erde erleuchten solten: sintemal kein Hauß-Vatter eine Fackel seinem Hauß Gesinde zum Besten angezündet, die grösser ist als das Hauß selber; Die klugen Philosophi glauben auch nicht, daß man die Göttliche Güte und Wohlthätigkeit so einschrencken, und nur auf die Hand-voll Menschen, so das Erdreich bewohnen, einziehen müsse: Ja, es stritte wider die Vorsehung und Allmacht Gottes, so man sagte, in einem so unmäßlichen Raume stecke allein der Erdboden, samt seinen Einwohnern, verborgen, wie ein kleines Vogel-Nest in einem gewaltig großen Walde, oder wie ein einiger Kornhalm auf einem großen Gefilde." — **Kant** nennt es geradezu „eine Ungereimtheit, die Bewohntheit der Himmelskörper zu leugnen." Schon Viele haben die Meinung ausgesprochen, die in **Haller's** Worten beschlossen ist:

> Wer weiß,
> Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister;
> Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister.

Die Wahrheit ist, daß menschliches Denken sich möglichen Existenzformen auf Sonne und Planeten gegenüber für völlig unfähig und unzureichend erklären muß, und gerade in dieser Thatsache liegt ein im religiösen Interesse noch nicht ausgebeutetes Moment verborgen.

2) Wir lassen hierbei vorläufig außer Acht, daß manche Planeten eine eigene schwache Lichtentwickelung zu besitzen scheinen.

diesem um die Sonne bewegen. Die von Keppler aufgestellten Gesetze geben einen überraschenden Einblick in die Harmonie und Gesetzmäßigkeit der Planetenwelt. Das erste dieser Gesetze: Die Planeten bewegen sich nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, ist schon erwähnt.[1]) Auf ein zweites Gesetz kam Keppler durch die Wahrnehmung, daß der von ihm so genau beobachtete Mars in der Nähe der Sonne viel rascher, in seiner Sonnenferne viel langsamer sich bewegte. Er fand auch für diese Verschiedenheit das Gesetz. Denkt man sich die Sonne mit einem Planeten durch eine gerade Linie verbunden, welche bei der Bewegung des Planeten um die Sonne auf seiner Ellipsenbahn mit fortrückt, so ergiebt sich, daß diese Linie in gleichen Zeiten gleiche Ausschnitte oder Sectoren der Ellipse beschreibt. Ein drittes Gesetz bestimmt auch zwischen den Bewegungen verschiedener Planeten einen gesetzlichen Zusammenhang, der aus den Zahlen der Abstände von der Sonne und der Dauer der Umläufe hergeleitet ward. Multiplicirt man die Zahlen der Umlaufszeiten einmal, die der mittleren Entfernungen zweimal mit sich selbst, so stellt sich ein bestimmtes Verhältniß dar: Die zweiten Potenzen der Umlaufszeiten verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen.

Das von Newton aufgestellte Gesetz über die Attraction oder Gravitation, gilt für das Universum: Alle Körper ziehen einander an, und zwar steht die Anziehung in gleichem Verhältnisse mit der Masse der Körper und nimmt ab im Verhältnisse der Quadrate ihrer Entfernung, d. h. wenn zwei Körper in einer gewissen Entfernung von einander eine bestimmte Anziehung gegen einander ausüben, und man denkt sie z. B. auf die doppelte Entfernung von einander gerückt, so ist die Anziehung, welche sie dann auf einander ausüben würden, nicht auf die Hälfte, sondern auf den vierten Theil $\left(\frac{1}{2\,.\,2}\right)$ vermindert; bei dreifacher Entfernung betrüge sie nur $\frac{1}{9}$ $\left(\frac{1}{3\,.\,3}\right)$ der zuerst stattgefundenen u. s. w. Umgekehrt wächst natürlich bei verminderter Entfernung die Anziehung nach demselben Verhältnisse; so würde sie bei Verminderung der Entfernung auf die Hälfte die vierfache Stärke haben, bei Verminderung der Entfernung auf ein Drittel die neunfache Stärke u. s. w. — Will man die Stärke der Anziehung, welche ein Himmelskörper auf den andern ausübt, bestimmen, so muß man nach dem Gesagten zweierlei kennen: die Masse des anziehenden Körpers und die

---

1) Jede Ellipse hat einen größten und einen kleinsten Durchmesser, die große und die kleine Axe genannt; und in ersterer liegen in gleichem Abstande von der Mitte oder dem Durchschnittspunkte der beiden Axen, die beiden Brennpunkte. In einem von beiden Brennpunkten steht bei der Bahn eines jeden Planeten die Sonne (der sogenannte Centralkörper), deren Abstande vom Mittelpunkte die Excentricität heißt. Wenn nun ein Planet seine Bahn um die Sonne zurücklegt, so wird sein Abstand von derselben, an dem einen Endpunkte der großen Axe am kleinsten, an dem andern aber am größten sein. Diese beiden Stellungen bezeichnet man mit den Ausdrücken Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium).

Entfernung des von ihm angezogenen. Beide Momente zusammen bestimmen in Betreff der Sonne die Bahnen der sie umkreisenden Planeten und die Umlaufszeit. Umgekehrt kann man, wenn man die Bahn des Planeten — seine Entfernung von der Sonne und seine Umlaufszeit — kennt, einen Rückschluß machen auf die Masse der Sonne. — Die Bewegung des Planeten um die Sonne wird durch zwei Kräfte gelenkt: durch die Anziehungskraft der Sonne und durch das Beharrungsvermögen der Körper, welches im vorliegenden Falle darin besteht, daß der Planet in der Richtung, die er hat, d. h. in der Richtung der Tangente an dem Punkte der krummen Linie, wo er sich befindet, fortgehen will. Beide stets zusammenwirkende Kräfte erzeugen die krummlinige Bahn. Das Beharrungsvermögen allein — in seiner Wirkung hier auch Tangential- oder Centrifugalkraft genannt — würde den Planeten in gerader Linie ins Weite führen; die Anziehungskraft allein würde ihn ebenfalls in gerader Linie der Sonne zu treiben.

Alt ist die Eintheilung der Planeten in untere und obere. Die Bahnen der untern, Mercur und Venus, sind von der Erdbahn eingeschlossen, die obern, von Mars ab, schließen die Erdbahn ein. Weniger zufällig und mehr in den physischen Eigenschaften der Planeten begründet ist die Theilung in zwei Gruppen, die sonnennahe und die sonnenferne. Zu der erstern, der sonnennahen Gruppe, gehören Mercur, Venus, Erde, Mars. Die 1859 behauptete Existenz eines sonnennächsten Planeten innerhalb der Mercursbahn[1]) hat sich bis jetzt nicht bewahrheitet. Die obern Planeten sind, im Verhältniß zu den Planeten der andern Gruppe von geringer Größe und minder abgeplattet, haben meist das Vierfache der Dichtigkeit der andern Abtheilung, eine kürzere Umlaufszeit um die Sonne (wegen ihrer größeren Nähe bei derselben) und drehen sich in etwa 24 Stunden um die Axe. Mit Ausnahme der Erde, die nur einen Mond bei sich hat, werden sie nicht von Nebenplaneten begleitet. Die sonnenfernen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun übertreffen die erstere Klasse unverhältnißmäßig an Größe und Abplattung, stehen ihnen an Dichtigkeit nach, haben lange Umlaufszeiten um die Sonne (wegen ihrer größeren Entfernung von derselben), eine Axenrotation von etwa 10 Stunden, und als Centralkörper vielgliedriger Systeme allesammt ein Mondgefolge bei sich.[2]) Der zwischen Mars und Jupiter kreisende Ring der Planetoiden oder Asteroiden hat wiederum ganz besondere Eigenthümlichkeiten und kann als Uebergangsglied von der ersten zur zweiten Gruppe, oder als Mittelregion, angesehen werden.

---

1) Lescarbault sah im März 1859 einen kleinen schwarzen Punkt nahe am Rande der Sonnenscheibe, der in etwas über eine Stunde die Sehne durchlief, und den Leverrier für einen Planeten von etwa 20 Tagen Umlaufszeit hielt. Bis jetzt aber sind alle Bemühungen, ihn wieder zu sehen, erfolglos gewesen.

2) Ganz auf dem Gebiete der Hypothese bewegt sich, was Kant in der „Naturgeschichte des Himmels" über die sonnenfernen Planeten bemerkt, „daß die Organisation der sie bewohnenden Wesen leichterer und feinerer Art, die Elasticität ihrer Faser größer, und die ganze Anlage ihres Baues vortheilhafter sein müsse."

Ein anschauliches Bild unseres Sonnensystems geben die Planetarien.

§. 10. Die innere Gruppe der sonnennahen Planeten.

1. Mercur (☿) zeigt sich dem unbewaffneten Auge als ein Sternlein mit einem weißlichen, blendend hellen Lichte, ist aber wegen seiner Nähe an der Sonne (von der er sich nie über 28° entfernt) nur in der Dämmerung kurz vor Sonnenaufgang, oder kurz nach Sonnenuntergang, in unsern Gegenden überhaupt nur mit Schwierigkeit zu bemerken. Copernicus klagte auf seinem Sterbebette nie den Mercur gesehen zu haben. In südlicheren Gegenden erleichtert die Reinheit des Himmels und die kürzere Dämmerung die Wahrnehmung mit bloßem Auge. Das Fernrohr zeigt Lichtphasen des Mercur, d. h. ab- und zunehmende Sichelgestalten, wie das mit jedem planetarischen Körper nothwendig der Fall sein muß, welcher bald zwischen der Sonne und der Erde, bald jenseits der Sonne seine Stellung hat, da im erstern Falle nur der kleinere Theil seiner erleuchteten Hälfte von der Erde aus gesehn werden kann, und nur, wenn er gerade jenseit der Sonne steht, seine ganze erleuchtete Hälfte der Erde zugekehrt, aber genau in dieser Stellung nicht sichtbar ist wegen der Nähe der Sonne selbst. Genaue Beobachtungen haben auch eine feine Atmosphäre des Mercur und hohe Bergzüge kennen gelehrt, die sich besonders auf seiner südlichen Halbkugel befinden. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt über 8 Millionen Meilen. Der Erde nähert er sich bis auf 10 Millionen Meilen, ist aber bei seiner größten Entfernung 30 Millionen Meilen von ihr entfernt. Mercur ist siebenmal stärker erleuchtet als die Erde und in demselben Verhältnisse steht auch wohl seine Erwärmung durch die Sonne. Seinen Umlauf um dieselbe vollendet er in 88 Tagen: in fast vollen 24 Stunden dreht er sich um seine Axe. Diese ist 20° gegen die Sonnenaxe geneigt: die Jahreszeiten des Mercur könnten also denen der Erde entsprechen. Die Mercurkugel hat einen Durchmesser von 600 Meilen und einen Inhalt von 104 Millionen Kubikmeilen. Seine Dichtigkeit ist etwas größer als die der Erde, sein Gewicht 25 mal geringer.

Jede Jahreszeit dauert auf dem Mercur nur 3 Wochen, und diese kurze Frist muß zum Wachsen, zum Reifen, zum Ernten der Früchte ausreichen! In der heißen Zone müßte, nach unsern Verhältnissen angesehen, die Temperatur 120—150° Hitze betragen, und doch siedet schon bei 80° das Wasser. Leicht möglich, daß erst an den Grenzen der heißen Zone die Vegetation beginnt, und die Mercurbewohner der nördlichen Halbkugel von denen der südlichen durch einen brennenden Gürtel, der keinem lebenden Wesen den Durchgang gestattet, für immer geschieden werden u. s. w. Uebrigens bedarf es nur einer anders gearteten Atmosphäre, um diese Einwirkungen der Hitze zu mildern.

2. Venus (♀) erscheint dem Auge als ein hellglänzender Stern mit intensivem weißen Lichte, bald kurz vor Sonnenaufgange als Morgenstern (Lucifer), bald kurz nach Sonnenuntergange als Abend-

stern (Hesperus),[1]) nie entfernt sich Venus über 45° von der Sonne. Sie allein wirft zuweilen einen deutlich wahrnehmbaren Schatten, und erscheint unter günstigen Umständen sogar am Tage dem unbewaffneten Auge. Etwa alle 8 Jahre erscheint sie uns mit größtem Glanze.

Das Fernrohr zeigt, wie sich nach dem unter Mercur Gesagten nothwendig ergiebt, auch bei der Venus Lichtphasen, die ganz wie bei dem Monde Sichel, erstes Viertel, (nahezu) Vollgestalt, letztes Viertel und wieder Sichel zeigen. Der Planet besitzt wie es scheint eine wolkendichte Atmosphäre, die veränderlichen und abnormen Sichelgestalten deuten auf sehr hohe Berge.

Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 15 Mill. M. Der Erde kommt Venus unter allen Planeten am nächsten, nämlich auf 5 Mill. M. Die Umlaufszeit um die Sonne beträgt 225 Tage; in nicht ganz 24 Stunden bewegt sich Venus um die Axe. Der Neigungswinkel gegen die Sonnenaxe beträgt 72°, was auf große Verschiedenheit der Jahreszeiten schließen läßt. Ihr Durchmesser ist 1680 M. lang, ihre Masse beträgt $^9/_{10}$ der Erdmasse. Die Dichtigkeit ist wenig bedeutender als die der Erde. Eine Abplattung an den Polen ist bei beiden untern Planeten bis jetzt nicht nachgewiesen, eben so wenig Mondbegleitung, obwohl früher einzelne Beobachter einen Venusmond wahrgenommen haben wollten.

Die beiden Planeten Mercur und Venus bieten der Erde bisweilen noch ein ganz besonderes Schauspiel. Sie bewegen sich zu Zeiten als kleine schwarze runde Flecke in einigen Stunden von O. nach W. vor der Sonnenscheibe vorüber. Man nennt das Durchgänge des Mercur und der Venus durch die Sonne. Bei der kurzen Umlaufszeit des Mercur kommt dessen Durchgang weit häufiger vor, etwa 13mal in einem Jahrhundert, und zwar zu Anfang des Mai und November. Die nächsten erfolgen 1868, 1878, 1881, 1891, 1894 u. s. w. Selten sind die Durchgänge der Venus, die sich nur um die Zeit des 4. Juni und 5. December ereignen können. Nach einem einmal erfolgten Durchgange tritt in etwa 8 Jahren ein zweiter ein, dann aber erst wieder nach mindestens 105 Jahren. Die nächsten Durchgänge sind den 8. December 1874 und den 6. December 1882 zu erwarten; dann aber erfolgt erst den 7. Juni 2004 ein neuer Durchgang.

3. Erde (♁) wird in ihren planetarischen Verhältnissen unten besonders behandelt.

4. Mars (♂) ist für das Auge leicht an seiner trübröthlichen Farbe zu erkennen. Er strahlt als Stern erster Größe, aber viel weniger als seinem scheinbaren Durchmesser und seinem Abstande von der Sonne nach zu erwarten wäre. Seine Lichtgestalt kann für uns nicht

---

1) „Hell wie der Stern vorstrahlt in der dämmernden Stunde des Melkens,
Hesperus, der der Schönste erscheint von den Sternen des Himmels“
Homer Ilias 22, 318.

weiter abnehmen als die des Mondes drei bis vier Tage vor und nach dem Vollmonde. Das Fernrohr läßt vermuthen, daß die Oberfläche dieses Planeten der Erdoberfläche sehr ähnlich ist. Schwärzliche und gelbliche constante Flecken, die von grünlicher Farbe umgeben sind, deuten auf Festland und Meere, blendend weiße Flecken an den beiden Polen, die sich mit den Jahreszeiten vergrößern und verringern, auf Eis- und Schneezonen. Außer jenen beständigen Flecken ziehen wandelbare mit Sturmeile über die Oberfläche des Mars und deuten auf atmosphärische Gebilde. Besonders genau ist der Planet 1862 von englischen Astronomen beobachtet. Seine Stellung war der Art, daß man genau den ganzen Schneekreis sehen konnte, welcher den Südpol umgiebt. Der Umriß desselben war so genau bestimmt, daß man sah, er endige in einer Böschung. Den Schnee der nördlichen Halbkugel nahm man nur als einen schwachen Schein wahr. Alles schien anzudeuten, daß die Mittelpunkte der Schneehauben nicht auf einem und demselben Durchmesser liegen. Die Aequatorialgegend ist von einem breiten grünlichen Gürtel mit tiefen Buchten und zurücktretenden Theilen besetzt, die anzudeuten scheinen, daß dieser Gürtel eine Wasseranhäufung ist. Man sieht auf einem dieser Punkte eine Insel auftauchen, welche dieselbe röthliche Färbung bietet, wie die beiden großen Continente ober- und unterhalb des Aequatorialstreifens.

Die mittlere Entfernung des Mars von der Sonne beträgt 32 Mill. M.; er wird halb so stark von ihr beleuchtet als die Erde. Die Entfernungen von der Erde liegen zwischen 7 und 54 Mill. M. In 686 Tagen bewegt sich Mars um die Sonne und legt so in einer Secunde $3\frac{1}{2}$ Meilen zurück. Um die Axe dreht er sich in wenig mehr als 24 Stunden. Die Ekliptikschiefe beträgt 28 bis 29 Grad, weshalb die Jahreszeiten den unsrigen ziemlich analog sein müssen. Der Durchmesser der Marskugel beträgt 1000 Meilen, der Körperinhalt 467 Mill. Kubikmeilen; fünf Marskugeln bilden eine Erdkugel. Seine Dichtigkeit wird auf $\frac{7}{10}$ der mittlern Erddichtigkeit angenommen. Monde sind um den Mars nicht wahrgenommen

§. 11. Die Planetoiden oder Asteroiden.

In den Abständen der Planeten von der Sonne hatte sich einzelnen Beobachtern eine wenigstens im Allgemeinen zutreffende Ordnung herausgestellt, welche man gewöhnlich das Titius'sche oder Bode'sche Gesetz nennt. Theilt man die Entfernung des Mercur von der Sonne (8 Mill. M.) in 4 gleiche Theile, so kommen deren auf den Abstand

des Mercur	4	
der Venus	4 + 1 mal 3 =	7
der Erde	4 + 2 mal 3 =	10
des Mars	4 + 4 mal 3 =	16
des Jupiter	4 + 16 mal 3 =	52
des Saturn	4 + 32 mal 3 =	100
des Uranus	4 + 64 mal 3 =	196

Zwischen Mars und Jupiter fehlte offenbar ein Glied der fortschreitenden Reihe. Man mußte einen noch ungekannten Planeten vermuthen. Keppler spricht solche Vermuthung schon offen aus.[1]) Gegen Ende des verwichenen Jahrhunderts (1796) verbanden sich mehrere Astronomen zur genauesten Durchforschung der Thierkreisbilder. Die genauen, trefflichen Sternkarten, die man besaß, mußten die Auffindung des „großen Unbekannten“ sehr erleichtern.

Statt seiner traf man auf eine im Planetensysteme ganz neue und unerhörte Erscheinung. Zwischen Mars und Jupiter, in dem Abstande, den jenes Gesetz erwarten ließ, wurden vier kleine Planeten von 1800 bis 1807 aufgefunden. Schon damals wurde die Vermuthung ausgesprochen, es möchten noch mehrere solcher Planetoiden vorhanden sein. Doch wurde in 40 Jahren keiner aufgefunden, und die Jugend lernte in der Schule ruhig ihr: Ceres, Pallas, Juno, Vesta. Auf einmal folgte 1845 die Entdeckung der Asträa, und seitdem hat fast jedes Jahr neue Ausbeute gebracht. Man zählt jetzt schon 82 Planetoiden, ohne daß man damit ihre Zahl als abgeschlossen ansehn dürfte — „ein Planetenproletariat, das sich zwischen Mars und Jupiter herumtreibt,“ wie sich Schleiden einmal ausdrückt.

Wir geben ihre Reihe nach der Zeit der Auffindung mit den Namen der Entdecker:

1.	Ceres,	entd.	1801	7.	Jan.	durch	Piazzi	zu	Palermo.
2.	Pallas,	=	1802	28.	März	=	Olbers	=	Bremen.
3.	Juno,	=	1804	1.	Sept.	=	Harding	=	Lilienthal.
4.	Vesta,	=	1807	29.	März	=	Olbers	=	Bremen.
5.	Asträa,	=	1845	18.	Dec.	=	Hencke	=	Driesen.
6.	Hebe,	=	1847	1.	Juli	=	Hencke	=	Driesen.
7.	Iris,	=	1847	13.	Aug.	=	Hind	=	London.
8.	Flora,	=	1847	18.	Oct.	=	Hind	=	London.
9.	Metis,	=	1848	26.	April	=	Graham	=	Markwee.
10.	Hygiea,	=	1849	12.	April	=	Gasparis	=	Neapel.
11.	Parthenope,	=	1850	11.	Mai	=	Gasparis	=	Neapel.
12.	Victoria,	=	1850	13.	Sept.	=	Hind	=	London.
13.	Egeria,	=	1850	2.	Nov.	=	Gasparis	=	Neapel.
14.	Irene,	=	1851	19.	Mai	=	Hind	=	London.
15.	Eunomia,	=	1851	29.	Juli	=	Gasparis	=	Neapel.
16.	Psyche,	=	1852	17.	März	=	Gasparis	=	Neapel.
17.	Thetis,	=	1852	17.	April	=	Luther	=	Bilk.
18.	Melpomene,	=	1852	24.	Mai	=	Hind	=	London.
19.	Fortuna,	=	1852	22.	August	=	Hind	=	London.
20.	Massalia,	=	1852	19.	Sept.	=	Gasparis	=	Neapel.
21.	Lutetia,	=	1852	15.	Nov.	=	Goldschmidt	=	Paris.
22.	Calliope,	=	1852	16.	Nov.	=	Hind	=	London.
23.	Thalia,	=	1852	15.	Dec.	=	Hind	=	London.
24.	Themis,	=	1853	5.	April	=	Gasparis	=	Neapel.
25.	Phocäa,	=	1853	6.	April	=	Chacornac	=	Marseille.

1) Ueberhaupt war die Aussicht auf neue Planetenentdeckungen eine verbreitete. Happel: „Wer weiß, ob man nicht nach uns noch mehr Planeten entdecken wird. Sintemal dem Menschen die Neugierigkeit angeboren, durch welche viel herrliche Sachen sind entdeckt.“ Dagegen hatte Hegel den Beweis versucht, die Zahl der Planeten sei eine abgeschlossene.

26.	Proserpina,	entd.	1853	5. Mai	durch	Luther	zu	Bilk.
27.	Euterpe,	=	1853	8. Nov.	=	Hind	=	London.
28.	Bellona,	=	1854	1. März	=	Luther	=	Bilk.
29.	Amphitrite,	=	1854	1. März	=	Marth[1])	=	London.
30.	Urania,	=	1854	22. Juli	=	Hind	=	London.
31.	Euphrosyne,	=	1854	2. Sept.	=	Ferguson	=	Washington.
32.	Pomona,	=	1854	27. Oct.	=	Goldschmidt	=	Paris.
33.	Polyhymnia,	=	1854	28. Oct.	=	Chacornac	=	Paris.
34.	Circe,	=	1855	6. April	=	Chacornac	=	Paris.
35.	Leucothea,	=	1855	19. April	=	Luther	=	Bilk.
36.	Atalanta,	=	1855	5. Oct.	=	Goldschmidt	=	Paris.
37.	Fides,	=	1855	5. Oct.	=	Luther	=	Bilk.
38.	Leda,	=	1856	12. Jan.	=	Chacornac	=	Paris.
39.	Lätitia,	=	1856	9. Febr.	=	Chacornac	=	Paris.
40.	Harmonia,	=	1856	31. März	=	Goldschmidt	=	Paris.
41.	Daphne,	=	1856	22. Mai	=	Goldschmidt	=	Paris.
42.	Isis,	=	1856	23. Mai	=	Pogson	=	Oxford.
43.	Ariadne,	=	1857	15. April	=	Pogson	=	Oxford.
44.	Nysa,	=	1857	27. Mai	=	Goldschmidt	=	Paris.
45.	Eugenia,	=	1857	27. Juni	=	Goldschmidt	=	Paris.
46.	Hestia,	=	1857	17. August	=	Pogson	=	Oxford.
47.	Aglaja,	=	1857	15. Sept.	=	Luther	=	Bilk.
48.	Doris (?)	=	1857	19. Sept.	=	Goldschmidt	=	Paris.
49.	Pales,	=	1857	19. Sept.	=	Goldschmidt	=	Paris.
50.	Virginia,	=	1857	4. Oct.	=	Ferguson	=	Washington.
51.	Nemausa,	=	1858	24-25. Jan.	=	Laurent	=	Nismes.
52.	Europa,	=	1858	4. Febr.	=	Goldschmidt	=	Paris.
53.	Kalypso,	=	1858	4. April	=	Luther	=	Bilk.
54.	Alexandra,	=	1858	10. Sept.	=	Goldschmidt	=	Paris.
55.	Pandora,	=	1858	10. Sept.	=	Searle	=	Albany.
56.	Melete,	=	1858	9. Sept.	=	Goldschmidt	=	Paris.
57.	Mnemosyne,	=	1859	22. Sept.	=	Luther	=	Bilk.
58.	Concordia,	=	1860	24. März	=	Luther	=	Bilk.
59.	Olympia, (Elpis),	=	1860	12. Sept.	=	Chacornac	=	Paris.
60.	Echo, (Titania),	=	1860	14. Sept.	=	Ferguson	=	Washington.
61.	Danae,	=	1860	9. Sept.	=	Goldschmidt	=	Paris.
62.	Erato,	=	1860	14. Sept.	=	Förster und Lesser	=	Berlin.
63.	Ausonia,	=	1861	11. Febr.	=	Gasparis	=	Neapel.
64.	Angelina,	=	1861	4. März	=	Tempel	=	Marseille.
65.	Cybele,	=	1861	8. März	=	Tempel	=	Marseille.
66.	Maja,	=	1861	10. April	=	Tuttle	=	Cambridge (Amerika).
67.	Asia,	=	1861	17. April	=	Pogson	=	Madras.
68.	Leto,	=	1861	29. April	=	Luther	=	Bilk.
69.	Hesperia,	=	1861	29. April	=	Schiaparetti	=	Mailand.
70.	Panopea,	=	1861	18. Mai	=	Goldschmidt	=	Paris, Fontenay aux Roses.
71.	Niobe,	=	1861	13. Aug.	=	Luther	=	Bilk.

1) Nicht Marsh, wie in unsrer ersten Auflage und sonst öfter zu lesen ist. Albert Marth ist ein Deutscher, geb. zu Colberg 5. Mai 1828, auf dem Gymnasium zu Cöslin gebildet. Unter seine mathematische Abiturientenarbeit schrieb Bensemann: „Er kann sofort an jedem Gymnasium Lehrer der Mathematik werden." Marth kam durch Encke's Vermittelung an die Sternwarte des Herrn Bishop zu London, wo er den Asteroiden entdeckte. 1855 ging er an die Sternwarte zu Durham.

72.	Feronia,	entd.	1862	12. Febr.	durch	Safford u. Peters	zu	Hamilton u. Cambridge.
73.	Clytie,	=	1862	7. April	=	Tuttle	=	Cambridge.
74.	Galatea,	=	1862	30. Aug.	=	Tempel	=	Marseille.
75.	Eurydice	=	1862	22. Sept.	=	Peters	=	Hamilton.
76.	Freia,	=	1862	21. Oct.	=	d'Arest	=	Kopenhagen.
77.	Frigga,	=	1862	12. Nov.	=	Peters	=	Hamilton.
78.	Diana,	=	1863	17. März	=	Luther	=	Bilk.
79.	Eurynome,	=	1863	14. Sept.	=	Watson	=	Ann=Arbor (Michigan).
80.	Sappho,	=	1864	3. Mai	=	Pogson	=	Madras.
81.	Terpsichore,	=	1864	30. Sept.	=	Tempel	=	Marseille.
82.	Alcmene,	=	1864	27. Novbr.	=	Luther	=	Bilk.

Sonst bestimmte man jedem neu aufgefundenen Coplaneten ein neues Zeichen: jetzt ist man übereingekommen, sie durch Kreise, in welchen eine Nummer eingeschrieben ist, zu bezeichnen. Diese Nummern bezeichnen die Reihenfolge der Entdeckung, also Ceres ①, Thalia ㉓ u. s. w.

Alle Asteroiden sind teleskopische Sterne und erscheinen von neunter bis dreizehnter Größe. Der Durchmesser des größten Planetoiden soll höchstens 145 M., der der Vesta gar nur 60 M. betragen. Mehrere haben kaum die Hälfte mehr Oberfläche als Frankreich, Madagascar oder Borneo. Alle zusammen betragen etwa $^1/_4$ der Erdmasse. Ueberhaupt zeigen diese Planeten viel Seltsames. Ihre Bahnen schließen einander zum Theil ein, zum Theil greifen sie in einander wie Ringe einer Kette. Die Umlaufszeit begreift von 3 Jahre 97 Tage (Flora) bis auf 5 Jahre 188 Tage (Hygiea). Die Atmosphären sind zuweilen von ungeheurer Ausdehnung und fast nebelartig. Gleichwohl erscheinen einige, wie z. B. Vesta, in einem für ihre Kleinheit so starken Lichte, daß sie entweder eigene Lichtentwickelung, oder eine Oberfläche haben müssen, die aus das Licht stark zurückwerfenden Stoffen besteht.

Die Vermuthung von Olbers, daß alle Asteroiden Bruchstücke eines einzigen, großen zertrümmerten Planeten seien, hat in neuerer Zeit wenig Beifall gefunden.

§. 12. Die äußere Gruppe der sonnenfernen Planeten.

1. Jupiter (♃), nächst der Venus der leuchtendste Stern am Firmamente, strahlt in gelblichem Lichte, oder wie die Alten sagen, „weißfunkelnd, frisch und lebhaft," und verweilt in einem Sternbilde ein volles Jahr. Das Fernrohr zeigt auf seiner Scheibe Streifen und Flecken, die zum Theil großen Veränderungen unterworfen sind. Man deutet sie auf Vorgänge in der Atmosphäre des Planeten, welche vielleicht an Dichtigkeit unserm Wasser gleichkommt. Die mittlere Entfernung von der Sonne, die auf dem Jupiter 27mal kleiner erscheint als bei uns, beträgt 108 Mill. M. Der Erde kommt er bis auf 49 Mill. M. nahe und entfernt sich von ihr bis auf 130 Mill. M. In seiner Bewegung um die Sonne legt Jupiter in einer Secunde wenig mehr als $1^1/_2$ Meilen zurück und braucht 12 Jahre zu seinem Umlauf.

Dagegen dreht er sich in 10 Stunden um die Axe, und ist wegen dieser Rotationsgeschwindigkeit an den Polen am stärksten unter allen Planeten abgeplattet. Der Unterschied zwischen dem Aequatorialdurchmesser und der Axe beträgt 800 M. Die Axe ist gegen die Sonnenaxe um 3° geneigt: seine Jahreszeiten können also nur geringe Temperaturverschiedenheiten bieten. Mit Ausnahme einer kleinen Region um die Pole, wo für die Dauer des halben Umlaufes Nacht eintritt, haben sämmtliche Punkte fortwährend Tag und Nacht von fast ganz gleicher Dauer, nämlich etwa 5 Stunden. Jupiter ist der größte Planet. Sein Durchmesser beträgt fast 20,000 M., er hat dreimal so viel Masse als alle übrigen Planeten zusammen und ist 1331mal größer als die Erde. Sein Einfluß auf andere Körper unseres Sonnensystems ist namentlich bei den Kometen so stark, daß er ihre Umlaufszeiten um Jahre verlängern oder verkürzen kann. Die Dichtigkeit seiner Masse beträgt nur 1/4 von der der Erde und ist etwa der des Ebenholzes gleich.

Jupiter hat ein aus 4 Satelliten bestehendes Mondgefolge. Ganz ungewöhnlich scharfen Augen sichtbar, waren sie der erste Gewinn, den das Fernrohr gebracht, und die Wissenschaft hat in der Lehre vom Licht und sonst gerade an ihnen Vieles gelernt. Der nächststehende Mond bewegt sich in 1 3/4 Tagen, der entfernteste in 16 2/3 Tagen um den Hauptplaneten, der fast täglich in einzelnen Theilen seiner Oberfläche durch seine Trabanten verfinstert wird. Andrerseits treten auch diese häufig in den Schattenkegel des Jupiter, Erscheinungen, die sich von dem bewaffneten Auge sehr genau beobachten lassen. In der Stellung der Monde, sowohl unter sich als in Bezug auf Jupiter und Sonne, finden (wie bei den Saturnsmonden) gewisse Periodicitäten statt. Auf den Satelliten leuchtet die Jupiterscheibe 1400mal größer als uns der Vollmond, über 30,000mal größer als die Sonnenscheibe. Dagegen erscheint der nächste Trabant dem Jupiter wie uns der Mond, der zweite und dritte etwa halb so groß, der vierte viel kleiner. „Fast könnte man sich veranlaßt finden zu behaupten, die Monde seien recht absichtlich so gestellt, daß sie dem Jupiter möglichst wenig Licht geben."

Um der Conjectural-Astronomie einmal wieder ein Plätzchen zu gönnen, möge uns Littrow a. a. O. S. 337. die Jupiters-Verhältnisse nicht ohne Laune darlegen: „Nach allem, was wir über die Oberfläche dieses größten aller Planeten kennen gelernt haben, müssen wir wohl als sehr wahrscheinlich annehmen, daß es auf demselben ganz anders als auf unserer Erde aussehen mag. Er ist mit einer Atmosphäre umgeben, die an Dichtigkeit unsern tropfbaren Flüssigkeiten nahe kommt, deren Wolken schon ganz solide Körper zu sein scheinen, und in welcher immerwährend Revolutionen vor sich gehen, gegen die unsere heftigsten Stürme und Ungewitter nur als Kleinigkeiten zu betrachten sein mögen. Ohne Zweifel wird dieser Planet auch von großen Strömen und ausgebreiteten Meeren bedeckt sein, deren Ausdünstungen sich in seine Atmosphäre erheben und da jene dichten Wolken erzeugen. — Wegen der geringeren Schiefe seiner Ekliptik sind die Jahreszeiten und die Temperaturen derselben nur sehr wenig verschieden, aber dafür dauert jede dieser Jahreszeiten so lange als bei uns drei volle Jahre. Die Höhe der Sonne ändert sich für jeden gegebenen Ort während dem Lauf eines ganzen Jahres nur um sechs

Grade, während bei uns in einer zwölfmal kürzeren Zeit diese Aenderung schon siebenundvierzig Grade beträgt. Die Bewohner des Aequators haben die Sonne beinahe immer in ihrem Zenithe, und selbst wenn sie am tiefsten steht, ist sie nur drei Grade von ihrem Scheitel entfernt. Die beiden Pole aber haben abwechselnd durch eine Zeit, die sechs Jahren der Erde gleichkommt, immerwährend Tag oder Nacht. Wenn diese lange Nacht aufhört, und die Sonne den Bewohnern der Pole wieder erscheint, um wieder sechs Erdenjahre für sie nicht unterzugehen, so zieht sie doch nur ganz nahe am Horizonte herum und erhebt sich auch im Mittage nicht mehr als drei Grade über denselben. Aber auch in den andern Gegenden, zwischen dem Aequator und den Polen, sind die Klimate sehr schroff abgeschnitten, und der Unterschied weniger Grade der Breite muß schon eine große und constante Veränderung der Temperatur hervorbringen. — So lange übrigens die Jahreszeiten auf diesem Planeten dauern, so kurz sind im Gegentheile wieder die Tageszeiten, da dort Tag und Nacht zusammengenommen noch nicht zehn unserer Erdstunden betragen. Der Unterschied zwischen dem Tag im engern Sinne des Wortes, d. h. zwischen der Anwesenheit der Sonne über dem Horizonte und der Nacht, ist dort, etwa die nächsten Gegenden an den Polen ausgenommen, immer nur sehr klein, und die meisten Orte haben durch das ganze Jahr Tag und Nacht nahe gleich groß, und zwar gleich fünf unserer Stunden. Dieser schnelle Wechsel des Lichts mit der Finsterniß muß auf die Lebensweise der Bewohner dieses Planeten von wesentlichen Einflüssen sein, wenn sie anders, so wie wir, den Tag ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, und die Nacht der Ruhe und dem Schlafe widmen. Wenn sie mit ihren Arbeiten jeden Tag zu Ende kommen wollen, so müssen sie in wenigen Minuten vollenden, wozu wir ganze Stunden brauchen, und also vielleicht eine besondere Schnellkraft des Geistes und des Körpers haben. In der That, wie Wenige von uns würden zufrieden sein, wenn ihre Nächte nur fünf Stunden dauerten, und wenn sie schon wieder aufstehen müßten, nachdem sie sich kaum zu Bette gelegt haben. Wie sehr würden selbst die Virtuosen unter unsern Gourmands in Verlegenheit kommen, wenn sie in einem Zeitraume von fünf Stunden schon drei oder vier Mahlzeiten zu sich nehmen müßten! Und wie sehr würden erst unsere Frauen über die kurzen Nächte und die noch kürzeren Bälle von nicht einmal fünf Stunden die bittersten Klagen führen, da sie schon zur Vorbereitung dazu mehr als doppelt so viel Zeit gebrauchen? Desto zufriedener werden im Gegentheile die Astronomen dieses Planeten sein, wenn es anders noch daselbst solche Leute giebt, die es der Mühe werth achten, zuweilen wenigstens einen Blick auf den gestirnten Himmel zu richten. Die Sonne zwar erscheint ihnen viel kleiner, im Durchmesser über fünf-, und in der Fläche 27 mal kleiner als uns, daher auch die Beleuchtung, die Jupiter von der Sonne erhält, 27mal schwächer ist als die unserer Erde, und sogar 180mal geringer, als die Beleuchtung, deren sich Mercur, der nächste Planet an der Sonne, erfreut. Aber eben diese Düsterkeit ihrer Tage wird den Astronomen Gelegenheit geben, die übrigen größern Gestirne, auch ohne Fernröhre, selbst um die Zeit ihres Mittags zu sehen. Wenn sie überdies ihre Zeitrechnungen, so wie wir, in letzter Instanz auf die Länge ihrer Tage beziehen, welche viel genauere Zeitbestimmung werden sie dann haben, da ihre Tage nur zehn unserer Stunden dauern. In diesen zehn Stunden schwingen sich alle Gestirne des Himmels mit einer Schnelligkeit um sie herum, die es ihnen ungemein leicht machen muß, den Ort derselben für jeden Augenblick mit der größten Schärfe zu bestimmen. Da die Körper in ihrem freien Falle auf der Oberfläche dieses Planeten in der ersten Secunde durch 38 Fuß fallen, oder die Schwere auf der Oberfläche dieses Körpers bald dreimal größer ist als auf der Erde, so würde unser Secundenpendel von 3 Fuß dort in einer Secunde schon zwei Schwingungen vollenden, und ein Pendel, welches auf Jupiter seine Schwingungen in einer

unserer Secunden machen soll, müßte eine Länge von 8 Fuß haben. Diese schnelle Rotation um ihre Axe wird daher den Astronomen Jupiters ein Mittel geben, ihre Zeit mit der größten Schärfe zu bestimmen, und dies ist bekanntlich eins der wichtigsten Elemente aller praktischen Astronomie. Die vielen Finsternisse, welche ihnen ihre vier Monde bereiten, und die beinahe täglich statthaben, werden ihnen nicht nur den Anblick des gestirnten Himmels verschönen, sondern die vielen künstlich in einander verschlungenen Bewegungen dieser Monde werden ihnen auch Gelegenheit geben, die vorzüglichsten Eigenschaften derselben bald und mit großer Schärfe kennen zu lernen."

2. Saturn (♄) erscheint dem Auge in bläulichem Lichte und in langsamem Fortrücken: $2\frac{1}{2}$ Jahr verweilt er in demselben Zeichen des Thierkreises. Das Fernrohr zeigt an diesem Planeten ähnliche Streifen, wie man sie an Jupiter wahrnimmt, die man hier auf Stürme in der dichten Atmosphäre deutet, oder wie den constanten Streifen in der Aequatorialzone, auf große Fluthwellen etwaniger Flüssigkeiten. Außerdem erblickt man so wunderliche Eigenthümlichkeiten, daß die ersten Erklärungsversuche nicht weniger wunderlich ausfielen. Die Einen hatten zwei rundliche Körper an beiden Seiten des Planeten gesehen und ihn tergeminus, den dreigestalteten oder Drilling genannt. Ein anderer erkannte an den Seiten Henkelgriffe. Erst Huyghens erkannte und beschrieb deutlicher die Ringgestalt.

Saturn ist von der Sonne, deren Fläche dort 90mal kleiner erscheint als auf der Erde, in mittlerer Entfernung 200 Mill. M. entfernt. Seine Entfernungen von der Erde halten sich zwischen 160 und 223 Mill. M. In einer Secunde geht er wenig mehr als eine Meile und braucht $29\frac{1}{2}$ Jahre, um die Sonne zu umkreisen. Dagegen schwingt sich auch dieser Planet in $10\frac{1}{2}$ Stunden um seine Axe: auch er muß deshalb an den Polen, die ähnliche Lichtveränderungen wie die Marspole zeigen, stark abgeplattet sein.[1]) Die Schiefe der Axe beträgt 30°, woraus sich eine ziemlich große Verschiedenheit der Temperaturverhältnisse in den Jahreszeiten ergiebt. Der Durchmesser des Saturn beträgt 16,000 Meilen; er ist an Rauminhalt 735mal größer als die Erde. Unter allen Planeten hat er die geringste Dichtigkeit, etwa die des Korkholzes oder Bimssteins.

Die oben erwähnten wunderlichen Auswüchse und Henkel der Saturnuskugel haben sich also als ein Ring herausgestellt, in welchem Saturn, etwas westlich geneigt, schwebt. Cassini erkannte den Ring als doppelt; seit 1850 hat man einen lichtschwachen dritten und dem Hauptplaneten nächsten entdeckt, der sich vielleicht in noch flüssigem Zustande befindet. Im Herbst 1851 wollte man eine Theilung des dunkeln Ringes wahrgenommen haben, die hernach nicht wieder beobachtet wurde. Der äußerste Ring ist jedenfalls mehrfach getheilt, es umschließt den Planeten ein ganzes System concentrischer Ringe, in welchen in den 200 Jahren seit der Entdeckung interessante Veränderungen vorgegangen

---

1) Dem Astronomen Schröter erschien die Abplattung veränderlich. Der Planet müßte dann geradezu von einer flüssigen und Schwankungen unterworfenen Hülle umgeben sein.

sind. Ungewiß bleibt es, ob der innerste dunkle Ring erst neuerlich entstanden, gewiß, daß sich der Zwischenraum zwischen den Ringen und der Saturnkugel vermindert hat. Das Näherrücken hat in jedem Jahre durchschnittlich 16 Meilen betragen. Der Durchmesser der Ringe beträgt etwa 38,000 Meilen, die Dicke nur 22 M. Sie bieten einzelne Erhöhungen und Ungleichheiten dar.

Außerhalb der Ringe bewegen sich noch 8 Trabanten um den Saturn.

Auch in Bezug auf Saturn ist wohl die Vermuthung geäußert, daß Ringe und Trabanten zur Beleuchtung des Hauptplaneten dienen sollten. Aber eher ist das Gegentheil anzunehmen. Für die Aequatorialgegenden schwebt der Ring immer im Scheitel und sie sehen ihn nie der breiten Fläche, sondern blos der Kante nach, der inneren Kante, die nie von der Sonne erleuchtet wird. Für sie zieht er sich also nur als eine dunkle Zone von etwa einem Grad Breite über den ganzen Himmel, und weit entfernt ihnen zu leuchten, verdeckt er vielmehr alle Fixsterne, vor denen er sich aufstellt, und selbst jene sieben Monde Saturns, die sich in der Ebene dieses Ringes bewegen, sind für die Tropenländer Saturns von dem Ringe bedeckt und daher für sie ganz unsichtbar. Den Polargegenden, die für ihre lange Nacht am ehesten Beleuchtung brauchen, steht der Ring immer unter dem Horizonte, weil seine Erhebung über die Oberfläche des Planeten zu gering ist. Nur diejenigen Saturnsbewohner, welche zu beiden Seiten bis zu 55 Graden vom Aequator entfernt sind, genießen den Anblick des Ringes: für sie steht er, wie eine lichte Zone, wie ein Feuerbogen am Himmel, und zwar für die dem Aequator näheren Länder hoch und schmal, für die entfernteren aber immer breiter, aber auch zugleich tiefer am Horizonte. Diese letzten allein könnte man also noch für die begünstigten halten; allein auch diese Gunst ist nicht so groß, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag. Von den zwei breiten Flächen des Ringes ist immer nur eine beleuchtet, und diese beleuchtete Seite kann nur von derjenigen Hemisphäre des Planeten gesehen werden, welche eben gegen sie gewendet ist. Allein eben diese Hemisphäre ist auch zugleich die gegen die Sonne gewendete, die eben ihren Sommer feiernde Hälfte Saturns; diese könnte aber, da sie ohnehin im Sonnenlichte schwimmt, diese Beleuchtung des Ringes noch am besten entrathen. Dagegen muß die andere, winterliche Hälfte, die jene Beleuchtung ihrer langen Nächte wegen am meisten brauchte, sie gänzlich entbehren. Dazu kommt noch, daß die der Sonne zugewendete Hälfte Saturns den beleuchteten Ring nur während ihres Tages sieht, wo ihr ohnehin die Sonne scheint, während bei Nacht, wo eigentlich die beleuchtete Seite des Ringes den Mangel des Sonnenlichtes ersetzen sollte, Saturn seinen eigenen Schatten auf den Ring wirft und ihn, in einer Art von Mondfinsterniß, wieder unsichtbar macht, während die ganze andere Hälfte Saturns, die eben Winter und ihre lange Nacht hat, gegen die unbeleuchtete Seite des Ringes gewendet ist und diesen daher gar nicht sieht, vielmehr es sich noch gefallen lassen muß, daß ihr durch ihn die Sterne und selbst die Sonne, wo sie ohne Ring noch sichtbar sein könnte, verdeckt, und daß so ganze Jahre dauernde und über große Zonen sich erstreckende Sonnenfinsternisse erzeugt werden. — Wie stellt sich dagegen Saturn seinen Ringen dar? „Stellt man sich — sagt Mädler — auf eine der Flächen des Ringes,“ (was freilich nur in der Art denkbar ist, wie man sich etwa an der Seite einer senkrechten Felswand hinstellen kann,) „so erblickt man vom Horizont aus die halbe Saturnskugel sich erheben in einer Größe, wie kein einziger Weltkörper von irgend einem physisch möglichen Standpunkte außerhalb desselben erscheint. Diese Halbkugel oder richtiger Halbellipse hat für die äußerste Kante einen Aequatorealdurchmesser von 51° und einen Polarhalbmesser von 26° 24′; für die innerste Kante da-

gegen steigen diese Werthe auf 82° und 36° 18′. Stellt man sich auf die innerste Kante selbst," (nämlich mit den Füßen nach oben,[1]) „etwa in der Mitte zwischen beide Flächen des inneren Ringes, so sieht man im Zenith die Kugel Saturns, an scheinbarer Größe unsere Sonne 20,000 mal übertreffend und den achten Theil des Himmels einnehmend; der Boden aber, auf welchem der Beschauer steht, spannt sich rechts und links sichtbar zum Himmel empor, und umfaßt die Riesenkugel, indem er sich hinter ihr zusammenschließt, so daß ein Horizont im eigentlichen Sinne nur nach zwei Seiten des Himmels hin, nicht aber rings herum, stattfindet. Welch ein imposantes Panorama!"

3. Uranus (♅) ist dem unbewaffneten Auge unsichtbar und deshalb auch der alten Welt ganz unbekannt geblieben. Als vermeintlicher Fixstern war er schon früher von einzelnen Astronomen bemerkt; als Planeten wollte ihn der ältere Herschel am 13. März 1781 mit scheibenförmiger Gestalt im Bilde der Zwillinge erkannt haben. Spätere Beobachtungen stellten ihn bestimmt als Planeten heraus. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 396 Mill. M.; seine Entfernungen von der Erde halten sich zwischen 348 und 424 Mill. M. In langsamer Bewegung — 1 Meile in der Secunde — braucht er 84 Jahre, um einmal um die Sonne zu kommen. Die Sonne erscheint dem Uranus etwa wie uns die Venus; er ist 360 mal schwächer beleuchtet als die Erde. Ueber eine Axendrehung ist nichts Genaues bekannt. Uranus, dessen Durchmesser 7500 Meilen beträgt, ist 82 mal größer als die Erde, hat aber nur die mittlere Dichtigkeit des Wassers. Die Zahl der Trabanten ist ebenfalls unsicher. Herschel d. A. wollte deren 6 beobachtet haben, erklärte sie aber für die feinsten Lichtpunkte, die er am Himmel gesehen. Nur 4 konnten von spätern Beobachtern wieder bemerkt werden. Während sonst alle Körper unseres Sonnensystems sich von West nach Ost bewegen, gehen diese Satelliten von Ost nach West, und ihre Bahnen stehen auf der Uranusbahn fast senkrecht, wie auch wohl der Aequator des Hauptplaneten mehr senkrecht auf seiner Bahn steht.

„Einem 21jährigen Uranus-Frühlinge — so spricht die Conjectural-Astronomie — werden andere und dauerndere Blumen blühen, einem 21jährigen dortigen Herbste andere ausgebildetere Früchte reifen, als die entsprechenden nur dreimonatlichen Jahreszeiten der Erde zu liefern im Stande sind; und den Existenzformen auf dem Uranus muß also schon aus diesem Grunde ein ebenso anderer und höherer Charakter, als auf unserm Planeten, beiwohnen. Hierzu tritt die größere Stoffeinheit der diesen Planeten constituirenden Materien: die mittlere Dichtigkeit desselben ist viermal geringer als die der Erde gefunden, demzufolge für alles dort Vorhandene ein minder derb-körperlicher, ein ätherischerer Charakter angenommen werden darf."

4. Neptun (♆). Um die Auffindung dieses bis jetzt äußersten Planeten unsers Sonnensystems begreiflich zu machen, erwähnen wir eine schon bei Jupiter angedeutete Erscheinung unserer Planetenwelt,

1) Da der Schwerpunkt eines Ringes nicht in seiner Masse, sondern in dem eingeschlossenen innern Raume, und hier (der gemeinschaftliche Schwerpunkt Saturns und des Ringes) im Saturn liegt, so müssen die lebendigen Wesen, welche etwa den Ring bewohnen, wenn sie fähig sein sollen, sich von der äußern Kante desselben zu entfernen, ohne auf den Saturn hinabzustürzen, mindestens fliegen können. Vielleicht besitzen sie aber dazu auch, wie unsere Fliegen, die Fähigkeit, sich vermittelst Saugapparaten an Flächen von jeder Lage festzuhalten.

welche mit dem schon besprochenen Gesetze der Gravitation oder Anziehungskraft zusammenhängt. Wenn ein einziger Planet um die Sonne als den Centralkörper des Systems liefe, so würde derselbe auch stets eine ganz genaue Ellipse beschreiben. Nun aber führen mehrere Gestirne diesen Umlauf mit einander aus; sie üben diese Anziehungskraft, je nach dem Verhältnisse ihrer Massen, auch auf einander, und stören oder perturbiren sich in der reinen elliptischen Bewegung (Perturbationen). So übt z. B. die Masse des Jupiter auf die Asteroidenbahnen eine „störende" Wirkung.

Die Astronomen werden durch diese kleinen Unregelmäßigkeiten und Störungen in den Planetenbahnen durchaus nicht selbst perturbirt, sobald ihnen die Ursache, der störende Körper, bekannt ist. Der Einfluß desselben läßt sich dann auf das genaueste berechnen. Ganz anders stehen die Dinge, wenn Unregelmäßigkeiten einer Planetenbahn vorliegen, die sich nicht durch einen bekannten Störenfried erklären lassen.

Und so ging es den Astronomen mit Perturbationen der Uranusbahn, welche den alten Planeten nicht zugerechnet werden konnten, dagegen auf einen neuen, jenseits der Uranusbahn kreisenden Planeten schließen ließen. Schon der deutsche Astronom Mädler sprach mit Bestimmtheit aus: „Es liegt nahe, auf einen jenseits des Uranus laufenden und diesen störenden Planeten zu schließen: ja man darf die Hoffnung aussprechen, daß die Analysis einst diesen höchsten ihrer Triumphe feiern und durch ihr geistiges Auge Entdeckungen in Regionen machen werde, in die das körperliche bis dahin einzudringen nicht vermochte." Der Franzose Leverrier nahm die schwierige Aufgabe, aus dem Betrage der Uranusstörungen Masse, Elemente und Bahn des neuen Planeten zu berechnen, auf, und bezeichnete für den 23. September 1846 dem als genauen Beobachter bekannten Dr. Galle zu Berlin im Voraus genau die Stelle, wo der errechnete Planet am Himmel aufzufinden sein würde. Und in der That fand ihn Galle noch am Abende desselben Tages, wo er Leverriers Brief erhalten, den 23. September, unweit der darin angegebenen Stelle: „die glänzendste aller Planeten-Entdeckungen, da nur rein theoretische Untersuchungen den Berechner die Existenz und den Ort des neuen Planeten vorhersagen ließen." [1])

Neptun erscheint schon durch mäßige Fernröhre als ein Stern siebenter bis achter Größe; stärkere Instrumente zeigen ihn als Scheibe. Eine Abplattung ist nicht wahrgenommen. Neptun ist in mittlerer Entfernung 750 Mill. M., nach neuester Berechnung nur gegen 630 Mill. M. von der Sonne entfernt, [2]) die ihm 900 mal weniger hell

---

1) Adams in Cambridge hatte gleichzeitig mit Leverrier sich im Stillen ebenfalls mit der Lösung des Problems beschäftigt und war zu gleichem Resultate gekommen.

2) Es hat Jemand die pikante Berechnung angestellt, daß, wenn Adam und Eva auf einer Locomotive die Reise nach dem Neptun angetreten, sie jetzt erst die Hälfte des Weges zurückgelegt haben würden. Dem für die Planetenabstände angenommenen Gesetze entspricht Neptun übrigens nicht völlig; er müßte gegen 780 Mill. M. entfernt sein.

leuchtet als der Erde. Zum Umlauf um die Sonne braucht er etwa 165 Jahre. Eine Axendrehung konnte bis jetzt nicht beobachtet werden. An Größe wird Neptun nur von Jupiter und Saturn übertroffen. Sein Durchmesser beträgt über 9000 Meilen; 38 Erdkugeln bilden erst die Neptunskugel, deren Dichtigkeit dagegen wenig mehr als $^1/_4$ von der der Erdkugel beträgt. Bis jetzt ist, mit Sicherheit, ein Neptunsmond wahrgenommen.

Ob noch jenseit des Neptun Planeten, die zu unserm Sonnensystem gehören, kreisen mögen? Gewiß erstreckt sich das Gebiet der Sonne weit über Uranus und Neptun hinaus, und ein Planet, der 100 mal weiter von der Sonne entfernt wäre als Uranus, würde noch keine Störungen von dem nächsten Fixsterne erfahren. Ziehen doch die Bahnen mehrerer Kometen in jene angedeutete Weite hinaus. „Sollte aber Hoffnung sein — sagt Struve — einen jenseits des Neptun belegenen Planeten jemals zu entdecken? Allerdings! Schwerlich aber auf dem von Leverrier betretenen theoretischen Wege. Denn um diesen anwenden zu können, müssen Jahrhunderte vergehen, um während eines Umlaufs die Bewegung des Neptun zu verfolgen, und seine Störungen durch einen unbekannten Planeten zu erkennen. Schwerlich, aber doch möglicher Weise durch die Erkennung der Scheibe in mächtigen Fernröhren. Wahrscheinlich aber durch genaue Charten. Uranus ist einem Fixstern sechster Größe gleich. Neptun erscheint als Stern siebenter bis achter Größe. Sehr möglich, daß der nächste Planet unter den Sternen neunter bis zehnter Größe zu suchen ist. Sehr möglich, daß er als solcher von den Bearbeitern der Berliner Sterncharten auf Stunden schon gesehen und nicht erkannt, als Fixstern eingetragen ist. In diesem Fall wird er bald erkannt werden."

§. 13. Die Kometen.

Eben haben wir beiläufig schon die Kometen erwähnt, jene Vagabunden unsers Sonnensystems, welche meist in sehr langgezogenen Ellipsen die Sonne umkreisen und die Planetenbahnen kreuzen, der Sonne so nahe kommen wie kein Planet, und dann wieder, wie es unleugbar bei vielen der Fall ist, weit über Neptun hinauseilen. Die Anzahl der Kometen, die man bis jetzt beobachtet hat, beträgt mehrere Tausende, und fast jährlich werden neue entdeckt. Schon Keppler meint, es gebe im Weltraume mehr Kometen als Fische in der Tiefe des Oceans. Doch sind Kometen von besonderer Lichtstärke und Ausdehnung, die auch vor dem bloßen Auge stattlich auftreten, immerhin selten.

Die Kometen erscheinen, wenn sie aus ihrer Ferne heranziehen, in der Regel noch andern Sternen gleich. Fast alle verändern aber bei der Annäherung an die Sonne ihr Aussehen. Ein der Sonne

zugewandter heller Fleck bildet den **Kern**; ihn umfließt eine lichtschwächere **Hülle**. Kern und Hülle zusammen nennt man auch den **Kopf** des Kometen. Je mehr nun derselbe der Sonne nahe kommt, desto mehr dehnt sich die Hülle nach der der Sonne abgekehrten Seite aus und wird zum Haarbüschel oder Schweif, der jenen räthselhaften Himmelskörpern den Namen **Kometen**, d. i. Haarsterne, gegeben hat. Bei einigen hat der Schweif ein Sechstel, ja ein Viertel vom ganzen Umfange des Horizontes eingenommen. Der berühmte Komet von 1811 hatte einen Kopf siebenmal größer als Jupiter und sein Schweif dehnte sich 25 Mill. M. weit.

Was man sich für Körper unter den Kometen zu denken hat, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist ihre Dichtigkeit sehr gering, was daraus erhellt, daß man durch den Kern hindurch andere Sterne schimmern sieht. Mit der Annäherung an die Sonne nimmt die Dichtigkeit mehr und mehr ab, und die Kometenmasse scheint sich zum großen Theil in Dunst- und Gasmasse zu zerdehnen, welche sich mit steigender Sonnenferne wieder zusammenzieht.

Daß die Kometen in ihrer von andern Sternen so ganz abweichenden Erscheinung durch den ungewöhnlichen Eindruck, den ein lichtstarker, über einen großen Theil des Himmels den Schweif ziehender Komet in der That hervorbringt, ein Gegenstand abergläubischen Schreckens gewesen sind, ist sehr begreiflich. Sie kündeten entweder überhaupt große Weltereignisse an, wie ein 1687 erschienenes Buch die Regel aufstellt:

> Cometgestirn mit langen Schwänzen
> Bedeuten große Consequenzen —

oder sie gehen insonderheit großen Kriegen, überhaupt Strafgerichten Gottes vorauf, „der den Kometen wie eine Ruthe drohend am Himmelsfenster ausgesteckt.“ Der sogleich näher zu erwähnende Astronom **Halley** war der Meinung, daß der große Komet von 1680, dem er eine Umlaufszeit von 575 Jahren zuschrieb, zu allen großen Epochen des Menschengeschlechts, zur Sündfluth, zum trojanischen Kriege, zum Tode Cäsars u. s. w. erschienen sei.

Dagegen haben sich, gerade unter den Entdeckungen und Berechnungen der Wissenschaft, andere Befürchtungen an den Kometen angeknüpft, die nur um Weniges besser begründet sind. Der große englische Astronom **Halley** versuchte zuerst, die Bahn des großen 1682 erschienenen Kometen zu berechnen, und seine Vorhersagung erwies sich im Jahr 1759 glänzend bestätigt. Seitdem haben sich die Astronomen eifrig mit der Berechnung der Kometenbahnen beschäftigt und dabei z. B. die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Kometen nicht allein bedeutende Perturbationen durch die Planeten erleiden, sondern auch ein Hemmniß von einer unendlich dünnen Materie, dem Weltäther, erfahren (S. 55), das bei der Berechnung ihres Ganges mit in An-

schlag gebracht werden muß. Von etwa 200 Kometen kennt man jetzt Bahn und Umlaufszeit genau. Halley's Komet braucht also 76 Jahre zu seinem Umlauf, ein von Olbers berechneter 74 Jahre. Sechs andere Kometen gehen nicht über die Neptunsbahn: man könnte sie innere nennen. Am genauesten sind darunter beobachtet der Encke'sche Komet, der $3^1/_3$, und der Biela'sche, welcher $6^3/_4$ Jahre Umlaufszeit braucht. Der letztgenannte durchschneidet die Erdbahn, und an diesen Umstand knüpft sich die gefürchtete Möglichkeit, er könne einst mit der Erde zusammenstoßen. Wir beruhigen uns schon, wenn die Astronomen ausgerechnet haben, ein solches Zusammentreffen könne in nahem Abstande am 31. December 1933 und am 26. December 2115 stattfinden. Der Zusammenstoß mit einem andern Kometen ist zwar möglich, aber so unwahrscheinlich, daß ein solches Ereigniß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung alle 220 Millionen Jahre einmal zu erwarten steht. Nimmt man dazu die geringe Dichtigkeit der Kometenmasse — wie denn der gefürchtete Biela'sche Komet 1842 sogar in zwei Theile zerfiel — so hat unsere Erde selbst im schlimmsten Falle von jenen lockern Gesellen wenig zu befürchten. Vielleicht haben sich schon öfters Dünste eines Kometenschweifes mit unserer Atmosphäre gemischt und dann, wie z. B. 1783 und 1831, merkwürdige und über einen großen Theil der Erdoberfläche gelagerte Nebel veranlaßt.

Ob die Kometen für älter als alle Planeten, für Urformen der sich locker ballenden Materie im Weltraume, also für noch nicht fertige Weltkörper zu halten? Ob A. v. Humboldt mit der Vermuthung Recht hat, daß einige, wie der von 1680 mit einer Umlaufszeit von 8814 Jahren nur Durchwanderer unseres Sonnensystems sind und sich wie Touristen von einer Sonne zur andern bewegen? — diese und viele andere Fragen können erst wissenschaftliche Entdeckungen der Zukunft beantworten.[1])

§. 14. Sternschnuppen und Meteore. Die Architectonik der Sternenwelt.

Die nach einer sehr naiv-kindlichen Auffassung[2]) sogenannten „Sternschnuppen," Feuerkugeln, aus denen öfters Meteorsteine auf die Erde fallen, hat man lange für Bildungen unserer Atmosphäre gehalten. Andere haben an Auswurf der Mondvulkane gedacht. Genaue

1) F. Wetzel Himmelskunde: Haben die Kometen, die wie Boten zu den verschiedenen Gliedern des Sonnensystems wandern, für die Entwicklung dieser Glieder eine besondere Bestimmung vom Schöpfer erhalten? Führen sie vielleicht, indem sie sich mit Planeten vereinigen und Umwälzungen auf denselben hervorrufen, was jedenfalls selbst bei sehr geringer Masse möglich ist, die Bedingungen für Erneuerung und Vervollkommnung der auf den Planeten sich etwa findenden organischen Gebilde und Vernichtung der bestehenden herbei? Unmöglich wäre das nicht. Und sollte die allgemein verbreitete Furcht vor den Kometen etwa in einer Ahnung der von ihnen drohenden Gefahr für das Bestehen des Vorhandenen auf der Erde ihren Grund haben?

2) Obwohl in den Monatl. Unterredungen, 1691 Mai, ganz ernsthaft erzählt wird: „fällt im Maien, zu Pfingsten des Nachts auf die Wiesen, sieht wie Rotz, zittert und fällt zärtiglich in einen Zirkel herum" — und diese Erscheinung als materielles Residuum der Sternschnuppen angegeben wird.

Beobachtungen, welche besonders A. v. Humboldt angeregt hat, haben gelehrt, daß wir vielmehr bei jenen Erscheinungen an freilich sehr kleine Weltkörper zu denken haben. Zwischen der Venus- und Marsbahn schwingen sich eine Menge solcher Aerolithen, bald vereinzelt, bald in Schwärmen oder Ringen um die Sonne. Die vereinzelten verursachen, wenn die Erde auf ihrer Bahn ihnen nahe kommt, die sogenannten sporadischen Sternschnuppen, die Ringe oder Schwärme die zu bestimmten Zeiten des Jahres in großer Anzahl erscheinenden periodischen Sternschnuppen. Zweimal im Jahre kommt nun die Erde in die Nähe dieser Ringe; dann nimmt man in den Nächten des 12. und 13. Novembers und des 10. bis 12. August (Laurentiusstrom, weil der 10. August der Tag des heil. Laurentius ist) eine so außerordentliche Menge von Sternschnuppen wahr, die zum großen Theil von dem Sternbilde des Perseus ausgehen. Sonst werden etwa in einer Stunde 4—5 Sternschnuppen wahrgenommen, in jenen Nächten kommen oft auf die Stunde 30. Allzunahe in den Bereich der Erde gelangt werden solche Körperchen durch ihre Anziehungskraft auf sie herabgezogen. So erhält die Erde von Zeit zu Zeit in den Meteorsteinen oder Aerolithen Bereicherungen aus dem Weltraume. Wir erstaunen, „metallische und erdige Massen, welche der Außenwelt, den himmlischen Räumen angehören, betasten, wiegen, chemisch zersetzen zu können;" in ihnen heimische Materialien zu finden, die es wahrscheinlich machen, wie dies schon Newton vermuthete, daß Stoffe, welche zu einer Gruppe von Weltkörpern, zu einem Planetensysteme gehören, großentheils dieselben sind.

Dem rückschauenden Blicke thut es wohl, das durchwanderte Universum noch einmal unter klaren und bestimmten Gesichtspunkten zu überfliegen. Darum stehe hier noch die Gruppirung der Weltkörper, welche Mädler „als einen ersten Versuch" aufgestellt hat. I. Monocentrische Systeme, die an einen prädominirenden Centralkörper geknüpft sind. 1) Ein selbstleuchtender Centralkörper und dunkle Begleiter. So unser Sonnensystem. 2) Dunkler Centralkörper und dunkler Begleiter. Planeten und Trabanten. 3) Ein selbstleuchtender Centralkörper und einer oder mehrere selbstleuchtende Begleiter. So viele Doppelstern-Systeme. 4) Ein dunkler Centralkörper und selbstleuchtende Begleiter. Vielleicht einige Doppelstern-Systeme. II. Binäre Systeme, die Anziehung an zwei Punkte geknüpft. 1) Zwei leuchtende Centralkörper. So viele Doppelsterne. 2) Zwei dunkle Körper, z. B. der Biela'sche Doppelkomet. III. Polycentrische Systeme mit mehreren Mittelpunkten der Anziehung; so viele Doppelstern-Systeme.

§. 15. Der Planet Erde.

Wie wir aus den unergründlichen Tiefen des Fixsternhimmels gleichsam mit leichterem Aufathmen uns zu dem einzelnen Systeme

unserer Sonne wandten, so kehren wir nun aus der noch immer unabsehbaren und räthselhaften Weite unseres Sonnengebietes zu unserer Erde zurück. Aber wir kennen sie jetzt als planetarisches Glied eines Fixsternsystems. Von dem Augenschein hatten wir uns zur Annahme der Kugelgestalt erhoben, jetzt ist die Erdkugel als eine unter andern Planetenkugeln in den Verhältnissen, welche ihr als Weltkörper zukommen, zu betrachten.

Die Erde, als der dritte Planet von der Sonne ab, gehört zu der oben geschilderten Gruppe der sonnennahen Planeten. Sie ist in mittlerer Entfernung 20,708,000, im Perihelium 20,356,000 im Aphelium 21,052,000 Meilen von der Sonne entfernt. Das Licht gelangt in 8 Minuten 13⅞ Secunden von der Sonne zur Erde.

Der Umfang (Aequator) der Erde beträgt 5400 Meilen, der Durchmesser 1719 Meilen (S. 40.). Die Kugelfläche beträgt über 9 Mill. M. (nach Wolfers 9,261,963, 2 □M.) der Körperinhalt fast 2700 Mill. Kubikmeilen. Das Gewicht der Erdkugel ist auf 9000 Trillionen Centner oder 14 Quadrillionen Pfund berechnet.

Die Erde hat eine doppelte Bewegung. Sie dreht sich in 24 Stunden von Westen nach Osten um ihre Axe, welche der Sonnenaxe nicht parallel, sondern in einem Winkel von 23½° gegen sie geneigt ist. Sie dreht sich in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden oder in einem Jahre um die Sonne. Beide Bewegungen unterliegen noch näherer Betrachtung. Jetzt kehren wir zu den im Anfang gegebenen Beobachtungen des Augenscheins zurück, um diese den uns gewordenen Erkenntnissen anzupassen, sie erst recht zu verstehen und zu erklären.

Von der allgemein bekannten Erfahrung, daß, wenn man sich in rascher und gleichförmiger Bewegung befindet, es einem vorkommt, als befinde man sich in Ruhe mitten in einer bewegten und wechselnden Umgebung, — ist bei derartigen Erläuterungen auszugehn. Dem auf dem Flusse Fahrenden scheinen die Ufer vorüberzulaufen, auf der Chaussee laufen die Bäume in rascher Bewegung vor dem rollenden Wagen vorüber. Besonders kann der Eindruck einer raschen Eisenbahnfahrt verglichen werden.

Ganz so verhält es sich mit der bewegten Erde und dem unbewegten Firmament. Die Bewegung der Erde wird uns dabei um so weniger bemerkbar, als sich ihre ganze, sie bis zur Höhe von etwa 10 M. einhüllende Atmosphäre mit ihr bewegt, weil überhaupt alle uns umgebenden Gegenstände diese Bewegung theilen.

Nun erklärt es sich, wie alle so ungleich weit entfernten Himmelskörper ohne Ausnahme sich in 24 Stunden mit einer kaum denkbaren Geschwindigkeit (die Sonne 90,000 Meilen in einer Minute) um die Erde zu bewegen scheinen. Ebenso erklärt sich die Bewegung der Sonne. Was wir damals Sonnenbahn nannten, müssen wir jetzt Erdbahn nennen. Die zwölf Zeichen des Thierkreises sind nun die

Sternbilder,[1]) welche von der Ebene der Erdbahn, wenn man sich dieselbe bis zum scheinbaren Himmelsgewölbe erweitert denkt, durchschnitten werden. In jedem Monate steht die Erde, von der Sonne aus betrachtet, einem dieser Sternbilder gegenüber, und dieses Sternbild wird dann in der Nacht besonders sichtbar sein; aber in jedem Monate steht auch die Sonne zwischen der Erde und einem Zeichen des Thierkreises, das uns dann am nächtlichen Himmel unsichtbar ist. Die Sonne durchläuft das Zeichen des Widders heißt also nun: die Sonne durchläuft den Raum zwischen der Erde und dem Zeichen des Widders, oder eigentlich: die Erde durchläuft die Strecke ihrer Bahn, welche sich zwischen der Sonne und dem Zeichen, welches dem Widder gerade gegenübersteht (der Wage), befindet.

Da nun die Bahnen aller Planeten, mit alleiniger Ausnahme der so unregelmäßigen Asteroiden, der Erdbahn zwar nicht völlig parallel sind, aber wieder auch nicht zu sehr von ihr abweichen, so erklärt es sich, daß alle diese Planeten uns in der Nähe der Ekliptik, innerhalb des 24° breiten Gürtels, mit welchem der Thierkreis den Himmel umspannt, sichtbar werden.

§. 16. Die Bewegung der Erde um ihre Axe oder Rotation. Tag und Nacht.

Wir haben schon früher Einzelnes erwähnt, was auf eine Rotation der Erde schließen ließ. So setzt die Abplattung an den Polen (S. 38.) eine Rotation der Erde wenigstens zu der Zeit, wo sie ihre sphäroidische Gestalt annahm, voraus. Auch die Analogie der übrigen Planeten spricht für die Rotation der Erde; soweit genügende Beobachtungen möglich gewesen sind, ist bei allen Planeten eine Rotation wahrgenommen worden.

Einen in Ermangelung anderer Beweise allein schon hinreichenden Grund, die Rotation der Erde anzunehmen, würden wir nach den uns bereits gewordenen Aufschlüssen über die Entfernung und Größe der Fixsterne, so wie unserer Sonne und der übrigen sie umkreisenden Planeten, darin finden, daß die Erscheinung der täglichen Umdrehung des ganzen Himmelsgewölbes uns nöthigt, entweder anzunehmen, daß dieses selbst sich wirklich umdrehe, oder, daß diese Umdrehung nur scheinbar sei und durch eine Umdrehung der Erde um ihre Axe dieser Anschein hervorgebracht werde.

Es sind aber auch positive Beweise für die Rotation der Erde beigebracht worden.

1) Wenn die Erde sich um ihre Axe dreht, so hat jeder Punkt in ihr und auf ihr eine Umdrehungsgeschwindigkeit, deren Größe mit seiner senkrechten Entfernung von der Erdaxe in geradem Verhältnisse

---

1) Wir erinnern hierbei jedoch daran, daß, wie oben bereits bemerkt, Zeichen und Sternbilder des Thierkreises jetzt nicht mehr an dem nämlichen Orte des Himmels stehen.

steht. Jeder Punkt auf der Oberfläche der Erde hat demnach eine schnellere Bewegung von W. nach O., als ein unter ihm in der Erde befindlicher, und wiederum wird ein über die Oberfläche der Erde erhabener Punkt eine schnellere Bewegung haben als ein unter ihm am Boden befindlicher. So bewegt sich z. B. die Spitze eines Thurmes in einem größeren Kreise und darum mit größerer Schnelligkeit von W. nach O. als sein Fuß. Ein Stein z. B., der nun von der Höhe des Thurmes fällt, hat oben am Ausgangspunkte seines Falles eine schnellere Bewegung von W. nach O., als der senkrecht unter ihm befindliche Punkt am Boden, und er wird diese schnellere Bewegung von W. nach O. auch in seinem Falle beibehalten und deswegen nicht auf den senkrecht unter ihm befindlichen Punkt am Boden fallen, sondern diesem Punkte in seiner Bewegung von W. nach O. voraus eilen und östlich von diesem Punkte niederfallen.

So einfach und leicht begreiflich diese Theorie ist, so schwierig ist ihre Bestätigung durch den Versuch, hauptsächlich deswegen, weil eine sehr bedeutende Höhe des Falles erforderlich ist, um die Abweichung von der senkrechten Linie unzweifelhaft zu machen, und die Höhen unserer gewöhnlichen Bauwerke gegen die Entfernung ihres Fußes von der Erdaxe immer nur sehr unbedeutend sind und also im besten Falle nur eine sehr geringe Differenz geben können, welche überdies nur bei der größten Vorsicht zur Vermeidung nachtheiliger Störungen mit einiger Zuverlässigkeit gefunden werden kann. Die wichtigsten Versuche in dieser Hinsicht sind im Michaelisthurm in Hamburg und in einem Freiberger Schachte angestellt worden; sie bestätigten völlig die rotirende Bewegung der Erde von W. nach O.

2) Einen andern Beweis für die Rotation der Erde liefern die Passatwinde. Es sind dies Winde, welche zwischen den Wendekreisen das ganze Jahr hindurch von O. nach W. wehen, und zwar genauer nördlich vom Aequator mehr nordöstlich, südlich vom Aequator mehr südöstlich. Diese Erscheinung läßt sich nur dann genügend erklären, wenn man die Rotation der Erde voraussetzt, nämlich in folgender Art. Zwischen den Wendekreisen wird durch die Sonnenstrahlen fortwährend die über dem Boden befindliche Luft erheblich erwärmt, so daß sie verdünnt wird und ihrer Leichtigkeit halber in die Höhe steigt. Da dieser Vorgang fortdauert, so muß die aufsteigende Luft endlich oben seitlich, d. i. nach den Polen zu, abströmen, um das Gleichgewicht der Atmosphäre herzustellen. In Folge dieser oberen Luftströmungen gegen die Pole muß wieder von den Polargegenden her in den unteren Schichten Luft gegen den Aequator strömen, sowohl weil die vom Aequator her oben ankommende Luft sie drückt, als weil am Aequator wegen des Aufsteigens der durchwärmten Luft immer unten neue Luft zuströmen muß. Die Folge dieses Verhältnisses würde, wenn die Erde stillstände, die sein, daß unten fortwährende Luftströmungen direct von N. nach S. her gegen den Aequator stattfänden. Nun kommen aber die aus

den Polargegenden gegen den Aequator sich bewegenden Luftmassen fortwährend unter Parallelen, deren Rotationsgeschwindigkeit in der Richtung von W. nach O. größer ist, als diejenige, welche sie selbst besitzen (s. unten). Davon ist die nothwendige Folge, daß diese Luftmassen gegen die Bewegung der Erde westlich zurückbleiben, oder, wie die Erscheinung sich unserer Wahrnehmung darstellt, eine Bewegung in der Richtung von O. nach W. über die Erde hin annehmen. Diese westliche Bewegung der Luftmassen lenkt nun die ursprüngliche südliche, beziehungsweise nördliche Bewegung immer mehr und mehr seitwärts, da ihre eigene Ursache, das Zunehmen der Rotationsgeschwindigkeit, wenigstens bis in die Tropengegend immer noch wirksam genug ist. Die ursprünglich südliche Richtung des Windes auf der nördlichen Halbkugel, und eben so die nördliche Richtung des Windes auf der südlichen Halbkugel, drehen sich also beide immer weiter westlich, je näher die Luftströmungen dem Aequator kommen. So wird also die Erscheinung der Passatwinde durch die Annahme der Rotation der Erde begreiflich.

3) Von größter und entscheidender Wichtigkeit ist aber der in neuester Zeit von Foucault geführte Beweis vermittelst des Pendels.

Die Schwingungen des Pendels sind die Wirkung zweier Kräfte: der Schwere, welche z. B. die an einem Faden aufgehängte und seitwärts gehobene Bleikugel gegen den Mittelpunkt der Erde herabzieht; und des Beharrungsvermögens, welches die Kugel, nachdem sie den möglichen tiefsten Punkt erreicht hat, antreibt, in derselben Ebene, welche sie mit dem Faden durchlaufen hat, nun weiter vorzuschreiten und so wieder in die Höhe zu steigen. So giebt es nur zwei Elemente, welche die Richtung der reinen (physikalischen) Pendelschwingung im Weltraume bestimmen, einmal die Richtung des Erdmittelpunktes gegen den Aufhängungspunkt des Pendels, sodann die Richtung der Ebene, in welcher das Pendel die erste Schwingung begonnen hat, gegen die gerade Linie, welche jene beiden Punkte verbindet (die Senkrechte). So lange demnach die Richtung der Senkrechten im Weltraume unverändert bleibt, wird auch die Schwingungsebene des Pendels keine Aenderung erleiden; und steht die Erde fest, so wird die Ebene ihre anfängliche Richtung gegen ihre Umgebungen auf der Erdoberfläche beibehalten, oder das Pendel wird immer zwischen denselben Himmelsgegenden fort oscilliren, zwischen denen es die erste Schwingung gethan hat.

Nun hat aber Foucault und nach ihm viele Andere durch Versuche dargethan, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß die Schwingungsebene des Pendels (von kleinen mechanischen Störungen[1] abgesehen) in 24 St. einen Kreisbogen in der Richtung OSWN. beschreibt, der sich zum ganzen Kreise verhält wie der Sinus der geogr. Br. des Ortes, wo der Versuch stattfindet, zum Halbmesser. Dieser Bogen beträgt z. B. unter 30° Br. ½ des Kreises unter 45° Br. etwa 7/10 u. s. w.; am Aequator wird demnach gar keine Drehung der Schwingungsebene stattfinden, an einem Pole aber wird dieselbe in 24 St. einen vollen Kreis beschreiben.

Diese merkwürdige Thatsache weist unwidersprechlich darauf hin, daß die Erde sich in 24 St. von W. nach O. um ihre Axe dreht. Am leichtesten ist der Fall für ein an einem Pole gedachtes Pendel zu übersehen, welches eine ganze Umdrehung seiner Schwingungsebene binnen 24 St. vollenden würde. Dort bleibt die Richtung der Anziehung im Weltraume ungestört, wenn die Erde sich um ihre Axe dreht, und das Pendel fährt demnach auch

ungestört fort, in der ersten Richtung gegen den Weltraum (etwa gegen einen bestimmten Fixstern) zu oscilliren. Ist dies der Fall, so muß seine Schwingungsebene nothwendig über der sich von W. nach O. drehenden Erde eine ganze Drehung in entgegengesetzter Richtung machen, während die Erde selbst eine Rotation vollendet. Je entfernter von einem Pole aber das Pendel sich befindet, je mehr die Richtungen des Umdrehungsradius für den Ort und der Erdanziehung sich also nähern, desto stärker wird durch die Drehung der Erde die Richtung ihrer Anziehung gegen das Pendel alterirt, und desto mehr muß dieses die Richtung seiner Schwingungsebene der Drehung der Erde accommodiren, eine desto geringere Drehung der Schwingungsebene selbst im Verhältniß zum Erdraume wird also sichtbar. Ein Pendel am Aequator, das zwischen O. u. W. oscillirt, also in der Aequatorialebene selbst, bleibt bei der Umdrehung der Erde ungestört in dieser Ebene, verändert also auch seine Schwingungsebene in Bezug auf den Erdraum nicht und zeigt keine Drehung. Schwingt es in anderer Richtung, so verändert es zwar fortwährend seine Schwingungsebene aber es kann dieser Störung keinen Widerstand leisten, weil die Richtung der Erdanziehung und der Radius der Umdrehung zusammenfallen; es muß vielmehr der Umdrehung der Erde gänzlich folgen und zeigt also ebenfalls keine Veränderung seiner Richtung gegen den Erdraum.

Der Foucault'sche Pendelversuch ist vielleicht der augenscheinlichste und handgreiflichste Beweis für die Rotation der Erde, der überhaupt aufgefunden werden kann.[1])

Die Zeit, welche die Erde zu einer Rotation braucht, wird abgemessen nach dem Wiedereinrücken der Fixsterne in eine bestimmte beobachtete Stellung zur Erde. Zwischen den zwei Passagen eines Fixsternes durch den Meridian desselben Ortes auf der Erde hat die Erde eine Rotation vollendet. Diese Zeit ist nicht genau gleich 24 unserer gewöhnlichen Stunden, sondern ziemlich 4 Minuten kürzer, und heißt ein **Sterntag**. Für die Geschäfte des menschlichen Lebens ist aber dieses Maß des Tages nicht tauglich, weil Anfang und Ende desselben bald in die Zeit fällt, wo die Sonne am Himmel steht, bald in die, wo sie unter dem Horizonte ist. Die Zeitbestimmung für die Verrichtungen des menschlichen Lebens muß nach der Sonne geregelt werden, und wird nach **Sonnentagen** berechnet, welche fast 4 Minuten länger sind als die Sterntage. Ein Sonnentag ist die Zeit zwischen zwei Durchgängen der Sonne durch denselben Meridian. Daß dieser Tag länger ist als der Sterntag, ist eine Folge des Fortrückens der Erde in ihrer Bahn um die Sonne. Indem nämlich die Erde täglich ein Stück in ihrer elliptischen Bahn um die Sonne fortrückt, verändert die Sonne ihren Stand im Weltraume (d. i. im Verhältniß zu den Fixsternen) gegen sie in der Art, daß sie unter den Fixsternen weiter nach Osten gerückt erscheint. Die Sonne passirt also heute nicht mit denselben Fixsternen wie gestern gleichzeitig den Meridian irgend eines Ortes, sondern die Erde muß sich noch einen kleinen Bogen nach Osten drehn,

---

1) Man hat mit Recht bemerkt, daß dieser Beweis nur ein indirecter sei, indem man die Bewegung der Erde aus ihrem scheinbaren Stillstehen im Verhältniß zu der scheinbaren Drehung des wirklich sich nicht drehenden Pendels erschließe, aber nicht diese Bewegung selbst wahrnehme. Wer aber überhaupt hofft, es könne uns auf der Erde Wohnenden gelingen, je die Bewegung der Erde selbst direct wahrzunehmen, der kann auch hoffen, wie Münchhausen sich selbst an seinem Zopfe aus dem Sumpfe zu ziehen.

damit die Sonne in denselben Meridian wie gestern trete, und dazu braucht sie jene beiläufig 4 Minuten. Rotirte die Erde in umgekehrter Richtung, oder bewegte sie sich in umgekehrter Richtung um die Sonne, so würde der Sonnentag in dem Verhältnisse kürzer sein als der Sterntag, wie er jetzt länger ist.

Die Geschwindigkeit, mit welcher jeder Punkt der Erdoberfläche durch die Rotation bewegt wird, ist natürlich verschieden wie bei jeder Kugel, am größten unter dem Aequator, gleich Null an den Polen selbst. Für den Aequator beträgt die ganze Rotationsbewegung 5400 Meilen, welche während eines Sterntages jeder Punkt desselben zurücklegt, also in jeder Minute über $3^1/_2$ Meilen. Unter 60° Breite beträgt der Umfang der Erde und somit auch die Rotationsgeschwindigkeit nur die Hälfte, und nimmt weiter nach den Polen immer schneller ab.

Der wichtigste Umstand, welcher durch die Rotation der Erde herbeigeführt wird, ist der Wechsel von Tag und Nacht, indem dadurch eine Seite der Erde nach der andern der Sonne zu- und wieder von derselben abgekehrt wird. Da die Erde ein Sphäroid, fast eine Kugel ist, so wird immer die Hälfte ihrer Oberfläche von der Sonne beleuchtet.[1]) Die Grenze zwischen dem beleuchteten und unbeleuchteten Theile, die Beleuchtungsgrenze (welche also alle die Punkte durchschneidet, wo man die Sonne aufgehend oder untergehend zu einer und derselben Zeit im Horizonte hat) ist allezeit ein größter Kreis auf der Erdoberfläche. Wenn die Erdaxe rechtwinklig auf ihrer Bahn, und also die Sonne immer senkrecht über dem Aequator stände, so wären Tag und Nacht überall auf der Erde immer gleich lang, da dann offenbar der durch jeden beliebigen Ort gelegte Parallelkreis immer halb beleuchtet, halb unbeleuchtet wäre. Da jenes aber nicht der Fall ist, so ist auch die Dauer der Tage und Nächte nicht überall und immer gleich. Dieses Verhältniß ist in Verbindung mit dem Umlauf der Erde um die Sonne und dem Entstehen der Jahreszeiten im folgenden Paragraph zu betrachten.

Aber lediglich von der Rotation der Erde abhängig ist die Verschiedenheit der Tageszeiten für Orte unter verschiedener geographischer Länge, so daß westlicher belegene Orte gegen die östlicheren in der Tageszeit zurück, und natürlich östlicher belegene gegen westlichere voraus sind, während alle Orte unter einerlei Länge einerlei Tageszeit haben. Mittag tritt für jeden Ort ein, wenn die Sonne seinen Meridian passirt; daraus folgt, daß alle Orte unter demselben Meridian (Orte ohne Längenunterschied) zugleich Mittag haben und also auch

---

1) Genauer beleuchtet die Sonne wegen ihrer außerordentlichen Größe mehr als die Hälfte jedes von ihr beschienenen Himmelskörpers. Bei der Erde beträgt dieses Mehr nahe an 18 Meilen.

alle Tagesstunden zugleich zählen müssen. Da die Sonne in 24 Stunden 360 Grad durchläuft, so legt sie in einer Stunde 15°, in einer Minute 15', in einer Secunde 15" von Osten nach Westen zurück. Ein 15° westlich von einem Orte A belegener Ort B hat also Vormittags 11 Uhr, wenn A Mittag 12 Uhr hat, ein 15° östlich von A gelegener Ort C hat dagegen gleichzeitig Nachmittags 1 Uhr. So erklärt sich, daß eine um 11 Uhr abgesandte telegraphische Depesche an einem westlicher gelegenen Orte um 10 Uhr anlangen kann. Orte, deren Längenunterschied 180° beträgt, haben nach der gewöhnlichen Art die Stunden nur bis 12 zu zählen, gleichnamige Stunden; aber der eine hat 12 Uhr Mitternacht, wenn der andere 12 Uhr Mittag hat u. s. w. Die Uhr, welche unter irgend einem Meridian die richtige Zeit anzeigt, geht zu früh, wenn sie an einen westlicheren Ort gebracht wird, und zu spät, wenn nach einem östlicheren, worauf, wie wir oben bereits gesehen haben, die Berechnung der Längenunterschiede vermittelst des Chronometers beruht.

Wenn man immerfort in westlicher Richtung, oder wenigstens mit westlicher Abweichung weiter reist, so hat man jedesmal zwischen zwei Mittagen längere Zeit als 24 Stunden. Diese Verlängerung des Tages beträgt nach dem Obigen für jeden Grad westlicher Abweichung 4 Minuten und für 360 Grad einen Tag. Wenn also jemand in westlicher Richtung um die ganze Erde reist, so passirt auf dieser Reise die Sonne seinen Meridian einmal weniger als sie dies am Orte seiner Abreise thut, und bei seiner Rückkehr dahin von Osten her zählt er einen Tag weniger als am Lande gezählt wird. Dieser Umstand setzte Magelhaens Reisegefährten in großes Erstaunen, als sie nach Spanien zurückkamen, und da sie die Sache nicht in ihrem natürlichen Zusammenhange begriffen, so glaubten sie (so schwer ein solcher Fall auch anzunehmen sein mußte), sie hätten unterwegs vergessen, einen Tag zu notiren. Wird in gleicher Weise östlich gereist, so vergehen dem Reisenden zwischen je zwei Mittagen weniger als 24 Stunden, seine Tage sind kürzer als die wirklichen Sonnentage, und er zählt auf der Reise um die Erde einen Tag zu viel.

§. 17. Die Bewegung der Erde um die Sonne (Revolution). Die Jahreszeiten. Verschiedene Längen der Tageszeiten.

In 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden vollendet die Erde ihren Umlauf um die Sonne. Diese Zeit ist nach Sonnentagen berechnet. Von Sterntagen geht einer mehr auf das Jahr, und die Vertheilung dieses jährlichen Unterschiedes von einem Tage auf die einzelnen Tage giebt eben den oben erwähnten Unterschied von beiläufig 4 Minuten. Die Erde vollendet also während eines Umlaufs

um die Sonne 366 Rotationen und fängt die 367. an. Nach Julius Cäsars Kalender wurde die Dauer des Jahres zu 365$^{1}/_{4}$ Tagen angenommen und alle vier Jahre ein 366ster Tag oder Schalttag eingeschoben. Aber jene Annahme ist um 12 Minuten zu hoch gegriffen. Zur Zeit Papst Gregor's XIII. war man schon 10 Tage hinter der wahren Zeit zurückgeblieben. Der neue Gregorianische Kalender, von dem die Protestanten zuerst nichts wissen wollten, zählte 1582 statt des 5. Octobers sogleich den 15. Alle Secularjahre, die sich durch 400 nicht ohne Rest theilen lassen, sind nun gemeine Jahre, wie es 1700 und 1800 waren; dagegen wird 2000 ein Schaltjahr sein. Russen und Griechen rechnen noch nach dem Julianischen Kalender oder nach altem Stil, und sind deshalb jetzt um 12 Tage zurück.

Die Länge der Bahn der Erde um die Sonne beträgt 130 Mill. Meilen, und sie legt in einer Stunde über 4 Meilen in derselben zurück. Diese Bewegung erfolgt aber nicht mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, weil die Bahn eine Ellipse und die Entfernung der Erde von der Sonne demnach zu verschiedenen Zeiten verschieden ist. In der Sonnennähe ist die Bewegung am schnellsten, in der Sonnenferne am langsamsten, wie das aus dem zweiten Kepplerschen Gesetze folgt. Denn da die in gleichen Zeiten von einer von der Sonne und Erde gedachten Linie beschriebenen Sectoren gleich sind, diese Linie aber in der Sonnennähe kürzer ist, so muß der Raum, den ihr Endpunkt (die Erde) in derselben Zeit durchläuft, größer sein.

Die Axe der Erde steht nicht senkrecht auf ihrer Bahn, sondern ist unter einem Winkel von 66$^{1}/_{2}$° gegen dieselbe geneigt; und da sie zugleich ihre Richtung im Weltraume auf ihrem Umlauf um die Sonne unverrückt beibehält, so folgt daraus die abwechselnd verschiedene Länge der Tage und Nächte für einen und denselben Ort zu verschiedenen Zeiten des Jahres und die Verschiedenheit der Längen der Tage und Nächte unter verschiedenen geographischen Breiten. Um sich diesen Gegenstand zu verdeutlichen, denke man sich auf einem Platte Papier in der Mitte die Sonne, und um diese die Erdbahn. Die Fläche des Papiers stellt also die Ebene der Erdbahn oder der Ekliptik vor. Wir nehmen jetzt an, daß wir auf die Erdbahn aus weiter Entfernung vom nördlichen Himmel senkrecht herabblicken. Da sehen wir von der Erde die eine Hälfte, begrenzt von der Ebene der Ekliptik als einem größten Kreise. Auf dieser Erdhälfte sehen wir den Nordpol seitwärts in einem Winkel von 66$^{1}/_{2}$° gegen die Ebene der Ekliptik geneigt, so daß also die Erdaxe unter diesem Winkel aus der Ebene der Ekliptik emporsteigt. Um den Pol sehen wir den nördlichen Polarkreis vollständig; er geht durch den Mittelpunkt der uns sichtbaren Halbkugelfläche (Pol der Ekliptik); vollständig sehen wir auch den Wendekreis des Krebses, der auf der Seite, nach welcher hin der Pol sichtbar ist, am äußersten Rande in die Grenze der sichtbaren Halbkugel fällt. Den Aequator, als größten Kreis, sehen wir nothwendig halb. Er tritt oben und

unten in der Mitte des Randes der Halbkugel, die Ekliptik unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}^{0}$ schneidend, hervor und krümmt sich gegen den vom Pole abgewandt liegenden Rand der Halbkugel, und erscheint der Projection gemäß als halbe Ellipse. Mit dem äußersten Punkte auf dieser Seite berührt der Umfang der sichtbaren Halbkugel den jenseits befindlichen Wendekreis des Steinbocks, wie sie auf der entgegengesetzten den diesseits befindlichen Wendekreis des Krebses berührt. Wir können uns leicht vorstellen, daß auf der entgegengesetzten uns unsichtbaren Seite der Erdkugel alle den angeführten entsprechende Linien in umgekehrter Ordnung belegen sind. Wäre die Erdkugel durchsichtig, so sähen wir den südlichen Polarkreis in der Mitte der Kugel sich scheinbar mit dem nördlichen berühren, und innerhalb desselben den Südpol; wir sähen den Wendekreis des Steinbocks vom Rande der Kugel aus sich mit dem Wendekreise des Krebses scheinbar in der Mittellinie der Kugel schneiden, und endlich die andere Hälfte des Aequators die vorn belegene zur scheinbaren Ellipse ergänzen. [1]

Nehmen wir jetzt an, diese Erdkugel stehe in ihrer Bahn an der Stelle, wo ihre über den Nordpol hinaus verlängerte Axe zwischen unserm Auge und der Sonne vorübergehen würde, oder setzen wir auf dem Papiere die Sonne auf die Seite des Nordpols in einiger Entfernung hin, ohne daß wir nöthig haben, das wirkliche Verhältniß dieser Entfernung festzuhalten. Wir sehen sofort, daß die Kugel auf beiden Seiten bis zu einer Linie durch die Durchschnittspunkte des Aequators mit der Ekliptik beleuchtet sein wird, und denken wir uns die Kugel um ihre schräg vom Nordpol zum Südpol gehende Axe rotirend, so bemerken wir, daß die nördliche Polarzone bis zum Polarkreise gänzlich innerhalb der Lichtgrenze bleibt. Je weiter ein Punkt südlich vom Polarkreise liegt, desto tiefer taucht er in das Dunkel ein, aber selbst der Wendekreis des Krebses beschreibt noch einen merklich größern Theil seines Umlaufs in der Lichtzone. Von da nach dem Aequator wird das Ueberwiegen des Lichtes immer geringer, und vom Aequator selbst sehen wir genau die vordere Hälfte der Nachtseite, die hintere der Tagseite angehören. Alles verhält sich umgekehrt auf der von der Sonne abgewandten Seite: der Südpol und die ganze Zone bis zum Polarkreise bleiben ganz im Dunkel, der Wendekreis des Steinbocks bewegt sich nur mit dem kleinen Theile in der Lichtzone u. s. w.

Versetzen wir die Erde aus andere Ende ihrer Bahn, so daß die über den Südpol hinaus verlängerte Axe unserm Auge hinter der Sonne vorüber geht, so sehen wir den Südpol und die südliche Halb=

1) Durch diese Ausführlichkeit sollen die Leser in den Stand gesetzt werden, sich die Erdkugel in solcher Art aufs Papier zu werfen, wobei es gut sein wird, die Projection der abgewandten Seite zur leichtern Unterscheidung etwa durch blos punktirte Linien zu bezeichnen. Der Anblick dieser Figur bei den folgenden Betrachtungen wird um so nützlicher sein, als man in vielen Büchern diesen Gegenstand durch eine Figur dunkel gemacht findet, in welcher die Erdaxe in der Ebene der Ekliptik liegt, die Sonne der Hälfte der ihr zugewandten und die Hälfte der von ihr abgekehrten Seite der Erde erleuchtet u. s. w.

kugel ganz in denselben Vortheil hinsichtlich der Beleuchtung gesetzt, wie zuvor die nördliche Halbkugel, und diese so im Dunkel wie zuvor jene.

Zwischen diesen beiden Stellungen der Erde findet sich zu beiden Seiten der Sonne ein Punkt, wo eine gerade Linie durch die Durchschnittspunkte des Aequators durch die Ekliptik gelegt die Sonne durchschneidet. Setzen wir die Erde an diese beiden Punkte, so sehen wir jedesmal, daß die Lichtgrenze durch beide Pole geht, und sämmtliche Parallelkreise ebensowohl wie den Aequator halbirt.

Es hat also, wenn die Erde in der zuerst betrachteten Stellung steht, die ganze nördliche Polarzone ununterbrochen Tag, unter dem Aequator ist Tag und Nacht gleich, und von da ab bis zum nördlichen Polarkreise wird der Tag für jeden Ort um so länger, je nördlicher er liegt. Die Sonne steht senkrecht über dem Punkte, wo Wendekreis des Krebses und Ekliptik sich berühren. Es ist die Zeit unseres Sommersolstitiums. Ganz so wie auf der nördlichen Halbkugel der Tag, ist dann auf der südlichen die Nacht vorherrschend; vom südlichen Polarkreise an herrscht ununterbrochen Nacht.

Bei der entgegengesetzten Stellung, wo die Sonne senkrecht über dem Berührungspunkte der Ekliptik mit dem Wendekreise des Steinbocks steht, ist das Verhältniß der Beleuchtung für die nördliche und südliche Halbkugel gerade umgekehrt. Das ist die Zeit unseres Wintersolstitiums.

In den beiden mitten dazwischen liegenden Stellungen steht die Sonne über einem der Durchschnittspunkte der Ekliptik mit dem Aequator. Da sämmtliche Parallelkreise von der Lichtgrenze halbirt sind, so hat jeder Ort in seiner dem Aequator parallelen Rotationsbewegung Tag und Nacht gleich lang. Dies ist der Fall zur Zeit der Frühlings- und Herbst-Nachtgleiche.

Zu der Zeit, wo die Sonne den Wendekreis des Krebses berührt, sind auf der nördlichen Halbkugel nicht allein die Tage am längsten, sondern die Sonne erreicht auch für den nördlich vom Wendekreise belegenen Theil den höchsten Stand, $23^1/_2{}^0$ höher als zur Zeit der Nachtgleichen, und 47^0 höher als zur Zeit des Wintersolstitiums. Die Erwärmung der Erdoberfläche und ihrer Atmosphäre ist aber hauptsächlich abhängig von der Sonne, weil die Sonnenstrahlen dann am senkrechtesten auf die Erde fallen, und ihre Wirkung desto kräftiger ist, je mehr der Winkel, unter dem sie eine Fläche trifft, sich einem rechten nähert, indem dieselbe Fläche die meisten Strahlen empfängt, wenn diese unter einem rechten Winkel einfallen. Demnächst ist auch die längere Dauer des Tages offenbar von großer Wirksamkeit zur Erwärmung, und muß namentlich in den weiter vom Wendekreise entfernten Breiten der geringeren Sonnenhöhe zu Hülfe kommen. Von dieser Zeit tritt für die nördlich vom Wendekreis liegenden Breiten die größte Wärme ein. Diese fällt nicht mit dem Eintritte der Sonne in den Wendekreis zusammen; die fortdauernde Einwirkung der zunächst nach der Sonnenwende nur langsam abnehmenden Sonnenhöhe und Tageslänge erhöht vielmehr dann noch die Wärme. Man bezeichnet deshalb diesen Zeit-

punkt der Sonnenwende als Anfang des Sommers. Wenn die Sonne von da wieder bis zum Durchschnittspunkte der Ekliptik mit dem Aequator im Zeichen der Wage (Herbstpunkt) gelangt ist, so hat sich die Dauer des Tages so weit verkürzt, daß die Nacht ihm gleich ist, zugleich hat sich die Sonnenhöhe am Mittag um $23^1/_2{}^0$ gemindert, die Erwärmung der Erde ist also erheblich geringer, und dies würde schon noch fühlbarer sein, wenn nicht die Erde vom Sommer her gewissermaßen noch einen Vorrath von Wärme besäße, den sie noch abgeben kann. Zu dieser Zeit beginnt der Herbst mit rascher Abnahme der Tage und häufig auch der Wärme. Wenn die Sonne in der Ekliptik bis zum Wendekreise des Steinbocks gekommen ist, dann sind die Tage auf der nördlichen Halbkugel am kürzesten und die Sonnenhöhe hat sich abermals um $23^1/_2{}^0$ verringert. Der ganze Erdgürtel jenseits des nördlichen Polarkreises sieht die Sonne gar nicht. Es ist einleuchtend, daß die Wärme bedeutend gesunken sein muß; aber dieses Sinken dauert auch noch eine Zeit lang fort, nachdem die Sonne schon den Wendekreis verlassen hat und sich wieder dem Aequator nähert, weil auch jetzt die Zunahme der Sonnenhöhe und der Tageslänge nur langsam vor sich geht und der Verlust an Wärme durch Ausstrahlung für die größeren Breiten der nördlichen Erdhälfte noch nicht wieder durch die Sonne ersetzt werden kann. Deshalb bezeichnet man dieses Solstitium als Winters Anfang. Wenn nun die Sonne wieder den Aequator im Frühlingspunkte erreicht und Tag und Nacht gleich macht, dann ist die Wärme zwar noch nicht so hoch gestiegen, wie sie zur Zeit der Herbstnachtgleiche nach vorausgegangenem Sommer war, aber bei rascher Zunahme der Sonnenhöhe und der Tageslänge steigt die Erwärmung allmählig wieder höher. Dieser Eintritt der Sonne in den Aequator (im Zeichen des Widders) wird als Frühlings Anfang bezeichnet.

Man sieht leicht, daß dieser Wechsel für die südliche Halbkugel der Erde ebenso erfolgen müsse, nur zu entgegengesetzten Zeiten, so daß Winters Anfang für die südliche Halbkugel mit unserm Sommers Anfang zusammentrifft u. s. w.

Aber diese Jahreszeiten haben nicht für beide Halbkugeln gleiche Dauer. Frühling und Sommer zusammen sind auf der nördlichen Halbkugel um ungefähr 8 Tage länger als dieselben Jahreszeiten auf der südlichen Halbkugel, und umgekehrt natürlich Herbst und Winter bei uns um eben so viel kürzer als dort. Das heißt mit andern Worten: die Erde braucht so viel mehr Zeit zum Durchlaufen des Theiles ihrer Bahn, auf welchem sie ihre nördliche Halbkugel zur Sonne kehrt, als des andern, auf welchem die südliche Halbkugel gegen die Sonne gerichtet ist; wofür man auch sagt, nach gewöhnlicher Redeweise der Sonne die Bewegung zuschreibend: die Sonne läuft langsamer und darum länger in der nördlichen Hälfte der Ekliptik als in der südlichen.

Der Grund hiervon liegt in der elliptischen Form der Erdbahn. In der Zeit vom Herbst-Aequinoctium bis zum Frühlings-Aequinoctium durchläuft die Erde den Theil ihrer Bahn, in welchem sie in die Sonnennähe gelangt. Dieser ist sowohl kürzer als der andere, in welchem die Sonnenferne belegen ist, als auch die Bewegung der Erde in ihm eben wegen der größern Nähe der Sonne schneller. So muß derselbe natürlich in kürzerer Zeit durchlaufen werden. Die längere Dauer des Sommerhalbjahres für die nördliche Halbkugel gewährt dieser den Vortheil, daß sie sich einer größern Wärme erfreut als die südliche. Man könnte glauben, daß die südliche Halbkugel wieder darin einen Vortheil genösse, daß sie in ihrem Sommer sich in der Sonnennähe befindet. Aber der Unterschied unserer Sonnennähe und Sonnenferne ist nicht so bedeutend, um erhebliche Wirkung in Bezug auf die unmittelbare Erwärmung hervorzubringen. Uebrigens würde ein solcher Unterschied sich dann für die südliche Halbkugel desto nachtheiliger in den längeren und dazu in die Sonnenferne fallenden Wintern geltend machen, und der Erfolg würde zuletzt sein, daß die südliche Halbkugel kürzere und heißere Sommer, längere und kältere Winter hätte, was eben nicht als Vortheil gelten könnte.

Hier schließt sich passend die Erwähnung des Umstandes an, daß, wie die jährliche Bewegung der Erde nicht gleichmäßig erfolgt, so auch die Dauer der Sonnentage, die Zeit von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian bis zum andern, nicht gleichmäßig ist, was ebenfalls von dem Umlaufe der Erde um die Sonne, nicht etwa von einer Ungleichmäßigkeit ihrer Axendrehung herrührt. Zum Theil ist die Ursache davon ebenfalls in der elliptischen Gestalt der Erdbahn enthalten; in einem Kreise bei gleichmäßiger Revolution würde ein Punkt auf der Erde nächst der Vollendung seiner genauen Rotation (Sterntag) immer gleichviel Zeit brauchen, um der Sonne, welche dann gleichmäßig in ihrer Bahn vorgeschritten erschiene, wieder gegenüber zu kommen; in einer Ellipse bei ungleicher Schnelligkeit der Bewegung und ungleichen Krümmungen der Bahn kann dies nicht genau der Fall sein. Dazu würde dann aber auch, was noch wichtiger ist, erforderlich sein, daß die Erdbahn in der Ebene des Aequators läge. Denn indem dies nicht der Fall ist, und die Sonne für uns in der Ekliptik fortzuschreiten scheint, so ergeben sich daraus noch bedeutende Differenzen in der Länge der Sonnentage. Denn da nicht gleiche Bogen der Ekliptik und des Aequators zwischen je zwei Meridianen liegen, die Rotation der Erde aber nach den Längengraden des Aequators beobachtet werden muß, so würde selbst bei gleichmäßigem Fortschreiten der Sonne in der Ekliptik die Zeit für das Wiedereintreffen eines im Aequator oder in irgend einem Parallelkreise belegenen Punktes der Sonne gegenüber nicht gleichmäßig sein können. Da diese ungleichmäßigen „wahren“ Sonnentage für das bürgerliche Leben unbequem sind, so rechnet man überall nach sogenannten „mittleren“ Sonnentagen von gleichmäßiger

Länge. Die Angabe des Unterschiedes zwischen wahrer und mittlerer Zeit heißt die Zeitgleichung. Ihr ganzer Umfang beläuft sich auf eine halbe Stunde, und man findet sie in allen Kalendern. Von der Zeitgleichung rührt es her, daß die Vormittage und Nachmittage oft von merklich verschiedener Dauer sind, was namentlich in den kurzen Tagen des Winters auffällt. Der Mittag des mitleren Sonnentages (den die Uhren anzeigen) fällt dann zuweilen bis 16 Minuten früher oder später, als der Mittag des wahren Sonnentages (der Durchgang der Sonne durch den Meridian).

Es wurde oben der Umstand erwähnt, daß die Tage um die Aequinoctien rasch, um die Solstitien langsam ab- und zunehmen. Auch dies ist eine Folge der Bewegung der Erde in der Ekliptik. Indem nämlich die Sonne bei ihrem scheinbaren Laufe durch die Ekliptik z. B. vom Frühlingspunkte aus nahezu gleichmäßig vorrückt, entfernt sie sich dabei sehr ungleichmäßig in senkrechter Richtung vom Aequator, oder was dasselbe ist, schreitet sehr ungleichmäßig weiter nördlich. Dies geschieht am schnellsten beim Durchgange durch den Aequator, dann vermindert sich diese Schnelligkeit in immer größerm Verhältnisse, bis sie in der Nähe des Solstitialpunktes ganz unbedeutend ist, von wo an die Schnelligkeit der rückschreitenden Bewegung erst ganz langsam, dann immer schneller bis zum Herbstpunkte wächst, worauf ganz das nämliche Verhalten mit der südlichen Declination der Sonne eintritt, wie es mit der nördlichen der Fall war. Je rascher nun die Sonne in ihrer Bewegung gegen Norden oder Süden hin vorrückt, desto rascher ist die Zunahme oder Abnahme der Tage.

§. 18. Tages- und Jahreszeiten in den verschiedenen Zonen der Erde.

Eine belehrende und praktische Wiederholung des in den beiden letzten Paragraphen Gesagten bietet ein Gang durch die Zonen der Erde, der auf die Tages- und Jahreszeiten einer jeden besonders Acht hat. Das Stück der Erdoberfläche nämlich, welches zwischen den beiden Wendekreisen eingeschlossen ist, heißt die heiße oder tropische Zone. Zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem nördlichen Polarkreise dehnt sich die nördliche gemäßigte Zone; zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem südlichen Polarkreise die südliche gemäßigte Zone. Um die Pole bis zu den Polarkreisen liegen die nördliche kalte und die südliche kalte Zone. Die beiden gemäßigten Zonen zusammen sind größer als die übrigen drei zusammengenommen und begreifen mehr als die Hälfte der Erdoberfläche. Jede von ihnen erstreckt sich durch 43 Breitengrade. In Bezug auf sie zeigt sich auch am meisten, daß die angegebene rein astronomische Zoneneintheilung in klimatischer Hinsicht ungenügend ist; denn in dieser Beziehung kann es wenig frommen, zu sagen, daß z. B.

Aegypten und Finnland beide in der nördlichen gemäßigten Zone liegen.[1] Die heiße Zone umfaßt 47 Grade der Breite, und jede kalte $23\frac{1}{2}$ Grad. Da die kalten Zonen aber nur die beiden Kugelkappen begreifen, in denen die Längengrade alle zusammentreten, so betragen sie zusammen nur ein Zehntel der Erdoberfläche.[2]

In der heißen Zone steht die Sonne für jeden Ort zweimal des Jahres senkrecht und geht das eine Mal nordwärts, das andere Mal südwärts weiter; doch diejenigen Orte, welche unter den Wendekreisen selbst liegen, haben die Sonne nur einmal im Jahre senkrecht und die übrige Zeit des Jahres am Mittage immer nur auf einer Seite, entweder nord- oder südwärts. Die Tage und Nächte unter dem Aequator sind immer gleich lang; denn da der Aequator sowohl als die Lichtgrenze größte Kreise sind, so halbiren beide einander, und es befindet sich immer eine Hälfte des Aequators auf der Tagseite, die andere auf der Nachtseite der Erde. Dasselbe würde stattfinden, wenn die Sonne noch so weit nördlich und südlich vom Aequator abwiche. Nur wenn sie über einem Pole stände, würde dieses Verhältniß aufhören und der Aequator mit der Lichtgrenze zusammenfallen. In der ganzen heißen Zone ist der Unterschied zwischen Tag- und Nachtlänge nur gering; unter den Wendekreisen beträgt der längste Tag 13 Stunden 28 Minuten. Die Dämmerung zwischen Tag und Nacht ist in der ganzen heißen Zone sehr kurz. Ein eigentlicher Winter ist dort nicht vorhanden, auch kein Frühling und Herbst; sondern das Jahr unterscheidet sich in zwei trockne und zwei nasse Jahreszeiten. In den ersteren ist die Luft größtentheils heiter und trocken und der vor Dürre schmachtende Erdboden wird nur zuweilen durch Gewitterregen erquickt. In den nassen Jahreszeiten oder Regenzeiten wird durch heftige Regengüsse die erstorbene Pflanzenwelt wieder belebt. Man pflegt hier gewöhnlich die trockene Jahreszeit den Sommer und die nasse den Winter zu nennen. Eigentlich aber ist die nasse Jahreszeit der Sommer, da in derselben die Sonne den höchsten Stand hat. So unterscheiden die Indianer Südamerika's passend ein Jahr der Sonne und ein Jahr der Wolken.

Die gemäßigten Zonen sehen die Sonne niemals senkrecht, sondern nach dem größern oder geringern Abstande von den Wendekreisen auch zur Zeit ihres höchsten Standes unter einem mehr oder

1) Weshalb man auch wohl jede gemäßigte Zone wieder in 3 Unterzonen zerlegt: 1) Die subtropische bis 32 oder 34°. 2) Die Mittelzone, welche wieder in eine wärmere und kühlere zerfällt, bis 55—60°. 3) Die subarktische bis zu den Polarkreisen.

2) Seb. Frank: „Nun der gantz umkreiß der Erden wird in fünf gleiche teil geteilt, welche sie Zonas heissen, die mittel ist hitz halb unbewont. Die eussersten zwei teil seind grimmiger kelt halb leutloß. So seind nun zwei teil mit leuten bewont und besetzt, nemlich die zwischen den brennenden von kelte und hitz ligend. Nun kann kein erdtrich dieser zweyen von leutten bewont, wissen und erkennen, was fur leutt auf dem andern teil seyen — ursach das mittlere brennend teil scheidet diese völcker und ist gleich einer mauer, das sy zusammen hitz halber nit mögen reysen, noch einander erkennen, darumb ist allein unser teil der erden (die wir auf wasser und land zusammen mögen kommen) bewonen in drei teil abteilt, nemlich in Aphricam, Europam und Asiam, davon wöllen wir etwas schreiben, die in dem andern teil der welt laß ich yr welt beschreiben."

weniger schiefen Winkel. Mit dem Abstande von der Linie wächst auch, und zwar in immer zunehmendem Verhältniß, der Unterschied der Tag- und Nachtlängen. In Cairo beträgt der längste Tag 14 Stunden, in Barcelona 15 Stunden, in Carlsruhe 16 Stunden, in Petersburg 18½ Stunden, in Archangel 21 Stunden u. s. w. Eben so nimmt die Dauer der Dämmerung mit der Annäherung an die Polarkreise zu. Jahreszeiten sind vier: je mehr nach Wendekreis und Polarkreis zu, desto mehr verkürzen sich Frühling und Herbst. Die Jahreszeiten und die Tag- und Nachtlängen sind in den beiden gemäßigten Zonen immer gerade entgegengesetzt.

In den kalten Zonen der nördlichen und der südlichen Halbkugel der Erde finden ebenfalls entgegengesetzte Tages- und Jahreszeiten statt. Frühling und Herbst haben eine solche Kürze, daß sie vom Sommer und Winter kaum unterschieden sind; der Sommer ist heiß aber kurz, beginnt oft erst mit dem Julius und endigt schon in der letzten Hälfte des Augusts, der Winter ist desto länger und von großer Kälte begleitet. Unter den Polarkreisen währt der längste Tag 21 Stunden, und nimmt polwärts zu, bis er unter den Polen selbst die Dauer von 6 Monaten erreicht, worauf dann eine eben so lange Nacht folgt. Die langen Polarnächte werden aber durch die Dämmerung abgekürzt, welche anhebt, wenn die Sonne noch 18° unter dem Horizont ist, und währt, bis sie wieder 18° unter den Horizont gesunken. Deshalb findet für alle Orte während der Polarnächte eine immerwährende Dämmerung statt, so lange die Sonne um Mitternacht nicht tiefer als 18° unter ihren Horizont sinkt. Dies ist für die unter 70° N. B. gelegenen der Fall vom 25. März bis zum 18. September, für 80° vom 28. Februar bis 14. October, und für 90° vom 29. Januar bis 13. November. Folglich findet auf dem Pole der Erde völlige Dunkelheit nur vom 13. November bis 29. Januar, also nur 11 Wochen hindurch statt.

Es war jetzt wiederholt von der verschiedenen Dauer der Dämmerung die Rede, zu deren Erklärung das Folgende dienen möge. Die Dämmerung, diese wohlthätige Vermittlerin zwischen Tag und Nacht, verdanken wir der lichtbrechenden Kraft unserer Atmosphäre, welche nicht allein Lichtstrahlen der wirklich schon untergegangenen oder noch nicht aufgegangenen Sonne direct in unser Auge bringt, so daß wir die Sonne um ein Geringes länger am Himmel sehen als sie wirklich dasteht, sondern auch eine große Menge zerstreuter Sonnenstrahlen auf die Erde zurückwirft, welche die eigentliche Dämmerung verursachen. Die Dauer der Dämmerung ist eben in Beziehung auf den Umfang der lichtbrechenden Kraft der Atmosphäre abhängig von der Zeit, welche die Sonne gebraucht, um bis zu einer gewissen senkrechten Tiefe unter den Horizont zu sinken oder sich aus derselben Tiefe bis zum Horizonte zu erheben. Diese Tiefe ist wie oben angegeben auf 18° bestimmt. Die von der Sonne zur Zurücklegung dieser 18° senkrechten Tiefe gebrauchte Zeit nennt man die astronomische Dämmerung, weil sie die kleineren Fixsterne noch verdunkelt. Davon verschieden und weit kürzer ist die sogenannte bürgerliche Dämmerung, welche noch die Verrichtung gewöhnlicher Geschäfte, zu denen kein besonders helles Licht erforderlich ist, gestattet. Diese wird auf 6½° Sonnentiefe beschränkt.

Um die verschiedene Dauer der Dämmerung unter verschiedenen Breiten sich klar zu machen, denke man sich einen mit dem Horizont parallelen Kreis 18° unter dem Horizonte (es soll die Rede von der astronomischen Dämmerung sein, während alles auch von der bürgerlichen gilt, wenn man den parallelen Kreis nur $6^1/_2{}^0$ unter den Horizont legt). Diesen Kreis nennt man Dämmerungskreis. Je tiefer nun an einem Orte der Aequator gegen den Horizont geneigt ist, und also auch die täglichen Bahnen der Sonne, welche man ohne hier in Betracht zu nehmenden Fehler dem Aequator parallel setzen kann, je weiter also der Ort vom Aequator entfernt ist, in einer desto schrägeren Richtung hat die Sonne die 18° senkrechte Entfernung zwischen Horizont und Dämmerungskreis zu durchlaufen und ein desto längerer Bogen ihrer Tagesbahn fällt zwischen beide Kreise, und um so längere Zeit braucht sie natürlich auch, um den Raum zwischen beiden Kreisen zurückzulegen. Die kürzeste überhaupt mögliche Dämmerung ist unter dem Aequator, wenn die Sonne selbst sich im Aequator befindet, da dieselbe dann jene 18° in senkrechter Richtung durchläuft, wozu 1 Stunde 12 Minuten erforderlich sind. Die Dämmerung ist aber auch für einen und denselben Ort zu verschiedenen Zeiten verschieden. Der Weg zwischen beiden Kresien ist nämlich desto länger, je weiter gegen Norden oder Süden die Sonne einen in der Mitte zwischen beiden Kreisen, also 9° unter dem Horizonte gedachten Kreis durchschneidet. Die kürzeste Dämmerung für jeden Ort ist dann, wenn die Sonne diesen mittelsten Kreis gerade unter dem Ost- und Westpunkte schneidet. Dies findet in unsern Breiten ungefähr am 3. März und am 11. October statt, und um diese Zeit haben wir demnach die kürzesten Dämmerungen. Wenn die Sonne um Mitternacht weniger als 18° unter dem Horizonte steht, so dauert die Dämmerung die ganze Nacht hindurch, wie das schon bei uns mehrere Wochen hindurch um die Sommersonnenwende, und weiter nördlich immer länger der Fall ist bis dahin, wo die Sonne gar nicht mehr untergeht.

Die Verhältnisse der beiden Erdbewegungen, aus denen die Tages- und Jahreszeiten resultiren, sind keine ganz feststehenden, sondern sie sind verschiedenen für einen gewöhnlichen Beobachter unmerklichen Veränderungen unterworfen, die theils in ziemlich kurzen, theils in ungeheuer langen Perioden verlaufen, aber sämmtlich so beschaffen sind, daß das zu irgend einer Zeit vorhandene Verhältniß der Erdbewegungen einmal wieder erreicht werden muß. Sie deuten also sämmtlich, und namentlich die längeren Perioden, darauf hin, daß die Erde in ihrem Verhältnisse zur Sonne und dem ganzen Planetensysteme für eine lange Dauer bestimmt ist.

Die wichtigste unter diesen Veränderungen ist das **Vorrücken** oder die **Präcession der Nachtgleichen**. Diese wird darin bemerkt, daß die Punkte, in denen die Ekliptik den Aequator durchschneidet, nicht an ihrer Stelle bleiben, sondern sich jährlich um etwa 50 Bogensecunden im Aequator nach W. fortbewegen, so daß also die Fixsterne im Verhältniß zu diesen Durchschnittspunkten östlich vorrückend erscheinen. Dieses Fortrücken der Durchschnittspunkte wird dadurch herbeigeführt, daß der Punkt am Himmel, auf welchen der Erdpol gerichtet ist, nicht fest steht, sondern sich in einem Kreise in der Richtung OSWN. um den $23^1/_2{}^0$ davon entfernten Pol der Ekliptik dreht, und zwar so langsam, daß zu der ganzen Umdrehung fast 26,000 Jahre erforderlich sind. Durch diese Umdrehung wird das Verhältniß zwischen Aequator und

Ekliptik in der Art geändert, als ob der Aequator in seinen Knotenpunkten von O. nach W. fortgeschoben würde. Dabei ändert jeder Punkt des Aequators fortwährend seine Stellung gegen die Fixsterne in der Art, daß er westlich vom Frühlingspunkte südlich, westlich vom Herbstpunkte nördlich gegen dieselben vorgeschoben wird. Es verändert sich also die Declination der Gestirne. Und da der Durchschnittspunkt des Aequators und der Ekliptik, welcher als Ausgangspunkt für die Bestimmung der Rectascension und Länge der Gestirne dient, westlich fortrückt, so werden diese beiden Werthe ebenfalls geändert. Nur die Breite der Gestirne oder ihr Abstand von der Ekliptik bleibt ungeändert. Diesem ganzen Verhältnisse zufolge ist seit etwa 2200 Jahren der Frühlingspunkt ungefähr um 30° westlich gerückt, und befindet sich nicht mehr im Bilde des Widders, sondern in dem der Fische.

Aber auch eine periodische Veränderung der Schiefe der Ekliptik, also eine Abnahme und Wiederzunahme des Winkels, unter dem die Ekliptik den Aequator schneidet, findet statt. Dieser Winkel ist jetzt im Abnehmen begriffen, und verkleinert sich jährlich ungefähr um 1 Secunde. Die Periode dieser Veränderung ist auf mehr als 24,000 Jahre berechnet. Im Jahre 6600 wird der Winkel der Ekliptik seinen kleinsten Werth von 22° 54′ erreicht haben, und dann wieder zunehmen, für welche Zunahme der größte Werth auf 27° 31′ gesetzt wird.

Noch andere Veränderungen beruhen im Wanken oder in der Nutation der Erdaxe. Diese zeigt sich darin, daß die Erdaxe bei ihrer oben erwähnten Bewegung um den Pol der Ekliptik sich nicht direkt in der Peripherie des Kreises bewegt, dessen Radius der Entfernung des Aequatorpols vom Pole der Ekliptik darstellt, sondern auf dem Wege in dieser Peripherie wieder kleine Ellipsen beschreibt, deren Centralpunkte also in der Peripherie jenes größeren Kreises liegen. Die Periode dieser Veränderung ist jedoch kurz und beträgt nur 19 Jahre.

Alle diese Veränderungen in der Bewegung der Erde haben ihren Grund in der sphäroidischen Gestalt der Erde, wonach dieselbe gegen den Aequator hin gleichsam von einem Wulst umgeben ist in Vergleichung mit der Abplattung gegen die Pole zu. Da nun der Aequator selbst gegen die Erdbahn, und also gegen die Sonne eine schiefe Stellung hat, ferner die Mondbahn wieder die Erdbahn unter einem Winkel schneidet, so erfolgen aus der ungleichmäßigen Anziehung, welche die Erde in Folge aller dieser Verhältnisse von Sonne und Mond erleidet, jene angeführten Veränderungen in der Bewegung der Erde.

§. 19. Unser Mond.

Die Erde ist unter den sonnennahen Planeten der einzige, der von einem Trabanten oder Monde (☾) — von nur einem, das einzige Beispiel der Art im ganzen Systeme — begleitet wird. Seine

mittlere Entfernung von der Erde beträgt 51,812 Meilen, sein Durchmesser 468 Meilen. Auch der Mond bildet keine vollkommene Kugel, sondern ein Ellipsoid. Man braucht 50 Mondkugeln, um eine Erdkugel zusammen zu setzen; aber 87 Mondkugeln wiegen erst so viel wie die eine Erdkugel: die Dichtigkeit des Mondes ist also geringer. Die Gesammtoberfläche des Mondes ist etwa der von Amerika gleich.

Von dem unabsehbaren Himmelsgefolge, welches das Ptolemäische System der Erde zuwies, ist ihr in Wirklichkeit nur der Mond geblieben, der ihr, weil seine Bahn mit der Erdbahn ziemlich parallel ist, ebenfalls die Zeichen des Thierkreises zu durchwandern scheint. Der Mond bewegt sich wirklich in einer elliptischen Bahn um die Erde: er hat seine Erdnähe (Perigäum) und seine Erdferne (Apogäum). Seine Geschwindigkeit ist in der ersteren am größten, in der letzteren am geringsten. Bei jedem Umlauf um die Erde muß er einmal zwischen Sonne und Erde, und einmal die Erde zwischen Sonne und Mond zu stehen kommen; im erstern Falle wendet er seine dunkle Seite der Erde zu, steht mit der Sonne zugleich, also bei Tage, am Himmel, und ist nur in seltenen Fällen sichtbar, wenn er von der Sonnenscheibe selbst vorbeigehend eine Sonnenfinsterniß verursacht. Zu dieser Zeit heißt er Neumond. Im zweiten Falle, wo er von der Erde in der der Sonne entgegengesetzten Richtung steht, zeigt er der Erde seine ganze beleuchtete Halbkugel und heißt Vollmond. Beide Phasen bezeichnet man mit dem gemeinschaftlichen Namen Syzygien. Zu jeder andern Zeit sehen wir nur einen Theil der beleuchteten Mondkugel, der sich, mit einem schmalen sichelförmigen Lichtfaden nach dem Neumond anfangend, bis zum Vollmond vergrößert und dann wieder in demselben Verhältniß abnimmt. Ist die Lichtgrenze eine gerade Linie, oder sehen wir gerade die Hälfte der Scheibe erleuchtet, so heißt die Phase das erste oder letzte Viertel, je nachdem sie vor oder nach dem Vollmonde stattfindet, also je nachdem die Erleuchtung ab, oder zunimmt. Der zunehmende Mond kehrt die Hörner nach Osten, der abnehmende nach Westen. Diese beiden Phasen werden auch die Quadraturen des Mondes genannt.

Der Mond, „der Faulenzer unter den Himmelskörpern," (wie ihn Schleiden nennt,) welcher die langsamste Bewegung im Sonnensystem hat, braucht zu einem Umlaufe um die Erde etwa 29½ Tage, welcher Zeitraum ein synodischer Monat genannt wird. Zwölf solcher Monate geben das Mondjahr, welches wenig über 354 Tage umfaßt. Verschieden von dem synodischen Monat ist die Dauer des periodischen Monats, d. h. der Zeit, welche der Mond gebraucht, um seinen Umlauf durch die zwölf Zeichen des Thierkreises zu vollenden. Da nämlich die Erde, während der Mond seinen Umlauf macht, sich ebenfalls von W. nach O. im Thierkreise fortbewegt hat, und eine andre Stellung in Bezug auf die Sonne und die Zeichen des Thierkreises einnimmt, so sehen wir auch den nächsten Vollmond z. B. nicht

an derselben Stelle des Thierkreises wie den vorhergehenden, sondern weiter östlich, wo nun der Mond der Sonne erst gegenüber steht. Somit hat der Mond nach Vollendung eines synodischen Umlaufs mehr als den ganzen Thierkreis durchlaufen, um die Zeit des Mondumlaufs durch den ganzen Thierkreis, welche eben der periodische Monat genannt wird, ist also kürzer als der synodische Monat. Sie beträgt ungefähr 27 Tage 8 Stunden.

Läge die Mondbahn mit der Erdbahn ganz in einer Ebene, so würde jedesmal der Neumond gerade zwischen Erde und Sonne stehen, seinen Schatten auf die Erde werfen, und die Sonnenscheibe ganz oder zum Theil verdecken, also eine Sonnenfinsterniß bewirken; ebenso würde die Erde immer zwischen Sonne und Vollmond stehen und durch ihren Schatten eine Mondfinsterniß bewirken. Nun liegt aber die Mondbahn nicht genau in der Ebene der Erdbahn, sondern ist in einem Winkel von $5^1/_2{}^0$ gegen sie geneigt, und durchschneidet dieselbe deshalb nur in zwei Punkten, welche man die Knoten der Mondbahn nennt. So können Verfinsterungen nur entstehen, wenn der Mond in den Syzygien gerade in den Knotenpunkten oder sehr nahe dabei steht. Steht der Mond genau in dem Knoten seiner Bahn, so ist die Mondfinsterniß stets total, die Sonnenfinsterniß entweder total, wenn der Mond eben so groß oder größer erscheint als die Sonne, oder ringförmig, wenn er kleiner erscheint als die Sonne, was z. B. in unserm Winter der Fall sein kann, wenn die Erde in der Sonnennähe (Perihelium) und der Mond zugleich in der Erdferne (Apogäum) steht. Steht der Mond aber nicht genau in einem Knoten, so ist wenigstens die Sonnenfinsterniß immer eine partiale, während die Grenzen der totalen Mondfinsternisse nicht genau auf die Knoten beschränkt sind, weil der Durchschnitt des Erdschattens, wo ihn der Mond passirt, noch größer ist als die Durchschnittsfläche der Mondkugel, diese also auch etwas seitlich noch ganz von jenem Schatten bedeckt werden kann. Mondfinsternisse ereignen sich häufiger als Sonnenfinsternisse.

Da bei den Mondfinsternissen dem Monde sein Licht wirklich entzogen wird, so erscheint der Mond auch von verschiedenen Orten der dem Monde zugewandten Erdhalbkugel aus betrachtet überall gleich und zu derselben Zeit [1]) verfinstert, und würde auch von außerhalb der Erde (wie etwa von der Venus) aus betrachtet zu derselben Zeit in denselben Theilen verfinstert erscheinen. Anders ist es mit den Sonnenfinsternissen. Da die Stellung des Mondes gegen die Sonne von verschiedenen Punkten der Erde aus betrachtet nicht dieselbe ist, so erscheinen auch die Sonnenfinsternisse an verschiedenen Orten in verschiedener Gestalt, und während ein Punkt der Erdoberfläche eine totale Sonnenfinsterniß hat, erscheint diese Verfinsterung um so geringer, je weiter der Ort des Beobachters von jenem sogenannten Mittelpunkte

1) Unter verschiedenen Längengraden natürlich zu verschiedenen Glockenstunden.

der Sonnenfinsterniß entfernt ist, und an sehr entfernten Orten wird die Verfinsterung gar nicht wahrgenommen. Aus derselben Ursache werden Mondfinsternisse überall zu derselben Zeit wahrgenommen und erfolgt das Eintreten der Sonnenfinsternisse an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten.

Die genauere Beobachtung der Finsternisse ist für die Wissenschaft von dem größten Interesse: der Eindruck besonders einer — freilich seltenen [1]) — totalen Sonnenfinsterniß auf das Naturleben höchst merkwürdig. Es entsteht eine eigenthümliche, weder Nacht noch Dämmerung zu nennende Dunkelheit. Der Himmel zeigt eine grünlichgraue Färbung: einige der helleren Sterne werden sichtbar. Die schwarze Mondscheibe ist von einem lebhaft glänzenden, lebhaft wallenden silberweißen Ringe, der Corona, umgeben (S. 57), in welcher sich einzelne bunte Flammen (Protuberanzen) zeigen. Der Thierwelt fehlt die sonst vorhandene Vorempfindung großer Naturereignisse; sie geräth in die größte Angst und Verwirrung.

Schon Thales soll die Finsternisse vorher berechnet haben: jetzt werden sie auf das genaueste bis auf den Moment für jeden Ort der Erde vorausberechnet, einer von den zahlreichen Triumphen astronomischer Wissenschaft. Man begreift jene amerikanischen Wilden, die vor Columbus, der eine Mondfinsterniß vorausgesagt, aus wüthenden Feinden in scheue Verehrer gewandelt zu Boden sanken.

Um sich eine deutliche Vorstellung von der sehr complicirten Mondbahn zu machen, muß man daran denken, daß der Mond sich um einen nicht ruhenden, sondern sich bewegenden Körper dreht, also mit der Erde einen Weg um die Sonne zurücklegt. In dieser den Standpunkt genommen, durchläuft der Mond in einem Erdenjahre eine krumme Linie, die aus $29\frac{1}{2}$ langgezogenen elliptischen Windungen besteht.

Der Mond zeigt der Erde immer eine und dieselbe Seite, und er thut das, weil er sich um seine Axe bewegt und weil bei ihm, wie bei allen Trabanten die Zeit dieser Axendrehung ganz genau mit der Umlaufszeit um den Hauptplaneten zusammenfällt. Dies klingt Vielen im ersten Augenblick paradox und befremdend, kann aber durch einfache Betrachtungen einleuchtend gemacht werden.[2]) Als Grund der Erschei-

1) Totale Sonnenfinsternisse kehren für einen gegebenen Erdort im Durchschnitt alle 150 bis 200 Jahre wieder. Berlin wird am 19. August 1887 eine totale Sonnenfinsterniß sehen. Auch ringförmige Finsternisse sind selten.

2) Gewöhnlich wird bei den Versuchen zur Verdeutlichung dieses Gegenstandes darin gefehlt, daß man sich auf eine Bewegung des Mondes in einem geschlossenen Kreise bezieht, die doch in Wirklichkeit gar nicht stattfindet, und die fortschreitende Bewegung um die Sonne außer Acht läßt. So kann z. B. das Verhältniß dadurch nicht klar gemacht werden, daß man jemand um einen runden Tisch herum gehen heißt, immer dieselbe Wange dem Tische zugewandt. Man denke sich aber einen runden Tisch in fortschreitender Bewegung (die beiläufig 32mal schneller sein mag als die des Gehenden), etwa mit einem Eisenbahnzuge, und nun um diesen Tisch jemand in der bemerkten Art herum gehend. Beschreibt die Eisenbahn zugleich eine Curve, so können wir uns in den Mittelpunkt dieser Curve die Sonne denken; und nehmen wir jetzt an, der Gehende befinde sich auf der äußern Seite der Curve neben dem Tische, die linke Wange diesem zugekehrt, und zugleich in der Richtung der Bewegung des Wagens vorwärts blickend, so befindet er sich jetzt im Verhältniß zu dem als Erde gedachten Tische in der Stellung des Vollmondes. Nachdem er nun um den vierten Theil des Tisches herumgegangen ist, fortwährend die linke Wange gegen die Mitte desselben gewandt, blickt er nicht mehr in die Richtung des Zuges vor sich, sondern nach dem Mittelpunkte der Curve, und seine Bewegung vermittelst

nung selbst hat man angenommen, daß die der Erde zugekehrte Mondhalbkugel die schwerere oder die eigens für die Erde eingerichtete sei. Uebrigens erscheinen uns kleine Streifen der entgegengesetzten Halbkugel an den Rändern der uns zugekehrten durch die Libration der Mondscheibe. Diese besteht in Schwankungen der Mondkugel gegen die Erde sowohl zwischen O. und W. als zwischen N. und S., wodurch auf einer Seite ein Streifen der hintern Mondhalbkugel sichtbar wird, auf der andern dagegen ein entsprechender Streifen der vordern Mondhalbkugel sich unsern Augen entzieht. Der Grund dieser Libration liegt theils in dem ungleichmäßigen Fortschreiten des Mondes in seiner Bahn bei gleichmäßig fortschreitender Axendrehung, theils in der Verschiedenheit der Ebenen der Erd- und Mondbahn, verbunden mit der Steigung der Axe des Mondes gegen seine Bahn.

Schon das bloße Auge erkennt auf der Mondscheibe dunkle Flecken zwischen hell erleuchteten. Ist nur ein Theil des Mondes erleuchtet, so ist die Lichtgrenze keine regelmäßig gekrümmte, sondern ausgezackt. Die nicht von der Sonne beschienenen Theile schimmern in einem grauen Lichte: das ist der Erdschein auf dem Monde. Die Erdscheibe erscheint dem Monde 14mal größer als uns der Mond, und in gleichem Verhältniß übertrifft die Erdscheibe den Mond an erleuchtender Kraft.[1]) Und zwar ergänzen die Lichtgestalten der Erde und des Mondes einander, d. h. je weniger der Mond für die Erde scheint, desto mehr die Erde für den Mond und umgekehrt.

Bei der verhältnißmäßig großen Nähe des Mondes läßt sich erwarten, daß dem bewaffneten Auge sich die Beschaffenheit dieses Himmelskörpers in einer Genauigkeit und Deutlichkeit erschließt, wie bei keinem andern je zu erwarten ist. So besitzen wir Mondkarten, jetzt auch photographische Bilder des Mondes, und es ist wohl im Scherz die Bemerkung gemacht, daß wir auf dem Monde besser Bescheid wissen als zur Zeit noch in manchen Erdregionen. Die Fernröhre zeigen zunächst die grauen Flecken in genauerer und schärferer

---

des Wagens erfolgt nach der rechten Seite zu. Er stellt jetzt das letzte Viertel des Mondes dar. Um das zweite Viertel des Tisches geschritten kehrt er das Gesicht der Bewegung des Wagens entgegen (Neumond). Am Ende des dritten Viertels blickt er aus der Curve hinaus, und seine Bewegung durch den Dampf erfolgt nach der linken Seite hin (letztes Viertel). Hat er seinen Umgang um den Tisch vollendet, so befindet er sich wieder in der ersten Stellung als Vollmond. Ein in der Mitte des Tisches Sitzender wird hierbei weiter nichts sehen, als daß jener um den Tisch herumgegangen ist und ihm dabei immer dieselbe Seite zugekehrt hat, wie wir das vom Monde sehen. Aber der Gehende hat sich in der Linie seiner fortschreitenden Bewegung, welche durch die Curve der Fortbewegung des Tisches auf der Eisenbahn und seine eigene Bewegung gebildet, eine andere Curve ist, die theils außerhalb, theils innerhalb des von dem Tische gemachten Weges liegend, letzteren zweimal schneidet, wirklich um seine Axe gedreht, was sich daraus ergiebt, daß er in der Richtung seiner fortschreitenden Bewegung anfangs die Nase, dann die rechte Wange, dann der Nacken, dann die linke Wange, und endlich wieder die Nase gehabt hat, was nicht möglich wäre, wenn er sich nicht in der Linie seiner fortschreitenden Bewegung um sich selbst gedreht hätte. Aus dem bloßen Kreise aber, den der Gehende im Wagen um den Tisch gemacht hat, läßt sich keine Drehung um seine eigene Axe deduciren, sondern nur eine Drehung um die außerhalb desselben befindliche Axe des Tisches. Und der Mond, der sich frei im Raume bewegt und nicht auf einer ihn und die Erde forttragenden Unterlage, beschreibt allewege gar keinen geschlossenen Kreis um die Erde.

1) Das Licht, welches der Mond auf die Erde wirft, ist 300,000mal schwächer als das Sonnenlicht. Der Betrag der Wärmestrahlung ist etwa 1/3 von der Wärmestrahlung einer Lichtkerze auf 15 Fuß Entfernung.

Begrenzung. Die älteren Beobachter hielten sie für Meere und so heißen sie auch noch auf den Mondkarten. Mit Ausnahme einiger Flecken von kleiner Ausdehnung stehen sie nach Art der irdischen Oceane mit einander in Verbindung. Bei alledem spricht der Mangel einer Atmosphäre gegen das Vorhandensein einer Flüssigkeit, die mit unserm Wasser zu vergleichen wäre, und von einer anders gearteten haben wir keine Kunde. So müssen jene maria als große vertiefte Mondebenen gelten. Die größten heißen: Meer der Stürme, der Heiterkeit, der Wolken (Mare Procellarum, Serenitatis, Nubium). Die hellstrahlenden Punkte der Mondscheibe zeigen sich deutlich als Gebirge: man sieht ihre Spitzen bei zu- oder abnehmendem Monde viel eher oder länger als das flache Land von der Sonne beleuchtet. Und zwar hat der Mond eine reiche Entwickelung von Bergformen. In seltenen Fällen zeigen sich Bergketten wie auf der Erde mit strahlenförmigen Ausläufern, häufiger Massengebirge mit tief eingeschnittenen Querthälern, Hauptplateaux und Randgebirgen, isolirte Berge, die aus Ebenen aufsteigen, Bergkränze, die wallartig eine Ebene umgeben, aus der gern ein Centralkegel aufsteigt, sehr häufig kleine Vertiefungen, die einen solchen Wall entbehren, endlich die ganz merkwürdigen Ringberge, die sich schon mäßigen Röhren wie Ringe oder Maschen zeigen. Es sind dies hohe, steile, kegelförmige Berge, mit einem tiefen schwarzen Krater, der bei einigen einen Durchmesser von mehreren Meilen hat. Im Grunde der Krater erheben sich vielgipfelige Centralgebirge, selten ein Centralberg, an Höhe dem Rande des Kraters nachstehend. Die Fernröhre machen die überraschendsten Beobachtungen dieser Ringberge möglich. Steht z. B. die Sonne noch nicht über ihnen, so sind die tiefen Krater noch von der Nacht verhüllt; aber rings umlagert sie als schmaler Goldsaum der höchste Kamm des schon erleuchteten Walles, und oft ragt sternähnlich der Gipfel des Centralberges aus der Finsterniß der Tiefe empor, den eben erst das Licht der Sonne getroffen hatte. Daß diese Ringgebirge mit den Vulcanen der Erde nahe Aehnlichkeit bieten, springt in die Augen, wie denn schon Galilei das gebirgsumwallte Böhmen verglich. Doch hat man nie eine Erscheinung wahrgenommen, die auf noch lebendige vulcanische Thätigkeit schließen ließe. Viele Mondberge (welche nach ihrer Schattenlänge gemessen werden) steigen über 20,000 Fuß und sind im Verhältniß zu dem Halbmesser des Mondes viermal höher als die Berge der Erde. Die Namen der Mondberge verherrlichen das Andenken der Koryphäen der Wissenschaft: Eratosthenes, Aristoteles, Ptolemäus, Tycho, Copernicus u. s. w.[1]) Gebilde, für die sich auf der Erde gar keine Analogie findet, sind die **Rillen**, d. h. schmale, meist geradeaus gehende, furchenartige Vertiefungen, bei denen man erst an Flüsse gedacht hat und **Lichtstreifen**, die in besonders intensivem Glanze strahlen, welche am Fuße vieler Ringgebirge oft über 100 Meilen

1) Der alte **Happel** berechnete den höchsten Mondberg $35\frac{5}{12}$mal so hoch als den Nicolai-Thurm in Hamburg, da er 425 Werkschuh mißt und setzt hinzu: „Wahrlich eine abscheuliche Höhe"

weit fortziehen. Ein Beobachter möchte sie Glasströme nennen. Ob man an Lavaströme der jetzt erloschenen Ringvulcane denken dürfte?

Das Verlangen, etwas Genaueres von der Natur des Mondes und seiner etwanigen Bewohner zu erfahren ist eben so natürlich und erklärlich, als die hier besonders eifrige Thätigkeit der Conjectural-Astronomie. Nach Mädlers Darlegung müßte eine ganz ungewöhnliche Vervollkommnung der Fernröhre eintreten, die eine 50,000malige Vergrößerung zuließen (während jetzt höchstens 300malige angewandt wird), um ein Wesen von unserer Größe wahrzunehmen, und dann müßte immer noch die Erdatmosphäre 166mal durchsichtiger gedacht werden als sie ist. Ist Berichten über das Riesenteleskop des Lord Rosse Glauben zu schenken, stellt sich die Sache in Bezug auf die uns möglichen Mittel anders, in Bezug auf Resultate durch diese Mittel trostlos genug: „Den Mond betreffend, so ist jeder Gegenstand auf seiner Oberfläche, der die Höhe von 100 Fuß hat, vermittelst dieses Teleskops deutlich sichtbar. Bei sehr günstigen Luftverhältnissen kann man selbst Gegenstände, die nur bis 50 Fuß Höhe haben, unterscheiden. Besonders hervortretend auf der Mondoberfläche sind verschiedene Krater von ausgebrannten Vulcanen, dann Felsen und Massen von Steinen, welche letztere unzählbar sind. Ein gewöhnliches Gebäude auf der Oberfläche des Mondes würde durch dieses Teleskop deutlich sichtbar werden. Indeß zeigt sich auf dem Monde nichts von Wohnungen und Gebäuden, gleich den unsrigen, kein Ueberbleibsel der Architectur als ein Anzeichen, daß der Mond je durch eine Race von Sterblichen, ähnlich der unsrigen, bewohnt gewesen wäre. Er bietet durchaus nichts dar, was zu der Vermuthung führen könnte, daß dort grüne Felder und Wiesen vorhanden wären, wie auf unserem Erdball. Es ist durchaus kein Wasser sichtbar, kein See, kein Fluß, oder selbst nur ein Reservoir, um Wasser herbeizuführen. Es erscheint hier durchaus alles wüst und öde." Die ärgste Mystification erfuhren die Leichtgläubigen durch ein 1836 erschienenes Büchlein, das die von Sir John Herschel auf dem Cap der guten Hoffnung gemachten Mondbeobachtungen enthalten sollte. Mondpflanzen, Mondthiere, Mondmenschen waren auf das genaueste beschrieben. „Die Menschen waren ungefähr 4 Fuß hoch, mit Ausnahme des Gesichts mit kurzen glatten Haaren bedeckt, hatten Flügel, welche aus einer dünnen elastischen Haut bestanden, die hinten zusammengerollt von der Schulterspitze bis zu den Waden lagen. Das Gesicht von gelblicher Fleischfarbe zeigte eine kleine Veredlung gegen das des großen Orang-utang, da es offener und klüger aussah, und eine weit größere Ausdehnung des Vorderkopfes zeigte. Indeß war der Mund sehr hervorstehend, obgleich dies etwas durch einen dicken Bart auf dem untern Kinnbacken und durch Lippen von weit menschlicherer Form als die irgend einer Species des Affengeschlechts verdeckt wurde" u. s. w.

Ein erlaubtes Phantasiespiel ist es jedenfalls, sich mit den Lehren der Wissenschaft und einigem combinatorischen Sinn auf die Mondoberfläche zu

versetzen und sich da das Mondleben anzuschauen. Da begegnet uns, wegen der geringen Schiefe der Mondaxe, kein Wechsel der Jahreszeiten. Der Mond kennt nur dauernden Frühling oder Herbst. Tag und Nacht sind mit Ausnahme der sehr kleinen Polarzonen überall und stets gleich lang, 14—15 Erdentage Licht und eben so lange Nacht. Die Finsterniß der uns zugewandten Seite wird durch den Schein der Erdkugel gemildert, welche 14mal größer erscheint als uns der Mond. Sie zeigt abwechselnde Lichtgestalten wie uns der Mond, wobei aber wegen ihrer Rotation beide Seiten binnen 24 Stunden vollständig sichtbar werden.[1]) Aber der Mond sieht die Erde nicht am Himmelsgewölbe hinwandern, wie wir den Mond sehen, sondern überall, auf der uns zugewandten Halbkugel sieht man sie ewig dieselbe Stelle am Himmel behaupten, die sie von Anfang an hatte, worin nur die Libration des Mondes selbst geringe vorübergehende Aenderungen zu Wege bringt. Mitten auf der uns sichtbaren Mondhalbkugel steht sie gerade im Zenith, an den Rändern im Horizonte, und demgemäß ergiebt sich ihre Höhe für jeden Ort gleich der Entfernung desselben vom Rande dieser Mondhalbkugel nach dem Mittelpunkte ihrer Oberfläche hin. Die von uns abgewandte Mondhalbkugel genießt natürlich niemals den Anblick der Erdscheibe: etwanige Mondbewohner oder Seleniten von dort mögen reisen, um sich im Erdscheine zu baden, mit noch ungleich gespannteren Erwartungen, als wir in die Tropen reisen, um das südliche Kreuz zu sehen. Die strahlenden Himmelskörper treten gegen ihre Umgebung um so stärker hervor, da keine Atmosphäre den Contrast zwischen Licht und Schatten mildert. Den Mondbewohnern erscheint der Himmel nicht blau, sondern schwarz.

Durch die sechsmal geringere Schwerkraft auf der Oberfläche des Mondes werden alle Bewegungen leichter. Terrainschwierigkeiten, die uns schwer zu überwältigen scheinen, wie z. B. eine Last auf einen hohen und steilen Berggipfel zu bringen, sind dort leicht zu überwältigen. Aber wie steht es mit etwanigen Seleniten? „Vielleicht — sagt Littrow — leben die Geschöpfe des Mondes, wie bei uns die Fische, nur in den tiefsten Theilen der Oberfläche desselben, nur auf dem Boden der vielen Höhlen und Abgründe, wo die sonst so dünne Luft durch den Druck der oberen Schichten verdichtet, für ihre Lungen noch athembar ist, und wo sie, wie bei uns die Thiere im Innern der Erde, das Licht der Sonne scheuend, wie unsere Maulwürfe und Regenwürmer wohnen oder gleich den Austern in ganzen Bänken gelagert, ihre Tage in unthätiger Trägheit verleben. Wer weiß, ob nicht die Mondbewohner, der drückenden, volle 14 Tage dauernden Sonnenhitze zu entgehen, sich in jene Höhlen flüchten, aus welchen sie sich nur für die Zeit ihrer eben so langen Nächte wieder heraus wagen? Oder haben sie sich vielleicht in eben diesen Tiefen, wie unsere alten Ritter auf den Bergspitzen, ihre Burgen und Städte erbaut? Ist doch, wie man sagt, unser eigenes unterirdisches Rom größer als das über der Erde erbaute. Man dürfte diese überirdische Stadt nur wegnehmen und den Boden unter ihr aufbrechen, wie man es mit Pompeji und Herculanum gemacht hat, um sofort auch auf unserer Erde eine solche Mondstadt zu erhalten. Warum sollten wir nicht annehmen dürfen, daß die Leute im Monde, wenn sie schon einmal da sein sollen, auch zugleich so klein und eben so thätig und betriebsam wie unsere Ameisen sind, und daß ihrer daher auf dem Boden einer solchen Höhle nicht weniger in sehr bequemen und geräumigen Häusern beisammen wohnen, als bei uns in Paris oder London zu finden sein mögen. Sind nicht vielleicht die straßenartigen Gänge und Streifen, von welchen wir oben gesprochen haben, und welche jene ausgebrannten Krater, jene unterirdischen Städte mit einander verbinden, wahre Straßen oder wahre Kanäle, durch welche alle diese Städte in gegenseitige Communication gesetzt werden?"

---

1) Der Zeune'schen Gea liegt eine Karte bei „die Erde vom Monde aus gesehen."

Auf das soeben betretene Gebiet gehören auch die kaum in Ernst ausgedachten Pläne mit den Mondbewohnern in eine Art Communication zu treten. Nur durch telegraphische Zeichen wäre das möglich, und zwar durch mathematische Figuren, denn die Mathematik behauptet mit Stolz, daß ihre Sätze im ganzen Weltall Geltung haben müssen. Also auf eine weite Ebene der Pythagoräer gezeichnet oder gesäet — und von vernünftigen Seleniten werde ein Antwortszeichen erfolgen.

Der Einfluß des Mondes auf die Erde ist bei seiner Nähe sehr groß und noch nicht nach allen Seiten erforscht. Bekanntlich ruft er durch seine Anziehungskraft Ebbe und Flut hervor, nach neueren Beobachtungen auch eine täglich eintretende Ebbe und Flut im Magnetismus der Erde.

§. 20. Gedanken über die Geschichte des Weltalls.

Wir beschließen unsern Abschnitt der Hauptlehren der mathematischen Geographie mit Hypothesen über die Ausbildung oder den Auswachs des Weltalls, so zu sagen, wie sie La Place und Andere vorgetragen haben. Doch darf selbst das Einladende und Einnehmende in diesen Vermuthungen uns nicht vergessen lassen, daß wir ganz und gar auf dem Gebiete wissenschaftlicher Conjectur und Combination, nicht auf dem Grunde der Gewißheit stehen.

Die älteste erschaffene Form der Materie, welche den unendlichen Weltraum gleichmäßig und gleichartig ausfüllte, war eine feine dunstförmige Substanz: wir wollen sie Gas nennen, obwohl wir uns dieselbe unendlich viel feiner zu denken haben. Wo Materie ist, da ist auch Anziehung. Es entsteht ein Naherücken, eine Bewegung, ein Verdichten der Materie. Die den Weltraum füllende Substanz sonderte sich in viele kugelförmige Gasbälle: jeder hatte eine Existenz für sich, jeder enthielt den Keim eines Sonnensystems. Solche Dampf- und Nebelmassen sehen wir noch jetzt als Nebelflecke, als Lichtnebel am Firmament aus ungemessener Ferne zu uns dämmern.

Jeder Körper wird wärmer, wenn er verdichtet wird. So wurden jene Gasbälle mit steigender Verdichtung immer heißer, glühender. Sie waren nun glühende flüssige Kugeln, die, eine jede im Bereiche ihrer Anziehungskraft, allen noch vorhandenen Weltdunst an sich zogen. So wurden schon damals die Grenzen bestimmt, innerhalb welcher die Fixsternsonnen sich noch heute bewegen.

Unser ganzes Sonnensystem war damals auch eine ungeheure Kugel mit noch glühend flüssigem Kern und einer Gashülle. Durch immer schneller werdende Rotation um die Axe wandelte sich die Kugel in ein Sphäroid: in der Aequatorgegend mußte sich bei der immerhin noch geringen Consistenz des Ganzen ein Wulst von Materie anhäufen. Bei beschleunigtem Umschwung löste sich dieser Wulst als Ring ab, der sich um die große Kugel drehte, später zerriß und sich dann zu einem Sphäroid zusammenballte. Der äußerste Planet war entstanden. Noch achtmal lösten sich solche Wulstringe von dem Centralkörper los, und

jeder, mit Ausnahme eines einzigen, wurde zu einer Planetenkugel. Der fünfte Ring theilte sich in eine Menge kleiner Sphäroide, die alle in ziemlich gleichem Abstande vom Centrum fortrollten, die Asteroiden.

Der nun so bedeutend geschmälerte Centralkörper setzte keine Ringe mehr ab: das Sonnensystem mit Centralsonne und Planeten war fertig. Wohl aber setzten die Planeten für sich die Vorgänge fort, die mit dem Hauptkörper stattgefunden hatten. Namentlich die größern Planeten sonderten ebenfalls solche Wulstgürtel oder Ringe ab. Diese rollten sich zu Monden zusammen: bei Saturn haben sich mehrere Ringe noch nicht zu Monden geballt.

Daß mit dieser Hypothese so manche Erscheinung in unserm Sonnensysteme sehr wohl stimmt, ist nicht in Abrede zu stellen. Namentlich erklärt sich die verschiedene Dichtigkeit der Planeten. Die äußersten Ringe oder Planeten haben die geringere Dichtigkeit, denn die leichteren Stoffe der Centralkugel lösten sich zuerst; die später abgestoßenen stammen aus einer Zeit größerer Verdichtung, daher die größere Dichtigkeit der inneren Planeten. Eben so erklärt es sich, warum die Monde geringere Dichtigkeit haben als ihre Planeten. Nicht zu verschweigen sind aber auch Abweichungen. Saturn ist lockerer als Uranus, die Sonne steht an Dichtigkeit den inneren Planeten nach, und was das Wichtigste: die letzten Gründe der Bewegung bleiben doch unerklärt.

Wir wiederholen, was wir bevorworteten. Nichts ist unwissenschaftlicher, nichts in jeder Beziehung verkehrter, als solche Combinationen und Hypothesen mit hochmüthiger Gewißheit als unbestrittene Wahrheit vorzutragen, wie es jetzt so oft geschieht. Gegen die Hypothese von La Place sind — von Wagner's Widerspruch abgesehen — neuerlich von Ulrici in „Gott und Natur" beachtenswerthe Einwendungen erhoben. Für die Kosmogonie und Geologie ist nicht genug das Wort Göthe's zu empfehlen: Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte, schwache Personen uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachsen sei.

Drittes Capitel.

Physische Geographie.

§. 1. Entwickelungsgeschichte der Erde.[1])

Auch unser Erdkörper war ursprünglich ein von der Sonnenmasse abgestoßener Ring, der sich zu einem Gasballe zusammenzog. In ähnlicher Weise entstand aus einem abgestoßenen Wulstringe der Erdkugel ihr Trabant, der Mond. Die Gaskugel verdichtete sich nun immer mehr, wurde aber dadurch immer heißer, glühender. Wir sollen uns die Erde in ihrem Urzustande als eine glühend flüssige Kugel denken.

Allmählig erkaltete die Außenfläche des Glutballs: es bildete sich eine anfangs nur dünne Kruste. Oft durchbrach sie noch das Glutmeer, verschlang ihre Schichten oder schob sie zusammen. Nach und nach wurde die deckende Scheibe dicker und fester, also daß die geschmolzene flüssige Masse des Innern nur in einzelnen Spalten und Rissen hervordrang.

Drei Stücke sind es also, die für die weitere Bildung der Erdrinde in Betracht kommen: das glühend flüssige Innere, die erkaltete starre Kruste, und, wie wir hinzufügen, die umhüllende Atmosphäre.

Die damalige Atmosphäre hatte mit der jetzigen wenig Aehnlichkeit. Sie glich einem glühend heißen, dichten Nebel und enthielt alles jetzt auf der Erdoberfläche befindliche Wasser in Dunstgestalt. Auch diese Atmosphäre erkaltete je mehr und mehr. Bei jeder Abkühlung der Luft fällt aber Wasserdampf in Tropfen nieder. So bedeckt sich die ganze Erdkruste mit einem Wasserniederschlage aus der Atmosphäre. Das Urmeer überwogt die ganze Erdoberfläche, und nur hie und da ragen einzelne gewaltige Urgneisschollen inselartig empor. Aber die Temperatur ist noch zu hoch, noch zu viele fremdartige Bestandtheile sind dem Wasser beigemischt, noch zu viele schweflige und andre Dünste steigen aus dem Schooße der Erde auf, noch mit zu vielen Giften ist die Atmosphäre gefüllt, als daß irgendwo Keime organischen Lebens sich entfalten könnten.

Jene dem Urmeer beigemischten Stoffe schlugen sich nieder und das Wasser begann an ihnen die Arbeit, die es noch heute, wenn auch mit viel geringerer Macht und Ausdehnung an festen Formen der Erdrinde ausübt. Die deutlichen Spuren solcher Wasserarbeit zeigen sich in

---

1) In einer frühern Periode der Wissenschaft unterschied man zwei sich in der Frage über die Bildung der Erdrinde widersprechende Schulen: Neptunisten, welche alle Veränderungen der Erdoberfläche der Wirkung des Wassers, Vulcanisten, welche die hauptsächlichsten Veränderungen dem Feuer zuschrieben. Die Jetztzeit hat diese sich schroff gegenüberstehenden Systeme ausgeglichen und gezeigt, daß die Erdrinde durch die Wirkungen des Wassers und des Feuers gebildet sei. Eine neueste Wendung scheint wieder dem Vulcanismus weniger Bedeutung beilegen zu wollen.

den Striemen und Schichten, die an jedem aus dem Wasser abgesetzten Gestein zu beobachten sind. Die Erdoberfläche zeigt darum eine doppelte Lage von Gesteinen, die eine über der andern ruhend. Unten die von glühender Centralmasse durchbrochenen und verschobenen Schollen der Erdkruste, das anfangs feurig flüssige, dann erkaltete Grundgestein, aus Urgneis, Urschiefer und Granit bestehend. Man nennt dieses Grundgestein allgemein krystallinisches Grundgebirge oder Urformation, weil seine Bestandtheile (Quarz, Feldspath, Glimmer) vollkommen krystallinische Structur besitzen und alle spätern Formationen ihm auflagern oder es durchbrochen haben. Im Gegensatz dazu heißen die in den nachfolgenden Epochen sich bildenden, in ursprünglich horizontalen Schichten vom Meere abgesetzten Formationen die geschichteten oder neptunischen; ihre Bestandtheile sind nicht krystallinisch oder tragen wenigstens unverkennbare Spuren ihrer Verarbeitung durch das Wasser. Das erste und älteste neptunischen Schichtensystem ist die Grauwackenformation, oder das Uebergangsgebirge, das vorherrschend aus einem festen grauen (vom sächsischen Bergmanne Grauwacke genannten) Sandstein, Thonschiefer und Kalkstein besteht. Hierin finden sich versteinert die Reste des ältesten organischen Lebens: ganz eigenthümliche schachtelhalmartige Pflanzen, spärliche Farren, seltsame Holzpflanzen, Fucoideen, und Meeresthiere wie Korallen, Haarsterne, Konchylien; von warmblütigen Wirbelthieren noch keine Spur, aber von gepanzerten Fischen und Haifischen. Von dem Auftreten jener ersten Organismen datirt die Wissenschaft die zweite große Schöpfungsperiode, denn in den Versteinerungen hat sie die ersten redenden Denkmäler der ältesten Erdgeschichte. Aber die innere Glutmasse wogte noch in gewaltiger Aufregung und zerriß häufig und auf weite Strecken die jugendliche Rinde, deren Theile sie aus der wagerechten Lage verwarf und überschüttete. So entstanden neue und zahlreiche Bergmassen, größere Inseln im Urmeere. Die aus den Spalten ausströmende Hitze des Centralfeuers steigerte die Temperatur der Atmosphäre, in welcher bei der reichlichen Verdunstung der Gewässer und dem ununterbrochenen Aufsteigen von Kohlensäure aus dem Erdinnern die üppigste Waldung dem Boden entsproß. Nach dem Absterben einer reichen Vegetation wucherte, wie noch jetzt in den Tropen, bald eine neue: in feuchten Gegenden bildeten sich torfähnliche Lager. Diese vegetabilischen Schichten sanken unter, sei es durch die eigene Schwere, sei es durch die Gewalt der in Folge neuer plutonischer Durchbrüche andrängenden Fluthen begraben, und wurden vom angeschwemmten Sand oder Schlamm bedeckt, den das über sie hinweg fließende Meer herbeiführte. Ein neuer Wald prangte alsbald über dem verschütteten. Aber auch er wurde von den Fluthen zerstört und mußte den folgenden tragen. Die verschütteten Wälder verkohlten und bildeten die Schichten, die wir jetzt als Steinkohlen ausbeuten. So entstanden die mächtigen Ablagerungen der Steinkohlenformation. Steinkohlenflötze von größerer oder

geringerer Mächtigkeit wechseln mit Bänken von Sandstein, Schiefer, Thon und Kalk: das Ganze, ruhend auf einer mächtigen Meereskalkbildung mit zahlreichen Petrefacten, umschließt das Grab einer vegetabilischen Schöpfung von hoher Pracht und Ueppigkeit der Formen. Zahllose Abdrücke deuten auf riesenhafte Farnkräuter von 70' Höhe, auf Palmen und andere Pflanzengebilde einer warmen und feuchten Atmosphäre. Die Thierversteinerungen der kohlenführenden Schichten gehören vornehmlich der Klasse der Fische, Eidechsen und Insecten an, die des unterliegenden Kalksteins sind Korallen, Haarsterne und Konchylien.

Auch während der Bildung der Steinkohlenformation drängten noch Glutmassen aus der Tiefe nach oben, und verschoben die Schichten aus ihrer Lage. Die feste Erdrinde war aber nach innen schon weiter abgekühlt und erhärtet, und außen von den mächtigen Schichten des Rothliegenden bedeckt. Die Massen drangen daher nicht mehr so häufig in Spalten herauf, sondern hoben nur die Schichten sattelförmig empor und trieben die unten liegenden Gesteine an die Oberfläche. Nur an den Rändern der Steinkohleninseln zeigen sich noch zahlreiche und gewaltsame Schichtenstörungen und Durchbrüche. Hier concentrirte sich auch die schichtenbildende Thätigkeit der Meereswogen und bildete die Formation des Kupferschiefergebirges, reich besonders an Ueberresten von Fischen, Konchylien und zarten Korallen.

Die nun folgenden Gesteine tragen einen merklich andern Charakter und führen die Reste einer im Großen wie im Einzelnen ganz verschiedenen Flora und Fauna, daher heißen sie zum Unterschiede von dem Grauwacken-, Kohlen- und Kupferschiefergebirge als den primären, die secundären Formationen. Sie sondern sich entsprechend in drei große Schichtensysteme oder Bildungsepochen. Die erste derselben ist die Triasformation, bestehend aus dem bunten Sandstein mit den seltsam gestalteten Labyrinthodonten oder Froschechsen und einigen Fischen; dem Muschelkalk, von zahllosen Muschelversteinerungen so genannt, aber auch mit häufigen Meeressauriern und Fischen, und technisch wichtig durch seinen großen Reichthum an Steinsalz, das mit Gyps, Anhydrit und Thon gewaltige Lagerstöcke bildet. Die oberste Lage der Triasgruppe ist die Keuper- oder bunte Mergelformation mit Sandstein oder Kohlenlagern. Die zweite secundäre Formation heißt Lias und besteht aus Sandstein, Kalkstein und Mergel mit zahlreichen neuen Thier- und Pflanzenresten, darüber folgt der braune und weiße Jura. Zahlreiche Versteinerungen bieten des Merkwürdigen viel: aus der Pflanzenwelt Spuren von Farrenkräutern, Cykadeen und Palmen, auch Nadelhölzern u. s. w., Korallenthiere, Mollusken, Schildkröten und ganz eigenthümliche Echsenfamilien; so der Ichthyosaurus, eine 24 Fuß lange Rieseneidechse mit Ruderschwanz, welche in seltsamer Verbindung die Schnauze des Meerschweins und des Krokodils Gebiß mit den Flossen der Wale vereinigt: das Auge übertrifft an Größe einen Menschenkopf; der Plesiosaurus, ein walfischartig ge-

flossstes Krokodil mit langem biegsamen Halse und verhältnißmäßig kleinem Kopfe; der Pterodaktylus, eine fliegende Schlange, welche die Merkmale des Vogels, der Eidechse und der Fledermaus in sich vereinigte. Sogar versteinerte Excremente (Koprolithen) jener Monstra sind vorhanden, theils Knochenstücke, theils Fischschuppen. Zum erstenmal treten Spuren der, wie es scheint, ältesten Säugethiere, der Beutelthiere auf. Die letzte und oberste Gruppe des secundären Gebirges ist das Kreidegebirge mit dem Quadersandstein, weit über die Erde verbreitet und äußerst reich an Petrefacten. Unter den Resten der Pflanzen- und Thierwelt kommen neben Korallen und Fischen wiederum kolossale Landechsen vor, wie der 30 Fuß lange Iguanodon, der Megalosaurus und Hyläosaurus in dem meist noch zum obern Jura gerechneten Wäldergebirge.

Die Schichten, welche auf die Kreide folgen, bilden das tertiäre Gebirge oder die Molassenformation, auch Braunkohlenformation genannt. Die Molasse ist ein kieselig grober und lockerer Sandstein in den Alpen, mit Schichten von Thon, Kalk, Gyps und Mergel, und zerfällt wieder in die obere, mittlere und untere Formation. In der obern und untern findet sich die wichtige, in Deutschland selbstständig entwickelte Braunkohlenablagerung, verkohlte Wälder, in denen man noch oft wohlerhaltene Blätter, Stämme, Früchte, Bernstein mit eingeschlossenen Insecten u. s. w. findet.

In dieser Epoche erscheinen zum erstenmal Säugethiere und Vögel zahlreich, und die merkwürdigen Amphibien und Kondylien (Ammoniten, Belemniten, Hippuriten) sind spurlos verschwunden. Hauptsächlich sind es zunächst schweinsartige und wiederkäuerliche Hufthiere, große bärenartige Raubthiere und Affen, denen sich dann Mastodonten, Elephanten, Hirsche, kleine Nager, Katzen und Marder anschließen, auch Seehunde und Seekühe an den Küsten.

Eine neue Epoche wird durch das Diluvium, die Diluvialfluth bezeichnet, welche von den Polen zum letztenmal die ganze Erdoberfläche überströmte. Die Diluvialformation, aus Geröllen, Lehm, Sand, Thon und Mergel bestehend, bedeckt alle andern, und ihre Ablagerungen bilden die lockere oberste Gesteinsschicht. Zahllose mit den Schollen des Polareises fortgeführte Felsblöcke (erratische Blöcke) ließ jene Fluth auf beiden Hemisphären als Zeugen ihres Auftretens zurück. In den gemäßigten und kalten Zonen hatten die Gletscher riesige Dimensionen (Eiszeit). Im Diluvium, besonders wo es Höhlen des Kalkgebirges gefüllt hat, findet man eine große Menge Knochen von meist ausgestorbenen Thieren, die aber blos der Art, wenige nur noch der Gattung nach von den jetzt lebenden verschieden sind: von dem Höhlenbär, verschiedenen Hyänen, dem Mastodon, Mammuth, Riesenfaulthier u. s. w. Auch Knochen von Affen finden sich in Griechenland und Brasilien vor. Das Diluvium schließt die zweite große Schöpfungsperiode, die Periode ruheloser Jugend, stürmischer

Entwickelung. Nach ihr beginnt die bis in die Gegenwart reichende dritte große Schöpfungsepoche der Erde, die Periode gereiften Alters, ruhiger Vollendung.

Diese Resultate der **Geologie**, d. h. der Wissenschaft von den Veränderungen, welche die Erde von der Schöpfung bis auf die jetzige Zeit erfahren hat,[1]) werden sonder Zweifel durch eine Fülle von Thatsachen und Beobachtungen gestützt. Die abgeplattete Gestalt der Erde weist auf eine anfänglich glühend flüssige Kugel hin, das nur sehr allmählig mögliche Erkalten der Kruste auf lange, lange der Schöpfung organischer Wesen voraufgehende Erdepochen, die Bestandtheile der festen Erdrinde, von deren Schichten und Felsentafeln der Gelehrte die Entwickelung des Planeten liest, stimmen mit der Hypothese der Wissenschaft genau überein. Die bisher fast allgemein geglaubte Lehre von einem feurig-flüssigen Erdinnern mit den Verbindungsschloten thätiger Vulcane war ganz geeignet, jene Hypothesen zu unterstützen. Es ist indessen zu erinnern, daß die Hebungstheorie nie allgemeine Zustimmung gefunden hat. Von Göthe's mehr dilettantisch-spottendem Widerspruch[2] abgesehen, ist **Rudolf Wagner** ein entschiedener Gegner derselben geblieben.

Und nun wenden wir uns zu der oben hieher verwiesenen Frage: Wie verhält sich zu den Resultaten der Wissenschaft das Buch der Bücher, das ja auch mit einer Geologie, mit einer Schöpfungsgeschichte beginnt? Wahrlich eine Frage, wohl geeignet, alle ernstlich zu beschäftigen, wenn nicht zu beunruhigen, die mit der Achtung vor den Tiefen menschlicher Forschung eine tiefe Ehrfurcht vor dem festen prophetischen Worte verbinden, welches die Männer Gottes, getrieben vom heiligen Geist einstens geredet haben.

Wir dürfen diese Frage nicht also abweisen, wie das Hineinziehen der Schrift in den Streit der verschiedenen Weltsysteme. Hier steht die Sache wesentlich anders. Gerade das Christenthum setzt die Erde und den Menschen in eine überaus innige Verbindung und Harmonie und ihre Geschicke beeinflussen sich gegenseitig. Die Entstehung und

---

1) Die **Geognosie** legt die Bestandtheile der jetzt vorhandenen Erdrinde dar, ohne nach ihrem Bildungsprocesse zu fragen.

2) Mephisto im zweiten Theile des Faust:

Als Gott der Herr — —
Uns aus der Luft in tiefste Tiefen bannte,
Da, wo centralisch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In sehr gedrängter, unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten auszupusten;
Die Hölle schwoll von Schwefelstank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterste ins Oberste zu kehren.

Bildung der Erde ist für den Glauben nichts Gleichgültiges, vielmehr handelt es sich in jener Frage um Ausgangspunkte und Fundamente des Glaubens. Und so kann sich allerdings mit gewissen Standpunkten das Christenthum nimmermehr vereinbaren, sich nicht einmal mit ihnen in eine Verständigung einlassen. Richtungen, welche die mosaische Schöpfungsgeschichte mit den kosmogonischen Fabeln und Träumen anderer Völker auf eine ganz gleiche Stufe stellen, mehr oder weniger verhüllt die Ewigkeit der Materie lehren, die Welt sich mechanisch ohne persönlich-lebendigen allmächtig-schaffenden Gott durch Spiel der Atome gestalten lassen — Geister, die mit voreiligem Hohn und Trotz die Ergebnisse ihrer oft nicht einmal in die Tiefe gehenden Forschung mit der Offenbarung in möglichst grellen und unversöhnlichen Widerspruch stellen: — zwischen ihnen und dem Christenthum ist nimmermehr Friede, sondern Feindschaft auf Leben und Tod.

Auf der andern Seite kann eine gründliche und ernste Wissenschaft niemals eine freundliche Stellung zu einem Standpunkte gewinnen, der — weit entfernt von dem Sinne der Schrift, die nicht blos in Sängern, sondern sogar in den künstlichen Metallarbeiten eines Bezaleel Gottesgeist wirken läßt — mißtrauisch und engherzig jede Wissenschaft und Forschung verwirft, ja sie nicht undeutlich der Finsterniß und dem Abgrunde zuweist. Es ist der Wissenschaft keine Versöhnung möglich mit derjenigen Aengstlichkeit oder Hartnäckigkeit, welche in Abrede zieht, daß der offenbarende Gott eine Schöpfungsgeschichte für ein aus dem Rohesten zu erziehendes Volk nur mit Herhorhebung eben der faßlichsten Offenbarungswahrheiten und mit Anpassung an eine verständliche Form mittheilen konnte und es daher für einen Frevel erklärt, das erste Kapitel der Genesis (z. B. mit Rougemont) für eine rückwärts gerichtete prophetische Vision zu erklären: — welche die Schöpfungsgeschichte durchaus buchstäblich als ein Schöpfungsprotokoll auffaßt und darauf besteht, daß die Tage keine Minute mehr und keine Minute weniger gehabt haben dürfen als 24 Stunden, obwohl selbst solche Männer zugestehen müssen, daß wenigstens vor der Erschaffung der Sonne von solchen Tagen bei buchstäblicher Fassung nicht die Rede sein kann.

Dagegen tritt in allen Hauptpunkten eine wahrhaft bewunderungswürdige Uebereinstimmung zwischen Wissenschaft und Bibel ein, sobald die Tage der Schöpfungsgeschichte als Schöpfungsperioden gefaßt werden. Es sind Tage, von denen Ps. 90, 4. geschrieben steht: Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache.[1]) Die Differenz zwischen einem 6000jährigen Alter der Erde und den langen Jahrtausenden der Geologie ist hinwegge-

1) „Künstlicher" ist dies wenigstens gewiß nicht, als wenn man mit Buckland zwischen den Worten „Im Anfang schuf" u. s. w. und dem Anfang des ersten Tages Millionen Jahre vergehen oder die Sonne am vierten Tage nicht geschaffen werden, sondern aus dunkeln Wolkenmassen hervorgehen und sichtbar werden läßt.

wischt,[1]) und im Einzelnen stellt sich überraschende Uebereinstimmung heraus, wenn wir nur bedenken, daß die Wissenschaft Schritt für Schritt den Fortschritten eines Werkes folgt, welches die h. Schrift mit einem Blicke umfaßt. Die Erde vor Erscheinung der ersten organischen Wesen ganz vom Meere bedeckt; das (von der Afterweisheit früher so bespöttelte) vor der Sonne geschaffene Licht, das Erscheinen der Seethiere vor den Landsäugethieren, der Mensch die letzte und jüngste der Creaturen: — wer wollte einen auffallenden Zusammenklang verkennen? Zwar bleiben noch Widersprüche stehen: die Pflanzenwelt, welche nach der Genesis dem Erscheinen der Sonne voraufgeht, verschiedene Stufenfolgen der Thiergattungen im Einzelnen, vor allen Dingen aber neuere Entdeckungen, welche den alten Satz, daß man bis jetzt mit Sicherheit keine fossilen Menschenknochen gefunden, umzustoßen, und das Alter des Menschengeschlechtes viel höher hinaufzurücken scheinen, als man bisher annahm.

Man glaubte schon früher bisweilen, fossile Menschenknochen gefunden zu haben. Aber jedesmal wurde schließlich erkannt, daß man sich geirrt hatte. Ebenso wurde nachgewiesen, daß da, wo man menschliche Werkzeuge, Mörser, Keulen u. s. w. neben den Knochen von antediluvianischen Thieren fand, zufällige Ereignisse diese Dinge zusammengeführt hatten, und daß jene Werkzeuge unserer Zeitperiode angehörten. Diese Sachlage hat sich neuerlich entschieden geändert. Wir können nur die wichtigsten Thatsachen anführen. Im Jahre 1857 wurde im Düsselthale unweit der Neandershöhle ein Schädel nebst mehreren Knochen aufgefunden. Ob der gefundene Schädel wirklich ein menschlicher sei, wird mehrseitig bezweifelt. Jedenfalls zeigt er einen sehr niedrigen Typus. Im September 1859 wurden im Sommethale bei Abbeville Aexte und Beile von Feuerstein in einem Diluvium, und daneben Spuren ausgestorbener Thierarten entdeckt. Aehnliche Funde wurden an andern Stellen gemacht. Besonders interessant war die 1863 erfolgte Auffindung einer Höhle bei Aurignac (Departement Ober-Garonne), welche zu einem Begräbnißplatze und zur Stätte der Begräbnißmahle gedient hatte. Knochen und Zähne einer kleinen Menschenrace lagen bei den Knochen vorweltlicher Thiere und Steinwerkzeugen. An den Küsten dänischer Inseln und Jütlands (neuerlich auch an der Küste von Neu-Schottland) entdeckte man bis 10 Fuß hohe Haufen von Küchenabfällen, vor Allem Auster- und Muschelschalen, Knochen ausgestorbener Thierarten und Steinwerkzeuge. Bohrungen im Delta haben Steine und Scherben zu Tage gefördert, die 12,000 oder 30,000 Jahre alt sein sollen.

Die Pfahlbauten, von denen man bis jetzt in den meisten Seen der Schweiz und Deutschlands Ueberreste gefunden hat, bestehen aus Pfählen, die man in einiger Entfernung vom Ufer in den Boden des Sees eingerammt hatte. Darauf wurden Häuser von Holz gebaut, zu denen man vom Lande her nur auf Nachen gelangte, oder auf Brücken, die sich wegnehmen ließen. Ihre Ueberreste sind da, wo das Wasser der Seen zurückgewichen ist, von Torf überwachsen; an andern Stellen liegen sie jetzt mehrere Fuß unter der Wasserfläche. Zwischen den Pfählen hat man einzelne menschliche Gebeine und viele Geräthe aus Stein, Horn, Holz u. s. w., ferner aus Bronce und aus Eisen

---

1) Allerdings sind die Bestimmungen der Wissenschaft über das Alter der Erde immenser Natur. Bischof berechnete, es habe für die Erde 353 Millionen Jahre bedurft, um von der ursprünglichen Gluth auf die jetzige Temperatur herabzusinken, die Periode der Steinkohlenbildung soll 1 Million 300,000 Jahre oder 9 Millionen Jahre [illegible] u. s. w. Bei manchen Theoretikern sind solche Zahlenangaben durchaus nicht über dem Zweifel erhaben.

gefunden. Mit Rücksicht auf das Material der Geräthe unterscheidet man eine Steinzeit, Broncezeit und Eisenzeit.

Der berühmte englische Geolog Lyell hat in seinem 1863 erschienenen Werke: The geological evidences of the antiquity of man, nach allen diesen Entdeckungen der Wissenschaft den Schluß gezogen: der Mensch ist auf Erden viel älter als man annahm, er hat mit den Riesenthieren der Vorwelt, den Mammuth u. a. zusammen gelebt. Den Resten der Höhle von Aurignac z. B. wird ein Alter von 50,000 Jahren zugeschrieben; Andere glaubten es auf 100,000 Jahre anschlagen zu müssen. Weniger von den Heroen der Wissenschaft, als von Geologen untergeordneter Bedeutung wurden diese Annahmen nicht ohne feindlich-höhnische Opposition gegen Schrift und Offenbarung als unumstößliche Sätze geltend gemacht.

Diesen Resultaten wissenschaftlicher Forschung gegenüber thut eine klare und ruhige Besonnenheit noth, welche weder roh und polternd jede Forschung und Wissenschaft überhaupt angreift und verwirft, noch etwa Positionen des Offenbarungsglaubens voreilig räumt und aufgiebt. Wer weiß, ob nicht eine Zukunft mit neuen Entdeckungen und Erfahrungen die Lösung in derselben Weise bringt, wie sie dieselbe für das vor den Himmelskörpern geschaffene Licht gebracht hat? Bei vielen wichtigen Fragen waren Anfangs die Aussichten auf eine Verständigung gering, aber in allen Fällen hat der weitere Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung das Verhältniß immer klarer und günstiger gestaltet. Jeder Tag erweitert unsern Horizont; sich so zu geberden, als wisse man schon Alles, ist gerade der Unwissenschaft Uebermaß, und gerade die gefeiertsten Vertreter der Geologie gestehen willig zu: „sie ist eine junge Wissenschaft und hat noch lange nicht das letzte Wort gesprochen". Alle jetzt von den meisten Seiten mit Beifall begrüßten Sätze über das hohe Alter des Menschen sind und bleiben noch lange Hypothesen, die ganze Frage ist noch lange nicht spruchreif. Die geologische Untersuchung über das Alter des Menschengeschlechts bedarf noch sehr der Vervollständigung, Sichtung und Sicherung des Materials; es laufen auch bei Lyell noch zu viele unerwiesene Voraussetzungen, nicht sicher constatirte Thatsachen, voreilige Schlüsse und Hypothesen mit unter, und es wird noch vielfacher und ernster Untersuchungen bedürfen, ehe man von feststehenden Ergebnissen der geologischen Forschung sprechen kann.

Die Männer der Wissenschaft sind über das Alter der erwähnten Funde unter sich selbst noch bedeutend in Widerspruch, und müssen es sein. Es kommt z. B. bei der ganzen Untersuchung gar viel darauf an, wie viel ein Torflager, eine Schlammschicht u. s. w. in einem Jahrhundert anlegt. Wäre es richtig, was ein französischer Gelehrter behauptet, daß der Torf in einem Jahrhundert nur einen starken Zoll zunehme, so würde z. B. ein Pfahlwerk, das jetzt von einer 8 bis 10 Fuß dicken Torfschicht bedeckt aufgefunden wurde, etwa 10,000 Jahre alt sein. Aber die Voraussetzung eines so langsamen Wachsens des Torfs ist, wie Lyell selbst zugiebt, ganz willkürlich, und Vogt sagt ganz unumwunden: „Bis jetzt fehlen uns zur Feststellung des Maßes,

in welchem der Torf wächst, jegliche Anhaltspunkte, indem die Berechnungen, die man darüber hat anstellen wollen, stets nur auf höchst schwankenden Grundlagen beruhen.“ Und an einer andern Stelle: „Zur Berechnung der verticalen Zunahme des Torfes fehlt bis jetzt jeglicher Anhaltspunkt, und vielfache Correspondenz und Unterhaltung mit den dabei betheiligten Forschern hat mir nicht die geringste Thatsache verschaffen können, welche dazu führte.“

Man thut der Wissenschaft endlich kein Unrecht, wenn man an das Fluctuiren und den Wechsel erinnert, welchem die geologischen Hypothesen in allen Punkten ausgesetzt sind. Mit welcher Gewißheit wurde lange Zeit ein feurig-flüssiges Erdinneres angenommen! In unsern Tagen sagt sich eine Autorität nach der andern von der Centralfeuer-Hypothese los. Die ganze alte dunstige Nebeltheorie, nach der die Weltkörper sich aus Dampf- und Gasmassen verdichtet haben, beginnt zu schwanken. Diese sich einander ablösenden Phasen sind nur naturgemäße Entwickelung: nur durch Irrthum geht der Weg zur Wahrheit. Aber die wichtigsten Fragen der Menschenseele nach der jedesmaligen Phase der Wissenschaft entscheiden zu wollen, davon bleibt immer abzurathen.[1])

Endlich ist jenen voreilig triumphirenden Feinden der Offenbarung bemerklich zu machen, daß ein Standpunkt, der die Tage der Genesis als Schöpfungsperioden annehmen zu dürfen glaubt und die chronologischen Bestimmungen der Bibel nicht der Glaubenslehre gleichstellt, durch jene Entdeckungen nicht eben erschüttert wird. Bedauerlich würde nur sein, wenn der Mensch nicht als Letztes und Höchstes in der Reihe der Creaturen stände. Aber nach dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung bleibt er, biblisch zu reden, doch ein Werk des sechsten Tages. Lyell nimmt 36 Erdschichten von der ältesten bis zur jüngsten an. Die jüngste nennt er die nachtertiäre (post-tertiary), und diese enthält wieder zwei Unterordnungen, die neue und die nachpliocene (post-pliocene) Schicht. Alle bis jetzt gemachten Entdeckungen bewegen sich in dieser jüngsten, sehr undurchsichtigen Schicht. Hat der Mensch auch mit jenen Thierarten der Vorwelt zusammen gelebt, so folgt noch gar nicht, daß er mit ihnen geschaffen ward. Wenn wir also menschliche Ueberreste mit Ueberresten jener Thiere irgendwo so zusammen finden, daß angenommen werden muß, der Mensch habe mit diesen Thieren gleichzeitig gelebt, so hat der Satz: „der Mensch hat schon in der nachpliocenen Zeit gelebt“, nur die Bedeutung: diese Thiere sind in gewissen Gegenden erst ausgestorben, als es dort schon Menschen gab. Durch den Satz: „der Mensch existirte schon in der nach-

1) Rudolf Wagner im Hinblick auf die Darwin'sche Hypothese: „Für den besonnenen Naturforscher, zumal denjenigen, der im Laufe dieses Jahrhunderts schon so viele Wechsel der Grundanschauungen über die Hauptprobleme in der Erdbildung, der Gestaltung der Erdoberfläche, der Erscheinung der organischen Körper erlebt hat — ich erinnere z. B. nur an die Theorien von Werner bis auf Elie de Beaumont — zeigen diese Erfahrungen nichts Anderes als die völlige Unlösbarkeit jener Fragen mit unsern gegenwärtigen Hülfsmitteln.

pliocenen Zeit", wird mithin nicht der Mensch in die Vorwelt hinaufgerückt, sondern nur die nachpliocene Zeit wenigstens theilweise in die historische Zeit, in die Zeit der Existenz des Menschen hinabgerückt.

Schließlich seien jene Gegner darauf aufmerksam gemacht, daß die christliche Religion nicht mit dieser und jener wörtlich gefaßten Erzählung des Alten Testamentes steht und fällt. Vielleicht sollen wir gewöhnt werden, uns noch mehr auf die reale Machtexistenz des Christenthums durch Jahrtausende und Nationen, oder auf seine einer Menschenseele, die sonst nirgends Frieden finden kann, diesen seligen Frieden gebende Wirksamkeit zu gründen. Es sind dies Beweise, die durch keine fossilen Menschenknochen, und wären sie in der Grauwacken- oder Steinkohlenformation vorgekommen, durch keine aufgefundenen noch so affenähnlichen Schädel u. s. w. alterirt werden können.

§. 2. Die Aufgabe der physischen Geographie.

Im weitern Sinne bilden die Lehren der Geologie allerdings einen Theil der physischen Geographie. Denn während die mathematische die Stellung der Erde im Weltall im Auge hatte, betrachtet die physische Geographie den Erdkörper als ein für sich bestehendes Ganze, dessen natürliche Beschaffenheit sie zu erforschen und auf die bekannten physikalischen Gesetze zurückzuführen sucht. Das Werden dieser natürlichen Beschaffenheit ist für sie von größter Bedeutung. Für engere Begrenzung kann man aussprechen, daß die physische Geographie die Erde nach dem Abschluß der Umwälzungs-Perioden in das Auge faßt, daß sie im Gegensatze zu dem bunten Wechsel der politischen bleibende Verhältnisse der Erdoberfläche sich zum Vorwurf nimmt.

Wer könnte freilich im exacten Sinne des Wortes für endliche und irdische Dinge vom Bleibenden reden? Die Ruhe unserer gegenwärtigen Epoche ist nur eine relative. Die Natur ist in einer dauernden Arbeit und Bewegung und wer, wie Rückerts Chidher alle fünfhundert Jahre desselben Weges gefahren käme, fände der Veränderungen gar viele: Flüsse erhöhen in der Ebene nach und nach ihr Bett und gewinnen an der Mündung durch Anschwemmungen dem Meere Gebiet ab, das an andern Stellen Stücke vom Lande losreißt. Ja ein großer Theil der Erdoberfläche ist in dauernder langsamer Hebung und Bewegung; hier steigt das Land immer mehr über den Meeresspiegel heraus, wie Skandinavien und Arabiens Westküste: dort sinkt das Land seit Jahrhunderten, wie die Küste Grönlands. Wieder an andern Landküsten scheint ein periodischer, noch nicht hinlänglich erforschter Wechsel zwischen Hebung und Senkung stattzufinden.

Die physische Geographie, welche also das relativ Bleibende, die im Gegensatz zu den ungeheuern Revolutionen der vorhistorischen Zeit zur Ruhe gekommene Erde als Naturkörper betrachtet, hat die spärlichen Resultate der Forschungen über das Erdinnere zu registriren, vornehmlich aber ihren Blick auf die Oberfläche der Erde zu richten und sich

mit den dreierlei Formen zu beschäftigen, welche die Hülle des Erdkreises bilden. Zunächst sind wieder zwei solche Hüllen, eine innere und äußere zu unterscheiden. Die äußere elastisch flüssige, der Luftkreis, umgiebt das Ganze wie eine Hohlkugel: die Oberfläche der Erdkugel im eigentlichen Sinne ist entweder eine feste oder eine tropfbar flüssige. Je dichter, desto mehr sind diese Formen der Mitte der Erde genähert. Die flüchtigste Hülle, der Luftkreis, umgiebt die äußerste Peripherie des Planeten wie ein leichtes Gewand, umhüllt ihn mit Aether, Dünsten und Wolken. Es folgen dann abwärts die schwereren, das Wasser, und dann die Erde und die Felsmassen. Der Mensch und die Organismen leben im Contact mit allen dreien.

§. 3. Das Innere der Erde.

Das Erdinnere ist bis jetzt eine uns unbekannte Größe, und deshalb der Gegenstand der verschiedensten Hypothesen und Combinationen — wenn wir an Montesquieu's Bohrloch durch den Erdball denken, der abenteuerlichsten Phantasien — gewesen. Es ist dem Menschen bisher nur gelungen, eine sehr geringe Tiefe, etwa 2000 Fuß, nicht $^1/_{11}$ Meile oder $^1/_{6000}$ des Erddurchmessers, unter dem Niveau des Meeresspiegels in das Erdinnere einzudringen. Doch ist diese unerhebliche Tiefe schon hinlänglich gewesen, um die verhältnißmäßig rasch mit der Tiefe steigende Temperatur zu beobachten. Ein Thermometer zeigt in der Tiefe von 60 Fuß überall und beständig eine gleiche Temperatur, ohne daß selbst der heißeste Sommer oder der kälteste Winter eine Aenderung bewirken. Diese sich gleichbleibende Temperatur ist also von der Sonne unabhängig, ist die eigenthümliche Erdwärme. Gehen wir dann unter die Tiefe dieser constanten Wärme weiter hinab, so beginnt der Thermometer zu steigen. „Licht und Wärme," sagt daher ein geistvoller Geolog, „belehren uns über die äußersten Grenzen unsers irdischen Daseins; der Lichtstrahl aus den fernsten Welträumen, der Wärmegrad aus dem Innersten der Erde." Dieses merkwürdige Zunehmen der Erdwärme nach dem Mittelpunkte der Erde zu, welches für etwa 120 Fuß einen Grad beträgt, hat sich an den verschiedensten Punkten der Erde und für alle bis jetzt bekannten Tiefen bestätigt. Schon 8 Meilen in den Erdkörper hinein muß man eine Hitze annehmen, bei welcher Eisen schmilzt; in 12 Meilen Tiefe würde eine Temperatur herrschen, bei welcher alle uns bekannten Körper feurig-flüssig sind. Andere taxiren die Mächtigkeit der Erdkruste auf 50 Meilen. Das Verhältniß der starren Erdrinde zu der gluthflüssigen Masse, die sie umhüllt, trüge so viel aus, wie die Schale des Eies gegen seinen Durchmesser.

Für ein feuerflüssiges Erdinneres bilden thätige Vulcane die noch immer offenen Verbindungsschlote zwischen dem inneren Feuer und der Erdoberfläche, und ihre Auswurfsmassen stimmen mit den krystallinischen Gesteinen des Erdkörpers überein. Heiße Quellen steigen aus dem

Erdinnern herauf. Erdbeben geben in kleinem Maßstabe noch immer ein Bild jener großartigen, von dem Gluthinnern ausgehenden Erschütterungen.

Wir haben in dem Vorstehenden die bis jetzt fast allgemein gültige Hypothese über das Erdinnere mitgetheilt. Sie ist aber in den letzten Jahren durch neue Beobachtungen wesentlich modificirt, und von einzelnen Vertretern der Wissenschaft durchaus verworfen worden.

Fortgesetzte Forschungen über die Temperatur des Erdinnern führten zunächst darauf, daß die Dicke der Erdkruste mindestens dreimal so groß angenommen werden müsse, als bisher geschehen. Thomson machte darauf aufmerksam, daß ein flüssiges Erdinneres auf Attraction des Mondes und der Sonne bei Ebbe und Fluth, so wie auf die Präcession der Nachtgleichen Einfluß üben würde, daß die betreffenden Erscheinungen ganz anders verlaufen müßten als jetzt der Fall ist. Das Innere der Erde ist nach Thomson fester als Stahl. Auch Kluge, einer der tüchtigsten Forscher auf dem Gebiete des Vulcanismus, verwirft die Theorie vom feurig-flüssigen Innern der Erde.

§. 4. Die Oberfläche der Erde. Vertheilung von Wasser und Land.

Während das Erdinnere sich uns entzieht, liegt die Erdoberfläche als Object des Studiums und der Betrachtung vor unsern Augen: freilich, wird man erwidern, doch für den Einzelnen nur in dem minutiösesten Antheil. Aber „die Natur ist in jedem Winkel ein Abglanz des Ganzen.“ In dem zerstörenden Gewitterbach kann man die Natur reißender Stromsysteme, an der Zertrümmerung einer kleinen Insel, wie Helgoland, die Küstennatur großer Continente und die Umwandlung ihrer Gestadelinien studiren. In den Blätterdurchgängen einzelner Krystalle, in der Construction der zahllosen Urfelsblöcke, wie sie als Findlinge aus einer Vorzeit weithin im nördlichen Deutschland zerstreut liegen, kommt die Natur der Gebirgsschichten ganzer Alpensysteme und des scandinavischen Nordens, aus dem sie, durch Eisfluthen herbeigeführt, herstammen, zur Anschauung. Jede Brunnengrabung liefert Beiträge zur Theorie der Erdrinde — die Eisenbahndurchschnitte in weiten Ebenen sind durch Aufdeckung dieses obern Schichtenkleides der Erde schon in unsern Saal- und thüringischen Gegenden sehr lehrreich geworden. Im Bau des Grashalms, der Binsen und der einheimischen Monokotylen lernt man die Construction der Fürsten der Wälder, der Palmen-Vegetation der Tropenländer, begreifen; in der Moosbekleidung und Flechtenbildung auf Ziegeldächern und Mauern die Anfänge der Pflanzenwelt auf Berggipfeln verstehen. Schon im Harz und Riesengebirge kann man sich lehrreich auf das Studium der Alpen vorbereiten. — Wir haben diese Worte Ritter's wie einen sinnigen und anregenden Prolog der Betrachtung der Erdoberfläche vorangeschickt.

Wir beginnen mit Betrachtung der festen und der tropfbar flüssigen Hülle der Erdoberfläche.

Das Starre und das Flüssige haben auf der Erdkugel ein sehr ungleiches Gebiet. Nimmt man die Oberfläche in Hundertstel getheilt an, so gehören dem Wasser $^{73}/_{100}$, dem Lande $^{27}/_{100}$, oder wenn man den ganzen Flächenraum der Erde auf 9,261,000 geogr. □Meilen anschlägt, 2,463,000 □M. dem Lande, dem Wasser 6,798,000 □M.

Denken wir uns Land und Wasser jedes für sich gesondert in ihren großen Ansammlungen einander gegenüber gestellt, so herrschte auf der Erdoberfläche eine Einförmigkeit, die jede reiche Entwickelung eines vielgestalteten Erd- und Menschenlebens unmöglich machen würde. Statt dessen kommen diese Hauptformen der Erdrinde im wechselnden Durcheinander, in den contrastirendsten Verhältnissen vor und begründen so eine Mannigfaltigkeit, welche zur Entfaltung des buntesten Lebens geschickt macht.

Es ist eben so üblich als belehrend, sich die Erde in Halbkugeln zu zerschneiden und diese nach dem Verhältniß von Wasser und Land einander gegenüber zu stellen. Sehen wir zuerst die nördliche und südliche Hemisphäre an, so erscheint die erstere als Land-, die andere als Wasserhalbkugel. Auf der nördlichen verhält sich das Land zum Wasser wie 3 : 8, auf der südlichen wie 1 : 8. Noch schärfer ist der Gegensatz der östlichen und der westlichen Halbkugel; denn $^3/_4$ der gesammten Landmasse kommen auf die östliche Landhalbkugel und nur $^1/_4$ auf die westliche Wasserhalbkugel.[1])

Der Contrast erreicht seine größte Höhe und Schärfe, wenn wir mit Ritter die Erde in eine nordöstliche, um den Nordpol gelegene Landhalbkugel, und eine südwestliche, um den Südpol gelegene Wasserhalbkugel unterscheiden. Auf der Landhalbkugel liegen die Meere innerhalb der Länder, auf der Wasserhalbkugel die Länder innerhalb der Meere: auf der ersteren liegen Asien, Europa, Afrika, Nordamerika und der größte Theil von Südamerika, auf der zweiten das kleinere Stück von Südamerika und Australien. Mit Recht stellt man beide Hemisphären als die continentale und pelagische einander gegenüber.

Das Bedeutsame und Einflußreiche solcher Verhältnisse einleuchtend zu machen ist ein Vergleich zwischen den Continenten der beiden Halbkugeln besonders geeignet. In der Mitte der Landhalbkugel liegt der durch seine Civilisation alle andern Erdräume beherrschende Theil von Europa (Großbritannien mit den Küsten von Frankreich und Deutschland) und hat durch seine vielseitige Berührung mit der Continentalform des Planeten, in dem Mittelpunkte der größten Wirksamkeit die größte Sphäre historischer Einwirkung und Entwickelung gewonnen. In

1) Neuerlich hat ein schottischer Gelehrter, Yates, zur Erklärung der ungleichen Vertheilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche die Hypothese aufgestellt, daß die sogenannte Wasserhalbkugel schwerer sei als die Landhalbkugel, daher das Wasser durch ihre größere Dichtigkeit anziehe.

der Mitte der Wasserhalbkugel schwimmt einsam das inselartige Festland Australien, so außerhalb aller natürlichen Berührungen mit der Continentalhalbkugel, daß es erst mit den Kunstmitteln vollendeter oceanischer Schifffahrt, also erst nach dem Ablauf von Jahrtausenden in den Kreis des Weltverkehrs und der Weltbewegung hineingezogen werden konnte.

Auf der Grenzzone beider Erdhalben bilden Landmassen einen breiten continentalen Ring oder Gestadegürtel. Er durchschneidet — in diagonaler Richtung, in der Richtung der Ekliptik um die Erde gelegt — vom Cap der guten Hoffnung in Südafrika ausgehend den Aequator im Nordosten der Mozambique-Straße unter einem Winkel von 45°, und begreift die Süd-, Südost- und Ostgestade von ganz Asien über China, Korea, Japan bis Süd-Kamtschatka. Dann wendet sich sein Kreisbogen wieder südostwärts, als Längenbegleiter des ganzen Westgestades von Amerika bis Chile, und zur Südspitze Amerikas, die hier den Beschluß aller continentalen Bildungen macht. Die breite Zone dieses Gestadegürtels ist nur an zwei Stellen unterbrochen: in der Behringsstraße und im Südocean zwischen Patagonien und Südafrika, auf beiden Seiten in der größten Annäherung an die Polarwelt. Alle mächtigen Erhebungen, sowohl Plateaux als kolossale Gebirge, sind auf der oceanischen Seite des Ringes gelagert; die Flachländer liegen auf der innern Seite und senken sich stufenweise zu dem innern Bassin des Ringes. Die Klimatik des Gestadegürtels ist die mannigfaltigste, wechselndste, anregendste, productionsreichste in Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt.

§. 5. Die tropfbar-flüssige Erdhülle. Das Meer.

Das Wasser auf der Erdoberfläche ist entweder stehendes in den Landseen und dem Meere, oder fließendes in Quellen, Bächen, Flüssen und Strömen.[1]) Dem Meere gegenüber nennen wir die Flüsse und Seen continentale Gewässer. Sie vermitteln die Verbindung zwischen den beiden Formen der Erdrinde und sind so vielfach an die Bildungen der starren Erdoberfläche gebunden, daß wir auf sie erst später mit diesen zusammen eingehen wollen.

Unser Auge blickt zuerst nach den Grenzen des Meeres. Die Stellen, wo sich die tropfbar flüssige und starre Erdrinde berühren, heißen Küsten, Ufer, Gestade: man rechnet, daß die Gesammtlänge der Grenzen von Meer und Land an 34,000 M. betragen mag. Aber welche Verschiedenheit auf diesen ungeheuren Strecken! Hier erheben sich steile Felswände aus der Tiefe, dort verläuft ein flaches sandiges Ufer allmählig in die See. An dieser Küste glüht der senkrechte Sonnenstrahl: an jener lassen aufgethürmte Eisberge es unentschieden wo Meer und Land sich trennen. Hier findet der müde Seefahrer den sichern Hafen; aus der Ferne winkt ihm der strahlende Leuchtthurm und

1) Das unterirdische Wasser', d. h. die Wasservorräthe unter der Erdoberfläche sollen nach Delasse die Quantität der überirdischen Wasser übertreffen.

überall am Ufer erheben sich die Wohnungen gesitteter Menschen. Dort tobt die Brandung gegen das Ufer einer schauervollen Wildniß. — Man unterscheidet drei Hauptformen der Meeresküsten: Steilküsten, Klippenküsten, Flachküsten. Steilküsten, vom tiefen Meer aufsteigende Felsenwände, öfters bis zu 1000 Fuß Höhe, treten vornehmlich bei Vorgebirgen, seltener auf längeren Küstenstrecken hervor. Sie sind die günstigsten für den Seeverkehr, frei von gefährlichen Untiefen und Klippen, reich an tiefen, in sie eingeschnittenen Hafenstellen. Gefährlich für den Seefahrer sind dagegen in hohem Grade die Klippenküsten, welche aus zerstückelten, theils anstehenden, theils in Blöcken regellos zerstreuten Felsen bestehn; zuweilen begleiten vorgelagerte Klippenreihen auch Steilküsten. Wohl finden sich schöne und sichere Häfen; aber sie sind nur kleinen Fahrzeugen zugänglich, die sich unter Schwierigkeit und Gefahr in sie hinein winden. Darum bildet das Lootsenwesen eine Hauptbeschäftigung der Anwohner. Eine eigene Abtheilung der Klippenküsten bilden in den wärmeren Meeren die Korallenküsten, Bauten der Korallen, welche sich sowohl steilen als flachen Ufern vorlagern. Flachküsten sind die Ränder einer mit dem Meeresspiegel fast in gleicher Tiefe hinziehenden Landstrecke. Ein Strand verschiedener Breite, aus feinem und groben Seesande oder Gerölle bestehend, bildet hier die Grenze zwischen Meer und Land. Häufig sind Flachküsten mit langen Reihen von Dünen besetzt, Hügeln, die aus Flugsand gebildet sind und oft auf bedenkliche Weise gegen das Innere des Landes vorschreiten. An andern Stellen, wo diese natürlichen Wälle fehlen, schützen Dämme oder Deiche das Flachland gegen die Uebergriffe des Oceans. Flachküsten haben die schlechtesten Häfen, so daß oft die Kunst nachhelfen muß, um Häfen zu schaffen oder die bestehenden vor dem Versanden zu bewahren.

Alle Küstenformen ziehen sich nur selten auf längere Strecken in einer ununterbrochenen geraden oder krummen Linie fort. Das Meer zackt und buchtet durch seine steten Angriffe auf die Küste diese aus und dringt in vielfachen Einschnitten in dieselbe ein. Kleinere Einschnitte nennt man Buchten, größere Baien, tief eindringende aber verhältnißmäßig schmale Fiorden, größere und weiterer Einbiegungen Meerbusen. Meerestheile, die auf fast allen Seiten vom Lande umgeben sind, heißen Binnenmeere. Oefters sind dieselben mit dem offenen Ocean, wie überhaupt Abtheilungen des Meeres unter einander durch schmale Wasserbänder, die zwischen Landmassen eingeklemmt sind, verbunden: man nennt sie Meerengen oder Straßen.

§. 6. Die fünf Oceane.

In ganz offenem Zusammenhange stehend, oder durch solche eben erwähnte schmalere oder breitere Wasserbänder verbunden bildet die tropfbar flüssige Hülle der Erdrinde ein Ganzes. Gegenüber der Ansicht des Ptolemäus, nach welcher die einzelnen Meere, durch Dämme von ein=

ander geschieden, abgeschlossene Becken bilden sollten, giebt es nur ein Weltmeer, einen Oceanus, der alles Land umgürtet und umschlingt.

Doch unterscheidet man dem Herkommen nach fünf Hauptmeere, eine Zahl, die der Fünfzahl der Erdtheile entspricht. Unter diesen fünf Oceanen entsprechen sich die beiden Eismeere und der atlantische und große Ocean, die beiden Queroceane, die wie Riesenkanäle von einem Polarmeere zum andern gehen, wie zwei zusammengehörende Paare. Der indische Ocean nimmt eine vereinzelte Stellung ein.

1. Das nördliche Eismeer oder arktische Polarmeer umgiebt den Nordpol und berührt die nördlichen Küsten von Asien, Europa und Amerika, zwischen dessen vorgelagerten polarischen Inselländern es eine Menge von Busen, Durchfahrten und Straßen bildet. Mit dem atlantischen Ocean ist offene Verbindung: in den stillen führt die 9 Meilen breite Behringsstraße, von Behring 1728 aufgefunden.

Selbst in der wärmeren Jahreszeit treiben in dem arktischen Meere aus den Polargegenden gegen S. (oft bis zum 55°) Eismassen von kolossaler Ausdehnung und wunderlicher Gestalt. Es giebt schwimmende Eisinseln, die oft hunderte von Meilen nach allen Richtungen messen, treibende Eiskolosse, wie Obelisken, Pyramiden, Säulen oder Pfeiler, Profile von Thier- und Menschenköpfen u. s. w. Das zwischen zwei auf einander zu treibende Eismassen gerathene Schiff wird zermalmt. Manchmal vernimmt man in der unheimlichen Stille einen dumpfen Knall auf viele Meilen weit: eine große Eismasse ist in kleinere zersprungen. Die Schollen an der Sprungfläche sind scharf wie Glas und zerschneiden die Seitenwand eines Schiffs wie eine Säge. Neben diesen starren und gefährlichen Massen des Polarmeers schwimmt das Product einer milderen Zone, das Treibholz, welches nirgends sonst in solcher Menge angetroffen wird. An der nördlichsten sibirischen Küste sieht man es in ungeheuren Massen aufgeschichtet und man kann sein Alter verfolgen von dem eben losgerissenen an bis zu dem wohl 1000 Schritt von der Fluthmarke liegenden fast verwitterten Stamme. Meerströmungen tragen es aus wilden Regionen an die holzarme Küste.

Auch in dieses unwirthliche Meer hat den Menschen Handelsgeist und ein höherer Trieb der Forschung und Entdeckung geführt. Lohnend war besonders früher der Walfisch- und Häringsfang, einträglich der Pelzhandel. Daneben bildete sich im Zusammenhange mit den Bestrebungen der Neuzeit, womöglich keine Stelle der Erdoberfläche unerforscht zu lassen, der eifrige Wunsch, von der Hudsons- und Baffins-Bai aus über Nordamerika hin eine nordwestliche Durchfahrt (Nordwest-Passage) nach der Behringsstraße aufzufinden. Das englische Parlament setzte eine bedeutende Prämie für den Entdecker aus. Nachdem schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Reihe von Entdeckungen klar geworden war, daß Amerika nicht, wie man geglaubt, ein zusammenhängendes Land bis zum Pol bilde, wurden besonders seit 1818

die Entdeckungsexpeditionen, vornehmlich von England aus, wieder aufgenommen. Man nannte sie auch Nordpol-Expeditionen, weil der Gedanke, wo möglich den Pol zu erreichen, dazu getreten war. An die Namen Roß, Parry, Lyon, Franklin, Beechey knüpft sich die Geschichte der mühseligsten und gefahrvollsten Fahrten. Kanäle, 15,000 Fuß lang durch 7 Zoll dickes Eis gehauen, Gefangenschaft zwischen einschließenden Eisbergen von vielmonatlicher Dauer, Qual des Hungers, die zu Flechten, geröstetem Leder und zerstoßenen Knochen greift, eine Kälte, welche Chloroform und salzsauren Aether in feste Körper wandelt: das sind nur einzelne von den Schrecknissen solcher Polarreisen. Und doch brachten sie wohl wichtige Aufhellung über die Polarländer, aber keine Durchfahrt! Doch hatte Parry, der auf Schlitten den Pol erreichen wollte, unter 82° 55′, dem nördlichsten bis jetzt erreichten Punkte, umkehren müssen! Da segelte 1845 Franklin zu einer neuen Expedition aus und — kehrte nicht wieder. Im rühmlichsten Wetteifer drangen die Seefahrer verschiedener Nation in das Polarmeer, den Vermißten zu finden oder sichere Kunde über ihn zu erhalten.[1] Diese haben der Wissenschaft reichen Gewinn gebracht. Im Herbst 1850 fand der englische Capitän M'Clure, der von der Behringsstraße her eingedrungen war, die lange gesuchte Durchfahrt — aber sie ist nur gefunden, um ihre gänzliche Unbrauchbarkeit für die Schifffahrt darzuthun. Nur unter begünstigenden Umständen sind einmal in einem Sommer alle Kanäle dieser zwischen polarischen Inselländern sich windenden Durchfahrt von Eise frei.

2. Der atlantische Ocean, genannt von dem mythischen Lande Atlantis, das nach den Erzählungen einiger alten Schriftsteller westlich von Afrika liegen sollte. Der südliche Theil führt auch den Namen des äthiopischen Meeres. Im N. und S. begrenzen diesen Ocean die beiden Polarmeere: im O. schließen Europa und Afrika, im W. Amerika ihn ein, und diese östlichen und westlichen Küsten zeigen einen merkwürdigen Parallelismus. Wie bei den Ufern eines Flusses entsprechen Vorsprüngen des Landes auf der einen Seite bedeutende Einschnitte auf der andern: Labrador und Nordsee, Nordwest-Afrika und der mexicanische Meerbusen, Brasilien und der Busen von Guinea. Kein Ocean hat, wenigstens in seinem nördlichen Theile, so viele Meerbusen und Seitenmeere: die Verbindung mit dem großartigen Binnenbecken des Mittelmeeres ist auf der Erdkugel ohne Seitenstück. Auf dem Westufer dringt das westindische Mittelmeer, wenn auch nicht mit so reicher Mannigfaltigkeit, in die Westfeste. Der Inselreichthum der nördlichen Hälfte steht im Contrast mit der eben so großen Armuth der Inselbildung in der südlichen Hälfte. Der atlantische Ocean trennt nicht blos die alte Welt von der neuen, sondern bildet auch die

1) Die Expeditionen von Rae 1854 und von Clintock 1857—1859 lösten die Zweifel über Franklin. Nach Erzählungen der Eskimos, aufgefundenen Resten und schriftlichen Notizen ist das Schiff vom Eise zerdrückt und die Mannschaft umgekommen. Franklin selbst ist am 11. Juni 1847 gestorben.

Brücke zwischen beiden, deren culturfähigste Seiten er bespült. Daher dient er überhaupt mehr als irgend ein anderer Ocean zur Verbindung der entferntesten Gegenden der Erde. Er war bestimmt, den Schauplatz der Weltgeschichte, als das mittelländische Meer für sie zu enge geworden, unendlich zu erweitern. Seinem verbindenden Charakter war es angemessen, daß durch den atlantischen Ocean zuerst zwischen New-Foundland und Irland ein Telegraphentau gelegt wird.

3. Der indische Ocean bespült wie der atlantische die Küsten dreier Erdtheile: im N. Asien, und hier greift er in zahlreichen und tiefen Einschnitten ein — im W. Afrika, im O. den Austral-Continent. Er gehört mit dem bei weitem größten Theile der südlichen Halbkugel an, und nur seine Busen greifen in die nördliche herüber. Im S. bildet das südliche Eismeer seine Grenze.

4. Der große Ocean, etwa ein Drittel der gesammten Erdoberfläche, erhielt von dem ersten Weltumsegler Magelhaens, der dort eine ruhige und stille Fahrt hatte, den Namen des stillen Oceans (Pacific); der erste Europäer dagegen, der seine Fluthen von den Bergspitzen des Isthmus von Panama erblickte, nannte ihn Südmeer oder Südsee, eine Bezeichnung, welche bei den seefahrenden Nationen sehr üblich ist. Der Name großer Ocean gehört der wissenschaftlichen Nomenclatur an. In der Längenausdehnung dem atlantischen gleich und wie dieser von den beiden Eismeeren begrenzt, ist die Breitenausdehnung eine bei weitem größere. In der Behringsstraße, die den großen Ocean mit dem nördlichen Eismeere in Verbindung setzt, findet die größte Annäherung des Ost- und Westcontinents statt: von da ab entfernen sich die Küsten von Asien und Amerika fliehend von einander, und mit jedem Grade wächst die Breitenausdehnung des großen Oceans: sie beträgt unter dem Aequator $^2/_5$ des gesammten Erdumfanges. Dieses weite Becken ist mit einem Kranze thätiger Vulkanreihen umgeben, und in seiner nördlichen Hälfte mit dichtgedrängten Inselreihen so übersäet, daß man diesen Meerestheil mit der sternreichen Milchstraße des Himmels verglichen hat. Die südliche Hälfte zeigt dieselbe Armuth der Inselbildung wie der atlantische und indische Ocean in ihren südlichen Theilen. Mit dem atlantischen Ocean steht das stille Meer in durchgängigem Contrast. Es fehlen ihm die dort so reich entwickelten Seitenmeere, sein Wassergebiet ist weit geringer, die Vulkanicität im atlantischen Ocean nur sporadisch, „der Pacific ein in die Breite gedehntes, im Norden fast geschlossenes ovales Riesenbecken, der Atlantic ein in die Länge gestrecktes, im Norden weit offenes Riesenthal, der Atlantic ist der Sitz der europäischen, der Pacific der Sitz der hinterasiatischen oder mongolischen Cultur."

In neuerer Zeit ist der große Ocean mit seinen Küsten, an welchen sich die Hauptvölker der alten und neuen Welt begegnen, ein Hauptschauplatz des Weltverkehrs und der geschichtlichen Bewegung geworden.

5. Das südliche Eismeer oder das antarktische Polarmeer zeigt keine Landgrenze wie das nördliche, sondern stößt mit den südlichen Hälften des atlantischen, indischen und stillen Oceans in offener Wasserverbindung zusammen. Auch auf die Erforschung dieser südpolarischen Regionen ist man ausgegangen; doch stellen sich hier noch größere Schwierigkeiten entgegen, denn Eisfelder und Eismassen haben ein noch ausgedehnteres Gebiet als im nördlichen Polarmeere. Die wichtigste Expedition ist die des englischen Capitän Roß 1839—1843. Sie ist bis jetzt am weitesten gegen den Südpol vorgedrungen. Die Namen der Schiffe Erebus und Terror übertrug man auf feuerspeiende Berge des Südcontinents. Der Vulkan Erebus, auf 12,400' geschätzt, liegt unter 77° 32' SB., Terror ist ein erloschener Krater. Unter 78° 4' liegt das Victoria-Land. Weiterem Vordringen nach Süden stellte sich eine kolossale Eismauer von gegen 200' Höhe und auf 1000' geschätzter Mächtigkeit entgegen, die fest zusammenhängend Hunderte von englischen Meilen sich hinzog. An einigen Stellen sah man ferne Berggipfel darüber weg ragen. Die Unmöglichkeit, durch diesen Eiswall durchzudringen, zwang Roß zur Umkehr: er war bis 78° 11' SB. gelangt. Daß sich ununterbrochen nach dem Südpol hin Land erstrecke, ist nicht wahrscheinlich. Die beobachteten Temperaturen sprechen entschieden für einen mehr oceanischen Charakter der antarktischen Regionen.

In den letzten Jahrzehnten ist der südliche Eisocean ein lebendiger Schauplatz des Walfischfanges geworden.

In sofern alle Oceane unter sich zusammenhängen, müssen nach dem hydrostatischen Gesetze, daß jede Flüssigkeit auf ihrer Oberfläche einen horizontalen Stand anzunehmen sucht, ihre Oberflächen einander entsprechen und in eine Fläche zusammenfallen. Man nennt diese den Meeresspiegel oder das allgemeine Niveau des Meeres. Doch sollte ein verschiedenes Niveau verschiedener Meere, ein höheres besonders bei Binnenmeeren, denen große Ströme zufließen, beobachtet sein. Die Ostsee wird zu 8 Pariser Fuß über der Nordsee, das schwarze Meer fast 7 Fuß über dem Mittelmeer, der große Ocean bei Panama 3 Fuß, nach neuesten Messungen sogar fast 9 Fuß über dem atlantischen Ocean angegeben u. s. w. Gerade solche Abweichungen machen die Richtigkeit der Messungen verdächtig und Arago und A. v. Humboldt halten ein gleiches Niveau aller Meere für wahrscheinlich. Wenigstens hat die Russisch-Scandinavische Gradmessung, sowie die Oesterreichische Triangulation bewiesen, daß alle durch diese Operationen verbundenen Meere: Eismeer, Ostsee, schwarzes Meer, adriatisches Meer auf gleichem Niveau stehen.

§. 7. Eigenschaften des Meeres.

Haben wir uns so die fünf Oceane wieder in einen großen Wasserspiegel zusammengefaßt, so behalten wir diese Einheit auch bei der

Betrachtung der Eigenschaften im Auge, welche das Meer von den continentalen Gewässern unterscheiden.

Wir fragen zuerst nach der Tiefe des weiten Wasserbeckens. Sie ist an verschiedenen Orten eine sehr verschiedene. Im Allgemeinen ist der offene Ocean tiefer als die Binnenmeere, Meerbusen und Baien. Bei Steilküsten nimmt die Tiefe mit der Entfernung vom Lande rasch, bei Flachküsten sehr allmählig zu. Die größte Tiefe des Meeres könnte nur bekannt sein, wenn alle Meeresstellen durch das Senkblei oder Bathometer (Tiefemesser), das erst in jüngster Zeit eine Irrthümer mit ziemlicher Sicherheit ausschließende Construction erhalten hat, erforscht wären. Die größten bis jetzt erforschten Tiefen fanden am 30. October 1852 der englische Capitän Denham im atlantischen Ocean unter 36° 49′ SB. und 37° 0,6′ WL. zwischen der Insel Tristan d'Acunha und der Mündung des La Plata mit 43,382 Pariser Fuß, und in demselben Jahre der amerikanische Lieutenant Parker in derselben Gegend unter 35° 30′ SB. und 45° 10′ WL. mit 49,100 Fuß. Von andern Seiten wird die vollkommene Richtigkeit dieser Messungen noch bestritten und die größte Meerestiefe auf 36,000 Fuß geschätzt. Die in den Jahren 1858 und 1859 im Großen Ocean von Brookes vorgenommenen Sondirungen ergaben eine Meerestiefe von 19,800 englische Fuß unter 18° 3′ NB. und 129° 11′ OL. Greenwich (zwischen den Ladronen und Philippinen).

Die Farbe der ungeheuren Wassermasse ist eine sehr verschiedene und wechselnde, und man hat wohl die Behauptung aufgestellt, das Meerwasser habe (z. B. in ein Glas geschöpft) gar keine Farbe, die erscheinenden Färbungen aber von den Reflexen des Lichtes, der Beschaffenheit des Grundes, Sandbänken, ganz besonders aber von beigemischten organischen Stoffen, Pflanzen und Infusorien, hergeleitet. Von Humboldt angestellte Untersuchungen haben eine von jenen Wirkungen unabhängige blaue Farbe herausgestellt, welche mit der Tiefe zunimmt. Andere mehr abwechselnde Färbungen sind in der oben angedeuteten Art zu erklären. Bei heiterm sonnigem Himmel erscheint das Meer blaugrün, bei bedecktem Himmel grau, bei einem dem Ausbruch nahen Gewitter zuweilen ganz schwarz. Das rothe Meer hat seinen Namen von einer mikroskopischen Alge und zinnoberrothen Korallen, das Purpurmeer zwischen Californien und dem Festlande von purpurrothen Infusorien; das grönländische Meer zeigt grüne Streifen von ungeheurer Ausdehnung, die aus Myriaden von Thierchen aus der Familie der Medusen bestehen. Der persische Busen zeigt eine so scharfe Begrenzung von grün und blau, daß häufig ein Schiff zur Hälfte im grünen, zur Hälfte im blauen Wasser steht.

Das Wasser des Meeres ist ferner weit durchsichtiger als das continentale,[1]) und diese Durchsichtigkeit nimmt mit der Entfernung

1) Die Gebrüder Schlagintweit bemerkten einen und denselben weißen Stein im Mittelmeere bei Corfu bis zu einer Tiefe von 53 Fuß, in tropischen Meeren überall bis 30 Fuß, in den indischen Flüssen aber nur bis 5–6 Zoll.

von der Küste zu. In den kalten Zonen ist sie im Allgemeinen größer als in der heißen: im nördlichen Eismeer sah ein Seefahrer in einer Tiefe von 480 Fuß den Meeresgrund und Muscheln. Aber nur in den Tropengegenden wird man des wunderbaren Anblicks der „submarinen Gärten" theilhaft. Wenn man im caraibischen oder indischen Meere auf ruhiger Meeresfläche schwebt, so glaubt man auf glänzendem Krystall zu schwimmen: bei 30, 60, ja 150 Fuß Tiefe sieht man den Grund des Meeres, die Wasserpflanzen und Korallen, die Fische in ihren glänzenden Farben sich durch diese Wälder hindurch bewegen und wird durch die Klarheit des Wassers so getäuscht, daß man meint, mit den Händen erreichen zu können, was viele Klafter tief unter dem Beschauer liegt.

Die Temperatur des Meeres hängt nur bis auf einige hundert Fuß Tiefe mit der Temperatur der Atmosphäre zusammen. Mit zunehmender Tiefe nimmt die Temperatur des Wassers ab, und zwar um so stärker, je höher die der Oberfläche war. So stehen in den Tropen Oberfläche und Tiefe in den grellsten Temperatur-Contrasten einander gegenüber. Die mittlere Temperatur der Aequatorialzone zwischen 10° nördlicher und 10° südlicher Breite z. B. ergiebt sich für den Atlantischen Ocean = 20,77°, für den Großen Ocean = 20,67° R. Temperaturmessungen des Wassers in 60 Faden Tiefe ergeben, daß man in der Region der Calmen eine bedeutend schnellere Abnahme der Temperatur bei zunehmender Tiefe findet, als sonst in der tropischen und subtropischen Zone. Ihr Minimum erreicht die Temperatur im Mittelmeere schon bei einer Tiefe von 200—300 Faden, in den Oceanen erst bei viel größerer Tiefe.

Wir kommen zu einem Unterschiede des Meerwassers von den continentalen Gewässern, der unter allen am schärfsten hervortritt und darum die so allgemein gebrauchte Terminologie von süßem Wasser und Salzwasser hervorgerufen hat. Das Meerwasser hat einen eigenthümlichen bitter-salzigen Geschmack, der von verschiedenen darin aufgelösten Salzen herrührt und es für den Menschen ungenießbar macht. Bei Ausgehen des Süßwassers verschmachtet der Seefahrer mitten auf dem Ocean; denn die künstlichen Proceduren, Meerwasser trinkbar zu machen, sind sehr umständlicher Natur und nur auf kleine Quantitäten anzuwenden. Der Salzgehalt des Meerwassers ist nicht allein in verschiedenen Meeren, sondern auch unter verschiedenen Längen- und Breitengraden ungleich. Das salzreichste Wasser enthält der atlantische Ocean: im Allgemeinen sind aber die Unterschiede in den freien Oceanen so gering, daß man über die Gleichförmigkeit der Zusammensetzung erstaunen muß. Durchschnittlich rechnet man auf ein Pfund Meerwasser 2 Loth Salz. Binnenmeere, besonders wenn viele Flüsse einströmen, haben den geringsten Salzgehalt, etwa $1/2$ Loth auf das Pfund. Das Mittelmeer macht eine Ausnahme. Je stärker die Salzbeimischung, je größer das specifische Gewicht des Meerwassers, je größer die Fähigkeit,

starke Lasten zu tragen: Schiffe gehen sofort tiefer im Wasser, wenn sie aus dem Meere in einen Fluß einlaufen. Der Salzgehalt läßt das Meer ferner nicht leicht gefrieren, und nicht eher, als bis die Oberfläche bis zu 10° unter dem Gefrierpunkt abgekühlt ist. Der Fäulniß wehrt das Salz weniger als die Bewegung des Meeres: wenn das Meerwasser ruhig steht, so geht es leicht in Verderbniß über und haucht miasmatische Dünste aus: daher die Ungesundheit mancher tropischen Strandgegenden.

Trat der Salzgehalt des Meeres für den Geschmackssinn als das bestimmteste unterscheidende Merkmal vom Süßwasser auf, so für das Auge die prachtvolle Erscheinung des Leuchtens. Sie zeigt sich in allen Zonen, besonders aber in den Aequatorialgegenden und zwar in der mannigfaltigsten Weise. Bald leuchten im Meere einzelne Punkte (sporadisches Leuchten), bald weite Flächen (continuirliches Leuchten). Bald flammen weite Strecken der Meeresfläche, bald zieht das Schiff in seinem Kielwasser eine Feuerfurche hinter sich her, bald spritzen Wellen wie plötzlich zuckende Blitze an den Schiffswänden empor, bald ist das Meer bis in seine unergründlichsten Tiefen von zauberischem Lichte erfüllt; alle die seltsamen Gebilde der Wasserwelt, die Medusen, Seefedern, Quallen, Sepien schwimmen wieder von einem eigenen Lichtschein umgeben wie glühende Blumenkronen durch die schimmernden Wellen, bald tiefer unten, bald auf der Oberfläche treibend, und selbst der am Buge des Schiffes brausend aufspritzende Schaum zerstäubt als eine flammend-rothe Funkensaat — das Alles bald stundenlang, bald rasch vorüber. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß diese großartige Naturerscheinung blos durch lebende phosphorescirende Thierchen aus dem Reiche der Mollusken und Infusorien, theils durch organische Fasern und Membranen hervorgerufen wird, die ihren Ursprung der Zerstörung jener lebendigen Lichtträger verdanken. Die Beweglichkeit der Thiere scheint durch Wärme und Reibung und besondere Zustände der Atmosphäre, welche das leuchtende Heer auf die Oberfläche locken, begünstigt zu werden.

§. 8. Beschaffenheit des Meeresgrundes. Pflanzen- und Thierleben.

Wie wir im Luftocean nur die unteren Schichten kennen, so im Wasserocean nur die oberen: die genaue Erforschung des Meeresgrundes hat große Schwierigkeit und wird sich immer nur in sehr beschränktem Maße erreichen lassen. In neuester Zeit hat das Legen der Telegraphen-Taue zu interessanten Beobachtungen Anlaß gegeben, und Proben vom Meeresgrund sind häufig heraufgeholt. Myriaden von mikroskopischen Wesen sinken wie Schneeflocken auf den Grund des Meeres nieder, und haben im Laufe der Zeit den ganzen Boden mit einer weichen Hülle bedeckt, wie ein Schneefall bei ruhiger Luft die Erde gleichmäßig mit einem weißen Mantel einhüllt. Wo das Senkblei diese

weiche Hülle erreicht, sinkt es, im atlantischen wie im stillen Oceane, 15—30 Fuß in dieselbe hinab.

Die Configuration des Meeresbodens im Großen und Ganzen anlangend, ist anzunehmen, daß er dieselben Formen biete wie das feste Land. Denn auch das Meer hat seine Höhen und Tiefen, seine Hochländer, seine Thäler und seine steilen Abhänge. Im Westen von Irland fällt der Boden des Oceans plötzlich von 550 auf 1750 Faden. Gebirgsketten der Continente setzen sich oft insularisch fort: viele bergige Inseln sind als die höchsten Spitzen von Meergebirgen anzusehen. Ragen Meerberge nur mit den obersten Spitzen über das Wasser, so bilden sie Felsen und Klippen. Liegen Klippen dicht unter dem Wasser oder wenig über dasselbe hervorragend in einer Reihe, so entsteht ein Riff. Weiter streichen im Meere ausgedehnte Hochebenen und Tafelländer, die sich, wenn sie nicht tief unter dem Meerspiegel streichen, durch seichte Stellen (Untiefen) ankündigen. So sind die niedrigen Inseln der Südsee von Korallen auf einem submarinen Hochlande aufgebaut. Ziehen solche Seehochländer überwiegend in einer Richtung, so nennt man sie Bänke, Sandbänke. Die Bank von New-Foundland mißt von Norden nach Süden 120, von Westen nach Osten 47 Meilen.

Das Weltmeer birgt eine reichere Fülle organischen Lebens, als irgendwo auf dem Erdraume zusammengedrängt ist. Zwar beschränkt sich die Pflanzenwelt des Meeres auf die einzige große Klasse der Algen und Tange, aber dies eine Geschlecht entwickelt einen solchen Reichthum an Formen und Farben, daß eine wunderbare Mannigfaltigkeit entsteht. Die kleinen Fadenalgen z. B. überziehen den Boden wie mit einem Sammetteppich, während Riesenalgen 50 Fuß lange Blätter entwickeln und eine Länge von 400 Fuß und darüber erreichen. Und wie Ast und Laub des festen, in der Erde wurzelnden Baumes sich wiegen auf den elastischen Luftwellen, aber seufzend und stöhnend sich beugen vor des Sturmes Wuth: so schwingt das Meergras, das schleimige und dunkle, seine schmächtigen, braunen Arme und kämpft mit dem Ocean, der an seinen Wurzeln rüttelt und seine Blätter in Stücke reißt. Freischwimmender, durch Wellenschlag und Strömung losgerissener Tang bedeckt in dem Theile des atlantischen Oceans, der zwischen 22° und 26° NB. und 25—65° WL. liegt, ungeheure Strecken: oft umringt dieser Tang das Schiff in solchen Massen, daß er die Bewegung desselben verzögert. Unter diesen Tangwiesen ist das Sargasso-Meer, ein Pflanzenteppich von 40,000 □M. die ausgebreitetste. Nicht minder bewunderungswürdig ist die Thierwelt des Oceans, von den riesigen Walen an hindurch durch die in so unbeschreiblichen Massen auftretende Welt der Fische, hinab zu der unendlichen Masse gallertartiger Thiere, den Mollusken und Quallen, den Korallen, den Baumeistern des Oceans, ja bis zu Infusorien, die noch selbst im Polareise gefunden werden. Das Thier- und Pflanzenleben

im Ocean ist nicht etwa unordentlich durcheinander vertheilt, sondern die verschiedenen Arten wohnen in bestimmten Zonen, die bei der höchsten Fluthmarke beginnen und abwärts bis in die größte Tiefe reichen. Die europäischen Meere hat man in vier Gürtel getheilt; jeder derselben enthält seine eigenen typischen Organismen oder Gruppen von Organismen; doch sind auch einige Organismen allen, und andere nur zwei oder drei Gürteln gemeinsam. Das Thierleben ist in weit größerer Meerestiefe vorhanden, als man bisher annahm. Wallich zog aus einer Tiefe von 1260 Faden Seesterne herauf. „So herrscht in der ewigen Nacht der oceanischen Tiefen vorzugsweise das Thierleben, während auf den Continenten, des periodischen Reizes der Sonnenstrahlen bedürftig, das Pflanzenleben am meisten verbreitet ist."

§. 9. Bewegungen des Meeres.

Wir haben das Meer bis jetzt als ein unbewegtes betrachtet, und sich selbst überlassen müßte es in der That in beständiger Ruhe verharren. Aber äußere Ursachen bewirken fortwährende Störungen seines Gleichgewichtes: wir haben von Bewegungen des Meeres, vom Wellenschlage, von Ebbe und Fluth und von Strömungen zu reden.

Der Wellenschlag entsteht durch den Stoß des Windes auf die Oberfläche des Meeres. Jede Welle besteht aus zwei Haupttheilen, von denen der eine (Wellenberg) über die gewöhnliche Oberfläche des Wassers erhaben, der andere (Wellenthal) unter dieselbe vertieft ist. Die Differenz zwischen beiden beträgt gewöhnlich 6—8 Fuß, und steigt nicht leicht höher als 32 Fuß. Die einzelne Welle schreitet nicht vorwärts, wenn es auch dem Auge so erscheinen mag: es schließt sich nur immer eine neue Welle der vorhergehenden an, während die erste steigend und sinkend auf ihrem Platze verbleibt. Die Geschwindigkeit der Wellen bei mäßigem Winde beträgt in der Stunde 6—8 geographische Meilen, aber nach dem oben Gesagten ist das von der Schnelligkeit des sich fortpflanzenden Stoßes, nicht von der Wellenmasse selbst zu verstehen. Auf dem offenen Ocean gehen die Wellen mehr lang, 600 Fuß und mehr; auf eingeschlossenen Meeren sind sie kürzer, sich durchkreuzend, den Schiffen gefährlicher. Das An- und Zurückprallen der Wellen an Klippenküsten und Riffen heißt Brandung, und Brandungswellen haben eine furchtbare Gewalt und Höhe. Bis zu 100 Fuß Höhe peitschen sie die entgegenstehenden Felsen, an der italischen Felseninsel Stromboli will man Brandungswellen von 300 Fuß beobachtet haben. In den untersten Regionen der Oceane herrscht Grabesstille, die durch keinen Sturm unterbrochen wird. Schon in 90 Fuß Tiefe hört die Wirkung der Winde und Stürme völlig auf.

Neben den unregelmäßigen Bewegungen des Wellenschlages hat das Meer eine regelmäßige und bestimmt wiederkehrende, Ebbe und

Fluth[1]) oder die Gezeiten. Sie entstehen durch die Anziehungskraft des Mondes, in zweiter Linie auch der Sonne, einer Kraft, die auf die tropfbar-flüssige Hülle der Erde mächtig einwirken muß. Von der Zeit an, wo das Meerwasser seinen höchsten Stand erreicht hat, sinkt das Wasser anfangs sehr langsam; die Geschwindigkeit dieses Sinkens (Ebbens) nimmt ungefähr drei Stunden lang zu; dann nimmt sie wieder ab, bis ungefähr sechs Stunden nach dem höchsten Stande das Wasser seinen niedrigsten Stand erreicht hat und die tiefste Ebbe eingetreten ist. Wo das Ufer des Meeres sehr flach ist und das Meerbette sich ebenfalls flach fortsetzt, entblößt die Ebbe weite Strecken von Meeresboden und man sieht eine Viertelmeile, eine ganze Meile weit Sand, Steine und Muscheln vor sich liegen, wo vorher tiefes Meer stand. Dann fängt das Wasser wieder an zu steigen, erst langsam, dann schneller und wieder langsamer, so daß bei Aufhören des Steigens etwas über zwölf Stunden zwischen zwei auf einander folgenden höchsten Wasserständen verflossen sind, und dieselben Erscheinungen nun sich auf gleiche Art wiederholen. Dies die tägliche Periode der Gezeiten. Jeden folgenden Tag treten Ebbe und Fluth 50 Minuten später ein und erst in ungefähr 30 Tagen kehren sie wieder auf die Zeit ihres ersten Anfangens zurück. Diese monatliche Periode weist deutlich auf den Mond, der jeden Tag 50 Minuten später culminirt, als den Urheber der Gezeiten hin. Die höchsten Fluthen (Springfluthen) finden deshalb auch zu den Zeiten des Vollmonds und Neumonds statt, die niedrigsten (Nippfluthen) bei dem ersten und letzten Viertel. Zur Zeit der Aequinoctien sind die Gezeiten besonders stark (halbjährliche Periode), was die Mitwirkung der Sonne außer Zweifel stellt. Uebrigens bewirken neben den allgemeinen Gesetzen die Localverhältnisse, ein offenes oder eingeschlossenes Meer, die Beschaffenheit der Küste u. s. w. große Verschiedenheit im Eintreten, und in der Mächtigkeit der Gezeiten. Die Ostküsten haben im Allgemeinen stärkere Fluth, weil die vom Monde gezogene Fluthwelle von Osten nach Westen wandert und gegen die sich entgegenstellenden östlichen Küsten gewaltiger andrängt.[2]) Sonst wächst die Fluthhöhe von den Tropen gegen die mittleren Breiten zu. Unter den Tropen beträgt ihre Höhe drei Fuß, an den Canarischen Inseln acht Fuß, an der Westküste von Portugal 10', an der Südküste der Bretagne 18' u. s. w. Die höchsten Fluthen (wie im Kanal von Bristol) und Springfluthen an nordamerikanischen Küsten steigen auf 60 — 70 Fuß. In der

---

1) Bei Seb. Münster Anlauff und Ablauff.

2) Neuere Beobachtungen haben die besonders von Whewell aufgestellte Theorie von der Fluthwelle sehr erschüttert. Man darf sich dieselbe nicht als eine fortschreitende, sondern als eine stabile Schwingung vorstellen. Diese Schwingungen oder die Linien gleicher Fluth sind daher den Küsten etwa parallel und treffen von Westen an die Küste von Africa und Europa und von Osten an die von Amerika und fluthen alsdann von den Küsten wieder zurück, als wäre das Meer in der westöstlichen Richtung geschüttelt. In gleicher Weise verhält es sich im großen Ocean; auch dort gehen die Fluthwellen parallel den Küsten an dieselben heran, so daß also jedes oceanische Becken seine selbstständige, von dem andern unabhängige Ebbe und Fluth hat. Vgl. v. Klöden Erdkunde Bd. I. S. 461.

Fundy-Bai (Neu-Schottland) soll die Springfluth sogar Höhenunterschiede bis zu 100 Fuß erzeugen. Gegen Norden nimmt die Höhe wieder ab; sie beträgt an den sibirischen Küsten nur drei Fuß. In sehr eingeschlossenen Binnenmeeren ist die Fluth überall geringe und oft kaum bemerkbar, während sie anderwärts durch die Mündungen großer Ströme ihre Wellen weit hinauf in das Binnenland wälzen kann. So geht die Fluth in der Elbe 20 Meilen, in der Weser 9 Meilen aufwärts u. s. w. In Landseen hatte man bis jetzt keine Spur der Gezeiten wahrgenommen; neuerlich hat sie Graham in Chicago am Michigan-See beobachtet. Der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth betrug zwei Zoll.

Seekarten zeigen auch **Strömungen** des Meeres an. Denn der Ocean hat in der That nicht blos Quellen süßen Wassers, die aus verborgenen Höhlen sprudeln und sich mitten durch das Salzwasser ihren Weg bahnen, sondern auch seine Ströme, welche ihn flußartig durchkreuzen, während daß nahe Wasserschichten unbewegt gleichsam das Ufer bilden. Schwimmender Tang zeigt deutlich die Richtung des oceanischen Stromes, der sich auch noch durch Farbe und Temperatur von dem Uferwasser unterscheidet. Solche Strömungen entstehen in Folge von Temperaturdifferenzen: so führen die **Polarströmungen** das kältere Wasser von den Polen in die Tropen — andere in Folge der Rotation der Erde um ihre Axe. Durch diese erhalten die von hohen Breiten nach dem Aequator hin fortschreitenden Wassertheilchen eine Bewegung von O. nach W., welche durch den unter dem Aequator herrschenden Ostwind verstärkt wird. So entstehen die **Aequatorialströmungen** zwischen den Wendekreisen, im Allgemeinen in der Richtung von O. nach W., aber durch den Widerstand der Küsten wird ihre Richtung häufig abgeändert. So entsteht der große atlantische **Golfstrom** südlich vom Cap der guten Hoffnung, wendet sich in den mexicanischen Busen, tritt zwischen Florida und Cuba heraus, nimmt immer nahe an der Küste von Nordamerika eine Richtung nach Nordost. Bei New-Foundland angelangt wendet er sich nach Osten, sendet bei den Azoren einen südlichen Arm an die afrikanische Küste und erreicht anderseits die Küsten des nördlichen Europa, dessen Kälte er durch seine warme Temperatur wohlthätig mindert. Die zunehmende Kenntniß der Meeresströmungen, verbunden mit der Benutzung der periodischen Windströmungen des Luftoceans, hat die Zwischenräume für die Schifffahrt sehr verkürzt. Eine Reise um die Erde, sonst eine Aufgabe mehrerer Jahre, wird jetzt, alle Umwege mit gerechnet, in 10—12 Monaten zurückgelegt. Die Meeresströme setzen die entferntesten Regionen mit einander in Contact.

Das Gegenstück zu dem Golfstrome bildet die **Humboldts-Strömung** in der Südsee, welche die kalten Wasser der hohen südlichen Breiten an die Küsten von Chili und Peru bringt. Dieser kaltoceanische Strom zeigt zuweilen nur $12^1/_2{}^0$ Wärme (Reaumur), wäh-

rend die Uferwasserschichten 22—23° haben. So können die Strömungen des Meeres mit Recht die Pulsadern des Erdballs genannt werden, welche beim Durchlaufen der verschiedenen Zonen die kalten Regionen erwärmen, die tropischen Gegenden kühlen. Oder man möchte sie die Poststraßen des Meeres nennen, welche die Seefahrt abkürzen. Er macht Irland zur Smaragd-Insel und kleidet die Küsten Englands in ein immer grünes Gewand, während in derselben Breite auf der Westseite des Oceans die Küsten Labradors in Eisbanden gefesselt liegen. Aber die sehr bedeutenden Temperaturunterschiede dieses warmen Stromes und des ihn am Nordrande einfassenden eisigen Polarstromes (20 bis 30° Differenz) bilden die Ursache häufiger und furchtbarer Stürme. Die dichten Nebel New-Foundlands, welche der Schifffahrt im Winter so große Gefahr bringen, verdanken ihre Entstehung ohne Zweifel der ungeheuren Masse warmer Gewässer, die der Strom in die kalten Meere leitet. Die geschichtliche Bedeutung des Golfstroms hat neulich Kohl besprochen. Uebrigens haben neuere Beobachtungen nachgewiesen, daß die Meeresströme zuweilen aussetzen oder die Richtung ändern und rückwärts laufen. Der Mast des englischen Kriegsschiffes the Tilbury, das im siebenjährigen Seekriege an der Küste von Santo Domingo in Brand gerieth, wurde an die Küste des nördlichen Schottland getrieben; Fässer mit Palmöl, Reste der Ladung eines am Cap Lopez (Afrika) gescheiterten Schiffes, kamen erst an den schottischen Küsten an, nachdem sie zweimal den atlantischen Ocean durchmessen hatten. Anschwemmungen an die Azoren, Bambusrohr, künstlich geschnitzte Holzstämme, haben in Colon die Existenz großer Länder gegen Westen bekräftigt. Tropische Pflanzen und Samen, und vor allem Treibholz bringt der Strom bis nach Irland, den Hebriden und Norwegen. Nicht selten sind Eskimos von Grönland oder Labrador an nordeuropäische Küsten getrieben.

In der Tiefe laufen oft Strömungen in entgegengesetzter Richtung mit der Strömung der Oberfläche; aber unsere Kunde von diesen submarinen Flüssen ist noch eine sehr geringe. In der Behringsstraße sind z. B. die Wasserschichten und Strömungen über einander betrachtet: die oberste warm, die mittlere kalt, die untere wieder warm.

Nicht zu verwechseln sind mit den Meerströmen die Meerstrudel und Meerwirbel. Sie entstehen durch Zusammentreffen starker, aber entgegengesetzter Ströme, oder werden durch die Beschaffenheit des Meeresgrundes bedingt. An solchen Stellen dreht sich das Wasser in engeren oder weiteren Kreisen trichterförmig und zieht alles, was in seinen Kreis kommt, mit in die Tiefe.

§. 10. Zunahme oder Abnahme des Meeres? Schluß.

Sehr häufig ist die Ansicht laut geworden, das Meer, ja die Wassermenge auf Erden sei in langsamer aber sicherer Abnahme begriffen; daneben ist wohl die Hypothese aufgestellt, daß unser Planet dem Geschick seines wasserlosen Trabanten, des Mondes, entgegengehe. Nun

ist es zunächst gewiß, daß für eine Abnahme an vielen Küsten, besonders binnenländischer Meere, eine Menge von Thatsachen sprechen. Städte liegen meilenweit vom Meere, welche noch die alte Welt als Hafenstädte kannte; Meerestheile haben jetzt nur für kleinere Fahrzeuge Tiefe, welche früher große Schiffe trugen; Homer weiß nichts von Unterägypten u. s. w. Dagegen hat das Meer an andern Küsten Eroberungen gemacht, wie an den Ufern von Dalmatien, an den Nordseeufern u. s. w. Man ist im Ganzen jetzt viel geneigter, die Abnahme und Zunahme des Meeres für eine scheinbare zu halten, und den wahren Grund solcher Erscheinungen dem schon erwähnten Heben und Senken zuzuschreiben, in welchem sich bedeutende Strecken der starren Erdrinde fortdauernd befinden. Im Ganzen hat, seitdem das feste Land der Erde seine heutige Gestalt angenommen, keine beträchtliche und durchgreifende Veränderung im Stande der Oceane stattgefunden. Nach einer neuerlichst angestellten Berechnung müßte sich dasselbe durch die Menge fester Stoffe, welche fortdauernd ins Meer geführt werden, in 10,000 Jahren um 3 Zoll erhöhen. Das Meerbecken mit seiner Wassermasse von $2^1/_4$ Billionen Kubikmeilen leer gedacht, würden alle Ströme der Erde 40,000 Jahre ihre Wassermasse einschütten müssen, um es anzufüllen.

Indem wir so von der nähern Betrachtung des Meeres scheiden, überwältigt uns der Eindruck der Majestät und Erhabenheit, dem sich der Mensch bei leiblichem und geistigem Anschauen des Oceans nicht entziehen kann. Nicht ohne Grund singen Dichter „das heilige Meer, die heilige Salzfluth", und die Schrift stimmt ein: „Die Stimme des Herrn ist über den Wassern, der Herr ist über den vielen Wassern." Der Anblick des Grenzenlosen und Unermeßlichen erfüllt den endlichen, sterblichen Menschen mit dem Bilde des Unendlichen, und diese Empfindung steigert sich, wenn dem Seefahrer alles Land entschwindet und er zwischen Luft- und Wasserocean auf zerbrechlicher Planke dahin schwimmt: „Sein Auge fesselt vorzugsweise der ferne Horizont, wo unbestimmt wie im Dufte Wasser und Land aneinander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Schiffenden. Zu dem ewigen Spiel dieses Wechsels mischt sich, wie überall bei der menschlichen Freude, ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht."

§. 11. Das Land. Erdtheile. Continente. Inseln.

Die starre Erdrinde, welche über den Meeresspiegel mehr oder weniger erhaben ist, nennen wir Land. Doch sind auch im Innern des Landes einige Theile der Erdoberfläche zu finden, welche tiefer als der Meeresspiegel liegen, Erdsenken. Dahin gehört die Pontisch-Kaspische Einsenkung, ein weiter Strich um das kaspische Meer und den Aralsee, das Jordanthal und das todte Meer. Man zieht diese Depression der Erdrinde bei der gegebenen Definition nicht in Betracht.

Während die tropfbar-flüssige Erdhülle ein zusammenhängendes Ganze bildet, ist dies bei der starren Rinde nicht der Fall. Das Land tritt in mehreren großen, von einander gesonderten Massen und in überaus vielen kleinen Bruchstücken aus dem Meeresspiegel hervor, „ein Meergarten," wie es das altdeutsche Gedicht sinnig benannt.

Schon in alter Zeit fühlten die Menschen das Bedürfniß, sich die bekannte Erdmasse in gewisse überschauliche Theile zu zerlegen. Man unterscheidet Erdtheile; von einem Standpunkte, dem in Wahrheit oder in der Rede des gewöhnlichen Lebens die Begriffe Erde und Welt zusammenfallen, auch Welttheile genannt. Schon die Phönicier und die Völker des Alterthums überhaupt unterschieden eine Morgenhälfte und eine Abendhälfte der Erde, Asien und Europa. Uralt ist also der so reiche und bedeutsame Gegensatz von Orient und Occident.[1]) Etwas später fing man an, das im Mittag gelegene Libyen, das nachher Afrika genannt wurde, als dritten Erdtheil zu betrachten. So blieb es viele Jahrhunderte lang. Noch Seb. Münster kennt nur „drei Stück", in welche das Erdreich ausgebreitet ist und redet nur beiläufig von „neuen Inseln." Immer deutlicher trat aber später das neu aufgefundene Land Amerika als neuer vierter Erdtheil auf. Eine neue Welt stand der alten Welt gegenüber. Hernach faßte man bei immer mehr erweitertem geographischem Horizont Neuholland mit den umherliegenden Inseln zu einem fünften Erdtheile zusammen. Man könnte ihn die neueste Welt nennen und hätte so den Gang der Menschenentwickelung und Geschichte in jenen drei Namen sinnig ausgedrückt. Endlich bilden die Polarländer ihrer Weltstellung nach zwei von den übrigen isolirte Gruppen, die ein geographisch Zusammengehöriges ausmachen und um den Nordpol und Südpol gelagert sind.

Der von diesem geschichtlichen Gange abstrahirende Blick der Wissenschaft vermag nur drei größere Landmassen oder Continente auf der Erdkugel zu entdecken. Der erste, der in der Richtung der Breitenkreise gedehnte Ostcontinent (Asien, Europa, Afrika) ist der bei weitem größte (daher bei den Engländern „der Großcontinent") und liegt fast ganz auf der östlichen Halbkugel der Erde. Der kleinere Westcontinent oder Amerika, in der Richtung der Meridiane gestreckt, der in zwei deutliche Hälften zerfällt, lagert sich auf der westlichen Halbkugel. Die neue Welt also auf der westlichen Halbkugel gleich einer langen, schlanken Gestalt hingestreckt, die alte auf der östlichen in einem Klumpen zusammengeballt. Der dritte und kleinste Continent Neuholland, den beiden andern Continenten gegenüber inselhaft, den

1) Ritter: Der Orient ist für uns nicht blos kosmisch der Sonnenaufgang, sondern auch historisch die Wiege der Menschheit, der Völker und der sich bildenden Herrschaften politischer, religiöser und kunstwissenschaftlicher Art. Alle alten Königsgeschlechter kommen vom Aufgange der Sonne, alle leiten sich von ihr ab, die indischen Sonnengeschlechter, wie die persischen, takischen, scythischen, kaukasischen. Der Occident zeigt nur den Fortschritt des geistiger entwickelten Völker- und Staatslebens. Von den Alten durch das ganze Mittelalter, von Homer bis auf Dante's Purgatorio ist der Westen mit dem Fortschritt und dem Untergange im Todtenreiche, dem Hades und den Inseln der Seligen in Verbindung gesetzt.

Inseln gegenüber continental, ist der einzige, welcher allein der südlichen Halbkugel angehört.

Vergleicht man diejenigen Theile der Erde, welche antipodisch zu einander liegen, so entspricht fast durchaus das Meer und die Inselwelt auf der einen Seite dem Festlande auf der andern. Die einzige Continentaldeckung findet statt zwischen einem Stück von Hinterasien und dem Süden von Südamerika.

In der Lagerung und Gruppirung der Landmassen auf der Erdkugel Gesetz und Ordnung aufzufinden, war schon die alte Welt auf ihrer tieferen unzureichenden Erkenntnißstufe bemüht. Und es ist ein solches Gesetz vorhanden: Zusammendrängen oder Convergenz der Massen gegen Norden, strahliges Auseinanderfahren oder Divergenz gegen Süden, das ist sein in Kürze gefaßter Wortlaut. Den nördlichen Polarkreis umlagert die alte und neue Welt in ihrer ganzen Breite, und sie nähern sich in der Behringsstraße bis auf den Raum einer Tagereise. Je mehr nach Süden, desto mehr fahren die Continente auseinander, verengen sich und spitzen sich gegen den Südpol in pyramidal geformten Enden zu: Amerika im Cap Horn, Afrika im Cap der guten Hoffnung, Australien in Vandiemensland. Dieser pyramidale Bau des Südens, wie sich A. v. Humboldt ausdrückt, wiederholt sich dann mannigfaltig auch im Kleinen bei vielen Halbinseln und Inseln: Vorder- und Hinterindien, Florida, die drei südlichen Halbinseln Europas, Sicilien u. s. w. Neben der keilförmigen Spitze liegt oft eine größere Insel oder eine Inselgruppe. Der Grund dieser Erscheinung ist bald in der Rotationsbewegung des Erdballes während seiner Entstehungsperiode (Klöden), bald aus einer von Süden gegen Norden oder Nordwesten strömenden Wasserfluth (Forster) u. s. w. gesucht.

Neben diesen allgemeinen Gesetzen für die Landgruppirung hat zuerst Steffens eine Ordnung für eine Normalgestaltung der Continente vermuthet, die freilich in der jetzigen Ordnung der Dinge vielfach zerstört erscheint. Danach gäbe es drei, oder wenn man will sechs Continente. Je zwei und zwei sind durch eine Landenge aneinander gehängt, und im Osten dieses Isthmus schneidet das Meer in einen tiefen Busen ein. Einmal ist diese Normalform noch ganz deutlich ausgeprägt, in der Gestaltung von Amerika. Den zweiten Continent bildeten Europa und Afrika: ihr Landengenband ist jetzt in der Straße von Gibraltar zersprengt, das sonst zwischen Europa und Asien wogende Meer zum sarmatischen Tieflande geworden. Den dritten Continent bildeten Asien und der jetzt in Stücke zerrissene Australcontinent, durch eine Landenge von Malacca verbunden. Während nun die beiden Glieder jeden Paares sich sehr unähnlich sind, haben die Nord- und Südcontinente vieles Gemeinschaftliche. Die nördlichen Continente sind stärker gegliedert, haben viele gemeinsame Thier- und Pflanzenformen; auf ihnen bewegt sich die Geschichte der Welt. Die Südcontinente

werden auf der östlichen und westlichen Seite von ihren Hauptgebirgen eingefaßt und haben große Depressionen in der Mitte.

Nur $^1/_{23}$ der Land-Masse bilden die Inseln, kleinere von Wasser umgebene Landstücke: der Unterschied zwischen Continent und Insel ist mit Recht ein fließender genannt. Man unterscheidet continentale oder Gestade-Inseln, welche in der Nähe der Continente liegen, oft als losgerissene Trümmer derselben anzusehen sind und ihre Natur theilen, meist Fortsetzung continentaler Gebirge, und pelagische oder oceanische Inseln, die im offenen Ocean liegen: also ein Unterschied der Lage. Nach der Gestalt unterscheiden sich schmale und langgestreckte von den kreisrunden und elliptischen. Im Allgemeinen sind die langgestreckten Inseln die continentalen, die runden die pelagischen. Die letzteren zerfallen wieder in hohe, aus dem Meere aufragende Berge, und in niedrige, Bauten der Korallen in tropischen Meeren. Es steigen dieselben nicht, wie man früher glaubte, aus unergründlichen Tiefen des Oceans, sondern auf Seehochländern und Untiefen empor, und gestalten sich in drei Formen: Küstenriffe, welche mit den Ufern der Continente oder Inseln unmittelbar zusammenhängen, inselumschließende Riffe, welche Inseln wie Kränze umgeben, ohne mit ihnen zusammenzuhängen, und eigentliche Inseln oder Atolls. Ein meist nur ein paar hundert Fuß breiter mit Palmen und dichtem Grün bestandener Ring mit einer Lücke oder mehreren Einfahrten umschließt eine Lagune oder später mit Erde gefüllte Mulde. Zuweilen wiederholt sich in einem großen Atoll die Bildung im Kleinen, und es sind mehrere Atolls durch einen großen Ring zu einer Gruppe zusammengefaßt.[1]) Nahe bei einander oder kreisförmig gelagerte Inseln bilden eine Inselgruppe oder Archipelagus; Inseln, die nach einer Richtung hin aneinander gereiht sind, eine Inselreihe oder Inselkette. Häufig begleiten solche Inselketten den nahe gelegenen Continent, oder verbinden guirlandenartig getrennt liegende Ländermassen. Eine durchziehende Bergkette stimmt mit der Längenaxe der Inselreihe überein.

Den Continenten stehen die Inseln gegenüber, in vieler Beziehung eine Welt für sich. Der Gebrauch hat sie unter die fünf Erdtheile vertheilt, mehr nach Willkür und Gewohnheit als nach einem schwer zu fixirenden Princip und Gesetz. Bald ist die Entfernung von diesem oder jenem Continente, bald die Bevölkerung, bald die geschichtliche Stellung maßgebend gewesen. Beispiele, daß einzelne Inseln von Verschiedenen zu verschiedenen Erdtheilen gerechnet werden, sind daher nicht selten.

---

1) Schon bei Strabo lib. V. p. 248 C. findet sich eine scharfsinnige Theorie über die Entstehung der Inseln: „Einige Inseln sind Bruchstücke des festen Landes; andere sind aus dem Meere, wie sich noch jetzt zuträgt, hervorgegangen. Denn die Hochsee-Inseln wurden wahrscheinlich aus der Tiefe hervorgehoben, hingegen die an Vorgebirgen liegenden und durch eine Meerenge getrennten ist es vernunftgemäßer, als vom Festlande abgerissen zu betrachten.“

§. 12. Küstenentwickelung und Gliederung des Landes.

Wie bei der Betrachtung des Meeres richten wir jetzt unsern Blick zunächst auf die Stellen, wo die tropfbar-flüssige und die starre Erdrinde sich berühren, auf die Ränder, die Küsten der Continente. Vom Meere aus in das Auge gefaßt, ergab sich eine reiche Mannigfaltigkeit derselben, welche durch das in größeren und kleineren Einschnitten in die Erdmasse eindringende Meer hervorgerufen wird. Wir sehen dieselbe Erscheinung noch einmal vom Standpunkte des Landes an und gewinnen neue Terminologie. Auch seinerseits dringt das Land mit Vorsprüngen in das Meer. Kleinere und schmalere Vorsprünge heißen Erdzungen oder Landzungen, eine einzelne in das Meer ragende, besonders bergige Spitze Vorgebirge oder Cap. Ist der Vorsprung bedeutenderen Umfanges und im Wesentlichen einem Dreieck zu vergleichen, dessen Grundlinie auf dem Lande ruht, dessen andere Seiten vom Meere bespült werden, so trägt er den Namen Halbinsel. Der Meerenge entspricht die Landenge (Isthmus), ein schmaler Landstreifen, welcher zwischen zwei Meerestheilen Landmassen mit einander verbindet: überhaupt sind alle aufgeführten Begriffe nur Correlate zu den früher gegebenen: Halbinsel und Meerbusen, Landzunge und Bai — nur dem Vorgebirge kann in Meerverhältnissen nichts entsprechen.

Das größere oder geringere Eindringen des Meeres in das Land, oder anders ausgesprochen: das mit weniger oder mehr zahlreichen, mehr oder weniger ausgedehnten Halbinseln in das Meer vorspringende Land läßt Verhältnisse entstehen, welche für die geographische Wissenschaft von der größten Bedeutung sind. Es muß von Küstenentwickelung und Gliederung die Rede sein.

Für den Begriff der Küstenentwickelung hat man nur die größere oder geringere Länge der Grenzen im Auge, auf denen sich bei einem Lande die tropfbar-flüssige und starre Erdrinde berühren. Man stellt die gewonnene Zahl mit dem Flächeninhalte des Landes zusammen und erhält eine Verhältnißzahl, welche nun angiebt, auf wieviel □M. Inhalt 1 M. Küstenlänge komme. Die comparative Wissenschaft stellt diese Verhältnißzahlen für die Erdtheile und Länder zusammen und gewinnt dadurch interessante und belehrende Resultate. Auf den Gang der Weltgeschichte fällt Licht von geographischer Seite, wenn wir hören, daß Europa der Erdtheil der stärksten Küstenentwickelung auf 31 □M. Flächeninhalt, Afrika, das am ärmlichsten Küste entwickelt, auf 152 □M. Flächeninhalt 1 M. Küstenstrecke hat.

Gegen diese in der neuern geographischen Wissenschaft üblich gewordene Weise, die Küstenentwickelung durch Zahlen auszudrücken, hat Dr. Keber in Aschersleben gegründeten Einspruch erhoben. (Petermann Mitth. 1863. S. 309 ff.. „Aus der Angabe, wie viel □M. auf 1 M. Küstenlänge kommen, wenn sie nur für einen Welttheil gemacht wird, ergiebt sich gar nichts; dies ist nur scheinbar ein Zahlenbegriff, und nur dann wird etwas Begreifbares,

Anschauliches gewonnen, wenn man zwei Welttheile mit gleichem Maßstabe gemessen in solcher Weise einander gegenüber stellt." Längen und Flächen mit einander zu vergleichen hat allerdings schon an sich etwas Mißliches. Bothe, Schumann, Steinhauser haben im Verfolg der von Keber gegebenen Anregung andere Methoden der Verhältnißzahlen in Vorschlag gebracht. Dagegen hat v. Prondzynski der alten Weise das Wort geredet, gesteht aber doch am Schlusse seiner Bemerkungen zu: „Da allerdings zugegeben werden muß, daß ein Jeder, namentlich aber der Schüler, leicht, wenn er bestimmte Zahlenangaben liest, wie: „In Afrika kommen auf 1 M. Umfang 160 □M. Areal, in Asien auf 1 M. 105 □M." u. s. w., es vergißt, dabei nur den Vergleich der Länder unter einander im Auge zu haben, und auf die absoluten Zahlen einen Werth legt, der ihnen nicht gebührt, und da dann freilich Angaben in anderen Maßeinheiten den früheren gar nicht mehr zu entsprechen scheinen, so möchte es sich empfehlen, bei Zusammenstellungen über Küstenentwickelung gar nicht derartige Angaben zu machen, sondern den Quotienten Umfang dividirt durch Flächeninhalt für irgend ein bestimmtes Land, etwa Europa, auf Eins zu reduciren, und die Küstenentwickelung aller anderen Länder dann als Theile oder Vielfache dieser Einheit anzugeben.

Name des Landes:	Areal in geogr. □M.:	Umfang in geogr. □M.:	Entwickelung:
Europa	160,000	4300	1,000
Asien	810,000	7700	0,354
Afrika	534,200	3250	0,226
Nordamerika	342,000	6100	0,664
Südamerika	321,000	3400	0,284
Australien	138,000	1800	0,512
Italien	2,930	350	4,445
Hinterindien	33,000	1100	1,240
Kalifornien	2,600	180	2,576.

Der reichere oder einförmigere Küstensaum bedingt die Gestalt eines Landes und dadurch ergiebt sich ein neuer Ausdruck für dieselbe Sache. Stamm oder Rumpf ist derjenige Theil einer Landmasse, dessen Zusammenhang nicht durch eindringende Meerestheile unterbrochen ist, und der mehr oder weniger vollkommen einer mathematischen Figur zu entsprechen pflegt.[1]) Ihm stehen die Aeste oder Glieder gegenüber, d. i. die Halbinseln, welche durch die Busen des eindringenden Meeres ausgeschnitten werden. Auch größere Küsteninseln, deren Zusammenhang mit dem Stamme eben nur durch eine Meerenge unterbrochen ist, rechnet man zu den Gliedern, wie man solche Inseln auch bei der Küstenentwickelung in Betracht zieht. In solchem Sinne nun spricht man (seit Humboldt und Ritter) von der Gliederung eines Landes, stellt hier den Flächeninhalt des Rumpfes mit dem der Glieder zusammen und gewinnt belehrende Verhältnißzahlen, welche in ihrem Resultate mit denen der Küstenentwickelung zusammenstimmen müssen. Bei Europa verhalten sich die Glieder zum Rumpfe wie 1 : 4, bei Afrika wie 0 : 1.

---

1) So malt man sich Afrika's südlichen Rumpf als Dreieck, Neuhollands als Sechseck, Amerika's als zwei rechtwinklige Dreiecke u. s. w., eine Malweise, welche viel solider und belehrender ist als die spielende Weise älterer Geographen, die Gestalten der Länder mit Figuren von Menschen und Thieren zu vergleichen. Manche dieser alten Vergleiche haben sich indeß ziemlich eingebürgert: Europa sitzende Jungfrau, Morea Platanenblatt oder Maulbeerblatt (woher selbst der Name) u. s. w.

Größere und geringere Küstenentwickelung und Gliederung ist nicht blos für die rein physischen Verhältnisse eines Landes von großer Bedeutung, sondern auch für seine geschichtliche Stellung und Cultur. Nichts ist der Gesittung und Bildung der Menschen ungünstiger als ungeheure zusammenhängende Landmassen, nichts förderlicher, als ein vom Meere vielfach zerrissener und gegliederter Erdtheil, als das bunteste Durcheinander der starren und flüssigen Erdrinde. Nur so lange, als die Menschheit noch im Kindesalter steht, ist das Meer ein die Menschen scheidendes, später gerade das verbindende Element.

Mit der Küstenentwickelung und Gliederung der Länder faßt man auch ihre Längen- und Breitenausdehnung, ihre äußersten nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichteten Endpunkte u. s. w. ins Auge, und die neuere Wissenschaft nennt dies alles zusammengefaßt die Lehre von der wagerechten oder horizontalen oder äußeren Gliederung eines Landes. Ihr stellt sie die verticale oder innere Gliederung, die Erhebungen des Landes über den Meeresspiegel, gegenüber. Da sich für das eben berührte Verhältniß noch andere nicht unpassende Bezeichnungen darbieten, so halten wir es für unsere Zwecke, größerer Klarheit wegen, für angemessen, das Wort Gliederung nur in dem oben entwickelten beschränkten Sinne zu gebrauchen, welcher jedenfalls der am meisten anschauliche und plastische ist.

§. 13. Die Boden-Configuration der Landmassen im Allgemeinen.

Es ist ein in seiner Eintönigkeit fast tödtender Gedanke, sich die gesammte Landmasse in einer Bodengestalt, etwa in der der Ebene vorzustellen. Bei dem Principe der Vielgestaltung und des reichsten Formenwechsels, das auf unserm Planeten herrscht, findet aber an Stelle solcher Monotonie das reichste Mancherlei von Hebungen und Senkungen auf der Erdoberfläche statt.

Wenn von Erhebungen der starren Erdrinde die Rede ist, so wird von der Wissenschaft als Grundlage die ideale Verlängerung des Meeresspiegels, wie solcher unter dem Lande sich fortsetzen würde, angesehen. Die entsprechende Zahl giebt ihre absolute Höhe. Die absoluten Höhen können auf verschiedene Weise gemessen werden. Liegen sie unmittelbar am Meere, so sind sie durch einfache Winkelmessungen leicht zu bestimmen. Je größer ihr Abstand vom Meere, desto schwieriger ist die Messung. Nur durch längere und complicirtere Operationen, durch Nivellements, durch fortgesetzte Reihen trigonometrischer oder Winkel-Messungen, durch das Barometer zur Abwägung der über ihnen sich erhebenden Luftschichten, oder durch den Apparat zur Beobachtung des Siedepunktes beim Wasser, der in verschiedenen absoluten Höhen verschieden ist, sind absolute Höhen zu ermitteln. Sie besitzen neben dieser eine relative, für die ein anderer Punkt als der Meeresspiegel, meist ein der Erhebung nahe gelegener Fluß, ein Thal u. s. w. als Aus-

gangs- oder Grundpunkt angesehen wird. Dem Auge des Menschen, ja seinem ganzen Verhältniß zu der ihn umgebenden Gegend tritt nur die relative Höhe entgegen, und die absolute bleibt ihm meist unerkennbar. Daher ein großer Unterschied und Widerstreit zwischen der Sprache der Wissenschaft und der Sprache des gewöhnlichen Lebens, wenn es sich von Begriffen wie Anhöhe, Hügel, Berg u. s. w. handelt. Allen versuchten Definitionen gegenüber kann und wird dieser Streit schwer ausgeglichen werden. Wenigstens ist die geographische Terminologie noch nicht mit Schärfe ausgebildet.

Mit Leichtigkeit läßt sich die Bodenverschiedenheit des Landes in drei Hauptformen zusammenfassen: Tiefland, Hochland, Stufenland.

Das Tiefland wird zur Niederung, sobald es wenig oder kaum über den Meeresspiegel erhaben ist. Wir nennen es Tiefebene, wenn seine Oberfläche keine bedeutenden Erhöhungen und Vertiefungen darbietet. Denn mathematische Ebenheit fehlt gänzlich auf der Erdoberfläche, und auch Gleichheit im physischen Sinne ist eine große Seltenheit. Sie ist immer nur auf geringe Räume eingeschränkt, meist alte Seeboden, die nach der Befreiung von ihrem Wasserstande wagerecht erscheinen, wenn sie es auch nicht sind. Vom bewegten Zustande des Meeres ist der Name der wellenförmigen Tiefebene entlehnt, die von kleinen Erhebungen und Bodenanschwellungen unterbrochen ist. Man nimmt an, daß kein Tiefland höher als etwa 500′ über dem Meere liegen könne.

Die Hochländer und Plateaulandschaften liegen im Durchschnitt 4000—5000′ über dem Meere, doch auch niedriger, bis 500′. Plateaus erster Klasse steigen über 5000′ auf, das centrale Hochasien bis 14,000′.

Hochländer können auf ihrem Rücken große Horizontalflächen tragen, aber auch wellige oder gehügelte Oberflächen haben, oder auch von sehr hohen Hervorragungen bedeckt sein. Dies ändert das Wesen ihres Charakters nicht um, das in dem stetigen Zusammenhange der bedeutend hohen Massen besteht. Der mannigfache mögliche Wechsel ihrer Oberflächen bezeichnet nur verschiedene Modificationen derselben, die denn auch wohl mit den Ausdrücken Flachland, Ebene, Wellenland, Hügelland, Bergland, aber nur in einem relativen Sinne bezeichnet werden können.

Hochlandsstamm ist das größte, umfangreichste Hochland eines Erdtheils, welches dessen ganze Gestaltung bedingt. Hochlandsäste sind kleinere, ganz davon getrennte oder auch damit verbundene Hochländer.

In den gegenseitigen Begrenzungen der Hoch- und Tiefländer herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Man kann etwa dreierlei Begrenzungen unterscheiden: eine schroffe, plötzliche, mit der ein größter Contrast von Höhe und Tiefe hervortritt; einen allmählichen Ueber-

gang, der kaum zu bemerken ist, oder ein Abfallen des Hochlandes zur Tiefe in Stufen oder Terrassen.

Die Vertheilung von Hoch- und Tiefland ist in den verschiedenen Erdtheilen und Ländern eine sehr verschiedene. Das größte Hochland (Innerasien) und das größte Tiefland (das europäisch-asiatische mit der kaspischen Senke in der Mitte) gehören dem Ostcontinente an. Die Westfeste hat gedehnte Tiefebenen und Hochgebirge, aber wenig vermittelndes Stufenland. Noch größere Gegensätze zeigen sich, wenn man nicht die einzelnen Erdtheile, sondern das Ganze der Landhalbkugel ins Auge faßt. Denn hier überwiegt gegen die gemeinschaftliche Mitte hin das Tiefland, während nach außen hin ein Kranz von Hochländern in der Nähe des Umfanges der Landmasse sich erstreckt, und zwar in der alten Welt (Asien und Afrika) als ungeheure Plateaumasse, in der neuen Welt (Nord- und Südamerika) als das kolossalste Kettengebirge der Erde mit überall steilem und oft plötzlichem Abfall nach der äußeren oder oceanischen Seite, dagegen mit sanfterem nach der innern oder continentalen Seite. Dächte man sich endlich das ganze Volumen der über den Meeresspiegel erhabenen Landmasse gleichmäßig vertheilt und aufgetragen, so würde die mittlere Höhe 946 Par. Fuß betragen. [1])

Gebirgsländer können nicht gleich den Plateaus Hochländer genannt werden, weil sie keine geschlossenen Gesammterhebungen von ganzen Massen der Erdrinde sind. Gebirge sind vielmehr mit unzähligen Einschnitten, Spalten, Einstürzen, Einsenkungen, tiefen Felsschluchten, Thälern aller Art, nach allen Richtungen unterbrochen, durchschnitten, und darum überall in ihren Massen von einander theilweise oder gänzlich unterschieden, der directe Gegensatz der Plateaus. Der Charakter des Gebirgslandes ist die bedeutende Particularerhebung isolirter Gipfelmassen: große Differenzen innerhalb kleiner Distanzen.

Die verschiedenen Hauptformen der Länderplastik machen auf das menschliche Gemüth einen sehr verschiedenen Eindruck. So stumpft die Einförmigkeit großer, weiter Ebenen ab und ermüdet den Wanderer. Er findet keine Anregung zum Staunen, zur Bewunderung; der Mangel an Abwechselung ermüdet Körper und Geist. Dagegen haben kühne Gebirgsformen etwas Stärkendes und Erhebendes: sie erhöhen den Menschen gleichsam mit sich über das Niveau des Gewöhnlichen. Nicht ohne Grund redet das Alte Testament von den Bergen Gottes, der da war, ehe die Berge wurden.

Auf die geschichtliche Bedeutung der verschiedenen Bodenconfiguration kann nur hingedeutet werden. Die größern Hochländer in ihren einförmigen, unabsehbaren, isolirten Oberflächen ohne Baumwuchs, nur mit Grasungen überzogen, sind die Heimath nomadisirender Urvölker geblieben. Von

1) Die mittlere Höhe der Continente wird weniger durch die Länge der Gebirgsketten, als durch ausgedehnte und compacte Hochplateaux bedingt. Die Pirenäen-Masse, gleichmäßig über Europa vertheilt, bewirkt in der Gesammterhebung eine Zunahme von 6 Fuß, die Alpen-Masse von 22 Fuß, die spanischen Hochländer eine Zunahme von 76 Fuß.

ihnen kamen die Anstöße zu den großen Völkerwanderungen. Die kleineren Hochländer, von minder ungeheuren Räumen und geringern Höhen, klimatisch milderer Art, haben sich zu allen Zeiten noch eher zu Culturverhältnissen empor gearbeitet, ohne daß diese Cultur unter den minder begünstigenden Naturverhältnissen sich zu besonderer Blüthe entfaltet hätte. In den mannigfaltig entwickelten, vielfach gegliederten, reich begabten romantischen Formen der Gebirgsländer haben fast überall die Völker in ihren Ursitzen, durch die doppelte Fülle ihrer Naturverhältnisse und die Energie ihrer Stämme, die ersten und wichtigsten Keime der edlern menschlichen Natur zur einheimischen, selbstständigen, eigenthümlichen Entwickelung gebracht. Denn hier entfaltete sich das Jagd- und Waldleben, das festgesiedelte Hirtenleben der Alpenvölker, das Bergmannsleben in den metallreichen Gebirgszügen, die gärtnerische Terassencultur, Obstcultur, Weinbau oder Agriculturleben und Industrie aller Art. In den fruchtbaren Stufenländern des Mittellaufs der Ströme sind die Ufergebiete der Ströme zu frühester Ansiedelung und Cultur gelangt. In den Niederungen der Erde sind die Völker häufig erst viel später eingewandert und angesiedelt, nachdem ihre Tiefländer mit der Zeit trocken geworden. Allen großen Naturtypen ist überhaupt im großen Erziehungshause des Planeten ihre Function angewiesen zur Mitwirkung für die Erziehungsstufen des Menschengeschlechtes; keiner ging leer aus.

§. 14. Die Gebirge nach ihrem Alter und ihrer innern Bildung.

Die Lehre von den Gebirgen, welche nur nach ihren allgemeinsten Grundzügen der physischen Geographie angehört, hat durch neuere Resultate der Wissenschaft, besonders der Geologie und Geognosie an Bestimmtheit und Klarheit sehr gewonnen. Viele unhaltbare Annahmen und Traditionen z. B. vom Zusammenhange aller Gebirge auf der Erde, von einem in Asien zu suchenden Centralgebirgsknoten u. s. w. erscheinen widerlegt, und die alte Eintheilung in Urgebirge, Ganggebirge und Flözgebirge ist ganz unhaltbar geworden, so daß man gerade die Urgebirge als die jüngsten kennt. Auch die Zusammengehörigkeit von Gebirgen oder die Aufstellung von Gebirgssystemen ist erst durch die neuere Geologie, „die Anatomie der Gebirgsketten", nachweisbar geworden: nur solche Gebirge können ein System bilden, die gleichen Alters sind und denselben innern Bau zeigen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das über dem Paragraphen genannte Eintheilungsprincip das einzige consequent haltbare und richtige ist. Doch darf die Geographie im Interesse ihres Zweckes weder die secundären Eintheilungen vernachlässigen, noch in solcher geologischen Auseinandersetzung zu sehr ins Ausführliche gehen.

Rufen wir uns die vorangeschickte Entwickelungsgeschichte der Erdrinde ins Gedächtniß, so erscheint uns sogleich die Eintheilung in nep-

tunische und plutonische Gebirge als wohl begründet und einleuchtend. Die erstgenannten Bildungen, das Product des Wasserniederschlages und der Wasserarbeit, zeigen ganz regelmäßige Schichten und führen Erze und Versteinerungen. Ihre Formen lagern in bestimmter und deutlicher Altersfolge über einander. Die plutonischen Bildungen bilden zunächst als krystallinische Gesteine die Unterlage aller geschichteten Gesteine, sind aber dann in verschiedenen Zeiträumen durch Eruptionen des glühend-flüssigen Innern in die Höhe gehoben, haben die neptunischen Formationen vielfach durchbrochen und ihre horizontalen Schichten senkrecht aufgethürmt. Granit, Diorit, Porphyr sind die vorzüglichsten plutonischen Gesteine. (§. 1.)

Die neuere Wissenschaft ist bemüht gewesen, die Zeiten jener Hebungen festzustellen und ihre Gesetze zu erforschen. Nach dem großen deutschen Geognosten Leopold von Buch, welcher die Theorie von den Hebungen zuerst begründete, muß der Franzose Elie de Beaumont genannt werden. Aus vielfachen Beobachtungen zog er den Schluß, daß gleichzeitig gehobene Gebirgsketten eine parallele Richtung haben, wie noch jetzt in kleinem Maßstabe bei Erdbeben parallele Spalten gerissen werden. Er stellte dann zuletzt zwölf Hebungssysteme auf, deren Alter nach den emporgerichteten oder durchbrochenen neptunischen Schichten, deren auf einander folgende Ablagerungsperioden die Geologie genau bestimmen kann, abzumessen ist. Die ältesten Gebirge werden aber die sein, in denen gar keine neptunische Schichten aufgerichtet sind; die allerjüngsten, in denen sämmtliche, auch die jüngsten geschichteten Lagen steil stehen oder in ihrer Lagerung verändert sind. Die ältesten Hebungen sind niedrig und durchziehen keine großen Strecken; sie werden immer höher und größer, je näher ihre Aufrichtung der Gegenwart kommt. So umfaßt die erste Eruption die ältesten Erhebungen von der Absetzung der Steinkohlengebilde, das aus Grauwacke und Thonschiefer bestehende System des Hunsrücks und der Gebirge von Westmoreland, die neunte die Pirenäen und den Apennin, die elfte das System der Westalpen, die zwölfte die Centralalpen von Wallis bis Oesterreich. Entschieden das jüngste Gebirge der Erde sind die Cordilleren.

„Nichts kann uns Sicherheit geben," sagt Humboldt (Kosmos I. S. 320.), „daß jene plutonischen Mächte im Lauf kommender Jahrhunderte den von Elie de Beaumont bisher aufgezählten Bergsystemen verschiedenen Alters und verschiedener Richtung nicht neue hinzufügen werden. Warum sollte die Erdrinde schon die Eigenschaft sich zu falten verloren haben? Die fast zuletzt hervorgetretenen Gebirgssysteme der Alpen und der Andeskette haben im Montblanc und Monte Rosa, im Sorata, Illimani und Chimborazo Kolosse gehoben, welche eben nicht auf eine Abnahme der Intensität der unterirdischen Kräfte schließen lassen. Alle geognostischen Phänomene deuten auf periodischen Wechsel von Thätigkeit und Ruhe. Die Ruhe, die wir genießen, ist nur eine scheinbare. Das Erdbeben, welches die Oberfläche unter allen Him-

melsstrichen in jeglicher Art des Gesteins erschüttert, das aufsteigende Schweden, die Entstehung neuer Ausbruch-Inseln zeugen eben nicht für ein stilles Erdenleben."

In der That ist die Reaction des glühend-flüssigen Innern gegen die Rinde des Planeten noch immer bedeutend genug. Heiße, oft fast siedende Wasserquellen dringen aus der Tiefe, Luftquellen (Mofetten) hauchen die Kohlensäure oder entzündliche Gase des Innern aus, den Schlammvulkanen oder Salsen entströmt halbflüssiger Schlamm, und die eigentlichen Vulkane sind unmittelbare Essen und Schlote des noch jetzt im Innern brennenden Feuers, das nach längern oder kürzern Ruheperioden Gluthströme zerschmolzener Mineralien (Lava) aus der Oeffnung (dem Krater) des Vulkans auswirft. Man unterscheidet die thätigen Vulkane von den erloschenen. Die thätigen sind über den ganzen Erdball zerstreut, und steigen besonders häufig aus Inseln und Küstenländern hervor, bald in lange Reihen gelagert (Reihenvulkane, die insonderheit die oceanische Seite des continentalen Ringes umlagern. S. 117.), bald an einem Punkte centralisirt (Centralvulkane), bald vereinzelt — sie bilden die Verbindung zwischen der obern Erdrinde und dem innern Erdkerne. Auch der Seeboden hat Vulkane, und zuweilen steigen neue Inseln und Felsenmassen vulkanisch emporgetrieben aus dem Meere. So 1796 eine Insel in der Aleutenkette. So im Juli 1831, dem sicilischen Städtchen Sciacca gegenüber, 8 Meilen ins Meer hinaus, eine Insel, von der neapolitanischen Regierung Ferdinandea genannt, aber gleich von den Engländern beansprucht: sie sank wieder unter, kam aber im Sommer 1833 noch einmal zum Vorschein. Dagegen hebt sich und versinkt wieder in einer Periode von 91 oder 92 Jahren die Insel Sabrina bei der azorischen Insel San Miguel. Der erloschenen Vulkane aber giebt es weit mehr als der thätigen. Vulkanische Gebirgsnatur läßt sich aus der kegelförmigen, zuckerhutartigen Gestalt der Berge, der muldenartig eingetieften Gipfelfläche, und aus dem Vorkommen besonderer Steinarten, z. B. des Basaltes, erkennen, der meist in schwarzen, fünf- und mehreckigen Säulen zu Tage steht. A. v. Humboldt, der im vierten Theile des Kosmos die gründlichsten Forschungen über Vulkane niedergelegt hat, zählt auf der ganzen Erde 407, worunter 225 thätige. Davon liegen 70 auf dem Continente und 155 auf der Inselwelt.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß einer der tüchtigsten Forscher auf dem Gebiete des Vulkanismus, Kluge, vielen der oben noch festgehaltenen Annahmen entgegentritt. Wie wir schon wissen, leugnet er ein feuer-flüssiges Erdinneres. Es giebt keine Centralvulkane oder Gruppen, sondern nur reihenförmige Systeme. Eine große Energie des Vulkanismus findet überall da statt, wo große Continente ihrer Verbindung entgegengehen, oder erst kürzlich (im geologischen Sinne) entgegen gegangen sind (in dem Raume zwischen dem südöstlichen Asien und Australien, in Centralamerika, auf Kamtschatka und den Aleuten); daß sonnenfleckenarme Jahre, die zugleich durch geringe Größe der

magnetischen Variationen sich auszeichnen, eruptionsreiche Jahre sind, und umgekehrt.

Eine vulkanische Eruption ist das imposanteste und zugleich schauerlichste Schauspiel der Natur. „Geraume Zeit vorher,“ so schildert Burmeister in der „Geschichte der Schöpfung,“ „pflegen Erderschütterungen das Herannahen einer Eruption zu verkünden; besonders wenn der Kratergrund seit einiger Zeit mehr sich gehoben hat und aus der Trichterform langsam während mehrerer Jahre aufsteigend in die einer leicht vertieften Ebene übergegangen ist. Alsdann verrathen auch schon senkrecht aus dem Krater aufsteigende, oberhalb in mannigfachen Wirbeln sich kräuselnde Dämpfe, welche die fruchtbare Einbildungskraft der Italiäner seit Jahrhunderten dem schlanken Wuchs der einheimischen Pinien verglichen hat,[1] die bis dahin schlummernde Thätigkeit der unterirdischen Mächte deutlicher und geben den Anwohnern ein mahnendes Zeichen. Ehe es jedoch zu Ausbruchserscheinungen aus dem Krater selbst kommt, zeigen die Entwickelung der Eruption andere Zeichen in seiner Nähe an. So vernimmt man in der Regel gleich anfangs ein eigenthümliches Getöse, das dem Zischen auf glühende Kohlen geschütteten verdampfenden Wassers gleicht, sich nach und nach bis zu dem Brausen gewaltsam aus engen Mündungen strömender Dämpfe steigert, und späterhin wirkliche Detonationen übergeht, wie wenn man fernen Kanonendonner hörte. Mit diesen Geräuschen verbinden sich leise Bebungen des Bodens, die bald zunehmen, oder auch schon jetzt sehr heftig sein können, wenn leichte Erderschütterungen allen andern Erscheinungen vorangingen; ein starker Knall, welcher nun zu erfolgen pflegt, und meistens mit einer plötzlichen Entzündung der Rauchsäule verbunden ist, verkündet dann den wahren Anfang der Eruption, die alsbald mit dem Auswerfen glühender Substanzen beginnt und in ähnlicher Thätigkeit bleibt, so lange sie dauert. Jetzt füllt sich auch der durch jene erste Explosion zerrissene Kratergrund mit glühender Lava, die absatzweise an verschiedenen Stellen hervorquillt; oftmals birst er während dieses Hebens aufs neue, thürmt sich zu kleinen Schlackenkegeln in seiner Mitte oder an verschiedenen Stellen auf, und stößt um so stärkere, dunklere Rauchwolken mit immer zunehmendem Geprassel aus. Bei einer solchen Steigerung der Rauchmassen ist die Eruption schon in voller Thätigkeit; sie verfinstert mit ihren Dünsten die Tageshelle und läßt kaum noch dem Lichte der strahlenden Sonnenscheibe einen schwachen Durchweg; denn ein feiner aschenartiger Staub fällt aus der Luft herab und zeigt an, daß nicht blos Dampfwolken, daß auch erdige Bestandtheile emporsteigen und von den Dämpfen mit fortgerissen aus den kälteren, minder bewegten Luftschichten der Umgebung mit seinen Wassertropfen gemengt wieder herabfallen. Beide überziehen alle benachbarten Gegenstände, und tödten oft schnell und sicher, sei es durch die Hitze, sei es durch den feinen Staub und die Schwefeldämpfe oder die Säuren, welche dem Wasser beigemischt sind, Pflanzen und Thiere. Dabei sieht man fortdauernd die untern Theile der Rauchmassen erleuchtet, ja flammend; ein Widerschein der im Krater sich hebenden glühenden Lava, welcher mit sichtbarer Intensität zunimmt, wie diese frisch hervorquillt und nach oben allmählig schwächer werdend in den Dunstmassen sich verliert, zuletzt nur noch die gewölbten Ränder ihrer Wirbel mit einem glühenden Saume bemalend. Immer lauter wird zugleich das Getöse, immer schneller folgen einander die Schläge, und Donner auf Donner treibt die emporlodernden Dampfmassen zu einer schwindelnden Höhe hinan. Oft fahren,

---

1) Opitz im „Vesuvius“:

Der Nächte Mittag macht
Die Wiesen nie so schwarz, wenn des Gestirnes Pracht
Im dicken Nebel steckt, als dieser Dampf sich zeiget,
Der, wie ein Fichtenbaum, hoch von der Wurzel steiget,
Mit dicken Aesten auf, dieweil der Asche Last
Sich in die Breite giebt.

von solchen Explosionen getrieben, die glühenden Körper senkrecht durch die Rauchwolken, neigen sich, wenn ihre Fliehkraft erschöpft ist, unter Bogen, und fallen mit prasselndem Geräusch auf die Kraterwände nieder, hier nach allen Seiten, gleich Eisenschlacken, die der Hammerschlag abtreibt, zerspringend. Selbst in der Luft trennen sie sich, wenn ein Theil der unförmlichen Masse, größere Schwere besitzend, eine andere Fliehkraft erhalten hat, und strahlenförmig lösen sie sich dann, gleich aufsteigenden Raketen, in ihre verschiedenartigen Bestandtheile auseinander. Und immer schneller und schneller folgen die Stöße, immer lauter wird ihr Knall, immer zahlreicher die Menge der emporgeschleuderten Feuerklumpen, immer stärker das Geprassel ihrer fallenden Bruchstücke. Hier erfaßt wohl ein nachfolgender den bereits zurückkehrenden, und die Heftigkeit des Stoßes der sich begegnenden mehrt die Zersplitterung, steigert die gleich platzenden Bomben umhergeschleuderten Scherben. Da nahet aufs neue das lange gefürchtete, ängstlich erwartete, schaudervolle Erzittern des Bodens, der dem Andrange der eingepreßten Dämpfe nachgebend sich windet und birst, und radienförmig nach allen Seiten von der Mitte des Berges aus die Ebene zertrümmert. Und diese Erschütterung ist es, welche unter allen Eruptionserscheinungen den Menschen am meisten schreckt, welche ihn aus dem wirthlichen Dach in die aufgeregte Natur hinaustreibt und nöthigt, sehender Zeuge des großen Ereignisses zu sein, das einst in gesteigerter Höhe die Erdoberfläche bildete und denselben Boden aus dem Meere emporhob, den es nun seinen andrängenden Wogen in erneuter Katastrophe wieder preisgiebt. Doch das Ende des Unheils, so schauerlich schön in seinen einzelnen Zügen, steht nahe bevor. Schon zeigt sich der glühende Fluß leicht gewölbt über den niedrigsten Stellen des Kraters, schon fließt an einzelnen Punkten die geschmolzene Lava herunter und schlängelt sich langsam, eine feurige zähe Masse, an den Wänden des Kegels fort, die niedrigen ihr im Laufe begegnenden Gesträuche entzündend, daß sie mit züngelnder Flamme auf ihrer Fläche emporlodern. Bald folgt solchen Vorläufern der feurige Hauptstrom nach. Während aller dieser Erscheinungen immer mehr im Krater emporgestiegen, durch neue, neben den alten hervorbrechende Fluthen näher und näher dem Rande gerückt, endlich sogar polsterartig über den tiefsten Stellen des Randes eine Zeitlang schwebend, sinkt plötzlich, von einem Donnergetön und heftigen Erschütterungen begleitet, die glühende Lava herab, und in demselben Augenblicke strömt sie aus einer entstandenen Spalte tief unten am Fuße des Kegelberges hervor, anfangs vom Drucke der über der Oeffnung stehenden Massen selbst fontänenartig aufsteigend und immer breiter, mächtiger in die fruchtbare von Menschen sorgfältig bebauete Ebene sich ergießend. Schnell windet sich dieser verheerende Fluß mit stets wachsender Gewalt durch die geneigtern Stellen zur wirklichen Ebene hinab und öffnet durch den leer gewordenen Krater den elastischen Stoffen einen Ausweg. Von Asche begleitet und sie mit sich fortführend, steigen die Dämpfe einer dunkeln Säule gleich auf und gestalten sich hoch in der Luft zu jener Pinienform, die schon den ältesten Beobachtern auffiel. Dieser majestätische ungeheure Aschenbaum bildet die tragische Schlußscene der ganzen Erscheinung, er breitet seine Krone unheilschwanger über die Ebene aus, und bedeckt sie, sich senkend, mit seinem düstern Laube auf ewig; an 100 Fuß mächtige Lager hat er einstens über Herculanum und Pompeji ausgeschüttet. Auf solche Weise begleiten ähnliche Erscheinungen, in größeren, geräuschvolleren Phasen wiederkehrend, den unheilvollen Cyklus der Eruptionsphänomene von ihrer höchsten Ausbildung durch mannigfache Abstufungen rückwärts zu jener unscheinbaren Dampfsäule zurück, welche als der erste Bote so grauenvoller Entwickelungen die Uebergangserscheinungen einleitete."

Erdbeben sind Erschütterungen und Schwankungen der Erdoberfläche, die häufig von einem donnerähnlichen unterirdischen Getöse

begleitet sind. Man unterscheidet dabei eine dreifache Bewegung. Bald steigt der Boden senkrecht von unten nach oben stoßweise; bald ist die Bewegung horizontal wellenförmig von einer Seite zur andern; bald entsteht durch die Vereinigung beider Arten eine wirbelnde Bewegung, und diese ist die zerstörendste. Meist halten die Erschütterungen nur einige Minuten an, aber schon diese reichen aus, ganze Provinzen zu durchzucken, mit einem Schlage die größten Städte zu zerstören und Tausende unter ihren Trümmern zu begraben. Bedeutende Erdbeben werden oft in einem großen Theile der Erde zugleich empfunden. Bei dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 bemerkte man Schwankungen des atlantischen Oceans an seinen östlichen und westlichen Küsten; die schweizerischen, deutschen und schwedischen Seen zeigten Erschütterung. Momentan stockten die Quellen von Teplitz. Sonst unterscheidet man Erschütterungskreise, in denen sich die Wirkungen des Erdbebens bewegen und wiederholen. Sie sind nicht stationär, sondern Verrückungen unterworfen. Die Erschütterungen hören auf, wenn ein naher Vulkan seine feurige Arbeit beginnt, und so erscheinen die Feuerspeier gleichsam als Sicherheitsventile, welche der gefährlichen Gährung im Erdinnern einen Ausgang bieten. Schon Strabo erkannte das: „Seitdem die Mündungen des Aetna geöffnet sind, durch welche das Feuer emporbläst, und seitdem Gluthmassen und Wasser hervorstürzen können, wird das Land am Meeresstrande nicht mehr so oft erschüttert, als zu der Zeit, wo vor der Trennung Siciliens von Unteritalien alle Ausgänge in der Oberfläche verstopft waren.“ Die Seismologie oder Erdbebenlehre ist neulich besonders durch Mallet angebahnt. Er ist geneigt, die Tiefe der Erdbebenheerde zu 3, höchstens zu 5 Meilen anzunehmen.

§. 15. Die Gebirge nach ihrer äußern Form und Gestaltung.

Man unterscheidet zunächst isolirte Berge, die sich einzeln aus der Ebene erheben und mit keinem Gebirge in offen ersichtlichem Zusammenhange stehn.

Die Gebirge zeigen in ihrer äußern Gesammterscheinung sehr verschiedenartige Gestaltung. Massengebirge sind Berggruppen, in denen sich kein Hauptrücken mit bestimmter Richtung zeigt. Sie sind mehr oder weniger symmetrisch um einen gemeinsamen Mittelpunkt zusammengehäuft.

Plateaugebirge oder aufgesetzte Gebirge lagern sich über Plateaubildungen, so daß ihr Fuß schon auf der Plateauhöhe steht, ihre Gipfel dann relativ niedrig erscheinen können, obwohl sie, durch ihre Unterlage schon gehoben, zu sehr großer absoluter Meereshöhe aufsteigen.

Gebirge, welche die Umwallungen von Plateaus bilden, den Uebergang von den Tafelländern zu den Tiefländern vermitteln, heißen

Randgebirge. Vom Tafellande aus gesehen erscheinen sie gar nicht als Gebirge; der Bewohner der Tiefebene aber sieht sie steil emporsteigen.

Die Kammgebirge zeigen einen in ganz bestimmter Richtung, der sogenannten Streichungslinie, fortgehenden Hauptzug, eine lineare Richtung. Man nennt diese Linie, welche in der Richtung des Gebirges ausgeprägt ist, den Kamm. Schmale zerrissene Felsenkämme heißen Grate, breitere und flacher abgerundete Rücken. Die Continuität des Kammes wird nicht dadurch gestört, daß auch in Kammgebirgen einzelne Gebirgsgruppen deutlich hervortreten; denn diese sind doch immer durch den dann meist eingeschnittenen Kamm mit einander verbunden. Oft bestehen Gebirge aus mehreren neben einander hinlaufenden Kämmen, die an Höhe ziemlich gleich, oder so verschieden sind, daß Hauptkamm und Vorkämme zu unterscheiden sind. Die einzelnen Kämme sind auch wohl durch Querriegel verbunden. Solche mehrkämmige Gebirge nennt man auch Kettengebirge, und zu ihnen gehören die kolossalen Riesengebirge unseres Planeten; ihre Kämme sind über 1000 M. lang.

Oefter laufen Kammgebirge an ihrem Ende in divergirende Strahlen aus; ziehen Gebirgsstrahlen von einem Mittelpunkte — mag dies nun ein Berg oder eine Senkung im Hauptkamme sein — aus, so nennt man solchen Mittelpunkt einen Gebirgsknoten oder Gebirgsstock. In den Kämmen finden sich zuweilen Senkungen, welche man Einsattelungen oder Joche nennt. Ueber sie führen dann gewöhnlich die Gebirgsstraßen oder Pässe. Ihr höchster oder Scheitelpunkt ist die Scheideck.

Eine vergleichende Betrachtung aller Kamm- und Kettengebirge der Erde bietet eine Fülle überraschender Wahrnehmungen dar. So wie der Ostcontinent selbst sind seine Kettengebirge den Breitengraden gleichlaufend (Parallelketten): der Meridianrichtung der Westfeste angemessen streichen ihre Kettengebirge in der Richtung der Längengrade (Meridianketten). Fast immer ist die Neigung der Abhänge zu beiden Seiten der Kammgebirge verschieden: auf der einen steigt das Kammgebirge sanft, auf der andern steil an. Die Parallelketten haben ihren steilsten Abhang an der Südseite, die Meridianketten an der Westseite: ein Gesetz, das zwar Ausnahmen leidet, aber bei der Mehrzahl der Kammgebirge zutrifft. Noch ausnahmloser ist die Erscheinung, daß Vorkämme dem Centralkamme die steile, der Ebene die sanfte Seite zukehren. Interessant ist ferner das Verhältniß der höchsten Gipfelhöhe zu der Kammhöhe. In einer Menge von Kammgebirgen, und besonders in denen ersten Ranges, beträgt die höchste Culminationshöhe das Doppelte der Kammhöhe. In der Kammhöhe der größten Gebirge scheint ein fortschreitendes Verhältniß aufzutreten. Die mittlere Kammhöhe der Anden ist um die Hälfte größer als die der Alpen, die Kammhöhe des Himalaya um die Hälfte größer als die der Anden. Endlich

ist die Kammhöhe des einen Gebirges öfter die Gipfelhöhe des andern. Der Kamm des Himalaya ist so hoch als die Gipfel der Anden, und die Kammhöhe der Anden so hoch als die höchsten Gipfel der Alpen u. s. w. So entdeckt man überall in der Mannigfaltigkeit das Gesetz und die Ordnung.

§. 16. Die Gebirge nach ihrer Höhe.

Die Gebirge, nach der Höhe getheilt, zerfallen in Hochgebirge, Mittelgebirge, Unter- oder Vorgebirge.

1. Die Hochgebirge, auch wohl im Allgemeinen Alpen genannt, übersteigen die Höhe von 5—6000'. Ihre Formen sind scharf geschnitten, eckig und zackig: die gerade Linie ist die vorherrschende. Ein solcher Gebirgszug in der Ferne gesehen imponirt durch diese kühnen, schroffen Umrisse, die sich so scharf und geradlinig gegen den Horizont abgrenzen, durch ihre schneebeglänzten Zinken und Zacken. Mit diesem Charakter stehen die Namen ihrer Gipfelerhebungen im Zusammenhange: Spitzen, Hörner, Nadeln u. s. w. Die meisten Hochgebirge ragen über die Schneelinie, eine Curve, die man sich von den Polen aus nach dem Aequator gezogen denkt, und welche die Erhebungen der Erdoberfläche anzeigt, auf welchen der Thermometer nie oder nicht anhaltend über den Gefrierpunkt steigt und der Schnee nie schmilzt. Unter dem Aequator ist die Höhe, wo dies der Fall ist, 15,577' unter 30° NB. 11,592', unter 40° 9000', unter 60° 3684' u. s. w. Doch richtet sich die Grenze des ewigen Schnees nicht einzig nach den Graden der Breite, sondern hängt zugleich von einer Menge von Localverhältnissen ab. So liegen Kaukasus und Pirenäen unter gleicher Breite: bei dem erstern Gebirge beginnt die Schneelinie 9900', bei den Pirenäen 8400'. In jeder Zone erreicht der ewige Schnee in verschiedenen Jahreszeiten ein Maximum und Minimum der Ausdehnung, man nennt dies Vor- und Zurückgehen die Oscillation der Schneegrenze.

Eigenthümlich sind den Hochgebirgen die Gletscher: eine Erscheinung, welcher in neuester Zeit gefeierte Naturforscher ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Gletscher sind Eismassen, die unter der Schneelinie in den Hohlungen lagern, von denen die Seiten der Gebirge durchfurcht sind oder zwischen Bergen hervor- und herunterquellen. Der obere Theil oder Firn besteht mehr aus Schnee, der in der Umgestaltung zum Eise begriffen ist, der untere geneigtere Theil bildet den eigentlichen Gletscher. Seine Oberfläche ist mit einer Schneedecke, mit Felsenstaub und Gerölle überdeckt und entspricht den Vorstellungen wenig, welche sich die Unkunde von der Außenseite der Gletscher macht. Erst die in das Innere gerissenen Klüfte und Spalten zeigen jenen wunderbaren Azur, der jede Schilderung übertrifft. Ein gefrorner Strom giebt eine bessere Anschauung von einem Gletscher als ein gefrornes Meer. Ein

anderer nennt die Gletscher riesenhafte Eiszapfen, die von den obersten Dachfirsten der Hochgebirge herabhängen; doch bietet der Begriff des Fließenden für die weitere Schilderung der Gletscher viel Anschauliches und Zutreffendes. Der Fluß führt Wasser, der Gletscher Eis. Der Fluß fließt zwischen oft felsigen und steilen Ufern; auch diese fehlen dem Gletscher nicht. Beide Seiten sind von einer Reihe von Felsblöcken begleitet, Bruchstücken der Felsengegend, aus welcher der Gletscherstrom seinen Ursprung nimmt: sie heißen Seiten-Moränen. Der Fluß fließt, auch der Gletscher, freilich nicht pfeilschnell wie der Gebirgsstrom. Den schon im Erkalten begriffenen Lavastrom muß man stundenlang beobachten, um sein Fortschreiten zu erkennen; der stolze Gang der Gletscher ist auch nur nach Monaten und Jahren, selten nach Tagen zu bemessen. Genug, die Gletscher sind, wohl nach dem Gesetze der Schwere, im Vorrücken oder Herabfließen in die Thäler begriffen: der Aargletscher in der Schweiz hat z. B. eine jährliche Bewegung von 220 Fuß. Die Moränen sind die Zifferblätter der Gletscherbewegung; vorausgesetzt, daß man für jedes Jahr nur eine Lossprengung von Felsstücken annimmt, und die jährliche Bewegung der Gletscher durch den Raum bezeichnet, der zwischen zwei Felshaufen liegt.[1]) Der lebendige Fluß nimmt Seitenflüsse auf: solche Seiteneiszuflüsse fehlen auch dem Gletscher nicht, und da jeder Zufluß seine Moränen mitbringt, so ist die geschehene Vereinigung an einer in die Mitte geschobenen Trümmerreihe (Mittel-Moräne) zu erkennen. Mehrere Gletscher sehen gefrornen Wasserfällen nicht unähnlich. Ja selbst an fließendem Wasser gebricht es dem Gletscher nicht: es rauscht eisig auf dem untern Grunde seines Bettes den Oeffnungen oder Gletscherthoren zu, wie auch kaltes Luftgebläse durch seine Spalten und Risse fährt.

Die Gletscher sind zwar in den europäischen Alpen ganz besonders ausgebildet, finden sich aber modificirt in allen Zonen wieder. So ist der Himalaya reich an Gletschern, und in den arktischen Regionen führen die Gletscher, dort strömenden Eisflüssen noch ähnlicher, unaufhörlich ungeheure Eismassen ins Meer.

Obwohl an mehreren Gebirgen, wie den Alpen, ein Wachsen der Gletscher beobachtet ist, so scheinen sie doch nur Reste der großen Eis- oder Gletscherperiode zu sein, in welcher Eismassen von kolossaler Ausdehnung vorhanden waren. In den Schweizer Ebenen finden sich häufig die sogenannten erratischen Blöcke, meist Granitstücke, weit von ihren Lagerstätten im Hochgebirge: sie zeigen als Stücke von Moränen oder Gletscherschutt die Stätte eines weggeschmolzenen Gletschers an. Auch von anderen Gebirgen sind erratische Blöcke entführt. In auffallender Zahl und Mächtigkeit sind sie über das deutsche Tief-

1) Die Bewegung der Gletscher wird von Einigen einfach dem mechanischen Drucke, von Andern dem Gefrieren des Wassers zugeschrieben, das in die Spalten der Gletscher eindringt und eine Ausdehnung des Eises herbeiführt. Interessant ist der Aufsatz über den Grindelwaldgletscher in Merian's Helvetia. Man hatte schon damals über das „Wachsthum" der Gletscher die besammelten Erfahrungen und Beobachtungen.

land zerstreut, und Granite schwedischer, norwegischer und finnischer Gebirge von südwärts schwimmenden Eismassen, den Trümmern gewaltiger nordischer Gletscher, auf die norddeutsche Ebene gesäet. Auch in Nordamerika hat ein Transport von losem Gestein auf dieselbe Weise stattgefunden.

Eine großartige Erscheinung der Hochgebirgsnatur sind auch die Lawinen. So nennt man die Schneemassen, welche sich von ihrem Lager an den Berghängen thalwärts bewegen. Diese Bewegung findet vornehmlich im Frühjahr statt, wenn die Schneelagen durch das sie durchdringende Thauwasser von dem Boden gelöst werden und dieser zugleich schlüpfrig gemacht wird. Dann setzt die eigene Schwere ganze zusammenhängende Schneemassen in eine rutschende Bewegung. Sind die Abhänge wenig steil, so nimmt öfters diese Bewegung keine sonderliche Geschwindigkeit an, und kleine Hindernisse des Bodens bringen sie hin und wieder ins Stocken. Lawinen der Art, Schleich- oder Rutschlawinen, auch Schlüpfen genannt, sind weder sehr gefährlich noch von großartigem Charakter. Wenn aber die Steilheit der Abhänge die angefangene Bewegung sehr begünstigt, so gleitet die der Durchnässung wegen ziemlich fest zusammenhaltende Schneemasse mit immer wachsender Schnelligkeit niederwärts, wobei sie sich zugleich fortwährend vergrößert, indem sie andere auf ihrer Bahn liegende Schneemassen gleichfalls in Bewegung setzt. Die Schnelligkeit der so ins Ungeheure vermehrten Schneemassen wird so groß, daß schon der ihnen vorausgehende Druck der Luft nicht allein Menschen und Thiere, sondern auch Häuser und starke Bäume zu Boden wirft oder fortschleudert. Am großartigsten wird die Erscheinung, wenn die Lawine einen jähen Absturz erreicht, von dem sie nun zertrümmernd mit furchtbarem Donner hinunter stürzt, alles was sie unten antrifft zerschmetternd oder begrabend. Oft führen diese sogenannten Grund- oder Schlaglawinen, wenn sie die Tiefe eines Thals erreicht haben, noch ein neues in weitere Ferne wirkendes Unheil herbei, indem sie einen mächtigen Damm quer durch das Bett eines Baches werfen, dessen um diese Zeit durch das Schneewasser ohnehin angeschwollene Fluthen nun sich aufwärts stauen und weit hinauf das Thal überschwemmen. Menschen, die von einer solchen Lawine verschüttet werden, finden gewöhnlich ihren Tod, theils weil diese fest zusammenhängenden und durch das eingesogene Wasser viel schwereren Schneemassen sie geradezu niederschmettern, theils weil unter ihnen aus derselben Ursache bald Erstickung erfolgt und selbst die Ausgrabung Verunglückter schwieriger ist. Mehr Hoffnung zur Rettung ist im Allgemeinen für solche, die von Staub- oder Windlawinen verschüttet werden, obwohl die Wirkungen dieser letztern im Großen nicht minder verheerend sind, als die der Grundlawinen. Diese Staublawinen fallen im Winter und bestehen aus trocknem Schnee, der lose, etwa wie Sand, von den Abhängen herunter rollt, und bei jähem Absturze, obgleich zerstäubend, doch durch den Luftdruck und die

ungeheure Masse alles unter sich verheert. Alle diese Lawinen gehören den mittleren Regionen der Hochgebirge an. In den höheren Regionen giebt es nur im Sommer eine besondere Art, die Sommer- oder Gletscherlawinen, welche entstehen, wenn sich bei länger andauernder Wärme der untere Theil eines Gletschers ablöst und in Bewegung setzt. Da dieses Ereigniß fern von bewohnten oder häufig besuchten Orten stattfindet, so richtet es nicht leicht erheblichen Schaden an.

Der früher häufig ausgesprochenen Behauptung, daß die nächste Veranlassung der Lawinen oftmals durch eine kleine Erschütterung der Luft, wie etwa durch einen Schuß oder einen Peitschenknall, oder auch durch einen sehr geringen Anstoß, wie der Tritt eines Vogels, gegeben werde, wird von vielen Seiten widersprochen.

Wenn statt der Schnee- und Eismassen sich Felsmassen loslösen, entstehen Bergschlipfe oder Bergstürze, zuweilen in so vernichtender Masse und Gewalt, daß sie ganze Ortschaften begraben.

2. Die Mittelgebirge von 2000—5000' haben runde Formen, bauchige Hänge, kuppelförmige, oft breite Gipfel und überhaupt einen sanfteren Charakter. Die krumme Linie ist in ihrer Form vorherrschend.

3. Alles, was niedriger ist als 2000', nennt man (freilich ziemlich willkürlich) Vorberge oder Untergebirge. — Uebrigens versteht sich von selbst, daß nur in seltenen Fällen irgend ein Gebirge blos einer dieser Klassen angehört; namentlich sind die Hochgebirge von der Ebene fast in allen Fällen durch Mittel- und Untergebirge, die sie umringen, geschieden.[1])

Die mächtigsten Hochgebirge der Erde bilden einen nach Westen ausgeschweiften Spitzbogen, welcher an den Küsten der Ostfeste und Westfeste den stillen und indischen Ocean umgürtet. Der steile Abfall ist gegen die Oceane, der mähliche, oft mit ausgedehnten Tafelländern, gegen das Innere der Continente gerichtet. Die höchsten Anschwellungen der Erde gruppiren sich (mit einzelnen Ausnahmen) um den Aequator.

Als die höchste Erhebung der ganzen Erde galt lange Zeit unbestritten der Chimborazo in den Anden (20,100'), der jetzt nicht einmal mehr als höchste Culmination seines Gebirges seine Stelle behauptet. Nach einander heftete sich die Glorie der höchsten Erhebung an den Dhawalagiri (26,345'), den Kinchinjunga (26,436'), beide im Himalaya, bis Colonel A. S. Waugh in dem 27,212' (29,000 engl. Fuß) hohen Mount Everest desselben Gebirges einen noch höheren Gipfel aufgefunden hat. Schlagintweit hat die 26,530' hohe Karekornen-Kette gemessen, welche also dem Kinchinjunga noch voraufstände.

1) Naumann theilt die Gebirge in Bezug auf die allgemeine Physiognomie oder den Eindruck von fern in Zackengebirge, Wallgebirge, Kegelgebirge, Wellengebirge. Damit wäre ein viertes Eintheilungsprincip gegeben.

Die Hypothese, daß die höchste Erhebung der starren Erdrinde mit der größten Tiefe der tropfbar-flüssigen zusammenstimme, wird sich — durchaus willkürlich, wie sie ist — nicht bestätigen.

Die Gebirge, welche die Erhebungen der starren Erdrinde sind, enthalten auch Vertiefungen des Erdbodens, leere Räume im Innern der Erde, zuweilen auch nur im Innern der Berge, zu denen man durch eine Oeffnung gelangen kann. Man nennt sie **Höhlen**, und unterscheidet nach A. v. **Humboldt** **Spaltenhöhlen**, schmale, zuweilen sehr lange Räume mit parallelen Wänden; **Gewölbhöhlen**, unregelmäßige, an Säle und Kirchen erinnernde Weitungen, wenn sie klein sind, auch **Grotten** genannt, und **Schlauchhöhlen**, enge gewundene Kanäle. Die meisten Höhlen bestehen aus Räumen dieser verschiedenen Arten, die mit einander wechseln. In Kalkstein und Gyps tritt die Höhlenbildung am häufigsten auf.

§. 17. Die continentalen Gewässer.

Gebirge und Hochländer, wie wir sie jetzt betrachtet, gereichen in der Landmasse zur Trennung, Beschränkung und Begrenzung. Das Geäder des Landes dagegen, das fließende continentale Wasser, ist das Element der Verbindung und Belebung, welches aus einer Bodenform in die andere eilt, sonst geschiedene Abtheilungen des Landes in Beziehung zu einander stellt. Das fließende Wasser ist ein lebendiges Band zwischen der starren und flüssigen Erdrinde und gehört beiden Formen an: dem Lande wie einer zu durchwandernden Fremde, dem Ocean wie einem Stammhaus und einer Heimath.

Denn die Quelle aller Quellen ist das Meer, das große Reservoir für alle Bäche, Flüsse und Ströme. Seine weite Fläche ist in einer fortdauernden Verdunstung begriffen. Die aufsteigenden Dämpfe bilden Wolken, um aus diesen wieder in der Form von Regen, Schnee u. s. w. auf die Erde niederzufallen, in sie einzudringen, als continentales Wasser wieder aus ihr hervorzugehen. Alles Wasser auf der Erde ist in beständiger Circulation, in dauerndem Kreislauf begriffen, wie das Blut im menschlichen Leibe, oder wie **Schubert** es in einem gemüthlichen Bilde ausspricht, „gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses herumwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen noth thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von neuem hinab zur Tiefe.“[1])

1) Aeltere Geographen glaubten verkehrter Weise nach Pred. Sal. 1, 7. einen unterirdischen Zusammenhang des Meeres mit Quellen und Flüssen annehmen zu müssen, eine Ansicht, die im Alterthume

Das von der Erdoberfläche eingesogene Wasser fällt so lange abwärts, bis es durch eine schon vorhandene Wasseransammlung oder eine undurchdringliche Erdschicht, z. B. durch ein Thonlager, oder durch ein dichtes Gestein aufgehalten wird. Alsdann erhebt es sich nach hydrostatischen Gesetzen und tritt, einen Ausgang suchend und findend, als Quelle hervor. Die verschiedenen unterirdischen Wasserfäden, welche eine Quelle bilden, nennt man ihr Wurzelsystem. Die Quellen, denen der Eindruck des Frischen, Lebendigen, wir möchten sagen Fröhlichen besonders mächtig innewohnt, sind in den verschiedensten Beziehungen sehr verschieden. Hier tritt die eine in einer kleinen von ihr gefüllten Vertiefung zu Tage, wirft Blasen oder Buckel im Wasser auf und spielt wühlend mit dem Sande, der um ihre Geburtsstätte liegt; dort hüpft eine wie ein Strahl zwischen Gestein hervor (Spring). Eine dritte steigt aus dem Boden des Meeres, eines Sees oder Flusses auf. Eine vierte quillt tropfenweise zwischen mosigen Felsenstücken, oder sickert spärlich aus dem Boden; eine fünfte führt ein so mächtiges Wasserquantum, daß sie als fertiger Bach Mühlräder in Bewegung setzt. Die eine hat eine etwas niedrigere Temperatur, und bringt durch eisige Kälte dem Gebirgswanderer eben so viel Erfrischung als Gefahr; andere Quellen sind warm, heiß siedend, daß man in ihnen Eier kochen kann.[1]) Auch in der Farbe finden sich Unterschiede. Bei dem Städtchen Virtud tropft vom Gewölbe einer Höhle eine Blutquelle, in allen Erscheinungen dem Blute täuschend ähnlich, wohl durch rasche Erzeugung stark fortpflanzungsfähiger Infusorien gefärbt. Die meisten Quellen fließen das ganze Jahr hindurch: andere nur zu gewissen, besonders nassen Zeiten (Hungerquellen oder Maibrunnen, vom Mai bis Juni). Die Heberquellen oder intermittirenden Quellen entleeren wie Heber einen tiefen Wasservorrath, der bis zu bestimmter Höhe reichen muß, um einen Abfluß zu gestatten. Sie zeigen in meist regelmäßigen Perioden bedeutende Unterschiede der Ergiebigkeit oder setzen zeitweise aus. Alle Quellen enthalten mancherlei lösliche Stoffe: die, welche auffallend viele mineralische Bestandtheile oder Gase mit sich führen, und eine heilkräftige Wirkung auf den menschlichen Organismus äußern, heißen Mineralquellen. Darunter haben die Säuerlinge vorwiegenden Gehalt an Kohlensäure; die Bitterwasser erhalten ihren Charakter durch viele schwefelsaure Talk- oder Bittererde; die wie faule Eier riechenden Schwefelwasser verrathen sogleich den Schwefelwasserstoffgehalt: die Salz- oder Soolquellen haben stärkere oder geringere Beimischung von Kochsalz. Incrustirende Quellen überziehen Gegenstände, mit denen sie in Berührung kommen, mit einer Kruste von kohlensaurem Kalk

die gewöhnliche war. Sie findet sich auch bei Cartesius, der das Meerwasser in unterirdische Behälter unter den Bergen strömen, dort durch die Hitze des Centralfeuers in Dampf verwandelt werden und dann erst als Niederschlag hervortreten läßt. Ausnahmsweise kommen so entstehende Quellen indeß in der Nähe von Vulkanen und des Meeres wirklich vor.

1) Einen wissenschaftlich genauen Unterschied zwischen warmen Quellen anzugeben ist schwierig. Man hat vorgeschlagen, die mittlere Temperatur eines Ortes zum trennenden Maßstabe zu nehmen. Alle Quellen, welche höhere Temperatur haben, sind warme Quellen oder Thermen.

oder Kieselerde. Künstliche Quellen sind die artesischen Brunnen, von der französischen Provinz Artois benannt, wo sie zuerst (eine Spur schon im Jahr 1126) gebohrt sein sollen; den Chinesen aber sind sie von Alters her bekannt. Ist die Beschaffenheit und Structur des Bodens solcher Anlage günstig, so tritt aus in die Erde getriebenen Bohrlöchern (oft 2000′ und darüber) ein zuweilen mächtiger Wasserstrahl. Seine Temperatur ist um so höher, je tiefer er heraufsteigt; manche artesische Brunnen springen geradezu mit heißem Wasser in die Höhe. Die unterirdischen Wasservorräthe der Erde übertreffen nach Delesse die überirdischen an Volumen.

Das Anzeigen verborgener Quellen ist neulich einigen französischen Quellenfindern (Paramelle und Richard) in überraschender und segenvoller Weise gelungen. Unter jeder natürlichen noch so schwachen Falteneinsenkung der Oberfläche soll ein unterirdischer Quelllauf zu vermuthen sein.

In der Regel bilden erst die Abflüsse (Riesel, Fließe) mehrerer Quellen einen Bach, mehrere Bäche einen Fluß. Man redet von des Flusses Quellbächen und Quellbezirk. Größere Flüsse heißen Ströme; aber von dieser sehr vagen Feststellung abgesehen steht auch hier die Terminologie keineswegs fest. Einigen Halt geben folgende Bestimmungen. Der Hauptfluß oder Strom nimmt mehrere andere Flüsse auf, trägt mit starker Wasserfülle nicht blos leichte Kähne, sondern größere Flußfahrzeuge, und ergießt sich unmittelbar in das Meer oder in ein meerähnliches stehendes Landgewässer. Er erhält seinen Namen gewöhnlich von dem Gewässer, dessen Quelle am entferntesten von der Mündung des Ganzen ist, dessen Lauf also der längste, dessen Wasserfülle die größte ist. Aber der Sprachgebrauch ist auch hier Tyrann, und nicht selten erhält bei zusammenfließenden Flüssen der Strom den Namen der wasserärmeren oder vielmehr desjenigen, der von der bisher genommenen Richtung nicht abweicht. Die Namengebung der Flüsse ist wohl selten von der Quelle abwärts, sondern von der Mündung aufwärts gegangen. In den Hauptfluß ergießt sich der Nebenfluß, in den Nebenfluß der Zufluß, in den Zufluß der Beifluß, der immer noch aus mehreren Bächen entstanden sein muß. Zu dem Begriffe des Stromes wird also noch gehören, daß er Nebenflüsse, Zuflüsse, Beiflüsse aufgenommen habe.[1])

Sonst unterscheidet man Binnenströme, welche ihre Quelle weit im Binnenlande, und nach dem Ocean einen weiten Weg zurückzulegen haben, und Küstenflüsse, die in den Küstenlandschaften entstehen und das Meer nach relativ kurzem Laufe erreichen. Oceanische Flüsse ergießen sich unmittelbar oder mittelbar in den Ocean; continentale oder Steppenflüsse, die als „Individuen verfehlter oder unvollendeter Bildung“ anzusehen sind, ergießen sich in einen Step-

1) Man hat auch vorgeschlagen, alle großen in das Meer einmündenden Gewässer Ströme, und die nicht unmittelbar in das Meer mündenden Flüsse zu nennen (fleuve-rivière). Die oben gegebene Definition scheint uns ansprechender zu sein.

pensee, oder sie schlagen sich nur eine Strecke weit durch Sand und Steppe hindurch und versiegen. Zwillings- oder Doppelflüsse fließen in nicht zu großer Entfernung parallel und vereinigen sich kurz vor der Mündung oder münden nahe bei einander. Solche Systeme sind besonders in Asien häufig.

Jeder Fluß, von den versiegenden Steppenflüssen abgesehen, hat seine Mündung, d. h. eine Stelle, wo er in ein anderes fließendes oder stehendes Landgewässer oder in das Meer sich ergießt. Die Umgebung der Mündung heißt Mündungsbezirk oder Mündungsland.

Die kürzeste Linie zwischen der Quelle und Mündung eines Flusses bildet den directen Abstand beider Punkte und giebt zugleich die Haupt- oder Normalrichtung des Flusses an. Die fließende Linie aber, in welcher der Fluß wirklich von der Quelle zur Mündung gelangt, sein Lauf, ist meist viel länger als der directe Abstand und bildet zahlreiche größere und kleinere Krümmungen, Windungen, Serpentinen. Die Meilenzahl des wirklichen Laufes verglichen mit der Länge des directen Abstandes giebt uns die Anschauung der Stromentwickelung (Developpement) eines Flusses. Sie ist bei verschiedenen Gewässern eine sehr verschiedene. Bei der Oder beträgt der directe Abstand 70 M., die Lauflänge 132 M.; bei dem Main der directe Abstand 30 M., die Lauflänge 80 M.

Der ganze Raum des Landes, aus dem aller wässerige Niederschlag einem Flusse zugeht, dessen Quellen, Bäche, Flüsse ihm gleichsam tributpflichtig sind, heißt sein Gebiet. Der größte Strom der Erde, der Marañon[1], hat ein Gebiet von 94,000 □M. Man kann das Gebiet eines Flusses sich als Becken, Bassin vorstellen, dessen Boden in tiefster Linie von dem Strome durchfurcht, dessen Seitenwände aber von den sich verästelnden Flüssen und Bächen überkleidet werden. Die Ränder oder Grenzen des Beckens bilden die Wasserscheiden, d. h. Stellen, über welche hinweg kein wäßriger Niederschlag fließt, sondern von denen aus er nach zwei, zuweilen nach mehr verschiedenen Seiten abfließt. Die Wasserscheiden werden keineswegs immer, sondern man möchte sagen, nur in den seltensten Fällen von Gebirgsrücken gebildet; vielmehr ziehen sie sehr oft über unbedeutende Schwielen und Erhebungen des Flachlandes: öfter entspringen Flüsse auf solchen wenig markirten Wasserscheiden und wühlen sich dann seitwärts durch ein Gebirge hindurch. Ja es kommt vor, daß die Wasserscheide zwischen zwei Flüssen ganz in der Ebene oder in einem See zieht. So besonders in Nordamerika, woher auch der Name Portagen (Trageplätze) für solche Wasserscheiden stammt. Die Handelsleute und Jäger gingen die Ströme aufwärts bis zu den Quellen, um den Biber und die Fischotter aufzusuchen. Wenn sie nun aus einem Flußgebiet in ein anderes

1) Gilt im Systeme des Mississippi der Missouri als Hauptfluß, so übertrifft der Missouri-Mississippi den Marañon an Länge, nicht aber an Wasserreichthum.

zogen, so nahmen sie ihre leichten Kähne und trugen diese einige Meilen weit, bis sie wieder an einen Bach gelangten, der tief genug war um ihr Boot zu tragen.

Wasserscheiden, die in der Ebene oder auf ganz unbedeutenden Höhen ziehen, bieten der Verbindung zwischen zwei Flußgebieten kein schwer zu bezwingendes Hinderniß. Die Natur selbst schafft in einigen Fällen temporäre oder constante Communicationen. Die großen periodischen Regenzeiten in heißen Zonen überschwemmen solche Scheiden und stellen für ihre Dauer einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Flußgebieten her: eine Erscheinung, die häufiger wiederkehrt als man früher ahnte. Constante Verbindungen bildet die Natur dadurch, daß sich ein Fluß gabelt und den einen Arm dem einen, den andern dem andern Stromgebiete zusendet (Bifurcation). Im Großen ist ein solches Verhältniß selten: der Cassiquiare, ein Strom, der den ersten europäischen Flüssen gleich steht, setzt Orinoco und Amazonenstrom in Verbindung. Im Kleinen kommen Bifurcationen gar nicht selten vor, ohne immer beachtet zu werden. Auch auf deutschem Boden werden wir Beispiele der Art antreffen.

Künstliche Verbindungen zweier Flüsse, welche also die Wasserscheide beider schneiden, heißen Kanäle. Zuweilen begleiten indeß Kanäle nur eine Strecke eines und desselben Stromes, um Stellen in demselben, die für die Schifffahrt nicht practicabel sind, zu umgehen.

§. 18. Fortsetzung.

Haben wir so das Gebiet eines Flusses im Ganzen und Großen überschaut, so haben wir uns nun zu dem Einzelnen und Besonderen zu wenden.

Die Rinne, welche ein Fluß für gewöhnlich ausfüllt, heißt sein Bett, die Ränder des Bettes Ufer. Stellt man sich an die Quelle und sieht nach der Mündung, so ist natürlich das eine Ufer das rechte, das andere das linke. Man behält die Benennungen für den ganzen Lauf des Flusses bei. Der Abstand eines Ufers vom andern giebt die Breite, der Abstand vom Wasserspiegel bis zum Grunde die Tiefe des Flusses. Beide sind bei einem und demselben Gewässer oft überaus verschieden und stehen zu einander in umgekehrtem Verhältnisse. Das tiefe, für größere Fahrzeuge günstige Fahrwasser nennt man den Thalweg: meist zieht er nicht in der Mitte, sondern an einem der Ufer. Die Verhältnisse des Bettes sind, besonders bei manchen Strömen, sehr veränderlich: gewöhnlich setzt der Fluß an dem einen Ufer Land an und reißt vom andern fort, ändert den Thalweg, erhöht seine Ränder, wühlt zuweilen sogar ein ganz neues Bett.

Die neuere Wissenschaft ist auf ein kosmisches Gesetz der Uferbildung, auf den Einfluß der Erdrotation auf die Uferränder der Ströme aufmerksam geworden. Es zeigt sich ein Streben der Flüsse auf der Nordhälfte der Erde nach rechts, auf der Südhälfte nach links von dem gegebenen Laufe abzu-

weichen. Dieses Streben wird sich mindestens in einem Drucke äußern, den die Flüsse der nördlichen Halbkugel auf ihr rechtes, die der südlichen auf ihr linkes Ufer ausüben. Im Allgemeinen also wird auf der nördlichen Erdhälfte das rechte Ufer der Flüsse das steilere und höhere, das linke Ufer das überschwemmte und verflachte sein müssen, und wo ein Fluß sein Bett verändert, oder wo er in ein anderes Bett durchbricht, wird es vorzugsweise nach der rechten Seite geschehen. Umgekehrt werden die Erscheinungen auf der südlichen Erdhälfte vor sich gehen. Natürlich werden diese Einflüsse am stärksten bei Flüssen einwirken, die nahezu die Meridianrichtung verfolgen. — Noch ist indessen das Material der Beobachtung zu wenig reichhaltig, als daß etwas Abschließendes über diese Frage vorgelegt werden könnte.

Die Flüsse bewegen sich im Gebirge auf dem Grunde weiterer oder engerer Spalten oder Thäler. Man unterscheidet die untere Fläche oder Sohle und die Thalwände oder Gehänge. Nach früherer Ansicht galt das Thal gleichsam als das erweiterte Bett des Flusses, das er in der Urzeit mit mächtiger Wasserkraft durch die Gebirge durchgerissen habe. Aus vielen Gründen ist diese Ansicht aufgegeben. Nur die Erosions-Thäler gelten als Arbeiten sich durchwaschender Flüsse. Die bei weitem meisten Thäler sind, ganz unabhängig von ihren Flüssen, große Bodensenken zwischen den Gebirgsmassen, von denen aus die Erhebungen des Bodens als Berge erscheinen. Gewässer, die nicht das Thal gebildet, sondern das vorhandene Thal als bequemste Straße benutzten, haben auf dessen weitere Auswaschung und Bildung einen verhältnißmäßig nur geringen Einfluß ausgeübt. Man unterscheidet Hauptthäler, welche größere Gebirgsmassen von einander scheiden; in sie münden Neben- oder Seitenthäler, die sich in das Innere des Gebirges verzweigen. Wichtiger noch ist der Unterschied zwischen Längen- und Querthälern. Längenthäler stimmen in ihrer Richtung mit der Streichungslinie der Gebirgsschichten, zwischen denen sie laufen, oder mit der Hauptrichtung des Gebirges überein; denn sie rühren ursprünglich von den Spalten her, durch welche die plutonischen Stoffe aus der Tiefe emporstiegen und bezeichnen jetzt die Lücken zwischen den einzelnen Gebirgsmassen. Ihre Abhänge erscheinen in der Regel sanft und ziemlich gleichförmig geneigt: Ruhe bis zur Eintönigkeit ist der Längenthäler Charakter. Ganz anders die Querthäler. Sie haben eine die Hauptstreichungslinie des Gebirges unter rechtem Winkel schneidende Richtung: die Gebirgskette erscheint gewaltsam durchrissen. Weitungen, zum großen Theil frühere Seebecken, wechseln mit Einengungen und Klüften; die Abhänge sind ungleichförmig und jähe. Erst wenn man dort hinaufsteigt, oft 1000 Fuß über der Thalsohle zeigen sich wieder die Mündungen kleinerer Thäler, welche man secundäre Querthäler nennt. Querthäler sind nicht mit der Hebung der Gebirge, sondern später durch Zusammensturz und Zerreißen von Bergmassen und durchbrechende Wassergewalt gebildet: sie machen einen ernsten, großartigen, zuweilen schauerlichen Eindruck. Oft durchfließt ein Fluß im Gebirge erst ein weitgezogenes Längenthal, und bricht sich

dann erst mit kühner eckiger Wendung in ein Querthal hinüber und in dieser wilden und rauhen Spalte zur Ebene hindurch.

Denn der Weg der meisten Flüsse ist ein Weg aus dem Hochlande in Tiefland, aller ein Weg aus der Höhe in die Tiefe. Der Unterschied zwischen der absoluten Höhe der Quelle und der Mündung ist sein Gefälle; die Unterschiedszahl giebt die Summe der Fuße, welche er von der Quelle bis zur Mündung gefallen ist. Man kann solche Höhenmessungen an den verschiedensten Stellen des Stromlaufes vornehmen, und man erhält dann das Gefälle für bestimmte Strecken. Am stärksten und reißendsten ist dasselbe bei Flüssen, die in gebirgigen Gegenden fließen, von Kammgebirgen oder Terrassenländern herabkommen. Da tritt statt des Fließens ein Stürzen ein. Ein ganz plötzlicher bedeutender Höhenunterschied — wie oft der Uebergang aus einem secundären Querthale in ein primäres — bewirkt einen Wasserfall, eine überaus malerische Naturerscheinung, deren Effect theils durch die Sturzhöhe, theils durch die Masse des stürzenden Wassers bedingt wird.[1]) Höhenunterschiede, die nicht bedeutend genug sind, einen Wasserfall zu bewirken, geben dem Bette auf längere oder kürzere Strecken eine abschüssige Richtung. Man nennt solche Stellen Stromschüsse.

Mit dem Gefälle steht in enger Beziehung die Geschwindigkeit des Flusses, welche durch Instrumente genau bestimmt werden kann. Stürzen, Strömen, Fließen, Schleichen können bei einem größeren Strome die verschiedenen Grade derselben bezeichnen. Wesentlich wirkt die Beschaffenheit des Bodens und der Uferränder ein. Kann sich die Wassermasse breit und behaglich dehnen und ausbreiten, so mindert sich die Schnelligkeit des Laufes: sie steigert sich mit zunehmender Verengerung des Bettes. Starke und plötzliche Einschnürungen einer sehr bedeutenden Wasserfülle erzeugen Stromschnellen.[2]) In seltenen Fällen hat ein so eingezwängter Fluß sich seinen Weg unterirdisch in einem von Felsmassen überdeckten Bette gesucht (Flußschwinden, Katabothren). Es giebt große Länderstrecken, welche als Regionen solcher verschwindenden Flüsse charakterisirt sind. So die Region des Jura- (Kalk-) Gebirges, die Region des Südabhanges der österreichischen Kalkalpen.

Bei jedem vollständig entwickelten Stromsystem lassen sich drei Stufen des Laufes unterscheiden: Oberlauf, Mittellauf, Unterlauf. Weniger entwickelte Ströme zeigen nicht alle Stufen in ihrem Laufe auf. Ueberhaupt ist jeder Strom eine „hydrographische Individualität“.

---

1) Tieck: „Ich weiß Nichts, was unsern Geist und unser Bewußtsein so in sich reißt und verschlingt, wie das Schauspiel vom Sturze des Wassers.“ Und Happel mit starken Farben: „Kein Wunder ist, wenn ein Mensch, so dergleichen sein Leblag nicht gesehen, erstarrt, wenn er einen ganzen Strom von einer greulichen Höhe auf einmal niederstürzen siehet.“

2) Alle Wasserfälle nähern sich durch langsames aber doch bemerkbares Ausweichen der hemmenden Felsenkante immer mehr der horizontalen Ebene und gehen in Stromschnellen über.

Der Oberlauf gehört dem Hochgebirge, oder wenigstens dem Gebirgslande an. Dort ist „des Stromes Mutterhaus." Als eine Vereinigung tobender Wildbäche schießt der Fluß mit starkem stürzendem Gefälle, Stromschüssen und Wasserfällen in einer oft viele tausend Fuß tiefen Gebirgsspalte, die noch nicht Thal genannt werden kann. — Felsstücke von bedeutender Dimension und eckiger Form rollt das wilde aber meist krystallklare Wasser mit sich fort und bedeckt die Sohle des nun auftretenden Thales mit Kies und Sandgerölle. Sanfte Weitungen und Thalkessel, öfters durch klare Seebecken bezeichnet, wechseln mit scharf eingeschnittenen wilden Uferwänden, wenn der Oberlauf einem Querthale angehört. Viele Flüsse endigen den Oberlauf am Ausgange des Gebirges in einem weiten Seebecken.

Der Oberlauf entscheidet in den meisten Fällen darüber, ob ein Strom, nach Ritter's Ausdruck, zu den feigen oder zu den heroischen gerechnet werden soll. „Viele Stromläufe stürzen von wilden Hochgebirgen zur Tiefe, umkreisen sie in ihren Verzweigungen und geben ihnen durch ihre Serpentinen aus dem Wege. Andre dagegen nicht. Wenn man jene feige Ströme nennen wollte, welche jeden Widerstand umgeben, so kann man die andern heroische Ströme nennen, weil sie jeden Widerstand durchbrechen. So fließt der Ganges aus dem Südgehänge des Himalayasystems ab, und begleitet dann den Südfuß des ganzen Längenzuges bis zum bengalischen Golf. Der Indus entspringt am Nordabhange desselben Himalaya, zieht gegen Nordwesten auf der Plateauhöhe Klein-Tübets hin, dann aber durchbricht er die Mitte der Riesenkette gegen Süden, um in das Tiefland Indiens einzufließen. Er ist also ein heroischer Durchbrecher der Gebirgskette in ihrer ganzen Breite, ganz verschieden von der deshalb weiblichen Ganga, die nur sanft neben dem Gebirgsfirste die ganze Himalayakette entlang dahingleitet."

Der Mittellauf wird durch den Austritt des Flusses aus dem Gebirge in das Berg- und Hügelland oder Stufenland bezeichnet. Nicht mehr getrieben durch starkes Gefälle, noch durch die scharfen Umrisse eines steil einengenden Ufers gezwängt, verfolgt der Fluß seinen Lauf mit größerer Selbstständigkeit und Freiheit, nicht mehr geradlinig und scharfwinkelig, wie ihn Felsenufer vorschrieben: er windet sich in Serpentinen zwischen den immer mehr auseinander tretenden Uferrändern dahin. Doch kommen noch einzelne Verengungen und Stromschnellen vor. Die aus den Bergen mitgeführten Gesteine haben sich gegenseitig ihre Kanten und Ecken abgerieben, und kugelige, ovale oder Scheibengestalt angenommen. Im Mittellaufe treten zuerst Stromspaltungen und der Hang Inseln oder Werder (Auen) zu bilden auf. Bei vielen Stromthälern des mittleren Laufes läßt sich sehr häufig auf das bestimmteste nachweisen, daß sie einst weite Seen waren, die jetzt als trockengelegte Becken mit horizontalem Boden erscheinen.

Der Unterlauf beginnt bei den letzten Stromschnellen oder dem Eintritte in das entschiedene Tiefland. Die Uferränder treten nun ganz zurück, die Neigung des Flußbettes ist sehr unbedeutend, und der Unterschied zwischen ihm und dem Meeresspiegel beschränkt sich zuletzt auf einige Fuß. Langsam, oft dem Auge kaum sichtbar, bewegt sich die breite,

ruhige, trübe Wassermasse dem Ocean zu. Alles Gerölle aus der bergigen Heimath ist zu Kiessand zerrieben, der die Grundlage des Bettes ausmacht. Die unterste Stufe des Unterlaufes könnte durch den Punkt bezeichnet werden, bis zu dem die Gezeiten des Meeres dringen. Die Neigung, sich in Arme zu zertheilen und Inseln zu bilden, steigert sich. Viele große Ströme theilen sich auf der letzten Stufe des Unterlaufes in Arme, die nicht wieder zusammenfließen, sondern für sich in das Meer gehen. So entsteht ein Delta oder Deltaland. Oft verzweigen sich mehrere große Ströme in ihrem Unterlaufe zu einem Delta. Nicht selten erweitert sich die Mündung eines Stromes zu einem Süßwasser- oder Mündungsbusen. Man nennt solche breite offene Mündung ein negatives Delta oder ein Aestuarium (Fluthdelta), weil Ebbe und Fluth sich darin geltend machen. Lagert sich vor solcher Wasserausbreitung eine schmale Landzunge (Nehrung), die nur an einer Stelle durchbrochen ist und den Zusammenhang mit dem Meere herstellt, oder sind dem Mündungsbusen größere Inseln vorgelagert, so nennt man die Stromerweiterungen Haffe (Lagunen), liegen dem Busen nur kleine Eilande vor, Liman. Die letzten Strecken des Unterlaufes haben sich manche große Ströme durch Schlammablagerungen selbst geschaffen, andere den mitgeführten Vorrath fester Stoffe in Sandbänken oder Barren, die sich vor ihrer Mündung hinziehen, abgesetzt.

Schon früh hat man beobachtet, daß nicht alle Ströme, wenn sie auch das Meer erreichen, einfließen, sondern daß manche vor demselben stehen bleiben. Es thürmt sich nämlich bei der Fluth der größte Theil des Meerwassers an, die Fluth erreicht, statt in 6 Stunden, schon in 2 Minuten ein Maximum; das Wasser erhebt sich an einzelnen Stellen bis zur Höhe einer Tonne, ja eines kleinen Hauses, und bewegt sich unter heftigem Gebrause stromauf, reißt selbst Steinmassen mit sich fort und ist auch Fahrzeugen gefährlich; an andern Stellen wird seine Gewalt gebrochen. Pororoca ist diese Erscheinung am Amazonenstrome, Mascaret in französischen Flüssen benannt.

Die fließenden continentalen Gewässer sind für den Verkehr der Menschen, für ihr gewerbliches und mercantiles Leben von der größten Bedeutung. Das Leben der Menschen ist mit den Fäden der Flüsse auf das innigste und mannigfaltigste verwebt. „Ströme," sagt Pascal, „sind Straßen, welche sich bewegen und uns hinführen, wohin wir wollen." Von der ersten oft seltsamen Arbeit der Bergquelle an, die dem berechnenden Alpenbewohner etwa die Buttertonne oder gar die Wiege seines Kindes in Bewegung setzen muß — von der ersten Mühle im engen Gebirgsthale, auf deren Räder sich tosend der Gießbach stürzt, bis zur Mündung, die Seeschiffe trägt, giebt es eine Fülle von Arbeit, die der Strom für den Menschen übernehmen muß. Am wichtigsten werden die Flüsse durch ihre größere oder geringere Schiffbarkeit. Der Oberlauf kann höchstens zum Flößen von Holz benutzt

werden: im Mittellaufe beginnt die Fahrbarkeit, welche immer größere Fahrzeuge zuläßt. Am bequemsten ist der Unterlauf, der bei erweiterter Mündung und Benutzung der Gezeiten oft den größten Seeschiffen bis auf gewisse Strecken Zugang gestattet. Gehindert wird die Schiffbarkeit der Flüsse durch starkes Gefälle, welches zwar die Thalfahrt erleichtert, aber die Bergfahrt erschwert; durch seichte Stellen (Untiefen, Furten), durch Strudel und Wirbel, die durch Felsenzacken, die das Bett durchsetzen, hervorgerufen werden — endlich durch einen sehr wechselnden Wasserstand, wie er nicht blos bei Strömen, die in Folge periodischer Regengüsse periodische hohe und niedere Stände haben, sondern auch gar oft bei Flüssen, die nicht aus dem Hochgebirge gespeist werden, einzutreten pflegt. Die Ufer schiffbarer Ströme sind die Hauptsitze, die vornehmsten Märkte und Handelsplätze der Nationen.

Bei einigen Flüssen des mittlern Europa hat man eine Verminderung der mittlern Wassermasse beobachtet, deren Ursache theils localer Natur, theils in einer Verminderung atmosphärischer Niederschläge zu suchen ist.

§. 19. Stehende continentale Gewässer.

Wenn rinnendes Wasser entweder in Gebirgs- oder Hügelländern große Vertiefungen anzufüllen hat und erst nach vollgefülltem Kessel wieder weiter laufen kann: — oder wenn es in Ebenen auf so flache Stellen trifft, daß es, eine Tiefe suchend, sich nach allen Seiten ausbreiten muß und wegen der Bodenbeschaffenheit doch kein Weichland bilden kann, so entsteht ein Landsee. Und diese verschiedene Entstehung und Bildung giebt für die Seen den ersten Eintheilungsgrund. Gebirgs- oder Thalseen sind in den Thalspalten der Gebirge eingeschlossen, haben daher meist längliche Gestalt, steil abfallende Ufer, bedeutende Tiefe; selten Inseln. Nach ihrem Verhältniß zu dem Gebirge sind sie Stufenseen (in denen die Gebirgsflüsse sich läutern), Bergseen, Alpenseen, Gletscherseen (brunnenähnliche Quellseen. Krater- oder Trichterseen sind durch Anfüllung vulkanischer Krater mit Wasser entstanden, sind kreisförmig, klein, oft sehr tief, haben selten Inseln, noch seltener Abfluß. Plateauseen füllen die tiefsten Stellen der Hochebenen oder Hochflächen aus; sind meist länglich-rund, von mittlerer Größe und Tiefe, haben flache Ufer, wenig Inseln. Niederungsseen füllen die tiefsten Gründe und Einsenkungen der Tiefebenen; haben sehr unregelmäßige Gestalt mit flachen, veränderlichen und buchtenreichen Ufern; zu ihnen gehören die größten Seen der Erde.

Der Hinblick auf Zufluß und Abfluß begründet eine zweite Eintheilung. Die Flußseen haben sichtbaren Zufluß und Abfluß. Oft werden solche Seen geradezu von einem größern Flusse durchströmt und sind als Flußerweiterungen anzusehen. Wenn eine wasserreiche Quelle

oder mehrere in einer kesselförmigen Vertiefung hervortreten, so wird das Wasser diese so weit ausfüllen, bis es einen Abfluß findet. Auf diese Weise entstehen Seen mit Abfluß ohne sichtbaren Zufluß, Quellseen. Mündungsseen haben sichtbaren Zufluß, aber keinen sichtbaren oder wirklich gar keinen Abfluß. Dahin gehört der größte Landsee der Erde, das 7000 □Meilen große kaspische Meer, welches starke und wasserreiche Ströme aufnimmt. An unterirdische Entleerung in benachbarte Meere ist nicht zu denken, denn der Kaspisee liegt tiefer als das schwarze Meer. Zufluß und Verlust durch Verdunstung halten sich das Gleichgewicht. Endlich giebt es noch Seen, die indeß meist nur klein sind, ohne sichtbaren Zufluß sowohl als Abfluß. Sie entstehen dadurch, daß atmosphärisches Wasser in den Kratern erloschener Vulkane oder in alten Erdfällen, oder auch in einfachen Vertiefungen des Bodens mit nicht durchlassender Grundlage zusammenläuft. Ihr Wasserstand ist natürlich von der Menge der atmosphärischen Niederschläge sehr abhängig. Sind solche Seen künstliche, durch Menschenhand angelegte Wassersammlungen, so heißen sie Teiche.

Die bei weitem meisten Seen sind Süßwasserseen, andere Salzseen; diese finden sich besonders unter den Seen ohne Abfluß, weil in diesen alle Salztheile, die von ihren Zuflüssen ihnen zugeführt werden, zurückbleiben, während das Wasser, in dem sie aufgelöst waren, verdunstet. Bei den größten Seen der Art, dem kaspischen Meere und dem Aralsee, nimmt man aus vielen Gründen an, sie seien Reste von einem Meere, welches früher ihre ganze Umgebung bedeckt und sich später zurückgezogen habe, oder durch Emporhebung oder Senken des Continents vom Ocean getrennt worden sei. Die kleinen Salzseen, auch Steppenseen genannt, erklären sich hinlänglich aus dem salzgetränkten Boden, in den sie selbst eingetieft sind oder durch den ihre Zuflüsse strömen. Der Salzgehalt ist bei vielen Salzseen überaus bedeutend und übertrifft bei weitem den des Meeres. So hat der Eltonsee im untern Wolgagebiet in 32 Loth seines Wassers 9 Loth an Salzen.

Einzelne Seen zeigen ganz eigenthümliche Erscheinungen: periodische Ab- und Zunahme, plötzliche Unruhe und gefährlichen Wellenschlag bei tiefster Windstille, Theilnahme an den Gezeiten des Meeres u. s. w.

Während die größten Ströme der Erde den Tropengegenden angehören, finden sich die meisten und größten Landseen in der kalten und gemäßigten Zone, vornehmlich der nördlichen Halbkugel. Durch das nördliche Asien, Europa und Amerika ist ein förmlicher Seengürtel zu verfolgen. Daß in früherer Epoche der Erdbildung die Anzahl der Seen viel größer gewesen sei, unterliegt keinem Zweifel. So durchzogen die Flüsse, wie etwa die in Neuholland, eine Reihe von Seebecken, die bei mehr ausgebildetem Flußlaufe nach und nach trocken gelegt sind. Aber auch die noch vorhandenen Seen leiden eine mehr oder weniger große Abnahme der Wassermenge. So werden die Betten der Alpenseen fort-

während durch die Geschiebe der einströmenden Flüsse, die der Flachlandseen durch das Einführen lockerer Sand- und Erdmassen erhöht.

Der Spiegel einer größeren Wasserfläche im Binnenlande macht zuerst den angenehmen Eindruck des Wechsels, ähnlich wie die Insel im Meere. Der Anblick einer die fließenden Gewässer weit übertreffenden Wassermenge, die doch wieder von der Unendlichkeit des Meeres entfernt ist, ihrer oft mannigfaltig gestalteten Ufer giebt die Ahnung des Unendlichen in reizender Begrenzung. Dazu machen die Seeflächen, nicht so in beständiger Bewegung wie das Meer, den Eindruck des Befriedigenden und Beruhigenden, und die fließenden Wasser zwischen abschließenden Ufergestaden den einer träumerischen Ruhe. Bergansichten mit Einblick auf Seenspiegel haben deshalb einen besondern Reiz.

§. 19. Der Luftocean.

Der dauernde Kreislauf zwischen dem Meere und den continentalen Gewässern nimmt in der Form aufsteigender Dünste und sinkender Niederschläge seinen Weg durch die elastisch-flüssige Hülle der Erdkugel, durch den Luftkreis. Von einem Luftocean reden wir aber mit Recht, weil es als uralte Bestimmung des Oceans gilt, die Erde zu umschließen, weil auch hier von regelmäßigen und unregelmäßigen Strömungen, von einer Art durch die Anziehungskraft des Mondes bewirkter Ebbe und Fluth, die sich auf Veränderungen des Luftdrucks bezieht, die Rede sein kann. Ueber hoch aufragenden Berggipfeln hat der Luftocean seine Untiefen. Wandernde Fischheere entsprechen ziehenden Vögeln, und die Luftschifffahrt steht, wie die unterseeische Schifffahrt, wenigstens in ihren Anfängen.

Der Luftkreis, dem noch Tycho de Brahe eine Ausdehnung bis zum Monde zuschrieb, umgiebt die Erde wahrscheinlich bis zu einer Höhe von höchstens 27½ Meilen; andere setzen dieselbe bis unter 7 Meilen herab. Jedenfalls hat diese Lufthülle, wie die Erde selbst, die Gestalt eines elliptischen Sphäroids und nimmt an der Rotation und Revolution der Erde Theil.[1] Die Dichtigkeit des Luftoceans nimmt nach unten zu, weil das Gewicht aller höheren Schichten jedesmal auf die unteren drückt und sie in einen engeren Raum zusammenpreßt. Den unteren Theil des Luftoceans, der zunächst die beiden andern Hüllen der Erde umgiebt und berührt, etwa bis zu 1 Meile Höhe, nennen wir Dunstkreis oder Atmosphäre. Auf diesem Boden des Luftmeeres bewegt sich unser Leben; seine höhern Regionen sind uns eben so verschlossen wie die Geheimnisse der Meerestiefe. Glaishor hat sich am 5. September 1862 im Luftballon bis zu 29,000 engl. Fuß, vielleicht über 35,000 oder 36,000 engl. Fuß erhoben. Das Phänomen der Dämmerung läßt schließen, daß der Luftocean den Wasserocean etwa neunmal an Tiefe übertrifft.

---

1) Wie das seit dem Aufkommen des copernicanischen Systems von den Geographen angenommen wurde. „Jedoch sey es nicht wider die Vernunft, daß die Erde, bey ihrer jährlichen Bewegung, bißweilen etwas von ihrem Geruch, oder Lufft, in dem leeren Welt-Raum hinter sich zurücklasse; Gleichwie eine Rose, indem sie fortgetragen wird, einen Geruch hinterlässet: und solches dahinten bleibende Restlein von der Lufft sey, gegen dem Lufft-Craiß, für nichts zu achten." Happel.

Die chemische Analyse der Atmosphäre ergiebt eine Zusammensetzung derselben aus zwei Hauptbestandtheilen, Sauerstoffgas und Stickstoffgas. Die trockene Luft besteht dem Volumen nach in 1000 Theilen aus 208 Theilen Sauerstoffgas und 792 Theilen Stickstoffgas; dazu kommen höchstens $^1/_2$ Theil Kohlensäure, eine noch geringere Menge Wasserstoffgas und Spuren von Ammoniacaldämpfen. Außerdem ertheilt die atmospärische Luft stets Wasserdampf in sehr veränderlicher Quantität.

Der Luftkreis ist der Schauplatz der Lufterscheinungen oder Meteore. Mit ihnen beschäftigt sich die Disciplin der Meteorologie im Besondern. Wir heben, wie oben bemerkt, nur Einzelnes für unsere Zwecke vornehmlich Wichtige hervor.

Die Meteore zerfallen in drei Klassen: wässerige: Regen, Schnee, Thau u. s. w., elektrische: Gewitter, Wetterleuchten, St. Elmsfeuer, das Nordlicht, das mit dem Erdmagnetismus in Zusammenhang steht, u. s. w., optische: Regenbogen, Höfe um Sonne und Mond, Nebensonnen und Nebenmonde, Luftspiegelung (Kimmung, Fata Morgana), Abendröthe, Morgenröthe, Dämmerungslicht u. s. w.

Die wässerigen Meteore entstehen durch Verdunstung des Wassers auf der Erdoberfläche: Thau und Reif, Nebel und Wolken, Regen, Schnee und Hagel. Alle zusammen begreift man unter dem Namen Niederschlag, und die Vertheilung desselben sowohl nach Qualität als Quantität auf verschiedene Erdgegenden ist für die geographische Wissenschaft von großem Interesse.

Man unterscheidet drei Niederschlags-Regionen.

Die Region des flüssigen Niederschlages, innerhalb welcher es (mit Ausnahme bedeutender Gebirgshöhen) das ganze Jahr hindurch so warm bleibt, daß der atmosphärische Niederschlag immer nur flüssig, als Regen, erfolgt. Die Niederschlagsregion des Regens entspricht im Wesentlichen der heißen Zone, wie diese zu beiden Seiten des Aequators sich erstreckend.

Die Region des veränderlichen Niederschlags, innerhalb welcher der Niederschlag nur in der wärmeren Jahreszeit in Regen besteht, während er in einem kürzere oder längere Zeit währenden kälteren Theile des Jahres (Winter) als Schnee auftritt. Diese Region beginnt nördlich oder südlich vom Aequator da, wo die des flüssigen Niederschlags aufhört. Nach der Polarseite hin ist ihre Begrenzung am wenigsten scharf und regelmäßig; sie geht an vielen Punkten über die Polarkreise hinaus, so daß ihr Umfang größer ist als der der gemäßigten Zonen. Alle über die Schneelinie hinaus ragenden Gebirgshöhen und Plateaux können natürlich nicht als ihr zugehörig angesehen werden.

Die Region des festen Niederschlages, d. h. des bloßen Schneefalls, erstreckt sich von beiden Polen gegen die Polarkreise hin mit der

oben erwähnten Unregelmäßigkeit. Zu ihr gehören auch alle über die Schneegrenze ragenden Gebirgshöhen innerhalb der beiden andern Regionen. Innerhalb dieser Region kommt es auch im sogenannten Sommer nicht zu einem flüssigen Niederschlage, und die Erdoberfläche liegt beständig unter einer Hülle von Schnee und Eis.

Die Quantität des herabfallenden flüssigen Niederschlages wird durch die Regenmesser genau bestimmt, und es ergiebt sich nach den an den verschiedensten Punkten der Erde angestellten Beobachtungen eine sehr ungleiche Vertheilung. Im Allgemeinen nimmt die Regenmenge vom Aequator aus nach den Polargegenden hin ab: die Zahlen 73 und 5 drücken das gegenseitige Verhältniß aus. Das Innere eines Continents hat weniger Regen als die Küsten unter gleicher Breite. Manche Erdgebiete gelten wegen großer Seltenheit des Regens als regenlose. So die Küste von Peru, die Sahara, Aegypten (ein Regen in Oberägypten galt schon den Alten als ein Wunder), die Tafelländer von Arabien und Iran, Hochasien. Die größte Regenmenge, die bisher in einem Jahre gemessen ist, fiel zu Mababulak in Ostindien, nämlich 283½ Pariser Zoll, die größte Quantität, die für einen Monat beobachtet ist, zu Cayenne, 123 Zoll, soviel wie in Berlin in einem ganzen Jahre. Auch die Zahl der durchschnittlichen jährlichen Regentage wird berechnet. So hat England 150, Petersburg nur 40 Regentage. In der Vertheilung der fallenden jährlichen Regenmenge auf längere und kürzere Zeiten, in der Mächtigkeit und Dichtigkeit der Tropfen u. s. w. treten scharfe Gegensätze hervor. Der Regenüberfluß der Tropen stürzt massig in wenigen Monaten herunter, während in andern Zonen das Regenquantum über das ganze Jahr gleichmäßiger vertheilt ist. Besondere Regenkarten verdeutlichen die berührten Verhältnisse.

Durch Störung des Gleichgewichts der Atmosphäre vermöge der Wärmeunterschiede in verschiedenen Gegenden entstehen zumeist die Bewegungen der Luft, welche wir Winde nennen. Man theilt sie ein nach der Richtung oder Himmelsgegend, aus welcher sie kommen, nach ihrer Stärke und Geschwindigkeit, die mit ihrer Dauer in umgekehrtem Verhältniß zu stehen pflegt. Orkane schreiten etwa doppelt so schnell als Stürme, 16 bis höchstens 23 Meilen, in einer Stunde fort: zuweilen verfolgen sie Wege von merkwürdiger Beständigkeit nach geographischer Lage und geometrischer Form (Sturmbetten). Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Winden nicht allein durch ihre Heftigkeit, sondern auch durch eigenthümliche Verhältnisse ihrer Entstehung und Erscheinung, welche immer eine vorangegangene bedeutende Störung in dem atmosphärischen Gleichgewichte, die häufig schon vorher durch einen auffallend niedrigen Barometerstand angezeigt war, voraussetzen lassen. Man kennt sie als Hurricanes oder Ouragans in Westindien, als Tornaudos am Senegal, Trovados am Cap der guten Hoffnung, Teifans (engl. Typhoons) im chinesischen Meere, und als Papagallos an der Westküste von Mittelamerika. Wir-

belstürme (Cyclone) herrschen besonders in der Tropenzone, ändern aber die Richtung, sobald sie in die gemäßigte Zone gelangen.

Die völlig regelmäßigen, periodischen Winde entsprechen gewissermaßen den Gezeiten des Wasseroceans, und verdanken vornehmlich den Temperaturdifferenzen der Atmosphäre ihre Entstehung.

Die Passatwinde bilden sich durch die in den Tropengegenden in Folge der Erwärmung und Verdünnung der Luft aufsteigende Luftströmung (courant ascendant). Die kalte, dichtere Luft unten drängt von den Polen her als Polarstrom nach, die warme, dünnere Luft fließt oben als Aequatorialstrom nach den Polen ab. Auf der nördlichen Halbkugel ist daher der untere Passat ursprünglich Nordwind, der obere Passat Südwind, und umgekehrt auf der südlichen Halbkugel. In Folge der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher sich die verschiedenen Breiten der Erde bei ihrer Axendrehung von Westen nach Osten bewegen, werden die untern Passate mit abnehmender Breite immer mehr Ostwinde, die obern Passate immer mehr Westwinde.

Die Moussons oder Monsuns (von dem malaiischen Worte mussin, Jahreszeit) wehen im indischen Ocean ein halbes Jahr aus einer, das andere halbe Jahr aus der entgegengesetzten Richtung. Oft gehen, wie bei den Meerströmungen, mehrere Luftströmungen in verschiedenen Richtungen über einander. So sind in den gemäßigten Breiten drei Luftströme über einander. Der oberste bewegt sich nach den Polen, der mittlere nach dem Aequator, der unterste wieder nach den Polen. Die Land- und Seewinde wehen an den Küsten des Oceans und großer Landseen bei Tage von der See nach dem Lande, bei Nacht vom Lande nach der See. Windkarten der Erde zeigen uns vom Nordpol bis zum Polarkreise das Gebiet der Polarströmungen, von da bis zum Wendekreise die Region der vorherrschenden südwestlichen Winde, dann die Zone der Nordostpassate und der Monsune, zwischen 10° SB. und dem Aequator im atlantischen und großen Ocean den Streifen der Windstillen (Calmen), bis zum Wendekreise des Steinbocks das Gebiet des Südostpassats, sodann die Region der vorherrschenden nordwestlichen Winde. Daneben ist der Vertheilungsbezirk und die Richtung der Orkane bezeichnet.

Die durch Luftströmungen bewirkte Circulation der Atmosphäre vermittelt eine Uebertragung seiner mikroskopischer Substanzen aus einer Erdregion in die andere (Meteorstaub, Passatstaub). Die Bestandtheile, wie sie neuerlich Ehrenberg untersucht hat, sind äußerst mannigfaltig und wunderbar gemischt.

§. 20. Temperatur des Luftoceans. Klima.

Die Luftverhältnisse eines Ortes nach Wärme und Feuchtigkeit, nach Winden und Witterung nennt man sein Klima. Da nun die Temperatur des Luftoceans vornehmlich von der Erwärmung durch die senkrechter oder schräger fallenden Sonnenstrahlen bewirkt wird, so

erscheint das Klima an die geographische Breite gebunden (mathematisches oder solares Klima). Und in der That giebt diese für das Klima eines Ortes die Grundlage her: aber neben der Breite beeinflußt auch die Länge und eine Menge anderer Umstände und Verhältnisse die Temperatur. Das wirkliche oder physische Klima ist von dem mathematischen oft sehr verschieden. Darum laufen die Isothermen, d. h. die Linien, welche die Orte mit gleichem wirklichen Klima verbinden, die Isotheren und Isochimenen, d. h. die Linien gleicher Sommerwärme und gleicher Winterkälte, die Isogeothermen, Linien gleicher Bodenwärme, durchaus nicht den Breitegraden parallel: nur unter den Wendekreisen ist dies ziemlich nahe der Fall.

Zu den Ursachen, welche die mathematische Temperatur eines Ortes erhöhen und steigern, rechnet man die Nähe einer Westküste in der gemäßigten Zone; die in Halbinseln zerschnittene Gestaltung eines Continents; tief eintretende Busen und Binnenmeere; das Vorherrschen von Süd- und Westwinden an der Westgrenze eines Continents in der nördlichen gemäßigten Zone; Gebirgsketten, die gegen kalte Winde als Schutzmauern dienen; die Seltenheit von Sümpfen, die im Frühjahr lange mit Eis belegt bleiben, und den Mangel an Wäldern in einem trockenen Sandboden; endlich die stete Heiterkeit des Himmels in den Sommermonaten, und die Nähe eines pelagischen Stromes, wenn er Wasser von einer höheren Temperatur als die des umliegenden Meeres herbeiführt. Die mathematische Temperatur eines Ortes vermindern: die Höhe eines Ortes über dem Meeresspiegel; die Nähe einer Ostküste in hohen und mittleren Breiten; die massenhafte Gestaltung eines Continents ohne Krümmungen der Küsten und Buseneinschnitte; die weite Ausdehnung der Feste nach den Polen hin bis zu der Region des ewigen Eises, ohne daß ein im Winter offen bleibendes Meer dazwischen liegt; Gebirgsketten, die den Zutritt warmer Winde verhindern, oder die Nähe isolirter Gipfel, längs deren Abhängen kalte Luftströme herabsinken; ausgedehnte Wälder; häufige Sümpfe, welche im Norden bis in die Mitte des Sommers eine Art unterirdischer Gletscher in der Ebene bilden; ein nebliger Sommerhimmel, der die Wirkung der Sonnenstrahlen schwächt; endlich ein sehr heiterer Winterhimmel, durch den die Wärmeausstrahlung begünstigt wird.

Aus dieser nach Humboldt gegebenen Reihenfolge erhöhender und herabstimmender Momente verdienen zwei noch besonders hervorgehoben zu werden.

In beiden gemäßigten Zonen sind westliche Winde die vorherrschenden Luftströmungen. Für eine Ostküste sind sie Land-, für eine Westküste Seewinde. Da nun der Landwind immer eine niedrigere Temperatur hat als der Seewind, so sind die Ostküsten der Continente kälter als die Westküsten. So hat z. B. Peking eine mittlere Winterkälte, die $2^1/_2{}^0$ größer ist, als die des 17 Breitegrade nördlicheren Kopenhagen, und die meisten Orte an der Ostküste von

Nordamerika haben eine viel niedrigere Temperatur als europäische Städte unter gleicher Breite.

Noch großartiger und folgenreicher ist der Gegensatz zwischen dem oceanischen Klima, welches alle Inseln, alle stark gegliederten, buchten- und halbinselreichen Continente genießen, und dem continentalen Klima, welches im Innern großer compacter Landmassen herrscht. Das Meer zeigt das Streben, eine und dieselbe gemäßigte Temperatur beizubehalten, und übt diesen mäßigenden Einfluß auf die Wärme und Kälte seiner Küstenländer. Oceanische Klimate haben einen eigenthümlich gemäßigten constanten Charakter: der Himmel oft mit Wolken bedeckt und voll Regen; Winter und Sommer in den Graden der Kälte und Hitze gemildert. Das continentale Klima steht als excessiv dem oceanischen gegenüber wie der ruhigen, milden Gleichförmigkeit die unruhige und heftige Excentricität. Der Himmel ist meist rein; die Temperatur bewegt sich in Winterkälte und Sommerhitze in den schärfsten Contrasten. So hat die Stadt Jakutsk in Sibirien + 20° Sommerhitze und — 40° Winterkälte. Die Vegetation ist von diesem Gegensatz des continentalen und oceanischen Klimas (der sich in vielen Landstrichen natürlich gegenseitig mischt und ausgleicht) besonders abhängig, und die von Guyot in seiner „Vergleichenden Erdkunde" angestellten Vergleiche sind belehrend und anschaulich. „Im grünen Irland kommt die Myrte wie in Portugal ganz gut im Freien fort, sie hat nicht nöthig, den Winter zu fürchten; aber es ist auch die Sommersonne hier wieder so ohnmächtig, daß sie nicht einmal Pflaumen und Birnen zur vollen Reife bringen kann, Früchte, die unter derselben Breite auf dem ganzen Continente vortrefflich gedeihen. An den Küsten Cornwalls grünen der Lorbeer und die Camelia das ganze Jahr als Zierblume der Gärten, ohne vom Klima gefährdet zu werden, und das in einer Breite, unter welcher im Innern des Festlandes nur die ausdauerndsten, zähesten Baumarten den heftigen Angriffen des Winters Trotz bieten können. Aber dieses milde Klima Englands kann auch wieder nicht einmal die Weintraube reifen, obgleich mit ihm unter demselben Parallelkreise am Rheine der köstlichste Wein vortrefflich gedeiht. Humboldt erzählt, daß zu Astrachan die Trauben und Südfrüchte aller Art eben so süß und schmackhaft sind, wie auf den canarischen Inseln und im südlichen Italien; der Wein besitzt hier dieselbe Güte und dasselbe Feuer, wie im Süden von Europa, während er an der Mündung der Loire unter derselben Breite nur kümmerlich fortgebracht werden kann. Aber obgleich die Kraft des Sommers hier so köstliche Südfrüchte zur Reife bringen kann, so besitzt auch wieder der nachfolgende Winter eine so tief eindringende, vernichtende Kälte, daß die Weinbauer ihre Stöcke alljährlich mehrere Fuß tief unter die Erde vergraben müssen, um sie vor dem verheerenden Froste schützen zu können."

Die Extreme der Lufttemperatur können nach dem Gesagten nur im continentalen Klima wahrgenommen werden. Die höchste

Temperatur wurde bis jetzt in Murzuk in Afrika wahrgenommen, wo Ritchie und Lyon wochenlang eine Hitze von 40° und 41°, 8 R. im Schatten ausgesetzt waren; die niedrigste in Fort Reliance an der Ostspitze des großen Sklavensees in Nordamerika: — 45½° R. Der Abstand beider ist größer als der des siedenden und gefrierenden Wassers, und doch erträgt der Mensch beide Extreme!

Man redet ferner von einer mittleren Temperatur, welche das Klima einer jeden Erdstelle charakterisirt. Sie ergiebt sich aus der Vergleichung einer langen Reihe von Jahren als Durchschnittszahl, um welche sich die nach Süden zu immer kleiner werdenden Schwankungen einer höheren und niedrigeren Temperatur bewegen.

Noch wäre von einer gegen frühere Jahrhunderte erfolgten Veränderung des Klimas zu reden. Hier soll die Temperatur gegen früher gesunken, dort gestiegen sein. Im Ganzen liegt noch zu wenig sicheres und durch die Beobachtungen langer Zeiträume gesichtetes Material vor, um diese Frage für spruchreif zu halten. Auf Grund vieler von Arago gesammelter Thatsachen ist die Mitteltemperatur von Westasien seit Moses, die von Süd- und Mitteleuropa seit den Zeiten der Römer nahezu dieselbe geblieben. Aehnliches hat Schouw für Dänemark und Skandinavien gezeigt. Dagegen ist kaum abzustreiten, daß Grönland und Labrador (Winland) von den Normannen unter ganz andern klimatischen Verhältnissen gefunden wurden: jetzt würde niemand den Namen dieser Eisländer von grünen Grasflächen oder Weingeländen entlehnen. Auch der in hohe Breiten, z. B. nach Ostpreußen vorgeschobene Weinbau des Mittelalters behält trotzdem, was man über das Weiter- und Vorrücken der Culturgewächse im Allgemeinen gesagt hat, sein Auffallendes, zumal wenn wir hören, daß preußischer Wein selbst auf des Hochmeisters Tafel kam. Die Einflüsse der Cultur, Ausrotten der Wälder, Austrocknen der Sümpfe u. s. w. mögen solche Klima-Veränderungen erklären wie den Gegensatz des heutigen Deutschland zu dem von Römern geschilderten rauhen Germanien.

§. 21. Die Geographie der Pflanzen.

Bis jetzt haben wir die Erde nach ihren drei Hüllen betrachtet und auf ihr mannigfachen Wechsel von Land und Meer, Gebirg und Thal, stolzen Berggipfeln und rauschenden Strömen erkannt. Aber die unorganische Rinde des Erdkörpers ist von klimatischen Einflüssen unabhängig, und ihre Formationen sind allen Welttheilen eigen und in allen gleichgestaltet. Ueberall bildet der Basalt Zwillingsberge und abgestumpfte Kegel, überall erscheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmassen, der Granit in sanft rundlichen Kuppen. Der Reiz der Mannigfaltigkeit wird erst durch das organische Leben hervorgerufen.

Die Betrachtung der Verbreitung und Vertheilung lebendiger Wesen über die Erdoberfläche bildet einen wichtigen Theil der Erdkunde; erst

so wird ein anschauliches Bild der Erdoberfläche zum vollständigen und anschaulichen Ganzen.

Gleichsam das Kleid des Erdbodens bilden die Pflanzen, und die Art, in der sie einwirken, entweder in bunter Mannigfaltigkeit oder durch weite Strecken überziehende gesellige Gewächse; ob etwa in segenschweren Kornfeldern, ob in kräftig-heiterem Laubwald oder düster unbewegtem Nadelholz, ob in duftig-frischen, saftigen Wiesenflächen oder dem düstern Braun der schwermüthig schweigenden Haide, das giebt einer Gegend zum großen Theil ihre landschaftliche Physiognomie und ihren Ausdruck.

Die Botaniker berechnen gegenwärtig die Zahl sämmtlicher Pflanzenarten zu ungefähr 250,000, von denen aber nur etwa 75,000 beschrieben sind.[1] Aber diese Arten sind nicht über alle Gegenden eintönig gleich verstreut. Die reichste und bunteste Mannigfaltigkeit findet auch hier statt. Zuerst hat auf die Pflanzenwelt (Vegetation, Flora) eines Landstrichs die Zone oder die geographische Breite den größten Einfluß. Sie bestimmt zunächst den Gesammtcharakter der Landschaft, der ganzen Pflanzenwelt. Jede Zone hat ihre besondere Schönheit: die Tropen Größe und Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, der Norden seine Wiesen, und das periodische Wiedererwachen der Natur im Frühlinge „mit ihrem Frühlingsgähren in Landschaft und Menschen." Für die Gattungen und Verhältnisse im Einzelnen ergeben sich aus der geographischen Breite bestimmte Gesetze. Je weiter gegen die Pole hin, desto ärmer an Arten wird die Flora, desto zwerghafter werden die Pflanzen, desto unscheinbarer die Blumen. Moose und Flechten herrschen immer mehr vor. Je weiter gegen den Aequator, desto mehr steigt die Zahl der Arten, die der Holzgewächse, Bäume und Sträuche insonderheit. In der kalten Zone ist von je 100, in der gemäßigten von je 80, in der heißen von je 5 Pflanzen eine ein Baum. Die Blätter werden größer, die Blumen prachtvoll und duftend. Immer höher und höher dehnen sich die Pflanzengefäße, immer üppiger wird der Kräuterwuchs. Die Anzahl der immergrünen Pflanzen wird überwiegender. In den Tropengegenden ist die reichste Entwickelung des Pflanzenlebens. Haidekraut, Farnkräuter erreichen dort 8 — 12 Menschenhöhen. Dort ragt das Riesengeschlecht der Palmen bis 180', Pisangs, Gummibäume und Eukalypten der neuesten Welt bis 234'. Dort giebt es Blüthen kolossalen Umfangs. Die Blüthe der Rafflesia im indischen Archipel hat 3 Fuß Durchmesser, und die Blumen einer Aristolochia am Magdalenenflusse ziehen sich indianische Knaben im Spiel wie Mützen über den Kopf. Wie im kalten Norden die Rinde der Bäume mit dürren Flechten und Baummoosen bedeckt ist, so ranken hier wuchernd üppige Schlingpflanzen durch einander, und neben der abenteuerlichen Blüthe der Orchideen prangt ein wunderbares Farbenspiel aller Arten. Die

---

1) Doch ist A. v. Humboldt der Meinung, daß wir etwa nur den fünften Theil der auf der Erde vorhandenen Gewächse kennen.

Säfte der Pflanzen veredeln sich und kochen unter dem brennenden Sonnenstrahl zu Balsam und Gewürzen. Auch die geographische Länge ist von Bedeutung; einige Gattungen sind dem östlichen, andere dem westlichen Continent eigenthümlich. Von den 300 bekannten Arten Erica z. B. findet sich nur eine auf der westlichen Halbkugel. Auch die nördliche und südliche Halbkugel haben ihre Besonderheiten. So giebt es z. B. auf der südlichen Hemisphäre keine Art der artenreichen Gattung Rosa, auf der nördlichen keine Calceolaria. Von den 111 Arten der Gattung Pinus kommt keine auf der südlichen Halbkugel vor. Viel macht ferner die absolute Höhe aus, wenn auch hier noch die Zone durch verschiedene Feststellung der Schneelinie mit einwirkt. Einige Geschlechter dauern, rüstige Bergsteiger, bis auf die höchsten Gipfel aus oder setzen gar erst mit Vorliebe dort ein; andere sind an Ebene und Niederung gebunden. Der Tropenbewohner kann, ohne seine Heimath zu verlassen, wenn er aus seiner Niederung zu den Schneegipfeln seiner Berge steigt, alle Pflanzengestalten der Erde beobachten, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt. Der Boden zuletzt ist bei der Verschiedenheit der Pflanzen nicht zu vergessen. Jede Bodenart hat ihre besonderen Pflanzen. Andere hausen nur im Gebirge, andere nur am salzgetränkten Meeresstrande, wieder andere nur im Wasser der Flüsse, Seen und Oceane. Ueberhaupt hat jede Pflanze ihr Vaterland, ihre ursprüngliche Heimath und ihren geographischen Verbreitungsbezirk, der bald enger, bald weiter gezogen ist. So gedeiht z. B. die Weinrebe nicht innerhalb des 30. Breitegrades, und die Dattelpalme hat ihr Reich von Süden her bis zu diesem Breitegrade. Aber der Mensch hat die Verbreitungsbezirke der Pflanzen erweitert. Jedes der sogenannten Culturgewächse (Getreidearten, Obstbäume u. s. w.) hat meistens eine bestimmte Heimath, aber hernach hat es sich, von den Menschen durch Anbau verbreitet, über einen weiten Erdbezirk und ganze Zonen verbreitet. So hat jeder Erdstrich seine weit verbreitete Nahrungspflanze: die gemäßigte Zone die eigentlichen sogenannten Getreidearten, die warmen Striche den Mais, heiße Sumpfniederungen den Reiß — die Palmen, der Brodfruchtbaum, die Batate u. s. w. nähren die Tropenländer. Manches Culturgewächs, wie die Kartoffel, ist fast über die ganze Erde verbreitet.

In neuerer Zeit ist man immer eifriger darauf bedacht, die Reihe der Culturgewächse zu vermehren, und nützliche Bäume und Pflanzen auch außer ihrer Heimath zu erziehen oder zu acclimatisiren. China, Japan, Australien, Amerika tauschen theils ihre Gewächse aus, theils liefern sie ihre nutzbaren Pflanzen nach Europa, wo wir sie heimisch zu machen suchen. Mit der Baumwolle, von der bisher etwa 89 Procent in den Vereinigten Staaten producirt wurden, und der peruanischen Cinchona sind, um dem Bedürfniß zu entsprechen, die eifrigsten und gelungensten Versuche gemacht.

Für eingehendere Betrachtungen theilt man die Erde in Pflanzengürtel oder Pflanzenzonen. Uebersichtskarten der Pflanzengeographie zeigen diese Gürtel, sowie in einzelnen Linien die nördliche und südliche Grenze besonders wichtiger Bäume, Culturgewächse u. s. w.

Wir folgen in der Bestimmung der Pflanzenzonen Meyen, welcher deren acht unterscheidet:

1. Die Aequatorialzone der Palmen und Bananen umschließt auf beiden Seiten des Aequators eine Zone von 15°.

2. Die tropische Zone der baumartigen Farnkräuter und der Feigen, zwischen der vorigen und den Wendekreisen.

3. Die subtropische Zone der Südfrüchte, Myrten und Lorbeeren, von den Wendekreisen bis 34° B.

4. Die wärmere temperirte Zone, die Region der immergrünen Laubhölzer, umfaßt den Erdgürtel zwischen 34—45° B.

5. Die kältere temperirte Zone, der Strich der sommergrünen Laubhölzer, ungefähr von 45—48° B., weicht jedoch mit ihren Grenzen in den verschiedenen Erdräumen, gleichwie die Isothermen dieser Breiten, von den Breitengraden mehr oder weniger ab, und liegt namentlich in der alten Welt wegen der großen Ausdehnung ihrer Ländermassen durch diese Zone und der dadurch bewirkten klimatischen Verschiedenheiten dieser Breiten, im Innern Asiens und gegen dessen Ostküsten hin im Allgemeinen dem Aequator näher als in Europa, dem oceanischen Westen des alten Continents.

6. Die subarktische Zone bis zu den Polarkreisen, die Region der Nadelhölzer, weicht ebenfalls von der angegebenen Grenze wegen der verschieden laufenden Isothermen nicht unbeträchtlich ab.

7. Die arktische Zone bis 72° B., die Zone der Birken und Alpenrosen, ebenfalls unter verschiedenen geographischen Längen von ungleicher Ausdehnung.

8. Die Polarzone, die Region der Alpenkräuter, Moose, Flechten und Beeren. Zu ihr gehören alle Länder, die über 72° hinaus liegen. Gewöhnlich nimmt man den 82° als die Grenze der Vegetation an: aber so weit der Mensch bis jetzt gegen den Nordpol vordringen konnte, hat er an einzelnen von Schnee und Eis entblößten Stellen Flechten und Moose gefunden, selbst auf den Schneefeldern kommt noch die rothe mikroskopische Schneealge (Protococcus nivalis) vor, welche zusammen mit einigen Infusorien die rosenrothe Färbung mehrerer Schneeflächen verursacht.

An Hochgebirgen der Tropen, z. B. am Pic von Teneriffa, kann man in Aufsteigung während weniger Stunden diese Pflanzengürtel von der Palme an bis zur Schneealge durchmessen.

§. 21. Die Geographie der Thiere. Schluß.

Die Thierwelt bestimmt nicht in dem Maße den Charakter einer Gegend, wie die Pflanzenwelt. Sie steht dem vegetabilischen Organismus weit an Masse nach; selbst die größten Thierkolosse verschwinden gegen die an Höhe und Umfang riesigen Bäume. Weiter hat ja die Thierwelt keinen ruhigen und verweilenden Typus, der sie zum wesentlichen Momente einer Landesphysiognomie machen könnte; die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken.

In ihrer geographischen Verbreitung sind die 150,000 bis jetzt bekannten Thiergeschlechter noch von andern bedingenden Verhältnissen abhängig als die Pflanzen. Diese bedürfen nur Erde, Luft und Wasser zur Nahrung, und nicht einmal alle alles Dreies zusammen: — das Thier aber ist entweder an gewisse Pflanzen oder an andere Thiergattungen gebunden und kann nur da vorkommen, wo es die ihm entsprechende Nahrung findet; dagegen ist es weniger vom Grund und Boden oder von der absoluten Höhe abhängig. Im Allgemeinen gilt indeß vor allem auch für die Thierwelt das Gesetz vom Pol und Aequator, oder von Armuth und Reichthum, das sogar für Metalle und Edelsteine Wahrheit behält. Nur die großen Seethiere folgen dem umgekehrten Gesetze und nehmen gegen die Pole an Umfang und Masse zu. Aber die riesenhaftesten und prächtigsten Landthiere bewohnen die heiße Zone, zugleich die reißendsten und giftigsten. So der Elephant; der König der Thiere, der Löwe; das ganze prächtige und geschmeidige, aber nach Blut lechzende Geschlecht der Katzen; die zierliche Giraffe, der Strauß, der Condor, die prangenden Papageien (überhaupt $^9/_{10}$ von allen Vögelarten in den Tropen); die Boa; die greulichen Rieseneidechsen, die Krokodile; die Riesenschildkröte; die mannigfachen giftigen Lurche und Kerfe, die größten wunderbar gefärbten Schmetterlinge u. s. w. — Das sind wenigstens einige Züge aus dem überreichen Bilde der tropischen Thierwelt. In den gemäßigten Zonen nehmen die großen reißenden Thiere ab; nur die Raubthiere des Hundegeschlechts und die Bären sind Liebhaber des Nordens. Die Vögel sind weniger bunt, aber im Ganzen sangreicher. Giftige Insecten verschwinden mehr und mehr. Der kolossale gepanzerte Körper des Krokodils wird zur kleinen schlanken Form unserer Eidechse; die Gestalt eines unserer kleinsten Hausthiere giebt die gewaltigen Formen von Löwe und Tiger en miniature. Alles wird mäßiger und gewöhnlicher. In den Polarländern schrumpft auch die Thierwelt zusammen, und dem winterlichen Abfallen der Pflanzenblätter in den kälteren Gegenden entspricht gleichsam ein Winterschlaf der Thiere.[1]) Weniger an die geographische Breite ist die Menge der Insecten gebunden. In dem kurzen Sommer der kalten Zone schwärmen auch dort Myriaden Mücken u. dgl. Jeder von den beiden großen

---

1) In der heißen Zone halten mehrere Lurche unter der Erde einen Sommerschlaf.

Continenten hat auch seine eigene Thierwelt; doch sind die Formen der Westfeste meist weniger gewaltig und kolossal: Tiger und Jaguar, Krokodil und Kaiman, Kameel und Lama. Die Thiergattung, welche auf der einen Hemisphäre wenige Repräsentanten hat, ist auf der andern desto stärker vertreten. Wie manche Pflanze, so sind auch manche Thiere, die der Mensch an sich gewöhnt hat (Hausthiere), durch ihn über den ganzen Erdkreis verbreitet: Rind, Schwein, Hund, Hauskatze u. s. w. Andere gehören zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Gegenden an, wie die Zugvögel. Auch jedes Thier hat seinen Verbreitungsbezirk und seine ursprüngliche Heimath, sein Vaterland.

Menschliche Sorge und Thätigkeit sucht aber auch bei nützlichen Thieren diese Heimathsgrenzen zu durchbrechen, ihren Verbreitungsbezirk zu erweitern, sie zu acclimatisiren. In London, Paris, Berlin bestehen Acclimatisations-Gesellschaften, welche Prämien für gelungene Versuche aussetzen. So will man z. B. das lamaähnliche Alpaca aus Peru in den Alpen acclimatisiren, und nach Australien gehen Ladungen deutscher Sperlinge.

Die Verbreitung der Thierwelt auf der Erdoberfläche kann man sich nicht, wie bei der Pflanzenwelt, durch etliche um die Erde gelegte Zonen und Gürtel deutlich machen. Hier sind viel bestimmter alte und neue Welt zu scheiden, und der Continent der neuesten Welt mit den begleitenden Inselländern steht wieder völlig abgeschlossen für sich da. So unterscheidet Swainson in der alten Welt das paläo-arktische Reich, Europa und Asien von 60° NB. bis zum Pol; das westkaukasische Reich umfaßt den übrigen Theil von Europa, Westasien und Nordafrika. Zum ostkaukasischen Reiche gehört Mittelasien zwischen 30 — 60° NB. Das südasiatische Reich geht vom 30° NB. bis zum Aequator, das polynesische begreift die indischen Inseln. Das arabische Reich wird durch den Tigris und Syrien von dem großen asiatischen Körper getrennt. Das afrikanische Reich erstreckt sich über Afrika südlich vom Atlas. Die neue Welt zerfällt von Norden nach Süden in das neo-arktische, nordamerikanische, äquinoctial-amerikanische, mexicanische, bolivianisch-chilenische und südamerikanische Reich. Australien bildet ein Reich für sich.

Die Erde macht in allen ihren Zonen auf uns den Eindruck der Allbelebtheit, und die Ortsverhältnisse der Pflanzen und Thiere umfassen alle Höhen und Tiefen. Pflanzengebilde dringen noch in die Weitungen der Bergwerke und Höhlen, in die Eisröhren der Gletscher. Im Thierreiche ist es gerade das kleinste Leben, welches in den wunderbarsten Massenverhältnissen Alles durchdringt. Selbst in heißen Quellen leben noch Insecten, das Blut der Thiere, die Augen der Fische sind mit Thieren erfüllt; man denke an die wunderbare besonders von Ehrenberg uns erschlossene Welt der Infusorien. Manche Bodenarten bestehen in der Mächtigkeit tiefer Schichten aus den Panzern

versteinerter Infusorien: zu dem Kubikzoll einer Kieselart gehören 41 Millionen Exemplare. Infusorien leben parasitisch auf anderen, und diese Schmarotzer tragen wieder läuseartige Parasiten. Und zu der wunderbar raschen Vermehrung dieser kleinsten Organismen tritt die nicht minder wunderbare Ausdauer ihres Lebens. Infusorien, die Jahre lang eingetrocknet lagen, die 19° R. unter den Gefrierpunkt erkältet oder bis 36° erwärmt sind, erwachen zu neuem Leben.

Aber noch ist nicht genannt die letzte und höchste der Creaturen — der Herr von dem allem, der da herrscht über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel und über alles was auf Erden kreucht — der Mensch.

Viertes Capitel.

Politische Geographie.

§. 1. Die Aufgabe der politischen Geographie. Der Mensch.

Die politische Geographie betrachtet die Erde als den Wohnsitz der Menschen, für welche sie aber nicht mehr wie für Pflanzen und Thiere nur ein Wohnplatz, sondern auch der Schauplatz ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung ist. Sie zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste begreift die allgemeine Menschen- und Völkerkunde, der zweite die Elemente der Staatenkunde.

Nach dem von vielen Lehrbüchern der Geographie, vornehmlich in früherer Zeit, eingeschlagenen Gange wird der Mensch nach seiner physischen Seite in der physischen Geographie als Zugipfelung der Thierwelt betrachtet. Daß eine solche Anschauungsweise ihre vollkommene Berechtigung hat, wird jeder zugeben müssen. Demungeachtet sind schon die physischen Unterschiede des Menschen von der ihm zunächst stehenden Thierklasse einschneidender und erheblicher, als dies bei irgend einem andern Uebergange in der Reihe thierischer Organismen der Fall ist. Der Mensch unterscheidet sich von ihnen durch die größere Entwickelung des Gehirns, den zum aufrechten Gange bestimmten Bau des Rumpfes, die stärkere Entwickelung des Beckens und eine sehr wichtige Differenz der Extremitäten. Wohl nennt man die Affen Vierhänder; doch sind nur die hintern Extremitäten wirkliche Hände, die vordern pfotenähnlich, öfters ohne Daumen. Bei dem Menschen sind die vordern Extremitäten wahre Hände: er besitzt eine Mannigfaltigkeit der Extremitäten, wie sie kein Thier besitzt: nur er besitzt, um Alles zu sagen, „das Werkzeug der Werkzeuge," wie Aristoteles spricht, die Hand. Die Zähne

zeigen, daß er auf mehrerlei Nahrungen angewiesen ist; aber das Fehlen der Reißzähne, die breiten flachen, weder zur Offensive noch Defensive geschickten Nägel deuten darauf, daß nicht physische Gewalt ihm die bestimmte Herrschaft der Erde verleihen kann. Kein Thier besitzt endlich die Gesammtheit aller Sinne in einer solchen Harmonie entwickelt als der Mensch.

Weiter rückt den Menschen seine Verbreitungsfähigkeit ganz aus der Thierwelt heraus. Der Mensch **kann** überall auf dem Erdlande leben; er ist an keine bestimmte geographische Breite und Länge, an keine Höhe und Tiefe, an keine bestimmte Nahrung gebunden, die ihn an einen bestimmten Bezirk fesselte, wenn er auch von den Einflüssen dieser Verhältnisse nicht frei bleibt und jede Race einen ihr besonders convenirenden Erdbezirk hat. Die Extreme der Temperaturen, die größten Gegensätze der Bodenconfiguration, die allergrößte Verschiedenheit der Nahrungsmittel setzen der Existenz des Menschen kein absolutes Hinderniß entgegen. Ausgestattet mit einer wunderbaren Biegsamkeit und Anschmiegungsfähigkeit seiner physischen Constitution und zugleich mit geistigen Kräften begabt, mit welchen er sich die Naturgewalten bis zu einem gewissen Grade unterthan machen kann, ist er ein Bürger der ganzen Erde. Das unschätzbare Menschengut der Sprache hängt schon genau mit dem Adelsbriefe zusammen, welchen Gott dem Menschen vor allen anderen Geschöpfen der Erde mitgegeben hat, und der ihn zugleich zum Bürger einer andern, geistigen Welt erhebt. Der Mensch hat nicht blos wie die Thiere eine Seele, die fühlen, empfinden und begehren kann; er theilt nicht blos mit einigen höher begabten Thieren das Gedächtniß; er wird nicht wie sie von einem blinden Naturtriebe oder Instincte geleitet. Er hat Selbstbewußtsein, freien Willen und Vernunft, oder wie man Alles zusammenfassen kann: es wohnt in dem Menschen ein Geist, der nicht von der Erde stammt, sondern ein Bild Gottes ist und auch einst zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat. Durch die Kräfte seines Geistes hat sich der Mensch im wahren Sinne zum Herrn der Natur, deren ungeheure Gewalt ihn sonst erdrücken würde, gemacht, und die wüthendsten Elemente müssen ihm dienen. Der Mensch ist der Herr der Thiere, obgleich ihm unzählige an Kraft oder an Schärfe der Sinneswerkzeuge überlegen sind. So steht er da, mit Würde und Hoheit angethan, als wahrer König der Natur.

Wie der Mensch im wunderbaren und sinnigen Dualismus der Bürger zweier Welten ist, so würde er demgemäß auch in der geographischen Wissenschaft unter verschiedenen Gesichtspunkten und im verschiedenen Zusammenhange zur Betrachtung kommen. Weil aber doch der geistige Theil in letzter Instanz den Menschen ausmacht [1]) und wir

1) Wie dies auch die deutsche und indische Sprache bestimmt ausdrücken. **Mensch**, althochdeutsch Mennisco, ist das indische Wort **manushya**, abgeleitet von dem sanskritischen Verbum **man**, denken. Das Wort Mensch heißt also seiner Wurzel nach: der unter allen Erdgeschöpfen vorzugsweise mit Geist Begabte, der Denkende. Vgl. Max Müller, Vorl. üb. Sprachwissenschaft, deutsch v. Böttger, I. 329.

ihn als Ganzes anzuschauen eben so geneigt als berechtigt sind, weil Persönlichkeit und freier Wille den Menschen so specifisch vom Thiere unterscheiden, wie nur das Thier von der Pflanze unterschieden ist, haben wir ihn der physischen Erdbetrachtung entrückt und die Menschen- und Völkerkunde als ersten Theil der politischen Geographie bezeichnet.

In den letzten Jahren ist die Frage über die Stellung des Menschen zur Thierwelt eine lebhaft brennende geworden. Das Signal gab die Theorie Darwin's über die Entstehung der Thierarten. Er vertheidigt die Ansicht, daß die zahllosen jetzt existirenden verschiedenen Arten von Thieren sich allmählig aus einigen wenigen, vielleicht aus einer einzigen Urform entwickelt haben könnten. Folgerungen, die Sätzen der Offenbarung widersprechen, zieht Darwin selbst aus seinen Sätzen durchaus nicht. Wohl aber haben das Andere gethan. „Die organische Welt des heutigen Tages, Pflanzen, Thiere und Menschen, sind kein Erzeugniß einer unmittelbar aus leblosem Stoffe schaffenden Kraft, sondern das Ergebniß eines viele Millionen Jahre hindurch fortgesetzten Entwickelungsvorganges von natürlichen Materien unter dem Einflusse allgemeiner und ewiger Naturgesetze." Der Engländer Huxley hat Darwin's Theorie in dem Sinne auf den Menschen ausgedehnt, daß der Unterschied zwischen diesem und den Thieren, speciell den Affen, nicht als ein wesentlicher anerkannt, und die Stammverwandtschaft der Menschen und Affen behauptet wird. Der Schädel aus dem Neanderthale, der durchaus Affentypus tragen sollte, hatte für Huxley besondere Beweiskraft.

Das christliche Interesse wird durch solche Theorien in der That viel bedeutender geschädigt, als durch die Resultate der Geologie in Bezug auf das Alter des Menschengeschlechts, und nicht durch den Einwand beruhigt, daß auch bei der Darwin'schen Entwickelung ein göttliches Walten sichtbar bleibe. Noch weniger wird sich dasselbe durch Lyell beruhigt fühlen, der bei aller Zustimmung zu der Entwickelungstheorie ausspricht: „Wir können uns nicht vorstellen, daß diese Welt ein Ort der Prüfung und sittlichen Erziehung für irgend eins der niedern Thiere sei, eben so wenig kann eins derselben Befriedigung und Glückseligkeit aus dem Glauben an ein Jenseits schöpfen. Dem Menschen allein ist dieser Glaube gegeben, der mit seiner Vernunft so wohl übereinstimmt und den religiösen Empfindungen, welche die Natur in seine Seele gepflanzt hat, so wohl entspricht, eine Lehre, welche ihn moralisch und intellectuell in der Stufenleiter des Daseins emporhebt, und deren Früchte daher denen, welche aus Irrthum hervorwachsen, in ihren wesentlichen Eigenschaften ganz entgegengesetzt sind." Jedem wird diese Transaction der neuen Theorie mit dem positiven Glauben schwach und inconsequent erscheinen. Eine seelische Verbindung von Menschen und Affen vernichtet die specifisch einzige Stellung des Menschen zu der übrigen Schöpfung, vernichtet die Lehre vom Ebenbilde Gottes und kann überhaupt mit der Genesis ganz und gar nicht vereinbart werden. Aber es liegt nicht im Entferntesten Grund vor, sich zu beunruhigen. Das Darwin'sche System ist eine wissenschaftliche Theorie wie andere, welche die Männer der Wissenschaft noch lange beschäftigen wird. Sie ist ein Problem und nichts mehr. Gegen Huxley und ähnliche Gelehrte ist aber von der Wissenschaft selbst entschiedener Protest eingelegt. Der Affentypus des Neanderthaler Schädels ist übertrieben, zum Theil unrichtig bestimmt. Die berühmtesten Kraniologen machen mit Recht darauf aufmerksam, daß man überhaupt erst aus einer langen Reihe von Schädelexemplaren — wie sie nicht vorliegt — urtheilen könne und dürfe. Einzelne affenähnliche Schädel kommen noch immer vor. Endlich bedingt auch mehr die Gehirnmasse als die Schädelbildung den eigenthümlichen Menschentypus, und nach dieser Seite hin differiren jene antediluvianischen Schädel und die von heute nicht so auffallend. Während noch jetzt die Hirnschädel der einzelnen Racen gar sehr nach ihrem

Gehalt differiren, ist noch keine Hirnschale eines erwachsenen Menschen gemessen worden, die einen geringeren Inhalt gehabt hätte als 62 Kubikzoll; der weiteste bis jetzt gemessene Gorillaschädel hat nur 34½ Kubikzoll Inhalt.[1])

Die Zahl der Menschen auf der Erde zu bestimmen ist selbstredend eine unmögliche Aufgabe. Gewiß ist, daß dieselbe auf die verschiedenen Erdtheile und Länder sehr ungleich vertheilt ist. Ein Land hat im Allgemeinen desto mehr Bewohner, je leichter sie sich in demselben ernähren können. Gegliederte Erdtheile und meerumflossene Länder haben mehr Bewohner als solche, deren Küsten fast gerade Linien bilden, weil die Gliederung den Seeverkehr befördert und eine bedeutende Quelle für Nahrung und Unterhalt ist. Ein Land, dessen Bodenbeschaffenheit, dessen Gewässer den Verkehr begünstigen, kann mehr Bewohner ernähren, als ein unwegsames, wasserarmes Land. Ein milder Himmelsstrich, gleich entfernt von sengender Hitze und erstarrender Kälte, fördert gleichfalls die Bevölkerung. Isaac Vossius nahm 1685 eine Menschenzahl von 500 Mill. an, der Theologe Cranz 1744 nur 60 Mill., Voltaire 1 Billion und 600 Mill., die Verfasser der großen englischen Welthistorie gar 4 Billionen u. s. w. Nach der jetzt gewöhnlichen Annahme wird die Menschenmenge der Erde auf 1300 Mill. angeschlagen.[2])

§. 2. Eintheilung des Menschengeschlechtes nach Racen.

Auch in der Menschenwelt herrscht nicht das Princip des todten Einerlei, sondern reiche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit. Eine solche macht sich zunächst in der körperlichen Beschaffenheit geltend. Der Unterschied der Größe erinnert an das in der Pflanzen- und Thierwelt beobachtete Gesetz von Pol und Aequator. Die Völker größter Leibeslänge, über 6 Fuß, die Patagonen, Kariben, Germanen, leben in den heißen oder gemäßigten Erdgürteln, die kleinsten, Eskimos, Pescherähs, Lappen in den Polarländern. Weitere Unterschiede

1) Wie sehr Huxley zu rascher Uebertreibung neigt, zeigte sich erst wieder in der Sitzung der Londoner Ethnographischen Gesellschaft am 12. December 1864. Nachgrabungen zu Caithneß, der Nordspitze von Schottland, hatten unter anderen auch urweltliche Schädel zu Tage gefördert. „Professor Huxley sonderte die vorliegenden Schädel in zwei deutlich abgegrenzte Klassen; die erste charakterisire sich durch Größe und Wölbung; die zweite sei von sehr untergeordneter Art, niedrig, schräg, eng und mit weit vorstehendem Hinterkopf; die zu dieser Klasse gehörigen Backenknochen seien in ihren Proportionen dem jetzigen europäischen Typus diametral entgegengesetzt; die außerordentliche Entwickelung der Muskelansätze lasse auf einen wilden und rauhen Charakter schließen; die Schädel kamen denen der australischen Wilden sehr nahe. Die Ueberreste brächten jedoch keinen Grund bei für die Theorie, daß der langköpfigen Race auf den britischen Inseln eine rundköpfige vorhergegangen sei. Es erhob sich darauf eine lange und lebhafte Discussion, in welcher die Mehrzahl der Theilnehmer den Knochen das hohe Alterthum abstritt, welches Herr Laing ihnen beilegte. Herr Crawfurd war der Ansicht: die Ueberreste gehörten den primitiven Schotten, den Ureingebornen zu; die Unterschiede in den Schädelbildungen seien nicht in so hohem Grade vorhanden, wie Professor Huxley annehme."

2) Happel nimmt nach Weigel's Erdspiegel 1000 Mill. an, beweist aber seine Ansicht auf eine überaus seltsame Weise: „Dem diese Zahl unglaublich vorkommet, der betrachte, daß zu Zeiten Papsts Pii der General der Franciscaner München zu dem damahligen Türcken-Krieg 30,000 Münche desselben Ordens offerirte, daß dannoch der Gottesdienst darüber nicht verabsäumet wurde." Er rechnet weiterhin 21 Mill. geistliche Personen in der ganzen Welt heraus und rechnet dann auf jede etwa 50 Weltleute. — Berghaus giebt 1272, v. Roon nur 864 Mill. an.

bietet die Farbe der Haut dar, Länge, Gefüge und Farbe des Haars, Schädelbildung, Gesichtsbildung u. s. w.

Es lag von jeher das Bedürfniß nahe, sich nach den berührten Unterschieden das Menschengeschlecht unter große Hauptgruppen oder Racen zu gruppiren. Die unwesentlichste Differenz, die der Hautfarbe und Haare, wurde zunächst maßgebend. Blumenbach, der Vater der wissenschaftlichen Anthropologie, wies zuerst auf die Form des Schädels hin. Er betrachtete denselben von oben und faßte die Verhältnisse des Längen- und Querdurchmessers ins Auge. Camper sah den Schädel von der Seite, im Profil an. Der sogenannte Campersche Winkel gestaltet sich zu einem spitzen oder stumpfen, je nachdem der Oberkiefer sehr hervorspringt und dem Antlitz ein schnauzenartiges, thierisches Ansehen giebt, oder diese Partien zurück, Stirn und Augen dagegen hervortreten. Der Schwede Retzius unterschied Dolichocephalen, Langköpfe, bei denen die Länge des Schädels die Breite um ein Viertel, und Brachycephalen, Kurzköpfe, bei denen die Länge die Breite nur um ein Fünftel bis nur ein Achtel übertrifft. In jeder Klasse unterschied er nach den Vorsprüngen der Kiefer orthognathe und prognathe Schädel. So gehören z. B. die Germanen zu den orthognathen Dolichocephalen, die Slawen zu den prognathen Brachycephalen.

Noch immer ist die Eintheilung in fünf Menschenracen die gewöhnliche. Cuvier und Lacepède nehmen deren nur drei an: Kaukasier, Mongolen, Neger, und bringen die malaiische und amerikanische unter die mongolische Race. Zeune unterscheidet Hochschädel, Breitschädel und Langschädel. Bory de St. Vincent nimmt 15 Racen an: die Japetische, Arabische, Hinduische, Scythische, Chinesische, Hyperboräische, Neptunische, Australische, Columbische, Amerikanische, Patagonische, Aethiopische, Kaffersche, Malaiische, Hottentottische. Die Menschen der 11 ersten Racen sind weiß, gelb, braun und schlichthaarig, die vier letzten sind schwarz und kraushaarig. Prichard, der das umfassendste und gründlichste Werk über die Naturgeschichte des Menschengeschlechts geschrieben hat, stellt sieben Racen auf: Iranier (Kaukasier), Turanier (Mongolen), Amerikaner, Hottentotten, Neger, Papuas, Alfurus. Diese Schwankungen in der Zahl der Racen erklären sich namentlich daraus, daß sich die Grenzen zwischen den einzelnen Hauptgruppen mannigfacher Abstufungen und Uebergangsglieder wegen nicht scharf genug ziehen lassen.

1. Die weiße, kaukasische oder indo-europäische Race (über 500 Mill.) hat ihren Namen, weil man nach dem Kaukasus ihren Ursitz verlegte und die für die schönsten Völker der Erde gehaltenen Gebirgsstämme jenes Berglandes für ihren Ur- und Idealtypus erkannte. Nach Andern ist der Caucasus indicus oder Hindukusch gemeint. Ovale Schädelbildung, eine meist hohe gewölbte Stirn, ein abgerundeter Hinterkopf, große offene Augen, eine gerade Nase ohne

stark klaffende Flügel, senkrecht gestellte Zähne, ein starker Bart beim Manne, ein senkrechtes Kinn und weiche glatte oder großlockige Haare mit der Mannigfaltigkeit von blond, brünett, schwarz und roth, sind mit der vollständigsten Harmonie der Körperform im Ganzen die vorzüglichsten Erkennungszeichen. Bei den reinsten Typen der kaukasischen Race ist die Farbe röthlich-weiß, bei den südlichen Nationen geht dieselbe in das gelbliche und bräunliche über.[1]) Dieser Race gehört fast die Hälfte des Menschengeschlechts an, denn sie ist über ganz Europa, den Süden und Südwesten von Asien und den Norden von Afrika verbreitet und in Amerika durch Einwanderung die vorherrschende, überhaupt durch Kolonien in alle übrigen mehr oder weniger zurückgedrängten Racen in kleineren oder größeren Bruchtheilen eingesprengt. Sie ist die bildungsfähigste — der Träger der Weltgeschichte. Der Verbreitungsbezirk der Kaukasier würde noch viel weiter ausgedehnt, wenn eine neue (z. B. von Frankenheim in der „Völkerkunde" aufgestellte) Hypothese sich mehr und mehr bewahrheiten sollte. Auf die allerdings unleugbare Thatsache gestützt, daß mehrere Negerstämme nicht allein in dem Tone der Hautfarbe, sondern auch in Gesichts- und Schädelbildung sich dem kaukasischen Typus nähern, nimmt man an, daß es unter den Kaukasiern nicht blos eine braune (Araber und Berbern), sondern auch eine schwärzere Unterrace gebe, zu welcher z. B. die Gallas, die Fulahs, Dhiolofs u. a. gehören würden.

2. Die mongolische Race (300—400 Mill.) umfaßt die sehr zahlreiche Bevölkerung des ausschließlich von ihr bewohnten chinesischen Reiches, überhaupt des Nordostens und der Mitte von Asien. Außerdem ist sie nur in sehr geringer Anzahl in Europa, in Ungarn und im nordwestlichen Rußland vertreten. Der Schädel von oben herab fast viereckig oder würfelförmig, von der Seite pyramidalisch: wenige schwarze und straffe Haare, stark entwickelte Backenknochen, kleine tiefliegende, geschlitzte Augen, eine platte Nase, kurzer gedrungener Körperwuchs. Die Hautfarbe weizengelb oder schmutzig-bräunlich. Den reinsten Typus bilden die Kalmücken, den niedrigsten die Samojeden.

3. Die äthiopische oder Neger-Race (über 100 Mill.) in Mittel- und Südafrika und durch gewaltsame Verpflanzungen in Amerika. Der Schädel erscheint von beiden Seiten eingedrückt und stark elliptisch, der Hinterkopf groß, das Haar kurz, wollig und kraus, die Farbe der sammtweichen Haut schwarz, wie der dichte und krause Bart. In dem Camperschen Winkel hat das Negerprofil etwas Wildes und Thierisches. Ueberhaupt erscheint alles ausgebildet, was zur Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse und dann wieder zum Tragen und Aushalten dient; die Kaumuskeln, die wulstigen Lippen, welche die schiefstehenden Zähne nicht

1) Wie Erdmann in den „Psychologischen Briefen" pikant bemerkt, ist der Kaukasier eigentlich nicht weiß, sondern allfarbig: „Er wird gelb vor Neid, blau vor Frost, grün vor Aerger, purpurn vor Zorn, roth vor Scham."

ganz verdecken, der große Mund, die Nackenmuskeln. Die Stirn tritt zurück. Die Nerven sind dicker und unempfindlicher.

Die Neger sind unleugbar eine körperlich und geistig tiefstehende Race. Die thierisch-sinnlichen Triebe überwiegen, der Neger ist wie kein anderer Mensch ein Kind der Leidenschaft und des Augenblicks. Unvermittelte, schroffe Uebergänge aus einer Stimmung in die andere sind bei ihm gewöhnlich. In dem Neger soll „die Menschheit in ihrer Jungenhaftigkeit erscheinen." Kalte Forscher deuten mehr oder weniger offen an, daß er kein anderes Loos als die Sklaverei verdiene. Ja, nichtswürdige Pfaffen in den Sklavenstaaten von Nordamerika haben sogar den Sklavenzüchtern zu Gefallen aus der Schrift deducirt, wie das Geschlecht Ham's, die kaum menschliche Race der Nigger, zur Sklaverei verurtheilt und nur zu ihr tauglich sei. Nichts ist dem Geiste des Evangeliums ferner als solche Beweisführung, die lebhaft an die Schriftbenutzung des Satans Matth. 4. erinnert. Auch das weniger begabte und am wenigsten entwickelte Kind bleibt immer Kind vom Hause und wird nicht zum Knechte. Auch ist dem Neger relative Bildungsfähigkeit durchaus nicht abzusprechen, und wenn schon eine günstige Einwirkung des Islam auf Negervölker sichtbar sein soll, welcher Aufschwung der so niedergetretenen Race ist zu erwarten, wenn einst das Christenthum unter ihr weitern Raum gewinnt.[1])

4. Die amerikanische Race (13 Mill., die am wenigsten zahlreiche unter allen) ist auf Amerika beschränkt, steht zwischen der kaukasischen und mongolischen Race, ist aber der letzteren durch die Farbe der Haut, der Haare, die stark hervortretenden Backenknochen, zum Theil auch in der Schiefe der Augenlinien am nächsten verwandt. Die Haut kupferfarbig (Rothhäute) oder zimmtbraun. Das Haar schwarz und spießig, Haarwuchs überhaupt spärlich, niedrige, zurücktretende, düstre Stirn, mattes, schläfriges Auge, Adlernase, ebenmäßiger oft hoher Körperwuchs. Auf die oft sehr verschiedene Schädelgestalt ist bei der Sitte, den Schädeln im frühen Alter allerhand unnatürliche Formen anzuzwängen, kein Gewicht zu legen. Die nordamerikanischen Indianer zeigen Verwandtschaft mit kaukasischen, die südamerikanischen mit mongolischen Elementen: doch aber zeigen sie wieder eine so bestimmte Familienähnlichkeit, daß man sie zu einer Race vereinigen muß. Es ist fast sprichwörtlich geworden — bemerkt Morton, einer der besten Kenner

1) Die Wahrheit hat hier, wie oft, zwischen zwei Extremen hindurchzugehen. Wie unter die Knechte des Evangeliums, so sind auch unter Racen, Völker und Stämme die Pfunde ungleich ausgetheilt. „Wie es Gewächse reicherer und ärmerer Entwickelung giebt, so auch Menschen und Völker, und die scharf umrissene Eigenthümlichkeit scheint in umgekehrtem Verhältnisse zu stehen zur Entwickelungsfähigkeit. Ja! einige Völker sind so beschränkt in letzterer, daß sie vergehen, absterben, wenn sie mit den Gütern reicher entwickelter Völker in Berührung kommen. Nur gewisse Völker haben die Kraft des Aushaltens in der Berührung; nur die tüchtigeren haben die Kraft des Gleichartigwerdens, des Reicherwerdens durch die Mischung — und doch ist diese Mischung die Bedingung aller neuen Völkerbildung. Diese Völkerbildung bildet im Fortgange der Geschichte eine Art Sieb, welches nur die fähigeren, bildsameren Naturen durchläßt, die beschränkteren starreren an den [illegible] selbst zu Grunde gehen läßt." Noch gefährlicher und bedrohlicher aber ist das andere Extrem: diese so verschiedene Begabung also zu steigern und auszubeuten, daß für einzelne Racen und Stämme der Begriff der Gleichheit, Gemeinschaft und Brüderlichkeit ganz ausgelöscht wird.

dieser Race — daß, wer einen Indianerstamm gesehen hat, sie alle gesehen habe; so sehr gleichen sich die Individuen dieser Race, trotz der weiten geographischen Verbreitung und dem extrem-verschiedenen Klima ihres Wohngebietes. Ein vorherrschend melancholisch-ernstes Temperament, eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit ist dieser Race eigen. Fremd unsern Hoffnungen, unsern Freuden, unserm Kummer, sagt ein Beobachter, ist es selten, daß eine Thräne ihre Augen befeuchtet, daß ein Lächeln durch ihre Miene zuckt. Auf Zeitmomente der größten Kraftanstrengungen fähig, ist sie einer andauernden strengen Arbeit unfähig, besitzt nicht, neu einströmenden Völkerelementen gegenüber, die geringste Widerstandskraft und Zähigkeit, und geht in raschem Verlaufe dem Aussterben zu.

5. Die m a l a i i s c h e R a c e (20 Mill.) bewohnt die Inselwelt des indischen und südlichen großen Oceans, und kann so im Gegensatze zu den vorigen eine o c e a n i s c h e genannt werden. Braune Hautfarbe, dichtes, weiches, lockiges, schwarzes Haar, weitgeschlitzte Augen, breite Nase, großer Mund. Der Schädelbau erinnert an den kaukasischen, der Gesichtsausdruck an den mongolischen, wie denn Cuvier die Malaien als Zwischenglied zwischen Kaukasiern und Mongolen betrachtet. Auch O. v. K e s s e l sucht wahrscheinlich zu machen, daß sie, dem semitischen Volksstamm angehörend, ursprünglich aus Vorderasien nach den jetzigen Wohnsitzen ausgewandert sei und sich mit dortiger schwarzer Bevölkerung gemischt habe.

Als eine sechste Race oder als Zwischenstufe zwischen Malaien und Negern werden die schwarzbraunen P a p u a s und A l f u r u s (Austral-neger, Negritos) auf Neuholland und Neu-Guinea und andern Inseln angesehen. Sie machen die zu unterst stehende Menschenart aus. Das öfter vorkommende Verwachsensein der achten Rippe mit dem Brustbeine, die Länge der Vorderarme, sowie der Finger und Zehen, haben etwas Affenartiges: die Schwäche ihrer Wadenmuskeln läßt sie lieber in hockender als in aufrechter Stellung verweilen.

Genaue anatomische und physiologische Untersuchungen haben dargethan, daß alle Verschiedenheiten zwischen den physischen Abstufungen des Menschengeschlechts innerhalb der Grenzen einer einzigen Art (Species) liegen, und daß die verschiedenen Menschenracen, die man unterscheidet, nicht als ursprünglich verschiedene Arten eines Genus, sondern als bloße Abarten zu betrachten sind. Für diese Einheit des Menschengeschlechts sprechen vor allen Dingen drei Umstände: einmal nämlich die zahlreichen Mittelstufen und Uebergänge der Hautfarbe und des Schädelbaues, welche in neuerer Zeit durch das Studium der Menschenracen bekannt geworden sind, und diese einander sehr nahe gerückt, man möchte sagen fast verschmolzen haben; die unter jeder Race vorhandenen, den Typus einer andern Race tragenden Individuen; die Erfahrung, daß aus der Begattung der Individuen verschiedener, selbst der von einander am weitesten entfernt stehenden Menschenracen mit einander fruchtbare

Mischlinge entstehen, welche ebensowohl unter einander, wie mit Individuen anderer Racen, durch Zeugung sich fortzupflanzen vermögen. Der letzte Beweis ist allerdings durch Versuche und Erfahrungen der letzten Jahre, die im Interesse der Darwin'schen Theorie angestellt und gewonnen sind, erschüttert. Man hat fruchtbare Begattung zwischen Thieren erzielt, die verschiedenen Arten angehörten. Die bayersche landwirthschaftliche Gesellschaft stellte eine Reihe von Versuchen mit Getreidearten an, die nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Gewißheit einer Umwandelung derselben feststellen. Auch hat sich nach weiteren Erkundigungen ergeben, daß die Umwandelung des Hafers in Gerste in Norwegen und Schweden häufig vorkommen soll. Aber auch hier gilt es eine viel länger fortgesetzte und sicherer begründete Erfahrung, ehe man sich entschließt, althergebrachte Sätze der Wissenschaft völlig umzustoßen.

Mulatten heißen die Mischlinge von Weißen und Negern; Mestizen, was eigentlich allgemein Mischlinge bedeutet, werden meist nur die Mischlinge von Weißen und Amerikanern genannt. Zambos sind die Mischlinge der äthiopischen und amerikanischen Race. Aus der wiederholten Vermischung der Mulatten oder der Mestizen mit europäischem Blute entstehen die Terceronés, dann die Quarterones. Bei den letzteren sind aber die an den gemischten Ursprung erinnernden Kennzeichen schon so zurückgetreten, daß man diese kaum noch als Mischlinge von den in den Colonien gebornen Weißen ungemischten Blutes unterscheiden kann, weshalb denn auch die weitere Fortsetzung jener Abstammungsbezeichnung in Quinterones schon keine praktische Bedeutung mehr hat. Die Auswanderung und Vermischung trägt viel zur allmähligen Ausgleichung der Racen bei und in manchen Gebieten von Amerika erscheint eine solche Amalgamation fast schon vollendet.

Wird nun aber auch der Satz von der Einheit des Menschengeschlechts zugegeben, so stemmt man sich desto widerwilliger gegen die Abstammung von einem Menschenpaare, und behauptet die Existenz mehrerer Autochthonenpaare (ein weißer, gelber, schwarzer und kupferrother Adam) an verschiedenen Stellen der Erde. Wie Burmeister behauptet, stellt sich diese Lehre von einem Menschenpaare den wissenschaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers in so ungünstigem Lichte dar, daß er getrost behaupten kann, kein ruhiger Beobachter würde jemals auf den Gedanken gekommen sein, alle Menschen von einem Paare abzuleiten, wenn nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte es gelehrt hätte. Auch Göthe meint in den Gesprächen mit Eckermann (Bd. 2. S. 21.), „daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei anzunehmen, sie habe statt eines armseligen Paares die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervortreten lassen.“ Der englische Gelehrte Crawfurd erklärt es für unmöglich, die Racenunterschiede

bei einem Paare Stammältern genügend zu erklären. „Zwischen der Hautfarbe der afrikanischen Schwarzen und des weißen Europäers, zwischen einem Hindu und einem Chinesen, einem Australier und einem nordamerikanischen Indianer ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Wolf, Schakal und Fuchs. Die Argumente, welche man für die Einerleiheit des Menschengeschlechts aus anatomischen Gründen herleitet, würden gleichermaßen beweisen, daß zwischen Schweinen und Bären und den zur Familie Canis gehörigen Thieren kein Unterschied sei." Aber doch kann es selbst um die wissenschaftliche Begründung jener so von obenher behandelten Annahme nicht so verzweifelt stehen, wenn große ältere und neuere Naturforscher die Abstammung von einem Menschenpaare behaupten, ein Satz, welchen die Wissenschaft freilich nicht direct aus der Erfahrung unmittelbar, sondern nur als Hypothese aufstellen kann. Selbst nach Lyell's Meinung ist die Annahme, daß das Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abstamme, durch stichhaltige Gründe nicht widerlegt werden; nur müsse dasselbe in diesem Falle weit älter sein, als wenn jede Menschenrace ein besonderes Aelternpaar gehabt hätte. Gewiß ist aber bei diesem Stande der Dinge auch für den, der von menschlicher Forschung nicht verächtlich zu denken gewohnt ist, kein Grund vorhanden, in dieser Frage von der biblischen Ueberlieferung abzuweichen, und sich mit der Einheit (statt der Einerleiheit) genügen zu lassen, welche dem Menschengeschlechte auch bei der Annahme mehrerer Stammpaare bleiben würde.

Mit dieser Frage steht es ganz anders als mit der mosaischen Kosmogonie und den Perioden der Schöpfung. Die Abstammung von einem Paare wird nicht blos in der Genesis erzählt, sondern in der ganzen Schrift, auch im Neuen Testamente, vorausgesetzt und ausdrücklich bekräftigt (Apostelgeschichte 17, 26. 1 Timoth. 2, 13.), wichtige Sätze der christlichen Glaubens- und Sittenlehre stehen mit dieser Wahrheit in unauflöslicher Verbindung.

§. 3. Eintheilung des Menschengeschlechtes nach Sprachen.

Die geistigen Verschiedenheiten unter den Menschen beziehen sich auf Sprache, Religion, Culturgrad und Staatsverhältnisse.

Eine Hauptwirksamkeit der geistigen Kraft im Menschen ist die Sprache. Nicht in einer bessern Articulation der Sprachorgane, nicht in einer bloßen Nachahmung von Naturtönen noch in einer bloßen Convention der menschlichen Gesellschaft, sondern in dem Denkvermögen ist ihre letzte Quelle zu suchen. Die Sprache brauchte der erste Mensch eben so wenig zu erfinden oder nachzuahmen, als er das Athmen zu erfinden oder nachzuahmen brauchte. Sie ist „die äußerliche Erscheinung

des Geistes der Völker: ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache.“ [1])

Das große Problem einer Ursprache, von der alle Sprachen des Erdbodens ausgegangen sein sollen, ist hier zu besprechen nicht der Ort: nur factische Zustände sind in das Auge zu fassen. Adelung und Vater unterschieden (1817) 3064 Sprachen und Mundarten. Balbi hat in seinem ethnographischen Atlas 860 Sprachen nebst 5000 Mundarten aufgeführt. Davon kommen auf Asien 153, Europa 53, Afrika 115, Oceanien 117, Amerika 422. Die Gebiete dieser Sprachen sind freilich unter sich gar sehr verschieden. Viele amerikanische Sprachen wurden nur von je 15,000 oder 20,000 Menschen gesprochen, während die Sprachen großer Culturvölker ihr Gebiet über weite Strecken der Erdkugel und viele Millionen ausdehnen.

Nachdem früher versuchte Eintheilungen der Sprachen in semitische, hamitische und japhetische sich als unhaltbar erwiesen, unterscheidet man jetzt nach W. v. Humboldt's Vorgange drei Sprachenreiche. Das erste Reich bilden die flectirenden Sprachen, in welchen den Worten zum Zwecke des Gedankenausdrucks durch innere Veränderung, durch Flexion, d. i. Declination und Conjugation eine wechselnde Bedeutung gegeben wird. Die zweite Klasse bilden die einsilbigen, flexionslosen Sprachen. Die mit wenigen Ausnahmen einsilbigen Wörter bleiben unverändert, und alle Formen der Grammatik werden durch einige wenige Partikeln, die Stellung der Wörter und den Zusammenhang des Sinnes angedeutet. Die Sprachen dritter Ordnung, die agglutinirenden (anleimenden) stehen zwischen den Gegensätzen der flectirenden und flexionslosen Sprachen in der Mitte. Sie haben keine Flexion, aber auch keine solche Starrheit und Sprödigkeit der Wörter: es tritt für das Bedürfniß des Gedankenausdrucks ein äußerer Zuwachs (Agglutination) des Wortes, zuweilen auch eine Einverleibung in seine Mitte ein.

Setzen wir für diese Charakteristik bestimmte Namen ein, so bildet die erste Klasse der flectirenden Sprachen der indo-europäische Sprachstamm, der Sprachstamm der kaukasischen Race, der fast die Hälfte des Menschengeschlechts umfaßt, alle Nationen, die an der christ-

[1]) Leo, Universalgesch. I. S. 21.: „Wenn z. B. wie ursprünglich bei den Kelten das Wort, welches einen Menschen im Allgemeinen bezeichnet (gael. dao, wälsch dyw), zugleich dasselbe ist, welches den Mann des niedrigsten Standes, der ärmsten, abhängigsten, gedrücktesten, elendesten Klasse des Volks, des Pöbels (einen Wicht) bezeichnet, so wird man berechtigt sein anzunehmen, daß bei diesem Volke für das allgemein Menschliche die geringste Liebe und Achtung vorhanden war; daß man hier auf ein Wesen, deshalb weil es blos ein Mensch und nicht außerdem reich, edel, gelehrt, priesterlich u. s. w. ist, fast gar nichts gab; — und wie die Art dieser Aussonderung der Vorstellung, die man sich von einem Menschen macht, ein Zeugniß ablegt über das angeborne sittliche Wesen des Volkes, welches unbesinnlich und natürlich die Begriffe so theilte, so übte natürlich das einmal ausgeprägte Wort auf das weitere Denken und Handeln des Volkes den tiefgreifendsten Einfluß, denn jedes Kind erhielt nun mit der Sprache zugleich, und unbesinnlich in ihr, im einfach gelernten Worte wieder die Lehre: wer blos ein Mensch ist, ist ein armseliges, unglückliches, verächtliches Wesen — man muß ein ritterliches, vollfreies Glied des Stammes (gael. sao, altwälsch syw), oder ein gelehrter Priester (gael. drao, wälsch dryw) sein, um irgend einen nambaften Werth zu haben. Der Mangel an allgemeiner Menschenliebe, die Neigung zu persönlichem und Standes-Uebermuth, die noch jetzt in weit höherem Grade den aus den keltischen Völkern entsprossenen romanischen Völkern eigen, hätte sich nicht charakteristischer ausprägen können.“

lich-europäischen Bildung Antheil haben. Es zerfällt in zwei große Familien, die indo-germanische und ägyptisch-semitische, und mehrere kleinere Familien, wie die slavische, lettische, baskische, celtische.

Die zu dem indo-germanischen Stamm gehörenden Sprachen besitzen die Vorzüge der flectirenden Sprachen in besonders entwickeltem Maße und verstehen sich wie ein geschmeidiges Kleid allen Objecten, Stimmungen und organischen Verknüpfungen mit Leichtigkeit und Gefügigkeit anzuschmiegen. Diese Sprachen zerfallen in eine asiatische (indische Sprache oder Sanskrit, persische Sprache, die Kaukasus-Völker) und eine europäische Gruppe (germanische und griechisch-römische).

Die zweite große Familie des indo-europäischen Stammes, die ägyptisch-semitische, nimmt zwischen der europäischen und asiatischen Gruppe der indo-germanischen Sprachen die Mitte ein. Sie zerfällt außer dem Altägyptischen, das noch in Hieroglyphen erhalten ist, in das Nordsemitische oder Syrische und Chaldäische, das Mittelsemitische oder Hebräische, und das Südsemitische oder Arabische. „Es liegt größtentheils in dem zweisilbigen Wurzelbau und in der Scheu vor Zusammensetzung, daß der Wortbau in den semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewunderungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der sanskritische zeigt, gleichkommt." „Blos technisch betrachtet, steht der Organismus der semitischen Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller Einfachheit und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem andern nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle." Sie ist das Product eines scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes.

Der zweite große Sprachstamm der einsilbigen aber flexionslosen Wörter wird auch der ostasiatische oder chinesische genannt. Er nimmt China, Japan und den größten Theil von Hinterindien ein und wird von mehr als 300 Mill. Menschen gesprochen. Er zerfällt in die Chinesische, Koreanische, Japanische und Indochinesische Familie.

Zu dem dritten Stocke der agglutinirenden Sprachen, der noch am wenigsten fest und begrenzt und bestimmt ist, zählt man fünf Sprachstämme: den afrikanischen, 100 Mill. in Mittel- und Südafrika, mit der Familie der Hottentotten, der Kaffern, Neger und Berbern; den tatarischen oder mittelchinesischen, über 50 Mill. im mittleren und nördlichen Asien und in der Türkei, mit den Sprachen der Tibetaner, Tungusen, Türken, Tataren und Mongolen; den malaiisch-australischen, 25 Mill., die Sprache der gleichnamigen Race mit der westmalaiischen, ostmalaiischen und Pa-

puas-Familie; den amerikanischen, 13 Mill., in Amerika; den uralischen oder ugrischen, 13 Mill., im nördlichsten Europa und Asien und in Ungarn, mit der westugrischen Familie (Finnen, Esthen, Lappen, Magyaren, Uralvölker), der samojedischen und ostsibirischen Familie.

Im Allgemeinen breiten sich die Sprachen der Culturvölker immer mehr auf Kosten der ungleich zahlreicheren Sprachen der ungebildeten Völker aus, wie z. B. die mehr als 100 verschiedenen einheimischen Sprachen der Amerikaner vor drei europäischen, der englischen, spanischen und portugiesischen Sprache zum Theil verschwunden sind.

§. 4. Eintheilung des Menschengeschlechtes nach Religionen.

In der erhabenen zu Athen gehaltenen Predigt spricht der Apostel Paulus dem Menschen den höchsten geistigen Vorzug, das Vermögen des Uebersinnlichen, die Bestimmung Gott, in dem er lebt, webt und ist, zu finden, ausdrücklich zu. Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf Erden wohnen, auf daß sie Gott suchen und finden sollten. Apostelgesch. 17, 26—28. Gott zu ahnen und zu suchen sind die Menschen schon durch die Vernunft im Stande, ja eine wunderbare Sehnsucht drängt sie dazu. Weil der Mensch nicht blos ein sinnlich-endliches Wesen ist, kann die sinnliche Welt mit all ihrer Lust und Herrlichkeit sein inneres Wesen nicht ausfüllen: er fühlt sich gedrungen, in einer höhern, übersinnlichen Welt den eigentlichen Haltpunkt und volle Genüge für sein geistiges Leben zu suchen. Der dem menschlichen Wesen tief eingepflanzte unvertilgbare Sinn für das Ewige und Göttliche, das angeborene Gottesbewußtsein suchet Gott.

Und weil diesem Suchen die Betrachtung der Natur, die Stimme des Gewissens, das Ahnen der Vernunft zu Hülfe kommt, hat es nie ein Volk ohne Religion gegeben, d. h. ohne irgend etwas, das es von Gott und göttlichen Dingen gefunden und gewußt hätte.

Daß der Mensch aber für sich allein, ohne eine außerordentliche Belehrung Gottes über sich selbst, ohne eine besondere Offenbarung volle Wahrheit in göttlichen Dingen zu finden, nicht im Stande sei, nicht über eine mehr oder minder dunkle Ahnung der Wahrheit herauskomme: das wird aus den religiösen Zuständen aller Nationen klar, welche eine solche Offenbarung nicht empfangen haben. Mögen sie selbst auf andern Gebieten geistiger Bethätigung, in Kunst und Wissenschaft das Größte und Höchste geleistet haben: selbst von solchen in Cultur und Civilisation weit vorgeschrittenen Nationen gilt das Wort des Römers Plinius: ad religionem maxime etiamnunc caligat genus humanum, in Bezug auf religiöse Dinge ist der Sinn des Menschen verfinstert.

Nicht einmal zur Erkenntniß der Einheit Gottes haben sich die ohne Offenbarung gelassenen Völker emporgerungen. In einer Ueber-

sicht der Religionen, wie sie in der politischen Geographie gegeben zu werden pflegt, theilt man sich das ganze Menschengeschlecht zuvörderst in zwei Klassen: Bekenner eines Gottes oder Monotheisten und Bekenner mehrerer Götter oder Polytheisten, Heiden. Unter den polytheistischen (eigentlich pantheistischen) Religionen sind der Brahmaismus und der Buddhaismus die verbreitetsten (über 300 Mill.), jener in Vorderindien, dieser in Hinterindien und auf den malaiischen Inseln, sowie in China und Japan, in welchen beiden Reichen er die einheimischen Religionssysteme zurückgedrängt hat. Die mongolischen Völker, welche den Buddhaismus nicht angenommen haben, bekennen sich zum Schamanenthum, einem von Zauberwahn und Dämonenfurcht befangenen Geisterdienst. Die niedrigste Stufe des Heidenthums, der Fetischismus (von dem portugiesischen Worte feitiço, Zauberei), welcher Gegenstände der belebten und unbelebten Natur bis zu Klötzen und Holzpuppen herunter für Cultobjecte nimmt, findet sich nur bei den Negern. Die Anzahl der Heiden genau zu bestimmen gränzt an Unmöglichkeit. Die Angaben schwanken zwischen 377 und 678 Millionen: selbst die letztere Zahl möchte noch nicht zureichen.

Ein Volk hatte sich der das Menschengeschlecht zu voller Gotteserkenntniß und Gottesgemeinschaft erziehende Gott ausgewählt, um es zum Gefäße seiner Offenbarungen zu machen, das Volk der Juden. Das ihm gegebene Gesetz sollte als Lehrmeister auf Christum hin das Bewußtsein der Schuld und die Sehnsucht nach Erlösung wecken, der Dienst der Ceremonien und Opfer hinweisen auf der Opfer letztes, höchstes und allgenügendes. Propheten wiesen auf einen kommenden Messias, den König Israels, der eine Zeit äußerer und innerer Herrlichkeit für Gottes Volk heraufführen sollte. Da sollte das Gesetz in die Herzen geschrieben, der Geist ausgegossen werden über alles Fleisch. Auch die Heiden sollten wandeln in dem Glanze, der von ihm aufgeht.

Nachdem Gott also manchmal und auf mancherlei Weise zu seinem Volke geredet hatte durch die Propheten, erschien in der Fülle der Zeit Jesus Christus, sein eingeborener Sohn, der verheißene Messias und Weltheiland auf Erden. Aber nur der geringste Theil der Juden nahm ihn auf; die meisten verwarfen ihn und blieben auf ihrer propädeutischen Offenbarungsstufe stehn. Obwohl nach Jerusalems Zerstörung ohne Tempel und Opfer, ohne hierarchischen Mittelpunkt und durch die Länder der Erde zerstreut, halten die Juden an dem Gesetze Mosis fest und warten noch auf den der gekommen ist als auf einen der noch kommen soll, den Messias. Es giebt auf der Erde etwa 5 Millionen Juden, welche äußerlich und innerlich ihre Nationalität mit großer Zähigkeit festgehalten haben.

Jesus Christus hat der Welt als Prophet die wahre Gotteserkenntniß und in seinem Wort und Exempel ein Bild des gottgeheiligten Lebens gebracht; als Hoherpriester sich zum vollgültigen Opfer für alle Sünder dargestellt, die sein Verdienst in Buße und Glauben ergreifen;

als König den Wunderbau der christlichen Kirche gegründet, die er regiert und gegen alle Feinde schützt. Nach seinem Willen sollte diese Kirche das Hauptkennzeichen des christlichen Geistes, Gemeinschaft und Einheit, für alle Zeiten bewahren: vor seinem Hingange in sein Leiden, in dem höchsten und heiligsten seiner Gebete hat er für die Seinen gebetet, daß sie eins sein möchten, wie er und der Vater Eins sind. Diese Einheit ist nicht durch Secten gestört, die sich im Verhältniß zum Ganzen als kleine versprengte Bruchtheile erweisen, wohl aber dadurch, daß sich zuerst im 11. und dann im 16. Jahrhundert die Kirche in einer Weise gespalten und getrennt hat, wie vordem niemals. Zwei Punkte sind bei dieser Zerrissenheit der zur Einheit bestimmten Kirche im Auge zu behalten. Allen christlichen Parteien, einzelne kleine Secten ausgenommen, sind die christlichen Grundwahrheiten, wie sie in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse niedergelegt sind, gemeinsam: zwei andere ausführlichere Bekenntnisse sind wie jenes in der ganzen Christenheit anerkannt (ökumenische Bekenntnisse). Auch im Cultus ist viel Gemeinsames geblieben, und die im Namen der Trinität verrichtete Taufe ist jeder christlichen Confession gültig, wenn sie auch in einer andern Confession vollzogen ist. Endlich ist nach der bestimmten Verheißung Christi von einem Hirten und einer Heerde dieser Zustand der Trennung nur als vorübergehender zu denken, der, wenn auch auf eine uns jetzt nicht zu bezeichnende Weise in den Stand der Einheit übergehen wird. Eben so fest steht die Verheißung des Herrn, daß einst das Evangelium allen Völkern gepredigt werden soll.

Seitdem schon seit dem 9. Jahrhundert eine Spannung zwischen dem abendländischen und morgenländischen Theile der bis dahin einen und allgemeinen (katholischen) Kirche eingetreten war, erfolgte, vornehmlich durch den Uebermuth des Michael Cerularius, Patriarchen von Constantinopel, seit 1054 die förmliche Spaltung (Schisma). Seitdem giebt es eine griechisch-katholische (orientalische) und eine römisch-katholische Kirche. Beide tragen indeß in Lehre und Cultus entschieden denselben Charakter. Neben der Schrift wird die Ueberlieferung (Tradition) als Glaubensquelle anerkannt, der Bau der Glaubenslehre in Bezug auf Rechtfertigung und Heiligung, Zahl der Sacramente u. s. w. entspricht sich in beiden Kirchen in allen wesentlichen Stücken. Doch leugnet die griechische Kirche, daß der heilige Geist von Vater und Sohn ausgehe und behauptet, er gehe nur vom Vater aus; sie reicht den Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, oder wenigstens in der vom Weine durchdrungenen Brodesgestalt, gebietet dem niederen Clerus die einmalige Ehe mit einer Jungfrau, wählt alle höhere Geistliche aus den Mönchen, und — was für praktische Verhältnisse das Wichtigste ist — leugnet eine Suprematie des Bischofs oder Papstes in Rom über die ganze Kirche. Die griechisch-katholische Kirche, als deren vornehmstes Haupt der Patriarch von Constantinopel gilt, hat ihr Hauptgebiet in dem weiten russischen Reiche, den türkischen Provinzen

in Europa und Asien, dem Königreiche Griechenland, mehreren vormals polnischen Provinzen u. s. w. Man rechnet zu der griechischen Kirche, die kleinen gleich zu erwähnenden Secten mit eingerechnet, etwa 75 Millionen.

In den polnischen und einigen österreichischen Provinzen giebt es unirte Griechen, die sich unter Belassung vieler meist liturgischer Eigenthümlichkeiten der römischen Kirche angeschlossen haben.

In genauer Verwandtschaft mit der orientalischen orthodoxen Kirche (wie sie sich gern nennt) stehen mehrere von ihr ausgegangene kleine Secten.

Nestorianische oder chaldäische Christen, seit dem 5. Jahrhundert im türkischen Kleinasien und Persien, glauben in Christo nicht blos zwei Naturen, sondern zwei Personen, und nennen die Maria nicht Mutter Gottes, sondern allein Mutter Christi, sie ehren den von der orthodoxen Kirche verdammten Nestorius als Heiligen. Zu ihnen gehören auch die Thomaschristen auf der Küste Malabar, zusammen 600,000.

Die Monophysiten, seit dem 6. Jahrhundert, lassen die menschliche Natur in Christo ganz in der göttlichen aufgehen und kennen also in dem Herrn nur eine Natur. Zu ihnen gehören die Jacobiten in Syrien, Mesopotamien und Babylonien, 500,000, die Maroniten im Libanon, 530,000, die Armenier, 3 Mill., in Armenien und zerstreut in der Türkei, Rußland, in den großen Handelsstädten; die Kopten in Aegypten, 200,000, und die Abessinier 1,800,000. Der römischen Kirche ist es gelungen, Theile der Nestorianer, Jacobiten, Armenier mit sich zu uniren, und die Maroniten sind schon seit dem 12. oder 15. Jahrhundert ganz mit der abendländischen Kirche vereinigt.

Das 16. Jahrhundert brachte der abendländischen Kirche eine von geringen Anfängen ausgehende, aber in dem Resultat einer neuen zweiten großen Kirchentrennung endigende Bewegung, die Reformation. Die in Folge derselben neu entstandenen Kirchengemeinschaften werden mit einem wenig bezeichnenden Namen protestantische genannt, und sie haben als solche, in der Negation oder Opposition gegen die römisch-katholische Kirche, etwas Gemeinsames. Man redet von einem formalen Princip der Reformation, nach welchem die h. Schrift als alleinige und hinlängliche Glaubensquelle aufgestellt wird, und von einem materialen Princip. Dieses letztere besteht in der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein, d. h. durch die nicht blos in seinem Wissen wurzelnde, sondern sein ganzes Herz einnehmende und mit dem neuen Lebensprincip der Liebe durchglühende Ueberzeugung des bußfertigen Sünders, daß Jesus Christus der Welt Heiland und sein Heiland sei. Dieses Glaubens halber wird der Mensch durch einen richterlichen Act Gottes für sein Kind erklärt oder gerechtfertigt. Die Heiligung soll diesem Acte folgen als Dank und Gehorsam. Dem Worte Glau-

ben, das hier in einem ganz eminenten und besondern Sinne gebraucht ist, noch Werke als zur Seligkeit nöthig beizufügen, scheint den Reformatoren so überflüssig, als vom Lichte zu bemerken, daß es scheine, oder von der Quelle, daß sie fließe. Weiter nimmt der Protestantismus nur zwei Sacramente an, spricht dem Abendmahle den Charakter eines Sühnopfers für Lebendige und Todte ab, und spendet es unter beiderlei Gestalt, gestattet den Geistlichen die Ehe, verwirft die Klostergelübde, zieht auch die Suprematie des römischen Papstes über die ganze Kirche, sowie überhaupt eine göttlich gewollte und angeordnete Hierarchie in Abrede.

Die römisch-katholische Kirche hat den protestantischen Lehren gegenüber ihre Principien auf dem 1563 geschlossenen Concil von Trient revidirt und fixirt. Neben der Schrift nimmt sie mit gleicher Ehrfurcht die Tradition als Glaubensquelle an. Der Mensch wird selig durch Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Die Kirche warnt vor einem todten Glauben: sie dringt auf gute Werke. Obgleich an sich kein menschliches Werk gut ist und Gott selbst in den Heiligen nur seine Gnadengaben krönt, nimmt Gott die Werke der Gläubigen, seiner Kinder, die aus dem Glauben kommen und aus Liebe zu Gott verrichtet werden, um Christi willen für gut und verdienstlich an. Rechtfertigung und Heiligung sind nicht gesonderte, sondern in einander verschlungene Momente: je geheiligter, je gerechtfertigter, je mehr bei Gott in Gnaden. Es giebt sieben Sacramente; das Abendmahl ist nicht blos Communion, sondern auch das Opfer des neuen Bundes: als solches bildet es den Mittelpunkt des Cultus. Den Laien wird es nur unter der Gestalt des Brodes gereicht, weil Christus unter jeder Gestalt ganz gegenwärtig ist. Der Bischof oder Papst von Rom ist der Kirche sichtbares Haupt. Alle der Kirche in der Schrift und Tradition beigelegten Prädicate von Apostolicität, Allgemeinheit, Heiligkeit und Unfehlbarkeit beziehen sich nicht auf eine unsichtbare Gemeinde der Heiligen, sondern auf die sichtbare römisch-katholische Kirche. Sie ist nicht eine Kirche, sondern die Kirche. Die römisch-katholische Kirche zählt mehr Bekenner als die übrigen christlichen Genossenschaften zusammengenommen. Sie herrscht in Südeuropa, Irland, dem ehemals spanischen und portugiesischen Amerika fast ausschließlich, hat im westlichen und südlichen Theile von Mitteleuropa das Uebergewicht. Zu ihr gehören gegen 200 Millionen, darunter 4½ Mill. unirte Griechen, 200,000 unirte Armenier, 35,000 unirte Jacobiten, 20,000 unirte Nestorianer, 200,000 unirte Thomaschristen, 530,000 Maroniten. Nach neuesten Angaben zählt die römische Kirche (mit Einschluß der 12 Patriarchenstühle) 830 Bisthümer: 620 in Europa, 65 in Asien, 11 in Afrika, 124 in Amerika, 10 in Australien. Dazu kommen 92 apostolische Vicariate und Delegationen.

Die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen sind zwar geschichtlich gleichzeitig entstanden und haben ein gemeinsames Feld der

Opposition gegen Rom. Sonst aber finden bedeutende und principielle Unterschiede statt, die auch ganz verschiedene historische Entwickelung und Gestaltung zur Folge gehabt haben.

Die lutherische Kirche stellt der h. Schrift kein zweites ihr beigeordnetes Princip zur Seite, ist aber nach dem ihr inwohnenden geschichtlichen Sinne geneigt und bereit, ihre Lehre durch Zeugnisse aller Jahrhunderte zu bekräftigen. Für Verfassung und Cultus schärft sie das Schriftprincip nicht in dem Maße, daß nichts gelten soll, was nicht ausdrücklich in der Schrift vorgeschrieben ist; sie nimmt an oder duldet, was dem Geiste der Schrift nicht zuwiderläuft. Sie unterbricht ihre Continuität mit der alten Kirche nur da, wo ihre obersten Principien ihr das zu fordern scheinen. Im heil. Abendmahl ist Christus in seiner ganzen gottmenschlichen Persönlichkeit gegenwärtig und spendet in, mit und unter Brod und Wein den Genießenden seinen verklärten Leib und sein Blut. Die lutherische Kirche erkennt in der Theorie keinen Hauptgottesdienst ohne Abendmahl als vollständig und legt überhaupt neben dem Worte auf das Sacrament entschiedenen Nachdruck. In Beziehung auf Verfassung huldigt sie im Princip einer ihren sonstigen Grundsätzen entsprechenden bischöflichen Verwaltung, hat aber (von den skandinavischen Reichen abgesehen) zur Zeit die bischöflichen Rechte dem Landesherrn übertragen. Die lutherische Kirche herrscht ausschließlich in Dänemark, Norwegen und Schweden, einem großen Theile von Deutschland, den russischen Ostseeprovinzen, und hat Anhänger in Oesterreich, Ungarn, Frankreich, den vereinigten Staaten, den dänischen und schwedischen Colonien. Es mögen etwa 30 Mill. zur lutherischen Kirche gehören.

Die reformirte Kirche behauptet sich der apostolischen Urkirche gleichgestellt zu haben, und legt auf den Zusammenhang mit der gesammten späteren Kirchenentwickelung in Lehre, Cultus und Verfassung wenig Gewicht. Ihre Opposition gegen die römische Kirche hat etwas in der Weise alttestamentlicher Propheten Eiferndes und ist im geschichtlichen Verlauf öfter zur gewaltsamen geworden. Der einen Richtung ist das Abendmahl nur ein feierliches Gedächtnißmahl, die andere, jetzt weit überwiegende, glaubt an eine von dem verklärten Leibe Christi auf den im Glauben Genießenden herabströmende und stärkende Kraft. Doch bleiben Altar und Leib Christi so weit auseinander wie Himmel und Erde. In einigen Theilen der reformirten Kirche gilt die Lehre von der Prädestination, nach welcher Gott aus der mit Recht verdammten Masse sündiger Menschheit etliche zur Seligkeit verordnet hat, für die dann Christus auf Erden erschien. In dem sehr einfach und nüchtern gestalteten Cultus (der in voller Strenge jeden Kirchenschmuck, Orgel, die Ordnung des Kirchenjahrs verschmäht) nimmt das Wort noch in ganz anderm Sinne als in der lutherischen Kirche die Oberstelle ein: das Abendmahl wird nur in längeren Zwischenräumen gefeiert. Die Verfassung ist, vermeintlich der apostolischen völlig entsprechend, auf

eine mehr demokratische Grundlage und eine lebhafte Betheiligung der Gemeinden erbaut. Die kirchliche Obrigkeit bildet sich aus den Gemeinden heraus, und hat in der Gemeinde, wie ihren Grund, so ihren fortwährenden Träger. In der Gestaltung eines streng geordneten und in gesetzlicher Strenge und Entsagung sich bewegenden Gemeindelebens, in Handhabung einer durchgreifenden Kirchenzucht sind andere Eigenthümlichkeiten dieser Kirche zu erkennen. Die reformirte Kirche ist die herrschende in den protestantischen Theilen der Schweiz, der Niederlande, Frankreichs, in Schottland, hat Anhänger in Deutschland, Ungarn, den vereinigten Staaten, den englischen und niederländischen Colonien und umfaßt etwa 12 Millionen.

Eine eigenthümliche Stellung unter den protestantischen Kirchen nimmt die englische, anglicanische, auch Episcopal-Kirche ein, welche in ihrer strengen Richtung ihre solidarische Beziehung zu den reformatorischen Bewegungen des Continents möglichst ignorirt, und sich als die wahre und ächte katholische Kirche betrachtet wissen will. Ihr Glaubensbekenntniß trägt eine gemäßigt-reformirte Färbung. Die Theilung der Geistlichkeit in Bischöfe, denen Ordination und Confirmation allein zusteht, Priester und Diakonen ist eine göttlich geordnete und gewollte, ein Kennzeichen der rechten Kirche. Der in dem Common Prayer Book genau geordnete Cultus erinnert in der Gestaltung des Hauptgottesdienstes an reformirte Principien, bewahrt aber sonst in seiner ganzen reichen Gliederung und Fülle viel altkirchliche Momente. Die englische Kirche ist durch Großbritannien und seine Colonien, so wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verbreitet und zählt 114 Bisthümer. Zu ihr bekennen sich 17 Mill. Christen.

Zum Verbande der lutherischen Kirche rechnen sich die Herrnhuter oder die Brüdergemeinde, welche in geschichtlichem Zusammenhange mit den schon im 15. Jahrhundert entstandenen mährischen Brüdern steht und 1727 von dem Grafen von Zinzendorf in Herrnhut jener alten Gemeinschaft angeschlossen wurde. Sie sucht in kleinen Genossenschaften die Gestalt eines wahrhaft christlichen Gemeindelebens heraufzuführen und entwickelt auf dem Felde der Mission große Thätigkeit.

Aus der reformirten Kirche haben sich sehr viele Secten entwickelt. Die Verwerfung der Kindertaufe ist das Hauptkennzeichen der Wiedertäufer, welche in Deutschland und Rußland den Namen der Mennoniten, in England und Nordamerika den der Baptisten führen. Andere Secten legen das Hauptgewicht auf Leugnung der Lehre von der Dreieinigkeit, wie die Socinianer und Unitarier in Siebenbürgen, England und Nordamerika. Die Arminianer streiten gegen die Prädestinationslehre. Die Quäker, auf gleichem Terrain wie die Baptisten verbreitet, nennen neben der Schrift als eigentliche Glaubensquelle ein übernatürliches inneres Licht. Die Methodisten fassen die christliche Wiedergeburt in allen Fällen für einen an bestimmten Moment

geknüpften krampfhaften Durchbruch des neuen Lebens durch das alte, der durch einen oft bis zu convulsivischer Höllenangst gesteigerten Bußkampf methodisch gesucht sein will.

Einen ganz eigenthümlichen Platz nehmen unter den kleineren christlichen Parteien die Irvingianer, oder, wie sie sich selbst nennen, die apostolischen Gemeinden ein. Alles Verderben der Kirche erklärt sich aus dem Abhandenkommen der im Neuen Testament ausdrücklich für alle Zeiten gesetzten geistlichen Aemter, namentlich des Apostolates. Durch wunderbare Erweckungen und Geistesergießungen sind diese Aemter in den apostolischen Gemeinden wieder vertreten, welche in höherer Einheit über allen Kirchen stehend die Wahrheitselemente aller in sich vereinigen und so des bald zum Gericht kommenden Herrn mit Furcht und Zittern warten.

Im Ganzen rechnet man etwa gegen 100 kleine christliche Secten; zu ihnen bekennen sich etwa 18 Millionen Menschen. Die Gesammtzahl der Christen würde also auf über 350 Mill. anzuschlagen sein.

Neben Heidenthum, Judenthum, Christenthum steht als eine Zwitter- und Afterbildung der Muhamedanismus (Islam). Von dem Araber Muhamed († 632) gegründet, ist er aus heidnischen, jüdischen, christlichen Elementen zusammengesetzt und giebt sich für eine Fortsetzung und Potenzirung der jüdisch-christlichen Offenbarungen aus. Der Hauptsatz seines heiligen Buches (Koran) ist: Es ist nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet. — Das Schwert in der Hand hat sich der Islam über einen weiten Raum der Erde verbreitet. Nach einem ewig gültigen Gesetze giebt es keine tiefere und mehr energische Feindschaft, als zwischen der Caricatur und dem Original oder Ideal. Daher der grimmige Haß, der den Islam überall, wo er lebenskräftig ist, gegen das Christenthum durchglüht. Ein neuestes Aufraffen des Muhamedanismus und seine gesteigerte Wuth gegen das Kreuz gehört zur Signatur der Gegenwart.

Der Islam zerfällt in zwei große Hauptabtheilungen, Sunniten und Schiiten. Die ersteren, zu denen die Türken gehören, nehmen neben dem Koran noch die Sunna oder Tradition an: halten Abu-Bekr, Omar und Othman für Muhameds rechte Nachfolger oder Kalifen und wallfahrten zur Kaaba nach Mekka. Die Schiiten (wozu die Perser) halten sich blos an den Koran, und erklären, statt der oben genannten Ali, Muhameds Schwiegervater, für des Propheten legitimen Nachfolger. Sie wallfahrten zu Ali's Grabe. Daneben giebt es gegen 70 kleinere Secten. Zu dem Islam bekennen sich 120 Millionen.

Die christliche Kirche sucht nach dem ihr gewordenen Auftrage ihres göttlichen Stifters Heiden, Juden und Muhamedaner durch ausgesandte Prediger des Glaubens (Missionare) für das Evangelium zu gewinnen.

§. 5. Eintheilung des Menschengeschlechts nach Culturgraden.

Die verschiedenartige Lebensweise und die Culturstufe der Völker beruht besonders auf dem Begriffe des Eigenthums. Die Völker ohne Eigenthum, die Sammelvölker, welche von wilden Pflanzen und Thieren leben, wie sie ihnen eben vorkommen, die Jägervölker und Fischervölker, welche den Thieren des Waldes und der Tiefe mit Kunst und Absicht nachstellen, müssen die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse immer von neuem erwerben und bringen es zu keinen bleibenden Gütern. Ohne Heimath und Obdach streift der Jäger durch die Wälder, um das ruhende Wild zu beschleichen oder das flüchtige im Wettlauf einzuholen oder mit der geschleuderten Waffe. Sein blutiges Gewerbe widerstrebt der Vereinigung mit seinesgleichen zu größeren Gesellschaften; er bedarf weiter Strecken zur Ernährung des Wildes, in dessen Fell er sich kleidet, mit dessen Fleisch er seinen Hunger stillt.

Der Cannibalismus oder die Menscherfresserei findet sich nach der Annahme vieler Gelehrten nirgends da, wo animalische Nahrung in Fülle vorhanden ist. In der S. 177 erwähnten Sitzung der Ethnographischen Gesellschaft in London fiel die drastische Aeußerung: „Die Einführung des Schweins habe zur Ausrottung des Cannibalismus in Neuseeland eben so viel gethan als das Christenthum." Ein Huxley freilich mit seinem massiven Realismus erinnerte an das Beispiel der Fidschi-Insulaner, die trotz Ueberflusses an animalischer Nahrung der Menschenfresserei sehr ergeben seien, und die Eingebornen von Sumatra warteten nicht einmal darauf, einen Menschen zu kochen, sondern zerlegten ihn und speisten ihn kalt mit Citronen wie eine Auster. Der Cannibalismus habe wahrscheinlich überall zu irgend einer Zeit in Blüthe gestanden, denn der erste natürliche Trieb des Menschen sei nicht, seinen Nächsten zu lieben, sondern ihn zu essen. Wie schon Gollenperger gesungen: Die Menschenfresser nur allein, Die müssen ausgeschlossen sein; Denn Menschenliebe da nicht ist, Wo einer noch den andern frißt.

Die Völker mit Eigenthum, „die Capitalisten unter den Völkern," sind, je nachdem dasselbe in gezähmten Thieren oder Ackergut besteht, theils Wandervölker (Nomaden), theils ansässige Völker.

Die Wander- oder Hirtenvölker leben wie die Jäger von Thieren, aber von solchen, die lebend nützen. Des Hirten Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Thier; schon erwachen die edleren Kräfte des Gemüthes; nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes Auge, und in der Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Heerde von Steppe zu Steppe, auch ist er noch fremd und ohne Heimath auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere.

Hirten fühlen sich in den meisten Klimaten für das Ueberwintern des Viehes eines Beistandes der Ackerwirthschaft bedürftig. Leicht ist der Schritt zum Ackerbau und damit zur festen Ansiedelung gethan. Mit diesem Schritte ist der Anfang der Reihe aller höheren

menschlichen Entwickelungen und Verhältnisse begründet. An die Stelle der Unstetigkeit tritt fürsorgende Ueberlegung, das Princip des Eigenthums und der Gesetzmäßigkeit. Man will nicht weiter, man wechselt den Boden nicht mehr, und nimmt ihn in regelmäßig ausgemessenen Grenzen in Besitz. Mit dem Anbau des Bodens als der Hauptnahrungsquelle verbinden die Ansässigen auch die Beschäftigungen der Naturvölker, die Viehzucht vornehmlich. Der Ackerbau leidet das Zusammenleben Vieler und ruft feste Ansiedelungen und Ortschaften hervor. In rascher Entwickelung erwachsen andere Zweige menschlicher Thätigkeit aus dem Ackerbau. Das Bedürfniß der nöthigen Geräthe und Werkzeuge, das Verlangen, die natürlichen Producte den mannigfaltigen Bedürfnissen anzupassen, ruft das Handwerk hervor. Bald führt der Handel den Ueberfluß an Producten der Natur und des Gewerbfleißes andern Völkern zu und tauscht dafür fremde Erzeugnisse ein. Auf dem Ackerbau, als auf einer unzerstörbaren äußeren Grundlage ruht Alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung.[1] Und wenn die Sage der Völker Götter auf die Erde herabsteigen läßt, um den Menschen das Säen der nährenden Gräser, die Cultur der Rebe oder der Olive zu lehren, so liegt die Ahnung zu Grunde, daß die Menschheit der Cultur der Pflanzen Heimath und Vaterland, Ordnung und Frieden, die Anfänge aller menschlichen Bildung verdankt.

Doch handelt es sich bis dahin nur um Befriedigung materieller Bedürfnisse. Dem größeren Theile der Menschen genügte bei jenem Naturleben in mehr oder minder unvollkommener Gestalt ihre Religion. An sie schließt sich bei den ansässigen Völkern alle höhere Cultur und Gesittung an. Mit der Blüthe von Wissenschaft und Kunst erreicht ein Volk die höchste Stufe der Cultur.

Die verschiedenen Culturgrade sind, wie die Geschichte nachweist, in den bei weitem meisten Verhältnissen und Fällen zu steigern oder gleichmäßig zu gestalten, bis zu gewissen Grenzen hin aber durch Bodenconfiguration, Racenunterschied und vornehmlich Zonendifferenz gleichsam fixirt. Den Einfluß der Zone hat Guyot in den Grundzügen der vergleichenden Erdkunde durch ein sinniges und zutreffendes Bild also gezeichnet: „Der Eingeborne der Tropenwelt läßt sich mit dem im Ueberfluß verkommenen und verwöhnten Sohne eines fürstlichen, reichen Hauses vergleichen. In der Mitte der ihn umgebenden üppigen Fülle scheint ihm körperliche und geistige Arbeit unnöthig zu sein. So ganz

1) Wie auch er allein einem Volke wahre Lebensdauer verbürgt. „Seht ihr nicht — sprach ein nordamerikanischer Häuptling mit scharfer Erfassung der Verhältnisse zu den Seinen — daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monde braucht, um heran zu wachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückkehrt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo sie die weißen Männer hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, für uns die Zeit mühsamer Jagden, ihnen eine Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: Bevor die Cedern unsers Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern die Jäger sich nicht entschließen zu säen."

seinen Neigungen und Lüsten folgen zu können, war schon bei den Eltern und Voreltern eine Lebensregel, welche auf den Sohn mit allen den Körper und Geist entkräftenden Schwächen vererbt ist. Sie läßt sich auch leicht erlernen und befolgen, gewährt anfangs einen angenehmen Zeitvertreib, wird aber bald zu einer nicht mehr zu unterlassenden Nothwendigkeit. Ein Sklave seiner Leidenschaften, ein folgsamer Diener tausendfacher Sünden, läßt er die herrlichen, von Gott geschenkten Geistesgaben uncultivirt und unbenutzt verkommen. Der Eingeborne des eisigen Nordens ist der Sohn einer elenden Bettlerhütte, in der nur Armuth, Hunger und Kummer erblich sind. Er ist wie alle seine Vorfahren herzlich froh, wenn er es mit anstrengender körperlicher Arbeit nur dahin bringt, das tägliche Brod zu erringen. Ihm vergeht in diesem ewigen Drangsal alle Lust an die höhere Ausbildung seines Geistes zu denken, auch fehlt ihm dazu meistens die nothwendige innere und äußere Ruhe. Dagegen ist nun endlich der Mann der gemäßigten Zone ein in geistiger Ruhe und Zufriedenheit geborner Sohn des goldnen Mittelstandes; er ist durch seine Geburt der am meisten begünstigte. Alles um ihn ist arbeitsam, thätig, voll Ehrfurcht vor Gott, und fordert ihn auf, diesem Beispiele zu folgen, welches das Glück des Hauses begründet hat und allein zu erhalten im Stande ist. Er findet Muße und Gelegenheit, Herz und Geist zu bilden. Alles ist geistiger Fortschritt und körperliches Wohlbefinden."

§. 6. Eintheilung des Menschengeschlechts nach Staaten.

„Die ersten Staaten hat's gegründet," rühmt der Dichter in seinem Räthsel dem Pfluge nach. Die Wandervölker mit und ohne Eigenthum bilden keine Staaten, d. h. Gesellschaften von Menschen, die sich unter bestimmten Gesetzen vereinigt haben, um in äußerer Ruhe und Sicherheit zu leben und ihrem geistigen Interesse materiellen Schutz und Rückhalt zu verleihen. Jäger und Hirten leben nur unter der patriarchalischen Leitung von Häuptlingen oder Familienältesten. Nur bei ansässigen Völkern finden sich nach bestimmten Gesetzen organisirte Staaten, deren Gebiet zugleich genau begrenzt ist.

In jedem geordneten Staate müssen nun die bestehenden Gesetze ausgeführt, oder wenn es noth thut, neue gegeben, oder es muß für die gemeinsamen Ausgaben gesorgt werden. Das kann auf verschiedene Weise geschehen, und danach ist auch die Verfassung der Staaten eine verschiedene. Eine scharfe und treffende Eintheilung der Verfassungen giebt Aristoteles in seiner Politik. Drei regelmäßige und gesunde Verfassungsformen oder Politien werden unterschieden: Monarchie, Aristokratie, Demokratie. Ist die höchste Gewalt Mehreren übergeben, so heißt der Staat Republik. Unter diese Form gehören die zweite und dritte Politie des griechischen Philosophen. In demo-

kratischen Republiken übt eine aus dem Volke gewählte Versammlung, in aristokratischen ein Ausschuß der vornehmsten Familien, aus denen die Centralbehörden durch Selbstwahl oder Volkswahl hervorgehen, die höchste Macht. Ist diese Einem übertragen, so ist der Staat eine Alleinherrschaft oder Monarchie. Eine Monarchie kann erblich sein, so daß die höchste Gewalt in der Familie des Regierenden forterbt; sie kann ein Wahlreich bilden, wenn nach dem Ableben des Monarchen ein Anderer an seine Stelle gewählt wird. Ist, wie nicht zu zweifeln, das Familienleben die erste und wichtigste Grundlage des Staates, die Familie sein ewiger Prototyp, so entspricht die Monarchie allerdings der Familie in besonders treffender Weise. Hausvater und Landesvater entsprechen sich oder sollen sich entsprechen. Verwaltet der Monarch die Regierung allein, wenn auch nach Gesetzen, denen er selbst mit unterworfen ist, so ist er ein unbeschränkter; ein beschränkter, wenn durch organische Grundgesetze die Gesetzgebung und die allgemeine Controle der Staatsverwaltung zwischen dem Monarchen und den Vertretern einzelner Stände oder des gesammten Volkes getheilt ist.

Diese drei Politien haben entsprechende Ausartungen oder Parekbasen, und diese entstehen überall, „wo irgend eine Staatsform durch den abstracten Geist, der sie erfüllt, zu einer Caricatur dessen wird, was sie im organischen Zustande ist.“ Die Parekbase der Monarchie ist der Despotismus. Kann ein Monarch nach Willkür über Leben, Freiheit und Besitz seiner Unterthanen verfügen — ist er dabei an kein Gesetz, sondern höchstens an ein gewisses Herkommen gebunden, so ist der Staat eine Despotie. Die Ausartung der Aristokratie ist die Oligarchie, die widerrechtliche Herrschaft einiger Gewalthaber, die sich durch List und Unrecht in den Besitz der höchsten Macht gesetzt haben. Die Caricatur der Demokratie endlich ist die Ochlokratie, die Pöbelherrschaft, ein Zustand, der bald jedem gesetzmäßigen und geordneten Staatsleben ein Ende macht.

Das Christenthum, dessen eigentliches πολίτευμα im Himmel ist und dem es keine Obrigkeit giebt, die nicht Gottes Ordnung wäre, identificirt sein Interesse mit keiner der genannten Verfassungsformen unauflöslich. Doch muß sein Geist den Parekbasen abhold sein, denen gegenüber es sich nur duldend verhalten kann. Die Ochlokratie, als die Entzügelung aller Leidenschaft und Sünde, steht dem Evangelium diametral gegenüber. Der Begriff des geordneten Staates, der keine Erfindung weder der Noth noch der Kunst, sondern eine ursprüngliche gottgegebene Ordnung ist, ist der christlichen Anschauung wichtig und heilig. „Keine Religion kann sich ohne gesellschaftliche Verhältnisse der Menschen unter diesen entwickeln, verbreiten oder halten; sie setzt ein Staatswesen als mit ihr selbst entstehend oder als schon vorhanden voraus; aber auch kein Staat ist ohne Religion denkbar, denn jeder Staat enthält eine Ordnung sittlicher Gedanken, ist selbst eine Ordnung und

Exposition sittlicher Gedanken; und ein System sittlicher Gedanken ohne ein religiöses Moment als Grundlage ist undenkbar."

Die auf eine specielle Kunde der Staaten eingehende, von Achenwall († 1772) begründete Wissenschaft heißt Statistik. Ihr Gegenstand ist alles, was sich in Zahl, Maß oder auf andere Weise äußerlich bestimmbar, thatsächlich als ein Zustand zu erkennen giebt, der für das Staatsleben von Bedeutung ist. Die Grundmacht eines Staates bilden „Land und Leute." Die Statistik beschreibt darum erst das Staatsgebiet oder Territorium der Staaten, Lage, Größe, Begrenzung, physische Beschaffenheit; die ganze geographische Stellung, die politische Constitution kommen zur Betrachtung. Den zweiten Theil der Staatsgrundmacht bildet die Bewohnung. Absolute und relative Bevölkerung, Vertheilung derselben auf das Staatsgebiet und verschiedene Dichtigkeit, Bewegung (Steigen oder Abnahme) der Bevölkerung, Stamm- und Ständeverschiedenheit, Religionsverhältnisse u. s. w. werden hier geschildert. Der zweite Haupttheil der Statistik beschäftigt sich mit der Staatscultur, d. h. mit der materiellen und geistigen Thätigkeit des Volks, und mit seiner sittlichen Cultur. Ihr dritter und letzter Haupttheil ist dem Staatsorganismus gewidmet und schildert Verfassung und Verwaltung.[1])

Obwohl die Principien der neueren geographischen Wissenschaft immer mehr Boden gewinnen, ist doch noch immer dringend vor der Verwechselung der Staaten mit Völkern oder Naturländern zu warnen. Ein Naturland aber ist ein solches Stück eines Erdtheils, das von den übrigen durch natürliche Grenzen, d. h. Meer und Gebirge (denn große Flüsse haben nichts Trennendes) geschieden wird. Diese Grenzen sind unverrückbar und überdauern alles Treiben und Jagen der Menschen. Ein Staat kann nun zwar auch natürliche Grenzen haben — oder aber er könnte mit der Ausdehnung eines Naturlandes zusammenfallen, doch ist dies dann bloßer Zufall. Wie die Schicksale der Staaten in Krieg und Frieden wechseln, so wechseln ihre Grenzen, welche man im Gegensatz zu den natürlichen politische nennt. Unzählige Staaten sind schon auf der Erde entstanden und untergegangen, denn Nichts ist in mensch-

1) Die Chorographie und Topographie ist kein Theil der Geographie, sondern die detaillirte physische und politische Beschreibung eines kleinen Raumes oder Gebietes. Ganz gut Seb. Frank: „Topographia beschreibt sundere orter eygentlich vnd volkummen, als stee es vor den augen da, so gar, das sy kein berg, hof, bechlein, hauß, thurn, maur, holtz vnd velck, etwan anzuzeygen vnderlaßt." Sie vereinigt, recht geartet, physische und politische Geographie, wenn sie auch die politischen Verhältnisse, als aus natürlichen hervorgegangen, begreift. Höchst interessant ist nach dieser Seite hin die Art, wie der S. 12. genannte Araber Ahmed Moquaddasi die Ortschaften eines Landes beschreibt. „Die Länder sind Armeen, die Dörfer Soldaten. Diese müssen Mittelpunkte haben, in denen sie ihre Producte absetzen. Diese Mittelpunkte (d. i. Marktflecken) vergleicht er mit den Decurionen: eine Anzahl von diesen haben größere Mittelpunkte resp. Provinzial-Hauptstädte — Centurionen — welche in den Metropolen, deren er acht aufzählt, ihre Vereinigungspunkte finden. — — Die politische Eintheilung betrachtet M. als zufällig und vorübergehend; aber er betrachtet die politische Eintheilung, sowohl der Gegenwart als der Vergangenheit, als eine große Autorität für die Gruppirung. — Die Regierungen müssen am besten die Beziehungen der verschiedenen Ortschaften zu einander und zu den Städten gekannt haben. Gerade weil er auf seine Gruppirung so viel Gewicht legt, gab er seinem Buche den Titel: Die beste Eintheilung der Länder."

lichen Dingen von Dauer und Bestand. Aber immer noch ragen die Gebirge, rauschen die Quellen, fließen die Ströme, wogen die Meere — herrlich wie im Anfang.

Anhang.

Von den bildlichen Darstellungen der Erde. Globen und Landkarten.

Ein unentbehrliches Hülfsmittel für die geographische Wissenschaft sind die Darstellungen der Erdoberfläche, sowohl in ihrer Gesammtheit als in einzelnen Theilen. Wo es sich um Darstellung der gesammten Erdoberfläche handelt, da ist es das Natürlichste und Zweckmäßigste, die Gestaltung derselben auf einer wirklichen Kugeloberfläche zur Anschauung zu bringen. Denn theils lassen sich nur so die Sätze der mathematischen Geographie deutlich vor Augen legen, theils ist nur so eine völlig ähnliche, d. h. in allen Theilen das richtige Verhältniß bewahrende Darstellung der Erdoberfläche möglich.

Eine Kugel, auf deren Oberfläche ein Bild der Erdoberfläche gezeichnet ist, heißt ein Erdglobus oder schlechthin Globus. Die im Verhältniß unbedeutende sphäroidische Abweichung der Erde von der Kugelgestalt bleibt bei den Globen unberücksichtigt. Auf der Kugel, die als Globus dienen soll, sind zuvörderst die beiden Endpunkte eines Durchmessers als die Pole der Erde anzunehmen; der auf die Axe dieser Pole senkrecht gerichtete größte Kugelkreis stellt den Aequator dar; dieser wird in gleichen Zwischenräumen, etwa von 10 zu 10 Grad, oder wie es die Größe der Kugel sonst gestattet, von Meridianen geschnitten, die sich sämmtlich in den Polen kreuzen. Ebenso werden in angemessenen Entfernungen die dem Aequator parallelen Breitenkreise, nebst den Wendekreisen und Polarkreisen aufgetragen. Alle diese Kreise bilden das Kugelnetz. Meist wird auch die Ekliptik aufgezeichnet und mit Gradabtheilungen versehen.[1]) In dieses Netz werden nach dem Verhältniß ihrer geographischen Lage die Umrisse der Länder und Inseln, ferner Gebirge, Flüsse, Seen, sowie Städte eingezeichnet. An den Polen befinden sich metallene Stifte, um welche die Kugel in einem messingenen Kreise, dem Meridian, drehbar ist. Dieser Meridiankreis ruht

1) Und zwar in solcher Lage, daß ihr Frühlingspunkt in den Meridian von Ferro fällt. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß die Ekliptik wirklich nur an der Himmelskugel vorhanden ist, und jene Projection derselben auf die Erdkugel nicht als eine feste Stellung derselben angesehen werden darf. Der Frühlingspunkt der Ekliptik durchläuft vielmehr während eines Sternentages alle Punkte des Erdäquators.

senkrecht in einem andern, gewöhnlich hölzernen, wagerecht gestellten und mit den Himmelsgegenden bezeichneten Kreise, dem Horizont, in der Weise, daß beide Kreise einander halbiren, der Meridiankreis aber beliebig in der Richtung seiner Ebene gedreht werden kann, so daß der über dem Horizont befindliche Pol (bei der gewöhnlichen Stellung der Nordpol) in beliebige Höhe gestellt werden kann. Dieser Pol befindet sich zugleich im Mittelpunkte eines kleinen am Meridian befestigten messingenen in 24 gleiche Theile (Stunden) getheilten flachen Ringes, und trägt auf seinem Stifte einen Zeiger, der sich mit der Kugel umdreht und über dem Ringe hinläuft, zugleich aber auch für sich allein um den Stift drehbar ist. Außerdem hat man zu manchen Zwecken einen in Grade getheilten Viertelkreis (Quadranten), der am Meridiankreise beliebig befestigt werden kann.

Will man nun den Abstand zweier Orte messen und die Himmelsgegend bestimmen, nach welcher der eine vom andern liegt, so giebt man dem Pole die der Polhöhe des einen Ortes entsprechende Stellung, und bringt diesen unter den Meridian, so daß er also den höchsten Punkt der Kugel einnimmt. Hier befestigt man den beweglichen Quadranten und legt ihn so, daß er über den andern Ort hingeht, und die Entfernung nach Graden (des größten Kreises der Kugel) anzeigt, woraus sich die Zahl der geographischen Meilen durch Multiplication mit 15 ergiebt. Der Punkt, wo der Quadrant den Horizont berührt, zeigt zugleich die Himmelsgegend an, in welcher der untere Ort von dem oben befindlichen liegt. Um zu sehen, wie viel Uhr zu einer für einen Ort bestimmten Stunde an einem andern Orte sei, bringt man den letzteren Ort unter den Meridian und stellt den Zeiger auf die gegebene Stunde; dann dreht man die Kugel so weit um ihre Axe, bis der erstere Ort unter dem Meridian steht, und kann nun auf dem Stundenringe die Zeit ablesen, welche dann für den anderen Ort eingetreten ist. Will man z. B. wissen, wie viel Uhr in Moskau ist, wenn Paris Mittag hat, so bringt man zuerst Moskau unter den Meridian und stellt den Zeiger auf 12 Uhr Mittags, dann dreht man die Kugel so weit östlich um, bis Paris unter dem Meridian ist, und findet nun von dem Zeiger die Nachmittagsstunde angegeben, welche für Moskau gleichzeitig mit dem Mittag in Paris fällt. Den Ort der Antipoden eines Ortes findet man, wenn letzterer unter den Meridian gebracht ist, auf der anderen Seite unter dem Meridian eben so weit unter dem Horizonte, wie jener Ort über demselben ist. Um den Ort der Nebenwohner zu finden, stellt man den Aequator in den Horizont, den Pol also senkrecht, und den bekannten Ort unter den Meridian; der gesuchte Ort befindet sich dann auf der andern Seite des Pols ebenfalls unter dem Meridian in gleicher Höhe mit dem bekannten. Den Ort der Gegenwohner findet man, wenn man die Pole in den Horizont bringt, den bekannten Ort unter den Meridian stellt, und nun auf der andern Seite des Aequators (der jetzt den Horizont senkrecht schneidet) ebenfalls

unter dem Meridiane den Punkt sucht, welcher mit dem bekannten gleich hohe (entgegengesetzte) Breite hat.

Um die verschiedenen Tageslängen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Breiten zu beobachten, bringt man die Kugel in solche Stellung, daß der Punkt der Ekliptik, welcher der Stellung der Sonne zur gegebenen Zeit entspricht, bei der Umdrehung der höchste Punkt der Kugel wird. Der Horizont stellt dann die Grenze zwischen Tag und Nacht dar, und der Kreisbogen, den jeder Ort über dem Horizonte beschreibt, ist sein Tagbogen, und zeigt das Verhältniß seiner Tageslänge für die gegebene Zeit. Will man also z. B. das Verhältniß der Tageslänge am 21. Mai suchen, so dreht man die Kugel so, daß der Punkt der Ekliptik, welcher 60° der Ekliptik selbst östlich vom Frühlingspunkte[1]) (auf der nördlichen Halbkugel) befindlich ist, unter dem höchsten Punkte des Meridians passirt, zu welchem Zwecke man die senkrechte Entfernung jenes Punktes vom Aequator mit dem Quadranten abmißt, und den (nördlichen) Pol um diese Entfernung über den Horizont stellt.

Zeichnungen, durch welche die Oberfläche der Erdkugel, oder gewöhnlich nur Theile derselben, auf einer ebenen Fläche im Grundrisse dargestellt werden, heißen Landkarten. Das Verhältniß, in welchem die Raumweiten in ihrer Darstellung auf der Karte zu den wirklichen Raumweiten auf der Erdoberfläche stehen, nennt man den Maßstab der Landkarte. Beträgt z. B. auf der Karte die Raumlänge einer geograph. Meile etwa $^{57}/_{100}$ oder $^{17}/_{30}$ rheinländ. Zoll, oder verhält sich die Darstellung dieser Raumlänge auf der Karte zu der wirklichen Raumlänge auf der Oberfläche der Erdkugel selbst wie 1 zu 500,000, so ist $^{1}/_{500000}$ der Maßstab der Karte.[2])

Die Landkarten werden mehrentheils in solcher Art gezeichnet, daß man sich ein Auge in einem außerhalb des darzustellenden Theiles der Erdoberfläche belegenen Punkte (Augenpunkt) denkt, von wo aus nach jedem Punkte jener Fläche eine gerade Linie gedacht werden kann. So hat man ein System von geraden Linien, die sämmtlich im Augenpunkte zusammen laufen. Man nennt sie Gesichtslinien. Die äußere Begrenzung dieser convergirenden Linien stellt gewöhnlich eine Pyramide oder einen Kegel dar, je nachdem die darzustellende Fläche viereckig oder kreisförmig ist. Dieses Liniensystem denkt man sich von einer Ebene senkrecht auf seine Mittellinie oder Axe geschnitten, sei es, daß diese Ebene zwischen dem Augenpunkte und der darzustellenden Fläche

---

1) Das östliche Fortschreiten der Sonne in der Ekliptik beträgt nämlich in einem Monat 30°, den zwölften Theil des ganzen Jahresumkreises, für zwei Monate vom 21. März bis 21. Mai also 60°. Ueberschüssige Tage kann man ohne erheblichen Fehler jeden zu 1° berechnen.

2) Ritter: „Die Landkarte soll ein Portrait sein, kein Zerrbild, wie so unzählige sind. In ihrer Art der Darstellung hat sie etwas Dictatorisches, ihre Irrthümer sind daher um so verführerischer und schädlicher. Der Unwissende läßt sich durch den Stich, das Papier und die bunte Illumination irre führen. Die Briten statten ihre Karten dem Aeußern nach, durch Stich, Papier und Farben glänzend aus, aber ihr Inhalt ist öfter sehr vernachlässigt. Franzosen und Deutsche wetteifern um den Preis einer künstlerischen und naturgemäßen Darstellung.“

gedacht wird, oder jenseits dieser letzteren, so daß die Gesichtslinien erst in ihrer Verlängerung über die darzustellende Fläche hinaus von dieser Ebene geschnitten werden. So wird jeder Punkt der darzustellenden Fläche für das im Augenpunkte befindliche Auge auf die schneidende Ebene hinübergeworfen, und alle diese Punkte stellen auf derselben ein Bild jener Fläche dar. Das Hinüberwerfen dieses Bildes auf die schneidende Ebene nennt man die Projection, und die Ebene die Projectionsebene. Ist der Mittelpunkt der Projection ein Pol, so begrenzt der Aequator die Pojectionsebene; befindet sich derselbe im Aequator, so bildet ein Meridian die Grenze; und für jeden andern Mittelpunkt thut dies der Horizont dieses Punktes, ein Kreis, welcher alle Parallelkreise und Meridiane zweimal schneidet. Man unterscheidet nach der Lage des Mittelpunktes der Projection eine polare, äquatoriale und horizontale Projection; letztere nennt man auch schräge Projection, während die beiden erstern als senkrechte Projectionen bezeichnet werden.

Die Oberfläche einer Kugel oder eines Sphäroids, wie die Erde ist, läßt sich weder im Ganzen noch theilweise in eine Ebene ausbreiten und alle Nachbildungen von Theilen der Erdoberfläche in Ebenen müssen demnach im Verhältnisse der Entfernungen ihrer einzelnen Punkte von ihrem Vorbild abweichen. Auf der Kugeloberfläche sind alle Meridiane und Parallelen Kreislinien, alle Durchschneidungen derselben erfolgen unter rechten Winkeln; alle gleichen Gradbogen entsprechenden Theile der Meridiane und Parallelkreise haben gleiche Länge, und alle zwischen denselben Parallelkreisen durch gleich weit entfernte Meridiane gebildeten Trapeze haben gleichen Flächeninhalt. Diese Eigenschaften gehen bei der Darstellung in einer Ebene fast sämmtlich in geringerm oder größerm Verhältnisse verloren, und in dem Maße, wie die Linien ihre Gestalt und Entfernung unter einander, die Trapeze ihre Form und ihre Größe ändern, müssen auch die Umrisse der hineingezeichneten Länder u. s. w. von ihrer wahren Gestalt und den wahren Größenverhältnissen abweichen und weniger oder mehr verzerrt werden. Diese Abweichungen so gering wie möglich, oder doch für die Zwecke der Landkarte so wenig wie möglich störend zu machen, ist der vornehmste Punkt, auf den es beim Entwerfen der Landkarten ankommt.

Je kleiner der darzustellende Theil der Erdoberfläche ist, desto geringer ist seine Abweichung von der Ebene, und desto geringer auch die Schwierigkeit seiner graphischen Darstellung. Wenn derselbe sehr klein ist im Verhältniß zur ganzen Erdoberfläche, so daß er z. B. etwa nur 10—15 Meilen in Länge und Breite begreift, so kann man die denselben schneidenden Bögen der Parallelkreise und Meridiane ohne erheblichen Fehler als gerade Linien betrachten. Die Bögen der Parallelkreise stellen sich dann (da nach allgemeinem Gebrauche alle Landkarten so angelegt werden, daß man in der Richtung von Süden nach Norden darüber hin blickt) als parallele gerade Querlinien dar, die Bögen der

Meridiane als gerade Längslinien, die gegen den Pol hin convergiren nach dem Verhältnisse des Abnehmens der Längengrade unter der betreffenden Breite, also desto stärker, je näher der darzustellende Theil der Erdoberfläche einem Pole liegt. So wird die Lage jedes Punktes, wie auf der Erdkugel selbst durch einen Breiten- und einen Längenkreis, auf einer solchen Karte durch eine gerade Quer- und eine gerade Längslinie bestimmt, und kann derselbe demgemäß an seinen Ort aufgetragen werden. So gezeichnete Karten nennt man Plan- oder Plattkarten. Eine eigentliche Projection findet bei dieser Art der Zeichnung nicht statt.

Zur Darstellung größerer, aber im Verhältniß zum Ganzen immer noch kleiner Theile der Erdoberfläche wird die sogenannte Centralprojection angewandt. Der Augenpunkt befindet sich im Mittelpunkte der Erde, und die außen angelegte Projectionsebene berührt das darzustellende Stück der Erdoberfläche in seiner Mitte. Hierbei vergrößert sich der Maßstab der Karte von ihrem Mittelpunkte, dem Berührungspunkte der Projectionsebene mit der Fläche der Erdkugel, aus nach allen Seiten in immer wachsendem Verhältnisse, und nur innerhalb solcher Ausdehnung, wo diese Vergrößerung des Maßstabes noch nicht erheblich ist, bleibt diese Art der Projection praktisch anwendbar. Die Meridiane erscheinen hier als gerade Linien, die parallel sind, wenn die Projectionsebene die Erdkugel im Aequator berührt, die aber desto stärker convergiren, je näher dieser Berührungspunkt einem Pole liegt. Ist der Pol selbst der Berührungspunkt, so schneiden sich die Meridiane in demselben. In diesem letzten Falle erscheinen die Parallelkreise als concentrische Kreise; außerdem als Ellipsen, Parabeln, Hyperbeln im Verhältniß der Annäherung zum Aequator; dieser selbst stellt sich als gerade Linie dar. Eine ganze Halbkugel ist in Centralprojection gar nicht darstellbar. Will man in dieser Weise ein Bild der ganzen Erdoberfläche entwerfen, so geschieht das auf sechs Blättern, indem man nämlich um die Kugel einen Würfel legt, dessen sechs Flächen die Projection je eines Sechstheils der Erdoberfläche aufnehmen. Zwei Blätter haben dann je einen Pol in der Mitte, die übrigen vier werden durch den Aequator halbirt.

Wenn größere Stücke der Erdoberfläche dargestellt werden sollen, so wird die Möglichkeit, ein solches größeres Stück der Kugelfläche in eine Ebene auszuplatten, dadurch vermittelt, daß man den darzustellenden Theil der Kugelfläche, welcher genauer bestimmt ein Theil einer Kugelzone ist, d. h. eines zwischen irgend zwei Parallelkreisen eingeschlossenen Streifens der Kugelfläche, als einen Theil einer Kegelzone betrachtet. Während nämlich die Kegelzone nicht bedeutend von der Kugelzone abweicht, wenn diese nicht zwischen allzuweit von einander entfernten Parallelkreisen liegt, also das darzustellende Stück der Erdoberfläche sich nicht allzuweit zwischen Norden und Süden erstreckt: so gewährt die Kegelzone den Vortheil, daß sie sich in eine Ebene ausgeplattet darstellen läßt. Die Genauigkeit der Darstellung wird also

offenbar viel größer sein, wenn man einen Theil einer Kugelzone auf eine Kegelzone projicirt und diese sodann in eine Ebene ausplattet, als wenn derselbe Theil unmittelbar auf eine Ebene projicirt würde. Der Augenpunkt wird hierbei ebenfalls in den Mittelpunkt der Erde gesetzt, und die Kegelzone als Projectionsfläche entweder so an die darzustellende Kugelzone gelegt, daß sie dieselbe in ihrem mittelsten Parallelkreise berührt und also ganz außerhalb der Kugel liegt; oder so, daß sie die Kugelzone in zwei Parallelkreisen, welche die halbe Breite der Kugelzone zwischen sich fassen, durchschneidet, wobei der innerhalb dieser beiden Parallelkreise liegende Theil der Kegelzone innerhalb der Kugel zu liegen kommt. Die letztere Methode gestattet der Karte eine größere Ausdehnung zwischen Süden und Norden zu geben, weil der Unterschied zwischen der Kugelzone und Kegelzone hier in der Art vertheilt wird, daß erst von den Durchschnittslinien beider Zonen an die Fläche der Kegelzone größer wird, als die auf sie projicirte Fläche der Kugelzone, während bei der andern Methode dieses Verhältniß schon von der Mitte an Platz greift. In der Richtung der geographischen Länge bleiben beide Projectionen dem Verhältnisse der Kugelzone völlig treu, und man könnte so ganz gut eine vollständige Kugelzone darstellen, wenn man sich gefallen lassen wollte, daß die Karte nach der Ausplattung der Kegelzone die Gestalt eines Ringfragmentes hätte. Da man aber gewöhnlich eine viereckige Gestalt der Karte verlangt, so wird durch diese Rücksicht die Ausdehnung solcher Karten zwischen Osten und Westen beschränkt. Auf einer solchen ausgeplatteten Kegelzone stellen sich die Längengrade als gerade Linien dar, die nach einem einzigen über den Pol hinaus liegenden Punkte convergiren; die Breitengrade erscheinen als concentrische um eben denselben Punkt gezogene Kreisbögen. Die Entfernung der Breitenkreise unter einander wird desto größer, je weiter dieselben von der Mitte der Karte aus gegen Norden und Süden entfernt sind; doch ist der Unterschied nicht sehr erheblich, wenn der dargestellte Theil der Erdoberfläche sich nicht bedeutend weit zwischen Norden und Süden erstreckt. Diese Art der chartographischen Darstellung nennt man die **konische Abwickelung**.

Um bedeutend große Theile und besonders auch ganze Hälften der Erdoberfläche in einer Ebene darzustellen, bedient man sich vorzugsweise der sogenannten **stereographischen Projection**. Hierbei wird das Auge in dem Punkte der Erdoberfläche gedacht, welcher dem Mittelpunkte der darzustellenden Fläche diametral gegenüber liegt; auf den Diameter senkrecht wird die Erdkugel durch die Ebene eines größten Kreises halbirt gedacht, welche die Projectionsebene ist. Der Maßstab der Karte vergrößert sich auch hier von der Mitte gegen die Ränder hin, aber in mäßigem Verhältnisse, und es tritt keine Verzerrung der Zeichnung ein. Was insbesondere die Darstellung ganzer Hälften der Erdoberfläche (Planiglobien) anlangt, so wird dazu der Augenpunkt gewöhnlich in einen Pol oder in den Aequator gelegt, je

nachdem man eine nördliche und eine südliche oder eine östliche und eine westliche Halbkugel darzustellen beabsichtigt. Im erstern Falle (polare Projection) erscheinen die Parallelkreise als vollständige concentrische Kreise, der Aequator als begrenzender Kreis; die Meridiane dagegen als gerade sich im Mittelpunkte der Karte schneidende Linien. Im andern Falle (äquatoriale Projection) erscheinen sowohl Parallelkreise wie Meridiane als excentrische Kreisbögen, nur der Aequator und der mittelste Meridian als gerade Linien, der äußerste Meridian als Kreis. Liegt der Augenpunkt zwischen Pol und Aequator (schräge Projection), so erscheinen die Parallelkreise ebenfalls als excentrische Kreisbögen, desgleichen die Meridiane, nur der mittelste als gerade Linie. Die Entwerfung des Gradnetzes für die polare Projection hat keine Schwierigkeiten, dagegen wird dieselbe für die andern Projectionen durch die Bestimmung der Mittelpunkte für die excentrischen Kreisbögen ziemlich umständlich. Wenn nicht die ganze Halbkugelfläche, sondern nur ein Theil derselben dargestellt wird, wie bei der Entwerfung eines Erdtheils oder eines einzelnen Landes, so haben alle jene Linien natürlich dieselbe Beschaffenheit, nur daß sie nicht vollständig dargestellt werden. Bei dieser stereographischen Projectionsart findet zwar eine Vergrößerung der Theile von der Mitte aus statt, aber keine Verzerrung, da alle Gradlinien sich rechtwinklig schneiden. Es ist dies auch die einzige Projectionsart mit angenommenem Augenpunkte, welche gestattet, einen größeren Theil als die Hälfte der Erdkugel in einer Ebene darzustellen. Freilich nimmt jenseit der Halbkugel die Flächenvergrößerung fortwährend in raschem Steigen zu.

Sonst wandte man zur Entwerfung von Planiglobien auch die orthographische Projection an, wobei die Oberfläche der Halbkugel so auf die Durchschnittsebene der Kugel projicirt wird, als ob das Auge der Mitte der Halbkugelfläche diametral gegenüber in unendlicher Entfernung sich befände, so daß alle Gesichtslinien parallel und senkrecht die Projectionsebene schneiden. Annähernd in solcher Art stellt sich z. B. auf dem Monde die sichtbare Hälfte der Erdoberfläche dar, da alle Gesichtslinien von einem Punkte des Mondes nach der Erde gezogen beinahe als parallel angesehen werden können. Bei dieser Projection verkleinert sich der Maßstab von der Mitte aus gegen den Rand hin so sehr, daß eben hierdurch die Brauchbarkeit solcher Karten in hohem Grade beeinträchtigt wird. Bei der polaren Projection erscheinen die Parallelkreise als concentrische Kreise, die Meridiane als gerade Linien; bei der äquatorialen Projection die Parallelkreise als gerade Linien, die Meridiane als halbe Ellipsen, der mittelste als gerade Linie, der äußerste als begrenzender Kreis. Bei schräger Projection erscheinen Parallelkreise und Meridiane alle als Ellipsen, außer dem mittelsten Meridian, der auch hier sich als gerade Linie projicirt. Auch hier wird das Gradnetz für die polare Projection sehr leicht dargestellt; aber die Schwierigkeit der Zeichnung der elliptischen Bögen bei den andern Pro-

jectionen ist bedeutend. Diese Art der Zeichnung wird wegen ihrer erheblichen Mängel gegenwärtig nicht mehr angewandt. Denn außer dem dichten Zusammenrücken der Parallelkreise bei der polaren, der Meridiane bei der äquatorialen, und beider Arten von Linien bei der schrägen Projection gegen den Rand hin tritt hier auch noch eine Verzerrung der Zeichnung ein, da die Durchschneidungen der Netzlinien desto schiefwinkliger ausfallen, je weiter sie von der Mitte entfernt sind.

Für den Gebrauch der Seefahrer ist es vortheilhaft, daß auf den Karten alle Meridiane sich mit den Parallelkreisen rechtwinklig schneiden. Deswegen wird bei den Seekarten eine eigenthümliche Art der Projection angewandt, die Mercator'sche genannt, nach ihrem Erfinder Gerhard Kaufmann (Mercator) um 1550. Die Oberfläche der Erdkugel wird danach als Mantel eines Cylinders angesehen und als solcher in ein Parallelogramm ausgeplattet. Die Oberfläche der ganzen Erdkugel wird nämlich in der Art auf eine Cylinderfläche projicirt, welche die Kugelfläche der Erde im Aequator berührt, daß die Entfernungen der Breitengrade vom Aequator aus im Verhältnisse ihrer Secanten zunehmen. Danach werden auf der Cylinderfläche alle Parallelkreise dem Aequator gleich, woraus sich ergiebt, daß der Maßstab der geographischen Längen vom Aequator nach den Polen hin fortwährend und immer stärker zunimmt; dasselbe ist aber auch mit den Breiten der Fall, da die Secanten gleicher Gradunterschiede auf der Cylinderfläche desto weiter divergiren, je mehr sie sich vom Aequator entfernen. Länge und Breite stehen hier überall in richtigem Verhältniß zu einander, wie auf der Kugelfläche selbst, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Grade der Parallelkreise gleichbleiben, die der Meridiane zunehmen, während auf der Kugelfläche die letzteren gleichbleiben, die ersteren abnehmen. Es findet daher wohl eine Vergrößerung der Zeichnung mit der zunehmenden Entfernung vom Aequator statt, aber die Grade der Länge und Breite haben überall das wahre Verhältniß gegen einander, und da sie einander rechtwinklig schneiden, so findet auch keine Verzerrung statt. Bis zu den Polen kann eine solche Darstellung der Erdoberfläche nicht reichen; die Pole selbst könnten erst in unendlicher Entfernung und in unendlicher Vergrößerung (wobei diese Punkte als Linien gleich dem Aequator erscheinen müßten) sich darstellen. Nachdem nun die Cylinderfläche in ein Parallelogramm ausgeplattet ist, stellen sich alle Parallelkreise als parallele und gleich lange gerade Linien dar, die sich mit den ebenfalls geraden und unter sich parallelen Meridianen rechtwinklig schneiden. Für die äquatorialen Gegenden der Erdoberfläche eignet sich diese Mercator'sche Projection, die man hier auch cylindrische Abwickelung nennen kann, auch zu gewöhnlichen Karten, weil die Zunahme des Maßstabes in Länge und Breite in der Nähe des Aequators unbedeutend ist.

Wie bei der Mercator'schen Projection kein eigentlicher Gesichtspunkt vorhanden ist, so giebt es noch mehrere nichtperspectivische

Projectionen, bei denen man an die Stelle der natürlichen Projection ganz oder theilweise eine künstliche gesetzt hat, um die Uebelstände jener zu vermeiden oder doch zu vermindern. Wir erwähnen von diesen Projectionsarten vorzugsweise diejenigen, welche bei Karten von Afrika und Asien häufig Anwendung finden. Für die Darstellung Afrika's, gemäß seiner Lage in gleichen nicht hohen Breiten zu beiden Seiten des Aequators, eignet sich in besonderem Maße die Projection mit krummen Meridianen und geraden Parallelen, die man als eine Verbindung der stereographischen Projection mit der orthographischen betrachten kann. Die für Asien häufig angewandte Projection hat krumme Meridiane und krumme Parallelen. Es wird hierbei ein Kegel gedacht, welcher die Erdkugel im mittelsten Breitengrade der Karte berührt. Von der Spitze dieses Kegels aus, die, je niedriger die Breite ist, in welcher der Kegel die Erdkugel berührt, in desto weitere Entfernung von dieser fällt, werden die Parallelen als Kreisbögen gezogen, die also sämmtlich concentrisch sind. Auf jedem Parallel werden die Durchschnittspunkte der Meridiane in gleichen Entfernungen abgemessen, und sämmtliche Durchschnittspunkte für den nämlichen Meridian dann durch eine krumme Linie verbunden.

Karten, welche die ganze Erdoberfläche darstellen, nennt man Universalkarten. Es sind dies entweder zwei plan gezeichnete Halbkugeln, oder eine Mercator'sche Karte. Die andern Karten, die nur Theile der Erdoberfläche darstellen, heißen Partialkarten, und diese werden wieder in General- und Specialkarten getheilt, je nachdem sie ganze Erdtheile oder größere Länder umfassen, oder einzelne Theile derselben. Karten, welche kleine Theile der Erdoberfläche in einem großen Maßstabe sehr genau darstellen, heißen chorographische, und diese gehen endlich in topographische Zeichnungen, Situationspläne u. s. w. über, die man nicht mehr zu den eigentlichen Landkarten rechnet.

Besonderen Zwecken gemäß wird auf den Karten bald auf diese, bald auf jene Gegenstände vorzugsweise Rücksicht genommen, wonach sie ebenfalls besondere Benennungen erhalten. Seekarten zum Gebrauche der Seefahrer zeigen hauptsächlich die Gestaltung der Küsten, die Lage von Klippen, Sandbänken, Leuchtthürmen, den Strich der Meerströmungen u. s. w., ohne viel Rücksicht auf das Innere der Länder zu nehmen. Sie werden mit Benutzung der Mercator'schen Projection gezeichnet, weil man dann die sogenannte Loxodrome, d. h. diejenige Linie, welche ein immer denselben Compaßstrich (rhumb) haltendes Schiff beschreibt, als eine gerade Linie einzeichnen kann, während sie auf dem Globus oder auf perspectivisch projicirten Karten zur Spirale werden würde. Orographische Karten stellen vorzugsweise die Gebirge, hydrographische die Gewässer dar. Andere nehmen auf gewisse natürliche Verhältnisse im Interesse besonderer Wissenschaften vorzugsweise Rücksicht,

wie geognostische, botanische, physikalische Karten u. s. w. Die gewöhnlichen Karten fassen hauptsächlich die Civilisationsverhältnisse nebst den politischen ins Auge, und zeigen deshalb die Lage der Städte und Dörfer, den Zug der Verkehrswege, die politischen Begrenzungen u. s. w. Wieder werden einzelne dieser Gegenstände vorzugsweise berücksichtigt, wie auf Post- und Eisenbahnkarten u. s. w.[1])

Körperzeichnungen finden jetzt als ungehörig auf den Landkarten meist keinen Platz mehr, während man noch vor etwa hundert Jahren nicht nur die Städte, Gebirge, Wälder wie Landschaften auf die Karten zeichnete, sondern wohl auch noch die Meere mit Schiffen und Walfischen, die Wüsten mit Straußen und Kameelen, die sich durch mehrere Grade, der Länge und Breite erstrecken mochten, bewölkerte, ein Gebrauch, der sich jedoch auch noch auf neueren englischen Karten findet, bis zu dem Maße, daß man unter Schnörkelwerk kaum die Grade ablesen kann. Die berühmten Homann'schen Karten zeigen wenigstens noch neben dem Titel Parerga, d. h. Darstellungen von Landesbewohnern, Bilder der Vegetation und Thierwelt, Wappen u. s. w. Dagegen sucht man jetzt die Terrain-Formation, z. B. das Verhältniß der Höhe der Gebirge dadurch anschaulich zu machen, daß man die größere Steile durch stärkere Schraffirung bezeichnet, so daß aus der Vergleichung der Länge und Dichtigkeit der Schraffirungsstriche eine Vergleichung der Höhen einigermaßen möglich wird; Tiefland deutet man durch schräge parallele Striche an u. s. w. Aber um die Verhältnisse der Höhe und Tiefe des Bodens besser zur Anschauung zu bringen, als dies durch bloße Flächenzeichnung geschehen kann, fertigt man Reliefkarten, auf denen die Gebirge als wirkliche Erhabenheiten hervortreten, wobei der Maßstab der Höhendarstellung aber bei weitem größer zu sein pflegt als der Maßstab der Karte selbst, weil nach diesem die Unterschiede der Bodenhöhen so gering ausfallen würden, daß sie kaum zur Wahrnehmung gelangten. Je weniger umfänglich das auf einer Reliefkarte dargestellte Terrain ist, desto mehr kann die Höhendarstellung dem wirklichen Verhältnisse entsprechen, desto anschaulicher und brauchbarer ist das Relief.

1) Der Seltsamkeit wegen sei erwähnt, daß P. Knitl in seiner Cosmographia elementaris (1674) vorschlägt: „in denen Gärten mit Gebüsch, Zäunen und Bächlein die Welt abzubilden, und würden solche Garten-Mappen keine schlechte Anmuthigkeit bringen."

Zweites Buch.

Die aussereuropäischen Erdtheile.

Der Ostcontinent und das Mittelmeer.

Der Ostcontinent oder die alte Welt bildet die größte zusammenhängende und den Einflüssen des Oceans in ihrem Innern am wenigsten zugängliche Landmasse; nur Afrika ist durch ein schmales Band zwischen eindringenden Meeren angehängt. Zu einer ovalen compacten Masse geballt und in der Richtung der Breitengrade ausgedehnt, ist die Ostfeste, dem schlanken Amerika gegenüber, breit und massig auf der östlichen Halbkugel hingelagert, am meisten in den nördlichen Quadranten zusammengedrängt. Nur ein verhältnißmäßig geringer Theil ragt in die südliche Hemisphäre: dagegen ist die nördliche gemäßigte Zone auf der östlichen Halbkugel fast ganz von Land erfüllt. Die alte Welt ist der oceanischen neuen gegenüber eine Continentalwelt, die jedoch, von dem südlichen Eismeere abgesehen, von allen Hauptoceanen der Erde bespült wird.

Eine Querdimension vom Cap der guten Hoffnung bis zur Behringsstraße, welche fast ganz über Land geht, beträgt 2500 M.

Bei genauerer Betrachtung ergeben sich andere Eigenthümlichkeiten der Ostfeste. Sie ist die Welt der großen Tafelländer, um die sich viele kleinere gruppiren. Ein Gürtel von Wüsten und Steppen, die sich nirgends auf der Erde in solcher Größe wiederfinden, zieht sich durch Afrika und Asien hindurch. Die alte Welt ist die Welt der tiefen und großen Erdsenken: in der Mitte breitet sich die aralo-kaspische Erdsenke über einen Raum von 200,000 □M. Wie die Ostfeste überhaupt schärfere Contraste zeigt, weist sie jener Senke gegenüber auch das höchste Gebirge und den höchsten Berg der Erde auf. Auch der größte Binnensee gehört ihr zu, während die Ströme hinter denen der neuen Welt weit zurückbleiben.

Das Klima des Ostcontinents ist ein vorwiegend continentales, und findet seinen Reflex in der eigenthümlichen Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt. Die Vegetation ist nicht so üppig wie in Amerika, und trotz vorhandener Ausnahmen besteht das allgemeine Gesetz der Pflanzennatur der alten Welt nicht in Ueberfluß, sondern in weiser Sparsamkeit und Oekonomie. Dagegen treffen wir das Thierleben in einer hohen Kraft und Ueppigkeit: die alte Welt ist das Reich aller höheren Thiernaturen, besonders der großen Säugethiere, die in Amerika nur

14*

verkümmert und unterdrückt auftreten. Die Menschenwelt zeigt statt der Einförmigkeit einer Race die Mannigfaltigkeit von vier Racen, unter ihnen die vollendetste und höchste, die kaukasische Menschenart, welche, wie wir sahen, die Trägerin der Weltgeschichte ist.

So ist die Ostfeste der eigentliche welthistorische Schauplatz, bei weitem nicht aber für alle Strecken ihrer weiten Räume. Der Brennpunkt der geschichtlichen Interessen fällt in die Berührungszone der drei Erdtheile, aus denen die alte Welt zusammengesetzt ist. Die gewaltigsten und großartigsten Ereignisse gruppiren sich um ein in die Ostfeste von Westen her eindringendes Binnenmeer, das Mittelmeer der alten Welt, das ihre größte, schönste und feinste Eigenthümlichkeit construirt.

Etwa unter 36° NB. nähern sich Afrika und Europa mit vorgestreckten Landzuspitzungen bis auf drei Meilen. Zwei schroffe Wände von Jurakalk ragen an den sich begegnenden Spitzen der Erdtheile; die Alten nannten diese Berge und die Meerenge zwischen ihnen Säulen des Hercules oder nach der nahe gelegenen größten Stadt die Enge von Gades (Cadix). Jetzt führt sie den Namen der Straße von Gibraltar.

Durch diese Straße steht mit dem atlantischen Ocean jenes wichtige und originelle Binnenmeer in Verbindung, das auf der Erdkugel einzig in seiner Art ist. Von 12 bis 54° OL. dringt es 500 Meilen weit in den Leib der Ostfeste, den es in einem von W. nach O. gedehnten Hauptbecken und vielen Seitenarmen und Busen aufreißt und bloß legt. Treffend nannte es schon die alte Zeit das innere Meer, mare internum. Die Namen Mittelmeer, mittelländisches Meer sagen dasselbe Wunderbar verbindet sich mit dieser Abgeschlossenheit vielseitige Zugänglichkeit. Mit dem atlantischen Ocean steht es durch eine Meerenge in Verbindung, und von dem indischen Ocean trennt es nur eine schmale Landenge.

Das einen Raum von 47,000 □M. einnehmende Mittelmeer bespült an der Hälfte seines Küstensaumes das reich gegliederte Europa und ist darum selbst an seiner Nordküste vielgestalteter; die andere Hälfte vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf Asien und das auch hier in Gliederung spröde Afrika. Deutlich zerfällt es in zwei Hauptbecken, ein westliches und ein östliches. Die noch nicht benannte[1] gegen 20 M. breite Straße zwischen Afrika und Sicilien führt an Riffen und Bänken vorbei aus einer Hauptweitung in die andere.

Im westlichen Hauptbecken unterscheidet A. Petermann auf seiner trefflichen Karte des Mittelländischen Meeres fünf untergeordnete Doppelbecken: das Balearisch-Iberische, das Gallisch Sardinische, das Ligurisch-Tyrrhenische, das Adriatisch-Jonische, das Sicilische und Syrtenbecken.

Der östliche Theil vom Jonischen und Syrtenbecken im Westen bis Aegypten heißt im Allgemeinen bei Griechen und Türken Weißes Meer, der Theil desselben, in dem die griechische Inselwelt liegt, das Aegäische Meer.

1) Im Ausland wurde der Name Straße von Carthago vorgeschlagen.

Das Aegäische Meer gelangt im Norden zu einem Punkte, von wo aus sich die Hauptbildung des Ganzen in verjüngtem Maßstabe mit treuer Wahrung des Charakters: zwischen sich nahenden Erdtheilen hindurchzudringen und zwischen ihnen Binnenmeere zu bilden, — wiederholt. Asien nähert sich mit vorgestreckter Halbinsel Europa in der Meerenge der Dardanellen; die Ufer ziehen sich wieder zurück, um dem kleinen aber tiefen Marmara-Meere (von dem Inselchen Marmara) Platz zu machen, dann treten sie wieder zur Straße von Constantinopel zusammen. Auf sie folgt ein Binnenmeer in verkleinertem Maßstabe, das schwarze Meer (bei den Alten Pontus Euxinus oder auch nur Pontus genannt). Ja, zum dritten Male wiederholt sich die ursprüngliche Form. Durch die Straße von Kaffa hindurch bildet das schwarze Meer im äußersten Nordosten noch einmal ein ganz kleines Binnenmeeer, das Meer von Asow.

Wenn Strabo erzählt, nach Strato von Lampsacus habe einst der Pontus Euxinus bei Byzanz keinen Ausfluß gehabt; erst später sei das Wasser durch die Meerenge in das Mittelmeer gedrungen, und dieses habe sich dann zwischen den Säulen des Hercules einen Weg in das äußere Meer gebahnt — so ist das eine Sage, die von manchen Thatsachen unterstützt wird. Ein unterseeischer Bergrücken zwischen Sicilien und Afrika weist deutlich auf früheren Zusammenhang hin. Damals hingen die Felsen von Ceuta und Gibraltar zusammen, das Mittelmeer war ein Tiefland mit einzelnen Berggruppen, das adriatische Meer ein tiefgeschnittenes Längenthal des Po u. s. w. Einzelne Binnenseen nahmen die Gewässer der einströmenden Flüsse auf. Daß eine große Strecke des östlichen Nordafrika sich deutlich als früheren Meeresboden kundgiebt, widerlegt jene Hypothese nicht: die nordafrikanische Küste hat sich allmählig gehoben, wie auch andere Strecken der Mittelmeerküsten periodischen Hebungen und Senkungen unterworfen sind. Der Serapistempel bei Puzzuoli, über dem Wasserspiegel aufgestellt, hat so lange unter dem Wasser gestanden, daß Bohrmuscheln seine Marmorsäulen anbohren konnten, und noch jetzt ist sein Mosaikfußboden unter der Meeresfläche.

Noch immer strömen von Osten her starke Wassermassen in das Mittelmeer, und durch die Straße von Gibraltar fließt aus dem atlantischen Ocean wieder eine starke Strömung ein. Ob ein unterer Gegenstrom aus dem Mittelmeer in den Ocean geht, ist noch nicht völlig sicher: gewiß ist es, daß neben dem nicht die ganze Meerenge einnehmenden atlantischen Strome Gegenströmungen anderer Richtung ziehen. Die starken Zuflüsse sind nöthig, um die außerordentlich starke Verdunstung dieses eingeschlossenen, vor Nordwinden geschützten und den Südwinden offenen Meeres zu ersetzen. Das Wasser wird in dem „Siedekessel“ des Mittelmeeres durch die Verdunstung so concentrirt, daß Mittelmeerwasser merklich salzreicher ist als die Fluth des Oceans.

Es giebt auf der Erde keine Meeresfläche, die in jeder Richtung menschlicher Interessen so viel Lehrreiches, Anziehendes und Erhebendes

aufzuweisen hätte wie gerade diese. Um die Gestade des Mittelmeers entwickelt sich zuerst ein allgemeiner Völkerverkehr, an seinen Ufern spielt die Weltgeschichte, bis daß man den Muth faßte, sich von diesem Vorübungsplatz heraus zu begeben auf den weiten offenen Ocean zur neuen Welt, und damit dann die Herrschaft nach den atlantischen Küsten sich hinzog. Und nicht blos das Alterthum spielt um das Mittelmeer, wie die Städte Jerusalem, Tyrus, Alexandria, Karthago, Athen, Rom, Constantinopel bezeugen — auch im Mittelalter, nachdem die nordischen Barbaren den schlaffen Süden des Mittelmeers bezwungen, nachdem das römische Reich als heiliges Reich nach Deutschland gekommen, holen sich die deutschen Könige die Kaiserwürde von Rom, verschwägern sie sich mit Constantinopel, es wallfahren Völker und Fürsten nach Jerusalem. Venedig und Genua beherrschten bis zur Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien den Welthandel. Und immer von Neuem wieder, abgesehen von den unendlich anziehenden landschaftlichen Naturreizen dieser Küstengestade und von den an sie geknüpften klassischen Erinnerungen, tritt dieses Meeresbecken von Zeit zu Zeit mitten in die unmittelbaren Zeitinteressen hinein und macht seine ererbten Ansprüche, der culturhistorische Mittelpunkt für die Geschichte der Menschheit zu sein, wieder mit Erfolg geltend. Die historische Bedeutung des Meeres spiegelt sich nach der Hauptseite hin in dem Namen, den es jetzt bei den arabischen Anwohnern in Syrien und Aegypten führt: Bahr-el-Rum, d. i. römisches Meer.

Nicht minder ist das Mittelmeer in religiösem Interesse das wichtigste der Erde. Seine Wellen bespülen das heilige Land, und die Stadt Gottes, Jerusalem, liegt nur sieben Meilen von seinen Ufern. Ueber seine Fluthen zogen die ersten Prediger des Evangeliums: dreimal erlitt hier Paulus Schiffbruch und brachte Tag und Nacht in seiner Tiefe zu. Zwei Patriarchalstädte der östlichen Kirche, Constantinopel und Alexandria, spiegeln sich in seinen Wogen, und die dritte, Antiochia, hat nur wenige Meilen bis zur Küste. Rom, der kirchliche Mittelpunkt für 200 Millionen, thront im Centrum des Mittelmeeres ganz nahe seinen Ufern. Und Arabien, die Wiege des Islam, drängt sich wenigstens dicht an seine Grenzen und hat seine erobernden Söhne über den Süd- und Ostrand des Meeres ausgeschüttet. Das Heidenthum, welches sonst die Küsten aller Oceane mit seinem Irrthum und blutigen Dienste zeichnet, reicht nicht an das Mittelmeer, der monotheistischen Religionen Mittelpunkt und Heiligthum.

Von diesem Meere, das mit seinen vielen Verengungen und Erweiterungen drei Welttheile scheidet und verbindet, gehn wir passend zur Betrachtung dieser Erdtheile über.

Erstes Capitel.

Asien.

§. 1. Allgemeines.

Der Name Asien ist ursprünglich auf einen kleinen Raum beschränkt gewesen und dann mit der wachsenden und erweiterten Kenntniß, welche das Abendland von dem östlichen Erdtheil gewann, weiter von Westen nach Osten gerückt, bis er endlich das Ganze umspannt hat. Homer kennt den *ἄσιος λείμων* (*ἄσις* Schlamm), eine wasserreiche Niederung am lydischen Flusse Kaystros. Die Römer nannten einen 130 v. Chr. eroberten Theil der westlichen Halbinsel Asia propria. Hernach ging der Name auf die ganze Halbinsel, dann auf den Erdtheil über. Andere, wie Ritter, weisen auf das bei Strabo und Ptolemäus genannte Volk der Asier oder Asäer am Kaukasus hin. Der Asa-Busen, jetzt Asow'sches Meer, schied sie von Europa. Der Kaukasus, der in seinen letzten Silben noch den Wurzellaut Asi beibehalten, eine den Göttern geheiligte Berglandschaft. Die gothischen und scandinavischen Völker nannten jenen Fuß des Kaukasus in ihrer nordischen Heroenlehre das Asaland, Asahaimur. Es ist der Ursitz der Asen, ihrer Götter und Heroengeschlechter, und Odin zieht nach allen Sagen von da erst in den europäischen Norden ein. Von diesem Asengeschlechte, das sich vielfach in die älteste Geschichte der Völker des hohen Mittelasiens und des alten Europa verzweigt, erhielt die alte Heimath bei allen westlichen Völkern, die von da ausziehen mußten, den Namen „Land der Asen, Asia terra, Asisches Land". Im 4. Jahrhundert n. Chr. kommt der Name Kleinasien für die Halbinsel vor, und der byzantinische Kaiser Konstantin Porphyrogennetas im 10. Jahrhundert spricht zuerst von dem großen Asien im Gegensatz zu der Halbinsel. Nach einer von Wahl aus dem Sanskrit versuchten Ableitung bedeutet Asien das Urland, den hohen sich über alles übrige Erdland erhebenden Erdstock, wo das Menschengeschlecht seinen ältesten Sitz hatte.

Die Begrenzung Asiens ergiebt sich nach den Meerseiten von selbst. Auch gegen Afrika bildet die Landbrücke der Enge von Suez eine deutliche Scheide, obwohl das Alterthum längere Zeit Aegypten zu Asien zu rechnen geneigt war. Dagegen erscheint es überaus schwierig, zwischen Europa und Asien eine deutliche und auf physischen Verhältnissen beruhende Linie zu ziehen. Auf den ersten Blick erscheint Europa nur als nordwestliche Halbinsel des großen asiatischen Continents, von dem sie etwa ein Sechstel ausmacht. Man hat wohl das Verhältniß der Bretagne zu Frankreich verglichen. Dazu liegt der Zusammenhang des großen europäischen und asiatischen Tieflandes offen zu Tage. Von dem Rheindelta nordostwärts bis zum Mündungsdelta des

Jenisei gegen 1000 Meilen weit dehnt sich ein Tiefland von 200,000 □M. Raum, das nur in einer Strecke von 250 — 300 M. von der Meridiankette des Ural unterbrochen wird.

Der unleugbaren Gewißheit gegenüber, daß Europa sich geschichtlich als gesonderter Erdtheil scharf abgrenzt, hat man versucht, auch eine physischen Verhältnissen entsprechende Grenzmarke aufzustellen. Denn die von der russischen Regierung gezogene politische Grenze kann hier nicht in Betracht kommen.[1]

Ist starke Gliederung das Hauptkennzeichen des europäischen Leibes, so würde angemessen die Grenze da zu stecken sein, wo im NW. des großen asiatischen Körpers eine sehr ausgeprägte Gliederung beginnt, etwa bei dem weißen und asowschen Meere.[2] Rußland wäre dann Uebergangsglied zwischen Europa und Asien, und die ältere Geographie, welche bis ins 17. Jahrhundert hin Rußland zu Asien zog, nicht im Unrecht. Die neuere Wissenschaft führt von dem Südende des Ural an die Grenze zwischen Europa und Asien nach einem scharf gezeichneten Unterschiede im großen Tieflande selbst. Sie zieht die große unter dem Meeresspiegel liegende aralo-kaspische Erdsenkung, die wir später noch genauer schildern, ganz zu Asien, das Tiefland, welches sich westwärts oft 100' über das Meeresniveau hebt, zu Europa. Den Wall zwischen der Senke und dem europäischen Tieflande bildet der 600' hohe Obtschei-Sirt, d. i. allgemeine Erhöhung, gegen N. sanft geböscht, nach der Senke wie ein hohes Ufer. Dieser aus jüngern Schutttrümmern, Schichten von Sandstein, Mergel und Kreide aufgethürmte Grenzwall zieht vom Ural südwestlich nach der Wolga, begleitet eine Strecke lang das rechte Ufer dieses Stromes und läßt sich südwärts bis gegen das Meer von Asow hin verfolgen. Ein Grenzzug, der sich um so mehr zu empfehlen scheint, als jene Verschiedenheit des Tieflandes einen Unterschied im Völkerleben ausprägt. Die Senke läßt ihrer Natur nach nur Nomadenleben aufkommen, das europäische Tiefland, zur Acker- und Wiesencultur geeignet, macht ansässige Völker. So ist die europäisch-asiatische Grenze zugleich Grenze zwischen Nomadenthum und seßhaftem Leben.

Daß dennoch Inconvenienzen bleiben, ist nicht zu leugnen. Daß ein Strom Ober- und Mittellauf in dem einen, seinen Unterlauf in einem andern Erdtheile hat, ist sonst unerhört. Wir sehen daher zunächst Ural und Kaukasus als die mächtigen Grenzscheiden zwischen Europa und Asien an, und betrachten die mitten inne liegende Erdsenke um so mehr als einen neutralen oder beiden Erdtheilen gemeinsamen Boden, als sie an die Stelle eines weitgedehnten Meeres getreten ist, das sonst

1) Sie läuft über den Rücken des nördlichen Ural bis zur Quelle der Petschora, schlägt sich dann auf die Ostseite des Gebirges, um deren cultivirte Regionen Europa einzuverleiben, wendet sich wieder nach Westen zur Quelle des Uralflusses, welchen sie bis zur Mündung ins kaspische Meer verfolgt. Beim Südwestende dieses Binnenmeeres geht die Grenze den Aras hinauf und schlägt sich dann nach NW. zum schwarzen Meere. Die Kaukasusländer gehören danach ganz zu Europa.

2) Wie denn Coloms See-Atlas von 1668 in seinen Erläuterungen Don und Dwina als Grenzflüsse nennt.

beide Erdtheile schied und wahrscheinlich mit dem schwarzen und arktischen Meere Verbindung hatte. Kaspi- und Aral-See sind seine Ueberreste.

Die nördliche Grenzmarke bildet also der Ural, d. i. Gürtel, der jedoch nicht einen ununterbrochenen Felsendamm aufbaut, sondern wegen vieler durchsetzenden Spaltungen und Einsenkungen sich mehr als eine Gruppirung von Bergen und hohen Plateaux darstellt, die in Meridianrichtung an einander gereiht sind. Er streckt sich 250 Meilen lang von N. nach S. mit 3000′ mittlerer Kammhöhe und Gipfeln bis 6000′. Nicht jedoch, wie sonst angenommen, erhebt sich der Ural schon am Gestade des Polarmeeres. Ein niedriger, von ihm ganz gesonderter Zug von 1000′, der Pae-Choi zieht von der Waigatzstraße südöstlich bis 68° 30′; von hier erhebt sich, und zwar steil ansteigend, der Ural aus der Polarebene. Drei Theile werden unterschieden. Der nordöstliche oder wüste Ural von der Waigatzstraße bis 61° NB., eine Kette mit Vorhöhen, felsig, kahl und waldlos. Der mittlere Ural oder das uralische Erzgebirge von 61° NB. bis zur Petschoraquelle, ist der schmalste, zugänglichste und auch wahrscheinlich höchste Theil des Gebirges; jedenfalls sein bekanntester Abschnitt. Denn er birgt unerschöpfliche Lager edler Steinarten, wie Marmor und Jaspis, und besonders an der Ostseite die nützlichsten und köstlichsten Metalle: Eisen, Kupfer, Gold, Silber und Platina. Schon in uralten Zeiten hat dieser Reichthum unbekannte Völker hierher gelockt, und noch jetzt sind hier die reichsten Bergwerksdistricte des russischen Reichs. Der südliche oder waldreiche Ural bis 50° NB. besteht aus mehreren bewaldeten Parallelketten, die nach S. hin zu niedrigen Plateauflächen herabsinken. Die Wasserscheide nach Asien oder Europa ist an vielen Stellen ganz unbestimmt; staut man eine nach Europa fließende Quelle mit einem Bret, so fließt sie östlich.

Den südlichen, über den Isthmus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere von NW. nach SO. reichenden Gebirgszug bildet der mächtige Kaukasus, der uns schon aus dämmernder Vorzeit bedeutsam entgegen ragt. Den Alten erschien er als die gewaltigste Gebirgsmasse der Welt, und seine Gipfel reichten zu den Sternen. An den Kaukasus geschmiedet litt der Titanide Prometheus des Geiers immer erneuten Fraß. Nach Kolchis am Südwestabhange des Gebirges ging die Fahrt der Argonauten. Als Völkerscheide galt der Kaukasus von je her. Er beginnt im NW. unter $54^1/_2$° OL. mit der Halbinsel von Taman. Längs des schwarzen Meeres läuft das Gebirge bis 59° OL. dem Ufer parallel, um dann erst quer durch den Isthmus zu gehen. Am östlichen Ende verliert er sich wieder unter 68° OL. in die Halbinsel Apscheron, das Land der Naphthaquellen, welche das kaspische Meer in eine nördliche und südliche Hälfte trennt. Der Zug des Kaukasus ist ein dreifacher: denn neben dem aus den Tiefen der Erde gehobenen Hauptzuge sind (im N. besonders deutlich) die Ränder der Erhebungsspalte, Kalkgebirgszüge stehen geblieben. Gegen die Mitte treten die

drei Parallelgebirge am deutlichsten hervor, während sie nach den Enden zu in einen aus Jurakalk bestehenden Zug verschmelzen. Die öfters durch Querriegel mit den Vorketten verbundene Hauptkette hat eine Durchschnittshöhe von 10,000′, die Parallelketten von 3000′. Die zwei mächtigsten Knoten bilden die Trachyt-Porphyrmassen des Kasbeg und Elbrus. Im Hauptzuge ragt der Kasbeg 14,400′ 62° 1′ OL.; bei ihm geht durch eines der im Kaukasus so seltenen Querthäler der Paß Bladi-Kaukas vorüber, der zwei Erdtheile verbindet. Man gewahrt steil und hoch aufsteigende Felswände mit kühn an ihnen hingebauten Dörfern und Raubschlössern, die donnernden Katarakten der im Terek sich sammelnden Wasser, den majestätischen Gipfel des Kasbeg; die schauerliche Enge der Felsenpässe wechselt mit sanfteren Thalhängen zwischen Kasbeg und Kobi bei zahlreich an ihnen zerstreuten Dörfern. Der höchste Berg des Kaukasus, der doppelköpfige Elbrus oder Elburs 61° OL., ein auf ein Plateau von 10,000′ aufgesetzter Trachytkegel von 17,000′, ist in die Nordparallelkette, das schwarze Gebirge, vorgeschoben. Beide Berge sind erloschene Vulkane, der Elbrus hat einen Kratersee.[1] Den Gebirgsstock zwischen Kasbeg und Elbrus, dem im N. die 1000′ hohe Ebene Kabarda vorgelagert ist, nennt man Central-Kaukasus. Neuere Messungen haben ergeben, daß zwei Gipfel, der Kaschtan-Tau und der Dyeh-Tau, an Höhe zwischen Elbrus und Kasbeg stehen. Besonders die Vorketten sind mit prächtigen, aber auch undurchdringlichen Wäldern umlagert. Gletscher und reißende Gebirgsströme erinnern an die Alpenwelt, die jedoch an Reichthum der Wassermasse und der Vegetation dem Kaukasus voransteht. Kräftige Mineralquellen sind überaus häufig. Die Gewässer sammeln sich in vier Flüssen, von denen zwei auf der Nord-, zwei auf der Südseite nach entgegengesetzten Richtungen und Meeren fließen. Im N. strömt der Kuban vom Elbrus zum schwarzen Meere, der Terek zum kaspischen; im S. der Rion, der berühmte Phasis der alten Welt, zum schwarzen Meer, andere Flüsse gehen dem aus dem armenischen Hochlande kommenden Kur zu, der ins kaspische Meer geht.

§. 2. Räumliche Dimensionen. Umfahrt. Küstenentwickelung und Gliederung.

Der äußerste Nordpunkt des asiatischen Festlandkörpers ist das Cap Tscheljuskin, 77° 50′ NB.;[2] der äußerste Ostpunkt das Cap Wostotschui-Nos oder Ostcap an der Behringsstraße 66° 6′ NB., 208° 9′ 40″ OL.; der äußerste Südpunkt das Cap Buro an der Singaporestraße, 1° 15′ NB., 121° 5′ OL., und der äußerste Westpunkt das Cap Baba, 39° 20′ NB., 43° 45′ OL. Asien erstreckt

1) Nach A. v. Humboldt ist das kaukasische System die Fortsetzungsspalte des vulkanischen Thian Schan in Mittelasien.
2) Sonst häufiger Szewero-Wostotschui-Nos, d. i. Nordostcap, genannt.

sich also von W. gegen O. durch 165 Meridiangrade, und von S. gegen N. durch mehr als 76 Parallelgrade. Mit seinem Festlande nur auf der nördlichen Halbkugel gelagert, reicht es mit seinem nordöstlichen Ende in die westliche Halbkugel.

Asien ist mit seinen meisten Gebirgen der Erdtheil der Parallelenausdehnung. Seine Breite beträgt 2400 M., seine Länge 1100 M., die Größe gegen 900,000 □M. Obwohl compact und fast nur auf einen Erdquadranten gedrängt, übertrifft Asien die ganze neue Welt, oder auch Europa und Afrika zusammen, an Ausdehnung. Allen andern Erdtheilen ist er in einer Weise nahe gestellt, wie es sonst bei keinem andern der Fall ist. Mit Europa ist er zusammengewachsen, von Afrika trennt eine Landenge, von Amerika eine Meerenge, und der südasiatische Archipelagus, vielleicht aus den Trümmern eines ehemaligen Isthmus bestehend, bildet mit dem australischen Festlande eine deutliche Verbindung. „Es ist als ob von Asien Alles allerwärtshin ausgehen sollte."

Wir beginnen unsere Umfahrt um Asiens Küsten.

Bei der Waigatzstraße im nördlichen Polarmeere trennen sich Europa und Asien. Jene Enge scheidet die Insel Waigatz vom Festlande, und an sie schließt sich das große, nach NO. gestreckte, aus zwei Stücken bestehende Nowaja-Semlja. Ob diese unwirthbare Polarinsel zu Asien oder zu Europa zu rechnen sei, kann streitig sein. Ihre Gebirge sind nach Einiger Meinung Fortsetzungen des Ural, nach Andern Gneiß- und Uebergangsmassen, wie in Scandinavien und Finnland. Der Meerestheil zwischen Nowaja-Semlja und dem nach NO. ziehenden Festlande heißt das karische Meer, genannt von dem Flusse Kara: niedrige zerrissene Felsenkämme des Pae-Choi bedecken sein Gestade. Der nordöstliche Küstensaum, in den der tiefe Busen des Ob (90° OL.) und der Liman des Jenisei eingeschnitten sind, zieht bis zu dem schmal und scharf vorgestreckten Cap Taimur und dem erwähnten Cap Tscheljuskin. Zwischen beiden die Taimurbai. Von Cap Tscheljuskin nimmt die vielfach eingeschnittene Küste eine Richtung nach S., um dann in einer viel längeren Dehnung genau von W. nach O. zu laufen. Auf diese Strecke fällt das Deltaland der Lena (145° OL.). Gegen NO. zu sind die Inseln der Gruppe Neu-Sibirien und die Bären-Inseln vorgelagert. Die Küste nimmt nun immer entschiedener die nordöstliche Richtung bis zum Cap Schelagskoi (70° NB., 171° 20′ WL.) und zum Ostcap an der Behringsstraße (66° 6′ NB., 152° WL.). Wir stehen 700—800 M. von der Waigatzstraße, aber der ganze Rand des nördlichen Eismeeres, welches man auf dieser Strecke auch wohl das sibirische nennt, beträgt 1620 M. Durch erweiterte Flußmündungen entstehen so viele Landzungen und Vorsprünge, daß selbst hier eine reichere Gliederung erscheint als an Afrika's einförmiger Küste; doch dringt kein Meereseinschnitt in die gemäßigte Zone wie in Amerika die Hudsonsbai, keiner

ist für Ansiedelungen geeignet. Die Küste ist, vom karischen Meere abgesehen, niedrig, zuweilen Klippenküste, und in eine Schneedecke gehüllt, welche nie ganz wegschmilzt. Der merkwürdigen Aufstapelungen von Treibholz ist schon Erwähnung geschehen: im Küsteneise findet man öfters die Riesenthiere vorsündfluthlicher Zeit eingeschlossen. Das Meer ist von Nowaja-Semlja bis zum Cap Taimur selbst im Sommer durch undurchdringliche Eisdämme geschlossen; von da bis Cap Schelagskoi ist es im Sommer offen und in noch nördlicheren Breiten soll es nach den Berichten russischer Seefahrer auch hier eine offene Meeresfläche geben, die beständig frei von feststehendem Eise ist.

Von der Behringsstraße bis zur Straße von Malaka bespült der große Ocean Asiens Ost- und Südostküsten. Aber während er Amerika unmittelbar berührt, naht er sich Asien mit nicht sehr tiefen (300') Küstenmeeren, welche durch eine reiche Inselentwickelung von seinem großen und weiten Ganzen geschieden sind. Diese Inselreihen scheinen die Trümmer des ältesten ostasiatischen Ufers und einst im Zusammenhange mit dem Festlande gewesen zu sein. Unmittelbar auf die Behringsstraße folgt der Anadyr-Busen mit des gleichnamigen Flusses Mündung. Zusammen mit dem Einschnitte bei Cap Schelagskoi gestaltet er Asiens Nordostecke zur Halbinsel der Tschuktschen. Die Küste zieht südlich, dann südöstlich bis zu Cap Lopatka. Doch schon nördlich von diesem Vorgebirge hat sich die Inselguirlande der Aleuten angesetzt und zieht verbindend nach Amerika's Küste. Sie schließt den nördlichsten Theil des großen Oceans ab, das Meer von Kamtschatka oder das Behringsmeer.

Vom Cap Lopatka zieht die Küste plötzlich 160 M. nach NW. bis zu den Busen von Penschina (62° NB.) und Ischiginsk; so ist das Halbinselglied Kamtschatka ausgeschnitten.

Vom Penschina-Busen fahren wir 220 M. in südwestlicher Richtung, dann 60 M. nach OSO. Von da ab begleitet das Festland die langgestreckte Insel Karafta oder Saghalin (46° bis 54° 30' NB.), durch den tatarischen Sund vom Festlande geschieden, und da sich vom Cap Lopatka an die Reihe der Kurilen nach Süden entgegenzieht, so ist zwischen den Inseln, Kamtschatka und dem Festlande ein neuer Meerestheil eingeschlossen, das Meer von Ochotsk; bei Aelteren das peninskische Meer.

Die Reihe der großen japanischen Inseln, welche sich an Saghalin und die Kurilen anschließt, bildet, da an dem Südende des asiatischen Körpers Kamtschatka parallel das kleine Halbinselglied Korea entgegensteht, wieder ein Vormeer des großen Oceans, das japanische. Es hat eine Länge von 300 M. und erweitert sich von N. nach S., da Asiens Küste, die öde, flußlose Küste der Mandschurei, nach W., der japanische Inselzug nach O. zurücktritt, um sich am Südende wieder zu verengen. Die Küste ist bis zum Südende Korea's

Steilküste; ragt oft mauerartig 4000—6000′ empor und bietet außer der Mündung des Amur keinen Hafen und Ankerplatz.

Von Korea's Südspitze zieht sich die Küste 80 M. nach NW., dann 80 M. nach SW.: auf 150 M. tritt dann südöstliche Richtung ein bis zum Inselchen Tschusan. So ist im rechten Winkel ein Meerestheil eingeschnitten, der durch zwei kleine Vorsprünge des Continents in einen kleinen innern Theil, den Busen von Petscheli mit der Bucht von Lian-tong, und einen größern äußern, das gelbe Meer, gesondert wird. Beide Meerestheile, in welche der Hoanghe seinen gelben Thonschlamm einführt, sind sehr seicht, das gelbe Meer nirgends über 250′, der Busen von Petscheli nicht über 72′ tief.

Von Tschusan bis zum Krebs-Wendekreise zieht das Ufer nach Südwesten; eine von jener Linie geschnittene Insel, Formosa, ist vorgelagert. Zwischen ihr und den japanischen Inseln streckt sich die verbindende Gruppe der Lieu-Kieu-Inseln. Der so entstehende Meerestheil heißt das ostchinesische Meer, das mit dem gelben Meere offenen Zusammenhang hat.

Vom Wendekreise zieht Asien 140 M. nach WSW.; einer nach S. gehenden Zunge streckt sich die hier begleitende Insel Hainan entgegen. Die südwestlichen und südlichen Küsten China's zeigen schmalen, meist klippigen Küstengurt, hinter dem sich bald Gebirge erheben. Zahlreiche und günstige Häfen. 200 M. südlich von dem Ende jener westlichen Direction und um etwa 2 Längengrade westlicher liegt das Cap Ongdok oder Cambodja. Doch hat die Küste auf dieser Strecke eine große Ausbuchtung nach O. Durch das Zusammentreffen der westlichen und südlichen Linie entsteht der Busen von Tong-King, der bis 22° NB. eindringt. Die Küste von Canton bis Cap Cambodja ist Steilküste.

Vom Cap Cambodja schlägt sich die Küste auf 100 M. nach NW. bis zur Mündung des Menam: dann 200 M. nach SO. mit einer Einbiegung nach W. Wir sind in dem Busen von Siam und gelangen zu der südlichsten Spitze Asiens, dem Cap Buro (das 7½′ südlicher als Cap Romania liegt), dem äußersten Ende der von Steilküsten eingefaßten Halbinsel Malaka, an die Einfahrt in den indischen Ocean. Aber der von Tschusan bis hieher durchfahrene Theil des großen Oceans, das durch Untiefen, Sandbänke und Klippen gefährliche südchinesische Meer, ist durch vorgelagerte Inselgruppen wiederum von dem großen Becken des stillen Meeres geschieden. Südlich von Tschusan liegen die Philippinen; ihnen schließt sich nach SW. die Welt der großen und kleinen Sunda-Inseln an, der indische Archipelagus. Das Meer führt zwischen diesen Inseln noch Einzelnamen und bildet Straßen, die wir erst später kennen lernen.

Die Länge der asiatischen Küste, wie sie sich dem großen Ocean gegenüber entwickelt, berechnet man auf 2100 M. Die oceanische Er-

weiterung in Inseln bildet die Eigenthümlichkeit der Ost= und Südostküste Asiens.

Vom Cap Romania fahren wir durch die Straße von Malaka, welche Sumatra vom Continente trennt, in den indischen Ocean ein. Die Küste zieht sich von jenem Cap bis zur Mündung des Bramaputra und Ganges 400 M. nordwestlich, nur einmal durch den Busen von Pegu oder Martaban bedeutender ausgeschnitten, vom Cap Negrais an der Nordwestecke dieses Busens nordnordwestlich zu den Mündungen jener Zwillingsströme. Von ihrem Delta ab beginnt der Zug einer Flachküste nach SW. und S. bis 180 M. nach Südwesten, dann 75 M. südlich zum Cap Kalimari, dann nach mancherlei Einbiegungen 50 M. südwestlich zu dem schwarzen Felsen des Cap Comorin, 8° 5′ NB., 95° 30′ OL. So ist ein weiter dreieckiger Busen fast bis zum nördlichen Wendekreise ausgeschnitten, der Meerbusen von Bengalen. Wie am Südostende Sumatra liegt, so am Südwestende das kleinere durch die Palksstraße und den Golf von Manaar geschiedene Ceylon. Die kleinen Gruppen der Andamanen und Nikobaren liegen in seiner östlichen Hälfte. Seine Westküste (Coromandel) ist durch den aus den Gangesmündungen ausgeführten Schlamm eine der gefährlichsten und hafenlosesten Flachküsten.

Vom Cap Comorin zieht die Küste (Malabar) als Steilküste mit trefflichen Häfen 210 M. nordnordwestlich. Mit der durch die Golfe von Cambay und Cutsch angeschnittenen Halbinsel Guzerate beginnt eine nach NW. gerichtete Strecke, die Flachküste des Indusdelta. Im Westen der Indusmündung beginnt der Küstenrand von Beludschistan und Iran, wechselnd sandiger Saum, hinter dem bald das Gebirge aufsteigt, oder Steilküste. Er führt uns an die Straße von Ormus (26° 25′ NB.), durch sie in einen zweiten kleineren Busen des indischen Oceans, den schlauchförmigen persischen Busen, der aber zu beiden Seiten von arabischen Stämmen umwohnt wird. Noch tiefer als der bengalische schneidet er in den asiatischen Rumpf; sein Nordwestende (66° OL.) ist 100 M. vom kaspischen Meere entfernt. Auf der Westseite ist der auch wenig belebte persische Busen voll Untiefen und Sandbänke, jedoch mit guten Häfen versehen; auf der östlichen Seite ist Klippenküste. Dazu gefährden heftige Stürme die Schifffahrt.

Von der Ormusstraße wendet sich die Küste 70 M. südöstlich zum Cap el Hadd, und dann 250 M. westsüdwestlich an den gefährlichen Sandküsten des südlichen Arabiens hin. Man nennt den Meerestheil von dieser Küste bis zur Halbinsel Guzerate hinüber arabisches Meer oder passender indarabisches Meer. Es endigt im W. mit der Straße Bab=el=Mandeb, die zwischen Asien und Afrika in den arabischen Busen oder das rothe Meer führt. Auf arabischer Seite liegt das gleichnamige Vorgebirge 12° 39′ 20″ NB., ein steiler, isolirter, keilförmiger Gipfel; auf afrikanischer Seite steigt Ras=Sejan als 380′ hoher Berg auf, der durch eine schmale, 700 Schritt lange

Zunge mit dem Festlande verbunden ist. Zwischen beiden Felsenthürmen ist der durch eingestreute Inseln noch verengte Eingang der Meerstraße. Ihr bezeichnender arabischer Name bedeutet Pforte der Gefahr, des Todes oder der Trauer. Ein kalter Meerstrom fließt aus dem indischen Ocean. Dennoch ist das rothe Meer eines der wärmsten und salzigsten Meere. Auf eine Strecke von 300 M. trennt es in einer Breite von 30 M. beide Erdtheile und läuft im N. in die Golfzipfel von Suez und Akaba aus, welche die kleine Halbinsel des Sinai einschließen. Wie Asien und Afrika sich zuerst in einer Meerenge genähert, so sind sie am Nordrand des arabischen Busens durch die Landenge von Suez an einander gehängt. Die Küsten des rothen Meeres sind Steilküsten mit zahlreichen vorgelagerten Inseln, die oft in den schroffsten vulkanischen Formen steil aus dem Meere emporstarren, oder Flachküsten, an welchen der Wüstenflugsand seine Bänke bildet. Beide Küsten bieten keine sichern Häfen. Im nördlichen Theile häufige Korallenbänke, die man bei stillem Wasser bis zu einer Tiefe von 70—90′ in den verschiedensten Farben und Gestalten erblickt.

Dem indischen Oceane wendet Asien eine Küstenlinie von 3400 M. und die bedeutendste Gliederung zu. Drei große Halbinseln, Arabien, Vorderindien, Hinterindien, sind hier in den asiatischen Körper geschnitten, und erinnern an die drei südlichen Halbinseln Europa's: Spanien, Italien, Griechenland. „Diese beiden Gruppen der Halbinselländer des Morgen- und Abendlandes sind die größten Bereicherungen beider Erdgestalten; es sind ihre am schönsten und mannigfaltigsten ausgerüsteten, ihre am meisten entwickelten Glieder und Organe des Verkehrs, die zwischen dem 10° bis 40° NB. ausgebreitet, von Ost gen West ein Dritttheil der Erde umlagern und dem Süden zu ihre Fühlhörner ausstrecken."

Doch vollenden wir unsere Umfahrt. Ueber die 15 M. breite Enge von Suez gelangen wir in das Mittelmeer, dessen Seeboden von den asiatischen Küsten rasch zu großer Tiefe abfällt. Auf eine Strecke von 100 M. zieht die asiatische Küste nach NNO., um dann 100 M. nach W. vorzudringen. Aus dem Körper Asiens entwickelt sich das nach Europa vorgestreckte Halbinselglied Kleinasien, die große Landbrücke zwischen beiden Erdtheilen, heraus. In dem durch jene zwei Richtungen entstehenden Winkel liegt die Insel Cypern; seine Spitze heißt Busen von Skanderun — ein Name, in dem der große Alexander wiederklingt — die ganze Meergegend das levantische Meer. Von dem Busen von Skanderun zieht sich der Küstensaum zuerst westlich mit einem etwa 3—4 Stunden breiten, am Strande sumpfigen Küstensaume, hinter welchem sich das hohe Gebirge erhebt: dann werden die Ufer selbst bergig. Der Golf von Attalia ist der größte Einschnitt, C. Anamur die südlichste, C. Krio die südwestlichste Landspitze von Kleinasien. Etwa unter 45° OL. beginnt die Küste sich nach N. zu ziehen, vielfach ausgerissen (Busen von Standchio, Samos, Smyrna,

Metelino, und hafenreich mit vorgelagerten Inseln bis zum Cap Baba; bald beginnt die uns schon bekannte maritime Annäherung an Europa in der Enge der Dardanellen, dem Marmara-Meere und der Straße von Constantinopel. Aus der letztgenannten fahren wir nun in das schwarze Meer, dem Kleinasien eine Küstenlänge von 140 M. zuwendet, und seine Ufer mit schroff abstürzenden, dunkeln Felsenwänden gürtet. Von jenem Ostpunkte zieht Asiens Küste sich als schmaler Küstensaum des Kaukasus 70 M. bis zum Eingange des asowschen Meers. Die asiatische Küstenentwickelung des mittelländischen und schwarzen Meeres beträgt 580 M.

Asiens Küstenzug überhaupt hat eine Länge von 7700 M. Auf 117 □M. Flächeninhalt kommt etwa 1 Meile Küstensaum. Da Europa auf 31 □M., Afrika auf 152 □M. Flächeninhalt eine Küstenmeile zählt, so erscheint Asien in der Mittelstellung.

Ein ähnliches Verhältniß stellt sich natürlich für die Gliederung heraus. Die Glieder betragen 1/5, der Rumpf 4/5 der ganzen Masse. Diesen Rumpf umgrenzen vier Linien: von der Landenge von Suez bis zur Insel Hainan, von Hainan zur Tschuktschen-Halbinsel, von da bis zum karischen Meere; die vierte vom karischen Meere nach der Landenge von Suez. Der in diese Linien eingeschlossene Rumpf erscheint in der Figur eines Trapezes, dessen Seiten von sehr verschiedener Länge sind.

Da dieses Rumpftrapez, die größte undurchbrochene Landmasse auf der Erde, in so geringer Ausdehnung den Ocean berührt, daß sich für desselben Küstenlinie und Flächeninhalt das Verhältniß wie 1 : 193 ergiebt; da ferner die Rumpfküsten größtentheils dem nördlichen Polarmeere angehören, so hat der Stamm Asiens einen noch massigeren und continentaleren Charakter als Afrika. Da jedoch die eindringenden Golfe meist große, tief aus dem Rumpfe kommende Ströme aufnehmen, so nimmt ein nicht unbedeutender Theil des Binnenlandes an den Vorzügen der Küstenländer einen gewissen Antheil.

§. 3. Asiens Bodengestalt.

Der Charakter der Bodengestalt im Allgemeinen ist reiche Mannigfaltigkeit und grandiose Colossalität der Bodenformen. In Asien wie nirgendwo auf der Erde findet eine Zusammendrängung aller Hauptformen der Bodenconfiguration statt, ein Umstand, welcher die mit Vorliebe auf Asien gerichteten Studien der neuern wissenschaftlichen Geographie erklärt. Man unterscheidet den centralen, in eine östliche und westliche Hälfte zerfallenden Hochlandsstamm oder Hochlandskern, zwei isolirte Hochländer, und sechs Tiefländer, welche durch Stufenländer mit den Hochländern verknüpft sind.

Das Hochland, 2/5 des Ganzen, spricht im Ganzen den plastischen Charakter Asiens aus, welches die ausgedehnteste Massenerhebung der Erde besitzt. Der Hochlandsstamm oder Asiens centrales Hochland,

seine Akropole, erstreckt sich in zusammenhängender Masse von Westen nach Osten und Nordosten durch den ganzen Continent, vom schwarzen und Mittelmeer bis zum großen Ocean. Je weiter nach Osten, je mehr wächst seine Breite und Ausdehnung. Zwei Haupttheile treten deutlich hervor.

Das große östliche Hochland oder Hochland von Hinterasien, ein Drittel des ganzen Erdtheils, von Randgebirgen umschlossen und im Innern von Gebirgszügen durchzogen, hat eine durchschnittliche Höhe von 8000—10,000′ und steigt bis 14,000′. Im Norden gürtet es der Altai und das daurische Alpenland, im Süden der Himalaya. Im Westen schließt der Querriegel des noch wenig erforschten Belur-Tag, im Osten das mandschurische und chinesische Alpenland. Im Innern laufen dem Altai und Himalaya parallel die Züge des Thian-Schan und Kuen-Lün. So entstehen drei Theile, die an Höhe nicht gleich sind, sondern wie von N. nach S. ansteigende Stockwerke über einander liegen. Eine Verzweigung des östlichen Hochasiens nach NO. ist das Bergland von Kamtschatka, eine Verzweigung nach SO. das hinterindische Gebirgsland. So sind auch zwei Glieder des asiatischen Körpers mit dem Stamme des östlichen Hochasiens enge verknüpft.

Das kleinere westliche Hochland oder das Hochland von Vorderasien, der elfte Theil des Continents, hat nur 4000′ mittlere Erhebung und zerfällt in zwei ungleiche Hälften: östlich das Plateau von Iran, westlich das Plateau von Kleinasien. Beide sind durch das armenische Hochland verbunden. Nach N. steht das Hochland von Vorderasien mit dem Kaukasus, nach S. mit dem Hochlande von Syrien und Palästina in Verbindung.

Die beiden Flügel des Hochlandstammes sind durch den Hindu-Khu verbunden, einem Gebirgsrücken zwischen den zwei hier busenartig in den Stamm von Hochasien eindringenden Tiefländern von Indien und Turan. Ritter hat auf diese eigenthümliche Zusammenschnürung des asiatischen Hochlandes, welchem der Indus und Ganges, Sir und Amu entströmen, mit der weiter unten gruppirten Mannigfaltigkeit aller Bodenformen, als auf eine der merkwürdigsten Stellen unsers Planeten aufmerksam gemacht. Hier in der Mitte des Continents erreicht die asiatische Mannigfaltigkeit der Contraste ihr Maximum, hierher verlegt die Sage die Ursitze unsers Geschlechts. „Und in der That erschien keine andere Planetenstelle als eben nur diese dazu berufen, daß von ihr aus das Schauspiel der Menschengeschichte sich in so gemeßner Zeit entwickeln konnte, wie es sich entfaltet hat."

Man nennt das quer durch Asien von W. nach O. gelagerte Hochland seine Continentalaxe, und kann die Anfänge oder Fortsetzungen desselben auch in Europa, zwar nicht in Hochländern, aber in den Gebirgssystemen des Balkan, der Alpen und Pirenäen erkennen. Die asiatische Continentalaxe insonderheit ist von dem kleinasiatischen Plateau bis Kamtschatka und den Aleuten eine Streichungslinie der

Vulkane und Erdbeben. Asien ist der vulkanische Heerd der Erde, und daß in seiner Mitte, fern von der Küste, Vulkane thätig sind, ist eine Erscheinung, die sonst auf der Erde nicht wiederkehrt. Der großen vulkanischen Centrallinie entspricht eine Vulkan-Parallele auf den indischen Inseln, während die Reihe der ostasiatischen Inseln sich mit ihr kreuzt. Meridianketten sind in Asien weniger vertreten: vier, die Ghats in Vorderindien, das Soliman-Gebirge zwischen Indien und Kabul, der Belur-Tag am Westende des großen Hochlandes, und der Ural ziehen zwischen 78° und 95° OL., und zwar so, daß jede der vier Ketten in einer Breite beginnt, welche die vorhergehende nicht erreicht hat.

Die Ausdehnung des Hochlandstammes, seine centrale Stellung in der Mitte des Erdtheils, die mächtigen Randgebirge und die vorgelagerten geräumigen Tiefländer geben Asien einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Bewässerung, wie sie selbst Amerika mit seinen meist eine Richtung verfolgenden Riesenströmen nicht aufzuweisen hat. Strahlenförmig gehen von dem Hochlandstamme nach allen Himmelsgegenden große Ströme aus, welche durch Stufenlandschaften in Tiefländer treten und große Bahnen des Verkehrs und des Handels werden. Eigenthümlich sind dem asiatischen Wassersysteme die Doppelströme oder Zwillingsströme. Zwischen solchen Strömen liegen dann die herrlichsten, doppelt befruchteten Länder.

Drei Ströme, Ob, Jenisei und Lena folgen der nördlichen Richtung, durchströmen im Oberlaufe Stufenländer des Altai und des daurischen Alpenlandes, und strömen dann durch das Tiefland von Sibirien.

Der nach Nordosten gerichtete Amur, von den Tataren Karamuren, Schwarzfluß, genannt, durchfließt das Gebirgsland der Mandschurei.

Nach Osten gehen die Zwillingsströme Hoangho und Jantse-Kiang, der gelbe und der blaue Fluß. Durch Terrassen des chinesischen Alpenlandes treten sie in das Tiefland von China.

In das hinterindische Hochland gehen vom Himalaya mehrere parallele, aber durch Gebirgszüge getrennte Flüsse, der Irawaddi, Menam, Song-Schong. Die Landschaften ihres Unterlaufes bilden das indo-chinesische Tiefland.

Drei Ströme mit benachbartem Quellgebiet, Bramaputra, Ganges, Indus gehen durch Stufenländer des Himalaya in die Halbinsel Vorderindien und strömen durch das Tiefland von Bengalen. Im Süden dieses Tieflandes erhebt sich das eine isolirte Hochland Asiens, das Plateau von Dekan.

Vom armenischen Hochlande kommen die Doppelströme Tigris und Euphrat und strömen auf ihrem Unterlaufe durch das Tiefland von Mesopotamien.

Im Südwesten dieses Tieflandes erhebt sich das zweite isolirte Hochland des Erdtheils, das Hochland von Syrien und Arabien.

Zwei Flüsse endlich ziehen nach Westen zum Aralsee, Amu und Sir. Durch Stufenländer des Belur-Tag treten sie in das Tiefland Turan, welches sich dem sibirischen Tieflande anschließt.

Werfen wir nun schließlich einen Blick auf Asiens Gliederung und Bodengestalt, so ist ein bestimmter Fortschritt von Osten nach Westen zu entdecken: je mehr nach W., desto verjüngter und schlanker.

Viel tiefer schneiden die westlichen Busen ein als die Ausrandungen an der Ostküste. Im Innern treten nach W. zu große Seen auf, der Aralsee und der kaspische See, und gestalten fast das westliche Hochland zu einer Art Halbinsel. Wie viel kleiner ist dieser westliche Hochlandsstamm als der östliche, wie viel kleiner das Tiefland Turan gegen Sibirien! Nach W. hin endlich steigen die freistehenden Gebirgsketten des Libanon, Kaukasus und Ural auf; alles verkündet den Uebergang zu dem auf beschränkten Raume so reich gegliederten Europa.

§. 4. Klimatische Verhältnisse. Thier- und Pflanzenwelt.

Der bei weitem größte Theil Asiens, $^3/_4$ des Ganzen, liegt in der gemäßigten Zone; nur ein Theil des sibirischen Tieflandes in der kalten, ein Theil der südlichen Halbinselglieder und der Inselwelt in der heißen, selbst über den Aequator hinaus. Man redet demnach im Gegensatze zu dem durch alle Zonen gestreckten Amerika von einer klimatischen Einheit Asiens. Doch wird dieselbe durch die Bodengestaltung bedeutend modificirt. Die ungeheure compacte Landmasse an sich, die Menge der über die Schneelinie ragenden Gebirge, die hohe Lage der Tafelländer, der unmöglich gemachte Einfluß mildernder Seewinde: — das alles bewirkt, daß Nord- und Mittelasien ein bedeutend kälteres Klima hat als die übrigen Erdtheile. Das continentale oder excessive Klima mit seinen starken Contrasten von Sonnenhitze und Winterkälte macht sich in dem größten Theile des asiatischen Rumpfes geltend.

Auch in der Thier- und Pflanzenwelt zeigt sich Asien als der Erdtheil der Contraste und Gegensätze. Die nördlichen Küsten bekleiden nur Flechten und Moose, die sogenannte sibirische Ceder ist ein trauriger Zwergbaum, und die Aepfel am Abhange des daurischen Gebirges sind wie Erbsen groß. Aber an dem Südrande ragen Palmen von 200' Höhe. Der gemäßigte Landstrich ist die Heimath vieler Gewächse, die nachher weit über den Erdboden verbreitet wurden. Hier sind die meisten unserer Getreidearten zu Hause; nach der griechischen Götterlehre holte Bacchus aus Indien die Weinrebe. Auch die Heimath der meisten Hausthiere müssen wir in Asien suchen; Pferde, Esel, Ziegen sind hier noch im wilden Zustande anzutreffen. Sonst treten auch unter den Thieren die größten Gegensätze hervor. Im N. lebt das kleinste Säugethier der Erde, die sibirische Spitzmaus, im S. der Elephant. Die Continentalaxe bildet einen Gegensatz zwischen Norden und Süden,

der in Bezug auf Klima, Pflanzen- und Thierwelt scharf heraustritt, während in der neuen Welt sich nördliche und südliche Formen auf eine überraschende Weise verschmelzen. Die amerikanischen Wälder zeigen eine bunte Mischung, während Europa und Asien an gesellige, durch das Klima bestimmte Baumformen gebunden sind. Die tropischen Colibris ziehen gegen N. bis Canada, gegen S. zeigen sich die Palmen und Papageien der Tropen noch in den Pampas von Buenos-Ayres. In der alten Welt stoßen das Tafelland Tübet und die kalte Mongolei mit den tropischen Gegenden von Indien und China zusammen, und eine Uebersteigung der Schweizeralpen führt unmittelbar aus den Nebeln des Nordens in den warmen Sonnenschein des Südens. Diesseit und jenseit jener Gebirgsbarriere lebt im Pflanzen- und Thierreiche eine andere Welt. Doch ist wenigstens in Bezug auf die Raubthiere des Südens in Asien die Schranke nicht so hemmend gezogen. Der Königstiger Indiens macht Streifzüge bis in die Gegend von Irkuzk und an den Aralsee, und der langhaarige Panther von Kaschgar kommt noch im mittleren Gebiete der Lena vor. Im südlichen Altai leben in gewissen Jahreszeiten Elennthier und Tiger, Rennthier und Panther zusammen.

§. 5. Asiens Bevölkerung. Seine geschichtliche Stellung.

Die Bevölkerung Asiens wird auf 600 — 700 Millionen angeschlagen, (v. Reden auf 763 Mill.). Die kleinere Hälfte, $^2/_5$, gehört der kaukasischen Race zu, die jedoch in einigen asiatischen Völkern ihre schönsten und kräftigsten Vertreter hat, die größere, $^3/_5$, der mongolischen Race, nur ein kleiner Theil, etwa $^1/_4$ Million, der malaiischen Race. Ist es nun unbestritten, daß Stämme an der Behringsstraße sich offenbar der amerikanischen Race anschließen, so wäre nur die Negerrace in Asien unvertreten. Aber auch das machen einige schwarze Stämme in abgesonderten Thälern des Himalaya und Berggegenden im NO. von Dekan zweifelhaft. Und so erschiene Asien auch nach dieser Seite hin als die gemeinsame Mutter, welche mit dem Menschengeschlechte überhaupt alle seine Racen erzeugte, die amerikanische aber dann nach Osten, die schwarze nach Südwesten, über ihre Verbindungsbrücken nach Asien, Afrika und Australien hinüber entließ.

Etwa 88 Procent der asiatischen Bevölkerung bilden ansässige Völker in Despotien, jede andere Staatsform liegt der orientalischen Anschauungsweise fern. Mit richtigem Instinkt erkannten darum bis jetzt die kolossalen Despoten-Staaten Ostasiens völlige Abschließung, welche das Herüberkommen anderer Lebens- und Staatsanschauungen hindern sollte, als die Bedingung ihrer Existenz. Je entschiedener in neuester Zeit dieses Princip geknickt und gebrochen ist, je rascher geht Asien neuer Entwickelung entgegen. — Etwa 10 Procent sind auf nordische Hirten-, Jäger- und Fischervölker zu rechnen, die noch in patriarchalischen Zuständen verharren.

Der Religion nach sind $^4/_5$ der Bewohner Asiens Heiden, der Rest bekennt sich vorherrschend zu Muhamed, 13 Millionen zum Christenthum, $1^1/_2$ Mill. zum Judenthum.

Asien, die älteste Welt, ist die Wiege des menschlichen Geschlechtes, das von hier aus sich am leichtesten über die Erde ausbreiten konnte. Mit den Berichten der Bibel stimmen vollkommen die Sagen der ältesten asiatischen Völker zusammen, welche übereinstimmend die Gegend um den Hindu-Khu als die Heimath ihrer Stammältern bezeichnen. Dazu kommt, daß die uralte heilige Sprache der Inder, das Sanskrit, eine auffallende Verwandtschaft z. B. mit fast allen europäischen Hauptsprachen zeigt. Die ältesten Reiche, welche die Geschichte kennt, sind, außer Aegypten, asiatische. Und zwar haben diese allesammt an der oceanischen Peripherie, vornehmlich in den Gebieten der großen Doppelströme sich entwickelt. So sind die Länder von Vorderasien öfters zu einem Reiche vereinigt gewesen, und der Schwerpunkt dieser Reiche fiel in das Mündungsland des größten vorderasiatischen Stromsystems, des Euphrat und Tigris. Das centrale Asien barg und birgt dagegen Nomadenvölker, und hat dieselben, wie aus unerschöpflichem Schooße, zu wiederholten Malen auf die Glieder und auch über den Westen hin ausgeschüttet.

Ueberhaupt ist Asien der Erdtheil des Aufganges, das Morgenland in doppeltem Sinne, der Erdtheil des Entstehens. „Alles Gute und Schlimme, was auf Erden ist, ist hier entstanden.“ Aber wie nun in Asien von Osten nach Westen Alles schlanker wird, wie nach Westen zu die Meere und Seen tiefer einschneiden, die Hoch- und Tiefebenen sich verengen, die Gebirgsketten sich von den Hochmassen lösen, bis daß dann zuletzt das weit kleinere, aber in jeder Hinsicht schöner gegliederte und harmonischer gestaltete Europa hervorspringt, so wandern auch seine Völker und die Religionen nach Westen, um in Europa sich dauernd niederzulassen; und hat das Leben sich nach Westen gewandt, so stirbt es im Osten aus, und wird erst von Westen aus wieder dorthin gepflanzt.

Die drei Weltreligionen, welche einen Gott anbeten, sind in Asien entstanden, aber nur die eine unter ihnen, welche das Schwert der Gewalt zur Hand genommen, hat zu einiger Ausdehnung dem brahmanischen und buddhistischen Heidenthum gegenüber gelangen können. Das edelste Reis, das Christenthum, hat erst im Westen sein eigentliches Gebiet gefunden oder konnte gerade in Asien von dem Islam überwältigt werden.

So kann Asien der mittheilende Continent genannt werden, keineswegs der empfangende. Alles Fremdartige wird vielmehr mit Sprödigkeit zurückgewiesen und vermag sich nur unter großen Schwierigkeiten auf asiatischem Boden zu acclimatisiren.

Aber gerade jetzt ist Asien in einem Processe der Gährung und Neubildung begriffen, aus dem ganz neue Zustände sich entwickeln können. Es wird Europa immer näher gerückt und empfindet schon jetzt

in sehr ausgedehnter Weise die Wirkungen der neuen Verkehrsmittel. Vasco de Gama, am Ende des 15. Jahrhunderts, brauchte neun Monate, um von Portugal bis an die Küste Malabar zu gelangen; heute aber reicht die Verbindung der Telegraphendrähte von Nanguhn in Pegu an der Mündung des Irawaddy nach Westen hin durch ganz Indien, Vorderasien, ganz Europa, auf der andern Seite bis Irkutsk, und bald wird sie von da gegen Osten hin einerseits nach China, andererseits bis an die Amurmündung weiter geführt werden. Indien ist mit einem Netze von Eisenbahnen überzogen, das alljährlich durch neue Maschen erweitert und vervollständigt wird. Die Fahrten der Seedampfer reichen von Suez bis Japan und Australien.

§. 6.

Das Halbinselglied Kleinasien.

Wir folgen bei dem Durchwandern der asiatischen Länder dem Gange der Geschichte. In derselben Folge ungefähr, in welcher Asiens Theile nach und nach aus der Dämmerung der Sage in das Licht bestimmterer Kunde traten, sollen sie vor dem Auge vorüber gehn. So treten wir zuerst auf die nach W. vorgestreckte Halbinselbrücke zwischen Europa und Asien, in die Halbinsel Kleinasien ein. Und sie verdient diesen Namen noch in ganz anderm Sinne, als die alte Welt, die ihn gab, ahnen konnte. Kleinasien wiederholt in allgemeinen Umrissen die Bodengestalt des großen Asien: Tafelland in der Mitte, Randgebirge und Terrassenländer zu allen Seiten.

Nach der oben gegebenen Uebersicht ist Kleinasien der äußerste westliche Ausläufer des großen asiatischen Hochlandkernes und durch das armenische Hochland an den westlichen oder iranischen Flügel desselben angehängt. Vom armenischen Hochlande ziehen die Ketten aus, welche das Hochland der Mitte umschließen.

Nach W., dem Rande des schwarzen Meeres parallel, bis zum homerischen Ida und dem Cap Baba zieht vom armenischen Hochlande ein durch die Thäler der Pontuszuflüsse häufig zerstückter und durchgesetzter Bergzug, der in seinen höchsten Gipfeln die Höhe von 8000′ erreicht, sonst eine Mittelhöhe von 3000—6000′ inne hält. Dies der Nordrand. Den Südrand bildet der Taurus mit seinen Fortsetzungen.[1]) Von dem armenischen Plateau, hier als Ostrand von Kleinasien auch Antitaurus genannt, zieht ein mächtiger Zug nach SW. und trägt im N. der Bucht von Skanderun Gipfel von 10,000—12,000′. In nördlicher Fortsetzung begleitet er die Küste des Mittelmeers und schlingt sich um die Westküste der Halbinsel, bis er sich am Cap Baba mit dem Nordzuge zusammenfügt. An der Nord- und Südseite lassen die schroff

1) Den alten und mittelalterlichen Geographen (nach Seb. Frank) gilt der Taurus für das Kerngebirge Asiens, das sich in unsäglicher Ausdehnung von Osten nach Westen erstrecke. Es liegt eine Ahnung von dem großen, zweigestützelten asiatischen Hochlande in dieser Anschauung vor.

abstürzenden Gebirge nur einen schmalen Küstensaum, nur nach W. senkt sich das Bergland sanfter und in mehreren Terrassen dem Meere zu. Die Abhänge und Randterrassen zeichnen sich durch eine reiche, frische Vegetation und hochstämmige, kräftige Wälder aus.

Nach dem Innern dachen sich die Randgebirge sanft und mählig ab und bilden so die im Durchschnitt 3000—4000′ über dem Meere gelegene Scheitelfläche von Kleinasien. Sie enthält eine Menge unregelmäßiger Bergzüge und einzelne Hochgipfel, und hat im Einzelnen an Berghängen gelegene bewässerte Strecken und fruchtbare Thalmulden, in welchen der beste türkische Taback, Baumwolle und Mohn zur Opiumbereitung gedeiht. Im Ganzen aber bildet das wasserlose, pflanzenarme und oft gar steppenartige Hochland einen traurigen Contrast gegen seine üppigen Randterrassen. Manche Strecken sind des Anbaues fast ganz unfähig, das Klima afrikanisch trocken und heiß, der Boden mit Salzkrystallen geschwängert. Salzseen und Steppenflüsse sind vielleicht Reste eines ausgetrockneten salzigen Binnenmeeres. Das sind die traurigen Oeden, in denen so viele Kreuzheere Noth litten. Vulkanische Thätigkeit hat das Tafelland erschüttert und unterwühlt. Dafür spricht vielleicht der Name des verbrannten Phrygiens, den die Alten einer Binnenlandschaft gaben, dafür sprechen gewiß als riesenhafte Denksäulen solcher Katastrophen die erloschenen Vulkanberge: der fast 12,000′ hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Kegelberg Arghi-Dagh, der Argäus der Alten bei Kaisarieh und der südwestlich davon gelegene spitzig-konische Hassan-Dagh (38° NB. 51° OL.), über 8000′ geschätzt. Den Nordrand von Cilicien bildet der Bulghar-Dagh, in dem Kotschy den Metdesis als zweithöchsten Berg der Halbinsel zu 11,000′ bestimmt hat. Kegelberge von geringerer Höhe unterbrechen häufig die Einförmigkeit des Plateaus.

Die Flüsse Kleinasiens sind entweder Gebirgswasser kürzeren Laufes, die vom Randgebirge zum Meere gehen, oder größere Flüsse, die auf dem Tafellande entspringen und die Randgebirge durchbrechen. Die Wasserscheide zwischen schwarzem Meer und Mittelmeer geht mitten durch das Tafelland. Der bei weitem größte Fluß ist der 125 M. lange, in einem weiten Bogen nach W. gekrümmte Kisil-Irmak, ein Pontuszufluß, der in der Geschichte des Crösus so berühmte Halys. Dem schwarzen Meere geht auch der Sakaria, der Sangarius der Alten zu. Zum Mittelmeere fließen der Sarabat, der alte Hermus, und der Menderes oder Minder, der bei den Alten wegen der Krümmungen des Unterlaufes sprüchwörtlich gewordene Mäander. Keiner der genannten Flüsse ist schiffbar.

In der Geschichte ist Kleinasien, das Uebergangsglied vom Morgenland zum Abendland, bedeutsam, weniger daß seine Bewohner je eine Gesammtnation oder ein politisches Ganze gebildet hätten,[1]) sondern

1) Wie es denn lange Zeit an einem Gesammtnamen fehlt. Die im 5. Jahrhundert aufkommende Bezeichnung Asia minor bezog sich nur auf die Westküste.

dern weil es von jeher der Kampfplatz und die Beute der sich hier in Krieg und Handel begegnenden Völker gewesen ist. Selbstständige Reiche der Halbinsel waren immer nur vorübergehende Gebilde, welche Fremden unterlagen. Ehe noch Cyrus sein Reich gründete, war das Reich der Lyder mächtig, und an der Westküste hatten die Griechen eine Reihe der blühendsten Handelsstädte erbaut. Griechische Bildung erblühte; wahrscheinlich lebte hier Homer. Der letzte lydische König Crösus ward von Cyrus besiegt. Um die griechischen Städte war zwischen Persern und europäischen Griechen langer Streit, bis Alexander durch seinen Siegeszug auch diese Halbinsel in Besitz nahm. Nach seinem Tode ward sie theils eine Provinz des syrischen Reiches, theils entstanden einzelne kleine Königreiche. Noch einmal that sich in Pontus ein mächtiges einheimisches Reich auf und der Name des Mithridates 123—64 wurde selbst den Römern fürchterlich. Auch er unterlag zuletzt, und Kleinasien wurde dem weiten Römerreiche einverleibt. Als sich dasselbe 395 in eine westliche und östliche Hälfte spaltete, wurde Kleinasien ein Theil des Ostreiches, bald nach dem Aufkommen des Islam von Arabern und Türken angegriffen und stückweise besetzt. Um 1400 hatten die Türken ganz Kleinasien erobert und ihnen gehört es noch zu. Aber die einst mit den prachtvollsten Städten besetzte Halbinsel, eins der schönsten Länder der Erde, ist jetzt in einem Zustande der Verwilderung und des Elends. Wohin der Türke seinen Fuß setzt — sagt ein syrisches Sprüchwort — da wird das Erdreich auf hundert Jahre unfruchtbar. Ueberall die Trümmer ehemaliger Städte, aus deren edlen Bruchstücken die elenden schmutzigen Nester der jetzigen Bewohner zusammengeflickt sind; Alles predigt das Wort: Gewesen! — Selbst die Flüsse haben hin und wieder ihren Lauf verändert und ganze Gegenden in Morast verwandelt. Die herrlichsten Häfen sind verödet.

Als Provinz des osmanischen Reiches führt Kleinasien den eigentlich nur der Westhälfte der Halbinsel zukommenden Namen Anadoli, Natolien, d. h. das Land gegen den Aufgang und wird auf 9800 □M. berechnet. Dasselbe bedeutet der bei den Abendländern besonders für den Westrand übliche Name Levante. Die Bevölkerung schätzt man auf $10\frac{2}{3}$ Mill. Sie ist im W., besonders die Inseln mit gerechnet, am dichtesten und besteht aus Türken, Griechen, Armeniern und Turkmanen. Christlicher Erinnerung ist Kleinasien als ein Hauptschauplatz Paulinischer Missionsthätigkeit, als der Sprengel der Johanneischen Kirche und der sieben Gemeinden der Offenbarung, als das Land der folgenreichen ökumenischen Concilien wichtig und bedeutsam.

Die Türken theilen Anadoli in 9 Ejalets: 1) Kastamuni (Paphlagonien), Hauptstadt gleichen Namens. 2) Chodawendikjar (Bithynien, Mysien), Hauptstadt Brussa. 3) Aydin (Lydien), Hauptstadt Smyrna. 4) Karaman, Hauptstadt Koniah. 5) Adana (Cilicien). 6) Bozok (Cappadocien), Hauptstadt Angora. 7) Siwas (Cappadocien), Hauptstadt gleichen Namens. 8) Trapezunt (Pon-

tus). 9) Charput, Hauptstadt Malitije. Die Ejalets zerfallen in 45 Liva. Die Inseln der Westküste bilden mit europäischen das zu Europa gerechnete Ejalet Dschesair. — Wir halten uns an die natürliche Abtheilung und die Landschaften der alten Welt.

1. Das Tafelland der Mitte umfaßt die alten Landschaften Phrygien, Galatien, Lykaonien, Pisidien — im Osten Cappadocien, und enthält jetzt bedeutende Sammelplätze städtischer Bevölkerung.

So liegt an der östlichen Abdachung des Westrandes Kiutahia. Meerschaumkopffabriken. 29,000 Ew. Südlich von Kiutahia Karahissar, 5400 Häuser, mit starkem Opiumhandel. Im Lande der Galater, an die Paulus schrieb, Angora (Ancora), 50,000 Einw. Merkwürdig, daß in den Umgebungen dieser Stadt einige Vierfüßler statt ihrer sonstigen Bedeckung weiche Seidenhaare tragen: so Katzen, Hunde, Kaninchen (Seidenhasen), vor allen Ziegen, aus deren Haar das berühmte Kämelgarn gesponnen wird. Noch viele Reste aus der Römerzeit. In einer kesselartigen, wohlbewässerten Vertiefung der Steppenebene von Karamanien Koniah, der Mittelpunkt wichtiger Hauptstraßenkreuzung. Als Iconium Lycaoniens Hauptstadt, hörte die Stadt einst die Predigt des Apostels Paulus, und war später die Residenz eines großen Seldschuckenreichs. In der Schlacht bei Iconium 1190 verrichtete Barbarossa seine letzte glänzende Waffenthat. Das heutige Koniah, zu dessen Heiligengräbern viele fromme Moslemin pilgern, denen die Reise nach Mecca unausführbar ist, nimmt nur einen Theil des Raumes zwischen den weiten wohlerhaltenen Befestigungen ein, reicht aber auch wieder über dieselben hinaus. 60,000 Einw. Wallfahrtsort. Teppichstickerei. In Cappadocien unweit des Arghi-Dagh das sehr verfallene Kaisarieh, das alte Cäsarea. Nördlich davon am Kisil-Irmak Siwas, 40,000 Einw. (?), und noch nördlicher und dem Nordrande näher Tokat. Sie haben unter einander manche Aehnlichkeit. Alte immer mehr zerfallende Befestigungen, über der Stadt ein Castell. Die Straßen enge und schmutzig, aber lebhaft; überhaupt schwunghafter Handel und Verkehr. Neben Türken viele Griechen und Armenier mit griechischen und armenischen Metropoliten. Die Städtenamen sind aus Sebastia und Eudoxia verderbt.

2. Die Nordterrasse stößt im O. mit der Landschaft Pontus an die Kaukasusländer.

An der Küste folgen sich von O. nach W.: Batum mit ausgezeichnetem Hafen. Tarabison, Trebisonde, das alte Trapezunt, von 1204—1365 der Sitz eines griechischen Kaiserthums, in dem Comnenen regierten, ist noch eine lebhafte Handelsstadt, in der z. B. 1861 an 200 Dampfer, darunter 45 österreichische, verkehrten. 40,000 Einw. Kerasun, das alte Cerasus: von da brachte der gegen Mithridat kämpfende Lucullus den Kirschbaum nach Europa. Samsun am gleichnamigen Busen, das alte Amisus.

In der Mitte der Nordterrasse Paphlagonien, die am meisten nach N. gerichtete Ausbiegung der Halbinsel.

Sinub, das alte Sinope, Diogenes Heimath, liegt auf dem schmalen Landstreifen, der eine Halbinsel mit dem Festlande verbindet, hat einen guten Hafen, eine Rhede u. Schiffswerfte; 1853 Zerstörung der türk. Flotte durch die Russen.

Das westliche Stück der Nordterrasse ist das alte Bithynien.

Am Bosporus, Constantinopel gegenüber, Skutari, das auch als Theil der großen Hauptstadt gilt. Sommerpalast der Sultane: von dem im NO. gelegenen Bulgurlu wunderschöne Aussicht auf Constantinopel und die Prinzen-Inseln. Am Hügelabhange beschattet ein Cypressenhain den berühmtesten Gottesacker der Hauptstadt, der fast $1\frac{1}{2}$ Stunden lang ist. Iskimid oder

Ismid, einst als Nicomedia das glänzende Hoflager später römischer Kaiser, an dem nach ihm benannten Busen des Marmara-Meeres, ansehnliche Handelsstadt, Schiffsbau. **Isnik** am gleichnamigen See, das alte Nicäa, 13,000 Einw. Das Concil von 325 und die Belagerung im ersten Kreuzzuge. Südwestlich davon **Brussa**, als Prusa einst der bithynischen Könige, im Mittelalter eine Zeit lang der osmanischen Sultane Residenz, dehnt sich in einem anderthalb Stunden langen, aber schmalen Häusergürtel, in reizender Gegend am Nordabhange des bithynischen, 9000′ (?) hohen **Olympus**, 60,000 Einw. (1859: 33,867 männliche steuerzahlende Einw.), Fabriken in Seide (über 60 Dampfspinnereien mit 3600 Haspeln), Tapeten, Teppichen u. s. w.; überhaupt ist Brussa (freilich nur durch Capital und Intelligenz der Ausländer) eine der ersten Fabrikstädte des türkischen Reichs. **Brandes** logirte 1862 bei einem deutschen Wirthe aus Frankfurt a. M., der das beste Gasthaus hat. Im nahen Gebirge die reichen Meerschaumgruben mit 7000 Arbeitern. Heiße schwefelhaltige Mineralquellen.

Im Marmara-Meere liegen vor dem Bosporus die **Prinzen-Inseln** (Demonesi), neun an der Zahl, zusammen 3½ □M. und 5000 fast nur griechische Bewohner, wegen des schönen und überaus gesunden Klimas und der herrlichen Früchte, Weine und Gemüse ein Lustsitz und Sommeraufenthalt der Constantinopolitaner. **Prinkipos** ist die größte und schönste Insel und hat ein gleichnamiges Städtchen. Die Freude an den Reizen der Natur wird durch Erinnerung an die Greuel byzantinischer Hofgeschichte getrübt. Viele „in Purpur Geborene" haben hier ihr Leben mit ausgestochenen Augen oder in bitterer Armuth vertrauert.

Auch **Marmara**, das alte Prokonnesos, und **Alonia** sind Inseln des Marmara-Meeres.

3. Die **Westterrasse** am ägäischen Meere, am meisten unter allen gegliedert und mit Inseln gesäumt. Im Alterthume war dieser Europa zugekehrte und mit griechischen Colonien bedeckte Westrand eine bewegte Stätte blühenden Handels und reger geistiger Entwickelung; noch jetzt trägt er die dichteste Bevölkerung und die erste Handelsstadt der Levante an seinem Ufer.

Die nördlichste Landschaft **Mysien** am Marmara-Meere, Hellespont und ägäischen Meere war mit griechischen Colonien **äolischen** Stammes gerandet. Mehr noch als andere Landschaften ist diese reich an großartigen Erinnerungen aus verschwundener Zeit, unbedeutend in der Gegenwart.] Jetzt geräth die mysische Ebene immer mehr in Versumpfung.

An dem kleinen in das Marmara-Meer gehenden Flusse **Granicus**, jetzt Ustwola, schlug Alexander die Perser zum ersten Male. **Lapsaki** am Hellespont, ein unregelmäßiger Haufen armseliger Hütten unter Feigen und Trauben, erinnert an das reiche üppige Lampsacus; **Kale-Sultanieh** ist aus den Trümmern von Abydus gebaut. Da wo Hellespont und Mittelmeer zusammenstoßen, der Insel Tenedos gegenüber, zieht sich eine auf drei Seiten von Bergen umsetzte Ebene ins Land. Zwei Flüsse, die von den Abhängen des Ida kommen, durchziehen die fette Niederung; der größere **Mendere**, der alte Simois, welcher in den Hellespont geht, und mit seinem breiten Kiesbette **Brandes** an die Isar bei München erinnerte; der kleinere **Bu-**

narbaschi-Su, der alte Skamander, fließt jetzt ins Mittelmeer, und zwar in die als Flottenstation jetzt öfter genannte Besika-Bai. Da wo der Mendere aus den Bergen tritt, oberhalb der Quellen des Bunarbaschi-Su lag des lanzenkundigen Priamus Stadt, Ilios oder Troja, mit der Akropole Pergamos. Im Frühjahr 1864 ist durch Deutsche der Umfang und ein Theil der Oberfläche der Akropolis bloß gelegt: uraltes cyclopisches Gemäuer. Mehr nach dem Meere zu in der Nähe des heutigen Hissarlik finden sich Reste von Neu-Ilion. Zehn künstlich errichtete kegelförmige Hügel sind auf den bergigen Seitenhängen der Ebene und an der Meerküste zu sehen. Die Sage kennt unter ihnen die Grabhügel des Ajax, Achill, Patroklus u. A. Homers Ilias hat dem Schauplatze des Troerkrieges auf ewig allen den Reiz und Zauber verliehen, mit dem die Poesie eine Erdenstelle zu umweben im Stande ist. An der Küste Lesbos gegenüber die griechische Handelsstadt Kydonia, 22,000 Einw. Im Süden von Mysien steht das kleine Bergma auf der Stelle von Pergamus, einst der Mittelpunkt eines gleichnamigen Königreiches, durch Blüthe der Wissenschaften und Bücherschätze ausgezeichnet. Hier die charta Pergamena, das Pergament, erfunden, als ein auf die große Bibliothek neidischer König von Aegypten die Ausfuhr des Papyrus nach Pergamus verbot.

Die mittlere Landschaft Lydien bietet wieder ergreifende Beweise der Nichtigkeit aller menschlichen Größe. Die üppige Hauptstadt Sardes ist als Sart ein von ein paar schmutzigen Türkenfamilien bewohntes elendes Dorf zwischen zwei hochragenden Säulen und andern Resten geschwundener Pracht. Magnisa ist das alte Magnesia, wo Antiochus der Große 190 v. Chr. von den Römern geschlagen, wo zuerst der Magnet beobachtet wurde. Die Küste Lydiens gehörte im Alterthum den verbündeten Zwölfstädten der ionischen Colonie. Aber gerade die blühendsten derselben, Ephesus mit seinem Dianentempel und das vierhafige Milet, die Mutter von 100 Colonien, haben nur Ruinen zurückgelassen. Das Erbe aller jener mächtigen Emporien hat eine der Zwölfstädte, Smyrna, angetreten, jetzt die erste Handelsstadt der Levante.

Smyrna, türkisch Ismir, liegt im Hintergrunde einer 9 M. langen, von Bergen gegürteten Bucht, amphitheatralisch um einen Berg gelagert, dessen Gipfel ein graues zerfallenes Felsenschloß krönt. Von dieser Ruine Aussicht auf die großartige aber kahle Gebirgslandschaft, die des Schmucks der Waldung und die grüne Sättigung gewässerter Wiesen entbehrt, und zunächst auf die platten Dächer der Stadt, ab und zu durch wehende Consulatsflaggen oder die Kuppeln der Moscheen und Bäder unterbrochen. Man unterscheidet die obere und untere Stadt. In der letztern sind die großen Märkte und Bazars und die schönsten Gebäude. Der bequeme Hafen wird durch mehrere Castelle vertheidigt. Türken (etwa die Hälfte), Juden, Griechen, Armenier und Europäer (hier wie in der ganzen Levante Franken genannt und viele Privilegien genießend), zusammen an 150,000, füllen die meist krummen, engen und ungepflasterten Straßen mit dem bunten Gewühle verschiedener Nationalitäten, das einer großen Handelsstadt eigen ist. Täglich sieht man über eine uralte Steinbrücke, die Karavanenbrücke, Karavanen hinziehen, mit den Producten Indiens, Persiens und Syriens beladen; von der andern Seite führt das Meer mit den Fabrikaten aller Länder Europas befrachtete Schiffe herbei. Leider ist die volkreiche, ungesund gebaute und unter glühendem Himmel gelegene Stadt auch ein Lieblingsplatz der Pest, die hier fast alle Jahre wüthet.

Gegen Hitze und Pest sucht man Zuflucht in einigen umliegenden höher gelegenen Dörfern, unter ihnen das gut gebaute Burnabat mit 4000 Einw.[1])

Der Insel Chios gegenüber Tschesme, wo 1770 die türkische Flotte von den Russen verbrannt wurde.

Die südliche Landschaft der Westterrasse, Carien, war an der Küste mit sechs griechischen Colonien dorischen Stammes besetzt; zu ihnen gehörte z. B. Halicarnassus, die Vaterstadt des Herodot, kurz vor den Perserkriegen der Sitz einer kleinen mit den Persern verbündeten Monarchie. Artemisia, die königliche Wittwe des Mausolus, erbaute dem Gatten das Mausoleum; aus seinen Ruinen hat ein deutscher Johanniter im Mittelalter ein ganzes Schloß gebaut. Jetzt steht hier das ärmliche Budrun. Der englische Consul in Mitylene, Newton, hat 1857 durch Nachgrabungen das Mausoleum wieder aufgedeckt. Die zertrümmerten Sculpturen, wie die in 63 Stücken getrennte Colossalstatue des Mausolus, sind wieder zusammengesetzt und jetzt in London.

4. Die der Westterrasse vorgelagerten Inseln mit ihrer reichen und üppigen Natur waren seit den ältesten Zeiten überaus angebaut und bevölkert. Frühe durch Colonisation für das Griechenthum gewonnen, haben sie selbst unter Türkenherrschaft vorherrschend griechische Bevölkerung bewahrt und erhoben sich nach der furchtbaren im griechischen Freiheitskriege 1822 erfahrenen Verwüstung zu neuer Blüthe.

Wir merken von N. nach S.:

a) Tenedos, ein Inselchen vor der Einfahrt in den Hellespont, der troischen Ebene gegenüber, $1^1/_2$ Stunden vom Festlande mit einer Stadt gl. N. und köstlichem Wein. Station und Rastort für Flotten.

b) Metelino, das alte Lesbos, 29 □M. groß, etwa in der Gestalt eines Winkelhakens, gebirgig und bewaldet, reich an Oliven, Feigen und Wein. Im Alterthum trug Lesbos blühende äolische Colonialstädte. (Sappho, Alcäus, Pittacus, Theophrast). Jetzt 40,000 Einw. Die Hauptstadt Kastro oder Metelino an der Asien zugewandten Seite nimmt die Stelle des alten Mitylene ein. Nordöstlich von Lesbos der kleine Archipel der Moschonnisia-Inseln, mit sehr vielen, eben so schönen als sichern Häfen.

c) Skio, das alte Chios, 19 □M., dem Landvorsprunge parallel, den die Südseite der Bucht von Smyrna bildet, gebirgig (am höchsten erhebt sich der Eliasberg), überaus fruchtbar an Muscatwein, Oliven und besonders an Mastix, der in einem besondern aus 24 steuerfreien Dörfern bestehenden Districte gewonnen wird. Im Alterthume eine mächtige ionische Colonie, die 100 Schiffe stellen konnte, blieb sie auch unter Türkenherrschaft in großem Flor; vor 1822 130,000 Einw., jetzt etwa 40,000. Ein Theil derselben (etwa 5000) stammt von italiänischer Colonisation des Mittelalters und ist römisch katholisch. Die Hauptstadt Skio liegt schön am Ostufer. Die Schule des Homer ist ein in den Felsen gehauener roher Sitz unweit der See, wo der blinde Sänger

1) Unter den 7 Gemeinden, an welche die Sendschreiben der Apokalypse gerichtet sind: Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodicea, sind nur zwei bis in die Gegenwart von Bedeutung geblieben, Philadelphia, das heutige Alla-Schehir, wo noch heute die Mütter die Kinder, sobald sie sprechen können, die Worte Offenb. 3, 8–12 lehren, und das „treue" Smyrna. In der alten Kirche durch das Martyrium ihres Bischofs Polycarpus geweiht, zählt sie noch jetzt unter Türkenherrschaft katholische, armenische, griechische Kirchen, eine deutsche evangelische Gemeinde, barmherzige Schwestern und ein evangelisches Diaconissenhaus. In einer katholischen Kirche werden auch ab und zu, z. B. in den Fastenwochen, deutsche Predigten gehalten.

gelehrt und gesungen haben soll. Unter sieben Städten behauptet Chios mit besonderer Entschiedenheit das Vaterland Homers zu sein.

Fünf Meilen von Skio westlich ins Meer hinaus das Felseninselchen Ipsara, durch heldenmüthige Vertheidigung im griechischen Freiheitskriege (1824) berühmt.

d) Samos, den Ruinen des alten Ephesus gegenüber, 9 □M. groß, bergig, doch überaus fruchtbar an den oft genannten Inselprodukten. Eigenthümlich ist ihm die Samische Erde, eine Art Siegelerde oder weißer Thon. Im Alterthume von Ioniern besetzt wurde sie ein blühender See- und Handelsmarkt: die Hauptstadt prangte mit einem Tempel der Here (Juno), welcher Samos heilig war. Ihr Tyrann Polycrates, 522 gekreuzigt, durch die Contraste des Glücks und Unglücks im Leben bekannt genug. Auch der Philosoph Pythagoras, ein Samier. Jetzt bildet die Insel ein besonderes Fürstenthum der griechischen Familie Vegerides unter türkischer Hoheit. Etwa 50,000 Einw. Das Städtchen Megali Kora liegt etwa 1 Stunde von den Ruinen der alten Hauptstadt entfernt.

Westlich von Samos Nikaria, das alte Icaria, in des Icarus Mythe genannt; im Südwesten das dürre und unfruchtbare Patmo oder Palmosa. Hier schaute der Evangelist Johannes in der Verbannung die Offenbarung, darum in dem obern Theile der Hafenstadt das Kloster der Apokalypse, und auf dem Wege dahin die Grotte, welche der Apostel bewohnt haben soll. Wie v. Schubert sinnig bemerkt, hat Johannes seiner Insel ein geistiges Erbtheil und dauernden Segen hinterlassen. Die Insel ist nur von Christen bewohnt, die zu den Türken sehr unabhängig stehen, ein tüchtiges und freies Volk.

e) Unter den Inseln an der Westküste Cariens ist die größte Stanchio oder Ko, das alte Cos, dorische Colonie und Heimath des Hippokrates und Apelles.

5. Eine genauere Beschreibung verdient das der Südwestspitze der Halbinsel vorgelagerte Rhodus. Die Gestalt der 21 □M. fassenden Insel wird durch einen Bergrücken bestimmt, der sie von SO. nach NW. durchzieht, ja ganz bedeckt. Demungeachtet erzeugt die Insel unter einem fast ewig heitern Himmel — nach der Alten Meinung gab es keinen Tag, an dem die Sonne ihr Rhodus nicht anlächelte — die üppigste Vegetation und alle Südproducte. Die überaus günstige Lage, welche einen leichten und bequemen Verkehr nach allen Seiten öffnet, bestimmt die Wichtigkeit von Rhodus als See- und Handelsplatz und hat ihm zweimal eine Bedeutung gegeben, die weit über seine Größe hinausgeht. In der Zeit nach Alexander dem Großen erhob sich Rhodus zu einer Seemacht, die den Römern erwünschte Bundesgenossin war, und gebot über Carien und Lycien als Lohn seiner Symmachie. Nachher von Rom gedemüthigt lebte es doch bis Vespasian nach eigenen Gesetzen. An dem Hafen der Hauptstadt stand eines der sieben Weltwunder, der 70 Ellen hohe Koloß von Rhodus, der Sonnengott, dem Rhodus heilig war. Durch ein Erdbeben wurde er 150 n. Chr. umgestürzt; mit den Trümmern belud fast 900 Jahre später ein jüdischer Kaufmann 900 Kameele. Zum zweiten Male ward Rhodus welthistorisch bedeutend, als der Orden der Johanniter, aus Palästina vertrieben, sich 1309 der Insel bemächtigte, sie stark befestigte und von ihr aus seinen ewigen Krieg gegen den Halbmond führte. 1522 fiel Rhodus in die Hände der Türken und ist nun ein Schatten früherer Größe:

die früher prächtig bewaldeten Gebirge kahl und wasserarm, der Anbau vernachlässigt, auf der ganzen Insel keine fahrbare Straße. Noch immer jetzt Flottenstation mit Schiffswerften. Etwa 30,000 Einw. Die Hauptstadt **Rhodus** oder **Kastro** liegt der asiatischen Küste gegenüber. 20,000 Einw. Vieles erinnerte noch an die Herrschaft des Ordens: die alte Johanneskirche, halb Magazin, halb Moschee, die Ritterstraße mit Wappenschildern über den Häusern u. s. w. Die Pulverexplosion von 1856 zerstörte den schönsten Theil der Ritterstadt, darunter die Conventskirche. In den Jahren 1851, 1856, 1863 erschütterten heftige Erdbeben die Insel.

Von Rhodus südwestlich weiter in das Meer die Insel **Karpatho** oder **Scarpanto**, 4 □M. groß.

6. Die Südterrasse schließt sich durch die alte Landschaft **Lycien** an. Voll von Ruinen alter Städte (**Xanthus**) gehört das Land jetzt zu den wüstesten und spärlichst bevölkerten Strichen.

Unter den geringen Städtchen nennen wir **Myra**, wo der heil. Nicolaus Bischof war. Eine interessante Naturerscheinung bietet die von einer Meerebene sich in das innere Gebirge ziehende **Chimära-Schlucht**. Bei den Ruinen einer Kirche schlägt aus einer 2 Fuß breiten und 1 Fuß hohen kaminartigen Oeffnung des Felsens 3 bis 4 Fuß hoch eine Gasflamme hervor: ein Feuerquell, der zu der griechischen Mythe von der Feuer sprühenden, durch Bellerophon getödteten Chimära Anlaß gegeben hat.

Es folgt **Pamphylien** mit der Stadt **Adalia**. Fluß **Köprü-Su** (Brückenfluß), der alte **Eurymedon**.

Die östlichste Landschaft der Südterrasse ist **Cilicien**. Schon die Römer unterschieden Cilicia plana, die damals dicht bevölkerte und üppig fruchtbare Küstenebene, und Cilicia aspera, die Berglandschaft bis zum Kamme des Taurus, von dem kalte, krystallklare Bergwasser herabfließen. Jetzt ist die Ebene versumpft und ungesund, das ganze Land schwach bevölkert.

Bei **Selefke**, dem alten **Seleucia**, fand in den Wellen des alten Kalykadnus (später Saleph) Friedrich Barbarossa 1190 seinen Tod. Am Cydnus, der tief im Hochgebirge aus mächtigen Kalkfelsen durch eine 2 Zoll starke und 8 Klafter breite Spalte aus einer Höhe von 10 Klafter hervorstrahlt, und mit seiner eisigen Fluth Alexander den Großen an den Rand des Todes brachte, von weiten üppigst vegetirenden Gärten umgeben, liegt **Tarsus**, einst die Handelsmetropole von Cilicien, die Geburtsstadt des Apostels Paulus. Rings um die Stadt viele Ruinen; die ganze Umgebung eine reiche Fundgrube für Alterthümer. Eine kleine von amerikanischen Missionaren gestiftete protestantische Gemeinde. Die größte Stadt der Landschaft ist jetzt **Adana**, 20,000 Einw. (?). **Missis** ist das alte **Mopsvestia**. Von **Issus** in der äußersten Ostecke, wo Alexander 333 den Darius schlug, sind keine Reste vorhanden. Säulenreste deuten auf die Stätte von **Pompejopolis**, früher **Solö**, dessen Bewohner das Griechische so fehlerhaft sprachen, daß seitdem ein Sprachfehler ein **Solöcismus** heißt.

7. In dem eben genannten Busen, etwa 15 M. von der Küste Kleinasiens, liegt **Cypern**, etwa rechteckig gestaltet, doch mit einem langen schmalen gegen die Ecke von Skanderun gestreckten Landstreifen.

Der Flächeninhalt beträgt etwa 250 □M. Zwei Gebirgsreihen durchziehen die Insel von O. nach W.; die höchste Spitze der Olymbo, Olympus, fast 6000' hoch. Der Aphrodite heilig, die hier aus dem Schaume des Meeres aufgestiegen sein sollte, galt die Insel der alten Welt als Vereinigungspunkt aller Anmuth und Lieblichkeit, aber auch aller Ueppigkeit und Frechheit. Gefeiert war das liebliche Klima, die strotzende Vegetation, welche nicht nach jetziger Vernachlässigung zu beurtheilen ist, der Reichthum an Produkten aller Art, wie an Kupfer (das von Cypern seinen Namen hat), an köstlichem Wein u. s. w.[1]) Auch die Cypressen und die Cyperkatzen erinnern an unsere Insel. Nach wechselnden Verhältnissen von Unabhängigkeit und Abhängigkeit von Persien und Aegypten wurde die Insel römisch. Die Beute Cyperns füllte die Schatzkammer reichlicher als ein großer Triumph. Cypern sah die Anfänge der Missionsthätigkeit des Paulus (Apostelg. 13, 4—13) und wurde später ein Theil des oströmischen Reiches. Auf dem dritten Kreuzzuge eroberte es Richard Löwenherz und gab es als Königreich dem Hause Lusignan, das bis 1480 regierte. Von da bis 1571 gehörte die Insel den Venetianern, bis, wie man sagt, den Großherrn nach dem köstlichen Cyperwein gelüstete. Unter den Türken ist Cyperns Blüthe gewelkt. Die Bevölkerung, 115,000 Einw., besteht größtentheils aus Griechen; die kleinere Hälfte bilden Türken, Armenier und Maroniten. Auf einer großen Binnenebene liegt die jetzige Hauptstadt Nikosia (oder Leukosia), mit 15,000 Einw., an der Südküste Larnaka und Limasol, jetzt der bedeutendste Handelsplatz der Insel. Das kleine Baffo an der Westküste, das alte Paphos, bietet antike Bauwerke, während Famagusta an der Ostküste mittelalterliche Bauten aufzeigt und als frühere christliche Hauptfestung an heroische Kämpfe gegen den Erbfeind der Christenheit erinnert. Ueber 11 Monate vertheidigte der Venetianer Bragadino die Stadt gegen überlegene türkische Macht. Der Sieger ohne Treu und Glauben, der freien Abzug verbürgt, ließ die Christen niedermetzeln, Bragadino aber schinden.

§. 7.

Das armenische Hochland.

Die Natolische Halbinsel ist an das iranische Plateau durch das armenische Gebirgsland angeschlossen, den einigenden Gebirgsknoten Vorderasiens, das Quellgebiet großer nach verschiedenen Richtungen eilender Ströme. Zwischen diesen Flüssen ziehen scheidende Gebirgsketten; neben und zwischen den Scheidegebirgen weite, meist ebene steppenartige Plateaux von verschiedener Höhe, die wie Terrassen übereinander liegen; tief eingeschnittene Thäler, düstere, zum Theil gewaltige Bergmassen; excessives Klima mit strengem Winter und dürrem heißem

1) Cypern, sagt Ammian, ist so reich an Produkten, daß es ein Schiff vom Kiel bis zum Segel ganz aus eignen Erzeugnissen bauen und vollenden kann.

Sommer; in den Thälern und an den Berghängen üppige Vegetation, spärliche auf den Plateaux; am Ostrande Alpenlandschaften, die den unmittelbaren Zusammenhang mit dem großen Tafellande von Iran vermitteln — das die Ueberschau des Hochlandes von Armenien.

Am höchsten, über 6000', liegt das Plateau von Erzerum, auf welchem der westliche Quellfluß des Euphrat entspringt. Ostwärts senkt es sich zum obern Aras oder Araxes und hält als Plateau von Kars und Erivan nur eine Meereshöhe von 3000'. Majestätisch erhebt sich noch 13,000' über die Hochebene der Ararat mit 16,000' absoluter Höhe. Hier rastete nach der Sündfluth die Arche, deren Reste nach armenischem Glauben noch auf dem Gipfel vorhanden sind; in dem am Abhange gelegenen Arghuri pflanzte Noah den ersten Weinstock. Hier ist nach der armenischen Geographen Ansicht die Mitte der Welt, und in der That liegt der Ararat in der Mitte zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, zwischen dem Ausfluß des Senegal und Peking, zwischen dem Westende der Sahara und dem Ostende der Wüste Kobi u. s. w. Er ist fast Mittelpunkt der größten Landlinie der alten Welt zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Behringsstraße. Der heilige Berg theilt sich (eine bei vielen Bergriesen wiederkehrende Erscheinung) in zwei Gipfel, den großen und den fast 4000' niedrigeren kleinen Ararat. Der 1829 von Parrot zuerst erstiegene Hauptberg erscheint als abgerundeter Kegel, von dessen Gipfel — einer kreisförmigen Fläche von etwa 150 Schritt im Umfang — ein Schneefeld 3000' tief hinabhängt. Alles Gestein der dem ewigen Schnee sich anschließenden Steinregion ist vulkanischer Beschaffenheit, und der Ausbruch am 20. Juni 1840 hat es dargethan, daß im Innern ein noch nicht erloschener vulkanischer Heerd kocht.

Der Murad, der östliche Quellfluß des Euphrat, trennt mit seinem Stufenlande das nördliche Plateau von Erzerum und Erivan von dem südlichen Hochlande von Bajesid (Bajazet) und Diarbekir. Auf dem erstgenannten Plateau liegt der 67 □M. große See Wan, reichlich mit Salzen gesättigt. Das Hochland von Diarbekir, mit etwa 3000' Meereshöhe, ist das oberste Tigrisgebiet.

Im Osten wächst das armenische Hochland geradezu mit dem Westende des Plateaus von Iran zusammen, und zwei Alpenlandschaften sind es, welche zu beiden Tafelländern zugehören: das in der Nähe des Wansees aufsteigende wilde und unzugängliche Gebirgsland der Nestorianer und das weiter nach O. gelegene Kesselland um den Urumiasee, die persische Provinz Azerbeidschan. Wilde, durch plutonische Gewalt zerklüftete, mit ewigem Schnee gekrönte Berge umwallen im NO. und S. den noch 3700' über dem Meere liegenden See von 80 □M. Fläche, dessen sich schon von Ferne durch penetranten Geruch ankündigender Salzgehalt den des Wansees noch bei weitem übertrifft. An dem Westufer eine fruchtbare, dicht bevölkerte Ebene.

So mit Iran eine deutliche Verbindung; auch nach andern Seiten hin ist eine solche vorhanden. Nach N. ist durch den Querriegel des Moſſchiſchen Gebirges das nördliche Plateau mit dem Kaukaſus verbunden und überdem ſind ſich ſtrahlenförmig entgegenſtehende Ausläufer nur durch das Thal des Kur von einander getrennt. Nach SW. vereinigen ſich mehrere vom Tigris und Euphrat durchbrochene Scheidegebirge und ziehen als Antitaurus und Taurus weiter, den Südrand der natoliſchen Halbinſel zu bilden, im SO. reihen ſich an das letzte Scheidegebirge mehrere durch ſchmale Felſenketten geſonderte Steppenflächen an, welche den Uebergang zum mittleren und untern Meſopotamien vermitteln.

Der größte Theil der geſchilderten Gebirgslandſchaften führte im Alterthume den Namen **Armenien**. Das große und das kleine Armenien wurde unterſchieden. Während das letztere ſchon 60 v. Chr. Römerprovinz wurde, hielten ſich in dem größern einheimiſche Könige. Schon im 2. Jahrhundert drang das Chriſtenthum nach Armenien: aber erſt **Gregor der Erleuchter** wurde unter König Tiridates ſeit 302 der Apoſtel ſeines Volkes. Im 6. und 7. Jahrhundert adoptirte die armeniſche Kirche den Monophyſitismus und trennte ſich als Secte von der griechiſch-orthodoxen ab. Die armeniſchen Dynaſtien des Mittelalters wurden von muhamedaniſchen Staaten überwältigt, und beim Beginn der neuern Geſchichte ſehen wir Türken und Perſer im Beſitz, bis die neueſte Zeit auch Rußland zum übermächtigen Mitbeſitzer gemacht hat.

Das armeniſche Reich iſt untergegangen, aber die armeniſche Nationalität hat ſich mit eigenem religiöſen Bekenntniſſe, mit Sprache und Literatur und ſcharf hervortretendem Volkscharakter erhalten. Die Armenier, welche ſich ſelbſt Heikanen nennen, ſind ein fleißiges, betriebſames, zu kaufmänniſchen Geſchäften wie geborenes Volk, aber auch nicht von den Fehlern frei, die Handelsvölkern eigen zu ſein pflegen. In dem armeniſchen Hochlande machen ſie etwa ein Drittel der Bevölkerung aus und ſind hier meiſt Hirten und Ackerbauer geblieben: aber zerſtreut wohnen ſie, von dem eingebornen Handelstriebe gezogen, faſt in allen türkiſchen Provinzen, in Perſien, Indien, in den großen Handelsſtädten des Mittelmeers und des öſterreichiſchen Kaiſerthumes. Die weite Zerſtreuung, die politiſche Unſelbſtſtändigkeit, der Handelsgeiſt, der ſie beherrſcht, der Einfluß, den ſie auf die Völker üben — alles das erinnert lebhaft an die Stellung der Juden.

In der neuen Zeit iſt durch baptiſtiſche, independentiſche, anglicaniſche Miſſionare der Verſuch gemacht, die Armenier zu proteſtantiſiren. Es exiſtiren zahlreiche Elementarſchulen und ein Seminar. Der Gedanke, junge Armenier auf deutſchen Hochſchulen auszubilden, iſt in Berlin ſchon theilweiſe zur Ausführung gekommen.

Als Nomaden ziehen auf dem Hochlande **Turkmanen** umher; die Steppenebenen der Plateaux ſind ihre Weideplätze. Das obere Tigrisgebiet, das alte Aſſyrien, haben die **Kurden** inne.

Politisch ist Armenien unter drei Großstaaten vertheilt. Das russische Armenien mit Eriwan und Etschmiadzin, dem Centrum der armenischen Kirche, betrachten wir mit den russischen Kaukasusländern, zu denen es geschlagen ist; Azerbeidschan bei Persien. Der Araxes bildet auf seinem Mittellaufe die Grenze zwischen Rußland und Persien; der Ararat liegt auf der russisch-türkischen Grenze. Nur die türkischen Besitzungen, welche auf 5690 □M. mit $1\frac{2}{3}$ Mill. Bewohnern berechnet werden, kommen jetzt in Betrachtung.

Das Türkische Armenien zerfällt in die Ejalets Erzerum, Kars und Wan, neben welchen noch die Paschaliks Bajazid und Mäsch oder Musch aufgeführt werden.

Erzerum, die Hauptstadt des türkischen Armenien, auf einer Hochebene, fast 5200' über dem Meere, am nördlichen Quellflusse des Euphrat unweit seiner Entstehung. Auf einem hohen Berge die Festung; Stadt, Vorstädte, zusammen 40,000 Einw. Hier kreuzen sich große Handelsstraßen, und der Zwischenhandel zwischen Persien und Europa (über Trapezunt) ist lebhaft. Nördlich von Erzerum in dem tief eingeschnittenen Thale eines Araxeszuflusses das feste Kars, 5800', auf steilem Fels darüber ein Castell. 12,000 Einw. Die Kriege zwischen Türken und Persern haben öfters in der Nähe dieser Grenzfestung gespielt. Südwestlich von Kars, nahe der persischen Grenze, in einem tiefen und engen Gebirgsthale Bajazid, volkreiche und befestigte Handelsstadt, 5000 Einw. Am Ostufer des Wansees Wan, auf der Stelle einer uralten, von der Semiramis erbauten Stadt, befestigt mit darüber liegender Citadelle. Lebhafter Handel. 35,000 Einw. In der Nähe Ruinen mit uralten Grotten und Keilinschriften. Auf der Insel Aghtamar im See ein armenisches Kloster mit einem der kleineren Patriarchate.

Die Hochebene von Diarbekir wie die südöstlichen Grenzlandschaften gegen Persien und Terrassen des Westrandes von Iran bilden Kurdistan, das Land der Kurden. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht, lieber von Räubereien. Dabei ist ihnen ein Gast eine Gabe Gottes. Ihrem religiösen Glauben nach sind sie eine Nebensecte der Sunniten, doch ist derselbe fast so zweifelhaft wie ihr politisches Abhängigkeitsverhältniß; wenn auch einmal gedemüthigt, fragen sie im Grunde wenig nach den türkischen und persischen Despoten. Schon der Grieche Xenophon, dessen berühmter Rückzug über die armenischen Plateaux ging, erwähnt das Räubervolk der Karduchen.

Feste türkische Herrschaft knüpft sich besonders an Städte und feste Plätze, die aber immer mehr verfallen. Die großen Karawanen ziehen, der kurdischen Streifereien wegen, lieber südlichere Straßen. Diarbekir, die Hauptstadt eines Ejalets, liegt einige Hundert Schritt vom Tigris auf einer über 100' hohen Basaltwand, die Mauern sind aus Basaltquadern. Früher über 40,000 Familien mit zahllosen Webstühlen. 1837 gab es noch 2700 Familien mit kaum 100 Webstühlen in halber Arbeit. Ein Erzbischof der mit Rom unirten Jacobiten hat hier seinen Sitz. Diarbekir ist der nördlichste Punkt, bis zu dem arabische Bevölkerung mit arabischer Sprache sich erstreckt; von da herrschen türkische Bevölkerung und Sprache vor.

Die wilden Gebirgslandschaften im Süden des Wansees sind von Nestorianern bewohnt; ihr Katholikos oder Patriarch residirt in dem Kloster Kosh-Hannes. Die Einen nennen sie wilder als die Kurden

und behaupten sogar, ihr geistliches Haupt führe immer den einen Flügel der Räuberheere an; nach Andern sind sie ein edler Stamm, der tüchtigsten einer im Orient. Der Amerikaner Grant wollte in ihnen die Nachkommen der weggeführten zehn Stämme Israels gefunden haben. Neuerdings haben protestantische Missionare sie zu gewinnen gesucht, römisch-katholische ihnen entgegen gearbeitet. Die Gesammtzahl der Nestorianer wird auf 150,000 angeschlagen; ein Drittel wohnt in Persien um den Urmia-See „unter der Peitsche des persischen Drängers." Dort ist auch die eine amerikanische Centralschule, die andere in Sais in den kurdischen Bergen.

§. 8.

Euphrat- und Tigrisland.

Die Zwillingsströme Euphrat und Tigris, denen wir auf den Plateaux von Armenien begegneten, sind die größten Flüsse von Vorderasien, mit einem Stromgebiete von 12,000 □M., und zerlegen dasselbe in eine syrisch-arabische, Europa zugekehrte, und in eine persisch-medische, dem Innern des Erdtheils zugewendete Hälfte.

Der Euphrat fließt aus zwei Quellflüssen zusammen. Der westliche, Frat, entspringt unweit Erzerum und der Araxesquelle. Einige dreißig Meilen östlich entspringt der andere Quellfluß, der Murad, der zwischen steilen Felsenufern mit Strudeln und Fällen der Vereinigung mit dem Frat entgegeneilt. Nach dem Zusammenflusse nimmt der Strom eine südliche Richtung mit Bogen nach W. und O. an, und durchbricht unter großen Krümmungen wildfluthend einen Zug der Tauruskette. Hier nach SO. gerichtet braust er durch eine Felsenspalte zwischen den wildesten schwarzen Gebirgsmassen über Steinbänke. Fall auf Fall, wenigstens Stromschnelle auf Stromschnelle, 300 an der Zahl, folgen sich auf einer Strecke von 20 M. Bei Telek erreicht der Fluß seinen östlichsten Punkt, hier auf 35 Schritte eingezwängt. Nach dem Austritte aus dem Taurus schlägt der Strom eine westliche Richtung ein, als wollte er sich direct dem 20—30 M. entfernten Mittelmeere zuwenden; noch immer sind die Ufer steile Wände rothen Sandsteins, doch nur etwa von 400' Höhe, noch immer kommen Wasserstürze und Stromschnellen vor. Die letzten Katarakte sind oberhalb Bir oder Biredschik, wo der Unterlauf des Euphrat beginnt. Die Richtung wird immer südöstlicher, die Ufer immer flacher; rechts tritt die syrisch-arabische Wüste an den Strom. Links fließt der Chabur zu, an dessen Ufern einstens Ezechiel Gesichte sah. Auf dem rechten Ufer fehlen bedeutende Nebenflüsse.

Der Tigris (Diglet) bildet sich aus zwei Quellflüssen. Der westliche Fluß Egil entspringt nur eine Stunde nordöstlich von Telek, der geschilderten Euphrateinschnürung, aus dem kleinen Gokdscha-See. Der östliche Fluß, Tsebeneh-Su, hat zuerst unterirdischen Lauf von

beträchtlicher Länge in der Höhle Korkhar, welche Taylor 1862 auffand und in ihr die wichtigsten assyrischen Inschriften aus der Zeit Sardanapals entzifferte. Oberhalb Diarbekir vereinigen sich die Quellflüsse. Dann eine Strecke nach O. gerichtet durchbricht der Tigris mit südlicher Wendung unter Strudeln und Stromschnellen den Südrand des armenischen Hochlandes. Zuflüsse aus den Alpenländern zwischen Iran und Armenien machen den Tigris bald sehr wasserreich. Sein Name, der Pfeil bedeutet, bezeichnet das reißende Gefälle.[1]) In der Ebene empfängt er vom Westrande von Iran den Zab Ala, der im schmalen, von schroffen Bergen eingefaßten Thale, das sich zuletzt zu der Schlucht Tijar Baghas verengt, aus dem Gebirge bricht.

Nach Art der Doppelströme suchen und fliehen sich Euphrat und Tigris zu verschiedenen Malen. So fließen sie sich auf dem Unterlauf entgegen, als wollten sie sich bei Bagdad vereinigen, gehen aber dann noch einmal nach verschiedenen Richtungen auseinander. So zerfällt das Euphrat- und Tigrisland in zwei Hälften, eine nördliche obere und eine südliche untere, welche so ziemlich die Figur einer Sanduhr bilden. Das Land zwischen den Strömen zeigt am Rande der nördlichen Hälfte noch hügelige Landschaften und Terrassen; weiter hinab aber steppenartige, blos im Lenz grünende, oft ganz wüstenhafte Ebenen, nicht mehr durch fleißige Thätigkeit der Bewohner vor dem Flugsande der Wüste geschützt, aus welcher Räuberhorden, Heuschreckenzüge und versengende Winde hervorbrechen. Im Alterthum war diese Strecke durch künstlich regulirte Bewässerung fruchtbar, wie denn auch noch jetzt unterhalb Bagdad Kanäle die fast wagerechte Schlammniederung zwischen beiden Strömen durchziehen. Seit einigen Jahren hat sich der Strom oberhalb Hilleh ein westlicheres Bett gesucht und sich immer mehr in Seen und Sümpfen, oder in der Wüste verloren, während das bei Hilleh und Diwanieh vorbeigehende Bett von Jahr zu Jahr weniger Wasser empfängt. Den größten Theil giebt aber auch dieser Arm durch den Hindiah-Kanal an einen großen See ab, der ihm jedoch weiter abwärts wieder zufließt. Der Tigris sendet durch den Schat-el-Hai dem Euphrat einen Theil seiner Gewässer zu.

Während einstens die Ströme gesondert das Meer erreicht haben sollen, vereinigen sie sich jetzt und bilden den Schat-el-Arab, der durch eine ebene, fruchtbare Niederung, allenthalben von Dörfern und Dattelhainen, Wiesen und künstlichen Bewässerungssystemen begleitet, dem persischen Busen zugeht. Zehn Meilen oberhalb beginnt das Mündungsdelta; von vielen Armen ist nur einer großen Schiffen zugänglich. Fast sechs Monate hindurch verwandeln die Ueberschwemmungen, welche in Folge der Schneeschmelze auf den Quellgebirgen vom März bis

1) Wie nach Varro, Strabo, Plinius (der ihn Diglito), Josephus (der ihn Diglath nennt), auch Seb. Munster weiß, der noch bemerkt: „Man schreibt davon, daß es so streng laufft, daß ein Mann in sieben Tagen kaum so fern gehen kann, als es fließt in einem Tag.“

Juni, zuweilen in Folge der Herbstregen auch im October eintreten, das Deltaland in Sumpf und See.

Die welthistorische Stellung dieses Euphrat-Tigrislandes ist eine überaus bedeutsame. Wiederholt ist es der Mittelpunkt von Weltreichen gewesen, die sich einander abgelöst und in prachtvollen Riesenstädten ihre Macht und Größe zur Erscheinung gebracht haben. In der Gabel von Tigris und Zab lagen die großen Städte des assyrischen Reichs, vor allen Ninive h, die drei Tagereisen (19 franz. Meilen) im Umkreise maß. Nicht eine Stadt bildete die kolossale Anlage, sondern eine Sammlung von Städten und Wohnplätzen. Das Ganze bildete ein umwalltes Viereck, auf drei Seiten von Flüssen: dem Tigris, dem Zab, dem Khosr, an der vierten von Bergzügen, den Ausläufern der Gebirge von Kurdistan, begrenzt. An jeder der vier Ecken lag eine wieder besonders befestigte große Stadt. Dazwischen eine Menge kleiner Wohnorte, Castelle u. s. w., auch Ackerfeld und Weiden. Ein Schutt von 3000 Jahren lag über der assyrischen Metropole, als seit 1842 ein Franzose Botta bei Khorsabad und der Engländer Layard bei dem heutigen Dorfe Nimrud Nachgrabungen anstellten und die kolossalen Tempel und Paläste mit Sculpturen und Inschriften aufdeckten, die ein treues Bild assyrischen Lebens darbieten. Hier Kampfscenen, Belagerungen, dort Jagden oder Processionen; jetzt zieht an uns eine Reihe Gefangener mit Tributabgaben in den Händen vorüber, dann nehmen wir an Festgelagen und religiösen Mysterien Theil. Symbolische Riesenfiguren, beflügelte Löwen und Stiere zwischen den einzelnen Gruppen. Der schon genannte Taylor hat 1862 im obern Tigrisgebiet noch alte Ruinen, vielleicht auch die vom alten Tigranocerta, gefunden.

Im eigentlichen Tieflande blühte das Reich der Babylonier oder Chaldäer. Durch große Dämme hatten sie die beiden Riesenflüsse gezähmt, beide durch zahlreiche Kanäle verbunden und das Land so fruchtbar gemacht, daß der Weizen 200—300fältig trug und handbreite Blätter hatte. Aber Steine zum Bauen gab es nicht; man grub Lehm und brannte daraus Ziegel, und statt des Mörtels nahm man das hier reichlich quellende Naphtha. Aus solchem Material wurde die gewaltige Stadt Babylon aufgeführt.

Die Stadt Babylon (erzählt Herodot) ist also beschaffen: Sie liegt in einer großen Ebene und ist ein Viereck, und jede Seite desselben beträgt hundert und zwanzig Stadien, das macht im Ganzen einen Umkreis von vierhundert und achtzig Stadien.[1]) Das ist die Größe der Stadt Babylon. Keine Stadt aber ist so prächtig gebaut, so weit wir wissen. Denn erstlich läuft ein Graben umher, der ist tief und breit und voll Wasser; dann eine Mauer, die ist fünfzig königliche Ellen breit und zweihundert Ellen hoch. Die königliche Elle aber ist um drei Finger breit größer als die gemeine. Hier muß ich auch sogleich noch sagen, wozu die Erde aus dem Graben verwendet und auf welche Art die Mauer gebaut worden. So wie sie den Graben machten,

1) Zwölf Meilen.

strichen sie gleich Ziegel aus der Erde, die aus dem Graben geworfen ward, und wie sie eine hinlängliche Anzahl von Ziegeln gefertigt hatten, brannten sie dieselben in Ziegelöfen, und dann nahmen sie zum Mörtel heißes Erdharz, und zwischen je dreißig Ziegelschichten stopften sie Horden von Rohr. Auf diese Art bauten sie erst den Grabenrand und sodann die Mauer auf die nämliche Weise. Und oben auf der Mauer am Rande bauten sie Thürme, aus einem einzigen Raume, einen gegen den andern; und zwischen den Thürmen blieb ein Raum, daß ein Wagen mit vier Pferden herumfahren konnte. Und rund umher in der Mauer waren hundert Thore, ganz von Erz, Pfosten und Sims desgleichen.

Also ward die Mauer von Babylon erbaut. Die Stadt aber besteht aus zwei Theilen, denn mitten durch fließt ein Wasser, das heißt Euphrates. Derselbe kommt von Armenien herunter und ist groß und tief und reißend und fließt aus in das rothe Meer. Die Mauer macht nun von beiden Seiten einen Winkel an dem Flusse, und dann kommt eine Mauer von Backsteinen, an beiden Ufern des Flusses entlang. Aber die Stadt selber besteht aus lauter Häusern von drei bis vier Stockwerken, und ist durchschnitten von geraden Straßen, sowohl die entlang gehen, als quer durch nach dem Flusse zu. Und am Ende einer jeden Straße waren Pforten in der Mauer am Flusse, so viele Straßen, so viele Pforten. Auch diese waren von Erz, und durch dieselben ging es nach dem Flusse. Die erste Mauer nun ist gleichsam der Stadt Panzer; innerhalb aber läuft noch eine zweite umher, die ist nicht viel kleiner als die erste, jedoch etwas schmaler. Und in der Mitte einer jeden Hälfte der Stadt steht ein Gebäude, nämlich in der einen die königliche Burg, die da ist umgeben von einer großen und festen Mauer, und in der andern des Zeus-Belus Heiligthum mit ehernen Thoren. Das war noch zu meiner Zeit zu sehn, und ist ein Viereck, jede Seite zwei Stadien lang. Und in Mitte desselben Heiligthums war ein Thurm gebaut, durch und durch von Stein, ein Stadium lang und breit; und auf diesem Thurme stand ein anderer Thurm und auf diesem wieder ein anderer, und so acht Thürme immer einer auf dem andern. Auswärts aber um alle die Thürme herum ging eine Wendeltreppe hinauf, und wenn man die Treppe halb hinauf ist, so sind da Ruhebänke angebracht, wo sich die hinsetzen und ausruhen, die hinaufsteigen. Und in dem letzten Thurm ist ein großer Tempel, und in dem Tempel steht ein großes, schön bereitetes Bett und daneben steht ein goldener Tisch. Aber kein Bild ist darinnen aufgerichtet, auch übernachtet kein Mensch daselbst, außer je zuweilen ein inländisches Weib, die sich der Gott selber von allen auserkoren, wie die Chaldäer erzählen, welche die Priester dieses Gottes sind. Diese Leute erzählen auch (ich glaub' es aber nicht), der Gott komme zuweilen in den Tempel und schlafe auf dem Bette, gerade wie die Aegypter erzählen von Theben, denn auch da schläft ein Weib in dem Tempel des thebäischen Zeus. Aber in dem Heiligthum zu Babylon ist unten noch ein anderer Tempel, darin ist eine große Bildsäule des Zeus, die da sitzt, von Gold, und daneben steht ein großer goldener Tisch, und Stuhl und Schemel sind auch von Gold, und wie die Chaldäer sagen, so ist dies alles achthundert Pfund Gold werth. Außerhalb des Tempels ist ein goldener Altar; es steht daselbst auch noch ein anderer Altar, worauf erwachsene Thiere geopfert werden; denn auf dem goldenen Altar darf nichts geopfert werden, außer allein was noch saugt. Auf dem größeren Altare verbrennen auch die Chaldäer tausend Pfund Weihrauch alle Jahr, zu der Zeit, wo sie das Fest ihres Gottes feiern. Es war auch noch zu jener Zeit in dem Heiligthum eine Bildsäule, zwölf Ellen hoch, von gediegenem Golde. Ich habe sie aber nicht gesehen, ich erzähle nur wieder was die Chaldäer erzählen. Das sind dieses Heiligthums Herrlichkeiten. Es sind aber noch außerdem besondere Weihgeschenke darin.

Vom babylonischen Thurme, dem Tempelthurme des Bel, steht noch das Fundament, über 2000′ im Umkreis, und 200′ hoch; darauf noch das erste Stockwerk vom Thurme selbst, die älteste Ruine der Erde, jetzt **Birs Nimrud** genannt — sonst nur Trümmer, nach Jesaias Weissagung (13, 19—22) von den Thieren der Wüste bewohnt.[1] Das **persische** Reich, in welchem jene ältesten Staaten aufgingen, zählte Babylon unter seinen Königs-Residenzen, und der große Alexander plante es zu seines Weltreichs Mittelpunkte zu erheben. Die Seleuciden schufen sich am Tigris eine neue Prachtstadt **Seleucia**, die Partherkönige **Ktesiphon**; die letztgenannte war auch Residenz der neupersischen Sassaniden. Auch diese Städte sind bis auf unbedeutende Reste verschwunden. In Ruinen, deren Inschriften die gelehrte Welt beschäftigen, liegt auch **Kufa**, im 7. Jahrhundert von dem Feldherrn des Kalifen Omar gegründet. Erhalten, wenn auch nicht in alter Herrlichkeit, haben sich die Städte, **Basra** und **Bagdad** auf beiden Seiten des Tigris, die prächtige Residenz des Harun, der feenhafte Schauplatz so vieler Märchen aus 1001 Nacht, mit 24,000 Revieren, deren jedes seine Moschee und sein Bad hatte, mit doppelten, 30 Ellen hohen Mauern und 2 Mill. Einw.

Das Euphrat-Tigrisland macht jetzt die türkischen Ejalets **Mosul**, **Rakka**, **Bagdad** und **Bassora** aus, die gegen 3 Mill. Einw. zählen mögen. Unter den Muhamedanern, welche die größere Hälfte bilden, viele Schiiten. Die christliche Bevölkerung ist aus den verschiedensten Bekenntnissen, Griechen, Armeniern, Nestorianern, Jacobiten zusammengesetzt. Die römisch-katholische Kirche hat in Bagdad einen Erzbischof, in Mosul residirt der Patriarch der unirten Jacobiten. Die nördliche der beiden Provinzen, das alte **Mesopotamien**, heißt türkisch **Al-Dschesirah**, d. h. die Insel. Im nördlichen Hügellande **Urfa**, das alte **Edessa**, ein Lehenfürstenthum des Königreichs Jerusalem bis 1144; Handelsstadt, 50,000 (?) Einw. Südlich das in Abrahams Geschichte wichtige **Harran**. Im Gebiete des obern Chabur **Mardin**; in einem nahen Kloster der Sitz des obersten jacobitischen Patriarchen, und **Nisibin**, das alte feste **Nisibis**, das in der Kriegsgeschichte des Alterthums so wichtig ist. Sieg der Aegypter über die Türken am 21. Juni 1839. Am linken Tigrisufer, den Ruinen von Ninive gegenüber, **Mosul**, an der Grenze des Terrassenlandes und Tieflandes, von verfallenen Befestigungen umgeben, mit engen ungepflasterten Straßen, in denen man die eine Hälfte des Jahres im Kothe, die andere im Staube geht. Im Mittelalter blühende Handels- und Fabrikstadt, wo man die feinen Baumwollenzeuge, **Musseline**, verfertigte. Noch jetzt Fabriken und beträchtlicher Handel; doch nur Schatten des alten Glanzes. 1795: 60,000, 1840: 19,000 Einw. Oestlich von Mosul am Zab **Erbil**, das alte **Arbela**; der letzte entscheidende Sieg Alexanders über die Perser 331. Westlich von Mosul an einem Zuflusse des Chabur **Sindjar**. Dieser Ort und die isolirte Berglandschaft in der Nähe ist der Hauptsitz der **Jeziden** oder **Jesiden**, deren es auch eine Colonie in der Nähe von Aleppo giebt. Sie scheinen ein Ueberbleibsel einer seltsamen Secte, die Gottes Einheit und Christum als den Sohn Gottes bekennen, die

1) Die Trümmer von Babylon sind 1853 von Fresnel, Oppert und Rawlinson gründlich durchforscht. Erkennbar sind noch Reste der innersten Stadtmauer, des Unterbaues der Akropolis. Ein niedriger Stand des Euphrat legte einen Kai bloß, dessen Ziegel den Namen des Königs Nabonid trugen. In der Nähe bei Dura ein regelmäßiger vierseitiger Unterbau, der an die Unterlage der Bavaria in München erinnert. Hier könnte Nebucadnezars Bild gestanden haben.

Maria und einzelne Heilige ehren, daneben aber dem „großen Herrn," dem Satan opfern, an dessen einstige Rehabilitation sie glauben. Ihre Religion ist ein verdunkeltes, verkümmertes Christenthum, das namentlich gnostische Elemente aufgenommen hat.[1]

Das südliche Euphrat-Tigrisland oder das eigentliche Tiefland heißt jetzt Irak-Arabi. Der Pascha der Provinz hat eine sehr selbstständige und mächtige Stellung. Die Hauptstadt Bagdad (letzte Silbe lang!) auf dem linken Tigrisufer mit einer auf dem rechten Ufer gelegenen Vorstadt füllt bei weitem nicht den Raum der alten Kalifenstadt aus. Die Straßen, auch hier enge und krumm und ungepflastert, bilden ein noch mehr verflochtenes Labyrinth als in andern türkischen Städten; die meist einstöckigen Häuser von Backsteinen und Lehm. Den Schmuck der Stadt bilden die reichen Bazars, denn Bagdad liegt auf der Haupthandelsstraße von Damask und Aleppo zum persischen Busen und weiter nach Indien; das schönste Gebäude ist das englische General-Consulat am Tigris. Die Stadt ist befestigt, nach Einigen so, daß sie als Grundfeste des osmanischen Reiches gelten kann; nach Andern können die Werke nur Araberhorden imponiren. Die Zahl der Einw. giebt Petermann nach einer vom Pascha Reschid erhaltenen Auskunft auf 36,000 an. Nahe unterhalb Bagdad erinnern die Ruinen von Madain, d. h. zwei Städte, an Seleucia und Ktesiphon. Wallfahrtsorte der Schiiten sind Iman-Hussein und Iman-Ali mit den Gräbern ihres Hauptheiligen und seines Sohnes Hussein. Südlich von Bagdad am Euphrat bei Hilleh die Ruinen von Babylon. In dieser Gegend (zum Theil aber auf persischem Gebiete) leben die Mandaje oder Mandäer, fälschlich Johannesjünger genannt. Dem Christenthume stehen sie fern; dabei freilich nehmen sie nur Christen in ihre Gemeinschaft auf und feiern den Sonntag. Johannes den Täufer erkennen sie als ihren wahren und einzigen Propheten, und die Taufe betrachten sie als unerläßliche Bedingung der Sündenvergebung.

Sechzig Meilen südlicher als Bagdad, eine halbe Stunde vom rechten Ufer des Schat-el-Arab, das im 7. Jahrhundert vom Kalifen Omar „als Centrum des Weltverkehrs zwischen Indien und Europa" angelegte Bassora oder Basra unter glühend heißem Himmel (bis 40° Hitze) in ungesunder morastiger, aber dem Handel sehr günstiger Lage. Der Strom ist hier eine halbe Stunde breit, die Fluth steigt bei der Stadt bis 9' und macht selbst Seeschiffen den Zugang möglich. Die Hauptgegenstände des Handels, der gegen frühere Blüthe nicht bedeutend ist, sind arabische Pferde, Datteln, Perlen. Vor 100 Jahren über 100,000 Einw., 1854 nur 5000 Einw. Die mit elenden Lehmmauern umgebene Stadt schließt in ihren weiten Umfang auch Gärten und Felder ein. Unmittelbar an der Mündung des Schat-el-Arab liegt Koweit, der Hauptort eines kleinen unter türkischer Herrschaft stehenden Freistaates.

§. 9.

Syrien und Palästina.

1. Westlich vom Mittellaufe des Euphrat erhebt sich eine Kalk- und Kreideplatte, welche allmählig bis 2000' steigt, dann aber steil gegen einen großen Erdspalt oder ein Längenthal, Ghor genannt, ab-

---

1) Als v. Harthausen die Jesiden über die Teufelslehre befragte, trat ein weißbärtiger Jesid hervor und sprach: Glaubst du, daß Gott gerecht, gütig und allerbarmend ist? Und da dies der Reisende bejahte: War nicht Satan einer der höchsten, oder der höchste geliebteste Erzengel? Seit vielen Jahrtausenden verstoßen, wird nicht Gott sich seiner dennoch erbarmen, ihn in seine erste Stelle wieder einsetzen und ihm die Herrschaft der Welt, die er erschaffen, wiedergeben? Wird er nicht dann der armen Jesiden sich annehmen, die allein unter allen Menschen ihn niemals verflucht, nie Böses von ihm gesprochen, ja für ihn gelitten und geduldet haben?

fällt. Zwei Flüsse fließen in demselben, der Orontes, jetzt El-Aasi, nach N., der Jordan nach S. Jenseit der Flüsse erhebt sich die Platte wieder und fällt dann zum Mittelmeere ab. Sowohl die westliche als die östliche Hälfte ist durch Zuflüsse zum Ghor vielfach zerrissen; doch giebt es kein Querthal, das vom Ghor zum Mittelmeere durchsetzte, den Unterlauf des Orontes ausgenommen. Das Land zeigt von N. nach S. einen merkwürdigen Parallelismus der Meeresküste, der Gebirgszüge und Flußthäler.

Nach den zwei nach N. und S. strömenden Flüssen zerfällt die Kalkplatte in zwei Abtheilungen, eine nördliche, Syrien, eine südliche, Palästina.

In Syrien ist das Ghor breit und fruchtbar — seine Ränder aber nicht blos abstürzende Plateaux, sondern mächtige Bergketten. Der westliche Zug verknüpft sich am Busen von Skanderun mit einem Zweige des Taurus, dem alten Amanus. Die Pässe von Issus verbinden Cilicien und Syrien. Den nördlichen Theil des Westzuges nennt man das Küstengebirge von Syrien. Südlich, zwischen den Ebenen von Tripolis und Tyrus, erhebt sich der waldreiche Libanon, d. i. weißes Gebirge, theils von dem Schnee, der 10 Monate die höchsten Spitzen deckt, theils von der weißen Farbe seiner Kalkfelsen so genannt. Auf seinem Haupte, sagt der Araber, ruht der Winter; der Frühling spielt auf seinen Schultern und zu seinen Füßen liegt der Sommer. Die höchsten Gipfel steigen über das nur 2 M. entfernte Meer bis über 9000'; in minder jähem Abfalle dacht sich der 4 M. breite Zug zur Spalte ab. Schon aus der Schrift berühmt sind die Cedern des Libanon, die Salomo zum Tempelbau verwandte. In der Höhe von 5820' bei dem maronitischen Dorfe Bascharrai giebt es noch jetzt eine Gruppe von 300 — 400 Bäumen, die einige hundert Jahre alt sein mögen, zehn oder zwölf aber zählen ihre Jahre vielleicht nach Jahrtausenden. Die größte hat an der Basis 47' im Umfange. Den östlichen Rand des Ghor in Syrien bildet der Antilibanon, der, im Allgemeinen niedriger, doch in seiner südlichen Verlängerung den Libanon noch an Höhe übertrifft. Nach W. zur Spalte fällt der Antilibanon rasch ab, nach O. dacht sich sein plateauartiger Rücken allmählig zur Kalkhochebene ab, die nach SO. in die arabischen Wüsten unmerklich übergeht.

Uralte Staaten in Syrien erwähnt hier die heilige Schrift; hernach wird das wichtige Land der Zankapfel benachbarter Reiche, wie denn namentlich Aegypten von jeher nach seinem Besitze gestrebt hat. Nach Alexander war es Mittelpunkt der Monarchie der Seleuciden, dann nach einander Beute der Römer und Muhamedaner, denen es Europa in den Kreuzzügen vergeblich zu entreißen suchte. Noch immer bildet Syrien (Soristan) eine Provinz des türkischen Reiches mit den Ejalets Haleb, Damaskus, Beirut mit Palästina. Unter der auf

fast 3 Mill. anzuschlagenden Bevölkerung sind an 900,000 Christen, die aus den verschiedensten Parteien zusammengesetzt sind.

Wir zerlegen Syrien zu näherer Betrachtung in die von der Natur gegebenen Abtheilungen und gehen dabei von W. nach O.

a) Der schmale sandige aber hafenreiche Küstensaum am Libanon war im Alterthum der spärliche Besitz der Phönicier, die eben dadurch auf das Meer gewiesen wurden. Sie waren die Engländer der alten Welt in Erfindungen und Seefahrten. Ihre glänzenden Hauptstädte Sidon und Tyrus sind als Saida und Sur hinter aufblühende andere Städte zurückgetreten und ihre Häfen zum Theil versandet.

Die bedeutendsten Hafenplätze und Handelsstädte sind jetzt Beirut (letzte Silbe lang!), das alte Berytus, 20,000 Einw. (Diaconissen- und Johanniter-Ordenshaus), und Tripolis oder Tarablus. Beirut nimmt als Handelsplatz nach Smyrna den nächsten Platz ein. Am südlichen Ende von Phönicien, auf einem dreieckig in das Meer springenden Vorgebirge, Accon oder St. Jean d'Acre, das alte Ptolemais, eine starke Festung, in den Kreuzzügen gar oft belagert, bis sie 1291 auf immer in die Hände der Muhamedaner fiel. Napoleon bedrängte die von Türken und Engländern vertheidigte Feste 1799 vergeblich. 9000 Einw.

b) Der Libanon, für das Auge des Beschauers in der Ferne eine nackte Felsenmauer, erweist sich in der Nähe als eins der bewohntesten und cultivirtesten Gebirge. Jeder Fleck Erde ist bebaut, und die Felsen sind oft bis zu dem Gipfel durch den Fleiß und die Erfindungskraft der Bewohner in fruchtbare Felder und Pflanzungen verwandelt. Zwei merkwürdige Gebirgsvölker bewohnen den Libanon.

Die Drusen, etwa 100,000 Köpfe stark, haben einen eigenen, von ihnen streng geheim gehaltenen Glauben, der eine um das Jahr 1000 entstandene sectirerische Abweichung von dem Islam bildet und besonders in einer excentrischen Auffassung der Prädestinationslehre besteht. Die Erde ist nach einander von 7 Geschlechtern, Engeln, Teufeln u. s. w., zuletzt von Menschen bewohnt. Gott ist öfter in Menschengestalt erschienen, als Adam, Noah, Moses, Christus, Muhamed, zuletzt als Hakem, der Stifter der Drusensecte. Die Drusen zerfallen in Atschols, d. i. Uneingeweihte, und Djahels oder Eingeweihte, etwa 5000 an der Zahl. Sie treiben Viehzucht und Landbau, aber auch das Waffenhandwerk, das ihnen eine sehr unabhängige Stellung den Türken gegenüber sichert. Ihr Haupt, der Emir oder Hakem, der in Der-el-Kammar oder Beteddin residirt, zahlt nur Tribut.

Die Maroniten werden auf 300,000 angeschlagen und haben den Namen von Johannes Maro, der im 5. Jahrhundert sie für die monotheletische Häresie gewann und ihre Kirche organisirte. Daß sie jetzt mit Rom vereinigt, ist schon früher erwähnt. Und sie sind ihrem Glauben mit Treue und Eifer ergeben, überhaupt ein tapferes und tüchtiges Volk. Ihre Dörfer und 200 Klöster hängen wie Adlernester an den Vorsprüngen und Terrassen des Gebirges. Zuweilen stehen zwei Dörfer fast senkrecht über einander; man kann einen Stein von dem einen in das andere werfen und die Stimme hören, während die Steilheit des Gebirges 1 bis 2 Stunden erfordert, um von einem ins andere zu kommen. Die Ortschaften sind öfters von Getreidefeldern umgeben, die künstlich angelegte Terrassen, welche zugleich das kostbare Erdreich nicht wegschwemmen lassen, bedecken. Denn selbst Steine werden zermalmt und mit Erde gemischt, um neuen Boden zu gewinnen. Der

Patriarch residirt in dem Kloster Kanobin, welches, an einem steilen Abhange des Libanon erbaut, sich mit der einen Seite an den Berg lehnt, die andere auf eine hoch aufgeführte Mauer stützt. Amerikanische Missionare suchen nicht ohne Erfolg die Maroniten protestantisch zu machen.

In der Zeit der Kreuzzüge hatte im Libanon die islamitische Secte oder der Geheimorden der Assassinen eine Hauptprovinz. Das Haupt, der Alte vom Berge, der in Persien in der Feste Alamut residirte, war mächtig und schrecklich durch seine Leibwachen und Henker, die Fedavies, Opferjünglinge, auf jeden seiner Winke zur entschlossensten Lebensaufopferung bereit.

Am Saume des Küstengebirges von Syrien die lebhafte Handelsstadt Latakieh, das alte Laodicea, und Skanderun oder Alexandrette am gleichnamigen Busen, gleichsam der Hafen von Haleb (administrativ von den Türken zu Kleinasien gerechnet).

c) Das Tiefland zwischen Libanon und Antilibanon (1600′ über dem Meere) hieß bei den Alten bezeichnend das hohle Syrien, Cölesyrien, jetzt El-Bekaa. In ihm strömt der Orontes, jetzt El-Aasi, bis er sich durch ein Querthal zum Mittelmeere durchbricht und hier noch den Abfluß des Sees von Antiochia, der im nördlichen Ende des Ghor liegt, empfängt. Da sonst in dem Kalkhochlande Querthäler fehlen, ist das untere Orontesthal von je her eine Passage von Handels- und Heereszügen gewesen.

In diesem Passagethale liegt Antakia, das alte Antiochia, einst eine der größten Städte mit etwa 700,000 Einw., auch für die Geschichte der christlichen Kirche wichtig (hier die Jünger Jesu zuerst Christen genannt); jetzt ein öder Ort von etwa 20,000 Einw. Patriarchen der römischen Katholiken, der unirten Griechen, Maroniten und Jacobiten. (Belagerung im ersten Kreuzzuge.) Am obern Orontes die große Handelsstadt Hamah, 30,000 Ew.

Südlich der Orontesquellen 3580′ über dem Meere Baalbek oder Heliopolis, mit den prachtvollen Resten eines Sonnentempels.

d) Auf dem Kalkplateau, auf welches sich jetzt der lebhafteste Verkehr gezogen, im Norden Haleb, Aleppo, die neue Hauptstadt von Syrien, seit dem Erdbeben von 1822 noch 75,000 — 100,000 Einw. Der Großhandel nach Persien und Indien ist meist in den Händen der Armenier. Patriarchen der römisch-katholischen Kirche, wie der unirten Griechen, Armenier und Maroniten.

Vierzig Meilen südlich von Haleb die alte Hauptstadt von Syrien, Damaskus, die Vaterstadt des treuen Hausverwalters Abrahams, Elieser, in einer durch sieben Arme des Barrady lieblich gewässerten Aue, mitten unter Obst- und Orangenhainen, beherrscht von einer Unzahl von Moscheenkuppeln und Minarets, „das Auge des Ostens, das Muttermal an der Wange der Welt.“ Betritt man die Stadt, so ziehen sich die langen Reihen der Bazare unabsehbar dahin, in deren Läden man mit Gold und Silber durchwirkte Seidenzeuge (Damast, italiänisch damasco) und die berühmten Stahlwaaren, wie die Damascenersäbel sieht. Aber auch europäische Waaren fehlen nicht, und grell gefärbte englische Kattune kauft der staunende Beduine mit Begier. Die Stadt ist ein lebhafter Handelsplatz und zählt 120—150,000 Einw., darunter 20,000 unirte und nicht unirte Griechen, wenige Maroniten und Armenier, mit zwei protestantischen Missionen. Die Bedeutung der Stadt im Leben Pauli (Apostelgeschichte 9.) macht sie der christlichen Betrachtung ehrwürdig. Die schnurgerade, ½ Stunde lange Hauptstraße der Stadt soll die-

selbe sein, welche als die „richtige, d. i. gerade" Apostelgeschichte 9, 11. erwähnt wird und auf dem Kirchhof der Christen soll Paulus verlernt haben, wider den Stachel zu löcken. Aber Damaskus ist auch bis jetzt ein Hauptschauplatz christlicher Märtyrer. Der Vulcan des islamitischen Fanatismus hat in Damaskus seinen Centralpunkt. Im Jahre 1860 wurden in einem entsetzlichen Blutbade Tausende von Christen niedergemetzelt. Die französische Armee hielt deshalb vom August 1860 bis zum Juni 1861 ganz Syrien besetzt.

e) Auf einer Oase der syrischen Wüste liegt Tadmor, das Palmyra der Griechen und Römer. Von Salomo erbaut, wurde es besonders merkwürdig, als in den spätern Zeiten des Römerreiches hier ein Sarazenenhäuptling Odenat eine Herrschaft gründete und sein kühnes Weib, Zenobia, sich zur Kaiserin des Ostens aufwarf. Sie wurde endlich besiegt; ihre Stadt, die damals mit Rom wetteiferte, ist jetzt ein armseliges Dorf.

2. Die südliche Hälfte jenes Kalkhochlandes, zwischen Syrien und Arabien, ist dem Umfange nach ein so kleines Land, daß die Despoten von Vorderasien es zu gar keiner besondern Statthalterschaft gemacht, sondern immer als Anhängsel von Syrien betrachtet haben. Vierzig Meilen lang (von Dan bis Berseba, wie es im Alten Testament heißt) umfaßt es einen Raum von 500 □M. Sein ältester Name ist Canaan, d. h. Niederland, daher der Gesammtname der Völker, die es bewohnten, Cananiter. Den Nachkommen Abrahams wurde das Land Canaan als einstiger Besitz zugesagt oder zugelobt, daher gelobtes Land. Schon zu Zeiten des Josephus war der Name Palästina in Gebrauch.

Aber vielsagender und treffender ist der Name: das heilige Land; heilig als der Schauplatz der höchsten Offenbarungen Gottes, heilig durch den Wandel des Sohnes Gottes auf Erden. In der Geschichte der Religion ist das unscheinbare Land das wichtigste der Erde und erscheint in seinen geographischen Verhältnissen seiner hohen Bestimmung vollkommen entsprechend. Rings umgeben von den sechs blühendsten Culturvölkern der alten Welt — Babylonier, Assyrier, Meder, Perser, Phönicier, Aegypter — blieb dies Land und die Hauptstadt doch schwer zugänglich durch Wüsten und Meere, gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen. Ohne durch schiffbare Stromgebiete nach außen gelockt zu werden, konnte hier das Volk Israel durch Gottes Offenbarungen ungestört erzogen werden. Als aber die höchste Offenbarung, das Christenthum, auf seinen Boden gepflanzt war, da bot es, gerade da gelegen, wo die Erdtheile der alten Welt sich am meisten nähern, den Sendboten des Evangeliums schnelle und bequeme Bahnen zu ihrer Verkündigung. [1])

---

1) Seb. Münster: Das Heilig Land wird nicht unbillig vorgesetzt allen Ländern und Stetten der ganzen Welt. Dann da haben gewont die Patriarchen, da haben geweissaget auß dem Geist Gottes die Propheten, da hat der einig Sohn Gottes an sich genommen menschliche Natur, durch sein heilig Leiden und Sterben uns versünt den himmlischen Vater. Da haben die heiligen Apostel empfangen den Geist Gottes und sind von dannen gezogen in die ganze Welt und haben allen Menschen verkündt das reich Gottes. Diß Land hat vor Zeiten seinen Einwonern uberflüssiglichen bracht milch und honig; aber nachdem Christus kommen ist, geußt es aus in alle welt arznei des Heils und spendet speiß des lebens.

Das heilige Land, auf welches sich die Blicke aller Monotheisten auf Erden mit Ehrfurcht richten, ist mit seinen heiligen Orten und Erinnerungsstätten dem christlichen Bewußtsein vor Allem werth und ihm dauernd ein Ziel frommer Sehnsucht. Nur eine gemüth= und glaubenslose Denkweise kann sich darüber wundern, daß man schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche von Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande vernahm, nur eine ungerechte Bitterkeit über den Mißbrauch des löblichen Brauches schmälen und vergessen, daß auf der Erde sich an alles Höhere und Heilige eben — Erde hängt. Nachdem Jerusalem 70 n. Chr. durch Titus erobert und zerstört war, besonders aber nach einem neuen Aufstande der Juden unter Hadrian wurden zwar auch die heiligen Erinnerungsstätten der Christen verwüstet und durch heidnische Embleme entweiht; dennoch ist anzunehmen, daß sie bei den palästinensischen Christen nicht in Vergessenheit gekommen sind. So konnte die Mutter des ersten christlichen Kaisers Constantin, die fromme Helena, sie leicht auffinden und mit Kirchen überbauen. Die Wallfahrten nach dem heiligen Lande wurden nun immer häufiger und verminderten sich auch nicht, als 636 Jerusalem, nach ihm bald ganz Palästina, in die Gewalt der Araber kam, später an seldschuckischen Türken noch härtere Herren erhielt. Ihre Bedrückungen und Erpressungen vermochten die zuströmenden Pilger nicht zurückzuhalten. Wohl aber verbreitete sich immer mehr und mehr in der christlichen Welt die ganz richtige Anschauung, es sei unwürdig, die Wiege des Christenthums in den Händen der Muhamedaner zu lassen. Aus dieser Anschauung gingen unter kräftiger Anregung Einzelner die Kreuzzüge hervor, jene begeisterten Versuche der abendländischen Christenheit, das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen, welche uns immer wieder auf den Blättern der Geschichte und der Dichtung (Tasso's Befreites Jerusalem) in so hohem Grade anziehen und einen Wiederschein jener glühenden Jugendzeit des Christenthums in unsere Seele werfen. Obgleich durch zwei Jahrhunderte die Verbindung des Abendlandes mit Palästina sowohl auf Wegen des Handels als durch größere oder kleinere bewaffnete Expeditionen eine dauernde und fließende ist, so werden doch gewöhnlich sieben größere Unternehmungen oder Kreuzzüge unterschieden. Der erste 1096—1100 führte zu der Gründung des christlichen Königreichs Jerusalem, dem die Lehnsfürstenthümer Tripolis, Antiochia und Edessa als Vormauer vorgelagert waren. Innerer Verfall, und Vereinigung der früher zersplitterter Kräfte des Islam in der kräftigen Persönlichkeit Saladins führten 1187 den Fall der heiligen Stadt herbei. Sie ist hernach nur einmal kurze Zeit wieder in den Händen der Christen gewesen. Die Seeküste blieb länger in ihrem Besitz, bis 1291 auch Accon sank. Seitdem gebietet der Halbmond, von der Christenheit unbelästigt, über ihre heiligen Stätten, die sich an der Protection einzelner christlicher Mächte genügen lassen müssen, und leider durch den auch um das Grab des Erlösers laut werdenden Streit der christ=

lichen Parteien oft genug entweiht werden. Die schwärmerische Gluth der Kreuzzugsperiode ist lange erloschen. Demungeachtet ist Palästina noch immer das Ziel frommer Pilgerfahrt im eigentlichen Sinne; eine Reise in das heilige Land, bei den Communikationen der Gegenwart so erleichtert, wird nicht selten von Touristen oder Reisenden, die ein höheres Interesse treibt, oder von dazu organisirten Reisegesellschaften und Pilgerzügen unternommen,[1] und die wissenschaftliche Untersuchung richtet sich mit Eifer auf seine genauere Erforschung. Männer der verschiedensten Bekenntnisse und Standpunkte können sich nach eigenem Geständniß einem eigenthümlichen und überwältigenden Eindruck nicht entziehen, der an den heiligen Stätten die ganze Seele ergreift.[2]

Das Land, „in welchem Milch und Honig floß," liegt unter türkischer Verwahrlosung. Man zählt jetzt 600,000 Einw., während die Bevölkerung früherer Zeiten mindestens auf 5 Mill. anzuschlagen ist.

Die Natur Palästina's erhält ihr eigenthümliches Gepräge durch seinen Hauptfluß, den Jordan. Seine Quellgegend liegt am Südabhang des noch im September mit Schneemassen bedeckten Hermon oder Dschebel-al-Scheikh, der sich am Südende des Antilibanon bis 9500' erhebt. Aus drei Bächen fließt der Jordan zusammen: zwei kommen von Banjas, dem alten Cäsarea Philippi, und vereinigen sich südlich von Tell-el-Kadhi. Durch ein enges, von steilen Bergwänden eingeschlossenes Thal fließt der verengte Fluß in den kleinen schlammigen Schilfsee Merom (El-Huleh), in den von Westen her der dritte Quellbach des Jordan, der Nahr-Hasbani, sich ergießt. Von nun an beginnt die merkwürdige Depression des Jordanthales. Der Fluß, dessen größte Breite 40 Ellen beträgt, strömt zwischen schilfeingefaßten Ufern und erreicht nach 4—5 Stunden vom Merom aus den See Genezareth, im Alten Testament das Meer von Kinnereth (Galiläisches Meer, See von Tiberias), der schon 700' (nach französischen Messungen von 1861 189 Meter) unter dem Spiegel des Meeres liegt. Das etwa 6 Stunden lange und 3 Stunden breite, klare und fischreiche Seebecken ist rings von edelgeformten Bergwänden und Hügeln eingerahmt, die im Frühjahr

1) Wir geben eine Stelle aus der Einladung zur Osterpilgerfahrt 1865: „Die Seefahrt, zunächst nach Aegypten, nimmt nur sechs Tage in Anspruch. Am 25. März in Alexandrien landend, gewinnen die Pilger vier freie Tage, um auch Cairo und die Pyramiden von Gizeh zu besuchen. Am 30. März wird die Seereise fortgesetzt und den folgenden Tag Palästina erreicht, wo, in Jaffa landend, die Pilgerschaar Pferde in Bereitschaft finden wird, um am 2. April ihren Einzug in Jerusalem zu feiern. Um ihr zur Verehrung sämmtlicher h. Stätten Zeit zu gewähren, wird die Beherbergung und Verpflegung in Jerusalem auf vier Wochen ausgedehnt. Mittlerweile geschehen Ausflüge nach Bethlehem, St. Johann, Modin, nach Bethanien und Jericho, nach dem Jordan und zum todten Meer. Nach dem Abschied von Jerusalem führt die Landreise durch Samarien, wo die Städte Naplus und Sebustijeh, der Brunnen der Samariterin, wie auch die Berge Hebal und Garizim den frommen Wallern sich darbieten, bevor sie durch die Ebene Esdrelon Nazareth erreichen. Von diesem Städtchen aus werden Ausflüge nach Naim, dem Thabor, nach Tiberias, Kapharnaum und Kana, und der Schluß der Pilgerfahrt im h. Lande auf dem Carmel mit einer Dankandacht gemacht. Am 13. Mai wird in Caifa an Bord des Lloyd-Dampfers die Rückreise über Beirut, Smyrna nach Triest angetreten." Die Kosten etwa 34 Thaler.

2) In einer alten Geographie heißt es: „Wann ein Mensch in dem Grab ist (er sei was Religion er wolle), so wird ihme angst und bange, neben grausamen Frost und Schrecken, also daß sich darüber zu verwundern."

in saftiger Vegetation prangen, später bei fast völliger Baumlosigkeit verbrennen und veröden. In den Zeiten des Neuen Testaments waren die Uferterrassen auf das Fleißigste angebaut: Wallnüsse und Palmen, Feigen, Oliven und Trauben und Obsthaine — zahlreiche Städte und Dörfer dazwischen gesät, der See noch mit Schiffen bedeckt. Hier haben die meisten Apostel als Fischer (auch Bethsaida) ihre Netze ausgeworfen, und unser Herr hat sich an Genezareths Ufern mächtig in Reden und Thaten erwiesen. Jetzt belebt kein Schiffchen, keine Barke den Wasserspiegel. Die Ostseite ist eine von räuberischen Beduinen bewohnte Wüste, die Westseite eine fast menschenleere Einöde. Auch Kapernaum, die Stadt Jesu (Matth. 9, 1.), einst zum Himmel erhoben, liegt in Trümmern (Matth. 11, 23.). Der einzige bedeutende Ort ist jetzt das schmutzige Tiberias, Tabarijeh, in dem nach dem Sprüchwort „der König der Flöhe" seine Residenz hat, mit warmen Bädern. Türken und vor allem Juden wohnen hier. Ein Franciskaner mit seinem Diener bei einem Kirchlein des h. Petrus sind die einzigen Christen im Orte.

Vom See Genezareth strömt der Jordan mit starkem Gefälle und in vielfachen Windungen; die Ufer sind mit Tamarisken und Schilfröhricht bedeckt.

Den Schluß des Thales bildet die auf dem Westufer gelegene Ebene von Jericho, ein irdisches Paradies, wie sie der jüdische Geschichtsschreiber Josephus nennt, wegen ihrer Balsambäume und Palmengärten berühmt. Jetzt liegt hier ein armseliges, schmutziges Dorf, Erika oder Riha; ein einziger verlassener Palmbaum erinnert an die frühere Palmenstadt.[1]) Doch sind die Jordanufer von Pilgerzügen bedeckt, die sich hier zu baden pflegen; man zeigt in der Nähe die Stelle, wo unser Herr von Johannes die Taufe empfing.

Durch eine Niederung von Salzthon tritt der Jordan nun in das 30 □M. große todte Meer, einstens das fruchtbare Thal Siddim mit den Städten Sodom und Gomorra (1. Mos. 19, 24. 25.). Der von zerrissenem Geklüft umstarrte See liegt 1235 Pariser Fuß (nach franz. Messungen von 1864 392 Meter) unter dem Spiegel des Mittelmeeres, die tiefste Erdsenke unsers Planeten. Nach sehr genauen Untersuchungen des englischen Reisenden Tristam 1864 findet sich mit einer möglichen Ausnahme keine Spur vulkanischer Thätigkeit. Die Basaltrisse und Lavakiesel, mit denen einige Reisende so freigebig waren, sind blos Lagen und Rollgeschiebe schwarzen Feuersteins; was man für Krater ansah, sind wahrscheinlich von versiegten Wasserfällen ausgehöhlte Becken. Das Wasser, so salzig wie gradirte Soole (auf 100 Theile Wasser 42 Theile Salz), birgt keine Fische und wirft Erdpech- oder Asphaltschollen aus; seine Verdunstung überzieht hier und da die Ufer-

1) Die von Pilgern häufig mitgebrachte Rose von Jericho (Anastatica hierochuntica), welche vertrocknet wieder ins Wasser gebracht ihre Zweige auseinander breitet, ist nicht bei Jericho heimisch. Mit einer Rose hat sie übrigens nicht die geringste Aehnlichkeit.

strecken mit einer Salzkruste. Der See besteht aus einem größern 1000' tiefen nördlichen Becken und einem kleineren südlichen, das nur 16' tief und von dem erstern durch eine flache Halbinsel geschieden ist. Parallele Terrassen längs dem Ufer deuten das allmähliche Sinken des Sees an.[1]

Das Ghor setzt sich vom Südende des todten Meers bis zum rothen Meere fort, doch nicht als ehemaliges Jordanbette. In der Nähe des Beduinenlagers Arabeh ist die Wasserscheide zwischen beiden Meeren, die zwischen 300 — 700' Höhe über dem Mittelmeere anzunehmen ist.

Die geschilderte Erdsenke, welche wegen ihrer tiefen Lage eine fast tropische Vegetation hat, zeigt schon, daß die Höhenverhältnisse von Palästina ein ganz eigenthümliches Interesse bieten. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume umfaßt das Land alpine Gebirgssysteme neben großartigen Furchen, die tief unter dem Niveau des Meeres liegen; daneben ausgedehnte Plateauländer. Jerusalem und das todte Meer, wenige Meilen von einander entfernt, haben einen Höhenunterschied von 3685'.

Wir steigen aus der Depressionsfurche zunächst auf das östliche Plateau, die Osthälfte der Kalkplatte, einst das Gebiet der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse, später im Großen Peräa, das jenseitige Land genannt. Sie besteht aus zwei Hochebenen, einer nördlichen und südlichen, welche durch das Gebirge Gilead geschieden werden. Dazu gehört der Nebo, „gegen Jericho über," von dem Moses des gelobten Landes Herrlichkeit sah. Der zum Jordan in einer tief eingeschnittenen Schlucht rauschende Jabok ist das bedeutendste Gewässer. Das bis jetzt im Verhältniß zur Westplatte wenig durchforschte Land, dem erst jetzt größere Aufmerksamkeit zugewandt wird, zeigt großartige Ruinen auf, die aus den Zeiten späterer Römerherrschaft stammen, z. B. die Ruinen von Gadara, in der Nähe des Sees Genezareth.

Der westliche Flügel mit 2000 — 3000' Durchschnittshöhe beginnt im N. mit der Hügellandschaft Galiläa, dem Gebiete der Stämme Asser, Naphthali, Sebulon, Dan, des Heilandes Lieblingsaufenthalt (Matth. 4, 16. 17.). Sie fällt steil zum Jordan

1) Die traditionell gewordenen Beschreibungen des todten Meeres leiden an phantastischer Uebertreibung. Der Anblick des Sees — sagt z. B. Alban Stolz — hat eher etwas Freundliches als Düsteres; die Farbe des Wassers im Sonnenschein glich dem Bodensee, nur streifte die Blaue etwas ans Grün oder näherte sich dem Vitriolblau. Das Wasser zeigte ziemlich starke Brandung, obschon nur ein leichter Nordwind ging. Mehrere Stellen der Wassergrenze waren mit starkem Schilf bewachsen; mannigfache Vegetation, selbst Niederholz bedeckte einen Theil des Gestades; ich sah einen Raben und hörte im Gebüsch einen Vogel pfeifen, und während man sonst in Palästina zuweilen einen ganzen Tag lang reiten kann, ohne einen einzigen Schmetterling zu sehen, so erblickte ich gerade in der Nähe des todten Meeres einen solchen. Desgleichen zeigten sich auch Fliegen. Wir hatten überhaupt im Westen von Jerusalem Gebirgsstriche durchzogen, welche bei weitem todter und von der Sonne verwundeter aussahen, als die Umgebung des todten Meeres von Norden aus. Am Ufer lag viel Treibholz, wahrscheinlich vom Jordan herabgeschwemmt. — Andererseits ist es wahr, daß an manchen Niederungen Salzüberzüge von abgedunstetem Seewasser sich zeigen, daß keine Fische im Wasser sind, und daß das Wasser, so unschuldig es auch dreinsieht, ganz grimmig herb ist; es machte mir auf der Zunge beinahe die Empfindung, wie wenn ich von einem Insect gestochen würde.

und dem See Genezareth, und im S. zur Ebene Jesreel ab, hat liebliche fruchtbare Thäler, in denen der Anbau bis zur höchsten Stufe reicht, daneben kühne Bergformen, kräftige Wälder, den Hermon im N. zum Schlußstein. Auf dem Rande gegen den See zu zeigt man den Berg der Seligkeiten, auf dem die Bergpredigt gehalten sein soll; am Südrande tritt der isolirte Kegelberg Tabor, ein schöner Berg von blendendem Kreidekalk mit rauschender Waldung und weiter Aussicht, ein wahrer „Hochaltar der Natur," 1760′ hervor. Die Tradition bezeichnet ihn als Berg der Verklärung. Oben sind ausgedehnte Ruinen früherer Klöster, Kirchen und Befestigungen. In einem ziemlich erhaltenen Gewölbe wird zuweilen, namentlich am Verklärungstage (6. August) Gottesdienst gehalten. Auf dem Plateau selbst liegt, wie ein Felsenneſt an den grünen Bergesabhang geklebt, rings von grünenden Höhen umfangen in lieblicher Abgeschiedenheit „wie die schönste Zelle der Welt, welche den Verkehr mit irdischem Getümmel absperrt," Nazareth, jetzt Nasra, mit der Franciskanerkirche der Verkündigung. In einer Seitenkapelle ein Altar, auf dem an jedem Tage die Messe von Mariä Verkündigung gelesen werden darf; auf dem Marmorboden die Inschrift: Verbum caro hic factum est. Auch Josephs Haus wird gezeigt. Die protestantische Mission hat einen Prediger in Nazareth stationirt. In der Nähe, in Sinschur, eine deutsche Ackerbau-Colonie. Cana und Nain sind noch als Dörfer vorhanden.

Im S. von Galiläa dehnt sich die vom Kison durchströmte Ebene Jesreel, das alte Stammgebiet Isaschar, früher wohl ein See, der zum Mittelmeer abfloß und fetten Schlammboden zurückließ. Darum hier die üppigsten Gersten- und Weizenfelder und Cultur der Baumwollenstaude. Die Niederung ist für das heilige Land, was Leipzigs Ebenen für Deutschland, die Fläche zwischen Poitiers und Tours für Frankreich, Böotien für Hellas — das Schlachtfeld der kriegerischen Entscheidungen.

Am Ausgange der Ebene Jesreel, südlich von der Mündung des Kison, ragt wie eine Warte der Carmel in das Meer hinaus. Auf seinem Gipfel stritt Elias, der Prophet Gottes, mit den Baalspfaffen und sah nach langer Dürre eine Wolke wie eines Mannes Hand vom Meere aufsteigen. Die zahlreichen Klüfte und Höhlen machten den Berg von jeher zum Wohnort der Propheten, Einsiedler und Mönche. Der Orden der Carmeliter (der seine Entstehung bis Elias hinleiten will) hat hier sein Stammkloster, welches durch den Sammeleifer zweier seit der Zerstörung von 1821 übrig gebliebener Mönche jetzt wieder hergestellt ist und Fremde gastlich in seine Mauern aufnimmt. Es liegt 517′ über dem Meere, während der fast bis zum Gipfel angebaute, quellenreiche, steile Berg bis zu 1500′ steigt. Unweit des Flusses, am Nordfuß des Carmel, die kleine Seestadt Haifa oder Kefa.

Im Süden der Ebene Jesreel erhebt sich das Plateau wieder zur mittlern Landschaft der Westhälfte, Samaria. Die durchziehenden Bergzüge nennt man zusammen das Gebirge Ephraim; auch hier reich bewässerte, trefflich angebaute, mit Saaten und Obsthainen bedeckte Thäler. In alten Zeiten Gebiet des Stammes Ephraim und Halb Manasse, nach der Wegführung der Juden in das babylonische Exil, das Land der Samariter (Samaritaner), eines aus Juden und Heiden entstandenen Mischvolkes mit einer Mischreligion aus Satzungen des Pentateuch und heidnischer Gewohnheit, einem eigenthümlichen Sprachdialekt und Bibelcodex. Zwischen ihnen und den Juden war keine Gemeinschaft, sondern bitterer Haß. Noch jetzt giebt es gegen 200, immer mehr zusammenschmelzende Samaritaner in Nablus (Neapolis), das in einem fruchtbaren quellenreichen Thale unter Maulbeer-, Oel-, Mandel- und Feigenbäumen liegt. Es ist das alte Sichem der erste Ort, bei dem Abraham im Lande Canaan sich lagerte. Jakob kaufte ein Landgut von den Leuten zu Sichem; am Jakobsbrunnen, der noch draußen vor der Stadt als ein zerbrochenes mit üppigem Kräuterwerk umsponnenes Quadergemäuer gezeigt wird, hat der Herr müde gerastet und sein Gespräch mit der Samariterin gehalten (Joh. 4.). Der Brunnen ist 80 Fuß tief. In der Nähe stehen die Felsenberge Ebal und Garizim 2350′ einander gegenüber. Von ihnen erklang zu Mosis Zeiten Fluch und Segen, und auf dem Garizim, ihrem heiligen Berge, brachten und bringen die Samaritaner ihre Opfer. Nablus hat gegen 15,000 Einw. und ist durch den Handelszug von Damaskus nach der Seeküste lebhaft. Die andern Orte Samariens lagen und liegen noch auf den Berghöhen: so erbaute König Omri die Hauptstadt Samaria, der griechische Name für Schomron, später Sebaste (so von Herodes zu Ehren des Kaisers Augustus genannt), auf einem Rebhügel; aus elenden Lehmhütten eines schmutzigen Dorfes ragt großartig der hohe Chor einer zerbrochenen Kirche, welche der Orden der Johanniter Johannes dem Täufer, der hier begraben sein soll, erbaute. In Siloh, 4 Stunden südlich von Sichem, stand lange Zeit die Stiftshütte, und in Bethel, jetzt Beitin, wo einst Jakob im Traume die Himmelsleiter gesehen, an der Grenze Judäas, das goldene Kalb Jerobeams.

Die südliche Landschaft Judäa, das Gebiet der Stämme Juda, Benjamin, Simeon und Dan, wird von nackten, unbeholzten und welligen Höhen durchzogen, welche man das Gebirge Juda nennt.

Das Auge sucht hier zuerst und vor Allem die Hauptstadt, die heilige Stadt Jerusalem, das Ziel, nach dessen erstem Erscheinen sich Kreuzfahrer und Pilger drängen, das sie mit Gebet und frohem Zuruf begrüßen,[1]) die Stadt, auf die das zerstreute Volk Israel noch

---

1) Ecco da mille voci unitamente
Gerusalemme salutarsi sente.

Hei, wie sie rufen, wie aus einem Munde,
Und grüßen's tausendstimmig in der Runde!

eben so mit Stolz wie mit Schmerz und Sehnsucht blickt; die Stadt, die selbst der Muselmann El-Kods, d. i. die Heilige, nennt.

Da liegt sie und stellt sich dem suchenden Auge als eine weiße Mauerreihe mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets, untermischt mit dem dunkeln Grün der Cypressen, hervorragen. Kahle Berge und Hügelketten voller Ruinen rings umher — da liegt sie, „die Königin in dem Lande, die zur Wittwe gemacht ist, die der Herr voll Jammer gemacht hat am Tage seines grimmigen Zorns."

In einer unfruchtbaren und wasserleeren Gegend, zwischen rings aufsteigenden Bergen erhebt sich ein 2450' (779 Metres) über dem Mittelmeere liegendes Kalkplateau, das nur nach N. mit der großen Hochfläche von Judäa zusammenhängt, nach den drei übrigen Seiten hin durch schroff eingesenkte Thäler abgeschnitten ist. Kleinere Erhebungen ragen wieder über die Platte empor. Das Ganze wie geschaffen, eine feste Stadt zu tragen, die nur gegen N. künstlich zu befestigen war. Darum lag schon zu Abrahams Zeiten hier Salem, d. i. Friede, deren König Melchisedek Abraham Brod und Wein entgegentrug. Hernach hatten die Jebusiter hier eine Feste. David entriß sie ihnen, und machte die nun Jerusalem, d. i. Friedensstadt, genannte Stadt zum Mittelpunkte seines Reichs. Man unterschied später vier Haupttheile: den Hügel Moria (schon früher durch Isaaks Opfer geheiligt) mit dem Tempel, die Höhe Zion mit der Burg Davids, gewissermaßen die Citadelle, die Höhe Acra und die Fläche Bezetha, mit der das Stadtplateau im N. sich senkt.

Das heutige, etwa in Form eines Vierecks gebaute und mit starken 40' hohen im reinen Stil des Mittelalters aus mächtigen Quadern mit Zinnen und 34 Thürmen aufgeführten Mauern umgebene Jerusalem umfaßt (etwa wie Rom) nicht alle Theile der alten Stadt, ist aber an andern Stellen über die alten Ringmauern hinausgegangen. Die südliche Mauer zieht nicht mehr auf dem Südrande des Plateaus, aber im NW. sind jetzt Theile in die Stadt gezogen, welche zu Christi Zeiten außerhalb der Stadt lagen. Vier Thore öffnen sich nach den vier Himmelsgegenden: im N. das Damasker Thor, im O. das Stephansthor, im W. das Jaffathor, im S. das Zionsthor. Innerhalb seiner Mauern ist Jerusalem eine malerische Stadt. So massiv sind die hohen blinden Mauern der Häuser angelegt, daß man in den einsamen Straßen durch die labyrinthischen Gänge einer gewaltigen Festung zu wandern scheint. Oft strecken sich die Häuser über die Straße hinüber, oft gehen Strebepfeiler von Haus zu Haus. Kein Fenster geht auf die Straße, hier und da ein vorspringender vergitterter Erker. Die Gassen sind nirgends auch nur einige Ruthen weit eben, sondern klimmen und krümmen sich mit zerbrochenen Stufen im Zickzack; Rebengewinde und Blumen ranken und blühen überall aus dem Gemäuer. In den letzten Jahren sind viel stattliche Neubauten aufgeführt. Die Bevölkerung ist aus Bekennern der drei monotheistischen Religionen gemischt und beträgt 25,000 Einw. Darunter befinden sich etwa 12,000 Muhamedaner; sie besitzen auf dem Tempelplatze die von Omar aufgeführte achteckige Moschee, nächst der Moschee von Mekka ihr größtes Heiligthum. Christen und Juden ist der Zutritt bei Todesstrafe untersagt; doch sind neuerlich Ausnahmen vorgekommen. Das Heiligthum ist im Innern durch drei Säulenkreise in eine weiteste, weitere und engere Rotunde getheilt. Die letzte schließt den heiligsten Ort in sich: einen Felsen, auf dem Abraham einst Isaak opfern wollte. Die ärmsten und elendesten Einwohner von Jerusalem sind etwa 5000 Juden; ein an den Tempelplatz stoßender Winkel ist ihr Klageplatz, wo sie zur Klage zusammenkommen. Da sitzen sie mit entblößten Füßen, küssen den Boden und lesen Psalmen und Propheten, die von Glanz und Zerstörung

der heiligen Stätte weissagen. Aus der Fremde kommen oft alte Juden nach Jerusalem, um hier zu sterben und so bei der im Thale Josaphat einst geschehenden Todtenauferstehung die ersten zu sein. Der Christen zählt man zwischen 7000—8000, und sie gehören den verschiedensten Bekenntnissen an. Die römisch-katholische Kirche hat jetzt in Jerusalem wieder einen Patriarchen und ein mit Franciskanern besetztes (lateinisches) Kloster,[1]) mit der geräumigen, zur Beherbergung der Fremden aufgeführten Casa nova und noch andere Kirchen, Klöster und Hospize. Die Griechen, Armenier und andere Parteien der morgenländischen Kirche besitzen Kirchen und Klöster. Auch ein russischer Bischof residirt jetzt in Jerusalem; England und Preußen haben 1841 ein Bisthum der englischen Kirche gegründet; eine gothisch aufgeführte evangelische Kirche steht auf Zion, auch ein von Diaconissen aus Kaiserswerth geleitetes Krankenhaus mit Unterrichtsanstalt, ein Hospiz der Preußischen Johanniter u. s. w. sind vorhanden. Von allen Bekenntnissen wird gegen Reisende und die noch immer zur Osterzeit heranströmenden Pilger liebevolle Gastfreundschaft geübt. Uebrigens hat Jerusalem jetzt auch mehrere „Hôtels", in denen man zu 3—4 Thalern täglich leben kann; in der Osterwoche zu erhöhten Preisen.

In Jerusalems Umgegend ist jeder Fußtritt für christliche Erinnerung heiliger Boden; es giebt nicht ein Haus, das nicht seine fromme Sage hätte, nicht einen Stein, an den sich nicht eine heilige Erinnerung knüpfte, nicht eine Grotte oder Quelle, die nicht der Schauplatz einer heiligen Erzählung wäre. Das größte Heiligthum ist die im nordwestlichen Stadttheile gelegene Kirche des heiligen Grabes, welche in ganz unregelmäßiger Form alle Stätten des Leidens und Auferstehens begreift. Den nach O. gerichteten Chor bildet der Calvarienberg; in dem westlichen Chore steht unter der jetzt sehr schadhaften und fast den Einsturz drohenden Kuppel[2]) die Kapelle des heiligen Grabes. Aus der Vorhalle, der Engelskapelle, gelangt man in das eigentliche Grab, eine Grotte, welche 6 Fuß lang, 5 Fuß breit ist. Auf der rechten Seite deckt eine Altarplatte, über der 36 ewige Lampen von Gold und Silber brennen, die eigentliche Grabeshöhlung. Nur immer drei Pilger auf einmal finden Raum, sich an der heiligen Stätte niederzuwerfen. Die verschiedenen Parteien der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche, nämlich Lateiner, Griechen, Armenier und Kopten (die jedoch nur eine Kapelle an der Rückwand des Grabes besitzen), haben sich in die Räume der Kirche getheilt und ihre Lobgesänge verstummen nicht. Jede hat ihre besondern und bestimmten Andachtsstunden, und wenn nestorianische, abessynische, jacobitische Priester nach Jerusalem kommen, halten auch sie an ihnen zugehörigen Altären Gottesdienst. Gebet und Danksagung an den heiligen Stätten erklingt von Mitternacht bis Abend in den verschiedensten Riten. So halten die Franciskaner jeden Abend unter Gesang und Gebet eine Procession an alle heiligen Stätten. Sie gehen von der katholischen Seitenkirche, welche der heiligen Jungfrau gewidmet ist, aus, verweilen nach einander bei dem Orte, wo Christus, während das Kreuz zusammengefügt wurde, gefangen gehalten ward, bei der Stätte der Kleidertheilung, der Kreuzerfindung, in der Kapelle der heiligen Helena, an dem Orte der Dornenkrönung, vor Golgatha und der Stätte der Kreuzigung, dem Steine der Salbung, dem heiligen Grabe, und kehren dann in die Marienkirche zurück. Schließlich wird für den Papst, die christlichen Fürsten, die Pilger, auch für die Befreiung des heiligen Landes gebetet.[3]) Andere Vorgänge in

1) Unter dem Guardian dieses Klosters stehen 19 im heiligen Lande und den Nachbarländern vorhandene Franciskanerklöster, welche französischen Schutz genießen: St. Johann in der Wüste, $1\frac{1}{2}$ Stunde südwestlich von Jerusalem, Ramla, Joppe, Haifa, Acca, Nazareth, Saide, Beirut, Tripolis, Larissa, Aleppo, Damaskus, Libanon, Alexandria, Rosette, Cairo, endlich Larnaka und Nikosia auf Cypern. Namentlich diese lateinischen Klöster üben ohne Unterschied des Glaubens die edelste Gastlichkeit.

2) Ein Neubau ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen, weil die streitenden Kirchen sich nicht über ihre Betheiligung vereinen konnten.

3) „Gott, der Du Alles nach Deiner wunderbaren Fürsehung ordnest, Dich flehen wir demüthig

der Grabeskirche sind minder erbaulich. Leider sind, besonders in der Osternacht, in welcher nach dem Glauben der Griechen heiliges Feuer vom Himmel in der Grabkapelle sich entzündet, unter den morgenländischen Christen Scenen nicht selten, welche den heiligen Stätten durchaus nicht angemessen, und, schmachvoll genug, oft nur durch türkische Peitschenhiebe zu endigen sind.[1]) Alle Tage sitzen bis Abend Türken, kaum 12 Schritt von dem Salbungsstein auf dem Divan und rauchen ihre Pfeifen. Weniger Bedenken erregt dem Unbefangenen die viel besprochene Frage nach der Echtheit des heiligen Grabes. Schon oben sprachen wir die Ueberzeugung aus, daß die Tradition über die heiligen Orte unter den paläftinensischen Christen gewiß nie erloschen ist. Das ist unser Hauptgrund, auf dem wir um so mehr stehen bleiben, als der auch von andern Standpunkten geführte Streit über Echtheit und Unechtheit noch lange nicht zu bestimmten und unwiderleglichen Resultaten geführt hat.

Aus der Grabkirche wandeln wir die Via dolorosa, den von der Tradition genau bezeichneten Schmerzensgang, auf dem der Herr von Pilatus Hause das Kreuz nach Golgatha trug, und treffen in der Stadt noch auf gar viele Erinnerungsstellen christlicher Tradition. Im Süden außerhalb der jetzigen Stadt wird das Haus gezeigt, in dem Christus das heilige Abendmahl eingesetzt haben soll.

Wir werfen nun den Blick in die schroffen Tiefthäler zur Seite der Stadt. Da zieht sich im O. zwischen dem Kalkplateau und dem Oelberge das Thal Josaphat, mit dem Bache Kidron, jetzt einer ganz wasserlosen, steinbesäeten Rinne. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberge und Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber. Unter andern zeigt man das Grab Absaloms, als Gegenstand der Verehrung das der Maria, welches zu einer Höhlenkirche umgewandelt ist. Jenseits erhebt sich der 2550′ hohe Oelberg, mit schöner Aussicht auf Jerusalem und den Spiegel des todten Meeres. Oben steht eine kleine Moschee; auf ihrem Felsenboden zeigt man den Eindruck des Fußes, den der Herr, als er gen Himmel fuhr, zurückgelassen haben soll. Die Katholiken dürfen am Himmelfahrtstage in dieser Moschee Messe halten. Am westlichen Abhange der dem lateinischen Kloster gehörige, mit einer Mauer umgebene Garten Gethsemane, mit 8 alten Olivenstämmen und Stationsbildern an den Wänden; an den östlichen Abhängen das Dörflein Bethanien, arabisch El-Azir (Lazarusdorf), wo gastliche Freundschaft den Herrn aufzunehmen pflegte. Lazari Grab wird noch gewiesen, und in der vierten Fastenwoche feierlicher Gottesdienst darin gehalten.

Im W. und SW. der Stadt zieht sich das Thal Gihon und Hinnom[2]) nach dem Teiche Bethesda (dessen Identität mit dem biblischen aber sehr zweifelhaft ist), und der Quelle Siloah, in der ganzen Umgegend die einzige Stelle, wo ein Trunk frischen Wassers zu finden ist. Der in diesen Thälern fließende, zwei viereckige Teiche bildende Gihon vereinigt sich mit der Kidronschlucht und geht in ihr zum todten Meere.

Eine Meile im SO. von Jerusalem liegt 2538′ hoch auf zwei durch einen kurzen Sattel getrennten Hügeln das fast nur von Christen bewohnte Bethlehem, d. i. Haus des Brodes (Joh. 6, 41.), mit nur 3000 Einw., aber mit nichten die kleinste unter den Städten Juda. Sie „ist die bedeutungsvollste aller Wiegenstätten der Welt," die Ge=

---

an, daß Du dieses Land, welches Dein Eingeborner mit seinem eigenen Blute geheiligt hat, allen Feindeshänden entreißen wollest und in der christlichen Religion Deinen Namen dienen lassen."

1) Im Jahre 1834 wurden 200 Personen in der Kirche zu Tode gedrückt und 100 so zugerichtet, daß sie noch in derselben Nacht starben.

2) Das Thal Hinnom der furchtbare Schauplatz alten Götzendienstes, daher Geena auch Name der Hölle.

burtsstadt Christi. Unter der prachtvollen von Justinian aufgeführten Kirche (von welcher nur der Chor zum Gottesdienste benutzt wird, das Schiff verfallen ist) die Geburtsgrotte des Herrn, in welcher eine Menge silberner Lampen brennen. Auf dem Boden ein Stern mit der Umschrift: Hic de virgine Maria Iesus natus est (die ein neuerer Reisender jedoch nicht bemerkt haben will). Klöster der Lateiner, Griechen und Armenier schließen sich der Kirche an; aber auch hier fehlt es nicht an den ärgerlichen Tumulten. Erst im Juni 1861 kam es zwischen lateinischen und armenischen Priestern zur Schlägerei. „Das Blut floß in den Zugängen zur heiligen Höhle der Geburt."

Auf dem halben Wege von Jerusalem nach dem todten Meere in furchtbarer Einöde das Kloster St. Saba. Es hängt wie ein Schwalbennest an der südlichen Seite der Kluft, in welcher der Kidron rinnt; die Häuser, Kirchen und Kapellen sind an den Felsen hinauf wie Dachziegel über einander geschichtet und überall Höhlen und Zellen in den Felsen eingehauen. Die Gegend ist baum- und kräuterlos; eine einzige Palme wächst in einem der Höfe, die einzige der ganzen Gegend.

Mitten im Gebirge Juda in einem tiefen Thale liegt das alte Hebron, jetzt El-Khalil, d. i. Stadt des Geliebten (Abraham), 10,000 Einw. Hier wohnte Abraham in Mamre's Hain, hier residirte David, als er noch über Juda allein König war, sieben Jahre lang. In einer Moschee, welche die 1 Mos. 23 erwähnte doppelte Grufthöhle umschließt, ruhen nach dem Glauben der Moslemin die drei Patriarchen mit ihren Frauen. Ein Christ darf die Stätte nicht entweihen: dem Prinzen von Wales mit seinem Gefolge konnten neuerlich die fanatischen Mollah's den Eintritt nicht weigern.

Nordwestlich von Jerusalem auf dem Wege zur Meeresküste trifft man auf Ramla, mit einem castellartigen Franciskanerkloster. Als Zeichen ehemaliger Größe sind Marmortrümmer auf einen Umkreis von 2 Stunden umhergestreut. Die Küstenstadt Joppe oder Jafa, 7 Meilen von Jerusalem, liegt mit engen, krummen, schmutzigen Gassen terrassenartig einen Kegelberg hinauf. Das mit spanischen Mönchen besetzte Franciskanerkloster ist ein festes und imposantes Gebäude. Joppe ist der wichtigste Handelsplatz der paläftinensischen Küste; doch ist die Rhede nur für kleine Fahrzeuge zugänglich. Wenigstens 6000 Einw.

Nördlich von Joppe bis Cäsarea, einst die prächtige Königsstadt Herodes des Großen, dann die Residenz der römischen Statthalter und Standquartier römischer Truppen (Paulus, Festus, Felix), jetzt ein Dorf von wenigen Häusern, dehnt sich ein 2 Stunden breiter Küstensaum, die im Alten Testament wegen ihres Blumenschmuckes gerühmte Ebene Saron (Hohel. 2, 1.). Im Anfang und bis in die Mitte des Februar, wenn das Gras noch nicht hoch ist, prangt diese Uferebene mit einem Flor von Tulpen, Lilien, Narcissen, Hyacinthen, Asphodilen, Nelken, Ranunkeln, Anemonen und andern Blumen, zwischen denen Rinder und Kameele weiden; im März aber ist das Gras schon so

hoch gewachsen, daß nur noch die schöne weiße Lilie ihr Haupt aus demselben emporheben kann. Vom Mai an ist die Pracht der Wiesen dahin, das Gras verdorrt, und in Kurzem ist der ganze Boden wie ausgebrannt und die schöne Flur zur dürren Wüste geworden, bis der Frühregen, welcher um die Mitte des Octobers eintritt, sie wieder erquickt. Der ausgebrannte Boden bringt dann nichts als Salzkräuter hervor, die von den Einwohnern der Gegend in Gruben zu Asche verbrannt werden, woraus nachher die gute Oelseife bereitet wird, die unter dem Namen der venedischen Seife seit langer Zeit eine große Berühmtheit erlangt hat.

Von Joppe 18 Stunden nach Süden abwärts erstreckt sich die Niederung Sephela, das Land der Philister, ehemals voll großer und volkreicher Städte, ein Hauptsitz der Abgötterei und eine übele strafende Nachbarschaft für Gottes Volk — jetzt wüste und verlassen. Von den fünf Städten der Philister ist nur Gaza, Ghuzzeh als ein Durchgangs= und Rastort der zwischen Aegypten und Arabien, Palästina und Syrien ziehenden Karawanen bedeutend geblieben. 20,000 Einw., auf einem Hügel zwischen Gärten und Cactushecken. Die Ruinen von Ascalon werden im raschen Verfall bald ganz verschwunden sein; von den übrigen Städten hat sich auch nicht der Name erhalten.

Der ganze Küstenstrich von Palästina ist sehr hafenarm; auch aufs Meer hinaus sollte Israel nicht gelockt werden.

§. 10.

Die Halbinseln Sinai und Arabien.

1. Das rothe Meer läuft im N. in die schmalen und tief einschneidenden Busen von Suez im W., von Akaba im O. aus. Beide umschließen eine dreieckige Halbinsel, welche von der arabischen durch die Schlucht des Gher deutlich abgeschnitten ist. Die Geographen haben früher dieses Verbindungsglied zwischen Asien und Afrika zum peträischen Arabien gerechnet, den Arabern selbst ist solche Anschauung ganz fremd. Mit größerm Rechte trägt sie von dem mächtigen Granitgebirge des Sinai, welches ihre südliche Zuspitzung bildet, den Namen der Sinai=Halbinsel.

Auf dieser Halbinsel, die noch im N. der Sinaigruppe von Kalkgebirgen, welche an den beiden Meeresküsten hinlaufen, durchzogen und im Ganzen ein von wilden Schluchten (Wadis) durchsetztes Felsenplateau zu nennen ist, bewegt sich zum großen Theil die Wüstenreise der Kinder Israel. Die Stationen ihrer Fahrt sind durch Brunnen oder kleine Oasenflecke noch heute erkennbar. Die meisten Reisenden ziehen zum Theil dieselbe Straße. Die sinaitischen Inschriften auf zerfallenen Denkmalen oder Felsblöcken, zum Theil ägyptische Hieroglyphen, zum Theil andere Charaktere, gewähren ein besonderes wissenschaft=

liches Interesse. Sie scheinen die Religions- und Sprachdenkmäler nordarabischer heidnischer Stämme zu sein.

Den Mittelpunkt der historischen und religiösen Erinnerungen bildet aber die Gruppe des Sinai selbst, welche mit ihren Hauptgipfeln steil aus dem hier 1000—1200′ tiefen Meere zur Höhe von 7000—8000′ emporragt. Zwei Hauptgruppen treten deutlich hervor: im NW. steigt aus niedrigen Bergzügen der Serbāl mit seinen sieben kegelförmigen Gipfeln auf; bis zu dem Kamme ziehen sich die erwähnten sinaitischen Inschriften herauf. Südwestlich liegt die eigentliche Sinai-Gruppe und zerfällt in den Dschebel-Musa, mit einem niedern Stockwerke, dem in schroffer Felsenwand abstürzenden Horeb — und den St. Katharinenberg, den höchsten der Gruppe, der eine Aussicht über die ganze Halbinsel gewährt; auch das afrikanische Gebirge dämmert herüber.

Welcher unter den genannten Bergen ist nun der Sinai der Gesetzgebung? Eine Frage, die früher meist zu Gunsten des so imposant geformten Serbal entschieden ward. Jetzt nimmt man, in Uebereinstimmung mit der Tradition, den Dschebel-Musa dafür, namentlich weil das umgebende Local und kein anderes auf der Halbinsel zu der Geschichte der Bibel paßt. Nur auf der Ebene Rahah, welche sich vor der Horebwand dehnt, konnte das Volk Israel den äußern Vorgängen der Gesetzgebung zuschauen.

Daß diese geheiligte Gegend sich in der christlichen Zeit mit Kirchen und Klöstern bedeckte, kann uns nicht befremden. Die meisten sind zerstört und zerfallen. Erhalten ist das am Fuß des Sinai schon 5000′ hoch liegende von Kaiser Justinian erbaute griechische Kloster der Verklärung, in welchem auch der von Engeln hierher getragene Leib der heiligen Katharina bewahrt wird. Wie eine Festung vor den streifenden Arabern verwahrt, erhebt es sich mit 40 Fuß hohen Granitmauern, und schließt im Innern außer der Hauptkirche über 20 Kapellen (in einer die Stelle des feurigen Busches) und acht bis zehn Hofräume mit lieblichen Obstgärten ein. Gegen vierzig, oft hochbejahrte Mönche, führen ein strenges Leben der Ascese, dem Fleisch- und Weingenuß fremd bleibt. Auch sie üben freudig Gastlichkeit, winden, da ihr Hauptthor seit langer Zeit vermauert, die Gäste in ihre heilige Citadelle und empfangen sie mit dem Gruße und Kusse des Friedens. Bei ihnen fand und erwarb der deutsche Gelehrte Tischendorf eine in dem vierten Jahrhundert geschriebene Handschrift der Bibel, den Codex Sinaiticus. Vom Kloster aus besteigen die Reisenden den Horeb mit der Eliaskapelle und den 700′ höher liegenden Gipfel des Dschebel-Musa, nach dem auch Araber wallfahrten, um einen Fußeindruck Muhameds zu verehren. Auf dem Gipfel eine Kapelle und eine Moschee, beide in Trümmern. Die Aussicht ist beschränkter als vom Katharinenberge und gewährt nur einen Einblick in die sich kreuzenden Gebirgszüge und Schluchten der Halbinsel. Südwestlich vom Sinai am Busen von Suez liegt

die Stadt **Tor**, in ihrer Nähe der merkwürdige Glockenberg, **Dschebel-Nakus**, 400' hoch, in dem man musikalische Klänge, bald wie Flötentöne, bald wie Orgelklang, vernimmt. Das Fortrutschen des Sandes in den ausgewaschenen Gesteinsfurchen soll die Ursache der seltsamen Musik sein.

2. Die Halbinsel **Arabien** (**Dschesireh**), die im Gegensatze zu den beiden indischen die Breitseite dem indischen Ocean zukehrt, ist an 50,000 □M. groß. Die Bodengestalt im Ganzen und Großen ist leicht zu fassen. In der Mitte ein Hochplateau, zum Theil reine Wüste mit Oasenflecken, so daß schon Herodot Arabien mit einem gefleckten Pantherfelle vergleicht. Die arabischen Wüsten zeigen jedoch mit geringen Ausnahmen in der Regenzeit im December und Januar die gewöhnliche Vegetation der Steppen im Frühjahr und werden erst nach Verlauf dieser Monate Wüsten im geläufigen Sinne. Das Plateau hebt sich von Norden nach Süden, wo es eine Höhe von 4000' erreicht. Rings um das Tafelland Randgebirge, die theils als Terrassen unmittelbar zum Meere abfallen, theils einen Küstensaum übrig lassen. Aber im Einzelnen ist noch Vieles unbekannt; ja Arabien gehört noch zu den am wenigsten einer genauen Kenntniß erschlossenen Gebieten. Nicht einmal die Küsten, besonders im Osten und Süden, sind zur Genüge bekannt; der Nordrand oder der Abfall zur syrischen Wüste und ein großer Theil des Innern noch nicht aufgehellt.

Die arabische Halbinsel trägt im Allgemeinen völlig afrikanischen Typus. Man hat sie deshalb wohl Klein-Afrika genannt. Schon die Wasserarmuth erinnert an den nachbarlichen Erdtheil. Nirgendwo ein beständig fließender, zu einem großartigen Systeme von Wasseradern entwickelter Fluß, überall nur intermittirende Flüßchen und Bäche oder vielmehr Bergrisse, **Wadis**, die nur, wenn es regnet (was selten vorkommt) Wasser führen. Die Striche um den durchschneidenden Wendekreis haben ihre jährliche Regenzeit, andere kennen Regen kaum; ein immer reiner Aether wölbt sich über ihnen und ein Sternenzelt von solcher Pracht, daß der Gestirndienst der heidnischen Araber sich erklären läßt. Die trockene Hitze steigt auf dem Tafellande bis auf 36° R. und die heißesten Tage sind oft durch den von Juni bis September zu Zeiten auftretenden Gluthwind **Samum** noch lästiger und gefährlicher; die Temperatur seiner brennendsten Stöße beträgt 63° R. Die Vegetation und Thierwelt trägt afrikanischen Charakter. Hier gedeihet der in Afrika heimische Kaffeebaum, hier wie dort kocht die Sonne die köstlichsten Düfte und Gewürze im Weihrauch und im Balsam von Mekka. [1]) Die Steppen Arabiens sind wie die afrikanischen die Heimath von Straußen, von schlanken Gazellen — arabischen Dichtern ein Bild jung-

1) **Seb. Münster**: Durch diß ganz Land geht ein edler geschmack von Thymian, Myrr und wolschmeckenden rosen, welche man legt zu dem Feuer, so man ein gut gereuch machen will Und so der Wind kommt in die wolschmeckenden Bäume, geht der süß geschmack weit auß dem Land, daß auch die, so in dem roten Meere schiffen, ein wunderlustigen geruch davon empfahen.

fräulicher Schönheit — von Löwen und Hyänen. Und auch in Arabien, wie drüben, fehlt „das Schiff der Wüste" nicht, das Kameel.

Die Parallele mit Afrika hat auch in geschichtlicher Beziehung eine gewisse Gültigkeit. Die abgeschlossene, durch Wüsten und Korallenklippen geschützte Halbinsel hat von jeher die Araber, Ismaels Nachkommen, vor fremder Eroberung geschützt. Obwohl zwischen den ältesten Culturländern Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Persien und Indien gelegen, erhielt sich Arabien ausschließend gegen von dorther kommenden Einfluß. Hierher kamen keine Griechen, die sich doch selbst im unwirthlichen Norden des schwarzen Meeres niederließen; alle Versuche der Römer, in das Innere zu dringen, sind gescheitert und ihre Herrschaft hat sich nicht weit über die Sinai-Halbinsel ausgedehnt. Dagegen ist von Arabien und zwar von der Westküste die umfangreichste Weltherrschaft ausgegangen, die je bestanden. Denn nachdem Muhamed († 632) in Mekka als Verkündiger einer neuen Lehre aufgetreten, und ihm nach schweren Kämpfen die ganze Halbinsel zugefallen war, entflammte des neuen Propheten Gebot, mit dem Schwerte seine Religion, den Islam (d. i. Ergebung an Gott) auszubreiten, den Heldenmuth der feurigen Araber. Unter den Nachfolgern Muhameds, die man Kalifen nannte, fiel den Moslemin oder Muselmännern (d. i. den Gottergebenen) ein großes Stück Asiens und die Nordküste von Afrika in die Hände; selbst Spanien, Süditalien und die Inseln des Mittelmeeres fühlten ihr Joch, und erst an den Ufern der Loire konnte Karl Martels Tapferkeit ihnen Schranken setzen. Aus jener Zeit rührt es, daß außer auf der Halbinsel noch in so vielen Gegenden Asiens und Afrikas Araber wohnen, daß arabische Schrift und Sprache zu den großen Weltsprachen gehört. Zwar die Kalifenherrschaft zerfiel; aber in vielen Ländern gründeten Helden des Islam neue Staaten. Er drang bis nach Indien vor, überall zerstörend und verwüstend, doch zuweilen auch mit einem Schimmer von Wissenschaft und Cultur, den einzelne große Männer hervorriefen. Die eigentliche Halbinsel kehrte in ihren frühern Zustand der Getheiltheit in kleine Gebiete und der Unabhängigkeit vom Auslande zurück. Ungestört neben jenen großartigen Staatenbauten hatte sich in ihrem Innern patriarchalisches Hirtenleben erhalten, wie denn der stabile Charakter des Orients in Sitten und Gebräuchen in Arabien in der schönsten Ausbildung erscheint.

Die Bevölkerung kann man nach Verschiedenheit des Stammes oder der Lebensweise eintheilen; nur wird man sich bei dem ersteren Eintheilungsgrunde mehr oder weniger auf dem Gebiete der Hypothese bewegen. Ein neuerer Forscher (Burton) unterscheidet: 1) die Arab-el-Aribah in Resten an der Südwestküste, die ältesten Bewohner des Landes. 2) Die Aniza und Nedschdi, Stämme, die den bessern Theil der Halbinsel inne haben, um 2200 v. Chr. aus Mesopotamien einbrachen und die ältesten Bewohner zurückdrängten. Die genealogische Sage führt sie auf Sem und Joktan zurück. 3) Die Arab-el-

Mustarrabah, die eigentlichen Ismaeliten, besonders in der Sinai-Halbinsel. An einigen Punkten sind die verschiedenen Elemente in Mischung durch einander gegangen, andere haben Zuzüge von Afrika her erfahren. So deutet das fast schwarze Aussehen der Araber auf dem Südrande, der Tehama, und ihr Dialekt auf Vermischung mit afrikanischer Race, während z. B. die Bergvölker in Jemen sich durch fast weiße Haut und europäische Gesichtszüge auszeichnen.

Der Verschiedenheit der Lebensart nach unterscheidet man ansässige oder Haddesi und nomadische Araber. Die ersteren, Bewohner der Städte und Oasen, sind entweder von türkischer Herrschaft abhängig oder bilden kleine Staatsverbände für sich. Den größern Theil der Bevölkerung bilden Beduinen (Bedàwi, d. i. Kinder der Wüste), ein in Stämmen und Horden umherschweifendes Nomadenvolk unter Emirs und Scheikhs. Auf ihren geschmeidigen windschnellen Rossen (über deren unvermischtes Blut ordentliche Stammbäume gehalten werden, [1]) durchfliegen sie die Wüste nach Raub. Ihnen ist noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt, wie vor uralten Zeiten. Es ist ein mit vielen trefflichen Eigenschaften gezierter Menschenschlag; sie sind mäßig, daß Milch und eine Handvoll Datteln ihnen genügt, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft, ritterlich. „Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!“ ist der Beduinen Kriegsgeschrei.

Man theilte nach Ptolemäus in der älteren Geographie Arabien in drei Theile, das Peträische, das Glückliche und das Wüste. Die erste Bezeichnung wurde noch dazu für gleich mit steinig genommen, während sie von der Stadt Petra im Edomiterlande abzuleiten ist. Zu Römerzeiten war sie die Metropole römischer Herrschaft und Cultur; im Wadi-Musa finden sich noch jetzt bedeutende Reste von Theatern, Triumphbögen u. s. w. — Mit Recht ist jene alte und im Wesentlichen doch principlose Eintheilung verlassen. Wir betrachten die Küstensäume, zuletzt das Tafelland der Mitte, und zählen die Provinzen auf, welche schon Abulfeda namhaft macht.

---

1) Wir theilen einen solchen Stammbaum mit: „Im Namen des gnädigen Gottes, des Herrn aller Geschöpfe! Friede und Segen sei mit unserm Herrn Muhamed und seiner Familie und seinen Anhängern bis zum Tage des Gerichts! Und Friede sei mit allen denen, welche diese Schrift lesen und ihren Inhalt verstehen! Gegenwärtige Schrift bezieht sich auf das graulich-braune Füllen mit vier weißen Füßen und einem weißen Abzeichen an der Stirn. Es stammt aus der echten Race Saklawy und heißt Obeyan; seine Haut ist glänzend und rein wie Milch; es gleicht den Pferden, von welchen der Prophet sagt: „wahre Reichthümer sind eine edle und feurige Pferderace,“ und von welchen Gott sagt: „die Kriegsrosse stürzen sich auf den Feind mit mächtigem Schnauben, und stürzen sich in die Schlacht früh am Morgen.“ Und Gott sprach die Wahrheit in seinem unvergleichlichen Buche. Dieses graue Saklawy-Füllen wurde gekauft von Khesrum, dem Sohne Encheyts, aus dem Aenezischen Stamme Zebaa. Der Vater dieses Füllens ist der treffliche braune Hengst aus der Race Kohleylan, welcher den Namen Merdschan führt; seine Mutter ist die berühmte weiße Saklawy-Stute, bekannt unter dem Namen Dscherna. Dem gemäß, was wir gesehen haben, bezeugen wir hier auf unsere Glückseligkeitshoffnung und auf unsere Gurtel, o Scheikhs der Weisheit und Besitzer der Pferde, daß dieses graue, obenerwähnte Füllen noch edler ist als sein Vater und seine Mutter, und dies bezeugen wir nach unserer besten Kenntniß durch diese gültige und vollkommene Schrift. Dank sei Gott, dem Herrn aller Geschöpfe! Geschrieben am 16. des Safar im Jahre 1223“ (nach unserer Zeitrechnung 1808). — Die Vollblutpferde tragen am Halse ein Säckchen mit einem Stück Gazellenhaut, worauf der Stammbaum verzeichnet ist.

1. Die Nordwestküste, Hedschas, bildet ein türkisches Ejalet mit zwei Provinzen, Mekka und Medina. Das sind die heiligen Städte der muhamedanischen Welt, zu denen jeder fromme Muselmann wenigstens einmal wallfahrtet und dann den Ehrentitel Hadschi empfängt. Eigentlich mit Strenge jedem Ungläubigen verschlossen, haben sie sich doch europäischer Wiß- und Forschbegier nicht entziehen können, die freilich selbst Verkleidung und Verstellung in islamitisches Wesen nicht gescheut hat, um ihren Drang zu befriedigen.

Mekka, „die Mutter der Städte," liegt in einem sandigen Thale, das rings von hohen und kahlen Bergen umgeben ist; auch an den Abhängen der Hügel gehen noch Häuser hinauf. Die offene, aber durch drei Castelle geschützte Stadt, welche 45,000 Einw. zählt, hat breite Straßen und ist im Ganzen gut gebaut. In der Mitte liegt der einzige freie Platz und auf demselben die Moschee El Haram, d. i. Heiligthum, ein ungeheures Parallelogramm mit einer Menge von Höfen, Säulengängen und Bauwerken aus den verschiedensten Zeitaltern. In der Mitte des Vorhofes steht das Hauptheiligthum der muhamedanischen Welt, nach dem sie sich beim Gebete wendet, die würfelförmige Kaaba. Dem Abraham brachte Gabriel vom Himmel den berühmten schwarzen Stein (vielleicht ein Meteorstein), der an der Nordostecke der Kaaba eingemauert, in Silber gefaßt und durch die Küsse und Berührungen der Gläubigen abgescheuert ist. Das Heiligthum ist im Innern mit Teppichen geschmückt und auch von außen mit einem großen Teppich bedeckt, auf dem in Goldschrift die Hauptglaubenslehre gestickt ist: Es giebt keinen Gott außer Gott und Muhamed ist sein Prophet. Sie wird nur in den geheiligten drei Monaten geöffnet, in welchen aus den verschiedensten Weltgegenden, von Marocco bis zum indischen Archipel, vom Niger bis zur chinesischen Grenze die Pilger zusammenströmen. Dann sind oft 100,000 Menschen versammelt. Feierliche Umgänge um die Kaaba, Berühren des schwarzen Steins, Trinken aus dem geweihten Brunnen Zemzem, (soll der 1. Mos. 21, 19. erwähnte Brunnen sein), Besuch des 3 M. entfernten Berges Arafât, wo eine Predigt anzuhören ist, machen die hauptsächlichen frommen Uebungen der Wallfahrer aus. Doch nicht das Gebot des Korans allein treibt die Menschen nach Mekka, sondern nicht weniger der Handelsgeist. Die Pilgerkarawanen genießen als geheiligt in allen muhamedanischen Ländern vollkommene Sicherheit, und so knüpft sich an die Wallfahrtzeit die größte Messe im Orient. Auch die 14 M. entfernte Hafenstadt von Mekka, Dschidda am rothen Meere ist einer der Brennpunkte des orientalischen Handels. Hier kommen die zur Wallfahrt ziehenden Kaufleute zusammen und wickeln ihre Geschäfte wie auf einer Börse ab, und der Zwischenhandel von Aegypten nach Indien ist bedeutend. Ein neuerer Reisender schätzt zehn Handelsherren der Stadt für Millionäre.

Funfzig Meilen nördlich von Mekka am Saume der Wüstenplatte, aber in einer fetten und bewässerten Einsenkung (Datteln von Medina), liegt Medina, eigentlich Medinat-el-Nabi, d. i. Stadt des Propheten, der am 16. Juli 622 von Mekka hieher flüchtete. Nach dieser Flucht, arabisch Hegira (gelesen Hedschra), zählen die Bekenner des Islam ihre Jahre. Medina ist eine mit starken Mauern umgebene und gut gebaute Stadt von 16—18,000 Einw. In der großen Moschee ruht in einem mit Silber ausgelegten Sarge der Staub Muhameds; auf der Marmorplatte die Worte: Im Namen Gottes, verleihe ihm deine Gnade![1]) Neben ihm die Gräber der ersten Kalifen Abu-

1) Seb. Frank: Darnach kumpt man in ein stat Medina, da soll der Heydnisch abgott vnd Prophet Machomet leibhafftig begraben ligen, vnd in seinem Tempel an cccc. seulen oder pfeiler bey. iij. tausent brennende ampeln hangen, Aber es soll ein fabel vnd gespenst sein, dann ein grosser Herr ein Mammaluck hat wöllen geben. iij. tausent Seraphi in gold, den hohen Priestern, das jm vergünnet würd, den H. leichnam des Propheten zu sehen, hat man yhn mit seiner vnwürdigkeit abgewiesen. Da

Bekr und Omar. Der Besuch des Prophetengrabes ist nicht streng geboten, sondern nur verdienstlich; darum geht von den Mekka-Pilgern nur etwa der dritte Theil nach Medina, und der Handelsverkehr steht nicht von fern dem von Mekka ähnlich. Als Hafen von Medina gilt das 25 M. entfernte Jambo, eine von blendendem Kalkstein schlecht aufgebaute Stadt, mit lebhaftem Handelsverkehr mit ägyptischem Getreide und der Perlmutter des rothen Meeres. Die 5000 Einw. stehen im Rufe eines besondern Fanatismus; noch 1853 hörten Reisende Kinder hinter sich rufen: Ist kein Knüttel da, diese Ungläubigen todtzuschlagen?

2. Die Südwestecke der Halbinsel bildet Jemen oder das Imamat von Sanaa, das glückliche Arabien, das Vaterland köstlichen Weihrauchs und Balsams und die Culturgegend des Kaffees. In Sanaa residirt der Imam. Für Kaffee-Ausfuhr und Einfuhr indischer Waaren war seit einem Jahrhundert Mokka der bedeutendste Hafen. Seit der Gründung von Aden hat sich der Handel von Mokka hinweggezogen. Es blühen dafür zwei andere Plätze Hodeïda und Loheia auf. Häs mit bedeutendem Kaffeehandel.

3. Der glühende Sandküstensaum im S. heißt im Allgemeinen die Tehama. Im W. schließt sich an Jemen die Landschaft Hadramaut mit der Handelsstadt Makulla. Der wichtigste Punkt ist Aden, seit 1839 von den Engländern occupirt, um die indischen und arabischen Gewässer zu beherrschen. Eine Halbinsel, eine starke Stunde lang und halb so breit, die mit dem Festlande nur durch eine ganz schmale sandige (zuweilen überfluthete) Enge zusammenhängt, streckt sich von NW. nach SO. Sie trägt eine gewaltige vulkanische Gebirgsmasse bis 1800' Höhe, welche nach N. und S. zu schroffen Basaltfelsufern, nach O. in eine kraterähnliche, kreisrunde, wasserleere Vertiefung abstürzt. Gegen das Meer zu hat der Krater eine Oeffnung und hier liegt Aden, Felsenfestung und Freihafen, das Gibraltar des Ostens. Der Hafen ist der vorzüglichste der ganzen arabischen Küste und kann eine ganze Flotte bergen. Belebter Zwischenhandel zwischen Europa, Afrika und Indien, 25,000 Einw.

Die Bab-el-Mandebstraße hat eine Breite von 3½ M. Kaum eine halbe Meile von dem arabischen Bab-el Mandeb-Pic (S. 222.) liegt die nackte Felseninsel Perim, eine Meile lang und eine halbe breit. Sie ist ein unansehnlicher, vegetationsloser Strich Erde, aber an der Südwestseite öffnet sich ein prachtvoller Hafen. Sein Eingang ist nicht ganz ⅛ M. breit, aber 16 Faden tief und sicher. Der innere Hafen ist ¼ M. lang, ⅛ M. breit, 7—8 Faden tief und faßt 40 Kriegsschiffe. Und was das Wichtigste, der Besitzer von Perim ist auch der Beherrscher der Straße Bab-el-Mandeb. Denn durch die große Straße zwischen Perim und dem afrikanischen Continent können die Schiffe der Klippen und Untiefen und eigenthümlichen Luftströmungen wegen im rothen Meere nur selten fahren; sie müssen sich in der Nähe von Perim halten oder durch die kleine Straße zwischen Perim und der arabischen

---

er nit hat wöllen nachlassen auß rechter andacht, vnd so ernstlich angehalten, daß er jhm auch seine sündtliche augen hat wellen herauß graben lassen, nach dem er mit denselben den leibnam Machometi ansehe, ist yhm geantwort werden, es sey jha das gemeyn geschrey er raste vnd lig leipbafftig da, aber die warheyt zu sagen so sey er wol da gestorben, aber gleich bald darnach gen himmel gefaren, vnd sitz zu der rechten Gottes, vnnd Jesus Christus sitz jm bey seinen füssen.

Küste segeln. Schon einmal 1799—1801 hielten die Engländer diesen Schlüsselpunkt besetzt, um einer möglichen Unternehmung der Franzosen von Aegypten gegen Indien zu begegnen. Die zweite Occupation 1857, der sogleich die Anlage von Befestigungen gefolgt ist, hängt mit der möglichen Durchstechung des Isthmus von Suez zusammen. Auch die Insel Kameran ist von England in Besitz genommen.

4. Die Ostküste Arabiens beginnt außerhalb des Persischen Busens mit der Landschaft Oman. Der Imam der bedeutenden Handelsstadt Maskât, 60,000 Einw., welche der Schlüsselpunkt zum persischen Golf ist, hat Besitzungen jenseits des Busens am Küstensaume von Iran und an der Ostküste von Afrika. Man berechnet das Imamat von Maskât auf 8000 □M. und 10 Mill. Einw., doch ist nach dem Tode des letzten Imams der Staat getheilt, und der afrikanische Besitz einem nachgebornen Sohne zugefallen. England übt von Bombay aus auf den Imam großen Einfluß. Die Bahrein-Inseln — eine Hauptinsel mit mehreren kleineren — bilden mit der gegenüber liegenden Küstenlandschaft Bahrein einen Staat unter Scheikhs, welche den gleich zu nennenden Wahabiten tributär sind. Die von Alters her berühmte Perlenfischerei wird von Juni bis September betrieben. Gegen 30,000 Menschen leben dann auf 4000 Tauchboten; man hat den Werth der Perlen, die jährlich von indischen, arabischen und persischen Häusern in Bahrein angekauft werden, auf 400,000 Pfund Sterl. angeschlagen.

5. Die Wüstenplatte, Nedsched, ist im N. ein Bergland mit nackten, schroffen Felsenzügen, mit vorherrschender Plateaubildung, „das Arkadien der Araber," reich an Weiden und Triften, und so für das Nomadenleben der Beduinen mit ihren Kameelen und Pferden wie geschaffen. Von 1810—1819 war hier der Mittelpunkt der Herrschaft der Wahabiten oder Wachabiten. Diese von Abdul-Wahab im vorigen Jahrhundert gestiftete Secte bezweckte eine Reformation des Islam. Ihr Bekenntniß lautet: Es giebt keinen andern Gott als Gott, er ist allein und hat keinen Genossen. Im Anfange dieses Jahrhunderts breiteten sie sich über die ganze Halbinsel aus, bis sie durch die Aegypter zurückgedrängt wurden und Ibrahim Pascha 1818 die in einer schmalen Bergschlucht gelegene Hauptstadt Deraaijeh zerstörte. Indessen bilden die Wahabiten noch immer den größten und wichtigsten Staat auf der arabischen Halbinsel. Ihr gegenwärtiges Oberhaupt, Fessal-ibn-Türki-ibn-Saud, herrscht noch immer von den Thoren Mekka's und Medina's bis an die Gestade des persischen Golfes, und fast alle kleineren Staaten desselben sind ihm mehr oder weniger tributpflichtig. Selbst der Imam von Maskât, Seyd Thuweni, verstand sich nach der neulichen Bezwingung der Stämme des Dschebel Achdar, unter denen sich viele Wahabiten befinden, wieder zu einem jährlichen Tribute. Die gegenwärtige Residenz der Wahabiten ist Ryad. Das südliche Binnenland, bezeichnend Robaa-el-Chaly, d. i. das leere Viertel genannt, ist zusammenhängende Wüste, die jedoch im

westlichen Theile im Winter einiges Gras hervorbringt und von Stämmen aus dem nördlichen Binnenlande durchzogen wird.

§. 11.

Das Hochland von Iran.

Von der arabischen Halbinsel durch den persischen Golf geschieden, erhebt sich das Tafelland von Iran, die östliche und compacteste Masse des Hochlandes von Vorderasien. Zwischen zwei Meeren, dem kaspischen und indischen, zwischen zwei Stromgebieten, Tigris und Kabul, ragen die Randgebirge, welche als mächtige Grenz- und Eckpfeiler das Plateau von Iran tragen. Wie ein Trapez gestaltet dehnt es sich 300 M. von Osten nach Westen, 100 M. von Süden nach Norden, und umfaßt einen Raum von 50,000 □M.

Im Nordosten ist die Verbindung mit dem großen östlichen Hochlande durch den Hindu-Khu vermittelt. Als eine 60 M. breite Anhäufung mächtiger, über die Schneegrenze ragender Gebirgswälle erhebt sich derselbe zwischen den Quellgebieten des Amu und Kabul an der schon geschilderten Einschnürung des asiatischen Hochlandes, welche die Tiefländer von Turan und Indien trennt (S. 225.). Vom Hindu-Khu läuft nach Westen der Nordrand von Iran, der Paropamisus, ein in drei Parallelreihen sich gliederndes Bergland von 3000—4000′ Höhe, das steil nach Turan abfällt, sanft sich zum Tafellande senkt. An seinem Südwestende, am kaspischen Meere, erhebt sich plötzlich das vulkanische Hochgebirge des Elburs oder Albordsch, das mit dem armenischen Hochlande in Verbindung steht. Südlich von seinen Kegelbergen der Spitzkegel des nicht mehr thätigen Vulkans Demawend, der 1860 von einer preußischen, und 1862 von einer italiänischen Gesandtschaft erstiegen ist. Die Angaben der Höhe schwanken zwischen 17,500 und 20,000′. Der Berg ist südlich und östlich von einem Ringe steil abfallender Berge mit spitzem Kamme umgeben; der eigentliche Kegel fällt sanft ab, mit einzelnen Thälern dazwischen. Der an den Rändern mit dicker Schwefelkruste bedeckte Krater ist mit Schnee gefüllt. Steil prallig fällt das Gebirge zum kaspischen Meere; der schmale, schlammig-sumpfige, vulkanisch durchwärmte Küstensaum zeigt üppig-saftige, fast tropische Vegetation, strotzende Wälder und Obsthaine, Reiß- und Zuckerrohrbau, wird aber auch von bösen Nebeln, Fiebern und Erdbeben heimgesucht.

Den Westrand des Tafellandes bilden Terrassenländer von Kurdistan und Luristan, welche zum Euphrat-Tigrislande abfallen.

Den Südrand giebt eine steile Gebirgsmauer ab, die auf eine Strecke von 200 Meilen von keinem Querthale durchsetzt, von keinem Flusse zerschnitten ist. Eine schmale sandige Niederung mit unerträglicher Sonnenhitze trennt die Bergmauer vom Meere; hinauf und hinüber führen schwindelnde Pfade, passend Leitern genannt, oft so steil,

daß Vorangehende wie über den Köpfen der Nachkommenden zu stehen scheinen, wenn jene den Gipfel einer Höhe erreicht haben. Am Ausgange der Leitern liegen gewöhnlich bedeutende Städte. Hier und da sind in das wüste Gebirge Längenthäler oder Ebenen eingesenkt, die durch ihre Erhöhung über die Meeresfläche trotz ihrer südlichen Lage das schönste, gemäßigtste Klima genießen. Nachdem das Auge sich müde gesehen an den wilden Gebirgslandschaften, erblickt der Reisende ein schönes grünes Thalgelände voll Dörfer, Gärten und Fruchtbäume, und die umgebenden Berglehnen sind mit Weinreben, mit Rosen und Edelfruchtstämmen bepflanzt, die hier die Höhe und Kräftigkeit von Waldbäumen erreichen, und in ihren Früchten die eigenthümlich feinen Säfte, lieblichen Wohlgeruch und wohlthuendes Arom des Orients im höchsten Grade vereinigen.

Den Ostrand endlich bildet das indisch-persische Grenzgebirge oder die Soliman- und Hala-Kette. Sie besteht aus mehreren Parallelzügen, fällt schroff zum Industhale hinunter und verzweigt sich nach dem Tafellande in Berglandschaften. Die höchste Spitze, der Salomonsthron, wird auf 13,000′ geschätzt. Der Kabul-Fluß, der zwischen Hindu-Khu und dem indisch-persischen Grenzgebirge dem Indus zufließt, bildet hier eine bequeme Straße von Iran nach Indien, den Kheiberpaß.

Das weite von diesen Gebirgsmauern getragene Tafelland hat eine mittlere Höhe von 4000′. Anschwellungen steigen höher bis 7000′; Depressionen bis 2000′. Das Plateau ist in seinem westlichen Theile, wo Nordrand und Westrand zu Berg- und Hügellandschaften zusammenstoßen, wohlbebaut; ganz andern Charakter trägt es in dem bei weitem größten Raume seiner Ausdehnung. Der Boden, vorherrschend aus Thon und Kies gemengt und salzhaltig, ist so wasserarm, daß nur künstliche Bewässerung den Ackerbau möglich macht. Es zeichnet die Verhältnisse, wenn wir hören, daß Quellen und Brunnen ein Regal der herrschenden Despoten sind. Die Natur bietet nur kleinere salzig-brakige Lachen und Moräste, Steppenseen und Steppenflüsse. Der Zarehsee ist der größte, ihm fließt der Hilmend oder Hindmend zu. An manchen Stellen tritt das Salz als weiße Kruste förmlich zu Tage, und es entstehen Salzwüsten mit einzelnen Oasen. So dehnt sich eine 120 M. lange und 18—36 M. breite Salzwüste von Teheran bis zum Zarehsee ohne Grashalm; hie und da stehen die blinkenden Krystallisationen des Salzes wie Gewächse auf dem Boden. Oestlich schließen sich Sandwüsten an, die vorschreitend im Culturlande Eroberungen machen. Ueber dem Tafellande spannt sich ein Himmel aus, der, wenige Wochen im Jahre ausgenommen, immer wolkenlos ist, daher die Luft so trocken, daß die Saiten der Instrumente sich nicht verstimmen, daß Eisen nicht rostet und Fleisch wohl vertrocknet, aber nicht verfault. Alle im Wasser lebenden Thiere fliehen dieses Plateau; keinen Frosch, keine Schnecke erblickt man. Auch der

Pflanzenwuchs ist ärmlich und spärlich, namentlich die Baumwelt; nur in der Regenzeit des Frühjahrs überzieht sich der Boden mit frischem Grün und den duftendsten Blumen; sonst ist er grau und kahl. Das Klima im Winter etwa dem Klima im mittlern Deutschland gleich; im Sommer wird das versengte Land ein wahrer Glühofen. Ausnahmen bilden jene Mulden und Einsenkungen des Plateaus, ewig grüne wohlbewässerte Oasen, die an üppiger Vegetation mit den Terrassenlandschaften und Gebirgssenken wetteifern.

Iran ist in der Geschichte hintereinander der Mittelpunkt großer Despotenreiche gewesen, die oft noch Turan, ja ganz Vorderindien umfaßten. Gestiftet wurden sie von kräftigen Bergvölkern aus den Randgebirgen. Jenes bei Turan zu erwähnende Zendvolk mochte auch hier seine Herrschaft haben, wurde aber von den Medern unterjocht. Seinen Feuer- und Sonnendienst nahmen die Sieger an. Unter dem vom beständig klaren Sonnenglanze durchstrahlten Himmel von Iran lag es nahe, das Licht zum höchsten Gegenstande der Verehrung zu erheben, die Finsterniß ihm gegenüber als das Böse zu erachten. Die Meder herrschten nach der gewöhnlichen Erzählung bis Astyages. Seine Tochter Mandane war an einen Tributfürsten der Perser vermählt, die eine Gebirgsebene am Südrande bewohnten. Der Sohn der Mandane, Cyrus (eigentlich Khor, d. i. Sonne), stellte sich an die Spitze seiner tapfern Landsleute und entriß den Medern die Herrschaft. Etwa seit 555 v. Chr. bestand das altpersische Reich, das beinahe ganz Vorderasien und noch Aegypten umfaßte. Selbst die Griechen suchte es zu unterwerfen (Darius Hystaspis, Xerxes). Das aber gelang nicht; im Gegentheil kam ihm selber nachher von da die Zerstörung. Alexander der Große von Macedonien machte dem schon lange im Hinsterben begriffenen Reiche ein Ende um 330 (Darius Codomannus); bis nach Indien drang er vor. Alexander wollte ein neues ungeheures Weltreich stiften, welches das Morgen- und Abendland umfassen und verschmelzen sollte; aber schon 323 starb er. Da stritten sich seine Feldherren lange Zeit um die Herrschaft; zuletzt blieben nur ein paar von jenen Kämpfern auf dem Platze und theilten sich in das Reich. Iran wurde ein Theil des syrischen Staates der Seleuciden. Bald aber entstand hier das parthische Reich, das vom Indus bis zum Euphrat reichte und selbst von den Römern gefürchtet ward. Der Perser Artaxerxes, Sassan's Sohn, stiftete auf den Trümmern des von ihm zerstörten Parther-Reichs das mittelpersische Reich und die Dynastie der Sassaniden. Dem byzantinischen Reiche ein gefährlicher Nachbar, hat es im Eifer für seinen Sonnen- und Feuerdienst die in seinen Grenzen zahlreichen Christen verfolgt und gemartert. Der Königssitz der Sassaniden, Ktesiphon, mit seinen mährchenhaften Schätzen, ist als der Ruinenhaufen Madain schon erwähnt. Dort stand Khosru-Nuschirvan's prächtiger Thron mit einem Teppich, der 300 Ellen lang und 30 breit das

Paradies in der Farbenglut aller Edelsteine darstellte. Der letzte Sassanide Jezdedgerd verlor mit der Schlacht bei Kadesia 634 das Reich gegen die Araber. Persien wurde ein Theil des Kalifats und fast ganz eine Erwerbung des Islam. Bei der Zersplitterung des arabischen Weltreichs entstanden auch in Iran einzelne islamitische Dynastien, bis es gegen Ende des Mittelalters eine Beute der Mongolen und Turkmanen ward. Ismail Sfaffi (Sofi), der sein Geschlecht von Ali ableitete, wurde nach dem Beginn des 16. Jahrhunderts der Stifter des neupersischen Reiches. Unter Abbas dem Großen 1589—1627 erreichte dasselbe seinen höchsten Flor.[1]) Schwache Regenten folgten. Das Reich verlor mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts Grenzprovinzen an Russen und Türken. Dann empörten sich die Afghanen, nahmen 1722 Ispahan; der letzte Sfaffi trat die Krone an Mamud den Afghanen ab. Nadir-Schah 1729—1747, von niederer Herkunft, aber „der Sohn der Schahs, der Enkel der Schahs, der Urenkel der Schahs," wie er selbst sagte, stürzte die Afghanenherrschaft, eroberte mehrere Provinzen und sogar Delhi, des großen Moguls Residenz. Nach seiner Ermordung zerfiel Iran in mehrere kleine Staaten. Mit Ali-Aga-Mohammed erhob sich 1785 die noch jetzt in West-Iran herrschende Dynastie der Kadscharen. Ost-Iran ist in den Händen der Afghanen und Beludschen.

I. Afghanistan (Nord-Ost-Iran).

Die Afghanen sind ungewisser Herkunft. Daß sie als Nomaden vom Hindu-Khu und dem indisch-persischen Grenzgebirge herabstiegen, scheint gewiß. Ihre Sprache hat mit der persischen Verwandtschaft. Seit undenklicher Zeit haben sie sich im östlichen Iran unter allen Völkerstämmen behauptet und den Islam in sunnitischer Form angenommen. Noch jetzt der Mehrzahl nach Nomaden, zeichnen sie sich durch Tapferkeit, aber auch durch Raubsucht aus. Wie bemerkt, machten sie sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Persien unabhängig, und vergrößerten dann ihre Herrschaft so, daß Balkh in Turan, Kaschmir und Multan in Indien ihnen unterthan waren. Durch Bürgerkrieg und Thronstreit wurden jene Eroberungen verloren, die Zustände des Reichs immer mißlicher. Bei der wachsenden Annäherung Rußlands und Englands auf asiatischem Boden, und als Grenzland von Indien, als Hüter der Kabul-Pässe im Besondern, ist Afghanistan immer mehr in den Conflict europäischer Interessen hineingezogen. Im Jahr 1823 löste sich das seit 1747 von der Dynastie der Durani's beherrschte Reich in mehrere Chanate auf; in Kabul bestieg Dost-Mohammed den Thron. Für den Durani-Prätendenten mischten sich 1839 die Engländer in den Streit, eroberten in dem bis 1842 dauern-

1) Darum redet die Archäologie vom „großen Sophi" und seinen Provinzen auf 67 Folioseiten.

den Kriege die wichtigsten Städte und setzten ihren Prätendenten ein, der sich aber hernach gegen Dost-Mohammed nicht behauptet hat.

In dem 12,000 □M. umfassenden Afghanistan bilden die Afghanen, $4^1/_2$ Mill., die herrschende Bevölkerung. Die unterworfenen Perser (Tadschiks) treiben Landbau und Gewerk; man schlägt sie auf 4 Mill. an. Dazu kommen kleine eingesprengte Völker-Elemente: Hindus, Araber, Juden u. s. w.

Afghanistan wird nach Stämmen (Berdurani, Kaker, Ghildschi, Durani, Hazzareh) oder nach Staaten eingetheilt. Deren unterscheidet man jetzt drei: Kabul, Kandahar und Herat. Die Grenzen sind, wie die Zustände überhaupt, schwankend und ungewiß.

1. Kabûl, das reizende, in aller Fülle üppiger Vegetation prangende obere Thal des Kabul; im Süden davon minder fruchtbare, steppenartige Striche; das Gebiet des Dost-Mohammed. Die Hauptstadt Kabûl liegt in einer wahrhaft paradiesischen Gegend, auf einer Anhöhe am gleichnamigen Flusse 6200' über dem Meere. Das Klima des Thales von Kabûl ist wunderbar schön. Hier ist Frühling mit jungem Laub und Blumenteppichen, wie in Europa; hier keine schwüle Sommerluft wie am Ganges, sondern reine Alpenluft europäischer Winter mit Schnee und Eis auf den Bergspitzen. Die Lage am Kreuzungspunkte verschiedener Handelsstraßen macht die Stadt zum wichtigen Handelsplatze. Beinahe im Mittelpunkte liegen vier prächtige zweistöckige Bazars, jeder von dem andern durch einen Platz mit Springbrunnen geschieden. Kabûl treibt einen beträchtlichen Zwischenhandel mit persischen, indischen, europäischen und tatarischen Waaren. Auch die Früchte der reichbewässerten Obstgärten und Weinpflanzungen umher werden getrocknet weithin verführt. Vor dem englischen Kriege 80,000 Einw. Ebenfalls am Kabûl liegt Dschellabad oder Dschellalabad; unterhalb der Kheiberpaß. Von Kabûl zieht in einem nach Süden gerichteten Bogen die 85 M lange Königsstraße, ein seit Jahrhunderten benutzter Handelsweg mit Benutzung von Oasengruppen über Ghasna, Kandahar nach Herat. Die erstgenannte, jetzt sehr herabgekommene Stadt, einst die prächtige Residenz der Ghasneviden (960 – 1205), ist wegen eines Heiligengrabes ein muhamedanischer Wallfahrtsort.

2. Kandahar. Die im Viereck gebaute schöne Hauptstadt ist befestigt und durch Handel äußerst lebhaft. Etwa 50,000 Einw.

3. Herât unter einem Chan, der seit 1852 von Persien abhängig ist. Daß nicht der für den indisch-persischen Handel überaus wichtige Staat ganz von Persien verschlungen werde, ist Englands eifrigste Sorge. Die große, befestigte, durch Handel und Gewerbfleiß blühende Hauptstadt mit etwa 45,000 E. liegt in einer wohlbewässerten, obstreichen Ebene, von hohen Bergen umgeben. Säbelklingen und Rosenwasser sind berühmte Fabrikate.

Der nordöstliche Theil von Afghanistan ist das uns fast ganz unbekannte Kafiristan, d. i. Land der Ungläubigen, ein Alpenland im Süden des Hindu-Khu an Zuflüssen des Kabûl. Die Bewohner haben germanischen Gesichtstypus und sind Heiden; zwischen ihnen und den Moslemen besteht Todfeindschaft.

II. Beludschistan (Süd-Ost-Iran).

Süd-Ost-Iran, etwa 8000 □M., das alte Gedrosien, in dem der aus Indien rückkehrende Alexander mit seinem Heere fast erlag, ist ein wüster und öder Strich, bald steiniges, durch Schlüfte und

Steingerölle zerrissenes Bergland, bald geradezu Sandwüste ohne Quellen und Flüsse und die geringste Vegetation. Da giebt es Sandmeere, welche aus 10 — 20 Fuß hohen rothen Sandwellen bestehen. Nur durch den Anblick entfernter Bergspitzen orientirt sich der Reisende in diesem Sandlabyrinthe, und das beladene Kameel übersteigt mühsam Welle auf Welle. Ein Sturm treibt den Flugsand weit umher und wirbelt ihn oft zu Säulen von 60 Fuß Höhe auf.

Die Beludschen (2 Mill.), ein schöner, kräftiger Menschenschlag, rühmen sich arabischer Abkunft und wollen als erste Anhänger und Verbreiter des Islam angesehen sein. Wenigstens sind sie jetzt eifrige Sunniten. Die Sprache ist der persischen verwandt. Des Landes Natur weist sie auf Hirtenleben, doch unternehmen sie auch gern auf ihren Kameelen Raubzüge in die Weite. Sie zerfallen in mehr als 50 Stämme. Unter ihren Häuptlingen behauptet der Chan von Kelat eine Art Hegemonie. Man unterscheidet als Landschaften Kelat, Sarawan, Katscha-Gundawa, Dschalawan, Laß, Mekran.

Die Hauptstadt Kelat liegt 5418' hoch am Hügel Schah Murdan in einem engen Thale. Schneefall vom November bis zum Februar; das Korn reift später als in England. Die Stadt hat 12,000 Einw. Im Winter residirt der Ober-Chan in Gundawa. An der Küste Besitzungen des Imam von Mascat S. 270.

III. Persien (West-Iran).

Das persische Reich, welches außer der Westhälfte von Iran auch einen Theil des armenischen Hochlandes umfaßt, zählt auf 25,000 □M. 10, nach Andern gar nur 5 oder 6 Mill. E. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden die Tadschiks, d. i. die Unterworfenen, die eigentlichen Perser, Nachkommen der alten, aber durch die vielen Einwanderungen und Fremdherrschaften mit andern Völkern gemischt. Im Ganzen hat sich aber der iranische Typus trotz der Zeitstürme sehr rein erhalten. Brugsch fand die Tadschiks in Teheran den Bildern von Persepolis ähnlich. Die Sprache dieser Tadschiks (im Orient verbreitet, wie die französische im Occident) ist die altpersische, aber mit arabischen und türkischen Wörtern vermengt. Die beiden letzten Sprachen versteht gleichfalls jeder Gebildete. Der Perser liebt in Kleidung und Schmuck — auch in seinen Dichtern, deren er viele und treffliche hat (Sadi, Hafis im 13. und 14. Jahrhundert) — die Pracht und den Glanz. Nicht minder erfreut er sich an der Herrlichkeit der Vorzeit; das Erzählen von Geschichten und Mährchen ist hier ein ordentliches Handwerk. Die Perser scheinen höherer Bildung weit zugänglicher zu sein als die Türken; man hat sie wohl die asiatischen Franzosen genannt, ihnen freilich auch Falschheit und Lüge als eigenthümliches Brandmal vorgeworfen. Etwa den zehnten Theil der Bevölkerung bilden die Iliats oder Kadscharen, nomadische Wander- und Kriegerstämme türkischer

Abkunft, zu denen die seit 1785 herrschende Dynastie gehört. In den nördlichen Provinzen sind sie besonders häufig. Ihre Chane bilden den persischen Erbadel (den der Schah an seinem Hofe zu halten sucht), und ihre irreguläre Reiterei ist immer der Kern der persischen Armee.

Tadschiks und Illiats verbindet wenigstens ein religiöser Glaube. Sie sind eifrige Schiiten und schon darum geschworne Feinde der sunnitischen Türken, Afghanen u. s. w. Auch der alte Feuerdienst des Zendvolkes hat noch seine zerstreuten Anhänger, die man Parsi, Guebern (Ungläubige) nennt. Es sollen ihrer im persischen Reiche an 3000 Familien sein. In den westlichen Provinzen giebt es auch Christen, zumal von Secten der morgenländischen Kirche, zum Theil mit Rom unirt. Persien, Mesopotamien, Kurdistan und Klein-Armenien werden von einem Apostolischen Delegaten verwaltet. In Ispahan residirt ein unirter armenischer Bischof.

Der Schah von Persien, seit 1848 Nasir-Eddin (geb. 1829), „dessen Banner die Sonne ist, der heilige, erhabene und große Monarch, der unumschränkte Herrscher und Kaiser aller Staaten von Persien," [1]) regiert despotisch; doch behaupten die Chane der Illiats und die Statthalter der Provinzen oder Begler-Begs eine sehr unabhängige Stellung. In Teheran residiren Gesandte von Rußland, England, Frankreich und der Türkei. Das persische Heer wird auf 215,000 Mann angeschlagen, darunter 35,000 Mann europäisch-disciplinirte Truppen und 80,000 Mann irreguläre Reiterei. Obgleich am persischen Golf mitbetheiligt haben die Perser als eine meerscheue und seeuntüchtige Nation doch weder eine Kriegs- noch eine Handelsmarine. Das Reich zerfällt in 11 Memleket oder Provinzen, die wieder in Buluk und Mehal (Kreise) getheilt sind.

Die eigentliche Kernprovinz des Reichs ist Irak Adschemi, das alte Medien. Die alte und die neue Hauptstadt Persiens liegen in derselben.

Ispahân, Isfahân, durch den Schach Abbas (1587—1624) zur Residenz erhoben, liegt in einer wohlbewässerten, lieblichen Mulde des Plateaus. Ispahâns Frühling — so singen persische Dichter — berauscht die Sinne. Zur Zeit ihres Glanzes hatte die Stadt 5 Meilen im Umfange, 38,000 Häuser, 137 Königspaläste, 162 Moscheen und 600,000 Einw. Seit der Zerstörung durch die Afghanen 1722 wurde Ispahân eine prachtvolle Ruinenstadt; eine persische Stadt ohne Ruinen ist überhaupt etwas Undenkbares. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich Ispahân wieder etwas gehoben und soll jetzt 120,000 Einw. zählen.

Daß die Kadscharen-Dynastie nicht Ispahân, sondern das fast 4800' auf kahler Lehmebene so weit vom Demawend als Braunschweig vom Brocken, ungesund liegende Teheran 1798 zur Residenz erhob, hatte politische Gründe. Wichtige Straßen kreuzen sich hier; in der Nähe liegen die Steppen in denen die nomadischen Kriegerstämme am zahlreichsten wohnen. Die neue Dynastie wollte sich von den Wurzeln und der Wiege ihrer Macht nicht weit entfernen. Der viereckige Palast des Schah nimmt den vierten Theil der ummauerten Stadt ein. Kommt aber die Sommerzeit, so verläßt der Hof, und wer es

---

1) So lautet der Titel in dem mit Preußen und dem Zollverein abgeschlossenen Handelsvertrage.

sonst möglich machen kann, die unerträgliche Stadt[1], die deshalb im Sommer 80,000, im Winter 120,000, nach andern Angaben selbst nur 12,000—60,000 E. zählt. Der Schah residirt im Sommer in der neuangelegten Stadt Sultanabad.

Noch liegen in Irak-Adschemi das in Trümmern liegende Rages der Bibel (Tolvas), Hamadan, das alte Ekbatana, 50,000 Einw., wo die Juden die Gräber der Esther und des Mardochai zeigen, das noch unter den ersten Sassi's sehr ansehnliche Kom, die Handelsstadt Kaschan und Kasbin. Nordöstlich von Kasbin die Ruinen von Alamût, d. i. Geiernest, wo von 1091—1256 der Alte vom Berge, das Haupt der Assassinen, residirte.

Die nordwestlichste Provinz ist das seiner physischen Natur nach schon betrachtete Alpenland von Azerbeidschan, das alte Atropatene. Die Hauptstadt Täbris, Tebris oder Tauris liegt in nackter Fläche am Fuße hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, 4685' über dem Meere, im 15. Jahrhundert Königsresidenz, damals ½ Mill. Einw. Noch immer blühend durch Handel und Gewerbe, etwa 100,000 E. Das öffentliche Leben concentrirt sich in den Kaufhallen des Bazars, von dessen Inhalt drei Viertheile aus Europa, namentlich aus England stammen. Stahl und Baumwolle aus England, bunte böhmische Gläser, Bernsteinpfeifenspitzen, sächsische Tuche, Nürnberger Spielsachen, Shawls, Teppiche und Decken aus Indien, Säbelklingen aus Schiras, Waffen aus Teheran u. s. w. liegen hier, wo Occident und Orient sich begegnen, zum Verkaufe. Einige Meilen vom Westufer des Urumiasees in einer mit 300 Dörfern besetzten Fruchtebene die weitläufig gebaute und mit Obstgärten umgebene Stadt Urumia mit 25,000 Einw., darunter 22,000 Muhamedaner, 2500 Juden 600 Nestorianer.

Südlich von Azerbeidschan bilden das persische Kurdistan und Luristan den westlichen Rand des Tafellandes.

Schusistan ist das alte Susiana. In der Nähe von Schuster oder Suster die Ruinen der persischen Königsstadt Susa. Reste eines Palastbaues und einer mächtigen Brücke, nicht weit davon Daniels angebliches Grab und eine riesige Keilinschrift auf einem glatt polirten Felsen. An einem Zuflusse des Schat-el-Arabdeltas Mohammera.

Fars oder Farsistan, das alte Persis. In einem schönen Gebirgsthale voll Rosen- und Weingärten, 4152' über dem Meere, Schirâs, nach dem Sturze der Sassaniden Residenz der arabischen Kalifen und besonders im 13. und 14. Jahrhundert der Sitz morgenländischer Pracht, Wissenschaft und Poesie. Aus jener Zeit bewahrt die Stadt die beiden Dichtergräber des Saadi (in einem kleinen Dorfe in der Nähe) und in einem Cypressengarten das Denkmal des hier geborenen und 1388 gestorbenen Hafis. Im Jahr 1393 zwang Tamerlan alle Gelehrten, Künstler und Dichter nach seiner neuen Hauptstadt Samarkand. Obgleich im vorigen Jahrhundert noch einmal Residenz eines persischen Dynasten, ist das neue Schiras nur ein Schatten des früheren, und der vierte Theil, der eine Meile im Umfange haltenden Stadt, liegt in Ruinen. Das Erdbeben von 1853 hat die Verwüstung noch vermehrt. Doch noch immer ist der Handel mit Wein, Rosenöl, Rosenwasser bedeutend; ein eigenthümliches Produkt ist das aus einem nahe gelegenen Berge quellende Bergöl oder Naphtha, Mum genannt.

Die eigentlichen Stammlandschaften der alten Perser sind die lieblichen Thallande von Merdascht und Murghab nordöstlich von Schiras (S. 272.), von Kur und Bendemir (Cyrus und Araxes) durchflossen, die vereinigt zum Steppensee Bachtegan gehen. In der nördlicheren Murghab-Ebene stand das alte Pasargadä mit dem Grabe des Cyrus. Die südliche Ebene Merdascht trägt da, wo die Berge begrenzen, die großartigen Ruinen von Persepolis. Der persischen Könige Todtenresidenz und Schatzhaus, wurde

1) Zu den Plagen gehören hier wie in der ganzen Gegend Wanzen, von der Größe eines Sechsers mit einem weißen Ringe um den Leib". Ihr Stich ist gefährlich.

es von Alexander im Rausche den Flammen preisgegeben. Was unversehrt blieb, verschleppten spätere Anwohner als Baumaterial, oder sie führten über den mit Marmorsäulen gedüngten Boden den Pflug. Die Trümmer, jetzt Tschihil-Minar, d. i. 40 Säulen oder der Thurm Djemschids genannt, finden sich auf drei durch Treppen verbundenen Absätzen, und das Ganze bildet von der Ebene gesehen eine terrassenartig emporsteigende Bergseite. Den Aufgang aus der Ebene zur ersten Terrasse bildet eine riesige Doppeltreppe von mehr als hundert Stufen. Auf der Plattform angelangt steht man den Resten des großen Palastportales gegenüber; Riesenthiere bilden die Portalwächter. Auf Prachttreppen mit den reichsten Sculpturen, die den zur Königshuldigung schreitenden Festzug aller das Perserreich bildenden Völker darstellen, gelangt man zur zweiten Plattform mit spärlichen Bauresten. Wahrscheinlich stand hier ein kolossaler Audienzsaal. Die dritte Terrasse, welche die eigentlichen Wohngebäude umfaßte, ist am meisten verfallen. Das Material zu allen Bauten ist schwarzer Marmor, von dem Bergrücken selbst genommen. Wichtig sind zahlreiche Inschriften in der altpersischen Keilschrift. Südwestlich von Pasargadä lag Schapur, die prachtvolle Sassanidenresidenz, wie jene zerfallen. Städte, die ihre Größe mehr historischen Momenten als ihrer geographischen Stellung verdanken, finden, einmal zerstört, keine innere Kraft, um sich wieder von Neuem zu erheben.

Am glühenden Küstensaume von Farsistan liegt Abuschär oder Buschir auf der Spitze einer Halbinsel, Haupthandelsplatz am persischen Busen. Acht Meilen von Buschir die Insel Karak oder Karrak, ziemlich fruchtbar und reich an Wasser, welche befestigt das Delta des Schat el Arab beherrschen kann. Die Bewohner von arabischer Mischungsrace, sind meist Euphrat-Piloten. Die günstige Lage der Insel lockte europäische Nationen zur Occupation. Von 1754—1765 hielten sie die Holländer besetzt; zu Anfang dieses Jahrhunderts schenkte sie Persien an Frankreich, das indeß nie Besitz genommen zu haben scheint. 1838—1841 hatte England die Insel occupirt.

An Fars schließt sich südlich Laristan. Der Küstensaum gehört dem Imam von Mascât, der dafür Tribut an Persien entrichtet. Am Eingange des persischen Busens liegt Hormus oder Ormus, ein Felsen ohne Vegetation, einst aber in dem Besitze der Portugiesen eine starke Festung und Stapelplatz der Schätze des Orients.

Zwischen Laristan und dem Lande der Beludschen liegt Kerman, das alte Caramanien. Fast in der Mitte die Hauptstadt Kermân, durch Handel lebhaft. Die Küste, Moghistân genannt, gehört auch hier gegen Tribut zu Mascât. Hafenstadt Bender-Abassi, d. i. Hafen des Abbas, früher Gamrum.

Zwischen Kerman und dem Paropamisus liegt die östliche und größte Provinz Khorasan, das alte Hyrcanien und Parthien. Das Land ist kalt und rauh, wasserarm, voller Steppen und Bergzüge, aber reich an streitbaren Bewohnern. Darum „das Schwert von Persien; wer das schwingt hat Iran und Turan.“ — Auf einer Oase der großen Salzwüste, auf dem Kreuzungspunkte mehrerer Handelsstraßen das umfangreiche Jezd mit 50,000 Einw., der alte Rastplatz der von Osten, Westen und Norden kommenden Karawanen. Viele Häuser, wie in allen persischen Städten, in Ruinen. Von den hier sehr fanatischen Moslemin sehr gedrückt leben hier, wie in einem wenigstens verhältnißmäßig sichern Asyle neben vielen Juden an 4000 Parsi, mit einem Oberpriester und einem Feuer- und Lichtdienst, der sich hier wohl am ursprünglichsten erhalten hat. Jenseits der Salzwüste im Berglande des Paropamisus Meschhed, 100,000 Einw., der große Markt für europäische Waaren, welche von da nach Afghanistan, dem Turkomanenland und Buchara gehen. Baumwollenstoffe werden sehr schön gedruckt, auch ist eine gute Shawlfabrik vorhanden. In der Nähe die Ruinen der alten Hauptstadt von Khorasan, Tus,

mit dem Grabe des größten Dichters des Islam, Firdusi († 1020). Die alte Hauptstadt von Chorasan ist Nischapur. In der Nähe Türkisgruben.

Die Provinzen Taboristan, Mazenderan und Ghilan, der üppige aber auch ungesunde Südsaum des kaspischen Meeres. Asterabâd, in sumpfiger Niederung, an einem Verhaffe des Meeres, früher lebhafte Handelsstadt und Hauptsitz des Kadscharenstammes, aus welchem die herrschende Dynastie stammt; jetzt immer mehr im Verfall, früher 10,000 E. Handelsstadt Reicht, 24,000 Einw. Noch bedeutender ist die Handelsstadt Balfrusch, 100,000 E. Der Handelszug geht vornehmlich über den kaspischen See.

§. 12.

Turan oder Turkestan.

Die westliche Wand des centralen Hochasiens, der noch so unbekannte Belur-Tag und der Hindu-Khu, bilden Turans östliche Grenze. Im Süden scheidet es der Paropamisus von Iran. Gegen das sibirische Tiefland im N. tritt keine natürliche Grenze ein: ein niedriger Landrücken wird von einer Reihe Steppenseen unterbrochen, die sich vom Aralsee zum mittleren Ob ziehen. Westlich steht Turan mit dem europäischen Tieflande zwischen Ural und Kaukasus im offenen Zusammenhange. Der Flächeninhalt des in den angegebenen Grenzen eingeschlossenen Rectangels mag auf 30—40,000 □M. angeschlagen werden.

Turan ist ein Land von eigenthümlicher Bildung. Von den 20,000' hohen Gipfeln seiner Randgebirge fällt es rasch zu der aralo-kaspischen Erdsenke herunter, welcher das europäische Tiefland langsamer von W. her entgegenschurrt. Mitten im Continent der alten Welt liegt hier ein Raum von etwa 13,000 □M. unter dem Niveau des Meeresspiegels. Die Wolga tritt schon zwischen Saratow und Sarepta unter die Meereshöhe, das kaspische Meer liegt 85' unter dem Meeresspiegel, der Aralsee zwar 34' darüber, bei seiner Tiefe von 220' doch mit dem Seeboden unter dem Ocean. Und könnte man das jüngere lockere Schuttgeröll entfernen, welches die Senke überall bedeckt, so würde ihre Depression noch viel größer erscheinen. Ein kranzförmiges Ringgebirge umgiebt im Halbkreis den Südwestrand der Einsenkung. Auch weiter nach O., wenn auch niedriger, setzt sich der Anschwellungszug fort. Wahrscheinlich hatte gerade das Emporsteigen dieses kolossalen Ringes ein Zurücksinken der dazwischen gelegenen Erdrinde zur Folge, welche sich mit Bruchstücken und Splittern der gehobenen Massen überdeckte.

Die ganze aralo-kaspische Senke war früher ein Meer, aus dem nur einige Höheninseln emporragten, das mit dem arktischen, vielleicht mit dem schwarzen Meere in Verbindung stand. Zu Strabo's Zeiten war die Kunde noch nicht verklungen: der kaspische See sei ein Busen des nördlichen Meeres. Nach Arago's Ansicht mußte dieses Meer bei einer die Zuflußmenge noch übersteigenden Verdunstungsmenge in

steter Abnahme begriffen sein. Reste desselben sind zwei stehen gebliebene Wasserbecken mit salziger Fluth, welchen auch die Fische und die Robben der offenen See nicht fehlen.

Das kaspische Meer bedeckt einen Raum von 7500 □M. Große Flüsse: Wolga, Ural, Terek, Kur speisen dasselbe, aber kaum hält der Zufluß der sehr starken Verdunstung das Gleichgewicht. Zwei Abtheilungen, durch einen Bogen vom astrachanischen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Tüp-Karaghan, unterscheiden sich deutlich. Das nördliche, flache Becken mit flachem Gestadeland, etwa ein Drittel des Ganzen, hat eine Ausdehnung von W. nach O. Die Tiefe nimmt vom Ufer langsam zu und beträgt nirgends 60′, bei einigen Inselgruppen sind geradezu Untiefen; neue Inseln bilden sich. Das Wasser brakig, an der Nordküste fast ungesalzen. Das südliche, hochuferige, tiefe Becken mit Ausdehnung von N. nach S. hat schon an den Ufern große Tiefe und stark mit Salzen versetztes Wasser. Doch ist das kaspische Wasser keinem andern ähnlich und wird mit der Mutterlauge verglichen, welche nach Ausscheidung des Chlornatriums (Kochsalzes) in der Soole zurückbleibt. So soll die Mutterlauge von Schönebeck, einundzwanzig mal verdünnt, dem Wasser des Kaspisees ähnlich sein. Den stärksten Salzgehalt haben die Baien der Ostseite, die „Austritte" der alten Karten, unter ihnen der große Busen Kara-Bugas, der nur durch schmalen Eingang mit dem großen Meere in Verbindung steht, „eine natürliche Salzpfanne von gigantischen Dimensionen, in welcher die Steppenhitze die Soole verdampft." Der Wasserstand des kaspischen Meeres steigt im Juni und Juli, wenn die Flüsse ihr Hochwasser bringen, und sinkt dann im Winter. Aber von diesem Wechsel abgesehen ist ein allmähliges Sinken dieses Meeres deutlich nachgewiesen; die Steppe bringt Flugsand, die Flüsse schwemmen an. Bei Baku ist der Wasserspiegel in den letzten 52 Jahren mehr als 12′ zurückgewichen.

Das kaspische Meer, das in den letzten Jahren durch eine russische Expedition aufgenommen und untersucht ist, gehört zu den unwegsamsten. Auf dem ganzen südlichen und südwestlichen Ufer vom Golf von Astrabad bis zu den Mündungen der Kura, auf einer Strecke von 350 Meilen, befindet sich mit Ausnahme des Golfs von Ensili auch nicht ein einziger nur irgend gesicherter Landungsplatz; aber selbst in den genannten Golf kann man wegen der geringen Breite der Meerenge nicht immer einlaufen, weil dort die Brandung auch bei geringem Wellenschlage sehr heftig ist. Die Uferstrecke von Apscheron bis Tschetschen ist noch weniger zugänglich. In den übrigen Theilen des Meeres giebt es zwar Häfen, aber doch nur in geringer Zahl. Der nördliche Theil hat beinahe überall sichere Ankerplätze, bietet jedoch wegen der am Ufer liegenden Sandbänke große Schwierigkeiten für das Landen, während man auf dem nordöstlichen Theile zwischen den Mündungen

des Ural und der Halbinsel Busatschi nur auf kleinen Booten in Sicht des Ufers gelangen kann.

Der 1124 □M. große Aralsee (d. h. Inselsee) hat schwach gesalzenes Wasser, ebenfalls Inselgruppen und ist wie der kaspische See im Abnehmen. Die Höhe des Aral- über dem Kaspisee wird zu 34' angegeben, aber solche Angaben sind, wenn nicht durch wiederholte Messungen bestätigt, zu ungewiß, um den dereinstigen Zusammenhang beider Wasserbecken anzuzweifeln. Dem Aral gehen die beiden Doppelströme von Turan zu, die vom Rande Hochasiens herabkommen. Mit anderen verglichen sind sie die wasserärmsten Zwillingsflüsse des Erdtheils.

Der südliche Fluß Amu-Darja oder Gihon, der Oxus der Alten, nimmt seinen Ursprung aus einem 15,000' hoch gelegenen Quellsee und bildet im Unterlaufe ein Delta. Früher hat er einen linken Mündungsarm zum Kaspisee entsandt;[1]) wie ein Turkmane 1713 am Hofe Peters des Großen erzählte, haben die Usbecken durch einen 5 Werste langen Erdwall den Fluß gezwungen, alle sein Wasser dem Aral zuzuführen. Der alte Flußlauf mit seinen Uferrändern, die Trümmer von Städten und Dörfern tragen, ist noch deutlich zu erkennen.

Der nördliche Fluß, Sir-Darja, der alte Jaxartes, bildet sich oberhalb Khokand aus zwei Quellflüssen, und nimmt auf dem Oberlaufe (bis Fort Perowski) Zuflüsse auf, die ihm auf dem Unterlaufe gänzlich fehlen. Dagegen verzweigt sich der Fluß in Arme und Kanäle, wie denn in dem losen Sandboden natürliche und künstliche Wasserrinnen sich mit solcher Leichtigkeit eintiefen, daß die hydrographischen Verhältnisse überhaupt als sehr veränderlich zu bezeichnen sind.

Auf die Bodennatur der turanischen Steppe müssen wir weiter unsern Blick richten, um den trocken gelegten Meeresboden deutlich zu erkennen. Weite Flächen sind mit Kies, Seemuscheln oder Sand bedeckt, dabei reichlich mit Salz geschwängert, das oft an die Oberfläche tritt, oder die Wasserlachen, Seen und Steppenflüsse gesättigt hat. Acker- und Wiesenboden nur in schmalen Streifen, welche Flußthäler begleiten; wo natürliche oder künstliche Bewässerung fehlt, da bedeckt sich der Boden mit Salz- und Stachelpflanzen. Das Klima der Senke trägt continentalen Charakter. Heiße Sommer, fast immer ohne Regen, mit lästigen Mückenheeren; auch hier ist die Luft wunderbar durchsichtig und die Farbe des Himmels, besonders am Morgen, unvergleichlich. Die Winter strenge, die Doppelströme, unter gleicher Breite mit Italien, frieren im November zu.

Die Stellung des Tieflandes von Turan zwischen Centralasien

1) Homann'sche Karten von Asien enthalten noch nicht den Aralsee. Das kaspische Meer ist kreisrund und nimmt Wolga, Ural, Amu und Sir auf. Auf einer Karte ist bemerkt: Caspii maris adversus orientem longitudo dubia. Auf einer Karte des persischen Reichs erscheint der Aralsee, aber verhältnißmäßig klein, und der Sir-Darja mündet dahin, der Amu-Darja auch hier in den kaspischen See.

und dem gerade hier offen liegenden Europa, die Lage der naturarmen Steppe neben üppigen Culturländern, haben von jeher seine geschichtliche Aufgabe bestimmt. Hier war von Alters her der Kampfplatz der civilisirten Völker des Südens (Iranier) und Westens mit den nomadischen Barbaren des Nordens, hier der Zug der großen Handelsstraße zwischen dem mittlern und östlichen Asien und Europa, hier der politisch-merkantile Berührungspunkt umliegender Großstaaten. Von jeher hat Turan Nomadenschwärme, denen die arme Heimath nicht genügte, über die Nachbarländer ausgeschüttet, und das große, gegen W. offene Thor zwischen Ural und Kaukasus ist in der Völkerwanderung der Eingang für asiatische Nomaden nach Europa. In uralter Zeit hatte das vom Hindu-Khu, dem allgemeinen Ausgangspunkte indischer Völker, gestiegene Zendvolk hier seinen Priesterstaat und verehrte unter Sonne, Licht und Feuer den guten Gott Ahuromazdao.[1]) Hinter einander wurde das Tiefland hernach Bestandtheil des persischen Reiches (Provinzen Baktriana und Sogdiana), der Monarchie Alexanders des Großen, der hier Städte griechischer Bildung gründete, der Staaten der Seleuciden. Von 256—140 v. Chr. bestand ein unabhängiges baktrisches Reich. Das neupersische Reich und das Kalifat zählten Turkestan unter ihre Provinzen. Bei der Zersplitterung des arabischen Weltreichs entstanden Herrschaften der Türken, die schon längere Jahrhunderte in dem Lande, das ihren Namen trägt, sich ausgebreitet hatten. Aber zweimal wurde türkische Macht durch Anstürmen der Mongolen vernichtet. Von 1227—1242 war Turan der Mittelpunkt des Mongolenreiches Dschagatai, unter dem gleichnamigen dritten Sohne Dschingis-Chans, seit 1369 der Kern des zweiten mongolischen Weltreichs unter Timur, der in Samarkand Residenz hielt. Da der Name Tataren (Tata), der eigentlich nur eine Abtheilung der Mongolen bezeichnet, auch für das ganze Volk gebraucht wurde, hat Turan von jenen Zeiten her den Namen der großen oder freien Tatarei. Seit dem 15. und 16. Jahrhundert hat der türkische Stamm der Usbeken (von einem Fürsten Usbek) sich der in kleine mongolische Chanate zerfallenen Lande wieder bemächtigt. Sie bilden noch jetzt (½ Mill.), das herrschende Volk, dem die Regenten-Dynastien angehören. Die Tadschiks (2 Mill.), die Unterworfenen, wie in Iran und Afghanistan, sind Nachkommen der alten Perser und Baktrier. Auf die noch jetzt nomadischen Stämme sind 1½ Mill. zu rechnen, mithin die Bevölkerung von Turan auf 4 Mill. anzunehmen. Der herrschende Stamm ist sunnitisch, die Tadschiks sind Schiiten.

Wir unterscheiden in der Einzelbeschreibung das Alpenland von Turkestan und die Steppe. Die aufzuführenden Städte tragen in ihrem Aeußern ähnlichen Charakter. Lehmmauern und Erdwälle, Lehmhäuser, enge Straßen, durch die sich kaum ein Kameel drängt; ein Theil der

---

1) Die heilige Schrift der Zendavesta, Zend Avesta d. i. nach Haug „autorisirter Text".

Stadt, mit besondern Mauern und Befestigungen umzogen, ist die Residenz des Chans.

1. Im Alpenlande von Turkestan, das im 17. Jahrhundert von einem usbekischen Häuptling gegründete Chanat von Khokand oder Ferganah am obern Sir Darja. Die Hauptstadt Khokand 100,000 Einw. Taschkend 80,000 Einw., mit einem eigenen, von Khokand abhängigen Chakim. Beide Städte durch Handel, z. B. von Kabul herüber, blühend. Ueber Taschkend ging schon im Alterthume die Karawanenstraße; denn nach Ritters nicht unbegründeter Vermuthung stand hier der „Steinerne Thurm," das einzige Gebäude im Lande der Saken, durch welches die Handelsstraße hindurch ging.

2. In der Steppe das Großchanat von Buchara (Bokhara), auch die große Bucharei genannt, am Amu und dem paradiesischen Thale des Steppenflusses Sogd. Bucharen mit den Tadschiks neupersischer Abkunft, größtentheils Handelsleute und Handwerker, klug und gewandt, aber bucharische Treue ist wie die punische verrufen.

Die Hauptstadt Buchara am Sogd, 1½ M. im Umfang, in der Mitte der von einer Ziegelmauer umgebene Palast des Großchans und die vorzüglichsten Moscheen. 1825 zählte man 150,000 Einw., darunter 110,000 Tadschiks. Nach zwei Beziehungen sehr bedeutsam: Mittelpunkt des Karawanenhandels zwischen Indien und Europa, und Heiligengräber, Heiligthümer und Schulen (über 300) des hier sehr eifrigen Islam.[1]) Aus Buchara stammt Avicenna, der Galen und Aristoteles der muhamedanischen Welt. Sommerresidenz des Großchans ist Samarkand, in lieblicher Gegend am Sogd, mit berühmter muhamedanischer Hochschule und Fabriken. Seit 1369 Timurs glänzende Residenz und daher in arabischen Mährchen aller Schätze und Herrlichkeiten Zusammenfluß. Zum Chanat von Buchara gehört auch Balkh, das alte Baktra, noch immer als Handelsstadt bedeutend, aber gegen den Glanz der alten und mittleren Zeit völlig gesunken und zum großen Theil ein Ruinenhaufen. An der Straße von Buchara nach Meschhed Merw, einst die Hauptstadt des Kalifen Mamun, soll damals mehrere hunderttausend Einwohner gehabt haben. Jetzt wohnen ungefähr 40,000 Teki-Turkomanen Familien in und bei der Stadt. Seit ihrer Zerstörung vor 70 Jahren durch den Emir von Buchara ist das Fort wiederholt von den Persern besetzt gewesen.

Kleinere Chanate: Khunduz, Darwaz, Pamer, Hissar.

Das Chanat von Khiwa im 12. und 13. Jahrhundert der Mittelpunkt des von Statthaltern türkisch-seldschuckischer Sultane gestifteten Reichs von Chowaresmien, das sich vom Tigris bis zum Indus erstreckte, aber

---

1) Ein kühner Ungar, Vambéry, hat in der Verkappung eines Derwisch Reschid Effendi 1862 und 1863 viele Städte von Turan besucht. In der Stadt Bochara schien Verdacht gegen den Derwisch mit der wenig orientalischen Gesichtsbildung entstanden zu sein. Reschid Effendi war mit seinen Begleitern vor dem Emir von Bochara, Muzaffer ed din, erschienen. Se. Majestät ließ den fremden Pilger allein in sein Gemach entbieten. „Hadschi! — redete ihn der Emir an — du kommst, wie ich höre, von Rumi, um die Gräber von Baha ed din und die Heiligthümer Turkestans zu besuchen." — „Ja, Taksir (Gebieter) — antwortete der unerschrockene Derwische — aber auch, um mich an der Betrachtung deiner geheiligten Schönheit zu ergötzen." „Seltsam! und du hast keinen andern Beweggrund für eine so weite Reise?" „Nein, Taksir! Es war stets mein heißer Wunsch, die edle Bochara und das zauberische Samarkand zu erschauen, auf deren heiligem Boden man nach den Worten des Scheich Dschelal eigentlich mit dem Kopfe, nicht mit den Füßen wandeln sollte. Aber ich habe kein anderes irdisches Geschäft, und habe lange Wallfahrten gemacht als ein Dschihangeschte (Weltpilger)." „Wie, du mit deinem lahmen Fuß ein Dschihangeschte! Das ist wirklich erstaunlich!" „Ich möchte dein Opfer sein, Taksir (ein Ausdruck der Bitte um Entschuldigung); dein glorreicher Vorfahr (Friede sei mit ihm!) hatte dasselbe Gebrechen, und er war Dschihangbir (Eroberer der Welt)." Diese Antwort gefiel dem Emir, und er stellte mehrere Fragen in Bezug auf die Reise und den Eindruck, den Bochara auf den vermeintlichen Derwisch gemacht hatte. Reschid Effendi durchwob seine Erwiderungen mit Stellen aus dem Koran und persischen Weisheitssprüchen, was auf den Emir, der selbst ein Mollah ist und Arabisch versteht, eine gute Wirkung übte. Der Emir beschenkte ihn mit einem Gewand und dreißig Tanghe, und befahl ihm, seinen Besuch zu wiederholen, wenn er nochmals nach Bochara kommen würde. Froh, der Gefahr der Entdeckung entgangen zu sein, kehrte Vambery zu seinen Freunden zurück.

hernach eine Beute der Mongolen ward. Die Hauptstadt Khiwa liegt auf einem Oasenflecke an einer Kanalverzweigung des Amu-Darja, mit Wall- und Lehmmauern und einer Citadelle, einem Rondel mit Brustwehr und Schießscharten 10—20,000 Einw. Handel, muhamedanische Schulen. Von Khiwa waren bisher die Karakalpaken abhängig, welche am Aralsee Ackerbau und Viehzucht treiben. Man schlägt sie auf 100,000 Köpfe an.

Auf der steppenhaften Höheninsel zwischen Aral- und Kaspisee, die 300—400' über dem Meere liegt und wohl Isthmus der Truchmenen oder Usturt genannt wird, hausen Stämme der Turkomanen oder Truchmenen. Der Name, welcher „gläubige Türken" bezeichnet, entstand im 10. Jahrhundert. Sie begreifen diejenigen türkischen Stämme, welche auf der Stufe des Nomadenlebens stehen geblieben sind, Viehzucht und Räuberei ihr Geschäft sein lassen. So trafen wir Turkomanen schon in Kleinasien, Armenien u. s. w. Auf ihrem Isthmus haben sie sich am meisten ursprüngliche Wildheit und Unabhängigkeit gewahrt; das wilde Kriegervolk, das auf schnellen Rossen die Ebenen von Turan durchstreift, rühmt sich, in seiner baumlosen Steppe weder unter dem Schatten eines Baumes noch eines Königs zu ruhen. Vámbéry behauptet, er habe keinen Turkomanen gefunden.

Den ganzen Norden von Turan, an 18,000 □M., haben die Kirgisen inne. Es ist dieser Name übrigens nur den Stämmen um den Issikul bekannt. Sie nennen sich selbst Kasak, leben als ein kriegerisches Volk nicht in vereinzelten Jurten (beweglichen Filzhütten), sondern bauen sich gruppenweise an. Ihrer Körperbildung nach stehen sie den eigentlichen Mongolen nahe, ihre Sprache reiht sie den türkischen Stämmen an. Die von Hügelketten durchzogene oder hie und da mit Coniferenwaldungen bedeckte Steppe, welche auch in ihrer Kräuterdecke nicht die Einförmigkeit südamerikanischer Steppen zeigt, und im Frühjahre im Schmucke von Tulpen und Kaiserkronen prangt, gestattet immerhin nur an wenigen Stellen den Ackerbau und weist die Kirgisen vornehmlich auf nomadisches Leben an. Jedoch haben sie feste Winterlager und wandern nur im Sommer mit ihren Jurten, ihren Schafen, Kameelen und Pferden (aus Pferdemilch der berauschende Kumis) umher. Der Religion nach Muhamedaner haben sie viel Heidnisches aus dem Lamadienste behalten. Außer einigen Horden, die unter chinesischer Oberhoheit stehen, sind die Häuptlinge jetzt völlig von Rußland abhängig. Im Jahre 185. zählte man 663,550 Kirgisen unter russischer Hoheit, von denen jedoch viele auch im eigentlichen Sibirien wohnen.

Nicht aber die Souveränität über Kirgisenhorden genügt Rußlands Gedanken und Planen mit Turan. Schon mit Peter dem Großen begannen energische und consequent festgehaltene Bestrebungen, die usbekischen Chanate von Rußland abhängig zu machen, die große Handelsstraße nach Indien zu occupiren; auch lockten Nachrichten russischer Emissäre über Goldwäschereien im Quellgebiete der Doppelflüsse. Ganz so wie Strabo von Kaukasusstämmen berichtet, werden Schaffelle in die Bäche gebreitet, und Goldblättchen hängen sich an. Rußlands Plane wurden oft durch große Weltereignisse durchkreuzt, aber nie aufgegeben, und sind in neuester Zeit rasch fortgeschritten. Im Jahr 1847 wurde die größte Insel im Aralsee, Barsa-Kaitama besetzt, und als Hauptinsel der „Zaren-Inseln" Nikolai genannt. Andere Eilande wurden zugleich entdeckt und occupirt. Das neue Eigenthum wurde durch Strauchwerk und Pallisaden gegen Abspülung gesichert, Castelle und Schanzwerke aufgeführt, eine Dampfflotille beherrscht den See. Am Sir, etwa 9 M. von der Mündung, auf der Terrasse des halbinsel-

artig vorspringenden Berges Raim erhob sich das Fort Aralsk, jetzt meist Raim genannt, (46° 2' 41" NB., 79° 26' 56" OL.), auf 1000 Mann und 17 Geschütze berechnet. Unter den Kanonen von Aralsk siedelten sich Colonisten am Flusse an. 1852 wurde dicht an der Mündung das Fort Kos-Aral gebaut, als Festung jetzt wieder verlassen; die Karawanenstraße von Orenburg nach Aralsk durch zwei feste Positionen, Irgysch und Kara-Butak, gedeckt. Eine 1853 ausgesandte Expedition gewann das wichtige Fort Akmetschet, 100 Toisen vom rechten Ufer des Sir, den bisherigen Schutzwinkel aufrührerischer Kirgisen (44° 50' 46" NB., 83° 11' 41" OL.). Der Krimkrieg brachte eine Pause der Erschöpfung. Aber schon 1859 wurde wieder eine Festung, Namens Dschulek, eingenommen, und seit dem haben die Russen ihrerseits zwei Forts errichtet, Karala, 9 Meilen, und Krmakora, 18 Meilen von der Mündung des Sir Darja, zur Verbindung der Forts Aralsk und Akmetschet, welche vier Forts zusammen die Linie des Sir Darja ausmachen. Von dieser Grundlage wurde für 1863 die Invasion Khokands von zwei Punkten aus beabsichtigt: aus dem Kirgisengebiet nordwestlich, und von Akmetschet in westlicher Richtung; das eine Corps gegen Aulietta, das andere gegen die Stadt Turkestan, welche Orte ungefähr 45 Meilen aus einander liegen. Der Ausbruch des polnischen Aufstandes und die Besorgniß eines Krieges mit Westeuropa verursachten die Verschiebung des Plans, der aber nun im Jahr 1864 ausgeführt worden ist. Im Juni wurden die beiden Zielpunkte, Turkestan und Aulietta, erreicht, und im Juli und August ward die Verbindung zwischen ihnen hergestellt, wodurch Rußland eine neue weit südlichere Grenzlinie und damit ein ungeheures Stück des Khokandgebietes gewonnen hat. Noch sind Theile von Khokand, Khiwa, Bochara und Khunduz ununterjocht, und das sind wahrscheinlich die werthvollsten Theile dieser Länder; aber sie bieten keine ernstlichen Hindernisse für die Invasion eines Feindes, der über alle Hülfsmittel europäischer Kriegskunst verfügt. „Rußland in Asien hat keine Grenzen", pflegte Nikolaus zu sagen; Centralasien ist blos der Schrittstein zu weitern Eroberungen. Die Russen verhehlen kaum die Hoffnung auf eine Zukunft, in welcher russische Legionen die Ebenen Indiens überschwemmen und die dortige britische Herrschaft hinwegspülen sollen. Der Sir Darja und der Sir Amu sind breite und tiefe Ströme, und man rechnet, daß, wenn erst das Thal des letztern gewonnen ist, es leicht sein werde, Truppen nach Balkh durch das Khunduz-Gebiet zu führen, von wo man über die Khawak- und Girdschok-Pässe des Hindu-Khu nur 40 oder 45 geogr. Meilen, oder zehn Tagemärsche, bis Kabul und Dschellalabad hätte. Ganz Mittelasien hat die Rivalität Rußlands und Englands wohl im Auge, und die asiatische Phantasie sieht einen künftigen Kampf derselben um den Orient voraus. Der Wiederhall jener Eroberungen in Khokand wird unter den Volksstämmen des Hindu-Khu vernommen, und in Afghanistan und Kaschmir. Ja, die „Delhi Ga-

zette" vom August 1864 sprach sogar von der Ankunft einer Gesandtschaft aus Khokand über Kaschmir in Britisch Indien, die den Vicekönig um Rath und Beistand angehen sollte. Sollte sie auch nur mythisch sein, so zeigt doch dieses Gerücht, wie man in Asien denkt. Seit Jahrhunderten mit Eroberern bekannt haben die Asiaten einen natürlichen Hang, einen Eroberer gegen den andern herbeizurufen.

Wie sich Rußland auch da, wo Turan und die chinesische Dsungarei zusammenstoßen, sich des Gebietes um den Balkaschsee (ein ebenfalls salziges Wasserbecken) bemächtigt hat, wird bei Sibirien zu erwähnen sein.

§. 13.

Vorderindien.[1])

Nach der Betrachtung von Vorderasien steigen wir über den Hindu-Khu in die zweite der großen Halbinseln, welche Asien nach Süden hin ausgestreckt. Vorderindien, dem Himalaya vorgelagert, wie Italien den Alpen, ist selber in vielfacher Beziehung das Italien des Orients, das Land der Schönheit und der Fülle, das Land des Verlangens und der Sehnsucht, „das Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgangspunkt einer Weltindustrie, der universellsten und reichsten Produktenspende, der Edelsteine und Gewürze, des Verkehrs der mannigfachsten Art mit allen Regionen der Erde, durch alle Zeiten und Nationen." Als ein kolossales Dreieck von 70,000 □M., dessen östliche Seite eingebogen ist, ragt Vorderindien in den indischen Ocean und wird passend in zwei Triangel zerlegt. Gemeinsam ist beiden als Grundlinie eine Linie zwischen den Mündungen des Indus und Ganges; südlich derselben liegt das oceanische Indien, ein Hochplateau mit Randgebirgen und Küstenebenen, nördlich mit der Spitze am obern Indus; das continentale Indien, ein Tiefland, das durch den Himalaya vom Rumpfe des asiatischen Körpers geschieden wird.

Der ungeheure Gebirgswall des Himalaya (d. i. Schneepalast), das größte Gebirgssystem der Erde, zieht zwischen Indus und Bramaputra in einem nach N. geöffneten Bogen, von über 300 M. Länge. Die Breite nimmt von W. nach O. zu und beträgt im Durchschnitt 40—50 M. Die Verzweigungen des Himalaya im chinesischen Alpenlande eingerechnet, findet derselbe erst am stillen Ocean seine Grenze, hat 600 M. Länge und zuletzt eine Breite von 15 Breitengraden. Selbst von diesen östlichen Verlängerungen abgesehen, nimmt der „Schneepalast" einen Raum von 30,000 □M. ein. Nach Norden ist der Abfall zu den Plateau= und Berglandschaften von Innerasien mählig, nach Süden zum Tieflande Indiens steil, doch in Vorketten und Terrassen gemäßigt. Den aus der indischen Ebene Kommenden

1) Ostindien begreift Vorderindien, Hinterindien und die indische Inselflur.

kündet im Indusgebiet Hügelland, im Gangeslande ein 6—7 M. breiter sumpfiger Waldsaum, Tarai, Gebirge an. Zwischen faulenden Lachen, welche die herabströmenden Bergwasser zurücklassen, wächst in diesen Dschungeln undurchdringliches Gestrüpp und üppig aufschießendes Gras; Krokodile und Schlangen, Elephanten, Löwen und Tiger hausen in der unheimlichen Schwüle. Auf den Tarai folgen zwei oder drei rasch aus der Ebene aufsteigende Vorketten mit schöner, kräftiger Vegetation an den Abhängen, mit den Bäumen europäischer Waldung, reich belaubten Eichen, aber auch baumartigen Rhododendren mit großen rothen Blüthen bedeckt. Mit bedeutendem Höhenabstande erhebt sich hinter den Vorketten mauerartig die höchste Gebirgswand, und bietet ein Panorama, welches an Größe und Erhabenheit die Alpen weit übertrifft. [1])

Die Westgruppe des Himalaya, von der Beugung des Indus nach S. bis zur Indusquelle zählt mehr als 50 Spitzen über 19,000′, die höchste Erhebung ragt zu 27,000′. Ein zusammenhängender Kamm tritt in diesem Westtheile nicht hervor: er zerfällt in eine Reihe gesonderter Erhebungscentren. Im Süden laufen zwei, im Norden drei Vorketten. Pässe sind selten und beschwerlich, zwischen 10,000—17,000′ Höhe, die Bergströme meist nur durch Seilbrücken überspannt, überhaupt die Communication Indiens und Centralasiens erschwert. Der Reisende Torrens schildert eine Karawanenstraße über den Himalaya als eine von den Giganten aufgethürmte Reihenfolge ungeheurer Stufen. Aber seit vielen Jahrhunderten ist Schnee herabgeschmolzen, Bergströme sind darüber hinweg gestürzt, und der Reisende ließ sich an manchen Stellen von Maulthieren bergan schleifen, indem er sich am Schweife derselben festhielt.

Die Centralgruppe, der nepalesische Himalaya, von der Indusquelle bis zum Gangeszuflusse Tista, ist durch Querthäler von N. nach S. vielfach zerschnitten, und trägt die Riesengipfel der Erde. Diese höchsten Massen streichen in der Regel von N. nach S., und sind durch verhältnißmäßig niedrige Einsattelungen geschieden, die noch unter der Schneelinie liegen. Am westlichen Flügel ragt die majestätische Gruppe des Dhawalagiri (28° 41′ 48″ NB., 101° 11′ 54″ OL. — Die einfache Bezeichnung OL. bezieht sich stets auf Ferro). Der Centralberg 25,171 Pariser Fuß (26,826 englische Fuß) prangt mit fünf Häuptern, und eine Zahl anderer Schneegipfel, die nur 3000′ niedriger sind, umgeben ihn wie Trabanten. Unter 27° 59′ 16″ NB. und 103° 37′ 51″ OL. liegt der erst 1856 von dem Engländer Waugh gemessene Mount Everest oder Gaurisankar, der höchste bekannte Berg des Planeten, 27,212 Pariser Fuß (29,002 englische). In dem Theile der Central-

1) Um Feststellung der hypsometrischen Verhältnisse des Himalaya und des Küen-Lün haben deutsche Forscher, die Gebrüder Schlagintweit ein großartiges Verdienst. Sie haben nicht weniger als 471 Punkte in Indien und 804 in Hochasien selbst gemessen; die in Summa 349. Punkte, welche in ihrem Werke hypsometrisch bestimmt worden sind, liegen zwischen 6° und 30° n. Br., 87° und 114° ö. L.

gruppe, den man den Himalaya von Sikkim nennt, ragt der Kinchin-Junga (27° 42′ 9″ NB., 105° 51′ 12″ OL.) bis zu 26,419 Pariser Fuß (28,156 englische). Im November 1861 sind englische Forscher durch das obere gletscherreiche Thal des Ratong, der 18,000′ hoch entspringt, bis eine starke Meile vom K. vorgedrungen. Die Großartigkeit der umliegenden Schneeberge und die Wildheit der Scenerie übertraf Alles, was die Reisenden bis dahin am Himalaya gesehen hatten. Am Ostende der Centralgruppe steht der Tschamalari (27° 49′ 41″ NB., 106° 58′ 29″ OL.) 22,468 Pariser Fuß (23,946 englische). Alle Vegetation, die bis 17—18,000′ steigt, ist in diesen Höhen zu Ende; kein Laut unterbricht die feierliche Stille dieser ernsten Alpennatur, aus der die schroffen Zacken und Spitzen hellglänzend zum tropischen Himmel ragen. Unabsehbare Schneefelder und mächtige Gletscher dehnen sich in dieser Centralzone; der Gletscher bei Milum, 2—2½ deutsche Meilen lang und 3000′ breit, ist der größte der Erde. Die Schneegrenze liegt am Nordhange 3400′ höher als am Südrande, nämlich 15,600′, an der Südseite 12,180′. Die Ostgruppe vom Tistaflusse bis zur Wendung des Bramaputra nach S., der butanische Himalaya, ist noch wenig erforscht.

Der Himalaya bestimmt die Natur und das Leben der indischen Halbinsel. Er schützt vor den rauhen Winden, welche von N. her über das Hochland von Centralasien kalt und zerstörend brausen; er hemmt aber auch die Regenwolken, die gesammte Feuchtigkeit des Oceans, welche die Passatwinde vom Südmeere herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrath in den Ebenen am Fuße ergießen und die Sommerglut in Kühlung, die verbrannte Vegetation in üppiges Grün verwandeln. Der Himalaya ist eine klimatische Scheidewand, die auf ihrer Höhe und an ihrem Fuße die schärfsten Contraste bildet. Aus polarischer Kälte steigt man in tropische Hitze, aus Forsten geselliger europäischer Bäume, von Eichen, Birken, Fichten in die tropischen Waldungen des Tarai, in die Palmen- und Rosenhaine der indischen Ebene, die eben diese üppige Fülle dem Schneepalaste an ihrem Rande verdankt. Mächtige Ströme, von den ewigen Eisfeldern und Schneemassen genährt, stürzen vom Himalaya in das indische Tiefland; denn während die Alpen nach allen Seiten ihre Wasseradern, nach N. die reichsten, versenden, folgen die Ströme des asiatischen Gebirges der Richtung nach Süden und zwar so entschieden, daß selbst die an der Nordseite entspringenden sich durch das Gebirge wühlen, den Weg nach Indien suchen.

Der Indus (Sind) entspringt am nördlichen Abhange der Centralgruppe des Himalaya und durchfließt in einem von O. nach W. gerichteten Längenthale das Land Ladakh. Mehr als 10,000′ hoch liegt diese Thalsohle, mit langen und strengen Wintern, kurzen, oft unterbrochenen Sommern. Die Pflege der Heerden ist Hauptbeschäftigung. Die tibetanische Kuh giebt ihren Schweif als Fliegenwedel der Könige in den Handel, die Shawlziege liefert die feinste aller Wollen-

arten, das Moschusthier den beliebten Wohlgeruch. Der sandige Boden enthält Goldstaub. Südwestlich von Ladakh, von einem regelmäßigen Oval von Schneebergen eingeschlossen und von dem Oberlaufe des Dschelun durchströmt, 6000′ über dem Meere, liegt das reizende Alpenthal von Kaschmir, in der größten Ausdehnung 10—12 M. von Schneefeld zu Schneefeld breit, mit überaus glücklichem Klima, von orientalischen Dichtern als das „Meisterstück der Natur" gepriesen, nach Einigen die Stätte des Gartens Eden.

Westlich von diesen Alpenlandschaften wendet sich der Indus nach S. und durchbricht in einem Querthale die ganze Breite des Himalaya. In das Tiefland getreten empfängt er rechts aus dem Thorwege, das aus Iran nach Indien führt, den Kabul; sein rechtes Ufer ist von da an von dem Ostrande des iranischen Plateaus begleitet. Zur Linken hat der Strom das Pendschab, das Fünfstromland. Siebzig Meilen unterhalb seines Eintrittes in die Ebene empfängt der Indus den Tschunab mit den Nebenflüssen Dschelun, Ravi, dem aus dem heiligen See Rawana-Hrad 11,000′ hoch herabkommenden und wie der Indus die ganze Breite des Himalaya in einem prachtvoll-erhabenen Thale durchströmenden Sutledsch oder Satadru (zu dem der Bias). So folgen von W. nach O. der Dschelun, der alte Hydaspes, der Tschunab, der alte Acesines, der Ravi, der Bias, der Hyphasis der Alten, an dem Alexanders indischer Feldzug endigte, und der Sutledsch. Die Uferländer dieser Ströme sind fruchtbar-üppig; die Zwischenstufen (Duabs) nur Wildnisse von Gras und Gebüsch, ja der Duab zwischen Indus und Dschelun Wüste, die durch eine an Steinsalz reiche Bergkette (Salt-Range) in zwei Theile geschieden wird.

Unterhalb des Pendschab dehnt sich zur Linken eine weite wasserleere Steppe, das Tiefland Sind, welches nur Büffelheerden, Eseln und Kameelen spärliche Nahrung giebt. Dem Indus fehlen auf diesem Unterlaufe alle Nebenflüsse; 60 Meilen oberhalb der Mündung beginnt er sich zu spalten, aber auch sein Delta, an der Küste 24 Meilen breit, enthält nicht allzugroße Strecken guten Marschbodens und Reißfluren, ist vielmehr größtentheils sandig und sumpfig. In 11 Mündungen ergießt sich der Indus in den indischen Ocean. Wie bei ähnlichen Stromspaltungen haben die Mündungsarme oft Bett und Lauf geändert. Der Fluß mündete einst östlicher durch die Niederung Rum, im Sommer eine baum- und strauchlose Sandwüste, zur Regenzeit eine schlammige Lagune, noch jetzt mit dem Indusdelta in Verbindung. Die Flußarme herauf hemmt Binsen- und Rohrgestrüpp den Anbau, der Boden berstet in den trockenen Monaten und die Vegetation steht still. Die 30—40′ steigenden Ueberschwemmungen des Stromes zur Zeit der Schneeschmelze schaffen Leben und Fruchtbarkeit, werden aber öfters durch hohe Ufer in ihren Wirkungen gehemmt, wo nicht etwa durch Kanäle geholfen ist. Die Lauflänge des Indus beträgt über 300 M. Da er

vom Nord= und Südgehänge des Himalaya atmosphärischen Niederschlag erhält, so übertrifft er an Wasserfülle und Gleichmäßigkeit derselben den Ganges, der die Natur eines Gebirgsstroms beibehält. Dennoch ist er der minder Segen spendende Strom unter beiden.

Der Ganges, indisch Ganga (d. i. der Strom), der heilige Strom der Hindus, durch dessen Wasser der sicherste Weg zum Himmel geht, fließt in der Gebirgslandschaft Gherwal am südlichen Himalaya aus zwei Quellflüssen, dem westlichen Baghirati und dem östlichen Alacananda zusammen. Die Quelle des ersteren Flusses, welche als eigentliche Gangesquelle angesehen wird, stürzt oberhalb des Wallfahrtsortes Gangotri (12,364′ Meereshöhe) an einer senkrechten Schneewand aus einer Gletscherhöhle (das Kuhmaul) 20 Schritt breit hervor, bald verdeckt von Lawinen, die 500′ dicke Schneebrücken darüber hingewälzt. Der Fluß durchströmt in schäumenden Cascaden ein mit Felstrümmern gefülltes Bett; bei Lohari=Naig fließt er theils eine Viertelstunde unterirdisch, theils wirbelt er in Schaum aufgelöst über Klippen, senkrechten Sprunges herunter; ein Seitenbach fällt ihm 750′ hoch in mehreren Absätzen zu. Der Oberlauf des Flusses ist verhältnißmäßig kurz, aber überaus reißend. Bei Hurdwar (d. i. Felsthor des Gottes) durchbricht der Ganges die letzte Himalayakette und ist im Tarai nur noch 1000—1200′ über dem Meere. Sein Lauf wird durch das Vindhjagebirge, den Rand des Plateaus von Dekan, südlich gerichtet, bis er bei Allahabad 4200′ breit seine braunen, trüben Wasser mit dem grünlich=klaren Dschumna oder Jamuna, seinem größten von rechts einströmenden Nebenflusse mischt, hier noch 324′ über dem Meere. Links mündet bei Mandschi der Gogra, der letzte der Parallelflüsse; im weitern Laufe empfängt der Ganges Transversalzuflüsse. Ueberhaupt verstärken zwölf Flüsse, die so groß wie der Rheinstrom sind, den Ganges, der mit ihnen durch reiche Ueberschwemmungen die Uferebenen zu fettem Fruchtboden wandelt, in welchem die tropische Vegetation in den üppigsten Trieben wuchert. Hier ist das eigentliche Land des Reißes, der in den fetten Schlammniederungen 2 bis 4 jährliche Ernten giebt, der Baumwolle, des Zuckerrohrs, das Land der auf dem Wasser schwimmenden heiligen Lotusblume, der nährenden Bananen (Ficus indica), die mit ihren Zweigen wieder in der Erde Wurzel schlagen und oft Tausenden Schatten und Obdach gewähren. Eine Banane bei Patna hat 60 Hauptstämme und ihr Schatten hat um Mittag 1500′ im Umfange. Durch Kanäle den Segen der Flüsse zu verbreiten war von jeher Aufgabe indischer Bodencultur. So ward 1626 der Delhi=Kanal angelegt, der Dschumna und Ganges verbindet, und, in Verfall gerathen, reparirt ist, 1848 aber das Riesenwerk des Ganges=Kanals begonnen, der bestimmt ist, das in dürren Jahren Hungersnoth leidende Mesopotamien zwischen Dschumna und Ganges zu wässern. Bei Hurdwar beginnt er, entzieht dem Strome,

der dort etwa 8000 Kubikfuß Wasser wälzt, 6530, und vereinigt sich erst bei Cawnpore, 60 M. von Hurdwar, wieder mit dem Strome.

Bei Radschamal hat der Ganges seine letzten Stromschnellen und tritt nun in das feuchte und heiße Tiefland von Bengalen, wo erschlaffendes Klima herrscht. Hier gedeihen mehr als 20 Palmenarten, wie die 60—80' hohe Kokospalme und die Arekapalme, deren Nüsse, in die Blätter des Betel (einer Pfeffergattung) gewickelt, gekaut werden; hier gedeihen die edelsten Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Zimmt- und Muskatbaum, die Gewürznelke u. a. in Fülle, hier wachsen unendliche Schlingpflanzen, welche die Bäume überwuchern und die höchsten Wipfel erklettern. Der Fluß wird so breit, daß das Auge das andere Ufer nicht erreicht. Und dazu naht sich ein anderer großer Himalayasohn, der Bramaputra (Blume des Brama), um seine Fluthen mit dem Ganges zu einem Delta zusammenzuschütten.

Der Bramaputra ist nach seinem obern Laufe noch nicht völlig bekannt. Durch Tibet fließt von W. nach O. ein neben der Indusquelle entspringender Fluß, der Dzangbo-tsiu; in ihm vermuthete man den oberen Bramaputra. (Die Chinesen erklären ihn für den obern Irawadry.) Nach Robinsons Forschungen (1841) entsteht der Bramaputra unter 27° 45' NB., 13° 10' 46" OL. aus drei Quellströmen, dem westlichen Dibang (ob der tibetanische Yaru-Dzangbo-tsiu?), dem mittlern Dibong und dem südlichen Brama-Kund oder eigentlichen Bramaputra. Nach der Vereinigung fließt der Strom bis Goalpara (26° 11' NB., 108° 17' 46" OL.) nach Südwesten und schlägt dann die Richtung nach Süden ein.

Etwa vierzig Meilen oberhalb des Meeres beginnen beide Ströme sich zu spalten und einander Arme zuzusenden. So bilden sie ein Delta, 50 M. lang und 50 M. breit, das größte der Erde. Man zählt 17 Haupt- und unzählige Nebenmündungen, aber die meisten sind verschlämmt. Führt doch der Ganges nach Everest's Berechnung jährlich 6400 Mill. Kubikfuß Schlamm ins Meer, der eine Erdschicht von 16 □M. und 1 Fuß Dicke bilden könnte! Nur die westlichste große Mündung, der Hugly, wird durch künstliche Mittel vor Verschlämmung gesichert, so daß selbst kleine Seeschiffe ihn eine Strecke herauf befahren können. Größere, die über 18 Fuß Tiefe brauchen, sind dies nicht im Stande. Die Werder des eigentlichen Mündungslandes, die Sunderbunds (d. i. tausend Mündungen genannt), sind sumpfige Dschungeln, undurchdringliche Dickichte von Schilf und Bambus, dessen Halm einem hohlen Baumstamme gleicht und als Faß und Eimer gebraucht wird. Eine mephitische Luft steigt aus diesen Sümpfen empor, und z. B. die Tigerinsel ist wegen ihrer ungesunden Luft so berüchtigt, daß kein Europäer eine Nacht auf derselben zugebracht haben soll, ohne todbringendes Krankheitsgift eingesogen zu haben, das in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Hier hausen Elephant und Rhinoceros; der Tiger und die Cholera haben hier ihre eigentliche Heimath.

Das Delta ist dauernden Veränderungen unterworfen, und namentlich in der östlichen Hälfte noch nicht zum Abschluß seiner Bildung gelangt.

Südlich von dem Tieflande des Indus und Ganges, im oceanisch-indischen Dreieck, erhebt sich das von dem übrigen asiatischen Hochlande völlig getrennte Plateau von Dekan. Seinen Nordrand bildet das schwer zugängliche Vindhjagebirge (d. i. das Zerrissene), bis 7000′ hoch, dessen Südabhang der nach W. strömende Nerbudda begleitet. Den westlichen Rand bilden die West-Ghats. Aus dem 2000—3600′ hohen Kamme heben sich zackige, abgerissene Gipfel 8—12,000′ hoch. Steil fallen sie zu dem noch nicht 8 M. breiten Küstensaume Malabar, mählig zum Tafellande herunter. Die Ost-Ghats, nur 4000′ hoch, senken sich sanft zu einem 10—30 M. breiten Küstensaume Coromandel und bilden mehrere parallele, von Flußthälern durchsetzte Gebirgszüge. Unter 12° NB. sind die Enden der westlichen und östlichen Ghats durch das Nili-Gerri-Gebirge oder die blauen Berge verbunden, die bis 8300′ steigen, steil gegen einen tiefen und schmalen Querspalt, das Gap, 400′ über dem Meere, abstürzen, welcher die Ebenen von Malabar und Coromandel in Verbindung setzt. Jenseit des Gap füllt die Südspitze ein gesondertes System, das Gebirge von Travancore oder das Ali-Gerri-Gebirge mit Gipfeln, die bis an die Schneelinie reichen sollen; eine besuchte Genesungs-Station (Sanatarium) für klimakranke Europäer. Wir betrachten die einzelnen Theile des oceanischen Indien genauer, welches, wie zuweilen mehrere Meilen landeinwärts gelegene deutlich erkennbare Seeufer mit Seemuscheln des indischen Oceans beweisen, in einer allmähligen Hebung über den Spiegel des indischen Oceans begriffen ist.

Die nur von Flüßchen, die in Katarakten vom Gebirge kommen, bewässerte Küste Malabar (ein Name, der eigentlich erst südlich von Bombay gilt) steigt in mehreren Terrassen, die wie ein Garten angebaut sind, zu den West-Ghats empor.[1]) Auf der untern gedeihen die Pfeffer- und Betelranke (150,000 Ctr. Pfeffer ausgeführt), das Zuckerrohr und die Kokospalme. Drei Millionen Stämme geben jährlich 400—500 Millionen Nüsse. Höher folgen die Tekwälder mit ihrem fast unverwüstlichen Holze, und noch höher hinauf beginnen die Waldungen des kostbaren Sandel- und Ebenholzes. Der Südwest-Monsun (April bis October) bringt der Küste die kühle und nasse Jahreszeit, der Nordost-Monsun (October bis April) die trockne und heiße. Da die dem Westen zugekehrte Küste neben so reichen Produkten viele günstige Hafenstellen hat, so erscheint sie als einer der frühesten Centralpunkte des Welthandels.

Das eigentliche Tafelland Dekan, im Durchschnitt 2000

---

1) Camoens in den „Lusiaden“:

Des Landes Eingeborne nannten Gate
Den Berg, an dessen Fuß sich kurz erstrecket
Gleich einer Mauer schroff ein Felsgestade,
Wo wild des Meeres hohe Brandung schrecket.

—2400′ erhaben, ist mit zahlreichen, sehr regelmäßig geformten Hügelzügen und isolirten Kuppen besetzt. Steile Abdachung nach Westen und Süden und treppenförmige Absätze sind ihnen eigenthümlich. Das Plateau folgt einer Senkung von Westen nach Osten, und dieser Richtung folgen auch die Flüsse der wohlbewässerten Hochebene, die noch am Ostrande der West-Ghats entspringen, von W. nach O. das Plateau träge durchfließen, die Ost-Ghats zum Meere hin durchbrechen. So, von N. nach S. aufgezählt, der schiffbare Mahanaddy, der Godavery, Kistna oder Krischna und Cavery. Die reiche Bewässerung hindert jedes Aufkommen von Steppen- und Wüstenboden. Die hohe Lage mildert die tropische Gluth und giebt dem Plateau, dem Küstensaum gegenüber, ein glückliches, gesundes Klima, einen ewigen Frühling. Auch hier noch gedeihen die meisten indischen Pflanzenprodukte; auf einer Insel des Nerbudda soll sich sogar die größte und älteste Banane der ganzen Halbinsel finden. Ihr Alter wird auf 2000 Jahre geschätzt und 8000 Menschen finden unter ihren Verzweigungen Schatten.

Die Ostküste Coromandel am bengalischen Busen ist ein sandiger hafenloser Strich mit ungesundem Klima, auf den Verkehr mit dem Gangeslande, Hinterindien und dem indischen Archipel angewiesen. Aber während der Herrschaft der Nordost-Monsuns (October bis April) ist den Schiffen das Landen unmöglich. Unter Regengüssen und Orkanen tritt Mitte April der Südwest-Monsun ein, unter dem die Vegetation erstirbt. „Der Himmel glüht wie Erz, die Erde wie Eisen," seufzt das Volk. Beide Küstensäume haben entgegengesetzte Jahres- oder Regenzeiten.

Indem wir noch einmal die vorderindische Halbinsel in ihren Naturverhältnissen im Ganzen überschauen, begreift sich leicht, wie schon die griechischen Berichterstatter, Richtiges und Mährchenhaftes mischend, über Indiens üppige Naturfülle in begeistertes Erstaunen geriethen. Tropische Hitze, oceanische Feuchtigkeit und eine überaus reiche continentale Bewässerung rufen vereinigt eine so kräftige und strotzende Vegetation hervor, daß die beiden indischen Halbinseln sammt ihrem Archipel mit dem überschwenglich-reichen amerikanischen Pflanzenreich wetteifern. Das fließende wie das vom Himmel fallende Wasser wird von der Sonnenwärme gekocht; darum ist der Wuchs der Wurzeln und Pflanzen so saftig, meint Strabo, und in der That ist das Einkochen der Pflanzensäfte zu intensiven Farbestoffen (Indigo) oder köstlichen Gewürzen und Aromen Indien eigenthümlich. Fast von allen Bäumen verbreiten die Blüthen starken Duft, und von vielen auch Blätter und Rinde aromatischen Wohlgeruch. Dazu stellt Indien, was der neuen Welt fehlt, die kolossalsten, kräftigsten und wildesten Gestalten aus der Thierwelt: Elephant und Nashorn, Löwe und Tiger. Neben diesen massenhaften und grimmigen Thierwundern lauern in den Flüssen Krokodile, droht die giftige Brillenschlange, von indischen Gauklern auf eine

merkwürdige Weise zum Tanzen gezähmt. Die Wälder sind mit prachtvoll gefärbten, aber eben nicht sangreichen Vögeln bevölkert; der Pfau hat in Indien sein Vaterland. Selbst der Schooß der Erde birgt hier Köstliches. Die indischen Diamanten und Edelsteine übertreffen an Reinheit, Feuer und Härte die aller andern Länder, die Meere an seinen Küsten bergen köstliche Perlen — kurz der Reichthum eines indischen Fürsten oder Nabob wurde sprüchwörtlich. Wie eine Welt für sich, „nicht wie ein Land, sondern wie ein Welttheil" ist die von Asiens Körper so bestimmt abgeschnittene Halbinsel mit Produkten aller Art reichlichst ausgestattet. „Das Land, so zwischen den beiden Wässern, Indum und Gangem, ist wunderschön, und als man meinet, übertrifft es alle andere erdtriche, wird durch viel fließende Wasser unterschieden, die es begießen und fruchtbar machen, daß es zwei Mal im Jahre Frucht bringt. Man schreibt auch, daß die Frucht darinnen nimmer mißrat, darzu werden alle ding größer und hübscher denn in andern ländern. Auch ist der winter nicht ohn frucht. Welches alles ein ursach ist, daß die Indianer nie aus ihrem Land gezogen sind, ein andres zu besitzen." Also Seb. Münster.

In den letzten Jahren ist der ursprüngliche Productenreichthum Indiens noch durch zwei acclimatisirte Pflanzen vermehrt. In Sikkim, in dem Nili-Gerri-Gebirge, auf Ceylon wird die Chinchona, die peruanische Fieberrinde, in Assam der chinesische Thee cultivirt. Im Jahr 1863 waren schon 13,500 Acres mit Thee bepflanzt.

Die älteste schwarze Bevölkerung der vorderindischen Halbinsel gehörte nicht der kaukasischen Race an, sondern näherte sich in ihrem Körpertypus den Negervölkern. Von den eindringenden Indern (die mit dem Zendvolke ein Volk, die Arier, und den ältesten Zweig der großen indo-germanischen Völkerfamilie bilden zurückgedrängt, retteten sie sich in den Himalaya und auf das dekanische Plateau; noch jetzt sind versprengte Reste dort anzutreffen. Die arischen Inder kamen etwa in den letzten Jahrhunderten des dritten Jahrtausends v. Chr. von Nordwesten, aus dem Thale des Kabul, und verbreiteten sich zunächst im Pendschab, dann im untern Indusgebiete. Von da drangen sie über das Flüßchen Saravati in die obern Thäler des Ganges und Dschumna, und dann den Strom abwärts bis nach Bengalen und dem Vindhjagebirge. Jahrhunderte gingen über Kriegen mit den Eingebornen hin; erst im 13. Jahrhundert v. Chr. scheinen die indischen Arier zu ruhigem Besitz und friedlichem Zusammenleben zu gelangen, erst jetzt entwickelt sich die eigenthümliche indische Cultur. Dekan wurde erst später occupirt und der arisch-indische Stamm hat sich hier mit fremden Völkerelementen gemischt. Die dekanischen Inder haben zwar auch kaukasisches Gepräge, aber dunklere Hautfarbe als die Hindu im Tieflande; ihre Sprache ist völlig verschieden.

Die Urgeschichte der indischen Arier ruht in Dunkel, und doch läßt sich die ursprüngliche reiche Begabung, die ritterliche Gesinnung

und Thatkraft des eingewanderten Volkes deutlich erkennen. Sein Geist spiegelt sich zumeist in seiner ältesten Sprache, dem Sanskrit, d. i. der geweiheten, der vollkommensten und tiefsinnigsten die es giebt. In dem Sanskrit sind die Vedas geschrieben, vier Sammlungen größtentheils religiöser Gedichte, Lieder, Formeln und Gebete, eine Art liturgischer Codex, in dessen alten Bestandtheilen das spätere Religions- und Kastensystem noch nicht ausgebildet ist. Großartige Dichtungen, Mahâbhârata und Râmâjana, ein Volksepos und ein Kunstepos, schildern die Kämpfe einer heroischen Zeit. Das in allen diesen Urkunden vorliegende alte Religionssystem, „ein einfacher Naturdienst mit monotheistischer Ahnung," ist in den Jahrhunderten nach der Besetzung des Gangeslandes zuerst von den Priestern in den Dienst eines abstracten Urgrundes aller Dinge, der als Weltseele das All durchdringt, in den Dienst des Brama verwandelt. Nicht in einen persönlich lebendigen Gott, sondern in dieses abstracte Geheimniß gingen die alten Naturgötter auf. Aber zu diesem Gedankengotte, der doch durch seine Repräsentanten, die Priester, so strenge gebot, konnte das Volk nie ein Herz fassen, und als mit dem 6. Jahrhundert v. Chr. der Buddhaismus gewaltig um sich griff, entwickelte sich aus dem Brama eine neue Götterwelt heraus, die sich jedoch in vielen Figuren an den ursprünglichen Naturdienst anlehnte. Nur wurden früher untergeordnete Figuren jetzt Hauptgestalten. So ist das jetzt in Indien herrschende Religionssystem verhältnißmäßig kein altes und jünger als der Buddhaismus. In der Mitte der Erde liegt der heilige Götterberg Meru. Auf ihm entspringen die heiligen Ströme Indus und Ganges, auf ihm thront das geheimnißvolle Urwesen Bramâ das allgemeine Leben der Schöpfung, in dem Alles seinen letzten Grund hat, „in sich verschlungen, im heiligen Dunkel ruhend, Eins seiend in sich selbst." In drei Gottesgestalten, deren jede eine weibliche Ergänzungsseite (Sakti) hat, breitet sich dieses Urwesen, welches die Sonne zu verschiedenen Zeiten des Jahres repräsentirt, aus einander; die indische Trimurti, in der man einen Anklang an die Trinitätslehre finden wollte. Bramâ, roth wie die Sonne selbst, der schaffende Gott, die Wurzel alles geistig-vernünftigen Lebens, der Gesetzgeber, der Erfinder des Ackerbaues, der Hort aller Civilisation; seine Sakti ist die Göttin der Weisheit. Wischnu, der erhaltende Gott, repräsentirt die Sonne in den vier Monaten der Ueberschwemmungen und Regengüsse; die Elemente der Luft und des Wassers sind dem grünen oder blauen Gotte unterthan, und seine Sakti ist die Göttin der Liebe und der Ehe. Der weiße Schiwa, das ist die Sonne in ihrer stärksten Kraft und Hitze, der zerstörende Gott des Feuers, der mit seiner Sakti Bhawani Alles erzeugt, aber auch Alles verschlingt. Darum ist ihm die fleischliche Zeugung mit ihrem Symbole, dem Lingam, heilig, aber zugleich ist er als Mahadewa (d. i. großer Gott) der Gott der Ungethüme und Gespenster, der Gott der Thränen und des Todes. Neben diesen drei

höchsten und ersten Mächten stehen unzählige Göttergestalten und Dämonen, die den Planeten und Sternen, den Gebirgen und Flüssen, überhaupt den Kreisen der sichtbaren Welt vorstehen, und da die höchsten Götter, vor allen Wischnu, durch wiederholte Incorporationen auf die Erde gestiegen sind, so tritt die symbolische Verehrung aller solcher Götterhülsen, namentlich heiliger Thiere, hinzu, die meist als Gottheiten verehrt werden, während sie ursprünglich nur an die Gottheit erinnern sollten. Namentlich ist die Kuh, das Sinnbild der Fruchtbarkeit und des ruhigen fügsamen Stilllebens, ein hochverehrtes Geschöpf. Thiere zu tödten oder zu verletzen ist überhaupt ein Frevel, theils aus dem schon angegebenen Grunde, theils weil wandernde Seelen in den Leibern hausen möchten. Eine Bevorzugung des Thierlebens vor dem Menschenleben, das für Nichts geachtet wird, ist deshalb eine der traurigsten Verirrungen der Hindureligion. Und eifrig über alle Maßen in diesem seinem Glauben und Gottesdienste ist das indische Volk. Ueberall Tempel, Wallfahrtstätten und von unendlichen Volksmassen besuchte Götzenfeste! Da giebt es unterirdische Höhlentempel, ganze Felsenketten, die zu Tempeln ausgehauen sind. Die aus Quadern zusammengesetzten Tempel heißen Pagoden. Man legt sich den Götzen zu Ehren die schrecklichsten Büßungen auf, ja Viele weihen sich, um ihnen zu gefallen, dem Tode. Die büßenden Einsiedler und Asceten (Fakirs) überbieten sich in schrecklicher Selbstpeinigung. Viele suchen freiwillig den Tod in Ganga's heiliger Fluth, und unter den Rädern des Götterwagens von Jaggernaut ließen sich sonst Hunderte zermalmen. Die unter englischer Herrschaft verbotene Wittwenverbrennung (Sutti) war nicht in den ältesten Religionsbüchern geboten, aber so im Gebrauch, daß z. B. 1803 allein in Calcutta und Umgegend gegen 275 Wittwen sich mit den Leichnamen ihrer Gatten verbrennen ließen. Vereinzelt kommen solche Wittwenopfer noch jetzt vor.

An eine so gewaltig die Gemüther beherrschende Religion ist die Ordnung der indischen Kasten geknüpft, oder richtiger gesagt, sie ist so mit ihr verwoben, daß ein System in dem andern Ursprung und Ausbildung hat. Zumeist verdankt das Kastensystem der Gewalt und der Eroberung seine Entstehung. Nach der Eroberung des Gangeslandes wurden viele der schwarzen Ureinwohner geradezu zu Sklaven gemacht, andere fügten sich williger der neuen Herrschaft und nahmen Lebensweise und Gottesdienst der Sieger an. So gab es zuerst zwei an Rechtsstellung ganz verschiedene Menschenklassen, die herrschenden Arier und die persönlich freien Unterthanen, Sudras genannt; ein Unterschied, der bei späterer Gliederung der Arier immer ein tiefer und bedeutsamer geblieben ist. Denn unter den Siegern bildeten sich nun in weiterer geschichtlicher Entwickelung drei Kasten: die unterste der Vaisyas, d. h. Ansiedler, die arbeitende, Ackerbau und Gewerbe treibende Klasse der Bevölkerung. Ueber diese erhaben dünkten sich von Anfang an die Kschatryas, die Krieger, die Abkömmlinge der alten

erobernden Heerkönige. Als die Zeit der Kämpfe vorüber und unter dem erschlaffenden Klima des Gangeslandes der Heldengeist des Volkes erloschen war, mußte die Kriegerkaste den ersten Rang den Priestern, den Brahmanen (Betern) abtreten. Diese waren nach und nach eine immermehr geschlossene Körperschaft geworden, hatten je mehr und mehr Religion und Wissenschaft als Sondergut für sich in Anspruch genommen; sie verdrängten zuletzt den aus dem Pendschab mitgebrachten einfachen Naturdienst durch ihren überaus complicirten Gottesdienst, den Dienst des Brama. Der Kastenunterschied erschien von nun an als göttliche Weltordnung. Aus seinem Munde ließ Brama Bramanas oder Priester, aus seinem Arme Kschatryas oder Krieger, aus denen auch die Könige waren, aus seinem Bauche die Vaisyas oder Gewerbtreibenden, aus seinem Fuße aber die Sudras oder Dienenden hervorgehn. Aber auch der am tiefsten Stehende hat die Bestimmung, durch unzählige Wiedergeburten zur ewigen Ruhe des Brama einzugehen. Der Sudra muß als Vaisya, der Vaisya als Krieger, der Krieger als Bramane wiedergeboren werden; ein sündiges Leben, vornehmlich Frevel gegen Priester, stürzt in die Gluthqual der Hölle; von da kann man erst nach langer Pein durch endlose Wiedergeburten zu dem früher eingenommenen Stande gelangen. Dieses System ist es besonders gewesen, was die indischen Arier unter die Starrheit des Kastenwesens und die Herrschaft der Bramanen gebeugt hat. Das ideale Schema nun, nach dem alle Verhältnisse des indischen Lebens im Sinne der Bramanen geordnet werden sollten, ist das im 7. Jahrhundert v. Chr. abgeschlossene Gesetzbuch, welches dem Manu (nach der ältesten Ansicht der erste Mensch, im heroischen Alter der Ahnherr aller Königsgeschlechter, nach dem Siege des Priesterthums der erste Weise und Heilige) zugeschrieben wird. Neben alten Bestandtheilen vertreten seine 12 Bücher die neuen bramanischen Principien oder schärfen sie noch. Streng sind alle Kasten von einander geschieden, die der Bramanen aber wie ein bevorrechtetes Halbgöttergeschlecht erhöht. Sie allein haben die heiligen Bücher in den Händen, denn sie allein haben das Recht, die heiligen Schriften zu erklären, und aller bürgerlichen Behörden erste Pflicht ist es, die Bramanen zu ehren. Wenn ein Sudra es wagt, einen Bramanen mit Worten zu beleidigen, soll ihm eine glühende Eisenstange zehn Finger lang in den Hals gestoßen werden; sollte er es aber wagen, einem Bramanen Belehrung ertheilen zu wollen, so soll ihm siedendes Oel in den Mund und in die Ohren gegossen werden. Wenn ein Sudra es wagt, sich auf den Teppich eines Bramanen zu setzen, soll er gebrandmarkt und aus dem Lande gestoßen werden. Aber auch der König soll es nicht wagen, den geringsten Bramanen zu kränken, und wenn er es wagt, so wird die Gottheit dem Bramanen zu Hülfe kommen und den König mit seinen Heeren und Elephanten und Schätzen verderben. Und das sind nur einzelne Rechte aus einer Fülle von Privilegien. Freilich ist dafür auch das Leben

eines Bramanen täglich, ja stündlich von einem peinlichen, kleinlichen Ceremoniel eingeschnürt, in welchem selbst das Urinlassen nicht der Willkür überlassen ist. Neben den reinen Kasten stehen die verabscheuten unreinen, oder richtiger die kastenlosen Leute; sie sind durch Mischung der reinen Kasten unter einander oder mit fremden Völkerelementen entstanden, oder aus den schwarzen Eingebornen, die sich der arischen Lebensweise nicht fügten. Die niedrigste unreine Kaste, schon nach Occupation des Gangeslandes vorhanden, sind die Tschandalas, d. i. Abdecker. Nur mit der Hand vor dem Munde, damit ihr Odem nicht verunreinige, dürfen sie mit Mitgliedern der reinen Kasten reden, dürfen in keinen Tempel treten, und sind darum auch von allen Gebeten und Opfern frei, mit einem Worte ganz außer allem politischen und religiösen Verbande. Ihre elenden Dörfer liegen ganz abgesondert, damit der Wind ihre Ausdünstungen nicht an reine Orte führen kann. Nach der Unterwerfung des Dekan entstand aus den in das indische Wesen nicht eingehenden Elementen die verabscheute Kaste der Parias. Ihnen und den Tschandalas stehen in den Augen der eifrigen Hindu die Muhamedaner und Christen, also die gegenwärtigen Herrscher in dem größten Theile von Indien gleich.[1])

Entschiedene Opposition gegen das Kastenwesen und somit gegen ein Hauptprincip des Bramathums macht der schon erwähnte Buddhaismus, dessen Entstehung und Fortgang wir zu überblicken haben.

Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. wurde dem König von Kapilavastu (an den Vorhöhen des Himalaya) ein Sohn Gautama geboren, der später den Ehrennamen Buddha, d. i. Erretter oder Erleuchter, empfing. Gegen sein dreißigstes Jahr hin fing er an der Welt, deren ganzes Elend er erkannt, abzusagen, suchte in den Schulen der Bramanen vergeblich Befriedigung und überließ sich dann sechs Jahre lang in tiefer Waldeinsamkeit der Ascese und Meditation. Da wurde ihm Erleuchtung und Erkenntniß der Wahrheit zu Theil, und er durchzog nun 20 Jahre als Bettler das Gangesland, um dem Volke Heil zu verkünden. Zahlreiche Schüler sammelten sich um ihn, das obere und mittlere Gangesland wurde Hauptstätte seiner Wirksamkeit. Den Wissenden brachte er eine neue Philosophie, dem gesammten Volke eine neue Moral. Die Welt ist ein Jammerthal, so lautet Buddha's Obersatz; dies zu erkennen ist der erste Schritt zum Glücke. Götter oder eine Weltseele giebt es nicht. Alles entwickelt sich nach innerer Naturnothwendigkeit. Der eigentliche Grund der Welt ist das Nichtsein. Zu diesem Nichtsein, zu diesem Eingehen in die Nirwana muß der Mensch mit allen seinen Begierden und Wünschen, mit allen seinen Empfindungen gelangen. Der ältere Buddhaismus faßte die Nirwana als reine Existenzlosigkeit, der neuere fügte den Begriff der Glückseligkeit hinzu. Dieser hohen Aufgabe zu genügen sind vor Allen die Priester bestimmt. In Armuth und Keuschheit

1) Vgl. die Culturgesch. Indiens von Dr. Böttger im letzten Bande des v. Orlich'schen Werkes.

sollen sie bettelnd im Lande umherziehen und dem Volke den Heilsweg verkündigen.

Ascese und Meditation kann das Volk freilich nicht üben, und die Bußen und Peinen des Bramaismus legt der milde Buddha nicht auf. Allen die nicht auf dem Wege der Erkenntniß dem Weltelend und der Seelenwanderung entgehen können, denen ist eine praktische Moral gegeben, wodurch dieses Jammerthal erträglich wird. Vernünftige Zähmung der Leidenschaften — die liebreichste Milde gegen alle Menschen, die nur eine große Leidensgemeinde bilden, sind die Hauptsätze derselben. Dabei wird bramanistischer Werkheiligkeit gegenüber die größte Demuth empfohlen. Mit Beugung aller Kastenunterschiede bot Buddha seine Lehre an, und wurde, von den Bramanen verfolgt, der Mann des Volkes. Mit dem Ende der 20 Wanderjahre zog er sich mit zahlreichen Schülern in den alten Waldfrieden zurück und starb unter demselben Baume, unter dem ihm die erste Erleuchtung zu Theil geworden, wahrscheinlich 543 v. Chr.

Seine Lehre verbreitete sich nach seinem Tode über weite Gebiete, bewahrte aber nicht die ursprüngliche Götterlosigkeit. Die immer steigende Verehrung schuf Wunder um Buddha's Leben und Sterben; er wurde selbst der Hauptgott seiner Gläubigen, dem die Riesenbauten, welche spätere Zeit dem Brama widmete, damals errichtet wurden. Auch die Götterwelt des Bramaismus drang ein, doch immer nur als dienender Hofstaat Buddha's, der der Hauptgott oder Obergott ist. Und da solcher Hofstaat sich sehr vermehren läßt, so hat der Buddhaismus in Bezug auf andere Religionen eine große Elasticität und reiht fremde Götter gern unter jenes himmlische Gesinde ein. Diesem zahlreichen Himmelsheere, das Buddha umgiebt, entspricht die überaus große Zahl der Priester auf Erden, der Vollkommenen, die auf dem Wege der Erkenntniß und stiller Beschaulichkeit den Frieden zu gewinnen trachten und daher gern in Klostergemeinschaften zusammenleben. Der Cultus hatte von Anfang an die Person des Stifters zum Mittelpunkte. Gebete und Gesänge, Darbringungen von Blumen und Wohlgerüchen, Vorlesen der Geschichte und Lehre Buddha's bilden die Gottesverehrung seiner Gläubigen. Jedem einreißenden Verfall hilft Buddha selbst ab, indem er in immer neuen Incarnationen zur Erde herabsteigt.

Wahrscheinlich in dem 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. ist der Buddhaismus in Vorderindien durch blutige Verfolgungen ausgerottet, hat sich in Ceylon erhalten, in Hinterindien, den indischen Inseln, China, Japan, der Mongolei und Tibet die mächtigste Verbreitung gewonnen.

Ein, wenn man will, fremdartiges religiöses Element hatten die Inder beinahe völlig ausgestoßen; gegen fremde politische Eingriffe zeigte das religionseifrige Volk nicht dieselbe Energie. Das herrschende Volk sind die Inder auf ihrer Halbinsel seit vielen Jahrhunderten nicht mehr. Die alte Tapferkeit und Energie ist in späterer Zeit einer immer

mehr anwachsenden Neigung zur Ruhe, einer Apathie und Erschlaffung gewichen, die sie sich als zum Dulden und Gehorchen geschaffen ansehen und jedem fremden Eroberer mit Gleichgültigkeit fügen läßt. „Sitzen ist besser als gehen, liegen besser als sitzen, schlafen besser als wachen, das beste von allem ist der Tod" — ein Volk mit solchen Sinnsprüchen war geeignet, nicht Eroberungen zu machen, sondern Eroberung zu leiden. Auf der andern Seite ist aber gerade ein solches Volk auch fähig, unter allem äußern Wechsel, den es stumpf über sich ergehen läßt, seine nationale Eigenthümlichkeit in Religion und Sitte mit Zähigkeit festzuhalten; eine Passivität des Widerstandes, welcher der Tod gleichgültig und leicht ist, wenn es die religiösen Heiligthümer betrifft, ist nicht leicht zu überwinden. So ist der Charakter des Stabilen der indischen Volksmasse in merkwürdig ausgeprägter Weise aufgedrückt, allen politischen Neuerungen und Umwälzungen gegenüber.

So sind viele Stürme über die Halbinsel gerauscht, ohne die Eigenthümlichkeit des Volkes wesentlich zu beeinträchtigen. Eifrig bemüht, sich den Himmel zu erobern, hat das sanfte und gelassene Volk nie an Eroberungen nach außen gedacht, hat sich den Fremden gefügt — aber seinen Himmel hat es sich nicht nehmen lassen. Eroberer lockte das reiche Indien, nach dem frühe der Zug des Welthandels sich gelenkt hatte (Phönicier, Land Ophir), von jeher an. Der Zug Alexanders des Großen, „des höchst gewaltigen Räubers und Mörders," wie er in indischen Büchern heißt, die Unternehmungen der seleucidischen und baktrischen Könige berührten nur die nordwestlichen Grenzprovinzen, und erstreckten ihre Wirkungen wenig über das Pendschab hinaus. Mächtigeren Einfluß übte die neu erstandene muhamedanische, hier durch Afghanen vertretene Welt, die sich ein nicht unbedeutendes Terrain, wie überall mit Feuer und Schwert, in Vorderindien gewonnen hat. Mahmud der Ghasnevide (S. 271) 999 — 1031 unterwarf sich Indien bis zum Ganges. Seine Nachkommen wurden 1184 von andern islamitischen Dynastien verdrängt. Im Jahre 1398 drang Tamerlan auch in Indien ein, ohne jedoch hier das Bestehende umzustürzen. Erst eine spätere Zeit sollte dauernde Mongolenherrschaft sehen. 1525 drang der mongolische Sultan Baber, dessen Gebiet durch Eroberungen der Usbeken geschmälert war, ein Urenkel Tamerlan's, in Indien ein, eroberte Delhi, und gründete hier das Reich des großen Mogul. Unter den Mogulen Akbar 1555—1605 und Aureng-Zeb 1660—1707 erhob sich dieser Staat zu seiner höchsten Blüthe; er umfaßte, die Besitzungen der Europäer abgerechnet, die ganze Halbinsel.

Denn seit dem 19. Mai 1498, an dem Vasco de Gama bei Calicut Indiens Boden betrat, war in die indischen Verhältnisse ein neuer, einflußreicher und in späterer Entwickelung übermächtiger Factor eingetreten. Indien, das alte reiche Wunderland war es ja, was selbst die Entdecker der neuen Welt eigentlich gesucht und erstrebt hatten. Vier europäische Nationen lösten sich in einer Herrschaft über bedeutende

Theile Indiens und über die indischen Gewässer ab. Die Portugiesen schlossen mit den kleinen Fürsten an dieser Küste Bündnisse, worin diese die Oberhoheit des Königs von Portugal anerkannten, und die ausgezeichneten Vicekönige Franz von Almeida (1504—1509) und Alfons Albuquerque (1509—1515) sicherten, trotz der Gegenbemühungen der von den Venetianern unterstützten Araber, durch eine Reihe von festen Plätzen und Handelsfaktoreien die portugiesische Herrschaft in Ostindien, deren Mittelpunkt Goa war; die Flotten der Portugiesen beherrschten alle Meere von Westafrika bis zur Südsee. Als die Spanier durch die Eroberung Portugals 1580 auch Herren der portugiesischen Niederlassungen geworden waren, und den von spanischer Herrschaft abgefallenen Holländern den Zwischenhandel mit ostindischen Waaren (von Lissabon aus) untersagt hatten, gingen diese selbst nach Ostindien, vermieden aber anfangs die Niederlassungen der Portugiesen und landeten 1595 auf Java. Eine von den Generalstaaten 1602 privilegirte ostindische Compagnie erhielt nicht nur das Monopol des holländischen Handels jenseit des Cap und der Magellansstraße, sondern auch die Hoheitsrechte über die künftigen Eroberungen und Niederlassungen in Indien. Batavia ward der Sitz des Generalgouverneurs und der Mittelpunkt des indischen Verkehrs nach Europa. Bald aber verdrängten sie auch die Portugiesen aus den indischen Gewässern; sie nahmen ihnen die Molukken, Ceylon, Celebes, vertrieben sie aus Japan, verfolgten sie zuletzt auch auf der Küste von Malabar und entrissen ihnen hier die wichtigsten Plätze.

Inzwischen hatte die englische Königin Elisabeth 1600 einer Gesellschaft Londoner Kaufleute ein ausschließliches Privilegium für den Handel nach Ostindien gegeben; 1639 wurde Madras von indischen Fürsten abgetreten, 1661 Bombay von Portugal, 1696 der Bezirk erworben, wo später Calcutta angelegt wurde. Lange Zeit waren die Fortschritte dieser ostindischen Compagnie unbedeutend. Seitdem aber das großmogulische Reich sich durch den Abfall der Nabobs vom Großmogul in einzelne unabhängige Staaten aufgelöst hatte (1730), benutzten die Europäer, zunächst die Franzosen, welche seit 1661 sich in Ostindien festgesetzt hatten, dann die Engländer, die Streitigkeiten dieser Nabobs unter einander, um sie zu unterwerfen. So gelangte die französische Handelscompagnie zum Besitz eines großen Theiles der Ostküste Vorderindiens. Die Engländer erhielten aber (durch die Siege und Eroberungen des Lord Clive) nicht nur das Uebergewicht über die Franzosen, sondern bewogen auch den (Titular-) Großmogul, ihnen Bengalen abzutreten. Die Schlacht bei Plassey 1757 sicherte den Besitz. Später vereinigte sich nicht ohne französischen Einfluß Hyder-Ali, Sultan von Mysore, mit den Mahratten und dem Nizam von Golkonda zum Umsturze der englischen Herrschaft in Ostindien gerade zu der Zeit, als Frankreich sich mit den Nordamerikanern gegen England verbündete. Allein die eben so umsichtige als energische Kriegfüh-

rung des Oberstatthalters Warren Hastings rettete die Herrschaft der ostindischen Compagnie. Da er die Mahratten zu einem Separatfrieden bewog und auch mit Frankreich der Friede hergestellt wurde, so sah sich Hyder-Ali's († 1782) Sohn und Nachfolger Tippo Saib von allen Verbündeten verlassen und mußte im Frieden zu Mangalore 1784 alle Eroberungen heraus geben. Noch zweimal, 1789 und 1799 erneuerte er den Krieg mit den Briten, und als er zuletzt selbst bei der Uebergabe seiner Residenz Seringapatnam umgekommen war, fiel der größte Theil des Reiches von Mysore an die Engländer. Seit jener Zeit konnte die Macht der Compagnie als völlig gesichert angesehen werden. Offene Eroberung, zuweilen unwürdige Intriguen haben bis auf die jüngste Zeit zu immer neuen Erwerbungen und Annexationen geführt; liegt es doch allerdings in der Natur großer zusammeneroberter Länderkomplexe der Art, daß ihre Besitzer später auch wider Willen auf dem Wege der Eroberung weiter getrieben werden, daß immer neuer Länderbesitz ihnen durch die Umstände aufgenöthigt wird. So wurden die Mahratten zuerst 1803 besiegt und 1818 in Abhängigkeit gebracht, 1816 der Fürst von Nepal besiegt und in Schranken gewiesen, und die Compagnie wurde mit Ausnahme weniger Länder am Fuße des Himalaya und der unbedeutenden portugiesischen, französischen und dänischen Besitzungen Gebieterin von ganz Vorderindien. Denn 1819 erwarb sie auch, was die Niederländer bisher auf der Küste Coromandel besessen hatten, und zugleich die Stadt Malaka auf der Südspitze der hinterindischen Halbinsel, wodurch sie auch auf letzterer festen Fuß faßte. Hier wurde sie 1824 in einen Krieg mit den Birmanen verwickelt und gewann einen beträchtlichen Theil des westlichen Hinterindiens. Immer mehr indische Fürsten wurden in das Verhältniß der Abhängigkeit gebracht, immer neue Gebiete annectirt. Inzwischen hatte sich eine Umwälzung der Dinge lange vorbereitet.

Die englische Regierung suchte bei der steigenden Macht der Compagnie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sich ihren Einfluß zu sichern und Uebergriffen vorzubeugen. Als 1833 der 1813 auf 20 Jahre erneuerte Freibrief der Compagnie ablief, nahm eine Parlamentsacte ihr das Monopol des Handels nach Ostindien; vom 22. April 1834 an sollte sie ihre kaufmännischen Geschäfte schließen und hinfort keinerlei Handelsgeschäfte mehr treiben. Aus einer ursprünglich kaufmännischen Association wurde eine Gesellschaft von Actionären, der ein Weltreich, freilich unter steigender Beschränkung, zu Gebote stand. Mit dem 4. Mai 1854 trat eine Parlamentsacte über die ostindischen Verhältnisse in Kraft, welche in den bestehenden Verhältnissen Wesentliches änderte. Die Oberleitung hat das Directorium der ostindischen Compagnie zu London (Court of Directors), welches aus 18 Mitgliedern besteht. Davon ernennt 6 die Krone, 12 werden von den (2600) Actionären der Compagnie gewählt. Die allgemeine Stimme war mit diesen Anordnungen nicht recht zufrieden. Im April 1851 tauchte im

Parlamente der Vorschlag auf, einen Ausschuß untersuchen zu lassen, ob die Compagnie noch würdig sei, Indien weiter zu regieren, oder ob die Regierung des Mutterlandes die Verwaltung unmittelbar in die Hand nehmen solle. Obwohl großartiges Wirken für das materielle Wohl des Landes (Gangeskanal, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w.) und für Volkserziehung nicht geleugnet werden konnte, so waren doch der Vorwürfe und Anklagen mancherlei: Bedrückung der arbeitenden Klasse, allerlei Erpressung, lastende Monopole, Ausschließung der Eingebornen von allen Verwaltungsstellen, Nepotismus in der Verwaltung u. s. w. Mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Petitionen aus Indien erbaten als Gunst, unmittelbar von der Krone regiert zu werden. Da brach 1857, zuerst in den aus Eingebornen zusammengesetzten Regimentern, der Aufstand aus, der, besonders vom mohamedanischen Elemente getragen, eine Zeit lang für das Bestehen des anglo-indischen Reichs gefährliche Dimensionen annahm. Dennoch gelang es, die Rebellion niederzukämpfen. Im Jahre 1859 war die Ruhe im Wesentlichen wieder hergestellt. Nach dem oben Gesagten war es eine natürliche Entwickelung, daß die Herrschaft der Ostindischen Compagnie nun völlig aufhörte. Das ganze Britische Vorder- und Hinterindien ist seit dem 2. August 1858 unmittelbares Kronland und wird von einem in Calcutta residirenden Vicekönige regiert. Die „oberste Regierungsbehörde für Indien" besteht außerdem aus den Präsidenten der drei Präsidentschaften und dem Oberfeldherrn der Armee. Die Präsidentschaften sind wieder in Distrikte getheilt.

Das ungeheure anglo-indische Reich in Vorder- und Hinterindien (Ceylon und die Besitzungen an der Malacca werden besonders verwaltet) umfaßt 60,000 □M. mit 180 Mill. Einw.

Das Budget für das mit dem 30. April 1864 abgelaufene Jahr specificirt die Einnahme mit 44,753,500, die Ausgabe mit 44,495,611 Pfd. Sterling.

Das Heer zerfällt in drei gesonderte Armeen, die aber alle unter dem Oberbefehlshaber der Armee von Bengalen (174,000 Mann) stehen. Die Madrastruppen zählen 57,000, die Bombaytruppen 50,000 Mann. Eingeborne Soldaten (Seapoys, Sipahis) bilden die Mehrzahl.

Man unterscheidet unmittelbaren und mittelbaren britischen Besitz. Der erstere wird auf 35,000 □M. mit 130 Mill., der letztere auf 22,000 □M. mit 44 Mill. angeschlagen.

Die unmittelbaren Besitzungen zerfallen in Regulation- und Non-Regulation-Provinces; die erstern im Allgemeinen die älteren, nach regelmäßig beschlossenen und veröffentlichten Gesetzen regiert, und, während alle Abgaben und Rechtsangelegenheiten durch das Gesetz geordnet, die Rechte der Regierung bestimmt und begrenzt sind, Willkür nicht eintreten kann, ausschließlich durch bürgerliche Beamte verwaltet; die letztern unter besondern Anweisungen regiert, wie die Oberregierung sie ihren Beamten, meist Officieren, ertheilt, die, zugleich Magistrate, Col-

lectoren und Richter, darauf angewiesen sind, im Allgemeinen nach dem Geiste der Gesetze zu Werke zu gehen und dem Volksherkonnnen Rechnung zu tragen.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidien=Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee, und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch Landabtretung gedeckt werden kann. Sie betragen zusammen 8,757 □M. mit 19,835,818 Einw. In den tributpflichtigen Schutzstaaten unterhält zwar die britische Regierung kein stehendes Heer, übernimmt aber ihre Vertheidigung im Fall eines ausbrechenden Krieges und empfängt dafür einen regelmäßigen Tribut. Man zählt solcher Staaten gegen 50 mit 9022 □M. mit 12,209,389 Einw. Die tributfreien Schutzstaaten stehen in gleichem Verhältniß, zahlen aber keinen Tribut: zusammen über 90 auf 3906 □M. mit 3,242,720 Einw. Alle drei Klassen haben das Recht der Selbstvertheidigung und der diplomatischen Verhandlungen mit andern Staaten aufgegeben. Die britische Regierung garantirt ihre äußere Sicherheit und Ruhe, und ist Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, die zwischen den Regierungen dieser Staaten vorkommen. Dabei ist es diesen erlaubt, für sich eine gesonderte Militärmacht zu halten, ja einige sind dazu verpflichtet und müssen sie im Fall eines Krieges den Engländern zur Verfügung stellen. Hinsichtlich der innern Verwaltung hat sich die britische Regierung das Recht vorbehalten, die Leitung selbst zu übernehmen, sobald sich die einheimischen Fürsten einer schlechten Regierung schuldig machen.[1])

Die Bevölkerung der vorderindischen Halbinsel beträgt 180 Mill. Die Haupt= und Grundmasse bilden die Hindu. Von ihren höheren Kasten sind die Braminen fast allein noch in ihrer Ursprünglichkeit vorhanden, obwohl einzelne Geschlechter und Stämme sich als der Kriegerkaste zugehörig betrachten. Im Ganzen ist seit dem Vordringen der Muhamedaner die Kastenverfassung mehr und mehr trümmerhaft geworden, wird aber in ihren Trümmern, besonders was den Unterschied der reinen und unreinen Kasten betrifft, streng festgehalten. In sprachlicher Beziehung zerfällt Indien in zwei große Abtheilungen. Die erste nördliche umfaßt die Sprachen, welche auf dem Sanskrit basiren oder doch nahe mit ihm verwandt sind. Man zählt gegen 80 Dialekte, die sich aber in 5 große Gruppen zusammenfassen lassen: Hindi, Bengali, Gudzerati, Mahratti, Orissa. Die südliche Abtheilung oder Dekan ist im Allgemeinen das Gebiet der tamulischen Sprachen, die bis auf wenige Wörter mit dem Sanskrit keine Verwandtschaft haben. Auch hier werden 5 Hauptgruppen unterschieden: Telugu oder Telinga, Tamil, Canara, Malajalam, Tulu.

---

1) Indien in Petermann's Mittheilungen, 1857 Sept.

Nächst den Hindu sind die Nachkommen der muhamedanischen mongolischen Eroberer das wichtigste Bevölkerungselement. Dazu kommen Afghanen, hier Rohillas genannt, im Pendschab und im Osten des mittleren Ganges, Araber, Malayen, Chinesen in den Seestädten, Juden, Parsi u. s. w. Ferner ist noch eine Menge versprengter kleiner Völkerreste zu erwähnen, die zum Theil von den ältesten Bewohnern der Halbinsel herzuleiten sind.

Bramaismus und Islam sind noch immer die bei weitem verbreitetsten Religionsformen der Halbinsel; dem letztgenannten hängen 10 Mill. an. Das Christenthum ist durch Nestorianer schon in frühen Zeiten an der Küste Malabar verbreitet. Früchte jener uralten Saat sind die Thomaschristen, nach dem Apostel genannt, der zuerst in Indien das Evangelium gepredigt haben soll; sein Grab wird bei Meliapur gezeigt. Die Thomaschristen, 200,000 an der Zahl, sind jetzt meistens mit der römischen Kirche vereint. Mit den Eroberungen der Portugiesen trat auch die römisch-katholische Kirche sieghaft in Indien auf, und einer ihrer größten und heiligsten Männer, der Jesuit Franz Xaver, „der Apostel Indiens," verkündete seit 1545 den Heiden und den schon vorhandenen sehr entarteten Christen, jedem Theile in seiner Weise, das Kreuz. Im Jahre 1854 bestanden in den englischen Besitzungen Asiens 19 apostolische Vicariate mit 786 Priestern und 794,450 römischen Katholiken. Daß in den portugiesischen und französischen Niederlassungen die römische Kirche herrscht, ist selbstverständlich, und so mag die Zahl der Katholiken in Vorder- und Hinterindien und dem Archipel über 1 Mill. berechnet werden. Für die Geschichte der protestantischen Missionen ist Vorderindien ein wichtiges Land. Denn das erste bedeutende Lebenszeichen ihrer Thätigkeit ist ja eben die von König Friedrich IV. von Dänemark gegründete lutherische Mission von Trankebar, welche zuerst 1706 von zwei Schülern A. H. Francke's, Ziegenbalg und Plütschau, verwaltet wurde, und mit dem Hallischen Waisenhause in steter Verbindung blieb. Jetzt unterhalten 22 Missionsgesellschaften 413 Missionare in Vorderindien, man rechnet an 120,000 evangelische Christen verschiedener Denomination. Am größten ist die Zahl in den Distrikten südlich von Madras, in den Distrikten von Tinnevelly und Cochin, besonders aber in Travancore Die Erfolge stehen aus vielen Gründen nicht in rechtem Verhältniß zu der aufgewandten materiellen und geistigen Kraft, und sind vorherrschend auf die kastenlosen Leute beschränkt. Die Auflösung der alten Culturelemente, vor allem des Kastengeistes, der dem Grundprincipe des Christenthums widerstrebt und mit den Brüdern nicht von einem Brode essen und aus einem Kelche trinken will, scheint nöthig, ehe eine reiche Ernte des ausgestreuten christlichen Samens zu erwarten steht. „Würde das indische Volk mit seinen vortrefflichen Anlagen, mit den eigenthümlichen Grundlagen seiner Natur und Geschichte von der Kraft des Evangeliums ergriffen und wiedergeboren, welche

ganz neuen und eigenthümlichen Gestalten christlichen Lebens, Erkennens und Lobpreisens würden wir sich entwickeln sehen!" Die Interessen der Mission und der Regierung, stehen auch in Indien in einem oft grellen Widerspruch.

Wir betrachten die Halbinsel nach ihren physischen Abtheilungen, schicken aber eine administrativ-statistische Uebersicht der englischen Besitzungen vorauf.

I. Die Präsidentschaft Calcutta oder Bengalen, 50,000 □M. mit 134 Mill. Einw. Zu ihr rechnet man als Bestandtheile: 1. das eigentliche Bengalen, 40,852,397 Einw. 2. Den früheren Vasallenstaat Oude oder Audh, 8,071,075 Einw. 3. Die Centralprovinzen oder Nagpore, früher ein Theil des Nizamstaates, im November 1861 als besondere Provinz organisirt, 9 Mill. Einw. 4. Die Nordwestprovinzen, 30,250,000 Einw. 5. Das Pendschab, 15,467,821 Einw. 6. Britisch Birma, im Jahr 1862 als Provinz organisirt. 1,205,250 Einw. Assam, eine nicht-regulirte Provinz. Staaten in Subsidien-Allianz: 1. Haiderabad oder der Staat des Nizam, 4484 □M., 10,670,000 Einw. 2. Gwalior, 1558 □M., 3,230,000 Einw. 3. Holkar, 392 □M., 816,000 Einw. Tributpflichtige Schutzstaaten: Katsch-Bihar, Orissa, Kattack Mihals, Bundelkund, die Malwa-Staaten, die Radschputen-Staaten, die nordwestlichen Hügelstaaten.

II. Die Präsidentschaft Madras, 27,539,151 Einw. Regulirte Provinzen, 19,847,305 Einw. Nicht-regulirte Provinzen, 2,451,392 Einw. Subsidien-Allianz-Staaten: Cochin, Mysore, Travancore, zusammen 1768 □M. mit 4,300,000 Einw. Tributpflichtige Schutzstaaten, zusammen 613 □M. mit 392,000 Einw. Tributfreier Schutzstaat: Puducottah, 54 □M., 62,000 Einw.

III. Die Präsidentschaft Bombay, 15,570,000 Einw. Regulirte Provinzen, 9,015,534 Einw. Nicht-regulirte Provinzen, 2,093,533 Einw. Subsidien-Allianz-Staaten: Baroda und Katsch, zusammen 525 □M., 827,000 Einw. Tributpflichtige Schutzstaaten, 1567 □M., 2 1/3 Mill. Einw. Tributfreie Schutzstaaten, 484 □M., 672,000 Einw.

1. Alpenlandschaften des Himalaya.

Diese auf und an der nördlichen Gebirgsumwallung gelegenen Landschaften zeigen schon mehr Indien fremde Elemente, welche an die Nachbarn im N. und O. erinnern. Bramaismus und Buddhaismus, englischer und chinesischer Einfluß begegnen sich. Sikkim ist Schutzstaat: die übrigen sind keinem der beiden Großstaaten eigentlich unterthan, folgen jedoch dem von dort gegebenen Anstoß.

Kaschmir und Dschamu oder Kohestan. In der Hauptstadt Kaschmir oder Sirinagur, d. i. Wohnung des Glücks, 200,000 Einw., bereitet man köstliches Rosenöl und die berühmten Shawls aus der Wolle der Ladakhschafe. Ein Shawl, an dem eine Familie ein Jahr zubringt, kostet schon an Ort und Stelle 200 Thaler. Industrie und Einwohnerzahl nehmen ab.

Ladakh, das Thal des obern Indus. Die Hauptstadt Leh liegt in einer Erweiterung des Industhales und hat jährlich 3 große Messen.

Nepâl, das Land der Ghurka-Dynastie, 2575 □M. mit 2½ Mill. Einw., auf Terrassen des Himalaya bis in die Hochgebirgsregion. Den Kern des Landes bildet der schöne Thalkessel von Khatmandu, ein früherer Seeboden, von vielen Bächen bewässert und mit der fruchtbarsten Thalsohle. Rings herum stehen Berge von 8000′ Höhe; aus einer Entfernung von 20—30 Meilen schauen die Riesenhäupter des Gebirges über den Thalrand; der Dhawalagiri in besonders imposanter Weise. In dem 16 □M. haltenden Kessel liegen 250 Ortschaften mit 250,000 Einw. Die Hauptstadt Khatmandu, 50,000 Einw., hat schöne Häuser, gepflasterte Straßen und viele Tempel zwischen den schönsten Gärten; die geschnörkelten über einander steigenden Dächer neben den buddhistischen Tempelkuppeln verrathen das Zusammentreffen indischer und chinesischer Elemente. Nach China geht alle 5 Jahre eine Ergebenheits-Ambassade; aber in der Hauptstadt wacht auch ein englischer Resident, dem eine Compagnie britischer Soldaten zur Verfügung steht.

Oestlich von Nepâl liegt das kleine Gebiet von Sikkim, welches ein von England abhängiger Radscha beherrscht. Er residirt in Dardschiling.

Butan, auf den Terrassen des Ost-Himalaya, wird durch den Tistafluß von Sikkim geschieden; am Westfuße des Tschamalari wichtiger Paßübergang nach Tibet. Die buddhistische Bevölkerung ist mongolischer Abkunft. Der Deb Radscha, gleich dem Mikado von Japan der geistliche Herrscher, ist in der Regel ein als Staatsgefangener gehaltener Knabe, und der Dharma Radscha, dem Taikun entsprechend, wird von den drei mächtigsten Pillos oder Statthaltern gewählt, und selten mehr als drei Jahre auf dem Thron geduldet. Hauptstadt Tassisudon.

Assam, das üppige wohlbewässerte, zwischen zwei Gebirgszügen des östlichen Himalaya eingeschlossene Thal des mittleren Bramaputra, größten Theils mit undurchdringlichen Bambuswäldern bedeckt; in andern Strichen wird mit großem Erfolge der Thee cultivirt. Assam ist seit 1826 in englischem Besitz. Südlich von Assam liegt das größtentheils unabhängige Land Tipperah.

2. Die Indusländer und die Halbinsel Guzerate.

Das Pendschab war früher im Besitze der Sikhs, d. i. Lehrlinge, einer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Guru-Nanek gestifteten Secte des Bramaismus; sie werden zu den waffentüchtigsten Hindus gezählt und standen unter verschiedenen Häuptlingen. Einer derselben, Rundschit-Singh, machte sich alle Stämme der Sikhs, Kaschmir und Peschauer unterthänig. Nach seinem Tode 1839 trat Verwirrung ein; ein 1845 unbedachtsam mit England begonnener Krieg endete 1849 mit Einverleibung des Pendschab in das anglo-indische Reich. Die Provinz, welche sich unter englischer Verwaltung in ihren materiellen Interessen ungemein gehoben hat, umfaßt 4062 □M. und 11½ Mill. Einw.

Im ersten östlichsten Duab Bory, zwischen Bias und Ravi (S. 290.) liegen die drei größten Städte, alle durch Handel blühend und wichtig; so die seit dem letzten Kriege fast umgebaute Hauptstadt Lahore, 100,000 Einw.,

mit den bedeutendsten Banquierhäusern. In einem Haine von Palmen und Tropengewächsen Multan, 80,000 Einw. Amritscher, die alte heilige Stadt der Sikhs. 90,000 Einw. Ihre Kaufleute haben Commanditen in allen großen Städten von Indien, Afghanistan, Bokhara und Kaschmir.

Unweit des Zusammenflusses von Indus und Kabul das befestigte Attok, der Schlüssel von Indien. Hier überschritten die großen Eroberer Alexander, Timur und Nadir-Schah den Indus. Auf der Straße, die sie zogen, wenige Meilen vom Khaiberpasse, im schönen Thale des Kabul, Peschauer, 60,000 Einw, aufblühende Handelsstadt, aber auch als militärischer Posten überaus wichtig. Die Engländer unterhalten hier eine Besatzung von 10,000 M., welche in einem Tagemarsche den durch ein Castell vertheidigten Paß erreichen kann. Peschauer oder Peschawar selbst heißt: der vorgeschobene Posten.

Das Land zwischen dem Indus und der Selimankette heißt Derâjat.

Südöstlich vom Pendschab oder Pandschab liegen im Indusgebiete einige Vasallenstaaten der Radschputen, von denen im Zusammenhange weiter unten.

Das untere Indusgebiet Sind hat wegen seiner früher geschilderten Beschaffenheit nur geringe Bevölkerung und unbedeutende Städte. Hauptstadt Hydrabad oder Haiderabad, 30,000 Einw. Karratschi an der Grenze gegen Beludschistan, Hafen- und Handelsstadt, die rasch emporblüht. Im Indusdelta Tatta, das alte Pattala. Der Strich südlich des Rum heißt Cutsch oder Katscha, ein Fürstenthum der Radschputen.

Die Halbinsel Guzerate oder Gudscherat, zwischen den Schlammgolfen von Cutsch und Cambay, zu einem mahrattischen Vasallenstaate gehörig. Die Hauptstadt Ahmedabad war sonst eine der volkreichsten indischen Städte und zählt noch jetzt 130,000 Einw. Cambaya am Golf kann als ihr Hafen gelten. An der Südküste der Halbinsel liegt das portugiesische Inselchen Diu mit der Stadt gleiches Namens, 10,000 Einw. Zwei 1539 und 1545 glorreich gegen Muhamedaner bestandene Belagerungen gereichen dem portugiesischen Namen zu dauernder Ehre.

3. Die Landschaften im obern und mittlern Gangesgebiet, das eigentliche Hindustan.

In dem weiten Gebiete zwischen Himalaya und Vindhjagebirge liegen zur Zeit die meisten, der englischen Herrschaft nur mittelbar unterworfenen Vasallenstaaten.

Zu ihnen gehören die siebzehn Fürstenthümer der Radschputen, zusammen auch Radschestan, d. i. Land der Prinzen, oder Ratschputana benannt, im Indus- und Gangesgebiet. Die Staaten heißen: Daudputra, Bikanir, Dschessulmer, Marwar, Dscheipur, Kischengur, Bundi, Kotah, Tschupra, Rahgugur, Mewar, Serohi, Munassar, Purtabgur, Dungarpur, Katscha, Banswarra. Die größte Stadt Ardschmir oder Merwar, 100,000 Einw.

An die Radschputen grenzen die vier Fürstenthümer der Dschauten oder Dschaten, welche um 1700 aus den Ebenen des Indus eingewandert sind. Unter Aureng-Zeb flößte ihnen Tschuramana kriegerische Lust ein und eroberte sich einen kleinen aber mächtigen Staat zusammen. In späterer Zeit sank ihre Macht. Die vier Radschathümer heißen: Matscherry, Bhurtpur, Dholpur, Kerauly, Bhurtpur ist das bedeutendste; die gleichnamige Hauptstadt, 100,000 Einw., hat eine sehr feste Citadelle. Dholpur, 76 □M., ½ Mill. Einw., wird von Einigen unter den unabhängigen Ländern aufgeführt.

Im Bundelkund, d. i. der Landschaft Bund, am Nordabhange des dekan'schen Plateaus, acht Fürstenthümer: Dschalum, Sumpter, Dittiah, Dschausi, Tehri, Tschatterpur, Rewah, Adscheighur.

Die acht Malwa-Staaten im Vindhjagebirge am Nerbudda, zum Theil schon in den westlichen Ghats: Bhopal, Indore, der Staat der Dynastie des Holkar, Dhar, Dewas, Amdschera, Dassyn, Rutlam. Die Festung Indore 90,000 Einw.

Die Mahratten, bis zum 17. Jahrhundert nur durch ihre Räubereien bekannt, wurden durch Sewadschi († 1680) vereinigt. Der kriegerische Stamm mehrte sein Besitzthum bei dem Zerfallen des Mongolenreichs; seine Fürsten erkannten ein gemeinsames Oberhaupt Peischwa oder Kaiser an. Die westlichen Ghats waren auf ihren steilsten Höhen und Graten mit Burgen und befestigten Lagern mahrattischer Häuptlinge bedeckt, die noch jetzt als Ruinen imponiren. Da sie ein Heer von 300,000 M. ins Feld führen konnten, machten sie den Briten den Sieg lange streitig. Erst 1818 lösten diese die Conföderation der Mahratten auf; ihre Fürstenthümer wurden bis auf Scindia Vasallenthümer. 1843 kam auch Scindia in britische Abhängigkeit, und 1854 ist das Mahrattenland im Dekan unmittelbares Gebiet geworden. So giebt es jetzt nur noch vier mahrattische Fürstenthümer auf Malabar und in den westlichen Ghats, zwei zwischen Ganges und Nerbudda.

Im Gebiete des Maharadscha von Scindia, der in der Insurrection ein treuer Anhänger Englands blieb, ist Udschein, 100,000 Einw., die Hauptstadt. Gwalior, 80,000 Einw. Neben der Stadt auf einem 342' hohen, fast überall lothrecht stehenden Sandsteinrücken, der 1¼ engl. M. lang, aber nur 300 Schritt breit ist, die gleichnamige Festung, eine der stärksten in Indien, „das indische Gibraltar,“ seit 1843 von den Engländern besetzt. Ein einziger Zugang ist mit Stufen in den Felsen gehauen und führt durch 7 Thore in die Festung. Bastionen decken diesen Weg. Auf dem Plateau sind Wasserbehälter und Getreidefelder.

Der Staat Baroda oder Guicowar liegt in mehrere Stücke getheilt, zum Theil auf der Halbinsel Guzerate. Baroda, 140,000 Einw.

Das unmittelbare englische Gebiet begreift zunächst das Mesopotamien zwischen Dschamuna und Ganges, den „Brennpunkt indischer Entwickelung,“ das Land der göttlichen Weisen, wie es in den Büchern der Hindu genannt wird. Die großen Hauptstädte alter und neuer Zeit drängen sich hier zusammen, die freilich auch den Verfall indischer Herrlichkeit verkünden. Denn die meisten der alten Prachtstädte der Hindu liegen in Trümmern, und über ihnen erheben sich herrliche Moscheen, aber nicht in rein maurischem Stil. Die Verbindung schlanker Minarets und luftiger aufstrebender Kuppeln mit massenhafter zuweilen bizarrer Architektur, viereckige Säulen und verschwenderische Pracht an reichem Schnitzwerk deutet an, daß der erobernde Islam sich der Macht indischer Natur nicht ganz entziehen konnte. Noch erheben sich neben zahlreichen Moscheen viele dem Brama geweihte Tempel; aber aus vielen glänzenden Palästen sind britische Castelle geworden.

und ein sich immer enger schließendes Netz von Forts giebt Zeugniß einer neuen Herrschaft.

Am rechten Ufer eines 900' breiten Dschamuna-Armes, auf felsiger Hügelreihe ausgebreitet in Mitte einer fruchtbaren Ebene, liegt Delhi, das altindische Indraprastha, einst die größte Stadt Indiens, nach einander glanzvoller Mittelpunkt verschiedener Großstaaten; oft zerstört, immer wieder in neuer Blüthe. Kein Ort der Welt, das ungefähr eben so alte Rom nicht ausgenommen, hat so viel Wechsel erlebt und solche Greuel gesehen wie Delhi: 1011 wurde es von Muhamed dem Ghasneviden erstürmt und verwüstet. In den nächsten Jahrhunderten war es bald der Sitz afghanischer Kaiser voll Luxus und Reichthum, bald von den Herrschern verlassen still und entvölkert. 1398 ließ Tamerlan die Stadt in Flammen aufgeben, und als er abzog, umstanden die Trümmer Pyramiden aus Schädeln aufgethürmt. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurde Delhi die Residenz des Großmoguls und hatte unter Aureng-Zeb 2 Mill. Einw. Die Pracht des Herrscherpalastes war voll von asiatischem Prunk. Berühmt war der Pfauenthron im Audienzsaale. Er bestand aus soliden Goldtafeln, überzogen mit Diamanten, Rubinen und Smaragden, und stand zwischen zwei Pfauen mit ausgebreiteten Schweifen aus Edelsteinen, nebst einem Papagei, der aus einem einzigen Smaragd geschnitzt war. Die Edelsteinkleinodien entführte der Eroberer Schah Nadir, der 1738 Delhi einnahm und 30,000 Menschen niedernetzeln ließ, nach Persien. Immer tiefer sank der Staat des Großmogul und mit ihm Delhi, das jedoch zu Anfang des Jahrhunderts noch 500,000 Einw. hatte. 1803 wurde der letzte regierende Großmogul Schah Allum auf seinen Palast, eine jährliche Pension und den stolzen Titel „König der Könige" beschränkt. Seine Descendenten führten als englische Pensionäre (1,740,000 Gulden) Schattentitel und Schattenherrschaft innerhalb ihrer Palastmauern fort, die 19,000 weibliche und 700 männliche Bewohner umschlossen. Das Ganze soll den Kreml in Moskau an Großartigkeit weit übertreffen; auf einem Thürbogen liest man in Silberbuchstaben: „Giebt es ein Paradies auf Erden — so ist es hier — so ist es hier — so ist es hier!" Neben dem Palaste das Fort Selinghur.

Daß an Delhi und seine moguliſche Descendenz sich alle patriotischen Reminiscenzen und Interessen der muhamedanischen Bevölkerung knüpfen, ist in dem Aufstande ganz klar geworden. Delhi war der Mittelpunkt der Rebellion, der Titularmogul zum Kaiser von ganz Hindostan proclamirt. Am 20. September 1857 wurde Delhi nach sechs Tagen blutigen Kampfes von den Engländern genommen und geplündert. Im alten Thronsaale ertönten die Hochs jubelnder Sieger auf die Königin Victoria. Der greise König von Delhi aber, der allerdings ein Gelüst nach altmogulischer Herrlichkeit gehabt, ward, nachdem er fast seine ganze männliche Descendenz unter Henkers Hand sterben sah, in die Verbannung geschickt.

An 30 Meilen unterhalb Delhi liegt in flacher Gegend am Dschumna Agra; in weitem Halbkreis gedehnt scheint sie aus den Fluthen emporzusteigen. Rings umher meilenweit ausgedehnte Trümmerhaufen, welche frühere Größe verkünden. Eine meilenlange Hauptstraße durchschneidet die Stadt nach ihrer ganzen Länge; an ihren Enden die Hauptthore aus rothem Granit und so hoch, daß ein Elephant mit seinem Paradebaldachin durchgehen kann. Das imposanteste Bauwerk ist das Fort Akberabad mit mächtigen, an 60' hohen Mauern aus rothem Sandstein und einem gemauerten 20' breiten Graben. In dem Bereich der Festung liegt die Perlenmoschee, ein Bauwerk aus milch-

weißem Marmor und Alabaster, das gegen den tiefblauen Himmel wundersam absticht; unweit des Forts, ebenfalls am Strome, der prächtige von Akbar begonnene Palast. Er ist aus dem schönsten rothen Granit und von erstaunlichem Umfange. Davor der prächtige Schloßplatz; sechs Triumphbögen dienen als Thore zu eben so vielen Straßen. Westlich von der Stadt liegt das prächtige Mausoleum Akbar's, an den die verfallende Größe der Stadt und ihrer Umgebung auf jedem Schritte erinnert. Südlich die Tadsche Mahal, ein blendend weißer Marmorbau vom Schah Dschehan seiner Gemahlin als Grabdenkmal errichtet, mitten in duftigen Gärten und kühlen Springbrunnen, das herrlichste Bauwerk Indiens, vielleicht des ganzen Orients. Jetzt 125,000 Einw.

Zwischen Dschumna und Ganges 8 Meilen nordöstlich von Delhi **Mirut** oder **Merut**, 30,000 Einw., seit 1809 ein Haupt-Cantonnement britischer Truppen. Hier brach durch Empörung des ersten Seposregimentes der Aufstand von 1857 aus.

Bei **Hurdwar**, wo der Ganges aus dem Gebirge tritt, zählt man jährlich 1 selbst 2 Millionen Wallfahrer; hier das entsündigende Bad. An den religiösen Brauch hat sich, wie so oft, reger Handelsverkehr angereiht. Im März und April wird hier eine der größten Messen von Asien gehalten. An Gangeszuflüssen **Rampur**, 100,000 Einw., und **Bareilly**, 111,000 Einw. Die beiden letzten Städte liegen in der Landschaft **Rohilkund**, die von **Rohillas**, kriegerischen Afghanen, bewohnt ist. Unweit des rechten Gangesufers **Farakkabad**, 70,000 Einw. Am Ganges selbst **Cawnpore**, 109,000 Einw. Entsetzliche Metzeleien der Insurgenten geben diesem Orte auf immer ein blutiges Gedächtniß.

Allahabad (d. i. Stadt Gottes) liegt in der Gabel der zusammenfließenden Ströme Dschumna und Ganges, und ist eben darum besuchter Wallfahrtsort. „Glücklich, wer sich hier ein Grab bereiten kann." Hier ist es am verdienstlichsten sich in die entsündigenden Fluthen beider heiligen Geschwisterströme zu stürzen; man trägt das hier geschöpfte Wasser zum Tempeldienst in die fernste Heimath. Alle 12 Jahre fällt eine besonders und aus allen Theilen Indiens besuchte Pilgerfahrt, die zugleich eine lebhafte Messe hervorruft. Das auf der erhabenen Gabelspitze an beiden Ufern entlang von Akbar aus rothen Quadern erbaute und jetzt mit vielen Werken verstärkte Fort beherrscht den Zusammenfluß der Ströme und ist ein Hauptwaffenplatz der Engländer in Indien. 72,000 Einw. Weiter den Ganges herab **Mirzapur**, 80,000 Einw. 17 M. von Allahabad am Ganges, in flacher, sandiger Gegend **Benares**, eine der ersten Pilgerstätten Indiens und der uralte Sitz aller bramaischen Weisheit und Gelehrsamkeit, das indische Mekka. Ein Tempel des „Mahadewa, des Herrn der Erde" und die hier für besonders heilig gehaltene Fluth des Ganges ist es, was stets eine unabsehbare Zahl Fremder sich mit den 185,000 Einw. mischen läßt. Man zählt 32,000 Bramanen, 7000 Fakire, 1000 Hindutempel und 330 Moscheen. Die Muhamedaner machen den fünften Theil der Bevölkerung aus. In den engen Gassen des unschönen Innern wimmelt ein enges Gedränge von Pilgern (die 15 Tage für ihre religiösen Pflichten gebrauchen), Kranken, Bettlern; dazwischen wandeln heilige Stiere, und Affenschaaren treiben auf den Dächern ihr Wesen. Am prächtigsten nimmt sich Benares vom Ganges aus, der dem Rhein bei Cöln an Breite gleicht: eine Menge Prachttreppen von Marmorquadern, oft 50—60′ hoch, Moscheen und Pagoden, Paläste und heilige Badeplätze wechseln in buntem Gemisch. Benares ist auch der Sitz einer blühenden Industrie und eines lebhaften Handels. Die Gold- und Silberarbeiten und feinen Webereien sind berühmt.

Im mittleren Gangesgebiet an linken Zuflüssen liegt der ehemalige Vasallenstaat **Audh**, ein fruchtbares Land von 1100 □M. und 2 bis 5 Mill. Einw.

Die Hauptstadt **Laknau** (Lakhno, Lucknow) am **Gumti**, mit 300,000 Einw. In dem einen Theile der Stadt elende Lehmhütten; in dem andern breite Straßen, hohe Gebäude, zahlreiche Moscheen mit kunstvollen Minarets und vergoldeten Kuppeln, die neuesten Anbaue haben ganz das Aussehen einer englischen Stadt. Die durch besondere Mauer eingeschlossene Straße am Strom enthält die prachtvollsten Paläste, Moscheen, Gärten und Grabdenkmäler. In der Insurrektion knüpfte sich an Laknau wiederholt ein besonderes Interesse. In der Citadelle hielt sich unter Noth und Entbehrung aller Art ein kleiner englischer Hause, bis Ende November 1857 Entsatz kam. Später machten die Insurgenten die Stadt zu ihrem Hauptlager, mußten sie aber den 19. Januar 1858 dem englischen Belagerungsheere räumen, das, namentlich in dem prachtvollen Hauptpalaste, unermeßlich reiche Beute fand. — Andere Städte in Audh sind **Feisabad**, die ehemalige Residenz mit 60,000 Einw., **Audh**, **Manikpur**, **Cheirabad**, **Sultanpur**.

4. Das untere Gangesgebiet oder Bengalen.

An die mittleren Ganges-Landschaften schließt sich **Bihar** oder **Bahar**, eins der angebautesten Länder Indiens mit dichter Bevölkerung und zahlreichen großen Städten, im Alterthum die Wiege und der Hauptsitz der Buddhalehre. Die alte Hauptstadt **Palibothra** hatte wie Babylon 12 Meilen im Umfange, 64 Thore und 570 Thürme, jetzt in Ruinen. Nahe dabei **Patna**, 284,000 Einw., Fabriken in Gold- und Silberstoffen, Musselinen u. s. w. Die römisch-katholische Kirche hat hier einen apostolischen Vicar. In der Umgegend viel Reis und Opium gewonnen.

Im eigentlichen **Bengalen**, am linken Ufer des ¼ M. breiten **Hugly**, 18 M. oberhalb der Mündung, dehnt sich 1½ M. die Hauptstadt des anglo-indischen Reichs **Calcutta**, das „indische London" aus. Zwei kleine Ganneszuflüsse bilden im N. und S. die Grenze. Am südlichen Ende liegt **Fort William**, ein fast regelmäßiges Achteck, das mit seinen Wällen eine kleine Welt für sich einschließt: sie besteht meist aus Kasernen und Magazinen, in denen dauernd ein ungeheures Kriegsmaterial aufgehäuft ist. Die mit 619 Geschützen besetzte Festung ist bei voller Vertheidigung auf 25,000 Mann berechnet und gilt als der festeste Punkt von Indien, wenn auch die wenig über die Ebene sich erhebenden Werke dem Laien kaum imponiren. Die Esplanade trennt das Fort von der Stadt, und zwar von ihrem schönsten Theile, der **weißen Stadt**, die Stadt der Paläste genannt. Schöne Plätze und Rasenfluren mit Wasserbassins und Prachtbauten, wie das Gouvernementshaus, die Bank, die Münze u. a. Die lebhafteste Gegend ist der Kai an dem mit Dreimastern bedeckten Hugly, wo sich ein wirres Gewühl von Farben und Nationen kreuzt: „Portugiesische Kapuziner und englische Missionare, mahrattische Reiterhaufen und englische Sipoys-Abtheilungen, vornehme Türken mit grünen Emirturbanen, die Finger mit kostbaren Ringen bedeckt, und arme persische Hausirer mit Körben voll Zuckerwerk; Siamesen mit zierlichen Schnitzarbeiten aus Elfenbein, und Chinesen, über und über mit langen Reihen von Gemüsen bedeckt; halbnackte Malayen mit ihren Dolchen in dem bunt gewürfelten Gürtel, und Lascaren (indische Matrosen) mit kleinen rothen gestickten Kappen, blauen Jacken und weißen Halbhosen; dazwischen junge englische, französische und portugiesische Eingeborne in der neuesten Modetracht; dann britische Officiere in den glänzenden Uniformen mit reizenden Damen in Phaetons, und niedrige Hackerys (inländische Fuhrwerke) mit den Frauen reicher Hindus; eine Reihe Lastträger mit Indigoballen, und prächtige Palankins mit den Oberbeamten der Compagnie; lange Kameelzüge und Rajas auf ihren Elephanten; vorbeimarschirende Wachen mit klingendem Spiele und eine Procession von Parsi mit weißen Gewändern, mit Blumenkränzen geschmückt; endlich ein Haufen berauschter englischer Matrosen, die sich

zu boxen anfangen, während die Polizeisoldaten mit gezückten Säbeln Ruhe zu stiften bemüht sind." Das schönste Viertel ist Tschuringhi, das in eine Reihe prächtiger Landhäuser und Gärten ausläuft. Die inneren Theile der Stadt haben enge Gassen, wo eine dichte Bevölkerung sich in kleinen, geringen Häusern zusammendrängt. An eine 100 Jahre zurückliegende Zeit, die sich aber gerade jetzt lebhaft vor das Gedächtniß drängt, erinnert ein alter Waarenspeicher, die schwarze Höhle. Als 1756 der Radscha Sukaja-Dowla Calcutta überfallen, sperrte er über Nacht 60 britische Gefangene in den engen heißen Raum. Wenige ausgenommen waren sie am Morgen verschmachtet. Im N. schließt die schwarze Stadt (Balta), ein Gewirr enger und krummer Straßen, von Hindu ($^2/_3$) und Muhamedanern bewohnt. Sie bietet überwiegend den Eindruck der Aermlichkeit: zwischen dürftigen Hütten aus Lehm oder Bambus sieht man Haufen von Unrath, dessen Wegräumung den Secretären oder Adjutanten (Serpentarius Secretarius) überlassen bleibt. Am Nordende der Stadt überschreitet man den nördlichen Gangeszufluß und kommt durch schöne Alleen in das 4 Stunden entfernte Barrakpur, das von den Baracken der hier garnisonirenden vier Infanterie-Regimenter seinen Namen hat. Hier hat der Generalgouverneur seinen Sommerpalast, von einem schönen Park umschlossen. Am rechten Huglyufer, Calcutta gegenüber, liegt Garden-Reach, reizende Ländhäuser und Gärten, und der botanische Garten, der umfangreichste (über 1 Meile) und schönste der Welt.

Die Stadt Calcutta zählt 500,000 Einw. Rechnet man, wie öfter geschieht, die ganz nahe gelegenen Städte und Dörfer mit ein, 900,000 Einw. Sie ist der Sitz des Vicekönigs von Indien, eines englischen Bischofs, des höchsten Gerichtshofes, vieler bedeutender Unterrichtsanstalten, der berühmten 1784 gegründeten Asiatic Society, einer großen Missionsgesellschaft u. s. w. Die Industrie ist bedeutend, noch viel bedeutender aber der Handel; Calcutta ist eins der ersten Handelsemporien der Welt Die größten Schiffe kommen nicht bis zur Stadt, sondern landen in Diamant-Harbour an der Mündung des Hugly. Ein neuer Hafen Canningtown (früher Mutlah) ist durch eine 7 Meilen lange Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden.

Die Lage von Calcutta in einem niedrigen Lande, umgeben von Sumpfseen und Waldung ist keine glückliche und gesunde. Die Hitze steigt im April auf 30° R. und sinkt erst im December unter 13°. Seit 1698 war das hier stehende Dorf Gowindpur Besitzthum der Compagnie; 1751 gab es darin erst 70 englische Wohnhäuser, und Tschuringhi war damals noch Waldung und Wiese. Seit 1773 wurde Calcutta Sitz des Generalgouverneurs. Und die Compagnie, die nach einander in Madras, Surate und Bombay ihren indischen Centralpunkt gehabt, hat richtig gesehen; denn in dem vielarmigen Mündungslande zweier Zwillingsströme, nahe dem Zusammenstoßen beider Indien, liegt „die providentielle Hauptstadt beider indischen Halbinseln"

Nicht ganz 4 M. unterhalb Calcutta am Hugly die französische Stadt Chandernagor mit 32,000 Einw. Nahe dabei Serampur. Da wo der Ganges sich zu theilen beginnt, die alte Hauptstadt von Bengalen Murschedabad, 150,000 Einw., am Ende des 16. Jahrhunderts 2 Mill. In noch älterer Zeit war Ganda, jetzt ein über 2 M. gedehntes Ruinenfeld zwischen Ganges und Bramaputra, die Hauptstadt. An einem der östlichen Gangesarme Dacca, ehemals berühmt durch die feinsten Musseline und Schleier, jetzt in Verfall.

Die Küste südwestlich vom Delta heißt Orissa. Darin Kuttak, 40,000 Einw. In dem nahen Thale von Sunbhalpur die schönsten Diamanten der Erde. Dschuggerat oder Juggerat hat den heiligsten Wischnutempel. Wallfahrtsort, zu dem jährlich 1 Mill. Pilger kommen. Das Wagenfest S. 297.

5. Die Küste Malabar.

Unweit des Golfs von Cambay Surate, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt am schiffbaren Tapti, sonst einer der ersten Handelsorte des Orients, mit mehr als 1 Mill. Einw., jetzt 450,000 Einw. In der Stadt und Umgegend viele Parsi. Auch der indische Cultus bietet hier Merkwürdiges. Die Tempeltänzerinnen (Bajaderen und Devadaschis) von Surate gelten für die geschicktesten. Hospital für kranke Thiere.[1])

Daman oder Damaun, eine portugiesische Stadt.

Fast unter 19° NB. sind einer Küstenbucht mehrere Inselchen vorgelagert. Auf der 2 □M. großen, dicht bevölkerten (¾ Mill., 1716 nur 16,000), mit Landhäusern, Palmenhainen und Anpflanzungen aller Art bedeckten Insel Bombay, die 1664 als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin an England kam, und zwar an der Südostspitze derselben, liegt die gleichnamige Präsidenturstadt. Bombay ist sowohl im Ganzen übel gebaut, als auch ohne einzelne Bauwerke von Bedeutung (die vorzüglichsten an dem Hauptplatz „the Green"), gewährt aber eben durch die Unregelmäßigkeit der Straßen und durch glänzende und heitere Farben manchen anziehenden Prospekt. Die zahlreichen Läden sind meist ohne Fenster, und man überblickt hier alle Erzeugnisse der Natur und der Kunst des Orients und des Occidents in unendlicher Mannigfaltigkeit vereinigt. Eben so mannigfach ist die Bevölkerung, und ihr Gedränge läßt die Straßen so buntfarbig erscheinen wie Tulpenbeete. Hindus, indische Muselmänner, Parsen, Afghanen, Perser, Araber, Sindier, Malayen, Chinesen, Juden, Armenier, in ihren verschiedenen, zum Theil für sich allein malerischen, und in dieser Mischung durchaus das Auge befriedigenden Trachten drängen sich überall auf Straßen und Plätzen; und selbst einzelne unsaubere und übel bekleidete Figuren thun der Harmonie des Ganzen keinen Eintrag; sogar die durch europäischen Modezwang verkrüppelte Kleidung der hier lebenden Engländer wirkt nicht störend. Die Zahl dieser letzteren ist übrigens nicht bedeutend; weit zahlreicher ist die hier geborne Bevölkerung von portugiesischer Abkunft. Der Handel ist es allein, welcher dieses Völkergemisch in Bewegung setzt; derselbe erstreckt sich, abgesehen von den Beziehungen zu Europa, die zum Theil durch regelmäßige Dampfschifffahrt nach Suez unterhalten werden, über Ostafrika und das ganze südliche und südöstliche Asien. Die Gesammtzahl der Einw. beträgt jetzt über 750,000: 300,000 Hindus, 130,000 Muhamedaner, 25,000 Christen aus allen Nationen u. s. w. Auch die Gotteshäuser zeigen das bunte Völkergemisch: 5 katholische Kirchen, 1 armenische, 1 anglicanische, 1 presbyterianische, 1 Parsentempel, Pagoden und Moscheen.

Nördlich von der Insel Bombay und mit ihr durch Damm und Eisenbahn (die erste in Asien, 1852 eröffnet) verbunden, liegt die größere Insel Salsette, berühmt durch die Höhlentempel von Kennery. Die größere Zahl der Felsgemächer, die eine Höhlenstadt für viele Tausende bilden, waren einst Wohnungen der Pilger und Priester, die Tempel, unter denen besonders einer sich auszeichnet, sind theils dem Brama-, theils dem Buddhacult gewidmet gewesen und bieten merkwürdige Inschriften und Bildwerke. Oestlich der Insel Bombay die nur eine Stunde im Umfange haltende Felseninsel Elephanta, so genannt von einem ungeheuern in Stein gebauenen Elephanten von dreifach natürlicher Größe, der jetzt nur noch eine unförmliche zerbröckelnde Masse bildet. Auch hier sind in einer zweigipfligen Berghöhe, mehrere Etagen über

---

1) Das Thierhospital hat 9000 Gulden jährliche Einkünfte. Ein Reisender fand in 15 Nummern folgende Patienten und Invaliden: In Nr. 2. kranke Kameele und Ochsen, in Nr. 3. kranke Affen, in Nr. 4. eine alte Landschildkröte, in Nr. 5. Tauben und Hühner, in Nr. 6. Kaninchen, in Nr. 9. Ochsen und Pferde, in Nr. 11—13. kranke Pferde und Ochsen, mit Trennung der Unheilbaren, in Nr. 15. Flöhe, Wanzen, Läuse, von denen sich arme Menschen gegen Bezahlung peinigen lassen.

einander, Grottentempel ausgehauen, unter denen einer der mächtigste ist. Vier Reihen massiver Felspfeiler, welche die Felsdecke tragen, theilen das Schiff des Tempels in drei Theile, die mit vielen Seitengemächern eine Tiefe von 220' und eine Breite von 150' einnehmen; am Ende ist das berühmte Götzenbild mit den drei kolossalen Köpfen 15' hoch (welches man gewöhnlich für eine Trimurti oder indische Dreigestalt des Brama, Wischnu und Schiwa hält) in den Felsen gehauen. Zugleich treten Hunderte von riesenhaften Gestalten aller Art aus dem Felsen hervor, und machen in ihrem häßlichen Ansehen, bei der Dunkelheit des Innern, das nur durch den Eingang etwas erhellt ist, einen furchtbaren Eindruck.

Südlich von Bombay folgen an der Küste mehrere kleine Mahratten-Fürstenthümer; größere, wie Sattara, Kolapur, Sawunt-Warri erstrecken sich in die Ghats und das dekanische Plateau. Die Stadt Bidschapur hatte 1680 1 Mill. Einw., ist jetzt zum Theil ein Schutthaufen, hat aber eine stark befestigte Citadelle.

Goa ist die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Vorderindien, zusammen 72 □M. mit 410,000 Einw. Das alte Goa, die einst prachtvolle Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in Asien mit 200,000 Einw. ist jetzt ein Trümmerhaufen mit etwa 500 Einw., fast eben so viel Kirchen als Häusern. In dem Jesuitenkloster das Grab des heiligen Franz Xaver, 1½ M. von der alten Stadt, auf einer Insel das neue Goa, Villa Nova de Goa, 20,000 Einw., Sitz des Vicekönigs und eines katholischen Erzbischofs, der den Titel eines Primas von Indien führt. Der Arac de Goa.

Mangalore, ansehnliche Handelsstadt. Tellitschery, Hauptwaffenplatz der Engländer in Malabar. Unweit davon Mahé, ein französischer Ort mit 3600 Einw.

Calicut, 25,000 Einw., Landeplatz Vasco de Gama's (1498).

In den West-Ghats haben die Engländer mahrattische Burgen und Festungen (S. 310.) zu starken militärischen Positionen benutzt; die stärkste ist Loghar oder Logar, auf einem unersteiglichen Felsen, mit Magazinen, die in Felsen gehauen sind.

6. Das Plateau von Dekan.

Ziemlich in der Mitte liegt der bedeutende Vasallenstaat des Nizam, zuweilen auch Golkonda oder blos Dekan genannt. Die Hauptstadt Hyderabad 200,000 Einw., hat — zum Schutze des Nizam — eine englische Besatzung von drei Regimentern. Der englische Resident wohnt in einem prächtigen Palaste. Nordwestlich Golkonda mit einem Fort von 84 Thürmen auf unersteiglichem Felsen und großem Diamantenmarkte. Im obern Gebiete der Godavery liegt das Dorf Ellore. In seiner Nähe ist das Innere eines Berges, der sich in Halbmondgestalt eine Stunde weit ausbreitet, zu einer Menge von Grotten, Tempeln und Wohnungen ausgehöhlt, Alles mit einer Menge von Verzierungen und Bildwerken überdeckt. Auch diese Höhlentempel, die großartigsten in ganz Indien, gehörten dem Brama- und Buddhacultus an. Der größte Tempel, Kailastempel genannt, ist 103' lang, 56' breit und 17' hoch, und über ihm erheben sich noch hohe Dome und die höchste Pyramide des Tempels 90' hoch. Er wird von vier Pfeilerreihen gestützt, seine Ecken werden von Elephantenkolossen getragen. In den ersten Minuten nach dem Eintreten wird man durch das Helldunkel verhindert, die Gegenstände genau zu erkennen; doch trägt eben dieses Helldunkel, verbunden mit den kolossalen Gestalten und Säulenmassen viel dazu bei, das Gemüth in Erstaunen und Bewunderung zu versetzen. Schön contrastiren die bis in die kleinsten Theile mit der größten Sorgfalt verfertigten Verzierungen seiner Außenseite

mit den ihn umgebenden Felsen. Hinter diesem Haupttempel bilden fünf niedrige Tempel einen Halbkreis. Elephanten in Lebensgröße, kolossale Löwen und phantastische Thiergestalten, zum Theil in halb erhabener Arbeit, zum Theil in voller Gestalt aus dem Felsen gehauen, scheinen aus einiger Ferne betrachtet das Ganze zu tragen. In den früher zum Gebiete des Nizam gehörigen Centralprovinzen die Hauptstadt Nagpore. Die beiden jetzt in Baumwollencultur befindlichen Landstriche sind das Thal des Godavery und seiner Zuflüsse, und die vom Mahanaddi bewässerte Hochebene von Tschattesghur. In jenem waren 1861 281,214 engl. Morgen mit Baumwolle bestellt und lieferten 19,361,388 Pfd. Ertrag. Die Ernte des andern Bezirks ist zu 36,750,000 Pfd. Baumwolle veranschlagt.

Südlich vom Staate des Nizam liegt das Königreich Mysore (Meisur). Seine Herrscher Hyder-Ali und Tippo-Saib kämpften einst mit England um die Herrschaft von Vorderindien. Ihr Geschlecht residirt in Mysore, 54,000 Einw., und wird von zwei englischen Residenten überwacht, von denen der eine in Mysore selbst, der andere in Bangalore, 60,000 Einw., unter englischen Truppencantonnements seinen Sitz hat — ein großer Abstand gegen die Zeit, wo Hyder-Ali hieher die gefangenen Europäer schickte, um die Wasserräder zu treten!

Im unmittelbaren britischen Besitz: Puna am Abhange der westlichen Ghats, bis 1818 Hauptstadt der Mahratten-Conföderation und des Peischwa, gegen 150,000 E. mit dem Dekan College, einer Hochschule zunächst zur Pflege der Sanskritstudien für die brahmanische Jugend. Nadschpur, 111,000 Einw., bis 1854 Hauptstadt eines mahrattischen Vasallenstaats, besteht aus einer englischen und mahrattischen Stadt. Seringapatnam auf einer Insel des Cavery, 12,000 Einw., einst als Tippo-Saib's Residenz 140,000, jetzt noch ein Ruinenhaufen nach Erstürmung durch die Engländer am 4. Mai 1799. Zwischen den beiden Vasallenstaaten Bellary, 36,000 Einw. Militärische Hauptstation und Felsenfeste mit vielen Artillerie-Depots.

7. Die Südspitze.

Das mit dem Cap Comorin zugespitzte Dreieck im Süden des Gap hat auf seiner Westküste zwei Vasallenstaaten. Das Königreich Travancore. Der Fürst residirt im Sommer in der Seestadt Triwanderam, im Winter in der einige Meilen landeinwärts liegenden Hauptstadt Travancore. Das Königreich Cochin mit der Hauptstadt Tripontary, durch die Synode von 1599 bekannt, auf welcher sich der größte Theil der Thomaschristen mit der römischen Kirche vereinigte.

Im mittelbaren britischen Gebiete nördlich von Travancore auf einer Insel die Hafenstadt Cochin. Hier gründeten die Portugiesen ihre erste Niederlassung 1503, und es entwickelte sich ein großartiger Handel nach Arabien und über Aegypten nach Venedig. Cochin wurde zugleich der Mittelpunkt katholischer Missionsthätigkeit. Die befestigte Stadt ist noch jetzt ein bedeutender Handelsplatz, ihr Hafen nächst Bombay der beste auf der Westküste. 90,000 Einw. An einem an der Ostküste mündenden Flüßchen Tinnevelly, starke Festung, 20,000 Einw.

8. Die Küste Coromandel.

Im Delta des Cavery liegen Negapatnam, eine früher niederländische Stadt, Carical, französische Stadt im Delta des Cavery, 62,000 Einw. Trankebar, 1845 von Dänemark an England verkauft, 20,000 Einw. Die Größe und der Glanz der Stadt ruht in vergangenen

Zeiten. Erinnerte doch die weiße Stadt mit ihren schnurgeraden Straßen, prächtigen Gebäuden und üppigem Graswuchs einen Reisenden, der sie in einer Mondscheinnacht durchwanderte, an die Ruinen von Pompeji. Die schwarze Stadt ist lebendig genug. Der Bedeutung der Stadt für lutherische Missionsthätigkeit ist schon Erwähnung gethan. Seit 1839 hat die Dresdener lutherische Missionsgesellschaft die Arbeit in Trankebar übernommen und wird dabei aus dem Missionsfond des Hallischen Waisenhauses unterstützt.

Binnenstädte am Cavery: Tanjore mit einer Hochschule für bramanische Gelehrsamkeit und einer berühmten Pagode. Das Ansehen der Bramanen hat sich in dieser Stadt am reinsten und ungetrübtesten erhalten, 80,000 Einw. Tritschinopoli, ein Hauptwaffenplatz der Engländer, 30,000 Einw., mit einer darüber liegenden Felsenfestung. Auch als Missionsplatz bedeutend.

Pondichery ist die Hauptstadt der französischen Niederlassungen in Vorderindien (zusammen 25 □M. mit 1863: 228,870 E., unter denen 1400 Europäer). Die Stadt ist wohlgebaut, mit breiten Straßen und schönen Häusern mit vielen Gärten dazwischen, hat nur eine Rhede, aber lebhaften Handel, 124,000 Einw.

In der Landschaft Carnatik: Madras (Ton auf der letzten Sylbe) ist die bedeutendste Stadt auf der Coromandelküste. 700,000 E., darunter 16,368 Europäer und in Indien geborne Weiße. Südlich liegt das Fort St. George unmittelbar am Strande, so daß die Brandung sein Glacis bespült; es bildet mit seinen Arsenalen, Casernen u. s. w. eine kleine Stadt für sich. Nördlich liegt der Leuchtthurm, dann die weiße Stadt, schön gebaut und von sich kreuzenden Hibiscus- und Bananenalleen durchschnitten. Die Menge der im antiken Stile aufgeführten Marmorbauten machte auf einen Reisenden den Eindruck, er trete in eine griechische, zur Zeit Alexanders bebaute Stadt. Sie besteht zum großen Theil aus öffentlichen Gebäuden und Privatcomptoirs. Die weiße Bevölkerung wohnt meistens in Garten- und Landhäusern, die sich mit ihren Gärten und Parks um die ganze Stadt ziehen. Nördlich von der weißen, und von ihr durch eine Esplanade getrennt, die schwarze Stadt mit dem regsten Menschengewühl und interessantestem Volksleben. Die Schlangenzauberer, die Schwertverschlucker, überhaupt die Gaukler und Taschenspieler von Madras sind berühmt und durchziehen ganz Indien. Der ungemein lebhafte Verkehr auf der Rhede von Madras ist ein Beweis, wie der Eigennutz der Menschen den größten Beschwerden Trotz bietet. Denn es giebt nicht leicht einen Ort, der von der Natur weniger für einen Handelsplatz bestimmt scheint, als gerade Madras; es ist hier kein Hafen, kein Schutz für ihre Schiffe. Sechs Monate des Jahres stürmt der Nordost Monsun gegen den flachen Strand, eine beständige Brandung macht die Landung immer höchst beschwerlich, ja zu Zeiten sogar unmöglich, und selten gehen Jahre hin, in denen nicht schreckliche Orkane unersetzlichen Schaden verursachen, die segelfähigen Schiffe in See treiben und die zurückbleibenden ohne Rettung auf den Strand werfen. Dessen ungeachtet ist Madras der wichtigste Hafen auf der Coromandelküste, der Hauptsitz des indischen Perlen- und Edelsteinhandels. Eisenbahn nach Arcot. Die beste Aussicht auf Madras hat man von dem isolirten und befestigten St. Thomasberge, ein Wallfahrtsort für eine Menge syrischer Christen, die aus dem Innern Syriens, Persiens und Armeniens nach dieser heiligen Stätte pilgern, wo ihr Apostel Thomas vor 1800 Jahren den Märtyrertod erlitten haben soll. In der Nähe Meliapur, der Hauptsitz der Thomaschristen, das Calamina der Legende. Einige Meilen südlich das Dorf Mawalipuram mit den Trümmern einer zum Theil im Meere versunkenen großen Stadt. Nach den hervorragendsten Ruinen nennt man sie die sieben Pagoden. Die erhaltenen Bild- und Bauwerke, die cyclopischen Gemäuer, haben mit keinen der sonst in Indien erhaltenen Aehnlichkeit.

In den nördlichen Circars zwischen Godavery und Mahanaddy, Masulipatnam, unweit der Kistnamündung, 50,000 Einw. Fabrik- und Handelsstadt, hat auf der Ostküste den besten Hafen. Auch hier Baumwollencultur: gegen Ende 1862 74,229 Morgen.

9. Inseln.

Parallel mit der Küste Malabar ziehen sich zwei Gruppen höchst merkwürdiger Koralleninseln: die Lakkadiven von 10 — 12° NB. und die Malediven von 1° SB. bis 9° NB. Von den vereinzelten Inseln und Klippen abgesehen streifen die Atolls oder Ringinseln in einer Doppelreihe neben einander fort, durch ein unergründlich tiefes Meer von einander geschieden. Ihre Bildung ist in diesen Gruppen eigenthümlich. Die sehr großen Ringe der Atolls (einer mißt 19 M. in die Länge und 4 in die Breite) sind durch eine Menge von Einfahrten in eine Menge langgestreckter Inseln getheilt, und schließen in ihrem Centralraume eine Menge Atolls ein, welche die Bildung der großen im Kleinen wiederholen. So zählt man in beiden Gruppen 14,000 Inseln, von denen allerdings nur 500 bewohnt sind. Korallenriffe umpanzern wie Brustwehren das ganze Inselsystem, das von jeher seeräuberische Bewohner gehabt hat und arabischen und indischen Seeräubern zum Versteck dient; ihre leichten aus Bambus gebauten Schiffe können über die Riffe herüber nicht einmal von Schaluppen und Langbooten größerer Kriegsfahrzeuge verfolgt werden. Dazu bieten die mit allen mehlbringenden Gräsern, mit Kokos, Bananen und allen Südfrüchten versehenen Inseln auch jeder aushungernden Blokade Trotz. Ein eigenthümliches Product beider Gruppen sind die Kauris, Muscheln, deren man sich als Scheidemünze bedient, wovon ganze Ladungen nach Indien und Afrika gehen.

Auf den Lakkadiven wohnen 10,000 muhamedanische Araber unter Häuptlingen, welche den Engländern zinspflichtig sind. Diese besetzten die Gruppe zu Anfang 1855, als sich die Moplah, eine muhamedanische Secte auf Malabar, im Aufstande befanden.

Die Malediven zerfallen in 17 Atolls und zählen 200,000 muhamedanische Einw., die unter einem Sultan stehen. Seine feste Residenzstadt ist Malé auf der Insel Maldiva. Jedes Jahr einmal geht er auf seinem Schooner in vollem Staate nach Ceylon, um dem Gouverneur Geschenke zu bringen und Gegengeschenke zu erbitten.

Die Insel Ceylon, das indische Sicilien, hat einst einen Theil des benachbarten Festlandes ausgemacht. Ohne jede Art von Säugethieren, die ihr eigenthümlich wäre, besitzt sie alle die des Festlandes, den Elephanten zu Tausenden, das Nashorn, den Löwen, Tiger u. s. w. Darauf deutet auch die Sage, daß Wischnu in seiner siebenten Incarnation eine Brücke vom Festlande nach der Insel gebaut habe; ja noch im 15. Jahrhundert sollen die Pilger zu Fuß von Dekan nach Ceylon gegangen sein. Wenigstens zieht sich noch jetzt, da wo Insel und Fest-

land sich am meisten nähern, die **Adamsbrücke**, eine Reihe von Felsriffen und Sandbänken, welche die Durchfahrt für größere Schiffe unmöglich macht und noch jetzt bei starker Ebbe fast trocken liegt. Den Meerestheil im Süden der Brücke nennt man **Golf von Manaar**, den im Norden die **Palksstraße**: Meeresgegenden, die besonders ergiebig für die hier eifrig betriebene Perlenfischerei sind. Diese vereinigt jedes Frühjahr gegen 150,000 Menschen an Ceylons Nordwestküste: Pächter, Schiffer, Taucher, Händler, Mäkler, müßige Zuschauer. Allein der Pacht an die Regierung beträgt 1 Mill. Thaler.[1])

So wie alte Ueberlieferungen einen Zusammenhang mit dem Festlande wahrscheinlich machen, so auch eine frühere größere Ausdehnung der Insel. Unter Einfluß solcher Erinnerungen vermutheten Griechen und Römer in ihrem **Taprobane** den Anfang einer neuen Welt. Portugiesen seit 1505, Niederländer von 1656—1796, Engländer haben sich im Besitz der Küsten von Ceylon abgelöst. Den Briten gehört jetzt die ganze Insel und zwar als unmittelbares Besitzthum der englischen Krone.

Ceylon, birnen- oder eiförmig mit nördlicher Zuspitzung, 1154 □M. groß, ist in seiner nördlichen Hälfte eine leicht hügelige niedrige Ebene; im Norden der Südhälfte eine kleine centrale Gebirgslandschaft mit 4000—6000′ Mittelhöhe. Am höchsten ragt der **Pedro Talla Galla**, 7768′. Der **Adamspic** 6960′ ist von der Natur selbst zu einem heiligen Berge seltsam geformt. Den obersten Aufsatz bildet eine Felspyramide, so steil, daß man nur auf Leitern hinauf kommt und sich dabei noch an eiserne Ketten halten muß, die von oben herabhängen. Den Gipfel bildet ein Plateau, 30 Schritt lang und 15 Schritt breit, von Mauern, worüber rothblühende Rhododendren sich hinbreiten, eingefaßt. In der Mitte des Gipfelplateaus liegt ein 9′ hoher Felsblock, auf seiner Oberfläche die heilige Fußstapfe Buddha's, der hier vom Himmel auf die Erde stieg. Sie ist 4′ lang und 2½′ breit. Ueber dem Block mit der heiligen Trappe erhebt sich ein kleiner, mit Ketten an den Felsen befestigter Tempel; neben dem Blocke die Klause eines Buddhapriesters und ein Altar für die Opfergaben der Pilger, von denen zwischen März und Mai Tausende den Berg besuchen. Denn

1) Die Vorbereitungen zur Fischerei beginnen um Mitternacht auf einen Signalschuß, doch erst mit Tagesanbruch zwischen 6 und 7 Uhr wird das Signal zum Anfang der Fischerei gegeben. Von jedem Boote stürzen sich an einer mit Steinen beschwerten Leine immer fünf Taucher hinab; sobald der Taucher den Boden berührt, wirft er sich nieder und rafft, was er ergreift, in ein Netz. Das Lärmen gleicht dem Tosen eines Wasserfalls; es ist so stark, daß es die Haifische verscheucht. Trotzdem verlangen die Taucher, daß Haifischbeschwörer, während sie fischen, am Strande für sie beten. Die gewöhnliche Zeit des Untertauchens währt 53—57 Secunden; jeder Taucher läßt sich 40—50 mal hinunter und schafft 1000—4000 Muscheln herauf; im Durchschnitt kehrt das Boot mit 20—30,000 zurück. Der Taucher wird entweder durch einen Antheil der Muscheln oder mit Geld bezahlt. Die Boote werden ausgeladen und man überläßt in abgeschlossenen Räumen große Quantitäten Muscheln der Fäulniß, die nach zwei bis drei Tagen einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Die gefaulten Muscheln werden in Trögen von hohlen Bäumen mit Seewasser gewaschen, bis sich die Perlen am Boden sammeln. In der Regel werden sie durch neun Sorten an Ort und Stelle in neun Größengrade getheilt, verkauft und häufig auch gebohrt. Nimmt man an, daß 150 Boote fischen, so giebt dies einen Ertrag von 60 Mill. Muscheln.

auch die Bramaisten verehren in der Felsenvertiefung die Fußstapfe Schiwa's, und nach muhamedanischem Glauben sah Adam von hier das im siebenten Himmel gelegene Paradies. Ein irdisches Paradies gewahrt der umschauende Blick jedenfalls, die ganze grüne meerumgürtete Insel mit prachtvoll üppiger Waldwildniß und tropisch-wuchernder Vegetation, „die Krone der indischen Lande."

Die Insel zerfällt in 6 Provinzen, und zählte 1861 1,919,487 E., darunter etwa 5400 Weiße. Der englische Gouverneur residirt in Colombo an der Südwestseite im Mittelpunkte der Zimmtcultur. Die regelmäßig gebaute und durch zwei sich kreuzende Hauptstraßen in vier Viertel zerschnittene Stadt hat Vorstädte, in welchen Eingeborne wohnen, und auf einer Halbinsel die sehr feste Citadelle. 40,000 Einw. Im Innern in einem Thalkessel liegt Candy, die alte Hauptstadt einheimischer Könige, 8000 Einw., mit Königspalast und besonders heiligem Tempel, in welchem Buddha's Zahn verwahrt wird. Auf der Nordostseite an einer tiefen Bai Trincomale, ist stark befestigt, sicherer Hafen. Auf der Südküste Point de Galle, feste See- und Handelsstadt.

§. 14.

Hinterindien (Indochina).

Die 30—40,000 □M. große Halbinsel Hinterindien zeigt, mit der vorderindischen zusammengestellt, mannigfach verschiedene Verhältnisse. Sie nähert sich noch mehr, fast bis 1° NB., dem Aequator, und reicht dagegen nur wenig über den nördlichen Wendekreis. Die Busen von Tonkin, Siam und Martaban (Pegu) und das weit vorgestreckte Halbinselglied Malaka, die alte Landbrücke zweier Continente (S. 133.), bewirken eine viel größere Gliederung und Küstenentwickelung. In Vorderindien sendet der Himalaya keine die Halbinsel durchziehende Aeste nach Süden; in der Richtung der Breitengrade folgen Hochgebirge, Tiefland, Plateau und Randgebirge auf einander. In Hinterindien senken sich Ausläufer des Himalaya nach Süden bis zu den Südenden der Halbinsel, und die bestimmenden Linien der Bodenconfiguration haben alle Meridianrichtung.[1])

Fünf Seitenketten, wie „fünf Gebirgsfinger von einer Handwurzel," sendet der östliche Himalaya, der Sin Schan durch Hinterindien, von W. nach O. aufgezählt: das Küstengebirge von Aracan, mit zackigsteilem Abfall zum Meere, das birmanische Scheidegebirge, das westsiamesische Scheidegebirge, das ostsiamesische Scheidegebirge, das Küstengebirge von Cochinchina. Die Gebirge der Halbinsel Malaka sind keine Fortsetzungen des westsiamesischen Gebirges, sondern von denselben durch eine Einsenkung geschieden. Alle Züge ragen nicht über die Schnee-

1 Neuschle: Kann man im Allgemeinen, bei beträchtlichen Unterschieden im Besondern, die vordere indische Halbinsel mit Italien vergleichen, so hat man in der hinterindischen ein ähnliches Seitenstück zur Balkanhalbinsel, wobei die Isthmushalbinsel Malaka, in welche sie sich zuletzt entwickelt, die Stelle von Morea vertritt; auch hängen beide Halbinseln auf ähnliche Art zusammen, wie die verglichenen europäischen Halbinseln.

linie; wenige Gipfel sollen über 8000' steigen. Vulkanische Natur tritt häufig hervor.

Zwischen den fünf Gebirgsfingern laufen die Längenthäler vier großer Ströme, die mit Ausnahme des Thalayn Deltaländer bilden, die allesammt späterer Bildung sind. So erklärt sich die verkürzte Form, die es auf den Karten des Ptolemäus unter dem Namen der Aurea Chersonesus zeigt, wo verschiedene der jetzt weit im Innern liegenden Städte der Seeküste nahe gerückt sind. Auf dem Wege von W. nach O. treffen wir zuerst auf den Irawaddy. Der Oberlauf ist noch ganz unbekannt. Schon auf dem Mittellaufe ist die Thalsohle sehr breit, und mit dem Beginn des Unterlaufes, 18° NB., treten die Gebirge ganz zurück, und der mächtige Strom verzweigt sich in ein vielarmiges Delta, mit dem sich von O. her der Fluß von Rangun verbindet. Auf einer Küstenstrecke von mehr als 40 M. breitet sich eine von zahllosen Wasserarmen und stehenden Lachen zerschnittene, mit Wald- und Rohrdickichten bedeckte Sumpfniederung aus. Es folgen der Salun oder Thalayn, der Menam, der Me-Kong oder Cambodja, der ein verzweigtes Delta mit Seeerweiterungen bildet.

Der Gleichförmigkeit der Gebirgs- und Flußsysteme entspricht die des Klimas: wechselnde Monsune und Regenzeiten. An Productenreichthum steht das mit fast überflüssigem Wasserreichthum ausgestattete Hinterindien der vorderindischen Halbinsel nicht nach. Die Sumpfniederungen der Flußthäler begünstigen vornehmlich die Reißcultur; die Gebirgszüge tragen die üppigste Waldung. Auf der westlichen Küstenkette und dem birmanischen Scheidegebirge giebt es noch die ausgedehntesten Tekwaldungen, und sie waren es, die Englands verlangenden Blick auf Hinterindien lenkten; denn das fast unverwüstliche und zum Schiffbau tauglichste Holz ist für das Bestehen der anglo-indischen Marine unentbehrlich [1]). Die Thierwelt trägt denselben Charakter wie in Vorderindien; der Elephant ist noch mehr gewöhnliches Hausthier. Das Mineralreich liefert gutes Zinn und herrliche Rubine und Saphire.

Als die europäischen Nationen in Indien auftraten, gelang es ihnen nicht, in Hinterindien so festen Fuß zu fassen als auf der andern Halbinsel. Nur Malaka wurde in den Kreis portugiesischer Colonien gezogen. Aracan auf der Westküste, Birma und Ava am oberen, Pegu am unteren Irawaddy, Siam im Gebiete des Menam, Cambodscha am unteren, Laos am oberen Me-Kong, Tonkin und Cochinchina auf der Ostküste erhielten sich völlig unabhängig, ohne sich jedoch portugiesischer Söldner und europäischer Kriegsmittel zu entschlagen. Was von Hinterindien um die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt war, ist geschickt in den damals hochgefeierten Roman „die

1) Die Tekwaldungen auf Malabar sind erwähnt, doch sind dieselben wie alle vorderindischen fast erschöpft. Um so mehr sucht die englische Regierung die Wälder von Pegu und Tanasserim zu schonen und namentlich den Eingebornen zu steuern, die aus einem Stamme, der den prächtigsten Mast gegeben hätte, sich verschwenderisch das gewöhnlichste Hausgeräth fertigen.

Asiatische Banise" verarbeitet, der bald in Ava, bald in Pegu, bald in Siam spielt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sich die größeren Staaten herausgebildet. Der Birmane Alompra, ursprünglich ein einfacher Landmann, „ein indischer Napoleon," vereinigte 1757 Birma, Pegu, Ava, Aracan, Siam zu einem burmanischen (birmanischen) Staate. Tonkin und Cochinchina mit Theilen von Laos und Cambodja wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Gialong zu einem Kaiserthum Anam verbunden. Zwischen Birma und Anam liegt Siam, das sich 1768 von Birma frei machte, und die Reste von Laos und Cambodja an sich gezogen hat. Je mehr England seine Herrschaft in Vorderindien befestigte, desto näher rückte ein feindliches Zusammentreffen mit dem mächtigsten Reiche in Hinterindien, mit Birma. Der Krieg 1824—1826 fügte Aracan, Martaban, Tanasserim dem englischen Gebiete hinzu. Ein zweiter Krieg 1851—1853 machte auch das Mündungsgebiet des Irawaddy, Pegu, zur englischen Provinz.

Die Völkerverhältnisse von Hinterindien sind noch zum Theil sehr dunkel und verworren. Ursprünglich war auch hier das Hinduvolk verbreitet, ward aber dann von Eroberern mongolischen Stammes, welche die fetten Flußthäler für sich nahmen, in Wälder und Gebirge gedrängt, wo es in Religion und Sitte noch viel Ursprünglichkeit bewahrt hat. Die Bewohner der Halbinsel, welche man im Allgemeinen unter dem Namen der Indo-Chinesen zusammenfaßt, zerfallen nach Sprache und nationaler Färbung in zwei Hauptgruppen. In der östlichen (Tonkin, Cochinchina, Cambodscha) trägt Alles chinesischen Typus, und die chinesische Sprache ist Schrift- und Gelehrtensprache. Die westliche Gruppe hat in Sprache und Sitte mehr indischen Einfluß erfahren. Einen wesentlichen Theil der hinterindischen Bevölkerung bilden eigentliche Chinesen, besonders in Anam und Siam, auch sonst als Colonisten und Kaufleute an allen für den Handel wichtigen Punkten angesessen. Auf der Malayenhalbinsel wohnen, wie der Name schon sagt, Malayen. Dazu kommen eine Menge von noch sehr unbekannten kleinen Völkerelementen. Die Bevölkerung der ganzen Halbinsel soll 34 Mill. betragen. Ihre Religion ist meist die des Buddha; auch das Christenthum hat sein Gebiet, und Muhamed und Confucius zahlreiche Anhänger.

1. Britisch Burma 6500 □M.

In der Provinz Aracan die gleichnamige Hauptstadt, einst 100,000 jetzt 20,000 Einw. Da die Lage ungesund ist, haben die Engländer die Insel Akyab an der Küste zu ihrer Militärstation gemacht. — In der Provinz Pegu: Rangun am gleichnamigen Flusse im Delta des Irawaddy, von vielen Kanälen durchschnitten, 30,000 Einw., ein buntes Völkergemisch: Birmanen, Indier, Chinesen, Europäer u. s. w. Durch Zerstörung und Feuersbrünste hat Rangun seinen birmanischen Charakter fast ganz eingebüßt. Breite Straßen schneiden sich rechtwinklig, theils mit

rasch aufgeführten Bambushütten, theils mit in Arbeit begriffenen Ziegelhäusern besetzt. In der Nähe der 330' hohe Tempel des Schueh-Dagun mit einer 56,000 Pfund schweren Glocke. **Prome** am Irawaddy, 40,000 Einw.: die Landschaft wird mit den Rheinufern verglichen. Das alte **Pegu** bildete ein Viereck, jede Seite ½ Stunde lang, mit 150,000 Einw. Im Jahr 1757 wurde Pegu durch Alompra bis auf seinen Prachttempel völlig zerstört, seit 1790 wieder aufgebaut. Dennoch ist kaum die Hälfte des alten Umfanges angebaut, mit 6000 Einw. Der 361' hohe Tempel des Schumadu, des goldenen Gottes, hat 100 hohe und reich vergoldete Thurmspitzen. In der Provinz **Tanasserim**: **Martaban** an der Mündung des Thaluyn. Der Küste vorgelagert der felsige **Mergui Archipel**; in den Klippenritzen Nester der indianischen Schwalbe. Die vier wichtigen „Reishäfen" sind **Rangun**, **Akyab** in Aracan (mit einigen deutschen Handelshäusern), **Bassein** und **Malmein** in Tanasserim oder Tenasserim.

2. Das burmanische Reich oder das Reich Ava.

Das burmanische Reich, jetzt völlig Binnenstaat, ist etwa so groß wie Frankreich, 10,000 □M. mit höchstens 4 Mill. Einw. Es gehören diese sehr verschiedenen Stämmen an; der herrschende sind die Birmanen (eigentlich **Mramnas**, weshalb bei Alten **Brama**, **Bramanen**), ein tapferes, kriegerisches Volk, auch geistig regsam und höherer Bildung nicht unzugänglich. An frühere Barbarei erinnert die Sitte, die Zähne schwarz zu färben und sich zu tättowiren. Der **Boa** gebietet despotisch.[1]) Sein Name ist zu heilig um ausgesprochen zu werden. Man sagt nur: „die Bittschrift hat das goldene Ohr erreicht" u. s. w. Alle Verhältnisse stehen noch auf ziemlich niedriger Entwickelungsstufe; doch fängt die Cultur, um mit Mephisto zu reden, auch Hinterindiens Despoten zu belecken an. Der jetzige Kaiser verkehrt sehr gern mit Europäern und hält sogar vier europäische Zeitungen. Staatsreligion ist der Buddhismus.

Eine gewisse Vorahnung, daß auch Burma in dem englischen Indien aufgehen werde, hat die Hauptstadt nun weiter am Irawaddy hinaufgerückt. Zuerst kommt man aus dem englischen Gebiet nach der alten Residenz **Ava** mit verwilderten und mit Ruinen bestreuten Straßen, dem verfallenen Palaste und bemoosten Mauern und Thürmen. Weiterhin liegt **Amarapura**, gleichfalls einst die stark bevölkerte und reichgeschmückte Hauptstadt eines weiten Reiches, jetzt aber auch in Trümmern, und dann erscheint weiterhin in der Ebene am Fuße eines Hügels das jüngste Kind königlicher Laune, **Mandalay** oder **Pattaniapura**, wo gegenwärtig die Residenz aufgeschlagen ist. In den Vorstädten steht das Viereck der Stadt, in diesem das Viereck des

1) Wie denn überhaupt die Form der Despotie in Hinterindien in verhältnißmäßig civilisirten Staaten am ausgebildetsten erscheint. Als der Venetianer Balbi (im 17. Jahrhundert) bei dem Könige von Pegu Audienz hatte und auf Befragen versicherte, in Venedig regiere kein König, sondern ein Rath, „verwunderte sich der König sehr und fing dermaßen an zu lachen, daß ihm der Husten darunter ankam und er mit seinen furnehmen Herren des Hofes kaum konnte reden." — **Seb. Frank**: Der Kunig allda ist so ein holdseliger freundtlicher mann mit all seim volck, das ein jeder gring mit im redet, vnd tregt meer Rubin vnd edelgestein an im, dann ein großmechtige statt vermöcht zu bezalen, alleyn sein kleydung mit all jrem gut in den oren fast köstlich ein halb spann lang herab hangende, auch an den armen und fingern, desgleichen auff allen zehen, vnd an den waden hat er ein gelden stuck, übersetzt mit dem schönsten Rubin, also, daß er mit solcher menge Rubin allenthalb umbgeben ist, daß er so eyn grossen glantz vnnd scheyn gibt, das einer der yhn deß nachts ansihet vernemmen möcht, er wer der Sunnen glantz.

Palastes, und in diesem eine hohe Thurmspitze, den Wohnplatz des Königs andeutend.

Erst durch neuere Reisende ist der schon von Marco Polo erwähnte, wahrscheinlich von Norden eingewanderte Stamm der Karenen bekannter geworden, die fern von großen Städten und Strömen allenthalben in Burma und Tanasserim einen großen Theil der ackerbauenden Bevölkerung bilden. Bei ihnen sind merkwürdige Ueberlieferungen in mündlich fortgepflanzten Liedern vorhanden, die sich mit christlichen Anklängen auf Schöpfung und Sündenfall beziehen.[1]) Immer haben die Karenen sich des Buddhaismus erwehrt, und wie die Lieder sie anwiesen, nach Westen gesehnt: „dorther sollten weiße Männer mit dem guten Brot kommen und sie die Anbetung des wahren Gottes lehren." So fanden Missionare bereiteten Boden: 100,000 Karenen sind zum Christenthum bekehrt mit 176 Kirchen und 174 einzelnen Priestern und Lehrern. Die römisch-katholische Kirche hat apostolische Vicariate in Ava und Pegu, mit 12 Missionen und 4000 Gläubigen. Am 5. August 1856 erschien ein Missionar mit jungen Burmanen in Rom und überreichte dem Papste kostbare Geschenke des Kaisers, von der katholischen Gemeinde einen Ring und ein Ergebenheitsschreiben.

3. Das Reich Siam.

Zu diesem Reich gehört das eigentliche Siam, das in einundvierzig Provinzen getheilt ist, ein Theil von Cambodscha und Laos, und einige tributpflichtige Malayenstaaten, deren Abhängigkeit eine ziemlich lose ist; zusammen 12,000 □M. mit 6 Mill. Einw. Ein großer Theil des Landes ist eine völlige Wildniß; nur ein Fünftel des Gebietes wird angebaut, und die Ueberschwemmung des Menam, welche durch Kanäle überall hin vertheilt werden kann, schafft üppige Fruchtbarkeit. Flüsse und Kanäle sind in Siam Land- und Städtestraßen. Vorzugsweise wird Zucker producirt, außerdem Reiß, Indigo, Mais, Baumwolle, Pfeffer u. s. w. Das Cambodschagummi (Gutti) wird nur hier gewonnen. Der despotisch regierende, dabei aber einem peinlichen Ceremoniell unterworfene König genießt eine abgöttische Verehrung. Der Titel ist pomphaft: Herr des Lebens, Beherrscher der Erde, Herr des weißen Elephanten.[2]) Der Abstand des Monarchen von den Unterthanen ist so groß, daß der Zwischenraum gleichsam durch einen Abglanz des Königthums ausgefüllt, ein Uebergang möglich gemacht werden muß. Es existirt seltsamer Weise in Siam ein zweiter König, der königliche

1) Gott ist ewig, sein Leben ist lang,
Gott ist unsterblich, sein Leben ist lang;
In einem Kulpa (langen Zeitraum) stirbt er nicht,
In zweien Kulpas stirbt er nicht:
Er ist vollkommen an herrlichen Eigenschaften,
Von Kulpa zu Kulpa stirbt er nicht.

2) Er wohnt in einem reinlichen, hübsch getäfelten Zimmer, und man servirt ihm das Futter knieend auf silbernen Schüsseln.

Ehre genießt, aber an der Regierung keinen Theil hat. Des Oberkönigs Namen darf niemand aussprechen, nur umschreiben: „Fuß Gottes, Abkömmling der Engel, Nachkomme aller Könige" u. s. w. Wenn der König Audienz ertheilt, so sitzt er mit untergeschlagenen Beinen auf dem von Gold und Edelsteinen funkelnden Throne, der von dem vierfachen Sonnenschirme, dem alten Attribute des Königthums, überschattet wird; zwölf ähnliche Sonnenschirme umgeben im Halbkreise den Thron.[1]) Der König raucht behaglich seine Cigarre, aber alle Anwesende müssen, so lange er gegenwärtig ist, mit aufgehobenen Händen auf der Erde ausgestreckt liegen. Sie müssen diese Stellung schon einnehmen, sobald die Pagen die königlichen Insignien hereinbringen, und — eine Audienz oder Berathung dauert oft mehrere Stunden![2]) Der jetzige König **Mongkut** läßt dieses Ceremonial, als für Asiaten nöthig, bestehen, ist aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann und mit dem Ideengange der abendländischen Culturvölker wohl vertraut. Er versteht nicht blos sehr gut englisch, sondern auch lateinisch. Er unterzeichnet sich in seinem Briefwechsel mit Europäern als Rex Siamensium; er liest den Tacitus, Virgil und Horaz in der Ursprache, und kennt die Geschichte des Abendlandes in ihrem Zusammenhange von den Zeiten des Alterthums bis heute. Er besitzt lateinische und englische Bibelausgaben, auch kirchliche Bücher in Menge, denn die Missionare lassen es ihm daran nicht fehlen; Londoner Zeitungen nimmt er täglich zur Hand. In seiner Audienzhalle hängen Bilder von Pius IX.[3]), der Königin von England, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Predigt des Christenthums steht in Siam nichts im Wege.

Preußen und der Zollverein haben mit Siam einen Handelsvertrag abgeschlossen; im März 1863 lief das erste Schiff unter siamesischer Flagge in Hamburg ein.

Die jetzige Hauptstadt und Residenz **Bangkok**, „das asiatische Venedig," erstreckt sich 1½ M. an beiden Ufern des Menam. Von zahllosen Kanälen durchschnitten, auf denen Gondeln zur Communication dienen, hat sie meist aus Tekholz erbaute Häuser, die auf hohen Pfählen stehn, und zahlreiche Tempel, die mit gemalten Ziegeln gedeckt und reich vergoldet sind. Sehr viele Häuser schwimmen auf Bambusflößen auf dem Wasser. Das Ganze soll ein stattliches und sauberes Ansehen haben. Die Zahl der Bewohner 400,000; ein Drittheil Chinesen.

---

1) Der Sonnenschirm, der in Birma und Siam auch als zierender Aufsatz auf Gebäuden häufig ist, bildet in der siamesischen Etikette ein Hauptstück. Der Schirm des Königs für den Gebrauch ist von Goldbrocat, der der Prinzen von rother und weißer Seide, die der Großen von rothem Baumwollenzeug. Niedrige falten vor Hohen die Schirme zusammen.

2) Am 19 November 1857 hatte eine siamesische Gesandtschaft in London bei der Königin Victoria Audienz. Sie kroch auf allen Vieren zum Throne hin und zurück. Der erste Gesandte setzte seine Kinnlade auf die Thronstufe und verlas in dieser Stellung die Adresse.

3) An den Mongkut 1852 schrieb: Ich habe noch keinen Glauben an Christus, ich bin ein frommer Anhänger des Buddhismus, aber ich halte mich nur an die Philosophie dieser Religion, welche durch so ungeheuerliche und abgeschmackte Fabeln entstellt worden ist, daß sie einmal völlig aus der Welt verschwinden muß. Deine Heiligkeit kann sich fest versichert halten, daß unter meiner Regierung die Christen nicht verfolgt werden und die Römisch-Katholischen, welche ich unter meinen besondern Schutz nehme, zu keiner abergläubischen Feierlichkeit, welche ihrer Religion zuwider ist, sich herbei zu lassen brauchen. Ich habe den Bischof von Mallos beauftragt, das Deiner Heiligkeit zu erklären.

Die alte Hauptstadt Siam oder Juthia liegt auf einer Insel des Menam und enthält ebenfalls viele schwimmende Häuser.

Im nördlichen Siam das fast unabhängige Volk der Schans.

4. Das Reich Anam.

Das aus Tonkin, Cochinchina und Theilen von Cambodscha und Laos zusammengesetzte Reich hat 10,000 □M. und 11 Mill. Einw. In Tonkin ist die Bevölkerung bei weitem am dichtesten, 5400 Menschen auf die □M. Auch hier herrscht der König oder Kaiser despotisch, nach Einigen besteht ein loses Lehnsverhältniß zu China. Vorherrschend ist der Buddhacultus, der jedoch von indischer und chinesischer Form sehr abweicht; daneben die Lehre des Confucius, der fast in jedem Orte Tempel und Altäre hat; am meisten verbreitet ist der Cultus von Localheiligen. Jeder Ort hat seinen besondern Schutzgeist, jeder Schutzgeist seinen Tempel. Der Monarch hat seine besonderen Schutzgeister. Zeigen sie sich seinen Wünschen nicht willfährig, so wird der Thron öffentlich ausgepeitscht und dem halsstarrigen Heiligen sein Diplom entzogen. Der nachgiebige Geist avancirt durch ein königliches Dekret zu einem höheren Grade. In diesem Wirwarr haben katholische Missionare unter blutigen und schrecklichen Verfolgungen, welche die Zahl der Märtyrer ansehnlich gemehrt, das Evangelium gepredigt. Die christliche Kirche zählt in Tonkin und Cochinchina 500,000 Gläubige mit 300 Priestern und 72 Klöster.[1]) Im Jahr 1857 brach eine neue blutige Verfolgung aus. Unter vielen anderen Märtyrern französischer und spanischer Nation wurde der Bischof Juan Diaz am 20. Juli schrecklich gefoltert und hingerichtet. Viele christliche Dörfer sind in Asche gelegt und die Kirchen geschleift. Spanien und Frankreich, (das seit 1787 Ansprüche auf den Hafen Turan hatte,[2]) führten seit 1858 einen glücklichen Krieg gegen das christenfeindliche Reich, der am 5. Juni 1862 zum Vertrage von Saigun führte. Drei Provinzen von Nieder-Cochinchina blieben in den Händen der Franzosen.

Die Residenz Hué, Hauptstadt von Cochinchina, hat 60,000 Einw. und starke, von französischen Ingenieuren gebaute Festungswerke, wie Franzosen auch das Heer und die Marine von Anam organisirt haben. Die Citadelle von Hué hat einen weiten Umfang und ist mit 600 Kanonen besetzt.

Ketscho, über 100,000 Einw., ist die Hauptstadt von Tonkin.

Das französische Cochinchina enthält das Delta des Mekong. Zwar sind die Mündungen durch Sandbänke für Schiffe über 10' Tiefgang verschlossen: indessen führen außer ihnen noch drei andere, größern Fahrzeugen zugängliche Nebenströme, der Dongnai, der Baiko und der

1) Im Jahre 1787 hatte der damalige Prätendent, der spätere Kaiser und Begründer der jetzt in Anam regierenden Dynastie Gialong den Franzosen für ihre Hülfeleistungen die Bucht und den Hafen von Turan mit einem ansehnlichen Gebiete in Cochinchina abgetreten. Während der Revolution und der Kriege des ersten Kaiserreichs ging die kaum erstandene Colonie wieder zu Grunde und die Bourbonen so gut wie Louis Philippe dachten nicht daran, sie wiederherzustellen.

2) Nach neuesten Angaben in ganz Hinterindien 520,000 Katholiken unter elf apostolischen Vicaren.

Saigun, in das Innere des freilich nicht gerade productenreichen und nicht stark bevölkerten Hinterlandes. Saigun liegt an dem gleichnamigen Flusse ein wenig oberhalb seiner Vereinigung mit dem Dongnai, Mytho am Ausflusse des Cambodscha, der Hauptmündung des Mekong, und an der Mündung eines Kanals, der den Dongnai und den Saigun mit dem Cambodscha verbindet; es ist der eigentliche Schlüssel zum Stromdelta. Die neue Erwerbung ist durch die Besitznahme der Pulo-Condor-Inseln, welche auf dem Wege nach Japan, China, Manila, Tonking liegen, sicher gestellt. Diese Inseln eignen sich nicht nur wegen ihrer guten Häfen zur Anlegung von Factoreien, um den Handel mit Cochinchina in die Hände zu bekommen, sondern sie sind bezüglich Cambodscha's auch ein wichtiger strategischer Punkt, weil sie im Fall eines Krieges bequeme und sichere Ausrüstungs- und Zufluchtshäfen darbieten für Kreuzer, denen von hier aus der Meerbusen von Siam und der südliche Theil des chinesischen Meeres offen steht. Das französische Nieder Cochinchina wird auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Einw. berechnet.

Unter Schutz und Oberhoheit Frankreichs hat sich das einst mächtige,[1] dann von Anam und Siam abhängige Königreich Cambodscha (Hauptstadt Udong) begeben. Frankreich ist das Recht zugestanden, eine Niederlassung in Cambodscha am Ufer des Mekong zu Nam-Van (Vier-Arme, nach den an diesem Punkte sich vereinigenden vier Stromarmen) zu begründen. Diese in einer ausgezeichneten strategischen Lage befindliche Niederlassung wird die Franzosen zu Herren des Stromes machen. Außerdem räumt der Vertrag den Franzosen wichtige commercielle Vortheile ein, und enthält sehr freisinnige Bestimmungen zu Gunsten der in Cambodscha sehr angesehenen und verbreiteten katholischen Kirche. Ein Bischofssitz und eine blühende französische Mission befinden sich in Pignalu, und zahlreich besuchte katholische Schulen in Udong.

5. Die Halbinsel Malaka

ist durch den Isthmus von Krah von der größern Halbinsel geschieden. Eine Durchstechung oder Ueberschienung der Landenge, an die man denkt, würde die Fahrt von Ceylon nach Hongkong um 56, von Calcutta nach Hongkong um 93 Stunden abkürzen.

Die weit in das Meer vorgeschobene Malayen-Halbinsel hat sich fremden Einflüssen weniger entziehen können, als das übrige Hinterindien. Sie zerfällt in mehrere kleine malayische Staaten, die zum Theil Siam tributpflichtig, zum Theil unabhängig sind. Die letzteren mit muhamedanischen Bewohnern heißen Perak, Salangor, Tschohor, Pahang, Rumbo. Durch einen Tauschvertrag von 1824 traten die Niederländer ihre Besitzungen auf der Halbinsel an England ab,

1) Die alte Hauptstadt Onglon, jetzt die prächtigste Ruinenstadt der Welt, hatte 24 engl. M. im Umfange.

das dagegen auf seine Colonie in Sumatra verzichtete. Dies jetzt britische Gebiet von Malaka mit der dazu gezogenen Landschaft Naning enthält 40 □M. Die Bevölkerung betrug 1847 53,000 bunt gemischt (2784 Europäer, 10,589 Chinesen, 33,000 Malayen u. s. w.). Sie wohnen meist in der Hauptstadt und Umgebung oder den Zinndistrikten, denn Zinn bildet den Hauptreichthum des Landes. Hier das in früheren Zeiten so blühende Malaka an der Straße gleichen Namens, 15,000 Einw. Verkehr und Handel immer noch im Sinken, seitdem die gleich zu nennenden englischen Städte zu so großer Blüthe gelangt sind.

Im Jahre 1786 nahm die Compagnie am Geburtstage des Prinzen von Wales die Küsteninsel Pulo Pinang in Besitz, 8 □M., 190,000 Einw., die nun den Namen Prinz Wales Insel erhielt. Sie ist sehr fruchtbar an Reiß, Zuckerrohr, Kaffee, Muscatnüssen, Gewürznelken u. s. w. Die Hauptstadt Georgetown, 25,000 Einw., ist ein lebhafter Handelsplatz. Zur Insel gehört ein kleiner Bezirk auf dem Festlande, Wellesley, mit ergiebigem Zuckerbau.

Im Jahr 1819 kaufte die Compagnie dem Sultan von Dschober die mit waldigen Hügeln bedeckte Insel Singapore, 13 □M., ab. Die Wichtigkeit des Punktes, mitten zwischen Bombay und China, war mit Scharfblick erkannt, und so erhob sich die neu angelegte Stadt Singapore bald zu großer Blüthe. Sie ist jetzt die wichtigste Handelsstadt in den östlichen indischen Gewässern und Station der Dampfschiffe und gewährt zu allen Jahreszeiten einen sichern Ankerplatz. 1860: 80,000 Einw., unter ihnen viele Chinesen. Die Zahl der 1856 einzelaufenen Schiffe betrug 976, die der ausgelaufenen 1042. Die englischen Niederlassungen auf Malaka und den Inselchen werden **Straits Settlements** genannt.

6. Andamanen und Nikobaren.

Die Andamanen, 10 M. von der hinterindischen Küste, bestehen aus den Inseln Klein-Andaman und Groß-Andaman, welche aus drei durch schmale Durchfahrten getrennten Inseln zusammengesetzt ist. Waldwildniß: Paradiesvögel. Die Bewohner sind „boshafte Knirpse von den schlimmsten Gewohnheiten." Eine Untersuchung der Skelette ergab keine Verwandtschaft mit einer sonst bekannten Race. In Folge des indischen Aufstandes benutzten die Engländer die größern Inseln öfters als Deportationsort.

15 Meilen östlich von Groß-Andaman das wüste Barren-Island mit einem 1800' hohen thätigen Vulkan.

Die Nikobaren, zwischen den Andamanen und Sumatra, bestehen aus 7 großen und 11 kleinen Inseln. Die bedeutendsten: Groß- und Klein-Nikobar und Car-Nikobar. Die Bewohner sind Malayen. Colonisationsversuche sind von verschiedenen europäischen Staaten gemacht; von den Franzosen 1711, von den Dänen 1770, von Oesterreich 1778. Die Niederlassungen wurden immer wieder aufgegeben. 1832 haben die Dänen von neuem versucht, die Gruppe, welche sie Frederiksöer nennen, zu colonisiren, und sehen

sich als Herren des Archipels an. Man findet jedoch in dänischen Staatskalendern die Nikobaren nicht unter den Colonien aufgeführt.

§. 15.

Die indische Inselflur.

Aus überreichlichen Gründen der Zoologie, der Ethnographie und der Tradition ist es wahrscheinlich, daß wir in dem indischen Archipel, der sich zu beiden Seiten des Aequators ausbreitet, Bruchstücke einer später auseinander gerissenen Landmasse vor uns haben, welche Asien und den Austral-Continent in ähnlicher Weise verband, wie Mittelamerika die beiden Hälften des vierten Erdtheils noch jetzt verbindet. Die zusammenhängende Gebirgskette der Sundainseln hat im W. und S. den Rand dieser Landbrücke gebildet, die Molukken und Philippinen sind Trümmer des Ostrandes. Die mit Asien Verbindung vermittelnde Landenge wäre an der Stelle der Straße von Malaka zu suchen, die südliche Enge zu Australien herüber wird durch die lange Inselreihe der kleinen Sundakette bezeichnet. Neben einer eigenthümlichen Fauna und Flora finden sich in der westlichen Hälfte des Archipels die Thierformen Indiens, im O. treten Känguruhs und Kasuare auf, die sich sonst nur in Neu-Holland finden. Die Ueberlieferungen der Javanesen behaupten, daß Java und Sumatra erst in dem letzten Jahrhundert v. Chr. Geburt auseinander gerissen, daß ägyptische Colonien auf die Insel zu einer Zeit gekommen seien, da Java und Sumatra und der ganze Archipel noch mit dem Continent zusammenhing. Selbst in die historische Zeit reicht der Zertrümmerungsproceß. Im Jahr 1204 ist Bali von Java losgerissen; bis 1280 bildete die Insel Selo-Parang einen Theil von Sumbawa. Und noch heute ist die von allen Seiten zugestandene Schwierigkeit, eine Grenzlinie zwischen dem indischen Archipel und den australischen Inseln zu ziehen, welche nicht mehr als ein zweifelhaftes Herkommen für sich hat, eine beständige Erinnerung an die Continuität beider Erdtheile.[1])

Die Zerreißung scheint vornehmlich durch vulkanische Kräfte bewirkt zu sein. Alle indischen Inseln sind mit Ausnahme kleiner Koralleneilande gebirgig und haben entschieden plutonische Bildung. Durch die großen und kleinen Sundainseln, die Molukken und Philippinen läuft die südasiatische Vulkanreihe, welche der centralen Reihe von Binnenvulkanen parallel läuft. Junghuhn zählt in einem Inselkranze, der das fast continentale Borneo umgiebt, 109 feuerspeiende Berge und 10 Schlammvulkane. Die meisten steigen mit dem ganzen Fuße oder

---

1) Manche neuere Geographen construirten deshalb den fünften Erdtheil Oceanien aus der australischen und indischen Inselwelt. Nach Wallace ist der die Inseln Bali und Lombok trennende Kanal als die eigentliche Grenzscheide zwischen der asiatischen und australischen Inselwelt anzusehen. Dieser Kanal zeigt nämlich eine sehr bedeutende Tiefe, während zwischen den übrigen Inseln die Tiefe des Meeres höchstens 60 Faden beträgt.

doch mit einem Theile desselben aus der See oder der Ebene auf, so daß ihre absolute und relative Höhe zusammenfällt. Sie stehen oft paarweise wie Zwillinge zusammen. Obgleich nun die Klasse der niedrigen Inseln in der indischen Flur gar nicht vertreten ist, so beweist sich doch große Verschiedenheit. Einige Inseln sind mäßig hoch, das Land fällt sehr allmählig zum Meere ab, so wie auch die Meerestiefe langsam zunimmt. Andere steigen aus tiefem Meere auf und sind durch und durch gebirgig. Eine dritte Klasse, worunter die größeren, wie Borneo und Sumatra, gehören beiden Formationen zugleich an. Wo vulkanische Bildung vorherrscht, sind die Inseln langgestreckt, wo diese zurücktritt, nach Länge und Breite gleichmäßiger gedehnt.

Der Flächeninhalt sämmtlicher indischer Inseln beträgt ungefähr 34,000 □Meilen.

Der indische Archipel hat eine tropische, feuchte, gleichmäßige Hitze, und von den hohen Gebirgsgegenden abgesehen etwa + 25° bis 26° R. Mittelwärme. Wechselnde Monsune, die beim Umsetzen oft von Orkanen (Taifuns) begleitet sind, scheiden die trockne und nasse Jahreszeit, nördlich vom Aequator April bis October, südlich von der Linie October bis April.

Die Inseln theilen das üppige Pflanzen- und Thierleben der beiden indischen Halbinseln. Auch hier finden sich die baumartigen Gräser und Farnkräuter, die strotzenden Urwälder, welche mit amerikanischer Tropenfülle wetteifern. Sie sind aus den edlen Holzarten, dem Sandel-, Ebenholz-, Acajou- und Tekbaume zusammengesetzt, die Kokospalme ist überall verbreitet und andere Palmenarten liefern Palmkohl und Zucker. Vor Allem ist auch die Mannigfaltigkeit von Gewürzbäumen und Gewürzpflanzen groß: die Gewürznelke, die Muskatnuß, der Kampferbaum sind Hauptprodukte der indischen Inseln. In den feuchtheißen Sümpfen um die Küsten gedeiht der Reißbau. Die Blumenwelt zeigt gigantische Erscheinungen, wie die Rafflesia Arnoldi auf Sumatra und Java, welche eine Blüthe von 3 Fuß im Durchmesser hat und stiellos auf Bäumen schmarotzt. Aus dem Thierreiche finden sich der Elephant und der Königstiger auf Borneo und Sumatra; der Orang-Utang hat in Borneo seine Heimath, auch der sonst nur in Amerika gefundene Tapir kommt vor. Java hat den kleinsten Wiederkäuer der Erde, das Zwergmoschusthier, 11 Zoll hoch. In der durch Farbenpracht ausgezeichneten Welt der Vögel nimmt ein graues Vögelchen, die unscheinbare Salangane (Hirundo esculenta) einen wichtigen Platz ein. Diese nur an den indischen Küsten heimische Schwalbe klebt ihre aus gallertartigen Stoff (eine Alge, Sphaerococcus cartilagineus?) gebauten Nester an unzugängliche Klippen oder die Wände der Uferhöhlen. Sie werden oft mit Lebensgefahr gesammelt und bilden einen wichtigen Handelsartikel nach China und Europa, wo ihre Schleimsubstanz in Suppen aufgelöst der Feinschmeckerei willkommen ist. Der Centner kostet 3000 Thaler.

Die Bevölkerung der indischen Inselflur — auf 22 Mill. angeschlagen — weist auf den früher berührten Zusammenhang mit Indien und Australien. Ursprünglich war der Archipel von schwarzen Völkern bewohnt, die von späteren Einwanderungen vernichtet oder in die Gebirge getrieben sind. Sie gehören theils den Papuas, theils den Horaforas (Alfurus) an, sind Götzendiener und stecken ganz in unentwickelter armseliger Rohheit. Bei weitem den größten Theil der Bevölkerung bilden Malayen, die sich vom 12. Jahrhundert an von Süden über den Archipel verbreitet haben, ein „Randvolk", das überall die Küstengegenden in Besitz hat. Die verschiedenen Stämme gehören den verschiedensten Culturgraden an. Während nämlich einige in mehr oder minder rohem Naturzustande verharrten (und noch verharren), eigneten etwa um Christi Geburt die Javanesen sich den Buddhadienst und die höhere Cultur des indischen Continents an und unterwarfen die Nachbarinseln. An diese Culturepoche erinnern prächtige Tempeltrümmer auf Java und die von den Gelehrten jener Insel noch jetzt verstandene Kavisprache, welche Beimischungen aus dem Sanskrit enthält. Als Javanesen im 13. Jahrhundert auch die Halbinsel Malaka eroberten und dort den Islam annahmen, wurden diese muhamedanischen Malayen von Malaka das Hauptvolk des Archipels. Sie verbreiteten ihre neue Religion weit und breit bis nach den Philippinen und Neu-Guinea hin und gründeten blühende Handelsstädte. Solche Zustände trafen die colonisirenden Europäer; vor ihnen sank die Blüthe der Malayenstaaten zusammen; die jetzt noch bestehenden sind nur Schatten früherer Zeiten. Aber auf die See treibt die Malayen ihre Eigenthümlichkeit immer fort, und nach dem Verluste der Handelsherrschaft im Archipel sind sie gefürchtete Seeräuber geworden. Mit leichten schnellsegelnden Schiffen brechen sie aus unnahbaren Schlupfwinkeln hervor, das Schrecken der Handelsfahrzeuge und Küstenorte. Europäische Kriegsschiffe müssen immerfort zur Säuberung des Archipels thätig sein.

Daß die schwarze und malayische Bevölkerung so scharf und gesondert, ohne Mischung sich neben einander erhalten hat, ist eine dem indischen Archipel eigenthümliche Erscheinung.

Zu den zwei Stämmen, welche den überwiegend größeren Theil der Bevölkerung ausmachen, kommen 2 Mill. eingewanderte Chinesen. Fast in allen Städten wird ein chinesischer Stadttheil unterschieden, und regsamer Gewerks- und Handelsbetrieb machen ihn besonders lebendig. Auch in die noch unangebauten Regionen wagt sich der Chinese, und wo er sich niederläßt, da ist bald die Wildniß verschwunden, gebahnte Wege durchziehen das Land in allen Richtungen, Märkte vermitteln rührigen Verkehr. Zu den genannten Bevölkerungs-Elementen treten Europäer. Kinder von Europäern und malayischen Frauen heißen auf Java mit einem Scheltnamen Lip-laps.

Seit der 1529 erfolgten Besetzung der Molukken waren die Portugiesen auch im indischen Archipel das herrschende Volk. Im

Jahre 1593 gründeten Niederländer Colonien auf Java; 1611 ward als Metropole derselben Batavia gegründet. Gegen die Mitte des Jahrhunderts waren die wichtigsten Besitzungen der Portugiesen in ihren Händen, sie sind das herrschende Volk im indischen Archipel geblieben. Das Generalgouvernement von niederländisch Indien begriff 1862 28,923 □M. mit 17,934,054 E. Darunter befanden sich 32,248 Europäer, wovon 26,981 in den Colonien geboren (die zu dem Heere gehörenden 13,548 Europäer nicht mitgezählt), 230,518 Chinesen.

Die Einnahmen wurden 1862 auf 108,684,978 holl. Gulden geschätzt, die sich aber mit den Ausgaben fast ausglichen. Das niederländische Indien zerfällt in die Gouvernements Java, Sumatra, Borneo, Makassar, Timor, Molukken. Dem Generalgouverneur steht der Rath von Indien zur Seite. Aber „Edle Herren" waren und sind die Niederländer nur nach der Titulatur ihrer indischen Räthe. Das System der Verwaltung, auf verschiedenen Punkten verschieden, ist von dem Vorwurfe egoistischen Drucks und systematischer Fernhaltung aller Cultur und Bildung nicht frei. „Sie betrachten, sagt ein neuerer geographischer Schriftsteller nicht mit Unrecht, den Archipelagus nur als eine reiche, unerschöpfliche Fundgrube für ihren eigennützigen Gewinn, ohne der Bevölkerung desselben irgend eine Wohlthat einer höheren christlichen Gesinnung zukommen zu lassen." Ein reguläres Heer von 30,000 Mann (1/4 Europäer, 1/4 Neger aus den niederländischen Colonien in Guinea, 1/2 Indier, besonders Javanesen, 3/4 der Offiziere Europäer) hält die Unterthanen im Zaum, unter denen es nach dem Ausbruche der indischen Insurrektion auch zu gähren beginnt. Neben der niederländischen Herrschaft erscheint unbedeutend, was die Portugiesen besitzen oder England neulich in Besitz nahm. Zur Krone Spanien gehört die große östliche Gruppe der Philippinen.

Das Christenthum hat auf dem indischen Archipel nicht eben Wurzel geschlagen, am meisten auf den Philippinen. Schärfer und zäher als Heidenthum steht ihm auch hier der immer größere Fortschritte machende Islam entgegen, auch hassen die Eingebornen in dem Christen den Europäer, den Unterdrücker und Peiniger, oder nehmen an seinem Wandel nur zu gerechten Anstoß. [1]) Wohl baten viele Häuptlinge einen neueren Reisenden um Abdrücke des Koran des Rabbi Jesa, um die Bibel, aber nur um Kunstgriffe europäischer Bildung darin zu suchen.

„Noch immer, schreibt Graul, erfreut sich die holländische Regierung im indischen Archipel des jedenfalls zweideutigen Lobes, „sie lasse sich nie die Ungerechtigkeit zu Schulden kommen, den Uebertritt

1) „Warum sollen wir unsern Glauben verlassen und Christen werden?" — sprach ein Javanese. „Ueberall wo der Orang-Putih (der weiße Mann) hinkommt, geht Glaube, Treue und Zuverläßigkeit verloren. Anmaßung, Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Heuchelei und Gewaltthätigkeit folgen ihm auf dem Fuße nach, um sich überall, wo er sich niederläßt, einzubürgern. Glaubt es, wir sind bessere Menschen als Ihr."

zur christlichen Religion durch erweiterte bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte, überhaupt durch materielle Vortheile irgend einer Art zu lohnen;" denn „es warten des neu Uebergetretenen weder Gratificationen, noch werden ihm Aemter angetragen, sowie auch seine Beförderung im Heere nicht rascher als zuvor vor sich geht." Sie sieht überhaupt immer noch voll Angst auf die christlichen Bekehrungsversuche unter ihren muhamedanischen Unterthanen, meint auch, es sei „nicht der geringste Grund" dazu vorhanden, indem die Sätze des Korans, die „mit der allgemeinen Humanität unvereinbar" wären, von den „mehr erleuchteten Lehrern und Priestern gemildert und in solcher Weise ausgelegt würden, daß sie der Erreichung höherer Culturstufen nicht im Wege stehen." Sie hält dafür, nur den Heiden, die „einem rohen und selbst verderblichen Götzendienst ergeben sind, sei das Christenthum nöthig," und unterstützt demgemäß wohl auch solche Missionare, die sich der Bekehrung der heidnischen Unterthanen unterziehen."

Nach der Zählung von 1860 giebt es im ganzen indischen Archipel 105,897 christliche Eingeborne. Der bei weitem größte Theil derselben kommt auf die Molukken. Es leben nämlich auf Amboina deren 40,730, und auf Menado 61,991. Java mit einer Bevölkerung von 11 Mill. hat kaum 3103.

1. Die vier großen Sundainseln.

A. Sumatra, wie Borneo und Celebes vom Aequator geschnitten, durch die Straße von Malaka von Hinterindien, durch die Sundastraße von Java geschieden, [1]) 240 M. lang und 40 M. breit, ist 9500 □ M. groß. Ein schmales Gebirgsland zieht sich der Länge nach durch die Insel. Mit steilen Abhängen fällt es zur nahen Westküste, sanft zu einem den östlichen Theil der Insel einnehmenden, von beträchtlichen Flüssen durchschnittenen Tieflande ab. Die Insel besitzt sechs bis sieben ruhende und thätige Vulkane, unter denen der Pik (Gunung) von Indrapura bis 11,500′ steigt. Die 6--8 Mill. Einw. sind vornehmlich muhamedanische und heidnische Malayen, im Innern Papuas, an den Küsten angesiedelte Völker, Chinesen und Europäer. Der einträglichste Theil der Insel, die z. B. den meisten Pfeffer der Erde erzeugt, ist im Besitz der Niederländer. Man berechnet die Besitzungen auf der Westküste zu 1,058,191 E., Benkulen 116,929, Lampongs 90,836, Palembang 511,453 E.

Im südlichsten Bezirk ist Palembang, im Binnenlande am Flusse Musi, die bedeutendste Stadt. Anstatt der Straßen wird es von Kanälen und Bächen durchzogen; die meisten Häuser schwimmende Gebäude, die man am Lande, gleich Schiffen an dem Werft, befestigt hat. Die Häuser der wohlhabenden Araber, Malayen und Chinesen sind geschmackvoll aus feinen Höl-

---

1) Das Durcheinander von Meer und Land hat eine zahlreiche Nomenclatur für Meerestheile und Durchfahrten hervorgerufen. So heißt das Meer zwischen Java und Borneo Sunda- oder Javasee, im Norden der kleinen Sundainseln Floressee, um die Bandainseln Bandasee, zwischen Borneo, Celebes und den Philippinen Celebessee u. s. w.

zern aufgeführt und an der Vorderseite gefirnißt. Ueberhaupt sind die Bewohner von Palembang im indischen Archipel weit und breit als die besten Lackirer berühmt. 70,000 Einw. Benkulen, 12,000 Einw., an der Westküste ist mit Palembang durch eine gute Straße und eine militärische Postenkette verbunden.

Im nördlichen Bezirke ist Padang an der Westküste, 10,000 Einw., Sitz des Gouverneurs und Haupthandelsplatz der Insel. Unter 1° 30' N.B. die Bai von Tappanuli, ein schöner, vor allen Stürmen geschützter Hafen. In Menangkabo residirte einst der mächtigste Sultan auf Sumatra.

Unter den freien Malayenstaaten ist der bedeutendste das Sultanat von Atschin, der nordwestliche Theil der Insel. Auch hier haben die Niederländer in neuester Zeit Einfluß gewonnen. Die gleichnamige Hauptstadt 40,000 Einw. Im Nordosten die Seeräuberstadt Siak. Ein freies und dabei in jeder Weise eigenthümliches Volk bilden die Battas auf der 4000' über dem Meere liegenden Hochebene Toba im nordwestlichen Theile der Insel. Dem Stamme nach weder Schwarze noch Malayen leben sie ohne politische Gesammtverbindung in einzelnen Familienstämmen; jedes Dorf ist unabhängig und hat einen erblichen Häuptling. Die religiösen Vorstellungen beschränken sich auf die Annahme und Verehrung guter und besonders böser Geister. Dabei ist das merkwürdige Volk auf der einen Seite ziemlich civilisirt; die Kunst zu lesen und zu schreiben ist bei ihnen eben so alt als allgemein, die Industrie steht auf verhältnißmäßig hoher Stufe, sie sind sonst friedlich und gastfrei; auf der andern dem Genusse des Menschenfleisches ergeben. Das Gefressenwerden ist in ihrem Gesetzbuche feierlich für bestimmte Vergehungen oder für Kriegsgefangene und für den Fremden, der gewarnt ihr Land betritt, festgesetzt, und wird als richterlicher Act vollzogen. Das Opfer wird lebendig an einen Pfahl gebunden, ihm das Fleisch stückweise vom Leibe geschnitten, am Feuer geröstet und verzehrt. Am weitesten von allen Europäern ist neulich die muthige und originelle Frau Pfeiffer — kurz nachdem mehrere Missionare verzehrt waren — in das Land der Batta vorgedrungen. Mehr noch als ihre Bemerkung, „das Fleisch einer alten Frau schmecke doch nur zähe," hat sie jedenfalls ihre Unerschrockenheit bewahrt. Mehrere Missionare arbeiten unter den Battas: ein Theil derselben ist jetzt von den Niederländern in Padang abhängig.

In unzugänglichen Sümpfen und Wäldern lebt in Bambushütten, die auf wagerechten Aesten hoher Bäume errichtet sind, das traurige Geschlecht der Orang-Kubus, die auf der untersten Stufe der Menschheit zu stehen scheinen. Sie sind mit Haaren bedeckt, haben lange Arme, das Kinn tritt als kein bemerkenswerther Theil des Gesichts hervor. Sie reden eine rohe grölzende Sprache, können sich an den Gebrauch von Kleidungsstücken nicht gewöhnen und paaren sich nur auf ein Jahr. Ob sie Vorstellungen von höheren Wesen haben, ist nicht ausgemacht. Die Malayen, welche seltsamer Weise diese Thiermenschen von den Sklaven und Lastträgern Alexanders des Großen ableiten, gebrauchen sie als Sklaven zu den widerwärtigsten Verrichtungen.

Die Westküste von Sumatra und die Ostküste im Süden der Malakastraße, an welcher die goldhaltige Landschaft Ophir an das biblische Ophir erinnert, sind von Inseln und Inselgruppen begleitet, die allesammt von den Niederländern besetzt sind.

In der Malakastraße, südlich von Sincapore, bilden mehrere Gruppen die Residentschaft Riouw oder Rio mit 25,226 Einw. Der gleichnamige Hauptort und Freihafen, 6000 Einw., ist ein lebhafter Handelsplatz.

An der Südostküste von Sumatra liegt die 223 □M. große Insel Banka 50,793 Einw. durch die Bankastraße geschieden. Die gegenüberliegenden Küsten entsprechen sich in Buchten und Vorsprüngen in der auffallendsten Weise. Der hauptsächlichste Ertrag ist das feinste Zinn, welches das von Sumatra und Celebes noch übertrifft. Jährlich werden an 700,000 Pfund

von meist chinesischen Arbeitern gewonnen. Muntok an der Nordwestspitze ist die Hauptstadt, 3000 Einw. Auch auf der Insel Biliton, welche östlich von Banka liegt, hat man seit einigen Jahren nach Zinngruben gesucht. 14,141 Einw.

80 Meilen südwestlich von der Sundastraße unter 12—14 ° SB. liegt eine bisher wenig beachtete Inselgruppe, entweder nach ihrem Entdecker Keelingsinseln, oder nach ihrem Hauptprodukt Kokosinseln genannt. Zweiunddreißig flache, langgestreckte Koralleninseln bilden ein nach Norden geöffnetes Oval, das eine ziemlich flache, mit Korallenfelsen erfüllte, an Fischen und Schildkröten reiche Lagune einschließt. Die größte Insel ist West- oder Hare-Eiland, 1 ¼ M. lang und ⅙ M. breit, die nördlichste Insel Horsborough- oder Nord-Eiland, Direction-Eiland, Alison-Eiland u. s. w. Bis 1823 war die Gruppe völlig unbewohnt. In jenem Jahre ließ sich ein englischer Abenteurer, A. Hare, mit malayischen und indischen Sklaven auf der südlichsten Insel nieder. Drei Jahre später kam ein zweiter englischer Ansiedler, Roß, mit seiner Familie hinzu, der, mit Hare bald in Zwist gerathen, Verbindungen mit dem niederländischen Gouvernement auf Java anzuknüpfen suchte. Inzwischen nahm im April 1857 eine englische Corvette die Inseln für die Krone England in Besitz, der sie als Zwischenstation zwischen dem Cap und Australien wichtig sind.

B. Java erstreckt sich 140 M. von W. nach O. und 20 M. von N. nach S. Der Flächeninhalt 2500 □M. Ein Gebirgsland, das sich bald in zwei Ketten scheidet, bald wieder vereinigt, durchzieht die ganze Insel der Länge nach und enthält fünfundvierzig vulkanische Kegel oder Glockenberge, von denen wenigstens achtundzwanzig noch entzündet sind. Alle bis auf drei hat der um die Geographie von Java hochverdiente Junghuhn bestiegen. Als der höchste Berg der ganzen Insel wird der Gede genannt, von dessen Nordabhang Bäche mit heißem Wasser Katarakte von 200' Höhe bilden. Der höchste noch entzündete Koloß ist der Gunung-Semeru 11,480'. Noch 11 Vulkane ragen über 9000'.[1]) Nach S. fällt das Gebirgsland steil ab, im N. ist ein Tiefland vorgelagert. Diese schönste der Sundainseln hat eine so üppige Vegetation, wie sie auf der östlichen Hemisphäre kaum wiedergefunden wird, und erzeugt alle Colonialwaaren in reichem Ueberfluß. Reiß wird hier mehr als in irgend einem andern Lande gewonnen, 80 Mill. Pfd. jährlich; nächst Brasilien erzeugt Java den meisten Kaffee, 1 Mill. Centner das Jahr. In neuester Zeit ist die Ansiedelung des nur in Peru wachsenden Fieberrinde- (China-) Baumes mit Glück versucht. Die Bevölkerung betrug 1852 auf Java und

1) Zwischen zweien dieser Vulkane befindet sich das Giftthal Tscheng, eine Schlucht, aus deren Boden Kohlensäure in tödtender Stärke aufsteigt. Dagegen gehört der Giftbaum Upas, der seine ganze Umgebung verpesten sollte, ganz in das Reich der Fabel. Der Saft des Baumes Upas giebt bei Zumischung anderer Substanzen, eine giftige Masse: dies das Korn Wahrheit.

Madura 13,380,770 E., darunter 17,000 Europäer, 155,177 Chinesen, 3103 Javanesen bekennen sich zum Christenthume. Der größte Theil der Insel ist den Niederländern unmittelbar unterworfen, die mittelbaren Vasallenstaaten werden von niederländischen Residenten auf das Genaueste überwacht.

Die bedeutendsten Städte der Insel liegen insgesammt auf der Nordküste. Wir zählen sie von W. nach O. auf.

Im äußersten Westen die Provinz Bantam, bis 1813 ein Vasallenstaat. Die gleichnamige alte Hauptstadt war sonst blühender Handlungsplatz, jetzt schmutzig, verfallen und ungesund. Ein seichter, wenig besuchter Hafen, eine große Schlammbank vor der Mündung des Flusses, ein zerfallenes Fort. Einige Meilen landeinwärts in gesundem Klima liegt die jetzige Hauptstadt Sirang oder Ceram. 10 Meilen weiter östlich, in der Tiefe einer weiten aber seichten Bucht Batavia, 1611 gegründet, wie alle von Niederländern gegründeten Städte mit Alleen und Kanälen durchschnitten, und seit 1621 die Hauptstadt von niederländisch Indien und Sitz des Generalgouverneurs. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Stadt ein gesundes Klima und 160,000 Einw. In Folge eines Erdbebens begann die Verschlimmerung der Luft und die Verödung der Stadt. Der im Süden etwas höher gelegene neue Anbau wurde nun erweitert, und diese neuen Stadtviertel bilden jetzt den bevölkertsten Theil von Batavia. In Ryswyk residirt der Generalgouverneur und der Rath von Indien, Nordwyk ist meist von Gewerbs- und Kaufleuten bewohnt; in Weltevreden sind die Militärkasernen und die Wohnungen der meisten Europäer, in Buitenzorg die Sommerresidenz des Generalgouverneurs und viele reizende Gärten- und Landhäuser u. s. w. Man nennt alle diese Vorstädte zusammen Neu-Batavia. In der Altstadt befinden sich nur noch die Magazine, die Bank, die Börse u. s. w. und 8000—9000 Einw. Immer noch ist sie Sitz des Handelsverkehrs und von früh 9 Uhr bis Nachmittag 4 Uhr wimmelt die Stadt von regem Getreibe; sinken die ungesunden Abendnebel, so wird sie wieder leer. Ganz Batavia zählt jetzt wieder 120,000 Einw., worunter noch nicht 3000 Europäer, 80,000 Javanesen, 25,000 Chinesen u. s. w.

Weiter folgen Tscheribon und das bedeutende Samarang, 50,000 Einw., der Stapelplatz für den Binnenverkehr, unter Tempelresten und Städteruinen einer großen Vorzeit. Der Insel Madura gegenüber liegt die blühendste Stadt Surabaya, mit dem besten Hafen der Insel und großen maritimen Etablissements und Arsenalen. Erster Waffenplatz im niederländischen Indien. 100,000 Einw. Sie ist schön und regelmäßig im holländischen Stile erbaut; in eigenem Stadttheile wohnt wieder eine starke chinesische Bevölkerung. Vorstädte oder vielmehr indische Dörfer, vermischt mit Villen und Landhäusern, schließen sich an. Bedeutender Tabackshandel; viele Cigarren, die als Manilacigarren cursiren, werden hier verfertigt.

Ziemlich in der Mitte der Insel, in der östlichen Hälfte, Surakarta, die Residenz des Vasallenkaisers von Solo, 110,000 Einw.; nahe der Südküste Dschokdschokarta, ebenfalls Residenz eines abhängigen Sultans, 100,000 Einw. In beiden Städten niederländische Besatzung.

Zu dem Gouvernement Java wird auch die Insel Madura gerechnet, auf welcher drei Vasallenfürsten regieren. Java ist übrigens Dschawa auszusprechen.

C. Borneo, 12,000 □M. ist in seiner Bodengestaltung von Java und Sumatra verschieden. Obschon an den Küsten, namentlich im W. und N., das Land abgeflacht erscheint, so sind diese Ebenen doch nur schmal; schon wenige Meilen von der See beginnt sich das Terrain allmählig zu heben und bildet über die ganze Insel ein un=

unterbrochenes welliges Gebirgsland von 1000—3000′ Mittelhöhe. Dazwischen stehen, beinahe regelmäßig vertheilt, isolirte Kegelberge, von welchen 20—30 die Höhe von 4000—6000′ erreichen. Der Mittelpunkt, eine Art von Gebirgsknoten, giebt den drei Hauptflüssen des reich bewässerten Insellandes ihren Ursprung. Sie fließen nach verschiedenen Richtungen ab, der Kotté nach O., der Bandschar oder Pawan nach S., der Kapuas nach W.[1]) So kann man von drei Seiten auf schönen Wasserstraßen in das Innere dringen, wo auch mehrere große Seen liegen. Der höchste Punkt der Insel ist der zweigipflige Kini-Balu im Nordosten, 12,850′ Fuß hoch. Deutliche Spuren vulkanischer Thätigkeit sind auf Borneo nicht gefunden. Der Produktenreichthum ist groß. Kostbare Pracht- und Farbehölzer, Gutta-Percha, und die Colonialprodukte Zucker, Pfeffer, Indigo; dabei Reichthum an Diamanten, besonders Antimon und Gold, das in großer Fülle über die ganze Insel verbreitet zu sein scheint. Am obern Kapuas sind reiche Steinkohlenlager aufgefunden. Die heidnischen Einwohner, etwa 1,800,000, werden im Allgemeinen Dayaks genannt, sind aber aus Völkerschaften verschiedener Abstammung zusammengesetzt. Man unterscheidet See- und Land-Dayaks. Die See-Dayaks sind ein wildes, räuberisches Volk, dem eine möglich große Menge von Feindesköpfen Ideal tapferer Männlichkeit bildet. Solche Schädel haben sie als Hausgeräth, Feindeszähne als Halsschmuck, Feindeshaare als Wehrgehenk. Den zweiten Hauptstamm bilden die eigentlichen Malayen. Ihre größeren Niederlassungen liegen meist am Ufer des Meeres und der Ströme. Sie sind die eigentlichen Herren der Insel und haben in 30—40 größeren und kleineren Staaten den größten Theil derselben im Besitz. Die Dayaks als Heiden sind Allah seinen Gläubigen geschenkt, sie müssen Frohndienste verrichten und einen Theil ihrer Ernten abgeben. Nur ein Drittheil der Dayaks ist von dem Einflusse der Malayen unabhängig, deren Sprache überall geredet oder verstanden wird. Außer diesen unterworfenen, oder noch freien, oder herrschenden Stämmen leben im Mittelpunkte der Insel gegen 50,000 Nomaden ohne alle und jede Cultur, Feinde aller übrigen Bewohner der Insel. Reste der Urbevölkerung sind Ueberbleibsel einer schwarzen Race, wie sie auf den Philippinen u. s. w. zu finden sind. Sie stehen auf der niedrigsten Culturstufe. Die neuesten Bewohner von Borneo sind 150,000 chinesische Colonisten, ein durch Rührigkeit und Associationsgeist wichtiger Theil der Bevölkerung, in dessen Händen sich fast ausschließlich der Bergbau der Goldlandstriche befindet. Die ganze Bevölkerung wird auf 2½ Mill. geschätzt.

Mit der Eroberung von Java gewannen die Niederländer die Westküste von Borneo, durch eine dem Sultan von Banjermassing geleistete Hülfe die Südküste, durch einen Vertrag mit dem Sultan von Kotté die Ostküste. Und über die Küstenstriche geht niederländische Herrschaft auch nicht hinaus, obwohl

1) Die Flußnamen auf Borneo werden noch überaus verschieden angegeben.

die genannten und andere Malayensultane im Vasallenverhältnisse stehen. Die militärische Besatzung der weiten Ufer beträgt etwa 500 Mann, welche in Sambas, Pontianak, Banjermassing, Kotté u. s. w. vertheilt sind. Zugleich befindet sich an allen diesen Plätzen eine Civilbehörde, welche die Handelsinteressen wahrnimmt und die polizeiliche Ordnung vertritt. Die Einnahmen sollen indessen kaum die Kosten der Besatzung und Administration decken. Niederländische Residenten und neben ihnen zinspflichtige Sultane residiren in Pontianak, 12—15,000 Einw. auf der Westküste am Kapuas, ein malavischer und chinesischer Stadttheil, niederländisches Fort mit achtzig Mann Besatzung; am Flusse hinauf chinesische und malayische Häuser mit Gärten und Reißfeldern; undurchdringlicher morastiger Urwald, der sich nicht leicht 400 Schritt vom Flusse entfernt, umschließt das Ganze. Das Sultanat von Banjermassing ist jetzt den Niederländern unmittelbar unterworfen.

Der Engländer James Brooke erhielt 1839 von dem Sultan von Borneo die Stadt Sarawak abgetreten und wirkt als „Radschah" dieser Stadt für die Vertreibung der Seeräuber und die Civilisation der Dayaks. Durch seine Vermittlung kam 1846 die nächst der Küste gelegene steinkohlenreiche Insel Labuan in englischen Besitz. Sie dient als Station auf der Tour nach China und Steinkohlendepot für englische Dampfschiffe. 1861: 2373 Einw. Lebhafter Handelsverkehr mit Singapore. Sitz eines anglicanischen Bischofs.

Unter den völlig unabhängigen malayischen Sultanaten sind die bedeutendsten: Borneo an der Nordwestküste mit gleichnamiger Hauptstadt, auch eine Wasser- und Kanalstadt auf Pfählen. Die Einwohnerzahl wird zwischen 10,000 und 100,000 angegeben. In der Nordostspitze das Sultanat Sulu. Malayische Seeräuberstaaten an der Ostküste. Länder der unabhängigen Dayaks.

In den niederländischen Besitzungen auf der Westküste 1862: 329,078 Einw., auf der Süd- und Ostküste 568,490 Einw.

D. Celebes, 3750 □M., von Borneo durch die Straße von Makassar getrennt, ist „die am wunderlichsten gestaltete Insel der Welt." Drei tief einschneidende Busen, die nach O. und S. geöffnet sind, die Busen von Tomini, Tolo und Boni, zerreißen die Insel in vier Halbinseln, von denen die nördlichste am weitesten in das Meer geschwungen ist. Alle sind gebirgig, bis 7000′ Höhe; auf dem östlichen Stück der nördlichen Halbinsel, Menado, kennt man 11 Vulkane. Die mit dicker Waldung bedeckten Gebirge umsäumen flache und wohlbewässerte Küstenländer, auch Seenbildung tritt auf. Die Vegetation ist reich und großartig, der Reichthum an schönen Wäldern ist Celebes eigenthümlich. Goldminen finden sich auf der nördlichen Halbinsel. Die Bevölkerung ist gering und besteht aus muhamedanischen aber sehr rohen Malayen und Haraforas, zusammen vielleicht 1 Mill. Unmittelbares Gebiet haben die Niederländer auf der südlichen Halbinsel Makassar, berühmter Hafen mit den Trümmern der alten Hauptstadt; dabei die neue Hauptstadt Vlaardingen mit dem Fort Rotterdam, seit 1847 Freihafen, 15,000 Einw. — und auf der nördlichen Halbinsel: Hauptstadt Menado (Manado). In diesem Distrikte giebt es auch 50,000 zum Christenthume bekehrte Haraforas. Abhängige und unabhängige Malayenstaaten. 1862 in den niederländischen Besitzungen 468,619 E., in den nördlichsten Besitzungen: 468,619 E.

2. Die kleinen Sundainseln.

Sie liegen in der östlichen Verlängerung von Java und bilden mit dieser Insel und Sumatra, mit den Nikobaren und Andamanen, und den südlichen Molukken einen deutlichen Bogen, der von der Mündung des Irawaddy bis Neu-Guinea reicht.

Bali zerfällt in unmittelbares niederländisches Gebiet und Lehnsfürstenthümer. Das 6000' hohe vulcanische **Batan-Gebirge**.

Auf **Lombok** ein 13,378' hoher Vulkan. **Bali und Lombok 1857:** 32,170 Einw. Das nächste Kettenglied ist **Sumbawa** mit mehreren malayischen Vasallenthümern. Auf ihr der Vulkan **Tambora**. Der Ausbruch des bis dahin ruhenden Berges vom 11. April 1815 gehört zu den furchtbarsten vulkanischen Eruptionen, von denen man Kunde hat. Der Berg, wahrscheinlich früher der höchste des indischen Archipels, 14,000' hoch, stürzte um ein Drittel seiner Höhe zusammen, 12,000 Menschen kamen ums Leben, ein großer Theil der Insel wurde verwüstet. Die Wirkungen erstreckten sich 1000 geogr. M. im Umkreis. 38,000 Menschen starben in Folge der sich anschließenden Hungersnoth und Pest, 36,000 verließen die Insel und verkauften sich aus Noth in Sklaverei. 1847 ist der Berg, der jetzt 8800' rheinländische Fuß mißt, zuerst von dem Deutschen **Zollinger** erstiegen. Der 1700' tiefe Krater hat auf dem Grunde einen See.

Auch die im Innern noch sehr unbekannte Insel **Flores** hat auf der Südwestküste sechs vulkanische, rauchende Kegelberge. Die **Niederländer** haben einige Plätze; sonst unabhängige malayische Staaten, welche viel Seeräuberei treiben. Aus den Zeiten der portugiesischen Colonisation stammen die schwarzen Portugiesen, ein Mischvolk aus Eingeborenen und Portugiesen, dem Christenthume noch zugethan.

Südlich von Flores liegt die Insel **Tschindana**, auch **Sumba**, **Sandelbosch** und **Sandelbout** genannt. Auf ihr regieren 33 zinspflichtige Fürsten.

Nach mehreren kleineren, gebirgigen und vulkanischen, von abhängigen Malayenstämmen bewohnten Eilanden folgt die östliche und größte der kleinen Sundainseln, **Timor**, 572 □M., reich an Sandelholz. Der südwestliche Theil ist **niederländisch**, mit dem Hafen **Kupang**, der nordöstliche mit der Insel **Kambing portugiesisch**. Der portugiesische Gouverneur residirt in **Dilli** auf der Nordküste, 3000 Einw. Unabhängige Malayen, schwarze Portugiesen, Papuas, Chinesen. In den niederländischen Besitzungen 1862: 907,161 Einw.

3. Die Molukken.

Der Name **Molukken** oder **Gewürzinseln**,[1]) früher wohl auf die kleinen Sundainseln oder gar auf Celebes ausgedehnt, beschränkt sich in der jetzt üblichen Terminologie auf die Inseln und Gruppen zwischen Celebes und Neu-Guinea und die Kette, welche Neu-Guinea und Timor verbindet.

Die größte der Molukken ist **Dschilolo** (Gilolo), 230 □M., welche in vier Halbinseln zerrissen, auf merkwürdige Weise die „Spinnenbein"-Gestalt

1) Man sagt, daß [illegible] Inseln [illegible] in die See hinein durch ihren lieblichen Duft [illegible], [illegible], daß man bei der Annäherung an dieselben auf dem Schiffe „wie gewöhnlich" Zimmtöl gesprengt habe, um die Leichtgläubigen den Geruch der Zimmtpflanzungen schon aus der Ferne genießen zu lassen.

von Celebes wiederholt. An ihrer Westküste liegt die kleine Insel Ternate, 1862: 93,620 Einw., ein vulkanischer Kegelberg von 5400' Höhe, mit gleichnamiger Stadt, ein wichtiger Handelsplatz, und Tidor mit zinspflichtigen Sultanen: der von Ternate gebot einst über alle Molukken, hatte 80 zinsbare Fürsten unter sich und konnte 90,000 Mann stellen.[1] Südlich von Tschilolo liegen die großen Inseln Buro und Ceram. Die kleine Insel Goram im Osten ist als äußerster Ostpunkt in dem heutigen Verbreitungsraume des Islam merkwürdig. Südwestlich von Ceram Amboina, 13 □M. 1862: 165,491 Einw., nach Java die reichste niederländische Colonie. Die bergige Insel besteht aus zwei Halbinseln, die durch eine ½ Stunde breite Landenge zusammengefügt und nach SW geöffnet sind. Sie ist der Hauptsitz des Gewürznelkenbaumes,[2]) zugleich auch ein Heerd des Christenthums für diese Regionen. Die Hauptstadt Amboina mit dem Castell Victoria und dem neuen Fort Van der Capellen, 13,000 Einw, ist Sitz des Molukkengouverneurs. Südwestlich von Amboina die vulkanische Gruppe der Bandainseln, besonders an Muskatnüssen ergiebig. 1862: 111,289 Einw. Im Jahr 1708 lieferte sie 696,000 Pfund, jetzt jährlich 400,000 Pfund. Auf der Hauptinsel Banda Neira, einem einzigen 1700' hohen Vulkankegel, die Niederlassung Nassau. Südliche Bandainseln nennt man die Kette zwischen Timor und Neu-Guinea, in welcher Timor-Laut, 90 □M., die größte Insel ist.

4. Die Philippinen.

Von den beiden Enden des nach Nordosten gestreckten Hornes von Borneo, sowie von Celebes und Tschilolo führen insularische Reihen zu einem großen Archipelagus, der sich gegen die chinesische Insel Formosa hin 200 M. in die Länge erstreckt, und aus zwölf größeren und vielen kleineren Inseln besteht, zusammen über 5000 □M. groß. Auch dieser Archipel ist durchaus vulkanischer Natur und äußerst ergiebig an allen Produkten indischer Inseln. Von dem ersten Weltumsegler Magelhaens 1521 aufgefunden, wurden die Inseln 1571 von den Spaniern in Besitz genommen und Philippinen genannt. Doch haben sich bedeutende Stücke frei erhalten; der spanische Antheil an Manila 1405 □M. mit 1,822,200 E., der spanische Antheil an Magindanao 61 □M. mit 13,800 E., die Bissayen-Inseln 879 □M. mit 803,000 E., die Paluvan und Baschi-Inseln 60 □M. 5000 E. In unabhängiger Rohheit leben Papuas im gebirgigen Innern der größeren Inseln; die Malayen sind zum Theil den Spaniern unterworfen und katholisch, zum Theil unabhängig und dem Islam zugethan.

---

1) Camoens in den „Lusiaden“:

Schau hin, wie rings in jenen weiten Meeren
Des Ostens zahlles Inselgruppen winken,
Sieh Tidor und Ternate mit dem hehren
Von Flammen rings umsprühten Gipfel blinken;
Zu Nelkenbaumen wird dein Blick sich kehren,
Um welche Blut die Erde noch wird trinken
Von Lusus Volk. —

2) Es war ein Hauptstück der alten holländischen Politik, den Gewürznelkenbaum auf Amboina zu beschränken und ihn auf allen anderen Inseln zu vernichten. Seit 1683 war dies gelungen. „Aber die Natur hat den Bemühungen dieser elenden Krämer getrotzt, und ihre jährlichen Züge durch die Inseln, wo sie die Ernte der Gewürze nicht dulden wollten, haben nicht verhindern können, daß nicht eine Gattung Vögel, welche die Nüsse verschlucken und unverdaut wieder von sich geben, die Fortpflanzung des Baumes in Gegenden befördert, wohin die austilgenden Werkzeuge der Holländer nicht dringen konnten.“ Mit dem Jahr 1830 ist jenes schnöde Princip aufgegeben.

Die südlichste Insel ist Magindanao, 1700 □M. Der Nordosten und die Südwestspitze spanisch; im Südosten liegt das unabhängige Sultanat Mindanao mit der Hauptstadt Selangam und dem Hafen Pollok; um die einschneidende Illanabucht viele kleine unabhängige Sultane und Häuptlinge. Die Malayen der Insel gehören unter die gefürchtetsten Seeräuber. Nördlich von Magindanao liegen mehrere an Umfang kleinere Inseln, zusammen die Bissayen genannt: Negros, Panay, Mindoro u. a. Nördlich schließt sich die größte der Philippinen, Luzon oder Manila an, 2400 □M., mit 12 Vulkanen, darunter 10 auf der südlichen Halbinsel. Im Innern und an der Nordostküste leben rohe und unabhängige Stämme, sonst ist die Insel völlig spanisch. An der Manilabai, unweit der Mündung des Pasig, auf der Westküste liegt die 1571 gegründete Hauptstadt Manila. Auf der linken Seite das eigentliche, von Festungswerken eingeschlossene Manila mit dem Gepräge schweigsamer Würde und vornehmer Zurückgezogenheit. Ganze Straßen werden von Klöstern und anderen religiösen Stiftungen eingenommen. Unter den zahlreichen Kirchen die majestätische Kathedrale mit einer Menge Seitenkapellen, von denen jede für sich einer Kirche gleich ist. Eine Steinbrücke und eine Hängebrücke führen auf das rechte Ufer des Pasig in die Vorstadt Binondo, den Brennpunkt alles Handels und Verkehrs 150,000 Einw., darunter 4000 Spanier und viele Chinesen; das Menschengewühl auf den Straßen zeigt die bunteste Mischung von Gesichtern, Sprachen, Manieren und Trachten. Sitz des spanischen Generalcapitäns und eines Erzbischofs, vieler Fabriken und Manufakturen, darunter große Cigarrenfabriken.[1] Handel mit Zucker und Cigarren. Der Hafen von Manila ist Cavite. 1863 verwandelte ein Erdbeben Manila in einen Schutthaufen.

Unter den umgebenden Inseln und Inselgruppen merken wir Palawan zwischen Borneo und Mindoro, und die Suluinseln zwischen Borneo und Magindanao. Sie sind 1851 von den Spaniern in Besitz genommen, um den schmählichen Seeräubereien der Malayen ein Ende zu machen.

§. 16.

Das chinesische Reich.[2]

Das Nordostende der indischen Inselflur führt uns zum Reiche China, dem größten Staate Asiens, welcher das Hochland von Centralasien und seine östlichen Stafenländer umfaßt. Nächst dem russischen Reiche ist das chinesische Reich das größte der Erde; das bevölkertste ist es ohne Zweifel. Auch verliert sich kein Staat mit seinen Anfängen in so hohes Alterthum.

Die Mythengeschichte der Chinesen, das Alter der Götter und Heroen, bewegt sich nach ihren Jahrbüchern in Zahlen, die alle anderen

1) „In der Fabrik, welche wir besahen — erzählt Andersson — arbeiteten in 6 Sälen 8–9000 Frauenzimmer jeden Alters und von allen Gestalten, von dem fröhlich-kichernden zehnjährigen jungen Mädchen bis zu der der Welt und der Cigarren überdrüssigen Matrone mit ihrem runzelvollen, ernsten Gesichte. Sie sitzen an Tischen, die in zwei Reihen längs den Wänden aufgestellt sind, fünfzehn Weiber an jedem Tische, und schlagen mit einem flachen Steine die Tabacksblätter glatt, wickeln sie zusammen, saugen an jedem Ende derselben, ob sie Luft haben, und schneiden sie mit einer Scheere ab, um ihnen die gewöhnliche Manilaform zu geben. Es herrscht unter ihnen eine so laute Freude, ein solches Schnattern, Singen und Lärmen, daß der eintretende Fremde ganz betäubt wird."

2) Die Chinesen selbst nennen ihr Reich: Tschung kue, d. i. Reich der Mitte, Blume der Mitte; auch Thian-hu, d. i. die Welt. Die amtliche Benennung ist immer die der herrschenden Dynastie, so z. B. jetzt Ta-tsing-kun, Reich des großen Hauses Tsing. Sebastian Frank und Sebastian Münster nennen China noch Cathay und Peking nach Marco Polo Cambalu. Die Japaner nennen es Tho, die Russen Kitai. Der Name Tschina kommt zuerst bei den Arabern im 12. Jahrhundert vor und soll sich an den Namen der Dynastie Tsin oder Zin anschließen.

Zahlen der Menschengeschichte weit übersteigen. Fohi, etwa um die Zeit der Sündfluth, ist der Gründer des chinesischen Reiches, der Stifter der Ehe, der Erfinder der Schriftzeichen, der Ausgangspunkt chinesischer Cultur und Sitte. Auf dem Rücken eines Thieres, halb Pferd, halb Drache, fand er seine Gesetze geschrieben: daher der fünfkrallige Drache China's Wappen. Yao, 2357—2258 v. Chr., ist das Ideal eines Kaisers aus der goldenen Zeit. Er verbesserte den Kalender, während seine Gemahlin die Seide spinnen lehrte. „Da lief die Tugend mit der Schnelligkeit eines Postknechts, und so regierte er die Nation so leicht, als er einen Finger in der flachen Hand umdrehen konnte." Das Jahr 2207 v. Chr. gilt als Markstein der mythischen Zeit, obwohl die Zeitrechnung erst 800 v. Chr. recht zuverlässig wird. Einheimische Dynastien regieren bis 1279 n. Chr. Der Stifter der dritten Dynastie Tscheu, Wuwang, 1122 v. Chr., wird von einigen als Führer einer Colonie von Westen (Aegypten?) angesehen. Zuweilen erscheint China in ein nördliches und südliches Reich getheilt, eine Trennung, die in der Natur des Landes begründet ist. Das Nordreich hat von jeher den Hoangho zur Südgrenze gehabt; sowie dieser überschritten ward, fiel auch das ganze Südreich (obgleich zwei Drittheile von China) dem nördlichen Drittheile zu; das Südreich hatte den Mittelpunkt seiner Macht und Hülfsmittel im chinesischen Mesopotamien und im Delta des Kiang. Schon 1215 hatte Tschingis-Chan einen Einfall in China gemacht; sein Enkel Kublai-Chan eroberte auch das Südreich und verlegte die Residenz nach Peking. Von 1279—1368 regiert die mongolische Dynastie der Yuen. Von da ab herrschte über das eigentliche China und einige Tatarenstämme das inländische Geschlecht der Ming bis 1644. Der letzte Kaiser derselben hatte mit Rebellen zu kämpfen und rief die tatarischen Mandschu aus dem Amurlande, die sich etwa 100 Jahre früher aus verschiedenen Horden zu einer großen Nation vereinigt hatten, zu Hülfe. Aber aus den Bundesgenossen wurden Herren. Mit Schunschi besteigt 1644 die fremde Dynastie der Mandschu oder die Dynastie Ta-Tsing den Thron, welchen sie noch zur Zeit einnimmt. Im Ganzen behielten sie die vorgefundene Verfassung bei, organisirten jedoch eine Art Militärstaat mit Garnisonen durch das ganze Reich, und häuften durch allerlei Erpressungen und Begünstigung der Mandschu einen gefährlichen Zunder des Hasses auf.

Existenz und Geschick des großen Ostreiches waren der westlichen Welt lange völlig unbekannt. Die Stadt Sera (jetzt Singanfu im westlichen China) im südwestlichen Lande der Seren, war zu Ptolemäus Zeit der äußerste Punkt, den Kaufleute aus dem Westen besuchten. Den Arabern war China wohl bekannt; sie trieben schon im 9. Jahrhundert dahin bedeutenden Handel. Nach Europa kamen die ersten genauen Nachrichten durch Marco Polo, der selbst 17 Jahre in Kublai's Diensten gelebt hatte. Zu dem Chan Timur kam im Jahre

1294 auch die erste katholische Mission, von dem Franciskaner Monte Corvino geführt. Eine nähere Bekanntschaft mit China datirt jedoch erst von der Entdeckung Indiens und dem Jahrhundert der großen Seefahrten überhaupt. Portugiesen, Spanier, Holländer versuchten mit dem himmlischen Reiche in Handelsbeziehungen zu treten. Bei dem strengen Absperrungssystem aber, das diese Nationen nur in einzelnen Häfen zuließ, knüpfte sich die wachsende Kunde China's vor Allem an die Missionen. Nachdem schon Franz Xaver China's in seiner allumfassenden Liebe gedacht hatte — er starb im Angesichte des ersehnten Landes am 2. December 1552 — nachdem schon 1556 eine Jesuitenmission für China gegründet war, kam 1583 der Jesuit Ricci nach Peking; seinem Orden, der zugleich als Vertreter der in China hochgeachteten mathematischen und astronomischen Disciplinen auftrat und sich chinesischer Anschauung und Sitte bis zu zweifelhaften Grenzen hin accommodirte, gelang es, dem Christenthume eine viel verheißende Bahn zu eröffnen. Die meist mit einer gewissen Sympathie für chinesische Cultur und Moral abgefaßten Berichte jesuitischer Missionare wie z. B. des Du Halde wurden die vorzüglichsten Quellen für die Kenntniß von China. Aber ein in China und Rom mit den Dominicanern, welche neben den Jesuiten das Evangelium verkündeten, über die Zulässigkeit der Accommodation geführter Streit schwächte den christlichen Einfluß; die Regierung fing immer mehr an, den Wetteifer europäischer Mächte, mit China in möglichst enge Beziehung zu treten, mit Mißtrauen anzusehen. Seit 1722 begannen die Verfolgungen der Katholiken, welche besonders zwischen 1746—1773 einen heftigen Charakter annahmen. Das 19. Jahrhundert brachte seit 1811 neue Verfolgungen der Katholiken, welche 1815 ganz aus dem Reiche verbannt wurden. Dagegen war in Morrison 1807 der erste protestantische Missionar nach China gekommen, und evangelischen Glaubensboten, besonders Gützlaff, verdanken wir für die nähere Kenntniß chinesischer Verhältnisse viel. Einen entscheidenden Wendepunkt, einen Bruch in das ganze Sperrsystem der chinesischen Regierung, brachte ein von 1840—1842 zwischen China und England geführter Krieg. Die Ursache desselben, der abscheuliche Opiumhandel und Schmuggel, den die chinesische Regierung zum Wohle ihrer Unterthanen ganz vernichten wollte, ist für europäisches Bewußtsein freilich beschämend. Neben Canton, der bisher für europäischen Handel allein geöffneten Hafenstadt, wurden den Engländern in dem Vertrage von Nanking (26. August 1842) die Häfen Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schanghai geöffnet, die Insel Hongkong abgetreten. Auch Nordamerika und Frankreich erlangten nun 1844 und 1845 neue Freundschafts- und Handelstraktate. Die größte Gefahr entstand für das himmlische Reich in seinem Innern. Im August 1850 brach der Aufstand der Taipings aus. Der Sturz der Mandschudynastie war sein letztes Ziel. Binnen Kurzem geboten die Rebellen über ein Gebiet von 30,000 □M.; auch Nanking fiel in ihre Hände.

Die voreilige Annahme, daß die Taipings ein nur mit ihrem nationalen Elemente versetztes Christenthum hätten, hat sich nicht bestätigt. Während dieser Wirren brach 1857 ein Krieg mit England und Frankreich aus. Am 29. December d. J. stürmten beide Nationen Canton: der stolze Vicekönig Yeh ward nach Fort William geführt. 1858 drangen die Schiffe der Verbündeten den Peiho hinauf bis in die Nähe von Peking. Der Kaiser entschloß sich zum Frieden. Rußland, die Vereinigten Staaten, Frankreich und Großbritannien schlossen mit ihm einen Handels- und Freundschaftsvertrag, den der Kaiser am 3. Juli unterzeichnete. Außer den schon genannten 5 Häfen (Canton, Amoy, Fu-tscheu, Ningpo und Schanghai) wurden dem europäischen Handel noch eröffnet: Kiung-tschen auf der Insel Hainan, Taiwan auf der Insel Formosa, Swatan in der Provinz Kwangtung, Tschi-fu an der Nordküste der Provinz Schan-tung, Niu-tschuang im Golf von Leaotong, und die Häfen Tsching-kiang, Kiu-kiang und Hang-kau am Yantsekiang. Nicht minder wichtig war die Eröffnung des Yantsekiang für die Schiffe der Fremden, und endlich die Bestimmung, daß Ausländer unbelästigt im ganzen Umfange des weiten Reichs mit kaiserlichen Pässen reisen dürfen, und daß gegen die Bekenner des Christenthums fortan keinerlei Druck geübt werden darf, denselben vielmehr erlaubt ist, ihre Religion frei zu bekennen, auszuüben und zu verbreiten. Doch entzündete sich der Krieg von neuem, und als ein Ultimatum vom 9. April 1860 keinen Erfolg gehabt, erfolgte die Besetzung der Tschusan-Inseln und zuletzt gar die Eroberung Pekings (13. Oct. 1860) durch die Verbündeten. Die Alliirten zogen erst am 10. November wieder ab, nachdem am 26. October ein definitiver Friede abgeschlossen war. Die Verhältnisse hatten sich so verändert, daß man Hülfe „rothborstiger Barbaren" gegen die Taipings darbot. Die englische Politik schwankte lange, ob sie nicht die Sache des Kaisers ganz fallen lassen und sich mit den Taipings verbinden solle; aber das Opiuminteresse gab den Ausschlag: denn die Taipings lassen schlechterdings kein Opium zu.

Jetzt residiren in Peking Gesandte von England, Frankreich, Rußland, Spanien, Amerika; ein preußischer Gesandter wohnt in Schanghai, als portugiesischer gilt der Gouverneur von Macao.

Das chinesische Reich dehnt sich durch 35 Grade der Breite und 70 Grade der Länge, und übertrifft mit seiner Größe von 250,000 □M. ganz Europa an Flächeninhalt. Die Einwohnerzahl wird auf 438 Mill. Seelen oder Mäuler, wie man in China sagt, berechnet, wovon fast 367 auf das eigentliche China kommen. Gar verschiedene Stämme nehmen den Raum des großen Reiches ein; neben den eigentlichen Chinesen Mandschu, Mongolen, Tübetaner u. s. w. Aber allen, auch eroberten Völkern gegenüber hat chinesische Cultur so gewaltiges Uebergewicht behauptet, daß auch die Eroberer in zweiter Generation

Chinesen geworden sind. Diese treten für die Betrachtung entschieden in den Vordergrund.[1]

Das Gesicht, „das so breit als lang ist" viereckig, wie die Chinesen ihr Land zeichnen, die stark hervortretenden Backenknochen, die langgeschlitzten kleinen Augen, das alles weist den Chinesen deutlich der mongolischen Race zu. Doch erreicht diese Varietät des Menschengeschlechts in ihm ihren Höhepunkt. Die Chinesen erscheinen überall, wo es sich um die äußerlichen und mechanischen Interessen des Lebens handelt, als ein gescheidtes und gewandtes Volk, das für physische Cultur und Industrie den regsten Fleiß und Unternehmungsgeist mitbringt. Viele wichtige Erfindungen: Porzellan, Pulver, Buchdruckerkunst, Compaß sind ihnen lange vor den Europäern bekannt gewesen. Sie haben ganz selbstständig auf eigenem Boden, ohne anregende Berührungen mit der Fremde eine nach den berührten Seiten hin überraschende Cultur und Civilisation erreicht, die aber von jeder anregender Beförderung aus den höheren Gebieten des geistigen Lebens entbehrt hat, sich auf dem Gebiete des nüchternen, praktischen Verstandes hält. So lange Europa mit China verkehrt, hat dieses (die letzten Jahre etwa ausgenommen) weder Fortschritt noch Rückschritt gezeigt und sich in unveränderlicher Starrheit stets auf derselben Stufe gehalten. Wohl hat strenge Abgeschiedenheit gegen das Ausland und ein hochmüthiger Nationaldünkel, der überall das Beste und Vollkommenste zu besitzen meint, (das Extrem unserer deutschen Sprechweise, „das ist nicht weit her,") an dieser auf der Erde einzigen Erscheinung mitgewirkt; der hauptsächlichste und letzte Grund ist aber in jener Verschlossenheit für fortschreitende Entwickelung des Geistes überhaupt zu suchen, welche diesem Volke eigenthümlich ist. Ihr Princip: „die Vergangenheit ist die Richtschnur der Zukunft," hat alle Gebiete des Lebens durchdrungen.

Die chinesische Sprache, die allgemeine Verkehrssprache in Hinterasien, gehört zu den einsilbigen. Ein jedes Wort drückt einen in sich vollendeten Begriff als Sache aus; solche einsilbige Grundwörter giebt es nur 500. Aber ein vierfacher Accent steigert diese Zahl auf 1200, und der weiter nöthige Wortvorrath wird durch Combinationen auf die mannigfaltigste und sinnvollste Weise gewonnen. Die Schrift ist Bilderschrift und hat für jene Grundwörter mit durch Accent und Stellung modificirter Bedeutung an 40,000 Charaktere; doch ist nur etwa der zehnte Theil in häufigem Gebrauche. Die Schrift wird nicht geschrieben, sondern mit der berühmten chinesischen Tusche gemalt; man führt nicht die Feder, sondern den Pinsel. Die Literatur ist sehr umfangreich und erstreckt sich über alle Zweige des Wissens; unter den Gattungen der Poesie ist vornehmlich der Roman und das Drama vertreten. Ueberhaupt steht Bildung und Gelehrsamkeit bei den Chinesen in so hohem Ansehen, daß ohne sie niemand zu öffentlichen Aemtern

1) In den mittleren und südlicheren Gebirgen die zum Theil unabhängigen Miao-tse, vielleicht Reste der Urbevölkerung.

gelangen kann. China ist der Staat der Examina, die mit der größten Schärfe abgehalten werden. Der erste gelehrte Grad Tsin-se (vorrückender Literat) führt in den gelehrten Stand ein; der zweite Ken-jin (beförderter Mann) öffnet den Zutritt zu Staatsämtern; der dritte Sien-tsan (blühendes Talent) befähigt zu den höchsten Ehrenämtern des Reichs.

Die Religion der Chinesen soll ursprünglich die Verehrung eines höchsten Wesens, Tian, d. i. Himmel, und einer Menge untergeordneter Genien und Schutzgeister gewesen sein. Im 6. Jahrhundert lehrte Lao-tse die Tao-Tao, d. i. Lehre der Vernunft. Denn diese ist das höchste, unkörperliche, göttliche Wesen; die menschliche Seele ist ihr Ausfluß. Nach tugendhaftem Leben fließt die Seele in die Tao zurück, nach einem lasterhaften wandert sie durch irdische Formen. In einer Zeit tiefen politischen und religiösen Verfalls trat Confucius (Kung-fu-dse) 552—477 v. Chr. als Reformator auf, der eine entschwundene goldene, sittenreine Zeit zurückzuführen suchte. Sein oft überschätztes System, die Religion der Gelehrten und Vornehmen, ist eine pantheistische Moralphilosophie. Sein Grab wird noch immer von Angehörigen seiner Familie bewacht. Uebrigens sind diese Religionen des Lao-tse und des Confucius im Laufe der Zeit in Götzendienst und Verehrung von Untergöttern und Geistern ausgeartet, die eine Art von Bedürfniß neben die nebelhafte Tao und die Sätze des Confucius gestellt hat. Nicht lange nach Christi Geburt, 58—76, verbreitete sich der Dienst des Buddha, hier Fo genannt, in China. Zu ihm bekennt sich der Kaiser. Uebrigens ist der Chinese in seinem Cultus durchaus nicht eifrig; seine Götzen müssen sehr vorlieb nehmen. Verbeugungen, Räucherungen, verbrannte goldene Papierschnitzel und Paukenschläge sind Alles, dessen sie sich zu erfreuen haben, und ihre Tempel werden, wenn Noth ist, auch zu Staatszwecken, Quartieren und dergleichen benutzt. Das Christenthum ist schon im 7. Jahrhundert durch nestorianische Priester in China gepredigt; die Hauptzüge seiner Geschichte in China sind schon oben bezeichnet. Trotz aller Verfolgungen, welche sich erst 1851 erneuten, zählt die römisch-katholische über 1 Mill. Bekenner. Auch die protestantischen Confessionen entfalten seit einigen Decennien eine lebhafte Missionsthätigkeit für China. Man zählt etwa 2000 chinesische Protestanten. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit welchen das Evangelium gerade hier zu streiten hat, bestehen in der Bekämpfung thörichten Nationalstolzes, einer flachen gern im Aeußerlichen aufgehenden Gesinnung und jener kalten Lieblosigkeit und betrügerischen Verschmitztheit,[1]) welche alles chinesische Wesen durchzieht und mit dem Principe des Christenthums in directem Widerspruche steht. Wie jedes

---

1) Sie werden, meint H. Emmerich, von keinem andern Volke der Welt an Schachergeist und Verschmitztheit übertroffen, nicht einmal von Yankees oder Armeniern. Und doch ist der Armenier, was Handel und Wandel anbelangt, ein neunmal durchgesiebter Jude, und der Yankee ein neunundneunzigmal durchgesiebter Armenier.

Volk bietet aber auch das chinesische dem Evangelium Anschlußpunkte. So sind die Pflichten des vierten Gebotes ihm tief ins Herz geschrieben, und die Ehrfurcht gegen das Alter überhaupt ein rührender Zug.[1]) Auch Mäßigkeit in Speise und Trank ist den Chinesen nachzurühmen.

Die Staatsverfassung ist auf eine Vergöttlichung des Herrschers basirt. Kein Geburtsrecht giebt Anspruch auf den Thron, sondern der Wille des regierenden Kaisers, oder, was dasselbe sagt, eine göttliche Mission. Der „Sohn des Himmels," den wir Kaiser zu nennen pflegen, Ki-tsiang, geb. 1855, regiert seit 1861 unter Vormundschaft. Dem Regentschafts-Rath, welcher für die Dauer der Minderjährigkeit des Kaisers eingesetzt ist, präsidirt Prinz Kong, Oheim des Kaisers und Chef der kaiserlichen Familie. Diesem beigegeben sind 4 Prinzen des kaiserlichen Hauses und 10 hohe Würdenträger. Wie dieser kümmert er sich um das Größte und das Kleinste; er gebietet über Tod und über Leben, Lohn und Strafe; aber ein kaiserlicher Befehl verkündet auch zu Peking z. B., daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmütze mit der Sommermütze, oder die Sommermütze mit der Herbstmütze vertauscht werden soll. Aber diese Stellung ist auch insofern gefährlich, als göttliche Heimsuchungen und Strafgerichte für Mißtrauensvota des Himmels gegen seinen Stellvertreter gelten, als alle kaiserlichen Maßregeln dem Begriffe seiner göttlichen Sendung nicht widersprechen dürfen. Denn in diesem Falle hat die Nation das Recht der bewaffneten Empörung. „Rebellionen, sagt Meadows, einer der neuesten Schriftsteller über China, sind bei den Chinesen das alte, oft geübte, vollkommen legitime Mittel, um jeder Willkürherrschaft und schlechten Gesetzgebung ein Ende zu machen." Ueberhaupt besitzt selbst unter den Mandschu-Kaisern ein ansehnlicher Theil der Nation große politische Vorrechte. Die geringe Zahl militärischer und polizeilicher Institute läßt viele Dörfer, ja Städte, fast ganz ohne obrigkeitliche Controle. Sie regieren sich selbst, und die Regierung ist zufrieden ihre Steuern zu empfangen. — Dem Kaiser gehört das ganze Erdrund, in dessen Mitte er thront; nur der Ungehorsam und die Blindheit der am Rande der Erdscheibe wohnenden Barbarenvölker lassen diesen Rechtsbegriff nicht zur Wirklichkeit kommen. Selbst sehr störenden und aus solchen Träumen sehr unsanft weckenden Ereignissen der Gegenwart gegenüber verließ die chinesische Diplomatie schwer ihr dünkelvolles System, jede fremde Gesandtschaft als einen Ausdruck der Unterwürfigkeit, alle Geschenke der Courtoisie für gefälligen Tribut anzusehen.[2] Die

1) Das Alter von 10 Jahren heißt „die [illegible];" das von 20 „Ende der Jugend;" das von 30 „Kraft und Heirath;" das von 40 „officiell beamtet;" das von 50 „Irrthums-Erkenntniß," das von 60 „Schluß des Cyclus;" das von 70 „seltner [illegible];" das von 80 „verwelktes Gesicht," das von 90 „aufgeschoben;" das von 100 „äußerste Altersgrenze." Mit der Zahl der Jahre wächst bei den Chinesen die Ehrfurcht, die dem Menschen erwiesen wird.

2) Lin, der zur Zeit des ersten englischen Krieges Vicekönig in Canton war, gehörte sicher zu den bedeutendsten Männern, die China hervorgebracht hat. Durch Studien der Klassiker und Philosophen gebildet, strömte er als Dichter seine Gefühle in klassischen Elegien aus und war zugleich ein tüchtiger Staatsmann. Und doch schrieb derselbe Lin an die Königin von England: Sie nehme einen Thron ein, auf dem viele edle Vorgänger gesessen, die alle sehr respektvoll und gehorsam sich gegen seinen

stehende Landmacht über 1 Mill. Mann, die Seemacht zählt 1700 Kriegs-Dschunken. Die Verwaltung liegt in den Händen des Staatsraths, der aus zwei Mandschu und zwei Chinesen besteht. Ihm sind die sechs Ministerien in Peking, die Stellvertreter der Provinzen und die Präfecten der Städte ersten, zweiten und dritten Ranges untergeordnet. Man unterscheidet außer dem Pöbel (**Ziu**), der die Sklaven, Dienstboten, und alle für Geld sich dem Vergnügen des Publikums widmenden Personen, mithin auch die Schauspieler jeder Art umfaßt, und den **Mau** oder Landstreichern, innerhalb der Klasse der **Liang** oder des ehrenwerthen Theils der Bevölkerung vier Stände: den Adel, welchem die Verwandten des Kaiserhauses und die Nachkommen des Kung-fu-tse (Erbadel), sodann aber auch sämmtliche höhere Staatsbeamte oder Mandarinen (Kuan), an 30,000, und alle an den Staatsprüfungen Theil nehmenden Studirenden vom 16. Jahre an (persönlicher Adel) zugehören; den Bauernstand, der nächst jenem am höchsten gehalten wird; den Stand der Kaufleute und Schiffer und den Stand der Künstler und Handwerker. Innerhalb dieser Hauptklassen jedoch, besonders in der ersten, sind eine große Menge von Unterabtheilungen, welche sämmtlich ihre besondern Vorrechte, Abzeichen, Höflichkeitsansprüche und Regeln für alle Höher- und Tieferstehenden haben, die alle mit gleicher Genauigkeit beobachtet werden müssen, wenn man nicht in der öffentlichen Achtung sinken oder straffällig werden will. Die Stufen der complicirten Beamtenhierarchie werden durch Verzierungen der Kleidung, besonders verschieden gefärbte Mützenknöpfe bezeichnet.

Die Chinesen selbst theilen ihr Staatsgebiet in drei Haupttheile: das eigentliche China, die Mandschurei, die Colonialbesitzungen. Dazu kommen Schutzstaaten.

1. Das eigentliche China.

Das eigentliche China, 73,000 □M., ist seiner Oberfläche nach theils Gebirgsland, theils Tiefland. Im Südwesten stößt es an die südöstliche Verlängerung des Himalaya, den **Sine-Schan**; den Westrand bilden die weitverzweigten Gebirgslandschaften des Ostrandes von Hochasien, welche man unter dem Namen des **chinesischen Alpenlandes** zusammenfaßt. Seine südliche Hauptmasse ist der **Yün-ling**. Weit in das Innere nach Osten zu laufen zwei Gebirgsketten, der **Nan-ling** (Südgebirge), eine 60—70 M. breite Verlängerung des Hochlandes mit ewigen Schneegipfeln, die nach Osten hin immer mehr herabsinkt, und der niedrigere **Pe-ling** (Nordgebirge), welcher sich in seinen letzten Verzweigungen dem Nan-ling nähert. Eigentliche Vulkane scheinen in den Gebirgen nicht vorzukommen; doch reden die

---

himmlischen Kaiser gezeigt hätten. Ihre Schreiben, welche den übersendeten Tribut begleiteten, seien als Beweise ihrer Dankbarkeit gegen den Kaiser, seinen Herrn, für dessen Gerechtigkeit und Friedlichkeit angenommen werden. Es freue ihn, daß die Souveränin einer so geachteten Nation ihre Schuldigkeit gegen die himmlische Gnade des Kaisers erfülle und für dieselbe so dankbar sei. Dadurch werde England immer reicher und blühender werden, als man es schon zu schildern pflege."

chinesischen Geographen von Feuerbrunnen und Feuerbergen. Die ersteren hauchen entzündbares Gas, die letzteren heiße Dämpfe aus. Eine genauere Kenntniß dieser chinesischen Gebirgssysteme besitzen wir noch nicht.

Das Tiefland von China, 10,000 □M., ist das untere Gebiet der beiden großen Doppelströme, des Hoang-ho oder gelben Flusses, von dem gelben Schlamme seines Mittel- und Unterlaufes, und des Yantse-kiang oder blauen Flusses, nach dem Maranon der größte Fluß der Erde, „der Sohn des Oceans:“ Zwillinge, bei denen es zweifelhaft ist, ob man mehr über ihre Aehnlichkeit oder ihre Verschiedenheit zu erstaunen hat.

Die sich berührenden, übrigens noch wenig erforschten Quellbezirke beider Ströme liegen tief im Westen auf dem Plateau von Hochasien, nicht allzuweit von den Quellen des Bramaputra und Cambodja. Dort durchströmen sie, ziemlich parallel, ihren Oberlauf. Bei dem Eintritt in die Stufenlandschaften des Ostrandes fliehen sich beide und der Mittellauf wird völlig divergirend. Der Hoangho streift mit einer viereckig ausgebogenen Wendung, die zum Theil außerhalb der Grenzen des eigentlichen China liegt, nach NO. bis 41° NB.; der blaue Fluß wendet sich nach S. und bleibt wenig mehr als zwei Breitengrade vom Krebswendekreise entfernt. Etwa unter 128° OL. kehren beide Ströme von ihren Abschweifungen zurück und beginnen ihren convergirenden Unterlauf, der sie zuletzt in einem großen Mündungslande zusammenführt. Aber schon vorher sind sie durch zahlreiche Kanäle mit einander in Verbindung gesetzt. Der Haupt- und Stammkanal, zu dem sich die andern wie Aeste und Zweige verhalten, ist der 250 M. lange, 200—1000′ breite Kaiserkanal. Seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft vollendet, steht er mit dem Flusse, an dem Peking liegt, dem seichten, in die Bucht von Petscheli mündenden Pei-ho (weißen Fluß) in Verbindung, schneidet den gelben und blauen Fluß, und bildet die große Communicationslinie des Reichs; an dieser stets mit Tausenden von Fahrzeugen bedeckten Wasserstraße liegen die meisten chinesischen Städte ersten Ranges zusammengedrängt. Statt der seltnen Kunststraßen dienen in China überhaupt Flüsse und Kanäle (gegen 400) zum Transport der Personen und Waaren, und nach dieser Seite hin tritt eine große Verschiedenheit der Doppelströme hervor. Der gelbe Fluß kann wegen seines reißenden Laufes wenig zur Schifffahrt benutzt und seine Ufer müssen durch großartige Wasserbauten vor Verheerung geschützt werden. In seinem untersten Lauf gehört er zu den veränderlichsten Strömen der Erde. Der blaue Fluß, „der Gürtel China's,“ ist schon im mittleren Laufe, auf dem er auch den Abfluß des größten Sees, den Tung-ting-hu empfängt, von Flößen und Schiffen, im untern bis 100 M. aufwärts von Seeschiffen belebt. Selbst der Ganges bei Hochwasser erreicht nicht das Volumen des

blauen Flusses, der Nil nur zur Hälfte, der Irawaddy zu $^{7}/_{10}$. In dem stolzen Gefühle seiner Kraft ringt der Fluß eine Zeit lang selbst mit dem Ocean um die Herrschaft; er drängt dessen salzige Wogen zurück, bildet und behauptet eine Süßwasserprovinz auf dem eigentlichen Gebiete des Meeres. Die Chinesen lieben und ehren den Yantse-kiang, wie Söhne den Vater; Philosophen entlehnen ihre Parabeln von seiner Größe und seinem wohlthätigen Einfluß, Historiker verzeichnen seine Ueberschwemmungen und seinen Wassermangel als Ereignisse, die eben so wichtig sind wie der Sturz der Dynastien, und Dichter finden in seinem Lobe das populärste Thema für ihre schwungvollen Gesänge.

Ein großartiges Kanalsystem sollte im Innern leichtere und bequemere Communication und Circulation herstellen. An den Grenzen handelte es sich um eine ganz andere Aufgabe: das Land vor den rohen Völkern von Nord- und Mittelasien zu schützen. Dieser Gedanke hat ein anderes Riesenwerk ins Leben gerufen, die große Mauer, wie der Kaiserkanal nur in einem Lande ausführbar, wo über Millionen von Handlangern und Arbeitern despotisch verfügt werden kann. Sie ist vor 2000 Jahren, etwa zur Zeit des zweiten punischen Krieges, aufgeführt,[1] 275 M. lang, und führt, oft doppelt und dreifach gezogen und fast von 100 zu 100 Schritt mit Thürmen und Bastionen versehen, über Bergketten bis 5000' hoch, durch Thalgründe und Flüsse. In ihr stecken mehr Backsteine als alle Häuser von England und Schottland enthalten, und mit ihrem Material läßt sich eine niedrige und schmale Mauer zweimal um den Erdball ziehen. Seitdem nordische Barbaren, die Mandschu, trotz der Mauer nach China gekommen sind und es beherrschen, dient das großartige Werk mehr nur polizeilichen Zwecken und ist streckenweise ganz im Verfall.[2])

Das von der Mauer im N. und NW. umspannte Land ist eins der reichsten der Erde und eine Welt für sich, die mit den umgebenden Plateaus von Innerasien keine naturgemäße Verbindung hat, überhaupt keines andern Landes bedarf, und in ihrem Produktenreichthume ganz für sich und aus sich bestehen kann. Das Marschland an den beiden Strömen ist die fruchtbarste Kornkammer der Erde. Ueberhaupt wird der Landbau, in den Augen der Chinesen das vorzüglichste und ehrenvollste Gewerbe, mit der größten Sorgfalt betrieben. Die künstlichen, durch tausend Gräben und Röhrenleitungen den Höhen wie den Ebenen zu Gute kommenden Bewässerungs- und Entwässerungssysteme, aufgemauerte Terrassen und ähnliche Anlagen haben viele Gegenden von China in einen Garten verwandelt, der niemals brach liegt, und jähr-

1) Ammianus Marcellinus scheint von ihr Kunde gehabt zu haben: „Jenseit des Scythenlandes umgeben kreisförmige, hohe Wälle das Land der Serer."

2) Camoens in den „Lusiaden:"

Den Riesenbau der Mauer wirst du sehen,
Den nie geglaubten, der zwei Reiche scheidet,
Den stolze Herrschermacht einst ließ entstehen,
Als starken Grenzwall um das Reich gebreitet.

lich drei= bis vierfältige Frucht bringt: in einem freilich fast baum= und zierlosen Garten, da jeder Fußbreit Landes benutzt wird. Die Künste des Drainirens und Bewässerns, wie sie in China betrieben werden, die Art, wie die Chinesen den Dünger in allen denkbaren Gestalten aufbewahren, zubereiten und anwenden,[1], wie sie die Samen befruchten, mit Einem Worte: alle Einzelnheiten des chinesischen Ackerbaues verdienen die höchste Aufmerksamkeit, und alle liefern Beweise für das unzulängliche Verhältniß zwischen dem Bodenertrag und dem Consumtionsbedürfnisse der Bevölkerung. Weizen, Gerste, Taback, Hülsenfrüchte sind die vorzüglichsten Culturen der nördlichen Provinzen mit kaltem Winter und heißem Sommer (in Peking Kälte bis — 10 oder 12°); Baumwolle, Zuckerrohr, Pfeffer, Betel, Gewürze, Südfrüchte, vor allem Reiß, die der mittleren und südlichen Provinzen mit starker Hitze und Wintern, die nur aus Stürmen und Regen bestehen. Reiß und wieder Reiß ist das erste Hauptbedürfniß jedes Chinesen. Die Armee, alle Beamten der Regierung erhalten die Hälfte ihrer Besoldung in Reiß, vom ersten Mandarin bis zum gemeinsten Soldaten. Aller Tribut an den Kaiser besteht in Reiß. Das Delta und der oceanische Strich, wo der Reiß am besten gedeiht, ist der Sitz der größten Population, das Centrum der Monarchie, der Brennpunkt alles Handels und Wandels. Die Zucht der Seidenwürmer hat in China ihre Heimath. Die Strecke zwischen 24 und 35° NB. ist die Heimath des Theestrauchs. Derselbe hat weiße Blüthen, wie bei uns etwa die wilden Rosen, und Früchte wie Schleben. Seine schmalen Blätter werden in verschiedenen Monaten getrocknet. Die besten jungen, im März gepflückten Blätter behalten die verschmitzten Chinesen fast allein für sich; unter dem ausgeführten schätzt man am meisten den durch Karawanen nach Nord= und Westasien geführten Thee.[2] Man rechnet, daß jährlich etwa 90 Mill. Pfund Thee ausgeführt werden. Die westlichen Gebirge sind auf ihren Abhängen bis jetzt der einzige Fundort des für die Heilkunde so wichtigen Rhabarbers. Vergebens sind vielseitige Versuche, in Europa Rhabarber zu erzielen, gewesen; immer wurde ein der echten Wurzel nicht gleiches und in seiner Wirkung schwächeres Produkt geliefert.[3])

Neun Zehntheile der Bevölkerung des gesammten Reichs, etwa 415 Mill., kommen auf das eigentliche China, sind aber auf verschie=

1) Selbst was der Barbier bei seinem Werke vom Kopfe nimmt, wird aufgehoben und zum Düngen benutzt. Man ist nicht gewohnt, an die Mauer zu schreiben: „Verunreinigung ist verboten," sondern man ladet durch ausgezeichnete Gebäude dazu ein.

2) Die chinesischen Dichter verherrlichen den Thee. Der Kaiser Kien Long 1736 — 1796 dichtete folgende Ode, die zu seiner Zeit auf alle Theekannen gemalt wurde: „Ueber ein leichtes Feuer setze einen Dreifuß, dessen Farbe und Form seinen langen Gebrauch zeigen; fülle ihn mit reinem Schneewasser; koche es so lange, als es erforderlich sein würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen; gieß es auf die zarten Blätter von erlesenem Thee in einer Tasse von Youé (eine besondere Art von Porzellan). Laß es so lange stehen, bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinke diese köstliche Flüssigkeit, wie es dir bequem ist, so wird sie die fünf Ursachen des Kummers vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, welchen eine so bereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und empfinden, aber nicht beschreiben."

3) In China, Korea, Japan ist auch die Ginseng=Wurzel heimisch, welcher die Chinesen einen überaus starken Einfluß auf den menschlichen Organismus zuschreiben.

dene Gegenden sehr verschieden vertheilt. Am stärksten und wahrhaft übermäßig ist das Land in der fetten Mündungsgegend der Ströme bevölkert, „dem ernährenden Magen des Reiches;“ dort ist China mehr als 100 Meilen weit wie mit einer Stadt bedeckt. Ja ein Theil der Bevölkerung wohnt gänzlich auf dem Wasser; die Städte haben einen großen Theil schwimmende Häuser, und als „Wassernomaden“ ziehen auf Flüssen und Kanälen, die in ganz China zu Fischfang u. s. w. ganz abgabenfrei sind, ganze Fischervölker in Fahrzeugen umher, ziehen kleine schwimmende Gärten auf Flößen hinter sich her, treiben Enten- und Schweinezucht und bilden schwimmende Dorfschaften, die öfters durch Orkane in den Wellen begraben werden. Zehn Städte haben über 1 Mill., 50 über $^1/_2$ Mill. Einwohner. Für solches Volksgewimmel trägt selbst der fetteste und sorgsamst angebaute Boden nicht genug, und ein hungerndes Proletariat nimmt ohne Ekel zu dem Fleische von Hunden und Katzen, Ratten und Mäusen, Affen und Schlangen seine Zuflucht. Hungersnoth ist trotzdem periodisch, und tritt diese ein, dann befreit sich ein Theil durch den Tod, ein anderer durch Auswanderung, ein dritter verwandelt sich in Räuberbanden. Ja die Tödtung, Ertränkung und Aussetzung besonders weiblicher Kinder ist in mehreren Provinzen ein so gemeiner Brauch, daß es ordentliche Ertränkungsleute und Thürme aus Backsteinen mit einem Loche giebt, worein die Kinder geworfen werden. [1])

Das eigentliche China zerfällt in 18 Provinzen (Sang). Die Städte erster Ordnung Fu haben immer mehrere Städte zweiter Ordnung Scheu, und diese mehrere der dritten Ordnung Hien unter sich. Sie sind sich alle sehr ähnlich. Gewöhnlich sind sie viereckig, von hohen Mauern, zuweilen auch von trockenen oder nassen Gräben umgeben, die in gehöriger Entfernung von Thürmen flankirt sind. Das Innere der Städte zeichnet sich durch andere runde oder sechs- und achteckige Thürme aus, die acht bis neun Stockwerk hoch sind, durch Triumphbögen auf den Straßen und durch ziemlich schöne Tempel, die den Heiligen oder Helden und verdienstvollen Männern erbaut sind. Die öffentlichen Gebäude zeichnen sich mehr durch großen Umfang, als durch Pracht, aus. Ferner giebt es eine Menge viereckiger Plätze und langer Straßen, wovon die Hauptstraßen zuweilen bis 200′ breit, die meisten Nebenstraßen aber sehr enge sind. Längs der Hauptstraßen stehen Läden mit den schönsten Waaren aller Art; die Häuser der Nebenstraßen sind meist nur ein Stockwerk hoch. Die Fenster sind sehr klein und, an-

1) Missionar Milne, der in China 1839 - 1857 thätig war, stellt den Brauch des Kindermordes und das Genießen von Ratten u. s. w. ganz in Abrede. Das Richtige ergiebt sich vielleicht aus der Erzählung eines neuesten Reisenden: „Auf einem meiner Spaziergänge um Shanghai lernte ich auch den gräßlichen „Thurm der kleinen Kinder“ kennen, nicht weit von den Mauern der chinesischen Stadt. Ein pestilenzialischer Gestank kündigte ihn von ferne an; denn er ist ein großes Grab. Arme Eltern, denen ein Sarg zu theuer ist, wickeln die Leichname ihrer gestorbenen Kinder in Bambus und schieben sie durch eins der Fenster in den Thurm. Einige Beamte müssen dafür sorgen, daß der Inhalt des Thurmes von Zeit zu Zeit verbrannt wird. Allerdings giebt es in der chinesischen Stadt ein Findelhaus, und bei der unumschränkten Gewalt des Vaters über die Kinder, die so weit geht, daß er sie verkaufen kann, bildet auch die Gesetzgeber einen Damm gegen den Kindermord; aber ein solcher baby-tower in der unmittelbaren Nähe einer volkreichen Stadt ist doch eine gräßliche und gefährliche Einrichtung.“

stätt mit Glas, mit Papier, Marienglas oder durchsichtigen Muschelschalen versehen.

A. Provinzen am Ocean.

a. Pe-tschi-li am Busen gleichen Namens. Hier liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene, 12 M. von der großen Mauer, 25 M. vom Meere an einem Kanale des Peiho die jetzige Hauptstadt und Residenz des Reiches, Peking, d. i. Hof des Nordens. Da die Mauer, welche die Stadt umgiebt, so hoch ist, daß sie über alle Gebäude hinausragt, so bietet der Anblick aus der Ferne nur weitgedehnte Mauerlinien, welche Aehnlichkeit mit europäischen Befestigungen zeigen. Die 60′ hohe und auf dem Plateau 48′ dicke Ringmauer mit 16 Thoren und Thorthürmen umschließt ein längliches Viereck, das 6 M. im Umfange hat. Außerhalb der Umfassungsmauer liegen noch 12 Vorstädte. Ganz Peking theilt sich in die Tataren- und in die Chinesen-Stadt, beide durch eine ebenfalls 60′ hohe Mauer und 3 Thore von einander getrennt, die jeden Abend mit Sonnenuntergang geschlossen werden. Die Hauptstraßen von Peking sind lang, breit, ungepflastert, die längste „die Straße der ewigen Ruhe." Die Seitenstraßen sind meist sehr enge. Die Häuser einstöckig, von Holz, mit Ziegeln gedeckt. Gegen die Straße zeigen die Häuser meist eine einförmige Mauerseite; nur die zahlreichen Kaufläden machen eine Ausnahme. Das Straßengewühl ist ganz unbeschreiblich und lebhafter als in London und Paris; öfters wird das Gedränge durch die langweiligen Höflichkeitsceremonien sich begegnender Fuhrwerke mit Bekannten aufgehalten. In der nördlichen Tatarenstadt, welche 1267 von Kublai erbaut wurde, wohnen nur Mandschu, unter ihnen der Kaiser. Sein Palastbezirk bildet ein ummauertes Viereck von ½ M. im Umfange und enthält eine Menge von Palästen, Tempeln, Gartenanlagen und Seen. Außerdem liegen in der Nordstadt das Examengebäude mit 10,000 Zimmern, die Universität, Sternwarte, Bibliothek (300,000 Bände), die kaiserliche Druckerei mit der Staatszeitung, die Kasernen für die 80,000 Mann Besatzung. In der südlichen 1544 gegründeten Stadt wohnen nur Chinesen. Hier die prächtigsten Läden, der Tempel des Schin-nung, des himmlischen Erfinders des Ackerbaues mit dem heiligen Acker, auf dem jährlich einmal „der Pflug des höchsten Kaisers Hand ziert." Der prächtigste Tempel Pekings ist der Thiantan oder Himmelstempel. Die Anzahl der Bewohner von ganz Peking wurde sonst von Einigen auf 6, 8, ja 10 Mill. gesteigert, beträgt aber wahrscheinlich kaum 2 Mill. Darunter befinden sich auch 24,000 Christen; es giebt zwei griechisch-russische Kirchen und eine Mission, deren Mitglieder bisher alle 10 Jahre abgelöst wurden, und zwei Franciskanerklöster, wie denn auch ein katholischer Bischof in Peking residirt. Für Muhamedaner giebt es Moscheen. Sechs Meilen von Peking die Sommerresidenz des Kaisers Yuan-ming-yuen, d. i. runder und strahlender Garten, ein Park von ungeheurer Ausdehnung mit künstlichen Hügeln, Felsen, Seen, Villen, Triumphbogen u. s. w. Die Paläste sind 1860 durch die Engländer von Grund aus zerstört. Kein Stein ist auf dem andern geblieben — alle diese Meisterwerke chinesischer Baukunst, diese kostbaren Holzschnitzereien — Alles ist verbrannt, zerschmettert, mit Füßen getreten.[1]) Da wo der Peiho sich mit dem Yeun-liang-ho, „dem Getreide tragenden Flusse," vereinigt (der ihn mit dem Kaiserkanal in Verbindung setzt), liegt die große Stadt Tien-tsin-fu, das

1) Seb. Münster: Wie köstlich der Keyser hof helt ist nicht daven zu sagen. Er hat stätte zwölf tausendt Edlen und trabanten, die auf ihn warten tag und nacht. — Die fürsten, so die em Keyser zu tisch dienen, verbinden mit Seyden tüchern ihre meuler, daß ihr athem nicht berühre des Keysers speiß. Und wann er auffhebt, den becher zu trinken, so fallen ein die Harpfen, Psalter und seyten spieler und machen ein wunder süß gethön und die an den tischleien biegen dieweil ihre kny und Hesiren nicht anderst, dann ob er gott were.

allgemeine Emporium für die nördlichen Provinzen China's, der Schlüssel und das Provianthaus von Peking. ½ Mill. Einw.

b. Schan-tung, am Busen von Pe-tschi-li und dem gelben Meere. Hauptstadt Tsi-nan-fu. Tsing-scheu, ein lebhafter Schifffahrtsplatz am Kanal. In der Stadt dritten Ranges Kio-scon-hien ist Confucius geboren.

c. Kiang-su, das Delta der beiden Ströme; vierzehn Städte ersten Ranges. Darunter die zweite Stadt und frühere Residenz des Reichs, Nanking (Hof des Südens), die eigentlich chinesisch-nationale Hauptstadt, die zu Peking etwa in dem Verhältnisse steht wie Moskau zu Petersburg. Die Ming-Dynastie hielt hier Residenz. Sie liegt 30 M. von der Mündung des blauen Flusses, 3½ M. im Umfange (aber ein Drittel des Raumes mit Gärten und Ruinen gefüllt), ½—1 Mill. Einw. Keine andere Stadt ist durch ihre Lage mehr zur natürlichen Hauptstadt China's bestimmt. Unter den Bauwerken der Stadt war das berühmteste der Porzellanthurm von neun Stockwerken, mit glasirten weißen Ziegeln überdeckt; jedes Stockwerk mit einer Galerie umgeben, an ihren Enden Glöckchen, die vom Winde bewegt tönen. Eine Treppe von 884 Stufen führte hinauf. Er gehörte zu einem im 14. Jahrhundert erbauten Tempel der Dankbarkeit. Die Taipings ruinirten ihn. Die Stadt ist ihnen erst 1864 wieder entrissen. Nach zwei Seiten hin ist Nanking wichtig: als blühende Handels- und Fabrikstadt, besonders in geblümtem Atlas und dem gelben nach der Stadt benannten Baumwollenzeuge — dann als gelehrte Stadt der Chinesen mit vielen Bildungsanstalten, Bibliotheken und Buchhandlungen. Sitz eines römisch-katholischen Bischofs. Unterhalb Nanking am Strome Tschin-kiang-fu, d. i. Wächterstation am Flusse, ein Ort von großer militärischer Wichtigkeit, wo der blaue Fluß und der Kaiserkanal zusammentreffen, der Schlüssel von Peking. Stapelplatz für Rohseide. Su-tscheu-fu, eine der größten und schönsten Städte des Reichs, auf Inseln zwischen Flüssen und Kanälen, das chinesische Venedig, voller Reichthum, Leben und Lust, das Paradies von China. Sie ist der Sammelplatz der reichen Müßiggänger, der besten Schauspieler und Gaukler; hier haben die Frauen den schönsten Wuchs und den kleinsten Fuß, hier wird das feinste Chinesisch gesprochen. Chinesisches Sprüchwort: „der Himmel ist zwar über uns, dafür aber haben wir auf Erden Su-tscheu-fu" Gegen 2 Mill. Einw. Die ganze Gegend um die Stadt ist, so weit das Auge reicht, ein ungeheures Reisfeld; überall trifft das Plätschern der Wasserräder das Ohr und man sieht Hunderte von Landleuten mit der Bebauung des fetten Bodens beschäftigt. Aber unter dieser Ueppigkeit wohnt auch alle Verderbniß des Heidenthums. Su-tscheu-fu und die benachbarten Städte sind die Hauptmärkte des Weizenhandels für das ganze Reich. Schanghai, in Wasserverbindung mit dem blauen Flusse, hatte 1860 etwa 600,000, jetzt 1½ Mill. Einw. Die Handelsbewegung beläuft sich auf mehr als 10 Mill. Pfd. St. im Jahre. An 100 Dampfer befahren von hier den blauen Fluß. Mehr als 5000 See- und Strom-Dschonken von 100—200 Tonnen laufen alljährlich ein; allein nach Peking versendet Schanghai durchschnittlich 1 Mill. Centner Reis, denn aus der an dieser Frucht ungemein ergiebigen Provinz Kiang-su kommt ein großer Theil der Ernten nach diesem Hafen. Für den auswärtigen Handel ist die Ausfuhr von Seide und Thee am erheblichsten. Während von Seide 1850 nur 13,162 Ballen nach Europa gingen, stellte sich diese Ausfuhr 1859 schon auf 83,330 Ballen, und beträgt jetzt im Durchschnitt 70,000. In derselben Zeit ist die Theeausfuhr von 22⅓ auf 53½ Mill. Pfund gestiegen. Und dieser Seeverkehr wird zum großen Theil durch deutsche Fahrzeuge vermittelt. Die Jesuiten haben in dieser Stadt der Zukunft zwei Seminare und 75,000 Bekehrte.

d. Tsche-kiang, die östlichste Ausbiegung von China, mit dem stärksten Seidenbau. Hauptstadt Hang-tscheu-fu, 1 Mill. Einw., „die Stadt der Schiffe," mit Festungswerken, breiten gepflasterten Straßen, vier großen neun-

stöckigen Thürmen, vielen Kanälen und Teichen. Lebhafter Zwischenhandel zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen und Hauptstapelplatz des chinesischen Seehandels nach Japan und dem indischen Archipel. Nantschi und Yeutschan, 200,000 Einw., Ning-po-fu, ½ Mill. Einw. Die Handelsgeschäfte mit den Europäern werden meist auf der Küsteninsel Tschusan abgemacht, der größten in dem Archipel der 400 Inseln.

e. Fu-kian, der Insel Formosa gegenüber, in der neulichst reiche Steinkohlenlager entdeckt sind. Fu-tscheu-fu, einige Meilen von der Mündung des Flusses Min, Hauptstapelplatz des Handels mit schwarzem Thee, der in der Umgegend am besten gedeiht, 900,000 Einw. Prachtvolle Brücke, Wanscho, d. h. unzählige Jahrhunderte, 2000' lang, aus Granitquadern, welche von 50 stark gemauerten Pfeilern getragen werden. Sie verbindet die Stadttheile am rechten und linken Ufer des Min. Weiter südlich die Stadt Amoy, 24° 32' NB., 4 Stunden lang und 3 Stunden breit. Mitten hindurch zieht ein schwarzes Felsengebirge, das zuweilen zwischen seinem Fuße und dem Meere nur schmale Streifen anbaufähigen Bodens übrig läßt. Auf diesem kleinen Eiland wohnen 400,000 Menschen in 136 Dörfern und Höfen, die meisten in der Stadt Amoy. Diese liegt auf einem Vorsprunge der dem Festlande zugekehrten Seite und ist auf drei Seiten vom Meere umgeben. Die Rhede zwischen der Insel und dem Festlande ist durch diese Lage und viele kleine hohe Inseln vor allen Winden geschützt und soll 1000 Schiffen Platz bieten. Die Stadt Amoy besitzt eine dreimal größere Anzahl von Handelsschiffen als Fu-tscheu-fu, und der Verkehr ist äußerst lebhaft. Durch die Straße von Fukian geschieden, gerade unter dem Krebs-Wendekreise, liegt die Insel Formosa oder Thai-wan, 20 M. lang und 15 M. breit. Schreckliche Stürme, unterseeische Vulkane und Sandbänke, welche die ganze Westküste begleiten, machen die Schiffahrt an den Küsten sehr gefährlich. Ein vulkanisches Gebirge fällt nach Westen in Hügellandschaften und Ebenen ab. Auf der Ostküste und im Süden rohe unabhängige Stämme, auf der chinesischen Westseite Thaiwan, eine volkreiche Hafen- und Handelsstadt mit schnurgeraden Straßen und reichen Kaufläden, 50,000 Einw. Auf der Nordspitze der Hafen Keilung. Chinesen und Wilde leben in beständiger Feindseligkeit.

f. Kuang-tung, durch Fruchtbarkeit, Industrie und Handel die wichtigste der südlichen Provinzen, mit zwölf Städten vom ersten, vierundachtzig vom zweiten und dritten Range, und einer großen Menge der trefflichsten Häfen. Die Hauptstadt Kuang-tung-fu, von den Europäern Kanton genannt, in der Nähe des Wendekreises, die reichste Stadt des Reiches und noch immer ein Hauptpunkt des europäisch chinesischen Handels, 8 Meilen oberhalb der Mündung des Tschu-kiang (Kantonstrom, Perlstrom), der sich bei der Stadt in zwei Arme, den östlichen Tschu-kiang (von den Europäern Tigerfluß genannt) und den westlichen Hong-schan theilt, die Insel Honan bildet und so breit wie die Themse bei London ist. Die eigentliche Stadt Kanton besteht aus einem mit dicken Mauern umgebenen Quadrat, dessen Nordseite bauchig erweitert ist. Nordwärts liegt die Altstadt oder Tatarenstadt, welche ⅘ des Quadrates einnimmt, südlich die Neustadt oder Chinesenstadt. Beide sind durch Mauer und tiefe Gräben geschieden. Die Altstadt ist schlecht gebaut, mit einstöckigen Häusern und krummen Gassen; der nördliche Theil ist weniger mit Gebäuden als mit Gärten und Teichen gefüllt. In der Tatarenstadt liegt die Garnison, welche die zwölf ins Freie führenden Thore beider Stadttheile bewacht. Die Chinesenstadt stößt nicht unmittelbar an die Nordseite des Flusses, hat schöne Straßen mit glänzenden Kaufläden, Paläste, Tempel, Triumphbogen und Promenaden; auch befinden sich in ihr viele Unterrichtsanstalten. Am Stromufer im Südwesten und Südosten liegen Vorstädte. In der südwestlichen Vorstadt dicht am Strome liegen längs eines schönen Kais die dreizehn Faktoreien der fremden Handelsnationen, wo allein

der Verkehr der Chinesen mit den Ausländern stattfinden durfte. Diese Faktoreien mit ihren schönen geraden Straßen, voll großartiger Gebäude, über denen die Flaggen der Consuln wehen, zeigen das merkwürdigste Gedränge und Getümmel der verschiedensten Nationen, deren Sprachen in babylonischem Gewirre durch einander tönen. Hier tummelt sich eine unermeßliche Zahl chinesischer Geschäftsleute und Schiffer, die aus allen Häfen und weit durch den indischen Archipelagus zerstreuten Colonien China's zusammenströmen, zwischen Engländern, Holländern, Arabern, Persern, Franzosen, Dänen, Schweden, Portugiesen u. s. w. Die Größe der Geschäfte, die hier gemacht werden, ist erstaunlich. Der britische Verkehr allein belief sich im Jahre 1835—1836 auf mehr als 56 Mill. Dollars. Man zählt hier vierundzwanzig englische, acht amerikanische, fünf französische und schweizerische, vier russische, zwei portugiesische, zwei peruanische, zwei armenische, vier holländische, vier jüdische, sechzehn muhamedanische, achtzehn parsische Handelshäuser, darunter fünfundsiebzig Häuser vom ersten Range. Ein merkwürdiger Bestandtheil Kantons ist die schwimmende Schifferstadt, die sich 2 Stunden weit auf dem Flusse erstreckt, gebildet von dicht an einander gedrängten Fahrzeugen verschiedenster Art, zwischen denen schmale Gassen zum Hin- und Herfahren der Dschunken sich hinstrecken. Die Fahrzeuge, deren Zahl über 10,000 beträgt, dienen einem großen Theile der Bevölkerung Kantons als beständige Wohnung; vorwiegend sind es Hafenarbeiter, deren heimathlicher Boden die unaufhörlich weiter gleitende Welle ist; aber auch andere Zweige städtischer Geschäftigkeit sind nicht ohne Vertretung. Vornehmlich fehlt es nicht an „Gastschiffen," die am Abend durch glänzende Beleuchtung Besucher herbeilocken. Die ganze Schifferstadt ist am Abend durch eine Unzahl bunter Laternen erhellt. Die Stadt wird auf der Südseite durch mehrere Forts geschützt, das wichtigste, die Dutch-Folly, auf einer Felseninsel im Strome, beherrscht einen großen Theil der Stadt, östlicher French-Folly. — Die Bevölkerung von ganz Kanton wird nach Berechnungen, die auf den täglichen Verbrauch an Reiß gegründet sind, auf 1,200,000 angegeben. Sie steht in dem Rufe, den häßlichsten Lastern ergeben zu sein, ist zu Meutereien aller Art geneigt und von einem unvertilgbaren Haß gegen die Fremden erfüllt. Oberhalb Kanton auf einer Insel des Tschukiang das Dorf Fu-schan mit 1 Mill. Einw. und großen Fabriken in Seiden- und Leinzeugen und Metallwaaren. Landwärts der heilige Lofan-Berg, der chinesische Montserrat, mit Klöstern und Einsiedeleien. Unterhalb Kanton verzweigt sich der Strom und umschlingt größere und kleinere Eilande. Auf der Insel Whampoa, 2 M. von der Stadt, liegt der gleichnamige Stapelplatz, für Kanton was Cuxhafen für Hamburg und Bremerhafen für Bremen. Denn weiter den Strom hinauf können größere Schiffe nicht gehen; die Güter werden hier in Dschunken und Boote verladen. Weiter unterhalb erweitert sich der immerfort inselreiche Strom seeartig, und diese Erweiterung führt von der Tigerinsel den Namen Bocca Tigris. Von Osten vereinigt sich noch in mehreren Armen der Tong-kiang mit dem Kantonstrome. Kanäle gehen zwischen diesen natürlichen Wasserstraßen hin und wieder, und so entsteht ein wahres Flußlabyrinth, in dem, wie in den Straßen einer großen Stadt, nur ein Landeskundiger sich zurecht finden kann. Auf einmal verengert sich die Bocca Tigris zu einer schmalen Passage; zu beiden Seiten nackte, steile Felsenhöhen, mit Batterien gespickt. Durch diese Enge gelangt man in das Außenbassin. Dieses wird im Osten vom Festlande, im Westen von großen, durch den Hong-schan inselartig abgetrennten Landstücken (darunter die Insel Macao) begrenzt. Dazwischen auch hier viele Inseln, bald gebirgig, bald eben und fruchtbar, zum Theil Schlupfwinkel von Räuberbanden, welche den Kantonfluß unsicher machen und kleinere Fahrzeuge überfallen.

Von der Insel Macao läuft nach S. eine 1 □M. große Halbinsel aus, welche nur durch eine schmale Erdzunge mit der großen Insel zusammenhängt.

Diese Halbinsel gehörte seit 1557 unter chinesischer Oberherrschaft den Portugiesen, welche einen jährlichen Tribut von 500 Dollars dafür bezahlten. 1862 ist ihnen die Halbinsel von China förmlich abgetreten. Die auf einem Berge liegende und durch vier Castelle vertheidigte Stadt Macao ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und eines katholischen Bischofs. 12,000 Einw. Der portugiesische Baustil mit seinen maurischen Anklängen, zu denen hier noch einige Anwendung der in China üblichen Farben kommt, die geräumigen gut gepflasterten und reinlichen Straßen, eine Menge Kirchen, Klöster und andere hervorragende Gebäude, bringen einen gefälligen Gesammteindruck hervor. In Allem jedoch, was die Vorzüge eines Handelsplatzes und Hafens der Neuzeit betrifft, entspricht Macao den Bedürfnissen nur auf unvollkommene Weise. Des seichten Wassers wegen müssen selbst kleine Schiffe weit vom Lande anlegen, die Güter in leichte Dschunken verladen werden. Und selbst dieser entfernte Ankergrund ist gegen Winde ungesichert. Hongkong hat dem Handel von Macao den Todesstoß versetzt; die bedeutendsten Handelshäuser siedeln dahin über. In der Nähe die Grotte des Camoens, wo die Lusiade gedichtet sein soll.

Am südöstlichen Ende des äußern Bassins, Macao gegenüber, liegt die seit 1841 englische Insel Hong-kong, 2½ M. lang und 1 M. breit, gebirgig. Die Hauptstadt Victoria, in ein europäisches und chinesisches Quartier getheilt, hat jetzt schon drei breite, neben und über einander laufende Parallelstraßen, welche durch viele Querstraßen, an vielen Stellen mit Stufen verbunden sind. Ringsum hängen 1000' hohe Berge drohend über der Stadt, aber sie bilden mit dem Wechsel grüner Bekleidung und eines gelbrothen, nackten Felsgrundes einen malerischen Hintergrund, von dem sich die weißen Häuser abheben. Gärten ziehen sich hinter der Stadt die Berglehne hinauf. In den sehr geräumigen Hafen kann bei jedem Winde sicher eingelaufen werden. Trinkwasser liefern die Berge in Menge; in Bezug auf Nahrungsmittel ist die Insel auf Einfuhr angewiesen. Die ganze für Handel und Vertheidigung überaus günstig gewählte Niederlassung ist in wunderbar schnellem Aufblühen begriffen, überall reges Leben und ersichtlicher Wohlstand. Die Colonie zählte 1862: 121,850 Einw, darunter 1614 Europäer und 121,770 Chinesen.

Zu der Provinz Kuang tung gehört auch die Insel Hainan, im N. eben, im S. gebirgig. Das Innere bewohnen unabhängige Stämme, die ergiebige Goldminen im Besitz haben. Die Küsten beherrschen die Chinesen. Die Hauptstadt Kian-tscheu-fu liegt an der Nordseite der Insel. — Die kleinen Inselgruppen an der Südküste sind in den Händen von Seeräubern.

Aus den beiden Provinzen Fu-kian und Kuang tung, die zusammen 35 Mill. Einw. haben, bewegt sich fast ausschließlich der Strom der chinesischen Emigration. Hier hausen die Normannen Ostasiens, jene unerschrockenen Befahrer der indischen Meere zu Handel und Piraterie, welche in neuester Zeit auch schaarenweise nach Australien und Kalifornien ziehen.

B. Südliche Binnenprovinzen.

g. Kuang-si, das obere Gebiet des Si-kiang. Die befestigte Hauptstadt Kuei-ling-fu. Diese Provinz war die letzte, wo chinesische Civilisation Eingang fand; noch heute wohnen in den Hochthälern Reste der Urvölker. Selbst unter der chinesischen Bevölkerung unterscheidet man Altangesessene und spätere Einwanderer.

h. Yün-nan, am blauen Flusse, mit dem Oberlaufe hinterindischer Flüsse, ein von tiefen Einschnitten durchzogenes Tafel- und Alpenland. Handelsstraßen nach Anam und Hinterindien. Yün-nan-fu am See Tschin.

i. Kuei-tscheu, vom Nan-ling durchzogen, in dem noch unbesiegte Stämme wohnen, eine der uncultivirtesten Provinzen. Die dortigen Dialekte weichen ganz vom Chinesischen ab. Hauptstadt Kuei-jang-fu.

k. Se-tschuan, am Mittellaufe des blauen Flusses, äußerst fruchtbar. Hauptstadt Tsching-tu-fu. Von hier große Heerstraße nach Tübet. Bei Piang-scheu im westlichen Theile der Provinz gelangte 1861 die englische Expedition auf dem blauen Flusse.

l. Hunan, mit der Hauptstadt Tschang-tscha-fu.

m. Kiang-si, mit Zügen des Nan-ling bedeckt, aber auch reich an fruchtbaren Strichen, stark bevölkert. Hauptstadt Nan-tschang-fu am Poyangsee, 300,000 Einw. Stapelplatz für den Porzellanhandel. In dem nahe gelegenen Flecken King-te-sching, der 1 Mill. Einw. zählen soll, wird in fünfhundert Oefen das beste Porzellan fabricirt, das an seiner blendend-weißen Farbe zu erkennen ist.

n. Chu-bei oder Hu-pe, im Mittelpunkte des Reiches am blauen Flusse, die Kornkammer von China. Hauptstadt Wu-tschang-fu am blauen Flusse, 700,000 Einw. Starker Theebau. Hauptsitz des Binnenhandels. Gegenüber liegt die große Stadt Han-yang-fu, und den hier 1 Stunde breiten Strom, der Fregatten von 50 Kanonen trägt, bedecken eine Unzahl von Schiffen, selten unter 10,000, während kleine Barken das freie Fahrwasser erfüllen. Zusammen bilden die beiden Städte mit Han fu einen einzigen großen Verkehrsplatz. In diesem zuletzt genannten Stromhafen, bis zu dem Dampfer auf dem blauen Flusse fahren, betrug 1863 der Umsatz zwischen Chinesen und Europäern die Summe von etwa 80 Mill. Gulden. Hauptniederlage für den schwarzen Thee.

o. Ngan-hoei, am Unterlaufe des blauen Flusses. Hauptstadt Ngan-king-fu. Hwei-tscheu, bedeutender Handelsplatz mit der besten chinesischen Tusche.

C. Nördliche Binnenprovinzen.

Sie liegen sämmtlich im Gebiete des gelben Flusses.

p. Honan, der Garten des Reichs, mit der Hauptstadt Khai-fung-fu am Hoangho, mit der jetzt ganz zerfallenen Hauptsynagoge der chinesischen Juden. Noch sind Gesetzesrollen vorhanden, aber schon seit 50 Jahren hatte die Gemeine keinen Rabbiner mehr. Stadt-Ho-nan-fu.

q. Schan-si, als Ursitz der Chinesen angesehen. Hauptstadt Tai-yuan-fu, an einem Zuflusse des Hoangho.

r. Schen-si mit der befestigten Hauptstadt Si-ngan-fu, einer der größten und schönsten Städte in China. 300,000 Einw. Sie besteht wie Peking aus einer Tataren- und Chinesenstadt. „Sie besitzt eine Sammlung alter Denkmäler, worunter zwei als höchst merkwürdige Aktenstücke zur Weltgeschichte erscheinen: das eine ist die Copie der Ju-Inschrift an der Quelle des Hoangho, worin Ju, Minister unter Jao, meldet, wie er (2200 v. Chr.) den Wassern dieses Stromes und anderen, die damals einen großen Theil China's zu versumpfen drohten, den geeigneten freien Ablauf veranstaltet, das andere ist eine 1625 bei einer Fundamentgrabung gefundene Marmortafel mit syrischen Worten in chinesischer Schrift und einem Kreuze, was von Nestorianern herrührt, die im 7. Jahrhundert aus Persien bis nach China kamen."

s. Kan-su mit der befestigten Hauptstadt Lan-tscheu-fu am obern Hoangho. Starker Handel nach der Mongolei und Bucharei, Anfang der großen Karawanenstraße nach Kaschgar. Bedeutend ist der Rhabarberhandel in den Städten Si-ning-fu, Kan-tscheu-fu und Tang-ken-eul.

Das Gebiet der Provinz erstreckt sich nordwestlich in einem zwischen der Mongolei und Ili hinziehenden Streif fast durch das ganze Plateau von Hochasien. Die Chinesen haben hier ihre große Militärstraße nach dem Westen; an ihr liegen am Fuße des Tschian-Schah die festen Handelsstädte Tschin-si-fu und Urum-tsi. Bei der wilden und völlig unzugänglichen Natur des chinesischen Alpenlandes ist diese Senkung, welche gegen Nordwesten durch eine Mauer gedeckt ist, das einzige Eingangsthor zu Hochasien, die ein-

zige große strategische Linie, durch welche China den Arm der Herrschaft über Innerasien strecken kann. Durch dieses Passageland reisten Marco Polo und die Jesuitenmissionare. Urumtsi ist für China, was Nischnij-Nowgorod für Rußland.

2. Die Mandschurei.

Das 32,000 □M. haltende Land umfaßt den nordöstlichen Abfall von Hochasien, hier mit dem 15,000′ hohen Khing-khan-Gebirge gegürtet. Aber die Mandschurei ist nicht wie China dem Hochlandstamme als Tiefland vorgelagert, sondern bildet ein Gebirgsland, das nach allen Seiten hin, selbst an der Küste von Gebirgen umschlossen, nur seinem Hauptstrome, dem Amur, Ausgang verstattet. Nur der Mittel- und Unterlauf des mächtigen Stromes gehört indessen zur Mandschurei, der Oberlauf bewegt sich in den Gebirgen des Nordrandes von Hochasien. Hier fließt der Amur aus zwei Quellflüssen, dem südlichen Kerlun, später Argun genannt, und dem nördlichen Onon, der später den Namen Schilka annimmt, zusammen. Der Strom, der jetzt Sachali genannt wird, macht eine große Beugung nach Süden, um den größten Nebenfluß, den Sungari, zu empfangen. Dieser übertrifft ihn an Wassermenge und wird von den Chinesen für den Hauptfluß gehalten; auch trübt sein schmutziges Wasser den kleineren Sachali vollständig. Nun wendet sich der Amur entschieden nach Nordosten, um nach Vereinigung mit dem Ussuri der Nordhälfte der Insel Saghalin gegenüber in das Meer, zunächst in den Golf des Amur, zu gehen.

Die Mandschurei ist nach und nach von ackerbautreibenden Chinesen besetzt worden, so daß nomadische Mandschu die Minderzahl der Bevölkerung bilden.

Mukden ist die alte Hauptstadt der Mandschurei, der Schlüssel zu China von Nordosten her. Hier residirten die Mandschufürsten vor China's Eroberung, jetzt ist es ihre Todtenstadt mit der Kaisergruft, in welche auch jeder neue Beherrscher die Annalen des Vorgängers versiegelt niederlegt. Die ganze Stadt wird von den Mandschu als Heiligthum angesehen. Der ummauerte Theil ist klein; aber ausgedehnte schmutzige Vorstädte. King-tschen oder Ying-tse, eine dem europäischen Verkehr geöffnete Hafenstadt, in der sich die Ein- und Ausfuhr der nördlichen Mandschurei concentrirt. Fong-hoang, einziger Platz für Landescommunication mit Korea, das durch Holzpallisaden von China abgeschieden wird. Girin-Uwla am Sungari gilt als neue Hauptstadt der Mandschurei. Sie ist mit Balken und Bohlen gepflastert, hat belebte Schifffahrt und treibt ausgedehnten Handel mit Holz. Die letzte Stadt auf chinesischem Gebiete ist Sansing, wo die Flüsse Aukun und Hurba in den Sungari münden. Weiter abwärts ist an beiden Seiten des Stromes Alles eine unabsehbare Waldöde; aber Sansing erscheint von einer gewissen Bedeutung, weil sich dort im Sommer aus weiter Entfernung die Jäger- und Fischernomaden

einfinden, um ihre Waaren zu verkaufen und sich mit allerlei Bedürfnissen zu versorgen.

3. Die Colonialstaaten in Hochasien.

Das große östliche Hochland von Centralasien ist fast ganz mit Colonialstaaten des chinesischen Reiches bedeckt. Doch können diese nicht in den Bereich der Betrachtung fallen, ehe wir nicht die physische Beschaffenheit des weiten Plateaus ins Auge gefaßt haben. Denn nach den allgemeinen Sätzen der Einleitung zu Asien sind wir bisher nur an den Rändern hingewandert. Der Westrand: Hindu-Khu, das schneebedeckte unzugängliche Alpenland des Nebelgebirges oder des Belur-Tag; der Südrand: Himalaya und Sin-Schan; der Ostrand: chinesisches und mandschurisches Alpenland schließen nun das Tafelland auf drei Seiten, noch fehlt die nördliche vierte Seite. Dort zieht vom obern Irtisch bis zum Meere von Ochotzk das System des Altai, d. i. der Goldreiche. Genauer gesprochen zerfällt der lange Zug in drei Theile. Der Westflügel, das dsungarische Gebirgsland, ist durch den obern Irtisch vom Tafellande getrennt und bildet den niedrigsten und durchbrochensten Theil des Nordrandes. Der mitilere Theil oder der eigentliche Altai besteht aus mehreren Parallelketten und ist Randgebirge im strengen Sinne. Der Ostflügel ist das daurische Alpenland, in seiner östlichen Verlängerung Jablonoi-Chrebet die Wasserscheide zwischen Amur und Lena.

Aber nicht blos an den Rändern ist Hochasien von Gebirgen umwallt, auch im Innern laufen noch zwei Gebirgszüge mit Altai und Himalaya parallel: nördlich der Thian-Schan, d. i. das Himmelsgebirge der Chinesen, das den Himmel trägt.[1]) Semenow, der 1856 und 1857 bis in den Thian-Schan vorgedrungen, schlägt die mittlere Höhe auf 11,000′ an. Der dreigegipfelte Bokdo-Oola im Norden des Lopsees gilt als höchste Erhebung, 20,000′, welche Pallas für den Centralknoten aller Gebirge von Innerasien ansah. Für nicht viel niedriger hält Semenow den Tengri-Khan, d. i. „König der Geister,“ der über eine dichte Gruppe von 20 ziemlich gleich hohen Schneegipfeln majestätisch und blendend weiß hervorragt. Die Berner Alpen vom Faulhorn, die Mont Blanc-Gruppe von Montanvert betrachtet, sollen der Ansicht des Tengri-Khan von dem 10,600′ hohen Koldjarpasse nachstehen.[2]) Die prächtigen Gletscher des Gebirges erinnern ganz an die Alpen. Der Thian-Schan enthält mehrere Vulkane, wie den Pe-Schan und Ho-Schan, zwischen beiden die kolossale Solfatare von Urumtsi. Sowohl der Nordfuß als der Südfuß

1) Der Name Mustag, der bald dem Thian-Schan, bald dem Belur-Tag beigelegt wird, ist besser ganz zu verbannen. Das tatarische Wort bedeutet Schneegebirge und wird eben deshalb allen über die Schneegrenze ragenden Ketten gegeben.

2) Semenow schlägt vor, den Tengri-Khan nach dem „Geisterkönig“ Humboldts-Pic zu benamen.

bietet vulkanische Erscheinungen (Schwefel und Ammoniaksalz, Lava, Bimssteine, starke Erdbeben, einen See mit warmen Wasser) dar, und es fehlt nicht an Spuren für ein sehr umfangreiches plutonisches Gebiet (von mehr als 2500 □M.) in Centralasien, was um so merkwürdiger erscheint, als in der Regel die Meeresnähe die vulkanischen Erscheinungen begleitet, während hier überall das Meer 300—400 geographische Meilen entfernt ist. A. v. Humboldt stellt zur Erklärung dieser Erscheinung eine neue und scharfsinnige Theorie vulkanischer Erscheinungen überhaupt auf: „Wenn Wasserbecken, oceanische oder Binnenwasser, nicht zur Unterhaltung vulkanischer Thätigkeit erforderlich sind; wenn Inseln und Küsten, wie ich zu glauben geneigt bin, nur reicher an Vulkanen sind, weil das Emporsteigen der letztern, durch innere vulkanische Kräfte bewirkt, von einer nahen Depression im Meeresbecken begleitet ist: so darf man vermuthen, daß in der innerasiatischen Zone, zwischen den Parallelen von 41°—48°, die große aralokaspische Depressionsmulde, wie die bedeutende Zahl gereihter und ungereihter Seen zwischen dem Thian-Schan und Altai zu vulkanischen Küstenphänomenen hat Anlaß geben können." Die vorhandenen Seenbecken sind Reste eines großen Binnenmeeres, und wenn in dem kleinen Süßwassersee Orow, 100 M. östlich vom Baikalsee sich Seehunde finden, so deutet dies auf einen alten und großen Wasserzusammenhang. Die innerasiatischen Vulkane sind also eigentlich Küstenvulkane, oder richtiger Anschwellungen am Rande einer Erhebungsspalte.

Südlich zieht der Küen-Lün mit seinem Hauptkamme von Nordwest nach Südost, enthält Berggipfel über 22,000 Par. F., großartige Gletschergruppen und weit ausgedehnte und öde Plateaus. Ein deutscher Reisender, A. Schlagintweit, hat 1856 dieses bisher fast unerforschte Gebirge besucht, die Hauptpässe Karakorum und Mustak überstiegen, und auf dem Chorkondapic eine Höhe von 18,296 Par. F. erreicht. Mächtige Gletscher lagern an und zwischen den Hochgipfeln des westlichen Küen-Lün. Der Mustak, 35° 49′ (36° 1′) NB. und 93° 54′ (93° 42′) OL., ist ein hoher Gletscherpaß auf dem höchsten Punkte 17,639 Par. F. Rings breiten sich Firnmeere um den Paß, und die Berggipfel in der Nähe sind alle bis 20,000 Par. F. hoch; ja den einen schätzte Schlagintweit auf 22,500 Par. F. Am Karakorumpasse steigt die Schneelinie am höchsten auf der Erde, 18,000 Engl. F. Nordwestlich vom Mustak-Passe unter 35° 28′ (35° 53′) NB. und 94° 15′ (94° 50′) OL. erhebt sich der zweithöchste Gipfel der Erde, der Karakorum oder Dapsang zu 28,265—28,287 Engl. F. (27,460 rheinl. F.) berechnet.

So entstehen auf dem Tafellande drei Hochebenen, von einzelnen Einsenkungen unterbrochen und von ungleicher Höhe, die wie Stockwerke über einander liegen; das unterste zwischen Altai und Thian-Schan, 3—5000′, das mittlere zwischen Thian-Schan und Küen-Lün, 6—8000′, das oberste zwischen Küen-Lün und Himalaya, 8—10,000′.

Daneben findet ein allgemeines Steigen des Niveaus von Nordwesten nach Südosten statt.

A. Die Mongolei.

Die Mongolei, ein Raum von 52,000 □M., nimmt das niedrigste Plateau zwischen Altai und Thian-Schan und den östlichen Theil der mittleren Hochebene ein. Im S. ein quellen- und weidenreiches Gebirgsland, das Westende der chinesischen Alpen, ist der mittlere Strich von der Steppe Gobi (Kobi) oder Schamo, d. i. Sandmeer, eingenommen. Drei Striche treten in dieser Gobi gesondert hervor. Der südliche Strich und der nördliche Strich, mit einer Meereshöhe von 4000—5000′, sind salzhaltiges Steppenland mit Hügelreihen, die Futtergräser und Gesträuche tragen. Die Mitte zwischen beiden, ein 70 M. breiter, von durchbrochenen Felsenwänden eingefaßter Strich, die eigentliche Schamo, welche bis zu 2000′ oder noch darunter sinkt. Diese Senkung ist ein nicht aus Flugsand, sondern aus Sand mit Salztheilen geschwängert gebildeter Boden, der Grund eines ehemaligen großen Binnenmeeres, in welchem Arundo-Arten und fast alle Salzpflanzen des caspischen Meeres gedeihen. Im Norden umschließt die Mongolei Gebirgslandschaften des Altai. Den Hauptheil der Bevölkerung bilden die Mongolen, welche in verschiedene Stämme zerfallen. Der Religion nach meist Anhänger des Buddhaismus, der rohe Eroberer in ein sanftes Hirtenvolk gewandelt hat, leben sie nomadisch unter ihren Filzhütten oder Jurten von den Heerden ihrer (zweibuckligen) Kameele, Pferde und Rinder. „Denn Kräuter — so sprechen die Mongolen — wachsen für die Thiere, und die Thiere für die Menschen.“ Zu den Erzeugnissen ihrer Thiere, Milch und Butter (zugleich der Stoff, in dem ihre plastischen Künstler mit großem Geschick arbeiten), fügen sie dennoch gern den Ziegelthee, eine geringe Sorte Thee etwa in der Form von Torfstücken, welcher auch beim Handel als Tauschmittel gilt. Sie zerfallen in sechsundzwanzig Aimaks oder Fürstenthümer, die sich durch ihre Fahnen und Banner unterscheiden. Erbfürsten oder Chane stehen an der Spitze, die sich alle drei Jahre zu einem Hauptlandtage versammeln. China hält zur Oberaufsicht einen Civil- und einen Militärgouverneur, verfährt aber sonst mit Dschingis-Chans Nachkommen, die ihre große Vergangenheit nicht vergessen haben,[1]) gar säuberlich. Die Chane entrichten jährlich einen geringen Tribut an Pferden, Schafen, Kameelen oder Thierhäuten, und erscheinen zur Neujahrsgratulation oft 200 an der Zahl in Peking, werfen sich, wenn der Kaiser seinen Tempelgang hält, vor ihm zur Erde und rufen ihm zu: Zehn-

1) Ein Toolholor oder fahrender Sänger, wie es bei den Mongolen viele giebt, sang vor den Missionaren Huc und Gabet ein Lied, in dem folgende Strophe den Hauptgedanken und Refrain aussprach: Als der göttliche Timur unter unsern Zelten wohnte, da war das Volk der Mongolen furchtbar und kriegerisch; wenn er sich rührte, da erzitterte die Erde, sein Blick machte die zehntausend Völker erstarren, welche die Sonne bescheint. O göttlicher Timur, wird deine Seele bald wieder geboren werden? Komm zurück, kehre wieder; wir erwarten dich, Timur!

tausend Glück und Heil! — erhalten aber Geschenke, welche ihren Tribut zehnfach an Werth übertreffen, bestimmten Gehalt und oft chinesische Fürstentöchter zu Frauen. Daß man den einfachen Naturmenschen einmal bei großer Ebbe des Schatzes statt der üblichen Silberstangen versilberte Kupferstangen überreichte, ist ächt chinesisch. In der Mongolei selbst haben sich, gewöhnlich um berühmte Lamaklöster, Colonien von Chinesen gebildet, deren Hauptbedeutung in der Vermittelung des Verkehrs und der Verbreitung chinesischer Cultur zu suchen ist.

In dem Gebiete der Khalkas, des bedeutendsten Mongolenstammes, ist die Hauptstadt Urga. Nur der eine Theil, die Chinesenstadt, ist eine Stadt in unserm Sinne, der andere eine Art Feldlager mit zahlreichen Gärten. Bei der Stadt ein großes Kloster, worin der göttlich verehrte Oberpriester der Khalkas und Wohnungen für 10,000 Priester. Stapelplatz für den chinesisch-russischen Transithandel. Maimatschin, nur 600 Schritte von der russischen Stadt Kiächta, fast nur von chinesischen Kaufleuten bewohnt. An alte mongolische Herrlichkeit erinnern die Ruinen von Karakorum, von 1206—1273 die glänzende Residenz Tschingis-Chans und seiner ersten Nachfolger.

Im Gebiete der Delöt oder der Kalmücken ist Kobdo der Hauptort; im Lande der Tscharra-Mongolen Kukukhoto, die blaue Stadt, welche gleichfalls aus einem chinesischen und mongolischen Theile besteht. Es giebt hier eine Besatzung von 10,000 Mann, und 20,000 Mönche.

Der an die chinesische Provinz Pe-tschi-li stoßende Theil der Mongolei, der Bezirk Tschili, ist von $^1/_2$ Mill. Chinesen bewohnt. Hier Dschehol, d. i. Sitz lieblicher Kühlung, 30 M. von Peking, wohin die prachtvolle Kaiserstraße führt, prachtvolles Lustschloß des Kaisers, der sich während der Herbstjagden hier aufhält, mit großen Gärten.

Zur Mongolei wird von einigen Geographen auch das Gebirgsland Tangut oder Sifan gezogen, am obersten Laufe der Doppelströme mit dem Alpensee Kuku-noor, der „blaue See," 65 □M. groß, mit bittersalzigem Wasser und einer der Ebbe und Fluth ähnlichen Bewegung; im westlichen Theile eine Insel mit einem Lamakloster. In den Umgebungen der beste Rhabarber.

B. Ili oder das Westland.

Man versteht unter dieser Bezeichnung den westlichen Theil des Tafellandes zwischen Küen-Lün und Thian-Schan zusammen mit der nordwestlichen Grenzmark des chinesischen Reiches, der Dsungarei im Norden des Thian-Schan.

Die Dsungarei oder Songarei, ein Stufenland zwischen Altai und Thian-Schan, mit Gebirgsflüssen und Gebirgsseen (wie der 4000' über dem Meere am Nordhange des Thian-Schan liegende Issikul, der Saisansee, den der obere Irtisch durchfließt), enthält chinesische Verbrecher- und Militärkolonien, und wird überdem von

nomadisirenden Mongolen, Kalmücken u. s. w. durchzogen. Befestigte Hauptstadt **Ili**, Sitz des chinesischen Militärgouverneurs mit starker Besatzung und bedeutendem Handel. Da die Dsungarei keine unüberwindlichen Wüsten und Gebirge enthält, so scheint sie zur Hauptstraße für den Verkehr zwischen dem chinesischen und russischen Reiche bestimmt zu sein, indem die russische Städtereihe am obern Irtisch sich als Fortsetzung an die Städtereihe am Fuße des Thian-Schan anschließt, welche letztere schon seit Jahrhunderten den Karawanen aus China ihre Richtung vorgezeichnet hat. — Von wichtigen Erwerbungen Rußlands auf dieser Nordwestflanke des chinesischen Reichs wird bei Sibirien die Rede sein.

Das Tafelland zwischen Thian-Schan und Küen-Lün wird die **kleine Bucharei**, **hohe Tatarei** oder **Ost-Turkestan** genannt. Der Steppensee **Lop**, 48 □M., mit dem aus sechs Quellflüssen entstandenen Steppenflusse **Tarim**. Das Land ist an den Gebirgsabhängen und in den Flußthälern fruchtbar und angebaut, sonst mit Sand und Kies bedeckter Steppenboden, der an die Gobi erinnert. Die Bewohner bestehen nur im westlichen Turkestan aus persisch redenden Tadschiks und türkischen Usbeken, beide dem Islam zugethan. Dazu kommen nomadisirende Mongolen, Chinesen und Mandschu als Handelsleute und garnisonirende Truppen. China übt auch hier nur durch Beamte und Besatzungen Obergewalt und Oberaufsicht.

Die sechs westlichen Städte von Ost-Turkestan werden zwar zur chinesischen Provinz Kan-su gerechnet, aber auf ihre Verwaltung haben die Chinesen keinen unmittelbaren Einfluß. Auch unter einander sind die Sechsstädte unabhängig.

Kaschgar, **Janyar**, **Jerkend**, die größte, **Chotan** oder **Eltschi** mit Fabrikation von Teppichen, Filz und Seide, **Aksu**, Fabrikstadt und militärisch wichtig, weil die Straßen aus dem innern China und Ili sich hier vereinigen, **Usch-Turfan** mit Tabackshandel zu den Kirgisen hin. In allen sechs Städten chinesische Garnisonen.

C. Tibet oder Tübet.

Dieses höchste Plateauland der Erde, „die asiatische Schweiz," welches aber nicht als vollkommene Ebene, sondern als wellenförmiges Hochland zu denken ist, ist 28,000 □M. groß, und durch einen mittleren Gebirgszug wieder in zwei Theile geschieden. Da die chinesische Regierung bis jetzt Reisen nach Tibet auf alle Weise zu hindern suchte, so ist uns jene nördliche Zone natürlich noch sehr unbekannt; die südliche ist das Quellgebiet hinterindischer Ströme, bedeutender Steppenseen, wie des **Tengri-noor**, 147 □M. Fast die Hälfte des Jahres ist das tibetanische Plateau mit Schnee bedeckt; ein überaus heißer Sommer bringt trotzdem die Früchte zur Reife. Kaum wird das erforderliche Getreide erzeugt, das oft schon unter Schneegestöber einge-

erntet wird. Wichtiger ist die Viehzucht. Die tibetanischen Zuchtthiere, insonderheit die Schafe, sind mit einem feinen und reichen Vließe gegen die Winterkälte ausgestattet. Die Tibetaner sind seit 632 n. Chr. Buddhisten; in Tibet ist die buddhistische Hierarchie am vollständigsten durchgeführt. An ihrer Spitze steht der Tale-Lama, d. i. Meer der Weisheit, die sich immer wieder verjüngende Verkörperung Buddha's, der vor seinem Absterben das Kind bezeichnet, in den seine Seele überzugehen bereit ist. Oefter wird aber auch der neue Tale-Lama von den Priestern gewählt, und chinesische Intriguen sind dabei nicht ausgeschlossen. Göttliche Verehrung wird ihm zu Theil, selbst seine Excremente sind noch heilig. Aber auch im Buddhaismus giebt es hierarchische Spaltungen, wenn sie sich auch meist friedlich vertragen. Der Tale-Lama ist das Haupt der Priester von den gelben Mützen, die sich nicht verheirathen dürfen. Die Rothmützen dürfen heirathen, und ihnen präsidirt der Bogdo-Lama, eine andere Incarnation Buddha's. Außerdem giebt es 10 Oberpriester oder Kutuchtus, in welchen die Seelen der vornehmsten buddhistischen Heiligen Herberge haben. Drei residiren in Peking, einer in Urga. Auf einer Insel im Terguisee residirt ein weiblicher Ober-Lama, der auch zu den Kutuchtus gehört. Die Zahl der niedern Priester oder Lamas ist ungeheuer groß: man zählt in Tibet 84,000, sowie 3000 Klöster.

Schon 1845 war es den katholischen Missionaren Huc und Gabet gelungen nach Lhassa zu dringen. Der Friede von Peking ließ einen ähnlichen Versuch wagen, und der Papst ernannte einen apostolischen Vicar für Tibet. Es gelang aber nur bis Tsiamdo zu kommen.

Tibet war früher ein unter priesterlichem Einflusse stehendes Königreich, das seit 752 von China abhängig sein soll. Seit 1750 setzte die Schutzmacht keine Könige weiter ein, sondern verband in der Person des Tale-Lama geistliche und weltliche Macht. Doch ist er so hochheilig, daß man irdische Sorgen ihm nicht auferlegen darf. Diese sind einem Major-Domus übergeben, der den Titel Nomekhan führt; vier Minister, Kolons genannt, verwalten neben ihm die Staatsgeschäfte. Das ganze Staatsgetriebe wird von zwei chinesischen Bevollmächtigten oder Gesandten überwacht. Alle drei Jahre zieht auch eine Audienzgesandtschaft nach Peking. Gegenwärtig herrscht in Tibet eine kaum geringere Verwirrung als in China. Das Volk trachtet nach Unabhängigkeit von der Schutzmacht, steht in manchen Landestheilen gegen dieselbe in Waffen, und die chinesische Regierung befindet sich außer Stande mit Nachdruck einzuschreiten. Dazu kommt, daß in der Hierarchie der Lamas selbst eine Zerrüttung obwaltet.

Die Hauptstadt von ganz Tibet und der ganzen buddhistischen Welt ist Lhassa. Es ist mit hohen weißen Häusern und Thürmen und goldschimmernden Tempeldächern in einem breiten Thale hingelagert. Unweit vom nördlichen Ende der Stadt erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel, der Buddha-La, d. i. Gottesberg, genannt. Auf diesem gewaltigen Sockel steht

der Palast des Tale-Lama, vielmehr eine Masse verschiedener Paläste, über welchen das gewaltige, vier Geschoß aufragende Mittelgebäude mit vergoldetem Tempeldom und vergoldeten Säulenhallen sich erhebt. Zwei Baugänge verbinden Gottesberg und Stadt, welche immer voller Pilger und Wallfahrer und darum auch ein lebhafter Handelsort ist. Lhassa ist auch der Sitz der beiden chinesischen Gouverneure und hat 80,000 Einw. Der Bogdo-Lama wohnt in Teschu-Lumbu, 30,000 Einw. Sein Klosterpalast besteht aus 300–400 Häusern, Tempeln, Palästen u. s. w. und wird von 3000 Mönchen bewohnt, „welche unter der Aufsicht von vier Lamas das Ceremoniell besorgen, namentlich alle drei Tage das feierliche Morgengebet darbringen mit lautem Gesang und rauschender Musik, wovon der Palast erbebt." Eine bedeutende Stadt ist Tsiambo, die Hauptstadt der Provinz Kham, in einem Thale zwischen hohen Bergen, zwischen zwei Flüssen, die vereinigt entweder den Tihung, einen Zufluß des Bramaputra, oder den hinterindischen Cambodja bilden.

4. Schutzstaaten.

a. Die gebirgige Halbinsel[1]) Korea, 4000 □M. groß, ist von einer Gebirgskette von N. nach S. durchzogen, die ihre Steilseite nach Osten richtet, während an der Westseite weite und fruchtbare Thalgebiete liegen. Man hat Korea deshalb wohl mit Italien verglichen. Sie ist von 8 Mill. Einw. eigenen Stammes bewohnt, die aber mit Chinesen, Mandschu und Japanesen gemischt sind. Auch hier hat Buddha seine Verehrer; unter blutigen Verfolgungen haben römisch-katholische Missionare das Christenthum gepflanzt. Es giebt gegen 10,000 Christen unter einem apostolischen Vicar. Der Despot ist China tributpflichtig; zweimal im Jahre geht eine feierliche Gesandtschaft nach Peking, das eine Mal um den Kalender zu holen, das andere Mal um durch Prosternation zu huldigen und Geschenke zu bringen. Hauptstadt Han-jang. Nur in Fu-schan dürfen japanesische Schiffer landen; überhaupt war das Sperrungssystem bisher in Korea noch strenger durchgeführt als in China. Vor der Südspitze die Insel Quelpaert; alle Küsten sind mit kleinen Inseln und Klippen besäet. Darum nennt sich der Herrscher von Korea „König der 10,000 Inseln."

b. Die Liu-kiu-Inseln bestehen aus zwei Gruppen, zusammen 400 □M. Die 200,000 Einw. sind aus Chinesen und Japanesen gemischt und Buddhisten. Der König schickt nach China und Japan Tribut, doch scheint Japan den größten Einfluß zu besitzen. Die Hauptstadt heißt Schuy. Seit 1854 ist der Hafen Nopakiang auf der Südseite der Insel Groß-Liu-Kiu den Nordamerikanern geöffnet. Statt Liu-Kiu wird auch Lut-schu oder Lieu-kieu geschrieben.

Sonst werden auch Ladakh, Cochinchina, Siam unter den Schutzstaaten China's aufgeführt. Allein entweder ist ein solches Verhältniß völlig gelöst, oder traditionell-imaginär.

---

1) Auf Jansson's Atlas eine Insel.

§. 17.

Japan.

Der Inselstaat Japan, bei dem völligen Mangel einer Kriegsmarine sehr uneigentlich „das asiatische Großbritannien" genannt, besteht aus vier größeren und einer Menge kleineren Inseln (zusammen 3850), welche in einem nach Osten ausgeschweiften Bogen sich von 31°—47° NB. hinziehen und zusammen an 7000 □M. Flächeninhalt haben (nach Siebold 6730). Die Zahl der Einwohner wird auf 35—40 Mill. geschätzt. Administrativ werden 8 Kreise und 68 Provinzen unterschieden. Unter den größeren Inseln sind Kiu-siu und Sikokf die südlichsten und kleinsten; dann folgt die größte, wie ein Kinnbacken gestaltete Insel Nipon; am nördlichsten liegt Matsmai oder Jesso. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose begleitende Felseninseln, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane der Schiffahrt in hohem Grade gefährlich. Die Natur scheint dem Systeme der Abgeschlossenheit zu Hülfe zu kommen.

Das Innere der japanischen Inselwelt ist durchaus gebirgig und vulkanisch. Es giebt eine Menge thätiger und erloschener Vulkane, welche zum Theil in die Region des ewigen Schnees steigen, und heißer Quellen. Erdbeben sind häufig: „ein Wallfisch kriecht unter dem Lande fort," meinen dann die Japaner. Der neuerlich öfter von Mitgliedern europäischer Gesandtschaften bestiegene Fusi-Yama „der Berg der Berge", steigt von einer gewaltigen, breiten Unterlage jäh empor, überragt alle umliegenden Berge und bildet einen vollkommenen Kegel, der oben etwas abgestumpft ist. Die Höhe beträgt 13,177 engl. F. Auf dem Gipfel öffnet sich ein mächtiger Krater von mehr als 1000' Tiefe; denn der Fusi-Yama ist ein Vulcan, welcher aber seit 1707 sich in Ruhe befindet. Größere Flüsse können sich nicht entwickeln: der Jedagava auf Nipon fließt aus dem größten, durch einen Erdfall entstandenen See Omi. Die meisten Gewässer sind Bergströme, die in raschem Gefälle der nahen Küste zueilen und nur zur Zeit der Schneeschmelze beträchtlich sind.

Das Klima ist warm und feucht, doch sind die Winter strenger als in westlichen unter gleicher Breite gelegenen Ländern.

Die Naturprodukte sind mannigfaltig. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen; auch Gold kommt häufig vor. Japan erzeugt den besten Reiß von schneeiger Weiße und überaus sättigender Kraft, und auf seine Cultur ist die Hauptsorge der fleißigen und rührigen Ackerbauer gerichtet. Aber auch andere Getreidearten, mannigfaltige Gemüse (unter diesen die zu pikanten Saucen benutzte Sojabohne) und wohlschmeckende Früchte werden gezogen. Auch in Japan wird, wie in China, jedes nutzbare Fleckchen Erde angebaut; die

Berge sind bis zu ihrer Spitze, schroffe Felsen wenigstens auf der obersten Kantenfläche cultivirt. Die Blumenwelt ist von Japan her durch schöne Zierpflanzen bereichert. Unter den Waldbäumen liefert der Kampferbaum aus seinem Holze und seiner Wurzel ein Hauptausfuhrprodukt. Die Thierwelt ist nicht reich an wilden Quadrupeden; die übrigen Klassen sind stärker vertreten. Wie der Chinese benutzt der Japaner die Thierwelt in einer sehr ausgedehnten Weise zur Nahrung und verschmäht auch widerwärtige Schleimthiere des Meeres nicht. Der Riesenkiemenfuß gilt als Leckerei.

Von den Liu-kiu-Inseln an bis nach Jesso und Tarakai, dem gegenüberliegenden Continente, den Kurilen, Aleuten und Kamtschatka lebte in den vorgeschichtlichen Zeiten das rohe, unreinliche Volk der Ainos, „die allbehaarten" von den Japanesen genannt, wenigstens die behaartesten Menschen der Erde. Etwa seit 1240 v. Chr. beginnt von Süden her chinesische Einwanderung und Colonisation; in stetem Kampfe werden die Ainos immer weiter nach Norden, nach Jesso, Tarakai und den Kurilen gedrängt. Mit dem unterworfenen und civilisirten Theile des Urvolkes vermischte sich die chinesische Einwanderung; so entstand die Nation der Japanesen. Sie gehören also dem tatarisch-mongolischen Stamme an, nehmen aber sowohl körperlich als geistig einen hohen Platz unter den mongolischen Völkern ein. Sie sind nicht klein und gedunsen wie die Chinesen, sondern schlanken Wuchses. Der Geist gewandt und lebhaft; Wißbegier und ein Verständniß für höhere Interessen zeichnen die Japanesen aus. Dabei sind sie eine tapfere, für die Großthaten der Vorfahren begeisterte Nation; der Sinn für Ehre ist bis zur Krankhaftigkeit ausgebildet. So ist der Zweikampf häufig, doch von dem unsern sehr verschieden. Beide Duellanten schlitzen sich selbst den Bauch auf, eine Operation, die der beleidigte Japanese als Arzt seiner Ehre mit raschem Entschlusse vornimmt, und zu der das Gesetz der Ehre auch den geforderten Beleidiger verpflichtet. Rachsucht, Wuchergeist und eine üppige Sinnlichkeit bilden die Kehrseite des japanischen Charakters, der übrigens sehr verschieden aufgefaßt wird. Der Eine sieht über der japanischen Welt höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung charakteristisch ruhen, der Andere erinnert, dabei nicht zu vergessen, daß die japanische Civilisation der lackirten Waare gleicht, die diesem absonderlichen Volke eigenthümlich ist, und daß, je mehr wir in die Zustände dieses Volkes eindringen, die Anzeichen sittlicher Fäulniß um so offenbarer und überwältigender werden.

Die Sprache der Japanesen entbehrt nicht wie die chinesische der Flexion, hat aber sonst chinesische Wörter und Constructionen in sich aufgenommen, und wird mit etwas modificirten chinesischen Charakteren geschrieben. Die chinesische Sprache ist die Gelehrtensprache der Japanesen; ihre Literatur zeigt deutlich chinesischen Einfluß.

Drei Religionen herrschen in Japan. Die älteste und ursprüng-

liche, die *Sintoreligion*, kennt neben einem höchsten göttlichen Wesen, das sich jedoch um die Angelegenheiten der Menschen nicht speciell bekümmert und deshalb keiner besondern Verehrung bedarf, eine Menge Untergötter und Halbgötter, welche die Elemente und das Thun und Lassen der Menschen beherrschen. Die zahlreichen Tempel zeigen keine Götzenbilder, sondern große Metallspiegel. Ascetische Orden, Feste, Wallfahrten und mancherlei Ceremonialgebete sind mit dieser Religion verbunden. Die zweite, die des *Budso*, ist der aus der Fremde eingeführte und mannigfach modificirte Buddhaismus, mit einer Menge von Götzen und Götzenbildern, Priestern und Bonzen, Mönchen und Büßern, Selbstpeinigungen und Wallfahrten. Die Sintoreligion und der Budthaismus sind übrigens jetzt so in einander geflossen, daß eigentlich keine mehr in ursprünglicher Reinheit besteht. Die dritte Religion, die der *Weisen*, umfaßt die Anhänger des Confucius, die jedoch von der Regierung durchaus nicht begünstigt werden.

Die ursprüngliche Regierungsform von Japan ist der Priesterstaat. Seit 660 v. Chr., wo Japans Geschichte aus der Sage heraustritt, herrschen nach den japanischen Annalen Priesterkönige, *Dairis* oder *Mikados*, neben ihnen regierten Unterkönige die Provinzen. Der zehnte Dairi 97—30 v. Chr. schuf für den dauernden Kampf mit den Ainos die Würde der vier Heeresanführer, japanisch *Seogun*. Als Oberhäupter der Armee und der Lehensmannschaft war in ihren Händen die ganze Macht des Staates vereinigt, und sie vermochten sich in der Folgezeit unter günstigen Verhältnissen, wenn das Land von wollüstigen und trägen, von dem Volke wenig geachteten Dairis beherrscht wurde, an die Stelle ihrer Herren zu setzen, und die erworbene Macht auf ihre Nachkommen überzutragen. Sie konnten aber die Dairi entweder ganz vom Throne stoßen, oder ihnen auch die Ehrerbietung, die ihnen das Volk als Oberhäuptern der Religion zollte, lassen: und dies schien den Seogun der folgenden Jahrhunderte unter den bestehenden Umständen das Geeignetste. Da machte 1192 der Kronfeldherr oder *Kubo-Joritomo*, der eben das Reich aus gefahrvoller Lage gerettet, seine Würde in seiner Familie erblich und riß einen Theil der Rechte des Dairi an sich. Seinem Titel fügte er *Soma*, d. i. Herr, hinzu. Bis 1585 blieben geistliche und weltliche Macht noch ziemlich gleich berechtigt neben einander, als ein aus niederem Stande emporgestiegener Usurpator, *Toquixico*, die Würde des Kubo-Soma an sich riß, dem Dairi nur noch die Verwaltung geistlicher Dinge überließ und die Rechte der Unterkönige despotisch einschränkte. Seine Eroberungspläne gegen China, Korea, die Philippinen scheiterten; aber fest begründet blieb die autokratische Macht des Kubo-Soma als weltlichen Herrschers. Das letzte Jahrzehnt hat die Vorstellungen von einem geistlichen und einem weltlichen Kaiser in Japan wesentlich berichtigt. Der *Taikun* (wie der weltliche Kaiser jetzt gewöhnlich genannt wird) ist nichts weiter als ein Executivbeamter der Regierung, während die Verwaltung

des Reichs durch das Kabinet des Mikado oder eigentlichen Kaisers geführt wird, dessen erster Minister im Range über den Taikun steht, derart, daß dieser ihm verantwortlich ist, und nicht die geringste Berechtigung zu Ausübung einer königlichen Gewalt besitzt. Die Erbfürsten der einzelnen Provinzen und Districte oder Daimios regieren in ihren Gebieten, doch von kaiserlichen Spionen belauert, ziemlich unumschränkt, müssen sich aber jährlich mit Geschenken in der Residenz einfinden und dort die Hälfte des Jahres verleben. In neuerer Zeit sind viele Daimios nach Miako übergesiedelt. Der Name des Mikado ist nur den kaiserlichen Prinzen bekannt, der regierende Taikun Mina Motto I.

Das Inselreich im Osten war der alten und mittleren Zeit auch nicht einmal im Zwielicht der Sage und der Wunderwelt vorhanden. Bei arabischen Reisenden und Geographen finden sich die ersten sehr unvollständigen Erzählungen von den Inseln Sila, Sipan oder Dschemakut. Der erste christliche, europäische Schriftsteller, der eine genauere Beschreibung vom Lande Japan giebt, ist Marco Polo. Er kennt es unter dem Namen Sipangu; man hat dort Gold die Fülle, und der Palast des Königs ist ganz mit Gold gedeckt. Die goldreiche Insel aufzufinden gehörte im Zeitalter der Entdeckungen und Seefahrten zu den Lieblingsträumen; Colon glaubte in Cuba das gesuchte Land Sipangu gefunden zu haben. Aber erst 1542 wurden Portugiesen durch Sturm an Japans Küste verschlagen und freundlich aufgenommen. Am 15. August 1549 landete der unermüdliche Franz Xaver und gründete bis 1551 eine christliche Gemeinde, welche in den folgenden Jahrzehnten zu hohem Flor gedieh. Man zählte 200,000 Christen mit 250 Kirchen und 13 Seminaren. Im Jahr 1587 brach eine heftige Verfolgung aus, und die Eifersucht der Holländer, die bei den Eroberungszügen nach spanischen und portugiesischen Colonien auch nach Japan kamen, brachte, neben Mißgriffen der Portugiesen selbst, die Sache des Evangeliums zum Fall. 1596 wurde in einer schrecklichen Verfolgung das Christenthum ausgerottet, die Portugiesen ganz vertrieben. Die Canonisation japanesischer Märtyrer hat noch vor kurzem auf jene glorreiche Märtyrerzeit hingewiesen. Die letzte Christenburg Arima sank 1635 durch niederländische Geschütze. „So lange die Sonne scheint — schrieb man auf das Grab der bei Simabar gefallenen Märtyrer — soll kein Christ es wagen, den Boden Japans zu betreten; selbst der König von Spanien oder der Christen Gott soll dies Verbot mit dem Leben büßen." Erst jetzt bekannte sich Japan zu dem Systeme der strengsten Absperrung, das sonst seiner Politik fern lag. Neben den Chinesen, deren Verkehr aber auch großen Beschränkungen unterworfen wurde, blieben die Holländer das einzige europäische Volk, dem Handel mit dem sonst streng gesperrten Japan erlaubt war. Sie haben sich diesen Vorzug durch Beistand gegen die letzten Bollwerke der japanischen Christenheit, durch Demüthigungen aller Art und Demon-

strationen gegen Symbole und Bräuche des Christenthums (es sollten nur katholische sein) theuer erkauft.[1]) Sie durften nur noch mit zwei Schiffen für etwa 750,000 Gulden Werth exportiren. Die bequem gelegene Factorei zu Firando mußte aufgegeben werden. Elf holländische Beamte wurden auf „dem Maulwurfshaufen" der Insel Desima vor Nagasaki wie in einem Gitterkäfig strenge bewacht und durften das Festland, zu dem eine besetzte Brücke führt, nicht betreten. Früher alljährlich, seit 1790 alle vier Jahre, überbrachte der Präsident der Niederlassung nach Jeddo Tribut. Hartnäckig widersetzte sich Japan den Versuchen anderer Nationen, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Ein russischer Besuch wurde 1804 mit dem Bemerken abgewiesen: „es schicke sich nicht, daß zwei so verschiedene Kettenglieder sich verbänden, da jedenfalls das kleinere sonst zerbrechen müsse." Anwesende Niederländer mußten damals auf die Aufforderung des Dolmetschers: „erst moet je den grooten Heeren een Kompliment maaken," vor dem japanischen Beamten sich verbeugen, ehe sie den russischen Gesandten grüßen durften, und dabei, zum rechten Winkel eingeknickt, die Arme tief herabgelassen dastehen, bis endlich Einer fragte, ob ihm die Geraderichtung nun gestattet sei. Nachdem China 1842 fünf Häfen geöffnet, ließ sich das Sperrsystem nicht mehr halten. Eine Machtentfaltung der Vereinigten Staaten in der Bai von Jeddo führte zu dem Vertrage vom 31. März 1854, durch welchen die Häfen Hakodadi und Simoda den Amerikanern geöffnet wurden. Durch eine ähnliche Expedition erzwangen die Engländer am 14. October 1854 die Zulassung in die genannten Plätze, zu denen auch Nagasaki hinzutrat. Am 26. Januar 1855 schloß Rußland einen Handels- und Grenzvertrag, nach welchem Iturup eine japanische, Urup und die andern Kurilen im Nordosten russische Inseln sein sollten, und den russischen Schiffen außer Nagasaki und den genannten Häfen im Nothfalle auch die übrigen Häfen des Reichs geöffnet sein sollten. Am 9. November 1855 folgte der Handelsvertrag mit den Niederländern, welche des früheren Druckes enthoben wurden. Eine japanische Gesandtschaft besuchte 1858 verschiedene Höfe Europas. Am 24. Januar 1861 ward mit Preußen, am 6. Februar 1864 mit der Schweiz ein Handelsvertrag abgeschlossen. Inzwischen regt sich immer mächtiger die Opposition der Daimios und des Mikado gegen den Verkehr mit den Fremden. Im Juni 1862 hatte sogar der Minister des Aeußern ein Rundschreiben an die Gesandten und Consuln gerichtet und ihnen angezeigt, daß er von dem gegenwärtig in Kisto residirenden und im Auftrag des Mikado handelnden Taikun beauftragt sei, die (vertragsmäßig) geöffneten Häfen wieder zu schließen und die den Vertragsmächten angehörigen Fremden

1) Wir erwähnen die Auskunft: „Wir sind Holländer, aber keine Christen," das mit Füßen Treten des Kreuzes, das Unterlassen aller christlichen Gebräuche, Gesänge und Gebete, die eines freien Menschen unwürdigen Höflichkeitsbezeigungen selbst gegen niedere Beamte, und — was nicht ausbleiben konnte — die Verachtung der Japanesen selbst. „Wie konnten," sagten diese, „Christen gegen Christen fechten, die beide durch eben dieselbe Pforte in den Himmel gehn?"

zu vertreiben, da Japan keinen Verkehr mit ihnen unterhalten wolle. Zwar wurde diese Anordnung im October wieder zurückgenommen, aber zwischen einzelnen Erbfürsten und den Europäern kam es zu blutigen Conflicten. So bombardirten die Engländer im August 1863 die dem Fürsten Satsuma gehörige Stadt Kagosima auf der Insel Kiusiu, und 1864 kam es zu einem Zuge gegen den Fürsten Negato. Zur Zeit sind bei Japan Gesandte von Frankreich, England und den Vereinigten Staaten beglaubigt.

Auf der Insel Nipon liegen die Hauptstädte der beiden Herrscher. Ungefähr in der Mitte der Ostküste ist die 2—3 Meilen breite und 6 Meilen lange, mit kleinen Inseln besetzte Bucht von Jeddo eingeschnitten; sie hat trefflichen Ankergrund und könnte sämmtlichen Flotten der Welt Schutz gewähren. In ihrem Hintergrunde ist halbmondförmig das von zwei Flüssen durchschnittene Jeddo, die Residenz des Taikun, gelagert. Sie hat etwa 7 Stunden im Umfange und wahrscheinlich gegen 2 Mill. Einw. Die Straßen sind 40 bis 50 Ellen breit, die Häuser meist einstöckig. In zahllosen Buden und Läden stehen die Erzeugnisse japanischer Industrie: lackirte Waaren, Seidenzeuge, Porzellan, Metallarbeiten, wie die berühmten Säbelklingen u. s. w. zur Schau. Das kaiserliche Schloß mit seinen Nebengebäuden und Gärten bildet einen eigenen Stadttheil, der mit Wällen und Gräben umgeben ist. Auch die Unterkönige haben in den äußeren Theilen des Schlosses ihre besonderen Paläste. An der Bucht von Jeddo liegen nahe bei einander die Städte Yokuhama und Kanagawa; die erstere ist jetzt der Hauptverkehrsplatz mit den Europäern.[1] Ein trefflicher Ankergrund, mittlere Tiefe, und Schutz gegen fast alle, besonders gegen die herrschenden Winde bilden seine Hauptvorzüge. Dazu findet sich Raum genug für eine zahlreiche Flotte. In Bezug auf Kanagawa stellte sich bald heraus, daß der Ankerplatz für größere Fahrzeuge ungenügend war und zu weit von der Stadt lag, so daß die Vertreter der verschiedenen Vertragsmächte nachher mit der japanesischen Regierung übereinkamen, die fremden Kaufleute und Beamten sich in Yokuhama ansiedeln zu lassen, wo der Ankerplatz dem Lande näher ist. Anfang 1864 waren daselbst 70 Amerikaner und 164 Europäer, darunter 80 Engländer, 30 Franzosen, 30 Holländer, 16 Deutsche, 8 Schweizer und 8 Portugiesen niedergelassen. Jedes Handelshaus hat jetzt steinerne feuerfeste Waarenhäuser. Ferner giebt es eine französische katholische Kirche, und eine englische protestantische, welche vor kurzer Zeit eingeweiht wurde. Auf der Westseite der Bucht von Jeddo, nicht weit von ihrem Ausgange, liegt Simoda. Miaco am Jedagava gelegen, mit 600—700,000 Einw., ist die Residenz des Dairi Sama, dessen Palast den nördlichen Theil der Stadt einnimmt, ebenfalls durch Wall und Graben geschützt. Miaco ist der Sitz der Buchdruckereien, der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, der Brennpunkt der japanischen Literatur, welche am Hofe des geistlichen Kaisers gepflegt wird. Hier werden die Reichsannalen und Kalender herausgegeben. Zugleich ist in Miaco die allgemeine Münze, und die schon an sich lebhafte Fabrikstadt wimmelt von Pilgern und Wallfahrern. Unter den fünfhundert Tempeln sind zwei besonders ausgezeichnet. Der eine soll nach Angabe der Japaner 333,333 Götzenbilder enthalten, der andre den berühmten Koloß des Buddha, mit der Lotosblume, auf welcher er sitzt, 80 Fuß breit. Am untern Jedagava liegt die blühende Handelsstadt Osacca, mit 80,000

---

1) In deren verschiedene Nationalitäten und Bräuche sich die schlauen Japaner bald eingelebt haben. Die Mannschaft des preußischen Schiffes „Gazelle" wurde selbst von Kindern mit dem Rufe: Ohaio Prussian, Prussian very good! begrüßt, und Ruderer sangen mit Hinblick auf ein Trinkgeld ein Lied mit dem Refrain „Arcona, Arcnoa."

Einw., eine von den fünf Reichsstädten, die dem Taikun unmittelbar unterworfen sind. Ihre Fabriken und Manufakturen sind die ersten des Landes, sie ist das japanische Su-tscheu zu, wo alle Fürsten des Reichs Wohnungen haben. Ihr Hafen Hiogo ist seit 1863 den Fremden offen. Die Felseninsel Fatsisio, im Osten von Nipon, ist der Verbannungsort für Staatsverbrecher, so steil, daß diese hinaufgewunden werden müssen.

Auf der Insel Sikok ist Awa an der Nordküste die bedeutendste Stadt.

An der Nordwestküste von Kiu siu liegt die dem Kubo Soma unmittelbar unterworfene Handelsstadt Nagasaki an einer Meeresbucht zwischen grünen Bergen. Die Stadt ist nach Art der japanischen Städte regelmäßig angelegt, mit sich rechtwinklig schneidenden Straßen; doch geht es wegen der Lage an der Höhe bergauf und bergunter, so daß man kein Fuhrwerk, sondern nur Palankine oder Norimans gebrauchen kann. Durch eine kurze Brücke von Quadersteinen hängt mit der Stadt das künstlich angelegte, fächerartig gestaltete, 82 Schritt breite und 200 Schritt lange Inselchen Dezima oder Desima zusammen, früher das enge Terrain der Holländer das einem Reisenden kaum „als Spielplatz für eine Schuljugend auszureichen“ schien.

Die nördlichste große Insel Jesso oder Matsmai, von Norden nach Süden von einer Reihe meist erloschener Kegelberge durchschnitten, wird von denselben Ainos bewohnt, die wir schon auf Saghalin trafen. Sie stehen in einem Unterthänigkeitsverhältniß zu dem japanischen Gouverneur, der in Matsmai residirt. An der Sangarstraße (nach Anderen richtiger Tsugar), welche Nipon und Jesso scheidet, liegt außer der eben genannten Stadt Hakodadi, der zweite Freihafen, ebenfalls an einer geräumigen und sichern Bai mit trefflichem Ankergrunde. Die Küsten von Jesso sind mit zahlreichen Fischerdörfern bedeckt, das Innere menschenarm. An der Nordküste die kleine Stadt Tomari. Unter japanischer Herrschaft steht auch die südliche Hälfte der eben erwähnten Insel Saghalin oder Tarakai, welche von Jesso durch die La Peyrousestraße geschieden wird. Ein mit Rußland den 26. Januar 1855 geschlossener Vertrag hat nur die südlichsten der Kurilen, Iturup und Kunasiri oder Kunaschir, bei Japan belassen.

Südöstlich von Nipon liegt die Gruppe der Bonininseln, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Japanesen entdeckt und colonisirt sind. Auf der Peelinsel (Hafen Port Lloyd) befindet sich seit 1830 eine von den Sandwichinseln übergesiedelte Colonie, welche aber von jeder fremden Herrschaft völlig unabhängig ist. Sie besteht aus 30—40 Seelen und hat sich am 28. August 1853 eine Verfassungsurkunde gegeben. Die Gruppe zählt noch zwei Inseln von bedeutendem Umfang, Stapleton-Island und Buckland-Island.

§. 18.

Sibirien.

Wir beschließen den Gang durch die Länder Asiens mit Sibirien, jenem weitgedehnten Tieflande, welches, dem Nordrande von Hochasien vorgelagert, ein Fünftheil des ganzen Erdtheils umfaßt, und Europa an Größe übertrifft. Den letzten Platz nimmt es in unserer Reihe aus zwei Gründen ein. Seiner ganzen Beschaffenheit nach ist Sibirien

der asiatischen Natur entfremdet und erinnert an Nordamerika; es gehört dem großen Polarlande an, das ohne eine Differenz der Erdtheile zu kennen den Nordpol umlagert. Dann aber ist es ein historisch-junges Land, jünger als Amerika.

Nachdem Rußland zu Ende des Mittelalters das Joch der Mongolen abgeschüttelt, begann es bald in der damals allein möglichen Richtung nach Osten hin sich zu dehnen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann eine Kaufmannsfamilie Stroganow mit Erfolg das Land um den Ural zu colonisiren. Sie hatte dabei Angriffe und Störungen von Osten her auszustehen. Zwar zahlte der mächtige Tatarenchan Kutschjum, der in Sibir, seiner 15 Werst von dem heutigen Tobolsk gelegenen Hauptstadt saß, einen Tribut in Zobelfellen an den Czar, aber die nomadischen Horden der Steppe fragten nach keinem Gebieter. Da riefen die Stroganow den Kosakenhetman Jermak, das Haupt einer von dem Czar Iwan geächteten Schaar, zu Hülfe. Er kam, durch deutsche und andere Colonisten und Abenteurer verstärkt; doch war sein Haufen nicht über 1000 Köpfe stark. Und nun begannen diese nordischen Conquistadoren, an Muth und Thatkraft den spanischen nicht nachstehend, ihr Werk. Die entscheidende Schlacht wurde am Irtisch, 23. October 1581 geschlagen; noch jetzt wird in den Kirchen von Tobolsk für 107 Kosaken, die da fielen, gebetet. Kutschjum entfloh, das verlassene Sibir wurde besetzt, das Land bis zum Ob erobert. Nun bot Jermak dem Czaren das neue Besitzthum an, erhielt Verzeihung und Verstärkung. Zwar fiel Jermak 1584, selbst Sibir ging wieder verloren, aber der sichere Grund war gelegt. Bis 1639 war Sibirien bekannt und erobert. Kamtschatka wurde 1695—1730 zugefügt,[1]) für genauere Erforschung und Sicherung des neuen Gebietes eifrig gesorgt. Die Russen sind aus den verschiedensten Gründen geschichtlich zur Colonisation Sibiriens berufen.

Dem westlichen Europa war das neue russische Gebiet im Osten ein unheimliches Land. Sibirien! noch jetzt weht uns schon aus dem Worte die schneidende Eisesluft der unwirthbaren Steppe an, und wir pflegen mit diesem Namen, wie sprüchwörtlich alle Schrecken einer völlig erstarrten Natur, alle Ausschweifung, ja allen Greuel eines schrankenlosen Despotismus zu verbinden. Wir werden sehen, wie viel Irriges in dieser herkömmlichen Annahme zu berichtigen ist — mit welchem Rechte ein russischer Schriftsteller von einem „sibirischen Italien" reden kann.

Sibirien, in politischer Umgrenzung ein Gebiet von 262,745 □M. mit etwa $8\frac{1}{2}$ Mill. E., ist nur in seinem südwestlichen Theile vollkommenes Tiefland, und hängt hier durch die Kirgisensteppe mit der großen Senke von Turan und Osteuropa zusammen. Sonst ist es in

---

1) Die Karte im Seeatlas von Jac. Colom 1668, welche Nordostasien darstellt, führt die Küste Asiens von der Waigatzstraße 480 M. nach Osten, dann läuft sie südöstlich, dann südwestlich bis Korea. Von Kamtschatka, dem Meere von Ochotsk u. s. w. keine Spur.

seinem südlichen und östlichen Theile durchaus Gebirgsland. Den uns bekannten Gebirgen, welche den Nordrand von Hochasien ausmachen, sind nach Norden hin weit verzweigte Bergländer vorgelagert. So setzt sich der Altai in erz- und steinkohlenreichen Gebirgslandschaften nach Norden fort. Unter den Seen dieses Berglandes zeichnet sich der Kolywansee durch die grotesken Granitformationen aus, welche wie Säulen, Thürme, Obelisken u. s. w. zwischen Gruppen dichter Fichten seine Ufer umstarren. Oestlich an den Altai schließt sich das daurische Alpenland, in welchem zwei Haupttheile unterschieden werden. Die Baïkalgruppe umgiebt den Baïkalsee, den größten Gebirgssee der Erde. Ein tiefgeschnittener Spalt zwischen Steilwänden von Kegeln, die zum Theil ihre Spitzen in ewige Schnee- und Eismassen hüllen, selbst noch 1280 Pariser Fuß über dem Meere, krümmt er sich bei einer Breite von 8 Meilen 80 Meilen von Nordosten nach Südwesten, eine durch Stürme und Schwankungen seiner Wassermasse gefährlicher Wasserspiegel von 900 □M. Darum beten und opfern die Tungusen ringsumher, um sich günstige Ueberfahrt über das „heilige Meer" zu sichern. An die Baïkalgruppe, die Geburtsstätte großer Flüsse (Angara, Lena, Amur), schließt sich das daurische Scheidegebirge zwischen dem Gebiete des Amur und der Lena. Die nordöstlichen Verlängerungen Jablonoi-Chrebet und die an der Küste des stillen Oceans laufende Stanowoi-Chrebet, sammt der in das Innere sich verzweigenden Aldankette sind noch sehr unerforscht; ihr Zusammenhang mit den Gebirgen von Kamtschatka wahrscheinlich, aber nicht bestimmt erwiesen.

Große Ströme mit den größten Stromgebieten der alten Welt, von fast gleich langem und vielfach gewundenem Lauf strömen aus diesen Gebirgslandschaften nach Norden. Der Ob, links mit dem größern Irtisch, umschließen die Verzweigungen des Altai. Der Jenisei empfängt aus dem Baïkalsee, in den Selenga und Angara fließen, seinen größten Nebenfluß, gewöhnlich Angara genannt. Zu der Lena strömt rechts der Aldan, dessen Gebiet sich zwischen der Aldankette und den beiden Chrebets dehnt. So erblicken wir in dem sibirischen Tieflande drei Paare unentwickelter Zwillingsströme, die aber einen großen Theil des Jahres gefesselt und gebunden sind. Sie tränken mit ihrer großen Wasserfülle vergebens die unwirthbaren Flächen des Nordens und eilen dem unzugänglichsten aller Oceane zu.

Denn allerdings sind die klimatischen Verhältnisse des sibirischen Tieflandes ungünstig genug. Dem continental-excessiven Klima schon angehörig, ist es zwischen dem Eismeere im Norden und Eisgebirgen im Süden eingeschlossen; der Wall von Hochasien läßt keine mildernden Südwinde zu, während das Land den rauhen Nordstürmen offen liegt. Auch die übermäßig reiche Bewässerung wirkt herabstimmend auf die Temperatur. Langen strengen Wintern mit furchtbaren Kältegraden (40—50° R.) folgen kurze, sehr heiße Sommer, in welchen die

Früchte schnell zur Reife gedeihen und Myriaden von Stechmücken eine Plage sind. Wegen der Schwüle müssen die Feldarbeiten oft bei Nacht verrichtet werden. Bei dem allen ist dem südlichen Sibirien, etwa bis zu 55°, noch Getreidebau gestattet, während weite Striche mit ausgedehnten und üppigen Grasfluren und dichten Nadelholzwaldungen bedeckt sind. Die sibirische Ceder oder Zirbelnußkiefer (Pinus Cembra), deren Nüsse sibirische Damen in Gesellschaften während der Redepausen kauen, ist ein verbreiteter Baum. Im Norden der Wälder und Culturflächen beginnt die Zone der Steppen, noch hier und da von Hügelzügen und kleinen Gebirgen unterbrochen, im Frühjahr mit Gras und Blumen geschmückt. Noch weiter nördlich folgt die öde, schreckliche Tundra (Tuntur im Finnischen); die Steppe erzeugt hier wenige beerentragende Sträuche,[1] zuletzt nur dichten Filz von Moosen und Flechten, ihren Grund bilden gefrorne Erde und Schichten nie thauenden Eises, in welchem die Reste großer vorsündfluthlicher Thiere, ja diese selbst mit Haut und Haaren erhalten (Mammuthe) eingeschlossen sind.[2] In dem kurzen Sommer thaut die Oberfläche der Tundra einige Fuß auf und sie verwandelt sich in undurchdringlichen Morast. Die in ewigen Schnee und Eis gehüllte Küste des Eismeers ist wieder zugänglicher als die Tundra.

Daß ein Land wie Sibirien, von dem drei Fünftel zum Anbau gar nicht geeignet sind, keine dichte Bevölkerung hegen könne, liegt auf der Hand. Doch gilt dies von den südlichen Strecken in viel geringerem Maße, und eine Menge verlassener Bergbaue und Schmelzwerke, und zahlreiche Stein- und Hügelgräber der Tschuden (Scythen) sprechen für eine in alten Zeiten gedrängtere Population. Die heutige Bevölkerung Sibiriens, welche, je weiter nach Osten, desto dünner gesäet ist, und wenn wir die Kirgisensteppe zu Turan rechnen, nicht 3 Mill. ausmacht, zerfällt in zwei Klassen. Die erste, im westlichen Sibirien zahlreich, sonst auf die große Handelsstraße von Tobolsk nach Irkutsk und die Bergstätte beschränkt, wird von Russen gebildet, die das Land colonisirten, zum großen Theil die Descendenten von Verbannten und Verbrechern. Als Land der Deportation für ein weites Reich hat Sibirien für uns ein geheimnißvolles und tragisches Interesse. Verbannungen dahin kommen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts vor, aber erst als 1754 die Todesstrafe im russischen Reiche abgeschafft wurde, kam in diese Praxis ein gewisser rechtlicher Organismus. Verbrecher, die in anderen Ländern die Todesstrafe erleiden würden, wurden auf Lebenszeit (früher zuvor wohl geknutet und mit geschlitzten Nasenlöchern) nach Sibirien transportirt und müssen dort in den Bergwerken schwere

---

1) Die äußerste Baum- und Strauchgrenze (Coniferen und Amentaceen) ist an der Behringsstraße 67°, westlicher an der Lena 71°.

2) Im Jahre 1779 entdeckte man am Ausflusse der Lena ein Mammuth, das in einer 250′ hohen Eismasse eingefroren war. Erst 1804 wurde es vom Eise entblößt; das Fleisch war so wohl erhalten, daß weiße Bären und Hunde dasselbe begierig fraßen. Das Skelet sammt der mit einer dichten röthlichen Wolle bedeckten Haut befindet sich in Petersburg.

Zwangsarbeit verrichten. Verbrecher geringerer Grade, die mehrjährige Besserungsstrafen auszuhalten haben, werden als Colonisten angesiedelt, erhalten für die ersten Jahre von der Regierung Unterstützung und müssen eine bestimmte Abgabe an Früchten oder an Fellen der zahlreichen Pelzthiere (Zobel, Hermeline, schwarze und blaue Füchse, Eichhörnchen) entrichten. Seit 1830 werden auch alle Vagabunden und Landstreicher nach Sibirien dirigirt, und so kann es nicht auffallen, daß jährlich etwa 10,000 Menschen aus dem weitem Reiche deportirt werden. Alle verlieren ihre Namen und werden nur mit Zahlen benannt und gerufen. Allerdings aber war natürlich die Verbannung durchaus nicht allein rechtliche Procedur und Folge von Verbrechen, sondern ein entsetzliches „instrumentum regni" in der Hand der Despotie und politischen Intrigue gegen alle politischen Verbrechen oder auch nur Verdächtige. Das verwichene Jahrhundert namentlich bietet Exempel genug, wie ein noch als allmächtig gebietender Großer und Gewaltiger in der Nacht plötzlich aus seinem Glanze gerissen, in einer elenden Kibitke mit Weib und Kind nach Sibirien deportirt wurde und einen Palast mit einer sibirischen Holzhütte vertauschen mußte. [1])

Neben den Russen bewohnen besonders den Norden und Nordosten des Landes nomadische Jäger- und Hirtenvölker, die dem finnisch-tschudischen oder mongolischen Stamme zugehören. Ihre Heerden und Zugthiere bezeichnen treffend die klimatischen Gegensätze Sibiriens. Die südwestlichen Steppen durcheilt noch das Kameel, der Norden spannt Renuthiere und Hunde vor seine Schlitten. Zu jenen Nomadenvölkern gehören die türkisch-tatarischen Barabinzen, zwischen Ob und Irtisch, die Samojeden und Ostiaken in den Gebieten des Ob und Jenisei und an der Meerküste, weiter östlich Korjäken, Jakuten, Tungusen, Kamtschadalen u. A. Sie sind, wenn auch oft noch in oberflächlicher Weise, Christen, und liefern an die Krone einen Tribut an Pelzen und Fellen. Die Tschuktschen sind ganz unabhängig.

Die russische Regierung und Geographische Gesellschaft in Petersburg im Besondern haben in dem letzten Jahrzehnt viel für nähere Erforschung Sibiriens gethan. Unter einer Menge von Reisenden und Forschern heben wir Gustav Radde hervor. Er hat den Baikal-See 1855 in seinem ganzen Umfange bereist; 1856 war er am Nordostrande der hohen Gobi, im russischen Daurien, und bestieg den Sochondo im Apfelgebirge. In den beiden nächsten Jahren erforschte er den mittlern und untern Lauf des Amur, das Bureja- und Kamni-Gebirge, 1859 den östlichen Theil des Sajanskischen Gebirges, in welchem er den 11,452 engl. Fuß hohen Sardik erstieg.

Die russische Regierung rechnet einen Theil des sibirischen Tieflandes, der an den Ural anstößt und wichtige Bergstädte enthält, zu

---

1) Unter andern nur schwach vertretenen europäischen Völkern, wie Polen, oder den Nachkommen der nach der Schlacht von Pultawa 1709 verbannten Schweden, giebt es unter den Beamten und Bergleuten auch Deutsche.

dem Gouvernement Perm, und unterscheidet sonst die beiden Hauptgouvernements **Westsibirien** und **Ostsibirien**. Neue Straßen und Telegraphenlinien durchziehen die weite Strecke und zeugen dafür, daß Rußland diesen Besitzungen immer mehr Bedeutung beizulegen beginnt.

I. **Westsibirien** zerfällt zunächst in die Gouvernements **Tobolsk** und **Tomsk**.

Die Hauptstadt von Westsibirien ist das 1587 angelegte **Tobolsk** am Zusammenflusse des **Tobol** und **Irtisch**, 1855 mit 15,995 Einw. Lebhafter Handel und Hauptniederlage des an die Krone zu liefernden Pelzwerkes. Unter den Kirchen eine lutherische. Südwestlich von Tobolsk **Tjumen**, 1849 mit 14,337 Einw., Hauptpunkt für den Transithandel zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland. Südlich am Irtisch **Omsk**, 1855 mit 16,257 Einw., ein Hauptwaffenplatz gegen die Kirgisen, wo jetzt der Gouverneur von Westsibirien residirt. Unter den gottesdienstlichen Gebäuden eine protestantische Kirche und eine Moschee. Viel Geselligkeit und europäische Bildung. So hat die Stadt z. B. eine Kleinkinderbewahranstalt, einen Leseclub, in welchem neben russischen und französischen Zeitungen von deutschen die Allgemeine Zeitung und der Dorfbarbier gehalten werden u. s. w. Auch **Petro-Pawlowsk** ist ein fester Platz gegen die Kirgisen, zugleich aber die wichtigste Zollstätte und Platz für den Handel mit den Kirgisen, den Staaten von Turan und den westlichen Provinzen des chinesischen Reichs. Die große Bergwerksstadt des Altai ist **Barnaul**, wo auch gemünzt wird. Ein wichtiger Handels- und Verkehrsplatz ist **Tomsk** an dem zum Ob fließenden **Tom**, 1850 mit 13,349 Einw. Hier beginnt die 1830 entdeckte große Goldregion, welche vor Ausbeutung des kalifornischen Goldes so viel Gold lieferte als ganz Amerika zusammen. Das edle Metall kommt in feinen Körnern vor, selten sind Stücke von mehreren Pfunden. In Tomsk versammeln sich im Herbst die Goldsucher, um durch Spielen und Trinken den Gewinn auf das Nascheste durchzubringen. Ein von einem speculativen Engländer angelegtes Gasthaus unterstützt sie in ihren Schwelgereien; eine Flasche des in Sibirien gern und viel getrunkenen Champagners kostet allein 7 Silberrubel; d. i. 7 Thlr. 14 Sgr.[1]) Am untern Ob **Beresow**, einer der härtesten Verbannungsorte. Hier lebten einst Menzikoff, Dolgoruki, Ostermann u. A.

Mit Westsibirien ist eine neue, sehr wichtige Erwerbung, der **District von Semipalatinsk**, das Gebiet um den **Balkaschsee** verbunden. Dieser Theil des chinesischen Turkestan bildet den Schlüssel zu den Gebieten des Sir und Amu, und ist ein gegen die indo-britische Grenze vorgeschobener Posten. Die russische Politik, die mit scharfem Blicke ihre Zukunft in Centralasien erkennt, beschloß die Annexion des wichtigen Gebietes, und sie erfolgte in eben solcher Geräuschlosigkeit wie die Erwerbung des Amurlandes; von China ignorirt, von Europa nicht beachtet.

Die Stadt **Semipalatinsk** 8000 Einw. Die Stadt und Festung **Kopolsk**, nordwestlich von dem 12—13,000′ hohen **Alatau**, den **Schrenck** 1840 erstiegen. Der am weitesten vorgeschobene Posten in Centralasien ist Fort **Wjernoje** oder **Keskelew** am Fuße einer Schneekette, welche den See **Issikul** im Norden umgiebt.

1) Schon in den ältesten Zeiten haben Goldsucher die sibirischen Berge eben so durchzogen, wie später venetianische Abenteurer die deutschen Gebirge. Metallene Geräthe und Feuerstätten in deutschen Höhlen erinnern noch an diese Goldsucher, welche die griechischen Erzählungen von den Gold suchenden Arimaspen veranlaßt haben. — Im Jahr 1856 betrug die Goldausbeute 45,450 Pfund.

Zu Westsibirien wird auch das weite Gebiet der von Rußland abhängigen Kirgisen gerechnet. S. 285.

II. Ostsibirien, hat für die russische Politik jetzt eine hohe Bedeutung gewonnen und wird mit besonderm Interesse sowohl näher erforscht als sorgsamer colonisirt und administrirt. Neben der öfter erwähnten allgemeinen Richtung der Cultur nach dem stillen Meere hin sind die eben erwähnten Goldlager an der Lena und neulich Kupfererzlager entdeckt, und die südlichen Gebirgslandschaften bieten den Schlüssel zum Amurlande, dem neu erworbenen und zukunftreichen Schauplatze russischer Größe.

Man unterscheidet die Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk, das Gebiet Jakutsk, Transbaikalien, den ostsibirischen Küstendistrict mit dem Amurland.

Die Hauptstadt Irkutsk an der krystallhellen Angara, 800 M. von Petersburg, 300 M. von Peking, hat sich von einer ärmlichen Weilerhütte und Poststation (1661) zu einer Stadt aufgeschwungen, die 1843 14,454 Einw. ohne die starke Besatzung zählte. Jetzt 24,000 Einw. Gymnasium, Bibliothek, Theater u. s. w. Sie ist jetzt die bedeutendste Stadt in Sibirien, wo Petersburger Moden und westeuropäische Sitten mehr als irgendwo im Lande Eingang gefunden haben. Irkutsk ist Sitz der 1799 bestätigten und mit erweiterten Vorrechten beschenkten russisch-amerikanischen Compagnie für den Pelzhandel und seit der neuesten Zeit auch administrativer Mittelpunkt für die Flotte und alle Marine-Etablissements am stillen Ocean. Am Jenisei liegen Krasnojarsk mit reichen Goldwäschen und guten Gebäuden, und Jeniseisk; an einem Arme der Lena Jakuzk, Hauptniederlage für die Pelzjagd in Ostsibirien. Ein hier gegrabener für die physische Geographie wichtig gewordener Brunnenschacht zeigte noch bis 370 rheinische Fuß gefrorene Erde. Der Boden, 100′ tief gefroren, thaut im Sommer etwa 3—4′ auf; trotzdem leben die umwohnenden Jakuten noch von der Rindviehzucht, da die Wiesen an der Lena in dem kurzen Sommer doch so viel Gras erzeugen, daß das Vieh mit demselben in geheizten Ställen durchwintert werden kann. Westlich von der Lenamündung Olensk, die nördlichste Stadt des russischen Reichs, unter 72½° NB.; am kältesten soll es in dem weiter östlich gelegenen Nischnei-Kolymsk an der Kolymamündung sein, wo Wrangel drei Jahre zubrachte. „Nach seinen Angaben beträgt die Jahrestemperatur nicht über — 8°. Der Strom friert schon in der ersten Hälfte Septembers zu und thaut nie vor Anfang des Juni auf, während das stets gefrorene Meer an der Küste die herrschenden Nordwestwinde veranlaßt, die selbst mitten im Sommer Schneegestöber bringen und so schon unter 68½° NB. Der Sommer ist hier nur ein Kampf zwischen Entstehung und Vernichtung, auf drei Monate beschränkt, wo das verkrüppelte Weidengestrüpp winzige Blättchen treibt, die Beerensträucher sich entwickeln, Millionen von Mücken sich einstellen, höchst selten ein Gewitter ausbricht; um Mittag steigt das Thermometer im Juli zu 18—20°, sinkt aber im Januar bis zu 40° unter Null. Im Winter veranlassen die herrschenden Seewinde dichte Nebel (Morok), aber wie die Seewinde im Sommer Schnee bringen können, so bricht manchmal im Winter an heitern Tagen ein Südostwind durch, der das Thermometer fast plötzlich von — 33° auf + 2° steigen macht."

Die Striche um den Baïkalsee sind wegen des oben bezeichneten politischen Gewichtes jetzt vom Gouvernement Irkutsk getrennt unter dem Namen Transbaikalien oder Daurien zu einem Distrikte mit gesonderter Verwaltung erhoben, auch ein neues Armeecorps der Baikalkosaken organisirt. Tschita ist

Hauptstadt. Unweit der chinesischen Grenze die Stadt Maimatschin, gegenüber (S. 348.) liegt das aus der Kaufmannsstadt und der festen Beamtenstadt bestehende Kiachta, der Hauptplatz für den in strenge Regeln und Gewohnheiten gedrängten Verkehr mit China. Besonders starke Geschäfte in Thee (700 Sorten oder „Familien",) und Rhabarber. Man rechnet, daß auf der großen Messe im December für 10 Mill. Rubel, im ganzen Jahre für 30 Mill. Rubel Waaren umgesetzt werden. Das Leben ist hier sehr heiter, und die Russen leben mit den Chinesen in sehr geselliger Weise, so daß z. B. Tanz, Illumination, Schmausereien u. s. w. stattfinden. Sobald aber beide Völker in Handelsgeschäften zu thun haben, herrscht die größte Vorsicht und das strengste gesetzliche Verfahren. Ziegelthee dient hier beim Handel als Geld, so daß man statt des Geldbeutels einen Wagen mit Thee auf dem Markte bei sich führt. Der Mittelpunkt des daurischen Bergdistrikts ist Nertschinsk mit reichhaltigen Silber- und Bleibergwerken. 50,000 Menschen werden hier beschäftigt, darunter 4000 Deportirte.

Die Tschuktschen-Halbinsel um den Fluß Anadyr, auf der am 20. Juli kein Zeichen vom Sommer bemerkbar ist und am 20. August schon wieder Winter eintritt, ist der Wohnplatz des öfter erwähnten, nach seiner Zahl sehr verschieden geschätzten Stammes, der nach der Lebensweise, aber auch nach Gesichtsbildung und Sprache in zwei Theile zerfällt. Die Rennthier-Tschuktschen durchziehen nomadisch das Innere; die Namollos sind an der Küste seßhaft, leben von Fischerei und haben viel Aehnliches von den Eskimos. Auf einer Insel des zum Eismeere strömenden kleinen Anjui liegt Ostrownaja, ein mit Pallisaden umgebener Raum mit ein paar Häusern und einer Kapelle. Nur einmal im Jahre belebt sich der öde Platz, wenn russische Karawanen mit den Horden der Tschuktschen zum großen Tauschjahrmarkte Ende Januar zusammentreffen.

Zu den ostsibirischen Küstendistrikt gehört zunächst die Halbinsel Kamtschatka. Die Ostküste derselben ist von dem Gebirge Sopka (von sopiet = brausen, zischen) bedeckt; erloschene und vierzehn noch feurigthätige Vulkane, unter denen der Kljutschewskaja-Sopka, der höchste Vulkan Asiens, zu 14,790' steigt. Auch heiße Quellen und Seen bezeugen die großartige vulkanische Natur. Die Mitte der Halbinsel durchziehen Mittelgebirge, die Westküste ist niedriges Hügelland. Das Klima ist weit milder als in dem eigentlichen Sibirien; hier gedeihen noch Kartoffeln von besonderer Güte und allerhand Gartengewächse. Für das Getreide ist der Sommer zu kurz. Die Bevölkerung ist sehr gering, etwa auf 5000 geschätzt. Die Eingeborenen, die Kamtschadalen sind, obwohl zum Christenthum bekehrt, ein armseliges, unreinliches Volk, das von Jagd und Fischerei lebt und nur Hunde zu Hausthieren hat. Sie sind übrigens durch Krankheiten und Kriege dem Aussterben nahe. Die Hauptniederlassung der Russen ist Petro-Pawlowskaja, oder Peter-Paulshafen, 1600 M. von Petersburg an der Awatschabai. Amphitheatralisch liegen hölzerne, meist mit Rasen gedeckte Häuser die Höhen hinauf, über denen Vulkane mit Schneespitzen emporragen. Das ganze hat etwa 500 Einw., meist Beamte und Kaufleute; aber der durch eine Landzunge gebildete Hafen ist einer der sichersten und schönsten der ganzen Erde.

An der Ostküste von Kamtschatka liegt die unbewohnte Behringsinsel, wo 1741 der holländische Seefahrer Behring mit seinen Gefährten umkam; östlich bis zur amerikanischen Halbinsel Alaschka

hinüber, die von ihm entdeckte Kette der Aleuten. Wir sind gewohnt, sie zu Asien zu rechnen, obwohl sie eine deutliche Fortsetzung der Halbinsel Alaschka sind. Es sind mehr als sechzig Inseln, die größten Unimak, Unalaschka und Umnak; zusammen auch die Fuchsinseln genannt; fast alle gebirgig und vulkanisch; gegen zweiunddreißig thätige Feuerspeier. Auf Unimak, die am meisten vom vulkanischen Feuer durchwühlt ist, sind deren drei, darunter der 8683' hohe Kegel des Schischaldin; Erdbeben sind sehr häufig. Am 8. Mai 1796 stieg in der Nähe von Unimak die Insel Joann-Bogoßlow aus dem Meere und nahm bis 1823 an Umfang und Höhe zu. Erst am 25. Juli 1856 erfolgte bei Unimak ein furchtbarer unterseeischer Vulkanausbruch. Die christlichen Aleuten (nur etwa 1500) leben von der Jagd der See- und Pelzthiere und vom Fischfang. Auf Unalaschka der Hafen Illuluk.

Eine andere vulkanische Inselreihe, die Kurilen, zieht sich vom südlichen Kamtschatka bis zur japanischen Insel Jesso, zu der die zwei südlichsten gehören. Russisch die übrigen, die nördlichste Schumschu, die größte Poromuschin, die südlichste Urup. Auch hier acht bis zehn meist noch entzündete Vulkane; der höchste wird auf 12—14,000' geschätzt, ist aber noch nicht gemessen worden. Die Einwohner, Fischer und Jäger, gehören zu dem Stamme der Kamtschadalen und Ainos.

Kurilen und Fuchsinseln stehen unter der Verwaltung der amerikanischen Handelscompagnie.

Die Inseln Neu-Sibirien im nördlichen Eismeere, völlig pflanzen- und menschenleer, aber merkwürdig durch die ungeheuere Menge Mammuths-, Büffel-, Rhinoceros- und andere Zähne und Knochen, durch aufgefundene Vogelkrallen von einer Elle Länge und durch Ueberreste sehr großer Bäume. Oestlich davon scheint ein noch unbekanntes Inselland zu liegen. Dort sollen nach dem Glauben der Tschuktschen und Russen Leute mit langen Bärten wohnen, welche Kirchen und Glocken haben. Eine sonderbar geformte Barke, wie sie weder bei Russen noch bei Tschuktschen gebräuchlich ist, wurde 1847 an das sibirische Ufer getrieben, und Rennthiere und Wölfe sollen oft von jenseit des Meeres heran schwimmen.

Südlich von Kamtschatka an der Küste des stillen Oceans Ochotsk mit 1200 Einw. Der Hafen der Stadt ist unsicher und schwer zugänglich; trotzdem war sie lange Zeit der einzige Verbindungspunkt der russischen Continentalbesitzungen mit den russischen Niederlassungen in Nordamerika. Dann wurde 1845 unter 55° NB. auf einer Landzunge, die zu beiden Seiten gute Häfen hat, die Factorei Ajan gegründet, welche 3—400 Einw. zählt. In den Sommermonaten lebhafter Zwischenhandel zwischen dem russischen Amerika und Sibirien. Ein Brief von Petersburg nach Ajan braucht 60 Tage.

Ueberaus wichtig ist die Ausdehnung des russischen Machtgebietes in das Amurland. Nach einem Vertrage von 1689 zog die russisch-chinesische Grenze genau auf der Wasserscheide zwischen dem Amur und der Lena. Die Grenze von 1845 läßt schon den Oberlauf der linken Amurzuflüsse innerhalb Rußlands Grenzen, und jetzt wird, wie

es scheint, der ganze Raum im Norden des Amur, etwa 11,000 □M., als russisches Gebiet betrachtet. Doch haben am Mittellauf des Stromes die Chinesen noch auf beiden Ufern Wachtposten. Unweit der Mündung und zwar am linken Ufer, von üppiger, noch wenig gelichteter Waldung umgeben, liegt die russische Hauptniederlassung Nikolajewsk, einige hundert Blockhäuser, umgeben von Batterien und drei starken Vorwerken. Der Marktplatz der freundlichen Stadt öffnet sich auf der einen Seite gegen den Fluß; in der Mitte steht die neue Kirche mit einem größeren Thurme und vier kleineren. Breite Straßen laufen von dem Markte aus; die eine, dem Flusse parallel, ist mitten durch den Wald gehauen und führt zur Villa des Gouverneurs. Die Verhältnisse sind meist rein militärisch, da fast kein einziger gebildeter Mann dort lebt, der nicht im Militärverbande steht. Unter den 2500 Bewohnern viele Deutsche, besonders aus den Ostseeprovinzen. Das gesellige Leben hat deshalb zum Theil einen deutschen Anstrich und entbehrt durchaus nicht höherer Anregung. Man hat schon eine Bibliothek von 4000 Bänden, liest die Augsburger Allgemeine und die Indépendence Belge u. s. w. Der Gouverneur soll in der Stadt Blagoweschtschensk am Amur residiren, die noch im Entstehen ist. Auf dem Amur, dessen Einfahrt viel Aehnlichkeit mit der Elbmündung bieten soll, hat Rußland eine Dampfflotille. 30 Meilen von Nikolajewsk stromaufwärts Kisi oder Mariinsk, am Ausflusse des Kisi-Siu in den Amur. Aber auch die Küste im Süden der Amurmündung ist russisch. Hier liegen die Forts Lasareff, und in der Castriesbai die Colonie Alexandrowsk, die aus einer Anzahl Wohnungen und Magazinen, einem Hospital und einer Kirche mit Friedhof besteht und lebhaften Handel mit amerikanischen Schiffen unterhält. 40 Meilen südlich an der Bai, welche die Russen Kaiserhafen, die Engländer Barracouta nennen, der Posten Konstantinowsk. Das ganze Küstenland der Mandschurei bis zur Halbinsel Korea gehört nach neuesten Verträgen dem Czar, damit eine Anzahl vortrefflicher Häfen am Japanischen Meere.

Endlich erscheint auch die bisher chinesische Nordhälfte der 1420 □M. großen Insel Saghalin (Karafta, Tarakai) in Rußlands Besitze. Die Eingebornen, die Ainos, Giljaken und Orangen leben von Jagd und Fischfang. Die ersten haben mit den Japanesen, die zweiten mit den Kamtschadalen, die letzten mit den Tungusen Verwandtschaft.

Zweites Capitel.

Afrika.

§. 1. Allgemeines.

Afrika,[1]) das Libyen der Griechen, machte schon auf die Alten den Eindruck des Räthselhaften und Geheimnißvollen. Es war ihnen das Land der Wunder, aus dem immer etwas Neues zu vernehmen war. (Quid novi ex Africa?) Was Afrika hervorbringt, ging ein Sprüchwort, ist außerordentlich im Guten und Schlimmen. Seb. Münster setzt seiner Beschreibung die Worte vor: „Afrika mit seinen besundern Ländern, Thieren und wunderlichen Dingen.“ Und obwohl seither Jahrhunderte vorüberrauschten, die Hauptzüge jener Charakteristik sind noch immer richtig und erkennbar „Welch ein Land muß Afrika sein! — ruft Zimmermann aus (Taschenb. der Reisen 1. J.) — binnen drittehalb hundert Jahren entzieht man ihm über 40 Mill. Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen großer Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Arten von Quadrupeden als Europa. Die unförmlichsten Colosse des Thier- und Pflanzenreiches gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien und der schönsten Farbehölzer, und die Eingeweide seiner Gebirge erzeugen centnerschwere Massen des reinsten Goldes. — Welch ein Land muß Afrika sein! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereint. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung, die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschreckenfresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem Despoten mit eisernem Scepter regiert neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklave. — Welch ein Land muß endlich Afrika sein! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden, trotzen in beiden

---

1) Die Ableitungen dieses Namens von Afir, einem Enkel Abrahams (Josephus), von ἄνευ φρίκης (ohne Froschauer), das Wärmeland, verdienen keine Beachtung. Wahrscheinlicher ist eine semitische Wurzel. Die Phönicier nannten die Nordküste Frigi, Pharikia, d. i. Land der Früchte. Gewiß ist, daß bei den Römern das Gebiet von Carthago den Namen Afrika führte, und durch Römer ist dieser Name erst verbreitet.

Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles verheerenden Zeit!"

§. 2. Die Umfahrt um Afrika's Küsten.

Die Küstenumsäumung Afrika's beträgt 3520 Meilen, und ist fast überall mehr geartet abzustoßen als einzuladen. In der Nordhälfte sind die Ufer vielfach niedrig und sandig, oder die Wüste hat Sandbänke in das Meer vorgeschoben; in der Südhälfte fällt die Küste meist schroff ab. Die sonst dem Verkehre so förderlichen und an den afrikanischen Küsten, besonders am Westrande, so häufigen Meerströmungen erschweren hier durch ihre Heftigkeit und die dadurch entstehende Brandung die Anfahrt. Der guten Hafenbuchten sind verhältnißmäßig wenige. Der Charakter spröder Abgeschlossenheit ist in den Verhältnissen afrikanischer Küsten mit Strenge gewahrt.

Wir beginnen die Umfahrt an der Enge von Suez und segeln an der schon der alten Welt wohlbekannten Küste des Mittelmeeres, das in einer Länge von 600 M. den nördlichen Rand bespült. Die Ufer des ägyptischen Delta sind flach und ziehen sich meist als Sandbänke in das Meer, so daß Schiffe nur an wenigen Stellen landen können. Im westnordwestlichen Zuge hebt sich nun die Küste allmählig zum Cap Harseit und Cap Akabah, 62 M. von Alexandria. Die 600—800' hohe kalkige Hochebene von Akabah geht in das Plateau von Barka über, das zwischen 37 und 40° OL. mit steilen, unzugänglichen Felsen sich aus dem Meere hebt. Nur für kleine Küstenfahrzeuge sind Landungsplätze hinreichend vorhanden. Der nördlichste Punkt des Plateaus, das Cap Sem, 39° 18' OL., ist 1500' über dem Meere. Durch das vorspringende Barka im Osten und das im Westen und Norden hervortretende Hochland der Berberei ist ein 130 M. langer und etwa 40 M. tiefer Meerbusen ausgeschnitten, welchen man den Meerbusen der Syrten oder Golf von Sidra nennt. Die Alten unterschieden die große Syrte, den eigentlichen großen Busen, und die kleine Syrte, eine westliche Einbiegung des großen Ausschnittes. Der Küstenrand ist hier fast überall flach und sandig, mit Dünen und dazwischen liegenden Salzsümpfen bedeckt. An einigen Stellen treten aber auch Züge der Saharaklippen an den Strand, so an dem südlichsten Punkte des Golfs, bei Murata, 38° 39' OL., bei dem dreispitzigen Cap Mesurata, 32° 21' 26" NB., 32° 56' 20" OL. Die westliche oder tunesische Küste des Sidrabusens ist ebenfalls flach und sandig, entfaltet aber einen gewissen Reichthum an Einbuchtungen und Vorgebirgen. So folgen von Süden nach Norden: der Golf von Cabes oder die kleine Syrte; das Cap Kabudia; der Busen von Hammamet; das Cap Addhar oder Bon, 37° 4' 20" NB., 28° 43' 11" OL., das Promontorium Mercurii der Alten, von dem der Blick bei heiterm Himmel bis zu den sicilischen

Gebirgen reicht; der Golf von Tunis mit dem Cap Kartadschena oder Karthago, 36° 52′ 22″ NB., 28° 1′ 25″ OL.

Mit dem Cap Farina am nordwestlichen Ende des Golfs von Tunis, 37° 10′ 43″ NB., 27° 54′ 15″ OL., beginnt die Küste den Zug nach Westen und nimmt zugleich andere Natur an. Sie wird durch hohe, pittoreske, steil aus dem Meere steigende Felsenmassen gebildet, die nur hie und da durch einen mehrere Meilen breiten flachen Saum vom Meere getrennt sind. Stellenweise breite, zum Theil fruchtbare, zum Theil sumpfige Ebenen dazwischen, die sich dann tiefer in das Land ziehen. Die Küste behält diesen Charakter auf einer Strecke von 220 M. bis zur Meerenge von Gibraltar bei, wo sie bei Ceuta und Tanger sich mit 2800′ und 1043′ hohen Felswänden aus dem Meere hebt. Der ganze Saum hat einen Reichthum an felsigen Caps und breiten, halbinselartig in das Meer vorspringenden Landmassen, an zahlreichen Buchten, die jedoch gegen die Nordwinde ungeschützt sind. Es folgen von Osten nach Westen: Cap Blanco (Ras-el-Abiad), 37° 19′ 40″ NB., 27° 27′ 50″ OL.; der Golf von Bona; Cap de Garde; Cap de Faro; der Golf von Stora; der in das Meer tretende Vorsprung der sieben Caps; Cap Matifa; die durch den Vorsprung der Caps Carbon, 36° 49′ NB.; Ferrat, 35° 55′ NB., und Abudja gebildeten Golfe von Arzen und Oran; der Golf von Melilla; das Cap Tres Forcas, eine lange felsige Landzunge, 35° 28′ 30″ NB., 14° 42′ 35″ OL.; Cap Negro.

Die ganze Nordküste des Continents ist sehr arm an vorgelagerten Inseln. Die Armuth an günstigen Hafenstellen und eine starke Strömung von der Straße von Gibraltar bis El-Arisch und der Kampf derselben mit den beständigen Nordwinden, sind den Seefahrern hinderlich und beschwerlich.

Bei dem Cap von Ceuta, 35° 54′ NB., 12° 23′ 30″ OL. segeln wir in die Meerstraße von Gibraltar, welche Afrika in einer Strecke von 7 M. begrenzt. Das westliche Ausgangsthor ist Cap Spartel, 35° 47′ 39″ NB., 11° 44′ 20″ OL.

Wir befinden uns im atlantischen Ocean, welcher in einer Längenausdehnung von 1470 M. Afrika bespült. Seine Küsten sind es, an welchen die alten und neuen Entdeckungsfahrer, und vor allen die Portugiesen in der Ausführung der Devise ihres (von de Geer neuerlich aufs neue verherrlichten) Infanten Heinrich (Talent de bien faire), zagend und zögernd nach Süden segelten; sein Bereich ist es, in welchen die Sage jene Hindernisse verlegte, welche so lange die Fahrt über die Linie als das tollkühnste Wagniß erscheinen ließen.

Vom Cap Spartel bis Cap Blanco, 20° 46′ 26″ NB., etwa 300 M. weit, verfolgt die Küste die Richtung nach Südwesten. Der Küstenrand wird bald von der Meerenge an flach und sandig, und besteht an mehreren Stellen geradezu aus lockern Sanddünen. An guten Häfen fehlt es; Rheden und Ankerplätze in Flußmündungen, die

noch dazu durch Sandbänke unsicher genug sind, müssen diesen Mangel ersetzen. Nur wenige Vorgebirge steigen in klippiger Masse auf, wie Cap Blanco, 33° 15′ NB., und das beträchtlichere Ras-el-Hadik oder Cap Cantin, 32° 40′ NB.

Eine scharfe Unterbrechung in diese Einförmigkeit bringt der unmittelbar aus dem Meere steil aufsteigende Zug des hohen Atlas. Das Cap Ger oder Ghir, sein Anfangspunkt, hebt sich bis 2895′, und bei Agaden ist sogleich ein weiter, vortrefflicher Hafen. Die Küste bleibt gebirgig bis zum Cap Nun oder Non, 28° 45′ 45″ NB. Schon der Portulano Mediceo, das Werk eines genuesischen Seefahrers von 1351, enthält den Namen Cavo de Non. Lange Zeit wurde die Umschiffung des Vorgebirges gefürchtet, wie etwa jetzt die des Cap Horn. Dante läßt nur den Ulysses weiter schiffen, obwohl er schon die Straße von Gibraltar für ein Warnungszeichen hält, nicht weiter sich zu wagen. Er läßt ihn sagen:

„Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
„Eh wir die Enge sah'n, wo Hercules' Hände
„Ein Denkmal aufgestellt zu ew'ger Schau,
„Daß Menschen nie sich fürder wagen möchten."

Ein portugiesisches Sprüchwort sagte: Quem passar o Cabo do Nam (Não), ou torneráou não, „Wer Cap Non umfährt, wenn er nur wiederkehrt!" Die ersten vom Infanten ausgeschickten Caravellen umsegelten es 1415.

Südlich vom Cap Nun tritt bald wieder der flache, sandige Charakter auf und bleibt nun dem ganzen Sahara-Litoral bis zur Mündung des Senegal eigen. Der Küstensaum besteht meist aus reinem, weißem Sande, der streckenweise zu veränderlichen Hügel- und Dünenzügen sich aufthürmt; hin und wieder treten isolirte Klippen und Felszüge heraus. Bis in das Meer dehnt der Sand seine Herrschaft; die Strandbewohner können oft halbe Stunden weit in das Meer hineingehn, um sich der Güter der Schiffbrüchigen zu bemächtigen. Denn die Verflachung des Meergrundes, das Emportreten zahlreicher Klippen bis an den Wasserspiegel und die heftige Strömung längs dieser Küste, die mit feinem Sand erfüllte Atmosphäre und öfters eintretende Windstille, machten dieses Ufer zu einer der traurigst-berühmtesten Lokalitäten in der Geschichte der Schifffahrt. Die meisten Caps sind nur flache, sandige Zungen; das von den Wogen ungestüm umschauerte Cap Bojador (von bojar, hervorspringen), 26° 6′ 57″ NB., 3° 53′ 3″ OL., der Ausläufer einer Bergkette, galt lange Zeit als das westlichste Ende der Welt und das Ziel der Schifffahrt. Das breite Riff an seiner Spitze und die schreckliche Brandung schienen jede Umsegelung zu verbieten. Daß schon 1346 der Catalane Jayme Ferrer darüber hinaus bis zum Goldflusse 23° 56′ gedrungen, war vergessen; die Caravellen von 1415 waren nur bis Cap Bojador gekommen. Darum war es etwas Großes, von den bewundernden Zeitgenossen den Arbeiten des

Hercules gleichgestellt, als der Portugiese Gilianez 1433 auch dies gefährliche Cap umschiffte. Cap Barbas, 22° 19′ 53″ NB., 1° 0′ 53″ OL.; Cap Blanco, das bekannteste unter allen, besteht ganz aus weißem Sande, ohne Gras und Bäume; es läuft in drei Spitzen aus, deren jede eine Meile von der andern entfernt ist. Es ward 1441 von den Portugiesen erreicht. Gleich südlich dabei die Bucht von Arguin mit vorgelagerter Gruppe kleiner Inseln. Nunho Tristão gelangte 1443 hieher. Von da nimmt die Küste eine fast südliche Richtung an; auf dieser Strecke Cap Mirik, 19° 22′ 14″ NB., 1° 8′ 39″ OL. Tiefere und bedeutende Meereinschnitte giebt es auf dem ganzen Sahara-Litoral eben so wenig, als vorgelagerte Inseln von erheblicher Größe.

Auch südlich der Senegalmündung bis zum Cap Roxo, 12° 20′ 31″ NB., 0° 51′ 4″ OL. behält die Küste ihre südliche, nur wenig westlich veränderte Richtung. Die Strecke zwischen Cap Blanco und Cap Roxo beträgt etwa 140 M. Auch auf dieser südlichen Strecke ist diese Küste flach und völlig dürr und sandig. Nur die Mündungen des Senegal und Gambia und einige felsige Vorgebirge unterbrechen die Einförmigkeit. Dahin gehört der westlichste Punkt des ganzen Erdtheils, das mit herrlichen Wäldern bedeckte Cap Verde. Das hohe, auf seinem Gipfel noch mit zwei Hügeln gekrönte Vorgebirge, ragt weit in die See hinaus. Der große venetianische Entdecker Alfonso de Cadamosto erreichte 1455 Cap Verde und den Senegal, 1456 den Gambia.[1])

Vom Cap Roxo oder Rosso bis Cap Palmas, 180 M. weit, streicht die Küste nach Südosten. Nach einem durch zahlreiche Flußmündungen, einschneidende Meeresarme und vorgelagerte Inselgruppen ziemlich mannigfaltigen Terrain folgt wieder ein überaus einförmiger Saum. Cap Verga, 10° 18′ 52″ NB., 3° 18′ 40″ OL., besteht nur aus niedrigen Sandbänken; Pero de Cintra fand es 1462 oder 1463; Cap Sierra Leona, 8° 30′ NB., 4° 20′ 10″ OL., ist dagegen eine hohe, felsige Halbinsel, die mit einer 10 M. breiten Bergwand in das Meer tritt, und ihren Namen nicht von etwaiger Löwingestalt, sondern von dem Gebrüll des Meeres erhalten hat. Normannen gelangten schon zu Ende des 14. Jahrhunderts bis zu diesem Punkte, Pero de Cintra 1463.[2]) Auch die nach Osten folgenden Vorgebirge: Cap Monte oder Mount, 954′ hoch, Mesurado, 6° 19′ 35″ NB., und Palmas sind felsig und meist durch niedrige Sandzungen

---

1) Cadamosto hat das große Verdienst, zuerst unter den portugiesischen Seefahrern, welche Afrika entdeckt und dessen Westküsten besucht haben, einen ordentlichen Reisebericht niedergeschrieben und bekannt gemacht zu haben. Sein Schiffertagebuch ist das einzige vorhandene Original der ersten afrikanischen Entdecker: nicht nur über seine eigenen Reisen, sondern auch über die seiner portugiesischen Vorgänger giebt es Auskunft. Er dictirte seine Reiseberichte über die Goldländer der Negervölker im venetianischen Dialekt.

2) Es schwand Leona's Felsen, wo das Wüthen
Der Brandung tobt, daß Tapfre selbst erbeben.
Camoens Lusiaden.

mit dem Festlande verbunden, so daß sie den Seefahrern aus der Ferne als Inseln erscheinen. Die beiden ersten sind von Pero de Cintra 1463 erreicht und benannt.

Von Cap Palmas zieht die Küste fast 200 M. nach Osten mit einer leichten Beugung nach Norden, dann 40 M. nach Südosten bis zu Cap Formosa, 4° 19' NB., 23° 35' 10" OL., das aber nur aus flachen, kaum über den Meeresspiegel ragenden Alluvionen des Nigerdelta's besteht. Zwischen beiden Vorgebirgen sind noch zu merken das Cap Coast, 5° 7' 20" NB., 16° 35' 10" OL. und das Cap de tres Puntas, der drei Spitzen, 4° 49' 30" NB., 15° 26' 50" OL. Die Portugiesen gelangten 1471 in diese Region. Die Küste hebt sich fast überall so wenig über den Meeresspiegel, daß man ihr ganz nahe sein muß, um sie zu erkennen, und sogar einzelne Bäume auf dem flachen, mit hellgelbem, glänzendem Kies bedeckten Strande den Seefahrern zur Orientirung dienen müssen. Der Meerestheil zwischen dem Cap de tres Puntas und Cap Formosa wird die Bai von Benin genannt.

Vom Cap Formosa ist die Richtung der Küste gegen 50 M. östlich, dann 35 M. nordöstlich, zuletzt 65 M. südöstlich bis zu dem flachen Vorsprunge des Cap Lopez. Der eingeschlossene Meerestheil ist die Bai von Biafara. Ihren südlichsten Theil durchschneidet der Aequator.

Beide eben genannte Buchten sind Theile des großen Meerbusens von Guinea, der den ungefügen Erdtheil an seiner Westseite einigermaßen gestalteter macht. Die Seefahrt bleibt auch hier gefährlich. Streckenweise liegen dem Küstensaume große Sandbänke vor, wie die St. Annenbank bei Sierra Leona, die Biafarabank in der Bai gleichen Namens, und in einiger Entfernung begleitet die ganze Küste eine Kette von Klippen, die nur hin und wieder Einfahrt gestattet. Stürme und gefährliche Meeresströmungen, eine aus dem indischen Ocean, die sich an der Ostküste Afrika's südwärts zum Cap Coast und dann nördlich bis 10° NB. erstreckt, und eine andere nördlich von Amerika herkommende Aequatorialströmung, welche beide Strömungen sich gerade im Busen von Guinea begegnen, erhöhen die Schwierigkeit der Seefahrt. Dazu bietet die Küste bis zum Nigerdelta keinen schiffbaren Fluß mit unversandeter Mündung, außer bei Cap Palmas, keine geschlossene Bai oder sichere Landungsstelle. Oft müssen die Schiffe weit vom Festlande im offenen Meere ankern, und die Communication zwischen Schiff und Küste ist Wochen lang unterbrochen.

Vom Cap Lopez (1471 gefunden) zieht die Küste 130 M. nach Südosten, dann mit einigen Abweichungen ziemlich südlich bis zu dem hohen Cap Negro, 15° 40' 45 SB., 29° 33' OL. Die Landschaft um Cap Lopez ist noch niedrig, mit Lagunen und Sümpfen bedeckt; dann aber erhebt sich die Küste und ist mit hohen grotesken Felsenwänden gegürtet, die stellenweise so schroff und scharf abstürzen, daß

am Meere nicht ein Fußgänger seinen Weg findet. Die sumpfigen Deltas der großen Flüsse zerlegen diese Küstenstrecke in mehrere Abschnitte.

Vom Cap Negro bis zum Cap Voltas, in der Nähe der Orangeflußmündung und dann weiter bis zum Cap der guten Hoffnung, auf 300 M., behält die Küste im Ganzen südöstliche Richtung. Sie ist flach, sandig, wasserlos; stellenweise erhebt sich der Sand zu hohen Dünen, oder es treten vereinzelte Felsmassen auf. So gewährt der pflanzenleere Strand dem Seefahrer einen traurigen Anblick, der durch das gänzliche Fehlen geschlossener Häfen (mit Ausnahme der Walfischbai, 22° 52′ 30″ SB., 32° 2′ OL.), tief einschneidender Meerarme, und Flußmündungen, bestimmter Vorgebirge und vorliegender Inseln noch erhöht wird. Das Meer an der Küste ist flach und klippig. Erst in der Nähe der Südspitze wird die Küste bergig und reicher gegliedert. Die St. Helenabai und die Saldanhabai, vielleicht der sicherste und größte Seehafen der Erde, aber ohne alles Trinkwasser an der Küste.

Die Richtung des afrikanischen Küstenzuges, schon von Cap Verde an, hatte die portugiesischen Entdecker mit Erstaunen erfüllt. Lange konnte man sich von der Vorstellung des Ptolemäus, daß Afrika gegen Süden immer breiter werde, nicht losmachen. Als aber Diego Cam 1484 Congo fand, und 300 M. über die Linie nach Süden vordrang, gewann die Meinung die Oberhand, daß Afrika nach Süden schmaler werde und sich endlich zuspitze.

Daß Afrika aber im Süden nicht in eine Spitze ausläuft, ist schon oben bemerkt.[1]) Vom Cap der guten Hoffnung bis zur Algoabai läuft die Küste an 100 M. ziemlich von Westen nach Osten. Am Westende dieser abgestutzten Kante springt zwischen der Tafelbai und der Falsebai die 9 M. lange und $1\frac{1}{2}$ M. breite Capische Halbinsel in das Meer, welche mit einem isolirten, nach allen Seiten steil abfallenden Gebirge bedeckt, mit dem Festlande durch einen sandigen Isthmus zusammenhängt. Der höchste Punkt ist der Tafelberg im Norden; die lange im Süden in das Meer sich erstreckende über 1000′ hohe Bergkuppe ist das eigentliche Cap der guten Hoffnung, Cape Point, 34° 23′ 40″ SB., 36° 4′ 9″ OL. Bartolomé Diaz entdeckte die Spitze 1486 und nannte sie wegen schrecklicher Stürme, die er in ihrer Nähe ausgestanden, Cabo tormentoso; sein König, Johann III., veränderte den Namen in die verheißende Bezeichnung Cabo da boa esperança, Cap der guten Hoffnung. Denn nachdem das Südende des Continents erreicht, lasse sich für die Auf-

---

1) Wie es auch noch Seb. Münster glaubt: „So man aber fürbaß von diesem Lande fährt, kommpt man endtlich zur letzten Spitz Africe, das man nennt Caput bonae spei, das ist, die Trostreiche Schifflandung, und da fahrt das Erdtrich an wiederzukehren gegen Mitnacht, und ist überall mit vielen Völckern besetzt und mit mancherlei thieren geziert."

findung des Seeweges nach Indien gegründete Hoffnung schöpfen.[1]) War ja doch Diaz schon bis zur Insel Santa Cruz 33° 45′ SB., 100 M. über das Cap hinaus gekommen.

Das Cap ist also nicht die südlichste Spitze von Afrika, die uns erst auf weiterer Fahrt nach Osten begegnet. Zwischen dem Cap und dem 1800′ hohen Cap Hangklip breitet sich die Falsebai. Vom Cap Hangklip läuft die Küste 18 M. südöstlich bis zum Cap Agulhas, Lagulhas oder Nadelcap, 34° 51′ 12″ SB. und 37° 36′ 15″ OL. Auch diese vom Küstenlande ausgehende Zunge wurde lange für den südlichsten Punkt gehalten; ein benachbarter felsiger Vorsprung tritt noch etwas weiter nach Süden. Unter den Baien im Osten des Nadelcaps ist die am Ostende der Südkante liegende Algoabai die größte.

Auch diese Südkante verleugnet an Unzugänglichkeit und Gefährlichkeit Afrika nicht. In ihrer ganzen Ausdehnung ist ihr bis 37° SB. eine submarine Terrasse, die Nadelbank, vorgelagert, die bei ihrer geringen Tiefe sehr gefährlich ist.[2]) Die Buchten und Baien sind sämmtlich offen, den Südwinden und den Brandungen ausgesetzt, die auch hier durch starke Meerströmungen entstehen. Schiffbrüche kommen häufig vor; an vielen Punkten der Südspitze ist sogar Booten die Landung in der einen Hälfte des Jahres unmöglich.

Die Ostseite des Continents ist mit 1100 M. Küstenstrecke dem indischen Ocean zugekehrt, und bis Melinde zuerst durch Vasco de Gama's Fahrt nach Indien bekannt geworden,[3]) eine Fahrt, werth, von einem der größten Dichter der Welt besungen zu werden. Vasco ging mit seinen 170 Matrosen und Kriegern, welche sämmtlich brennende Kerzen in der Hand trugen, nach abgelegter Beichte und erhaltener Absolution nach dem Schiffe. Eine unübersehbare Menschenmenge begleitete unter Absingung von Litaneien die kühnen Männer; ihr Tod schien den Meisten gewiß. Am 8. Juli 1497 verließ die Flotille den Hafen von Lissabon, am 20. November wurde unter Gejubel und Trompetenschall das Cap umsegelt; wir werden die kühnen Seefahrer an Afrika's Ostküste wiederfinden.

Von der Algoabai bis Cap Corrientes, „Vorgebirg der Strömungen," 24° 7′ 30″ SB., 51° 5′ 9″ OL., ist der Zug der Küste

1) Camoens läßt den Geist des Caps, den alten Giganten Adamastor, die kühn vordringenden Portugiesen bedrohen:

Ich bin der Geist des Caps, des unbekannten,
Von euch „das Cap der Stürme" sonst geheißen,
Das Ptolemäus, Pomponius nicht fanden,
Noch Strabo, Plinius auf ihren Reisen,
Ich bin der Schluß von all den weiten Landen
Von Afrika, die hin zum Südpol weisen.
Nie hat mein Vorgebirg ein Aug gesehen:
Doch ihr vermesset euch dorthin zu gehen!

2) Contreadmiral Sundewall hat im Mai 1862 als Commandeur des preußischen Schiffes „Arkona" drei Grundproben von der Agulhas-Bank aus Tiefen von 450, 354 und 360 Fuß gehoben. Aus der Untersuchung dieser Proben ergab sich, daß die Bank ein grünsandiges Kalkgebirge ist, das vorherrschend aus mikroskopisch-organischen Formen, namentlich Polythalamien besteht, daß sie also keine durch die Agulhas-Strömung gebildete Ablagerung sein kann.

3) Auf der Rückfahrt von Calicut kam Vasco de Gama an die Küste Magadoxo, noch 100 M. nördlich von Melinde.

200 M. weit nach Nordosten gerichtet. Bis zur Mündung des St. John, 31° 34′ 30″ NB., 47° 3′ 30″ OL., bilden schöne, grün bewaldete Felsen ohne vorliegenden Sandstreifen die Küste; ihre Höhe beträgt zuweilen 3—400′ über dem Meeresspiegel. Zahlreiche Flüsse stürzen in Kaskaden zum Meere; da aber ihre Mündungen meist versandet sind, gute Häfen völlig fehlen und auch ihre Brandungen drohen, so gehört die sonst so pittoreske Küste zu den gefahrvollen. Das Ufer behält auch noch nördlich vom St. Johnflusse, wo sich die schöne Bai von Natal öffnet, einen mannigfaltigen Charakter; Berge und Wiesenthäler folgen sich in angenehmem Wechsel. An der De Lagoabai, 26° SB., 50° OB., dagegen ist der Küstensaum niedrig, ein weites Sumpfland und mit dichten Waldungen bedeckt.

Vom Cap Corrientes bis zur Bai von Sofala, 52° 20′ 40″ OL., 50—60 M., streicht die Küste fast geradezu nördlich; von da bis zur Bai von Mozambique, 15° 46′ 42″ SB., 58° 2′ 35″ OL., 120 M., nach Nordosten; von dort bis Cap Delgado, einer niedrigen Landzunge, 10° 41′ 2″ SB., 48° 14′ OL., weitere 80 M. nach Norden.

Die Ufer sind mit Ausnahme der 5 M. langen phantastischen Felsenmauern von Mozambique bis Licungo einförmig und niedrig, sandig und baumlos, oft mit Mimosengebüsch bedeckt. Zuweilen kaum 12′ über dem Wasser, heben sie sich nie über 5—600′. Der Mangel guter Häfen, die fortlaufenden Züge von Sandbänken und Untiefen, die vorgelagerten Koralleninseln, die heftigen Brandungen und Strömungen machen auch diese Küste zu keiner gastlichen. Das Meer nimmt, besonders an den Mündungen der Schlamm führenden großen Flüsse, an Seichtigkeit zu und hat an solchen Stellen eine tief dunkelgrüne Farbe, die auffallend von der darauf folgenden des Tiefmeeres absticht. Der ganze Meerestheil zwischen dem Continent und der Insel Madagascar ist der an der schmalsten Stelle noch 50 M., sonst 90 M. breite Canal von Mozambique. Besonders den nördlichen Theil dieser Küstenstrecke begleiten zahlreiche niedrige Inseln, die stellenweise sich zu ganzen Gruppen häufen.

Vasco de Gama hatte diesen Meerestheil an der Grenzscheide der Jahre 1497 und 1498 durchfahren. Am Weihnachtstage hatte er die Küste Natal gesehen und benannt, dann sich wegen der starken Strömung am Cap Corrientes noch mehr vom Ufer entfernt, am 24. Januar aber die Mündung des Zambese gefunden. Einen Monat darauf war er bei der Insel Mozambique, von einem arabischen Scheich beherrscht und von Arabern bewohnt, die lebhaften Zwischenhandel zwischen Afrika und Indien trieben. Ihre Treulosigkeit hatten die Christen bald zu erfahren.

Vom Cap Delgado geht der Küstenzug mit einer Einbeugung nach Westen 130 M. nördlich, hält aber dann auf eine Strecke von 270

M. die herrschende nordöstliche Tendenz der afrikanischen Ostküste bis zum Cap Guardafui inne.[1])

Bis nördlich vom Aequator bleibt die Küste flach und niedrig. Sie besteht aus Korallenkalk, Dünensand, an der Mündung größerer Flüsse aus fruchtbaren Alluvionen. Die sehr geringe Erhebung über den Meeresspiegel macht das Küstenland oft sumpfig; die Flüsse verzweigen sich in Delta, die mit dichten Waldungen bedeckt sind. An wenigen Stellen ist der Strand felsig, in seiner ganzen Länge aber von Koralleninselchen begleitet, die aus unergründlicher Tiefe emporsteigen. Zu ihnen gehört Mombaza, das Vasco de Gama am 7. April 1498 erreichte und wieder auf maurische List und Verstellung traf. 18 Meilen nördlich liegt auf dem Festlande Melinde. Hier von dem Könige freundlich aufgenommen, segelten die Portugiesen mit einem indischen Lootsen am 24. April nach Indien. Die Ufer des Somalilandes, jenes dreieckigen Vorsprunges des östlichen Afrika, sind ganz anders geartet als die Küsten von Mombaza und Melinde, sie bestehen vorherrschend aus steilen Felsen, die aus der Meerestiefe zu 400′, an einigen Stellen zu 1500 — 2000′ aufsteigen. Die einförmige Configuration ist durch breite Flußmündungen und Meereinschnitte nicht unterbrochen.

Das Cap Guardafui, 11° 48′ 50″ NB., 68° 54′ 15″ OL., von den Eingebornen Ras=Assair genannt, ein steil abstürzendes Felsenplateau von 900′, ist eine große Wetter= und Windscheide zwischen der Ost= und der Nordküste des Somalilandes.

Von da bis Berbera läuft die Küste an dem Theile des indischen Oceanes zwischen Arabien und dem Somalidreieck, der Busen von Aden (Bahr=Aden) genannt wird, 100 M. westsüdwestlich, wie bisher eine einförmige Steilküste.

Von Berbera beginnt der nordwestliche Küstenzug, der bis zum Eingange der Bab=el=Mandeb=Straße, eine Biegung nach W., die Bai von Tadjurrah oder Tedjura eingerechnet, 50 M. beträgt. Bis Zeila niedrig und sandig, dann bergig.

Die Küstenlänge des rothen Meeres beträgt 310 M., diese Strecke ist fast immer hoch, Korallenfels oder plutonisches Gestein. Stellenweise ist ein niedriger, zuweilen sogar sumpfiger Küstensaum vorgelagert. Der Buchten, Häfen, Vorgebirge sind wenig, dagegen fehlen auch hier die begleitenden Koralleninseln nicht. Die geringe Meerestiefe und submarine Koralleninseln machen auch hier die Seefahrt gefährlich.

§. 3. Räumliche Dimensionen. Gestalt und Gliederung.

Afrika's Küstenränder sind uns nun bekannt, und seine räumlichen Dimensionen können bezeichnet werden.

1) Die portugiesischen Entdecker rechnen von Mozambique nach Guardafui 412 geogr. M., und vergleichen die Krümmung der Küste mit der Biegung eines Rippenbeines von einem Quadrupeden.

Der nördlichste Punkt ist das Cap Bon, 37° 4′ 20″ NB., der südlichste das Cap Agulhas (oder eigentlich eine Landspitze neben demselben) 34° 51′ 12″ SB. Die Linie zwischen beiden ist 1100 M. lang und schneidet über 70 Breitengrade. Der westlichste Punkt, Cap Verde, 14° 53′ 5″ NB., 0° 6′ 53″ OL., ist von dem östlichsten, dem Cap Guardafui, 11° 48′ 50″ NB., 68° 54′ 15″ OL., über 1000 M. entfernt und die verbindende Linie geht durch fast 70 Längengrade. Größte Breiten- und Längenausdehnung stehen sich also ziemlich gleich, sind aber sonst in der Nord- und Südhälfte des Erdtheils sehr verschieden. Das große, auf der nördlichen Hemisphäre gelagerte Nordstück weicht von jenen größten Ausdehnungen nicht allzu erheblich ab; das kleinere, fast ganz der südlichen Halbkugel angehörige Südstück bildet ein nach Süden zulaufendes, aber nicht zugespitztes sondern abgestutztes Dreieck, das schon an der nördlichen Grundlinie nur 600 M. Ausdehnung hat.

Afrika mit den meisten Inseln (die Azoren und die Cap-Verdischen ausgenommen) liegt auf der östlichen Halbkugel.

Die Begrenzung von Afrika bildet, mit Ausnahme des Isthmus von Suez, überall das Meer, und obwohl es sich zwei andern Erdtheilen in einer Landenge und einer Meerenge nähert, ist es doch der abgeschlossenste und abgeschiedenste aller Erdtheile, der einen völlig inselartigen Eindruck macht.[1]) Und auch darin ist es den anderen großen Landmassen (kaum Neu-Holland ausgenommen) unähnlich, daß es so gut als gar keine Küstenentwickelung hat, als ein Rumpf ohne Glieder daliegt. Unerheblich gegen das Ganze sind die Buchten des Mittelmeeres, der Vorsprung des Somalilandes gegen das Cap Guardafui hin; der einzig bedeutende und wirksame Einschnitt bleibt der Busen von Guinea, fast unter gleichen Breitengraden mit dem Somalilande. Durch ihn erhält das plumpe Oval erst im Südwesten reichere Gestaltung. Es fehlt endlich dem einförmigen Erdtheile alle insularische Erweiterung und Verbindung mit anderen Continenten. „Was für dürftige Brückenpfosten sind die Insel Helena und Ascension, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Canaren und Azoren auf dem Wege nach Amerika? Was für dürftigere sind nicht die Amiranten, die Sechellen und Socotora auf dem nach Asien? Allerdings zieht sich der Küste

1) Daß Afrika einst mit Europa zusammenhing (S. 133), ist aus vielen Gründen wahrscheinlich. Rougemont, Geschichte der Erde: Die Meerenge von Gibraltar ist jetzt zwei deutsche Meilen breit; sie hatte diese Breite schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Marcian von Heraklea; aber Plinius giebt ihr nur 1²/₅ Meile, Strabo 1¹/₈, Skylax, im 2. Jahrhundert v. Chr. ³/₄ Meile. Ehemals erstreckte sich von Europa nach Afrika eine Sandbank, die Plinius die Schwelle des mittelländischen Meeres nennt; nach einer karthagischen Ueberlieferung konnten blos Schiffe mit flachem Boden über sie hinfahren; und Edrisi erwähnt noch Untiefen, die nicht mehr existiren. — Der zweite Beweis ist der Tradition entnommen, die den Durchbruch der Meerenge dem tyrischen Hercules zuschreibt. — Drittens findet sich der Affe, das Chamäleon, die Genetkatze und das Stachelschwein, die alle vier vom Atlas herstammen, der erste in Gibraltar, das zweite an der Küste von Andalusien, die dritte in Spanien und im Süden Frankreichs, und das letzte in eben denselben Ländern und erst seit einigen Jahrhunderten in Italien. Der gemeine Bär, der im Atlas sehr selten ist, und der gemeine Hirsch, der gleichfalls in Afrika nur in der Berberei existirt, werden dagegen von Spanien auf dem Isthmus von Calpe zum benachbarten Continent hinübergezogen sein. Vgl. Böttger, Mittelmeer, S. 117 flg.

Ostafrikas entlang die mächtige Insel Madagascar, aber die Meeresströmung hat dort eine solche Richtung, daß zwischen dem Festland und der Insel kaum Verkehr stattfinden kann."

So liegt denn Afrika da als der unförmlichste Klumpen Landes auf der Erdoberfläche, als der ungeschlachteste der Erdtheile. Seine Größe beträgt etwa 540,000 □M., es ist demnach mehr als dreimal so groß als Europa, viermal so groß als der Australcontinent, hat aber nur fünf Sechstel von der Größe Amerika's und etwa fünf Achtel von der Größe Asiens, nimmt also in dem Verhältniß der Größe eine Mittelstellung unter den Erdtheilen ein.

§. 4. Die Erforschung des Innern.

Wenn Afrika sich schon an seinen schwierigen Küstenrändern so unnahbar und spröde erwies, so steht zu vermuthen, daß die Erforschung seines Innern zu den mühsamsten, fast unlösbaren Aufgaben gehören wird. Da locken und führen keine tief einschneidenden Meeresarme in das Binnenland. Nur wenige Tieflandströme bahnen dahin einen Weg und auch sie sind noch nicht von tückischen Riffen und Felsen frei, viele afrikanische Flüsse stürzen in Katarakten vom Hochlande ohne weiteren längeren Küstenlauf zum Meere. Das südliche Dreieck, eine von Gebirgsrändern und Wüsten eingeschlossene Ebene, das nördliche Viereck, zum großen Theile ein wogendes Sandmeer, stellen dem Forscher schon an sich große Hindernisse in den Weg. Sie wachsen durch eine rohe, zum Theil fanatische und blutdürstige Bevölkerung, und erreichen ihren Gipfel durch ein Klima, das dem Ausländer mit Gefahr und Krankheit, fast mit sicherem Tode droht. Der Reisende muß auf sein Leben verzichtet haben, wenn er das Innere von Afrika betritt.

Aller dieser Gefahren, denen unzählige Opfer gefallen sind, ungeachtet treten die Versuche, das Innere von Afrika zu erforschen, schon in frühen Zeiten auf, sind dann im Laufe der Jahrhunderte immer häufiger und erfolgreicher geworden, bilden ein Hauptinteresse der Gegenwart. Bald hat man versucht, von den Küsten aus möglichst tief in das Innere zu dringen, bald den Lauf der beiden Hauptströme Nil und Niger genau zu erforschen; bald richtete sich das Bestreben vornehmlich auf das südliche, in seinem Innern noch unbekannteste Dreieck. Verschiedene Bestrebungen der Menschheit sind für die Erforschung von Innerafrika thätig gewesen: Eroberungslust, Handelstrieb, Religionseifer, und wenigstens in der Neuzeit mehr als alle diese Interessen der Durst der Wissenschaft, aus neuen Quellen der Erkenntniß zu trinken und das bisher Unbekannte zum Bekannten zu wandeln und zu erschließen. „Und solche Entdecker darf man an Muth den kühnsten Eroberern gleich, und an Verdienst vielleicht viel höher stellen."

Es kann nicht unsere Absicht sein, aus der allgemeinen Einleitung zu wiederholen, was dort über die Fortschritte der Kunde von Binnen-

afrika erwähnt ist, oder im Einzelnen die zahlreichen Entdeckungsreisen aufzuzählen, um so weniger, als auf viele bei der Einzelbeschreibung zurückzukommen sein wird. Nur manches Epoche machende heben wir heraus, und müssen denn auch hier vor allem der Begründung der afrikanischen Gesellschaft (African Association) zu London 1788 erwähnen; von da ab datirt ein neues Zeitalter für die Erforschung Afrika's. Fünf der angesehensten Männer Englands bildeten das Comité der Gesellschaft, welche bald über reiche Mittel zu gebieten hatte. Gleich die im Stiftungsjahre ausgesandten Ledyard und Lucas wurden ein Opfer des Todes. Unter den späteren Reisen heben wir zunächst die zwei Reisen Mungo Park's 1795—1797 und 1805 hervor. Die Erforschung des Nigerlaufes und der Landschaften an seinen Ufern war die gestellte Aufgabe; der Tod überraschte auch ihn vor völliger Lösung. Doch war er der erste Europäer, der den Niger gesehen. Von jetzt ab finden wir nicht wenige deutsche Namen unter den Ausgesandten. Hornemann dringt von Aegypten westwärts vor und besucht zuerst Fezzan 1797—1800. Burckhardt gelangt 1808 bis Schendy in Nubien. Die Reise der Engländer Oudney, Denham und Clapperton 1822—1824 bringt die erste Kunde von dem großen See Tsad und den unzählbaren Reichen von Sudan. Auf einer zweiten Reise 1825 drang Clapperton von Oberguinea bis Sakkatu, im Innern von Sudan, wo er starb; doch brachte der Bediente Lander sein Tagebuch glücklich nach Europa. Sammt seinem Bruder trat Lander 1830 eine neue Reise in das Innere an, der Unterlauf des Niger und seine bis dahin ganz zweifelhafte Mündung wurden jetzt bekannt.[1]) Im Jahr 1849 sandte die englische Regierung eine Expedition unter Richardson nach Centralafrika, der sich zwei Deutsche, Overweg und Barth anschlossen. Die beiden ersten sind ebenfalls als Opfer der Wissenschaft gefallen, Barth ist glücklich heimgekehrt 1855 und damit beschäftigt, die Beschreibung der wichtigen Reise herauszugeben, welche die Kunde von Sudan erweitert und ganz neue Aufschlüsse über die Höhenverhältnisse des nördlichen Afrika geliefert hat. 1853 hat sich Vogel aus Leipzig auf denselben Schauplatz begeben, ist aber im Februar 1856 in Wara, der Hauptstadt von Wadai, auf Befehl des Sultans getödtet. Sein Geschick ward erst nach 6 Jahren constatirt. Unter den Expeditionen, die inzwischen sich über Vogel's Schicksal vergewissern sollten, suchte v. Heuglin 1861 von Massaua, also von Osten aus, M. v. Beurmann von Norden aus nach Wadai vorzudringen. Auch Beurmann fiel 1862 als Opfer des Sultans von Wadai.

Aus der großen Zahl anderer Unternehmungen, unter welchen namentlich auch die Reisen französischer Forscher zu nennen wären, erwähnen wir die von dem edeln Macgregor Laird ausgerüsteten

1) 1831 schloß sich die afrikanische Gesellschaft der inzwischen zu London gestifteten geographischen Gesellschaft an.

und neu organisirten Nigerexpeditionen, weil sie von ganz neuen Gesichtspunkten ausgegangen sind und Großes für die Zukunft versprechen. Hauptsächlich auf Betrieb des Geographen Petermann wurde 1854 ein Schraubendampfschiff, die Plejade, von eigenthümlicher Bauart ausgerüstet und zur Befahrung des Niger und Tschadda abgesendet. Sie gelangte auf dem Tschadda bis nach Gurowa, unweit Yora, der Hauptstadt Adamana's, und in gerader Richtung 117 M. von der Mündung des Nun entfernt, also 60 M. weiter, als je ein europäisches Schiff ins Innere Afrika's vorgedrungen ist. Das wichtige Resultat dieser Expedition besteht darin, daß es sich durch die vollständige Untersuchung und Aufnahme des Tschadda=Benué erwiesen hat, daß es möglich sei, zu Schiffe ins Herz Afrika's zu gelangen, und zwar ohne Gefahr, den klimatischen Einflüssen zu erliegen; denn von der gesammten Schiffsmannschaft, 66 an der Zahl, ist auch nicht Einer gestorben, und Krankheit nur in geringem Maße vorgekommen. Obwohl nun diese Unternehmung dem aufopfernden Laird an 100,000 Thlr. gekostet, ist sein Eifer nicht erloschen. Die englische Regierung hat jetzt mit ihm einen Vertrag abgeschlossen, zufolge dessen vorläufig die nächsten fünf Jahre alljährlich zwei Schiffe den Niger und seine Zuflüsse befahren sollen. So verließ Ende Juni 1857 der Dampfer Dayspring Fernando Po und war bis zum October den Niger aufwärts bis Rabba gedrungen. Am 7. October ist er leider oberhalb dieser Stadt an Felsen gescheitert. Faktoreien und Missionsstationen, die in verschiedenen Nigerstädten angelegt sind, werden hoffentlich bleibende Zeugen der Expedition. Auch französische Nigerexpeditionen sind im Werke.

Endlich haben in neuester Zeit römisch=katholische Missionare von Chartum aus (Knoblecher), protestantische von der Ostküste und vom Caplande aus (Krapf, Rebmann, vor Allen Livingstone) das Innere des Erdtheils zu erforschen gesucht. Wir verdanken ihnen wichtige Aufschlüsse über den Lauf des weißen Nil, über Gebirge und Seen und die ganze Bodengestalt von Centralafrika. Die Namen Munzinger, v. d. Decken, Grant, Speke u. A. schließen sich an. Ist doch die Zeit gekommen, wo deutsche Fürsten, wie Herzog Ernst von Sachsen=Coburg=Gotha Anfang 1862, Jagdausflüge nach Afrika unternehmen, die auch für die Wissenschaft ihre Ausbeute tragen.

Viel, viel ist noch für die Erforschung des Innern von Afrika zu thun; die neue treffliche Karte von Kiepert zeigt zwischen 10° NB. und 10° SB. noch einen großen weiten Raum an. Doch ist die Summe des Gewonnenen groß und die Zeit für immer vorbei, welche das ganze Binnenland auf der Karte nur mit fabelhaften Namen und Gebilden füllte, oder welche die Oberfläche des Mondes genauer kannte als Centralafrika, und diesen Erdtheil mit einem Trauermantel verglich, der nur an den Rändern seiner Flügel licht erscheint.

§. 5. Die Bodengestalt.

So reicht unsere Kenntniß des Innern jedenfalls zu, um die Configuration des Erdtheils im Ganzen und Großen zu begreifen. Wie weit die üblichen Annahmen nach den Forschungen im südlichen Dreieck zu modificiren sein werden, läßt sich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Die ganze Südhälfte von Afrika ist ein ungeheures Hochland, das im S., W. und O. in Terrassen zu schmalen Küstenländern herabfällt. Doch scheinen im Innern auch ausgedehnte Senkungen vorhanden zu sein. Der Nordrand hat an seinen beiden Enden zwei vorspringende Gebirgsländer, wie zwei Bollwerke, nämlich im Osten:

das Alpenland von Habesch. Ihm entquillt der eine Quellstrom des Nil, und bildet das Stufenland Nubien und das Tiefthal Aegypten.

Im NW. wird das große südliche Hochland durch das Delta des Niger oder Djoliba von einem kleineren Hochlande, Hochsudan, getrennt; hier das Konggebirge.

Zwischen den beiden nördlichen Vorsprüngen von Hochafrika, zwischen Habesch und Hochsudan, liegt das Flachland Sudan, in seinem östlichen Theile der niedrigste Strich von Centralafrika.

Nördlich von Hoch- und Niedersudan, vom atlantischen Meere bis an das Nilthal, zieht sich die Wüste Sahara.

Jenseit derselben, am Gestade des Mittelmeeres, erhebt sich im W. in der Berberei das isolirte System des Atlas; ein Zipfel der Wüste, die hier bis an das Mittelmeer reicht, trennt davon das östliche schmalere Plateau von Barka ab.[1])

Die afrikanische Monotonie prägt sich in diesen Verhältnissen deutlich aus. Nur im Uebergang zu den anderen Welttheilen treten entwickelte Formen auf, wie das Stufenland des Nil mit den abessynischen Alpen, der nubischen Terrasse und dem Tieflande Aegypten im Uebergange nach Asien — so die Atlasketten und das Barkaplateau im Uebergange nach Europa. Sonst überwiegt in ungeheuren Dimensionen die Form der Ebene in ihren beiden Formen Hochebene und Tiefebene. Nach geologischen Forschungen ist der Grund dieser Einförmigkeit darin zu suchen, daß Afrika unter allen Erdtheilen am wenigsten durch die großartigen Revolutionen, welche die Oberfläche der Erde gestalteten, berührt wurde. Ueberall, wo man in den Continent eingedrungen ist, hat man nur horizontal gelagerte, von Erdrevolutionen unbetroffen gebliebene Schichtungsverhältnisse gefunden. Afrika zählt sehr wenig thätige Vulkane, und zwar in seinen entwickelten Gestaltungen, häufig sind aber die Spuren erloschener vulkanischer Thätigkeit.

---

1) Um von dem Fortschritte der Erkenntniß eine deutliche Anschauung zu gewinnen, vergleiche man Seb. Münster's kurze und naive Abtheilung: „Damit du Africam recht in deinen Kopff mögest fassen, solt du mercken, daß es durch den Berg Atlas in zwei ungleiche theil wird gescheiden: das kleiner und schmäler stoßt an daß mittelländisch Meer, und das größer liegt an dem gemelten gebirg gegen Mittag hinaus und wird von mancherley Moren eyngewent, wo man anderst wonen mag."

Nach Guyot ist die nördliche Hälfte des Erdtheils ein Produkt der großen, von O. nach W. gehenden Hebung der Landmassen, die südliche Hälfte gehört der nordsüdlichen Hebungslinie an. Beide Hälften sind ihm Hochländer, die in der Richtung ihrer Hebungslinie von Gebirgen eingefaßt sind, denen gegenüber sie als Senkungen erscheinen: Atlas und Kong, das westliche und östliche Randgebirge von Südafrika.

Für die orographischen und hydrographischen Verhältnisse fehlt es noch stellenweise an genauer Erkenntniß. Die meisten Gebirge von Centralafrika, welche die Schneelinie, die hier höher zu beginnen scheint als in anderen Erdtheilen unter gleichen Breitengraden, übersteigen sollen, schließen sich vielleicht den höchsten Gebirgen der Erde an. Die Lauflinien vieler Flüsse sind noch nicht gehörig erforscht; große Seen liegen noch im Dämmerlichte der Ungewißheit. Möglich, daß sich Afrika als der Erdtheil der größten Binnenseen herausstellt. Nirgends bieten übrigens die hydrographischen Verhältnisse vor und nach der großen Regenzeit ein so verschiedenartiges Bild. Die ebenen Strecken des Erdtheils charakterisirt auf weite Ausdehnungen entschiedene Wassernoth; die afrikanische Natur bewegt sich in der Spendung des segensreichen und befruchtenden Elements auch nur zwischen zwei Extremen, zwischen der Verschwendung und der völligen strengen Entziehung.

§. 6. Klimatische Verhältnisse. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Lage Afrika's bedingt auch für sein Klima Eintönigkeit und scharfen aber einförmigen Contrast. Der Erdtheil gehört fast mit vier Fünfteln seiner Masse der heißen Zone an, und macht beinahe die Hälfte sämmtlichen Tropenlandes unseres Erdtheils aus. Schon damit wäre Afrika der relativ wärmste Erdtheil, aber die hohe Temperatur wird noch durch die geringe Berührung mit dem Ocean, den Mangel an gleichmäßig vertheilter Bewässerung und die starke Wärmestrahlung der vegetationsleeren Ebenen gesteigert. Afrika hat ein excessives continentales Klima, das sich in schroffen Gegensätzen glühender Tageshitze bis 40° und empfindlicher Nachtkälte von 10°, der größten Dürre und den copiösesten Regengüssen, zwischen anhaltender Windstille und furchtbaren Stürmen bewegt. Die heißesten Striche liegen nicht unter dem Aequator, sondern in der nördlichen, continentalen, am meisten ausgebreiteten Masse, die wenig über den Meeresspiegel erhaben, wenig von Gebirgen durchzogen ist. Hier kommen die Maxima der Wärmetemperatur für die ganze Erde vor, wie in Murzuk + 44°, 8 R. (S. 168.), in Nubien, wo „die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist," und Reisende im Stande sind, ihren in irdene Gefäße gefüllten Brei allein durch Erhitzung des Sandes gar zu kochen — in Senegambien und Oberägypten, wo man Eier im Sande hart siedet.[1]) Afrikanische

---

1) Renet fand in Oberägypten zur Mittagszeit die Temperatur des Granitsandes 54°, 2 R. Vogel beobachtete eine Sandtemperatur von 48°.

Hitze ist also mit Recht zum Sprüchwort geworden. Die Küstensäume haben etwas gemäßigtere Temperaturgrade, da sie aber vielfach sumpfige Flußniederungen sind, so entwickelt sich auf ihnen gerade am meisten jenes Miasma, welches so viele Ausländer in das Grab stürzt. Die Gebirgslandschaften haben dagegen ein angenehmes, temperirtes Klima, und das südliche Dreieck genießt wegen der höheren Lage, des nahe gerückten oceanischen Einflusses und der Wasserdampf aushauchenden, Kälte erzeugenden Waldungen, mäßigere Temperaturgrade; auf seinen Hochebenen ist vorübergehende Eisbildung im Winter keine Seltenheit. Die mittlere Temperatur beträgt in Algier $14\frac{1}{4}^{0}$, auf Madeira 15^{0}, in Cairo 18^{0}, in St. Louis am Senegal $19\frac{1}{2}^{0}$, in Massua $24\frac{1}{2}^{0}$, in Bornu $22\frac{1}{2}^{0}$, in der Capstadt $13\frac{1}{5}^{0}$ R.

Da fast der ganze Erdtheil in die Zone der tropischen Regen fällt, so unterscheiden sich für seine meisten Regionen nur zwei Jahreszeiten, eine trockene, in welcher nächtlicher Thau der einzige Niederschlag der Atmosphäre ist, und eine Regenzeit, welche im südlichen Tropenstrich vom October bis April, im nördlichen vom April bis October dauert. Sie pflegen unter heftigen Stürmen und Gewittern in einander überzugehen. Locale Verhältnisse bedingen Ausnahmen. In den Küstenstrichen von Senegambien, Ober- und Niederguinea werden beide Jahreszeiten durch Uebergänge vermittelt, so daß jede nur drei Monate dauert. Dagegen dauert in dem wasser- und sumpfreichen Becken des Tsadsees die Regenzeit fast eilf Monate. Nördlich und südlich von der Zone der tropischen Regen bis 30^{0} NB. und SB. ist ewig heiterer Himmel, nur *eine* Jahreszeit, der Sommer. Zuweilen fällt vier bis fünf Jahre hindurch kein Regentropfen. In den nördlichsten und südlichsten Küstenländern endlich tritt bestimmter Wechsel von vier Jahreszeiten ein.

Die Vegetation ist in der Zone der tropischen Regen wesentlich an diese gebunden. Sie erstirbt in der trockenen Jahreszeit in wasserlosen Strecken fast gänzlich, nur die in Afrika häufigen Zwiebelgewächse vermögen in ihren dicken Hüllen dem Brande zu widerstehen. Strömt der Regen, dann schießt tropischer Pflanzenschmuck mit aller Farbenpracht und üppiger Fülle aus dem Boden. Die Redensart von dem Wachsensehen des Grases verliert hier fast ihr Hyperbolisches. Die afrikanische Pflanzenwelt bietet manches Eigenthümliche, manches Kolossale: den Beabab oder Affenbrodbaum (Adansonia digitata), „den Elephanten der Gewächse," mit einem Stamme, der öfters 80—82′ im Umfange, mit einer Krone, die 130′ im Durchmesser hat[1]) — alle Arten von Palmen, Manglebäume, deren jeder im feuchten Boden wieder einen Wald um sich bildet, riesenhafte Schlingpflanzen. Ein Reichthum an Akazien, Eriken und Zwiebelgewächsen ist Afrika eigen. Ueppig gedeihen die Nahrungspflanzen des Südens: Reiß, Mais, Zucker=

1) Die stärksten Baobabs gehören zu den größten und ältesten Bewohnern unseres Planeten, wenn auch die Schätzungen von Adanson und Perroquet (bis 6000 Jahre) übertrieben sein mögen.

rohr, Kaffee, die feurigsten Gewürze. Die Flora der nördlichen Theile nähert sich der europäischen, die der Südkante der australischen.

Die Thierwelt zeichnet sich neben dem stark verbreiteten Löwen (der Tiger fehlt) durch kolossale und plumpe Formen aus; neben dem Elephanten und dem Rhinoceros (in sechs Arten) ist das unförmliche Flußpferd (Hippopotamus) nur in Afrika zu Hause. Wie aber der so vielfach barocke Continent neben den dickstämmigen Affenbrodbaum die schlanke leuchterartige Aloe stellt, so neben jene massenhaften mastigen Pachydermen das zierliche Geschlecht der Antilopen in 60 Arten, oft in Heerden von 100,000 Stück, das gelenkige Zebra und die langhalsige Giraffe, das höchste Säugethier; stark vertreten sind die Geschlechter der Affen. In der Welt der Vögel ragt auch hier der Schnellläufer der Wüste, der Strauß, hervor; zahllose Schaaren von Papageien und bunten, schreienden Vögeln beleben die Wälder. Das gefräßige Krokodil ist in allen afrikanischen Flüssen häufig. Die Insectenwelt hat ihre vielfachen Plagen, die Termiten mit ihren bis 12' hohen Kegelbauten, denen nichts, außer Metall und Stein, widersteht, Heuschrecken, bösartige Würmer u. s. w. Aber neben diesen meist gefährlichen Thierformen gedeihen in den nördlichen und südlichen Theilen die gewöhnlichen Zuchtthiere; zu der eifrig getriebenen Schaf- und Rindviehzucht tritt das Schiff der Wüste, das Kameel.

§. 7. Afrika's Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Afrika ist nicht einmal annähernd zu bestimmen und wird bald zu 46 (wie bei v. Reden in der Statistik), bald zu 270 Mill. u. s. w. angeschlagen. Mit Recht erklärt ein neuerer Geograph Afrika's Volksmenge für eine der unbekanntesten Größen unter der Sonne. Sie ist jedenfalls sehr ungleich vertheilt, am dichtesten gedrängt im Innern Senegambiens und Guineas, am spärlichsten in den unwirthbaren Sandsteppen. Die Produktionskraft des Erdtheils ist auch nach dieser Seite ungeheuer. Menschenschlächterei, Despotismus und wilde Fehden der Stämme unter einander haben die Bevölkerung gelichtet. Alle Nachbarvölker haben sich von jeher mit Sklaven aus Afrika versorgt. Gewiß über 50 Mill. sind im Laufe der Jahrtausende ausgeführt; dessen ungeachtet wimmelt Afrika von Menschen.

Herodot theilt alle Völker Afrika's in Eingeborene, Libyer und Aethiopen, und Eingewanderte, Phöniker und Griechen. Sehen wir die Phöniker als Vertreter der Semiten, die Griechen als Repräsentanten der Europäer an, stellen wir Libyer und Berbern, Aethiopen und Neger zusammen, so hat jene Eintheilung noch heute überraschende Gültigkeit.

Zu den eingeborenen Urbewohnern gehören also vor allen die Neger, welche Centralafrika und zum großen Theil die im W. und O. vorgelagerten Gebirgsflügel bewohnen. Sie machen wohl drei

Viertel aller Bewohner Afrika's aus und zerfallen in unzählige Abzweigungen und Schattirungen; sie sind im Allgemeinen schon S. 179 geschildert, die Hypothese über kaukasische und ächte Neger ebenda. erwähnt. Die **Berbern**, von kaukasischer Race, sind die hellfarbigen Urbewohner des nördlichen Afrika und zerfallen in die **Amazirghs** und **Schilluks** in Marokko, die **Kabylen** in Algerien und Tunis, und die **Tuariks** in der nördlichen Sahara. In Wüsten und Gebirge sind sie von den später eingewanderten zurückgedrängt. Zu der kaukasischen Race gehören auch die **Abessinier**, die trotz mannigfacher Stammunterschiede eine Einheit bilden. Zu den eingeborenen Völkern rechnet man endlich die **Hottentotten**.[1])

Eingewandert sind **Araber** in der ganzen Nordhälfte des Erdtheils, **Juden** in Habesch und den Atlasländern, **Türken** an den Mittelmeerküsten, Glieder verschiedener **europäischer** Nationen, die an den Küstenrändern Besitzungen haben. Ungewiß ist es, ob auch die **Kaffern**, die **Galla** und Stämme auf Madagascar als asiatische Einwanderer (Malayen?) zu betrachten sind.[2])

Nach den angegebenen Völkerunterschieden gruppiren sich die Sprachenfamilien. Neben der eingewanderten **arabischen** Sprache, welche in Aegypten, den Atlasländern, den Sahara-Oasen bis zum untern Senegal hin gesprochen und verstanden wird, ist im östlichen Afrika die **abessinische** Sprache verbreitet, dem semitischen Sprachstamme verwandt. Zurückgedrängt wie ihr Stamm ist die Sprache der **Berbern**. Die zahlreichen Dialekte der **Neger** gehören einer großen Sprachenfamilie mit eigenthümlichem Bildungsgesetze an. Merkwürdiger Weise haben die sonst so verschiedenen Sprachen der Neger, der Berbern und Abessinier einen Charakterzug gemein, welcher eben nur bei diesen afrikanischen Sprachen gefunden wird: sie zeigen den Numerus der Haupt- und Zeitwörter und selbst das Geschlecht durch dem Worte vorgesetzte Silben, durch **Präfixe** an. Ganz abweichend im Klange und innern Bau (auch die Präfixe fehlen) ist die Sprache der **Hottentotten**. Dagegen bietet die Vergleichung mit dem Koptischen immer mehr interessante lexikale und grammatische Uebereinstimmung und erweist das Idiom der Hottentotten als einen Zweig des indo-germanischen Sprachstammes.

Die Mehrzahl der afrikanischen Bevölkerung steht noch im **Heidenthume**, und zum Theil in seiner rohesten Form, dem Fetischdienste (S. 187.). Die Kaffern sollen ohne allen Begriff von der Gottheit und ohne alle Religion sein. Wenigstens findet man bei ihnen keine

---

1) Nach v. **Roon** bildet die ganze einheimische Bevölkerung Afrika's **eine** Race und Völkerfamilie. Die erste Gruppe umfaßt die braunen Stämme in Südafrika, die zweite die Neger, die dritte die Berbern und die Altägypter. Diese Annahme einer obersten gemeinsamen Verwandtschaft stützt sich auf fließende Uebergänge zwischen diesen drei Gruppen.

2) Andere nehmen jetzt drei Hauptstämme also an: 1) Sprachen, die geradezu semitisch, oder mit dem Semitischen verwandt sind: die arabische, abessinische, koptische, die Sprachen der Berbern und Hottentotten. 2) Sprachen vom kongo-kafferischen Stamme, die über ganz Südafrika, mit Ausnahme der Hottentotten, ausgebreitet sind. 3) Die eigentlichen Negersprachen.

Priester und Zauberer. „So hell und grell das irdische Licht, so finster ist das Licht des Geistes bei dem afrikanischen Menschen."

Auf diesem weiten heidnischen Terrain hat der Islam große Eroberungen gemacht. Die Mittelmeerländer sind ihm schon auf dem Siegeszuge in dem ersten Jahrhundert nach seiner Entstehung zugefallen; von da an hat er sich an den Küsten des rothen und indischen Meeres und des atlantischen Oceans, in den Oasen der Sahara und in Sudan verbreitet, endlich die bedeutenden Negerstämme der Mandingos und Fellatahs für sich gewonnen. Sudan ist überhaupt die einzige Erdstelle, wo der Muhamedanismus im Fortschreiten und Gewinnen ist. Man rühmt ihm nach, daß er den Negern Menschenopfer und Menschenschlächterei abgewöhne, sie überhaupt auf eine höhere Stufe der Civilisation erhebe — ohne sie in der Polygamie zu stören. Gewiß ist auch hier sein specifisch antichristlicher Charakter, sein gerade auf afrikanischem Boden am heißesten glühender Fanatismus.

Das Christenthum hatte in den ersten sieben Jahrhunderten n. Chr. in Afrika räumlich ganz dieselbe Stellung, die heute der Islam einnimmt. Sein waren die Länder am Mittelmeer, die blühenden Kirchen von Aegypten, Carthago und Numidien, durch unzählige Märtyrer und berühmte Kirchenlehrer (Clemens, Athanasius, Cyprian, Augustin u. A.) verherrlicht. Von diesen Kirchenländern drang das Christenthum mit Erfolg missionirend in das Innere. Durch Muhamed ward hier sein Leuchter weggestoßen; die abessinische Kirche ist mit den Kopten in Aegypten der einzige Rest aus dieser alten schönen Zeit. Eine Neupflanzung wird geschehen und geschieht durch europäische Colonisation und Mission, aber für jetzt ist Afrika der Erdtheil, der am spärlichsten von den Strahlen des Evangeliums erleuchtet ist. „Bei alledem," tröstet Haneberg, der selbst Afrika's Boden betreten, „darf man nicht verzweifeln, so lange es in Europa noch Menschen giebt, die Eifer für Ausbreitung des Christenthums und eine werkthätige Begeisterung für die Ausbreitung der Civilisation mit einander zu verbinden wissen; es sind aber auf afrikanischem Gebiete besonders Deutsche, ja deutsche Frauen thätig."

§. 8. Afrika's Weltstellung.

Alle bisher betrachteten Verhältnisse Afrika's: die compacte ungegliederte Landmasse, der einförmige Küstensaum, die dürftige Inselbildung, die Monotonie in Vertheilung der Bodenformen, das erschlaffende Klima sind einem regen und frischen Geistesleben hinderlich und standen einer lebhaften Betheiligung an dem Proceß der Weltgeschichte von jeher im Wege. Der Mensch ist nur immer an sein leibliches Dasein gemahnt, der Hunger, die Furcht oder die Rache treiben ihn zum Handeln, und der Gedanke an eine höhere Welt kommt nicht in die Seele. „Wir sind ein dummes Volk," antworteten Neger dem Capitän Alexander auf seine Frage nach dem Schöpfer, „und können uns um solche

Dinge nicht kümmern; wir sorgen nur, daß wir immer satt zu essen haben." Darum sind noch jetzt im Innern zum großen Theil unentwickelte Zustände uranfänglicher Rohheit vorhanden. Nur die civilisirten Ländern zugekehrten Küstensäume, vor allem der Nordrand, sind von jeher welthistorisch wichtige Gebiete gewesen, aber nie die Staaten, welche von Eingeborenen gegründet waren. Aegypten hat Bevölkerung und Cultur von Asien empfangen, Carthago war phönicische Colonie. Ja es gehört zu den eigenthümlichen Erscheinungen der Geschichte, daß auf diesem afrikanischen Nordrande alle bedeutenden Völker nach einander aufgetreten sind. Phönicier sind eben erwähnt, Griechen hatten hier ihre blühende Colonie Cyrene, den Römern gehorchte später der ganze Küstensaum. Damit auch das Germanenthum vertreten sei, gründen in der Völkerwanderung die Vandalen ihr Reich. Das spätere Mittelalter sieht arabische und türkische Herrschaft, und die französische Besitzergreifung von Algerien scheint eine neue Herrschaft christlicher Elemente heraufzuführen.

Schließlich kann man alle berührten Eigenthümlichkeiten in den Satz zusammenfassen: Afrika ist das umgekehrte Europa. Beide Erdtheile bilden den entschiedensten Gegensatz.

„Aber," so fragen wir mit Guyot, „können die Continente des Südens wirklich zu einem ewigen Alleinstehen bestimmt sein? können sie wirklich verurtheilt sein, nie Theil zu nehmen an dem höheren Leben der Humanität, die sich in den Nordcontinenten entwickelt hat? Und sollen die herrlichen Schätze, welche die physische Natur ihnen mit so verschwenderischer Hand geschenkt hat, ganz unbenutzt bleiben? Nein, solch ein hartes Loos der Verdammung verträgt sich mit dem Plane Gottes, des liebevollen Vaters aller Menschen, nicht. Aber die Eingeborenen dieser Erdtheile werden in den Banden einer alles überwältigenden sinnlichen Natur sklavisch unterjocht und gefangen gehalten; sie sind geistig viel zu unwürdig und können nie daran denken, jene abgesonderte Sklavenkette selbstständig zu zertrümmern. Daher liegt es den geistig bevorzugten christlichen Nordmännern ob, zu ihnen herüber zu gehen. Die tropische Natur kann nicht anders besiegt werden, als durch den civilisirten Mann, der bewaffnet ist mit der Macht der christlichen Disciplin, der naturwissenschaftlichen Intelligenz und der industriellen Geschicklichkeit. Und gerade aus diesem Grunde erwarten die tropischen Südcontinente ihre Erlösung nur von den Nordcontinenten. Erst mit Hülfe der civilisirten Völker des gemäßigten Nordens kann den Eingeborenen der Tropenlande das Eintreten in die Bewegung des allgemeinen Fortschritts und der Veredlung gewährt werden, woran ja alle Menschen auf der ganzen Erde Theil nehmen sollen. Die begünstigten Nordvölker der Erde haben höhere Pflichten zur Erfüllung dieses göttlichen Gebotes, und zwar ganz in demselben Verhältniß, wie ihnen vom Himmel höhere Gaben verliehen sind. Auch andere an den Vorzügen Theil nehmen zu lassen, welche Geburt und glücklichere Umstände

uns zugeführt haben, ist Christenpflicht, ist ja der einzige richtige Ausweis von der Rechtmäßigkeit unseres Besitzes. So sind wir den wilden Volksstämmen die Segnungen und die Hülfe schuldig, welche ihnen unsere Civilisation gewähren kann; wir sind verpflichtet, ihnen die intellectuelle Entwickelung mitzutheilen, deren sie fähig sind; und vor allem sind wir verpflichtet, ihnen das Christenthum zu bringen, welches den höchsten Glanz unserer Bildung und das einzige Mittel ihrer Errettung ausmacht. Die drei Nordcontinente scheinen indeß auf immer dazu berufen zu sein, die Anreger und Lenker aller dieser Entwickelung zu werden und zu bleiben; die drei Südcontinente dagegen ihr helfender Beistand. Die Völker des gemäßigten Nordens werden sich ewig als die Männer der Intelligenz, der geistigen That ausweisen; die Völker des tropischen Südens dagegen als die ausführenden Männer der materiellen That, als Werkleute, als Söhne der Arbeit."

§. 9.

Die Länder am Nil. Abessinien.

Wenn wir auch die Landgebiete Afrika's, wie bei Asien geschehen, nach ihrem Hervortreten in Geschichte und Länderkunde durchwandern wollen, so sind wir zuerst auf die Nilländer gewiesen, in welchen schon die älteste Menschengeschichte ihren Schauplatz hat. Auch sonst vermittelt das Nilgebiet den leichten Uebergang von Asien zu Afrika. Der nordöstliche Theil von Afrika, das große gegen N. geöffnete Thal des Nils, ist nicht blos von dem kaukasischen Stamme besetzt, sondern hat auch in seiner Flora viel Aehnliches mit der asiatischen und europäischen Pflanzenwelt. Das untere Nilthal, Aegypten, wurde von den Alten sogar eine Zeit lang zu Asien gerechnet, und hat immerdar mit beiden benachbarten Erdtheilen mehr in Berührung gestanden, als mit dem Innern des großen afrikanischen Körpers.

Der Nil, der bedeutendste Strom Afrika's, und einer der ersten auf der Erde (Lauflänge 560 M.), ist in vieler Beziehung eigenthümlich, wenn nicht einzig. Er mündet nicht wie die großen Flüsse Asiens und Amerika's in den Ocean, sondern in ein Binnenmeer; keine flachen Tiefländer dehnen sich an seinem Mittel- und Unterlauf. Bis zu seinem Delta hin verfolgt ihn von beiden Seiten gierige Wüste und läßt den Strom durch wohlthätige Ueberschwemmungen ein immer nur kleines Gebiet in schlammiges Fruchtland verwandeln. Nirgends anders auf der Erde kehrt die Erscheinung wieder, daß ein Strom auf seinem Unterlaufe, auf einer Strecke von 300 M., gar keinen Nebenfluß hätte. Dann ist aber auch der Nil mehr als irgend ein Strom auf Erden für seine Umwohner Ein und Alles. Er ist die einzige Bedingung der Tragbarkeit für seine fast ganz regenlosen Uferländer, und sein angenehmes Wasser, das leicht berauschend ein wohlthätiges Ausdünsten bewirken soll, für viele Gegenden der einzige Trank. Was der Ganges

für die Hindu, ist der Nil für seine Anwohner, ein Strom heiliger Verehrung. Uralte Staaten sind an seinen Ufern gegründet, und Denkmäler, „von denen vierzig Jahrhunderte auf die Gegenwart herabschauen," spiegeln sich weit hinauf in seinen Fluthen.

Die Quelle dieses großartigen Stromes zu erforschen versuchten schon die Alten vergebens,[1]) wie eine Expedition unter Nero beweist. Ptolemäus läßt den Nil aus zwei Seen kommen. Diese Seen setzt er (IV. 7.) bezüglich unter 57° und 65° der von ihm, wie bekannt, im Allgemeinen falsch berechneten; Länge, und unter 6° und 7° SB. Dann giebt er, ganz unabhängig von jener Angabe (IV. 8.) auch zwei Endkuppen (κέρατα) einer Bergkette an, von deren Schneemassen jene Seen gespeist würden, und nennt sie Mondgebirge (τὸ τῆς σελήνης ὄρος). Die Angaben des Ptolemäus haben, in ihrer Allgemeinheit gefaßt, abgesehen von genauer mathematischer Bestimmung, durch die neuesten Entdeckungen in Ostafrika in überraschender Weise Bestätigung gefunden. Eine Missionskarte des 16. Jahrhunderts in der Bibliothek der Propaganda giebt zwei große Seen im Süden des Aequators als Quellseen des Nil an. Seitdem neuere Forschung sich auf den Lauf des Nils richtete, wurde bekannt, daß er bei Chartum, gerade an der Grenze der tropischen Regen, aus zwei Flüssen zusammenströmt, aus dem von links kommenden Bahr-el-Abiad, dem weißen Flusse, und dem von rechts ihm begegnenden Bahr-el-Azrek, dem blauen Flusse. Der letztere galt den älteren Geographen als Hauptstrom, und Bruce glaubt darum, mit seiner Quelle den Ursprung des Nils aufgefunden zu haben.[2]) Jetzt gilt der weiße Fluß als Hauptfluß. Welcher von beiden das größere Wasservolumen führe, ist noch nicht genau untersucht und damit eine Hauptfrage unentschieden; denn da der Name Nil in den Verzweigungen des obern Stromgebietes ganz unbekannt ist und also nicht wie bei andern Flüssen ein traditionelles Herkommen stützen kann, so darf nur die nach genauer Messung und Forschung als ursprünglich stärkste Wasserader für den Quellbach des Nils gelten.[3]) Der Lauf des blauen Flusses, dem wir hernach wieder begegnen, ist mit seinem Quellorte Abessinien relativ bekannter; von dem Bahr-el-Abiad kannte man bis 1827 wenig mehr als die Existenz. In jenem Jahre untersuchte ihn Linant bis El-Ais, 30—40 M. oberhalb Chartum; drei von Mehemed Ali 1839, 1840 und 1841 ausgesandte Expeditionen verfolgten den Strom, der in dieser Strecke viele Zuflüsse empfängt, bis über 5° NB.

1) Nili caput quaerere — sprüchwörtlich für ein vergebliches Unternehmen. Lucan: Nec licuit populis parvum te, Nile, videre.

2) Happel (1689): „Der wahre Ursprung des Stromfürstens Nilus — entspringt aus zween Bergbrunnen im äthiopischen Königreiche Gojam; hernach zertheilt er sich und sendet die Helfte seiner Wasser unter dem Namen des Niger-Flusses nach Westen u. s. w."

3) Nach Reuschle soll die alte Lehre vom blauen und weißen Nil als zwei Quellarmen des ägyptischen Nil ganz aufgegeben werden, „denn eben so gut könnte man den Rhein und Neckar als Quellarme des Rhenus ansprechen." Die Parallele des blauen Nil mit dem Neckar ist doch nicht recht zutreffend.

Dr. Knoblecher, Generalvicar der katholischen Mission in Centralafrika († 1858), erreichte im Januar 1850 unter 4° 49′ Katarakten des Flusses und am 16. d. M. Dorf und Berg Lagwek unter 4° 10′. Von dem Gipfel des wunderlich geformten Granitberges ließ sich der Lauf des Nil, der hier immer noch genügendes Fahrwasser hat, weit gegen Süden verfolgen. Die Ufer des oberen Bahr-el-Abiad begleiten Savannen mit hohen Graswellen oder tropischen Laubwäldern, die Flußränder mit undurchdringlichen Schilf- oder Bambusdickicht bedeckt. Wälder und Flüsse wimmeln von Krokodillen, Nilpferden, Rhinoceroten, Elephanten, Giraffen, und zahlreiche Negerstämme, in eine Menge heidnische Gemeinden geschieden, leben theils von der Jagd auf die reiche Thierwelt, von Fischfang und Viehzucht, oder ansässig vom Ackerbau. Welcher von den in diesem Gebiete zusammenkommenden Flüssen ist nun aber der wahre Quellstrom des Nils? Antoine d'Abbadie behauptete, am 19. Januar 1846 die französische Flagge an der Hauptquelle des weißen Nils aufgepflanzt zu haben. Ihm gilt der in Enarea entspringende Fluß Gibbe, der wahrscheinlich unter 8° NB. unter dem Namen Sobat mit dem Tubirih zusammenfließt, als der Quellfluß, und er fixirte die Nilquelle 7° 20′ NB., 33° 0′ OL. Par. Doch blieb die geographische Welt, und mit Recht, bei dem Tubirih als Quellflusse stehen. Brun Rollet fand 1856 unter 8° den Bahr-el-Gasal oder Gazellenfluß. Der Sobat mündet von Osten her ein. 1863 hat Heuglin eine Fahrt durch das enge Fahrwasser des Bahr-el-Gasal mit seinen Schlammbecken und Schilfdickichten unternommen. Der Reisende gelangte in den Hafen des Sees Rek, der als Quellbecken des Bahr-el-Gasal gilt, wie der Verbindungssee No als Verbindung mit dem Nil. Andere hielten den von links in den Tubirah einströmenden Keilak oder Misselad wegen bedeutender Breite und Tiefe für den wahren Zufluß. Barth vernahm in Baghirmi von einem großen nach Osten fließenden Flusse, Bahr-el-Ada, entweder der Misselad oder ein Zufluß desselben. Inzwischen drangen Elfenbein- oder Elephantenjäger am weißen Strome bis 3° 45′ und weiter hinauf. Endlich verbündeten sich Speke und Grant mit dem um die Kunde des weißen Nil hoch verdienten Petherick zur Erreichung der völligen Lösung des Räthsels. Der letztgenannte Forscher sollte von Chartum, die beiden andern vom Süden aus, von dem Gebiete der großen Seen hervordringen und so zusammentreffen. Wirklich erscholl auf einmal in Europa die Freudenkunde, das große Ziel sei erreicht. Speke und Grant traten die Fahrt am 1. October 1860 von Zanzibar an, gelangten aber erst Ende 1861 an den Nyanza. Dort verweilten sie längere Zeit in noch ungekannten Reichen. Die Residenz des Königs Mtesa lag nicht weit vom Norduser. Von hier aus reiste Speke im Juli 1862 über einige Flüsse, die er für Abflüsse des Nyanza hält, und gelangte am 21. Juli an den, wie er annahm, auch aus dem See strömenden Nil. „Hier stand ich nun

endlich am Ufer des Nil! Der Anblick war herrlich, man kann sich Schöneres gar nicht denken; das Ganze glich einem sorgfältig angelegten Park. Da floß ein prächtiger Strom von 600—7000 Yards Breite; in ihm lagen Inseln und Felsen zerstreut, auf den Eilanden standen Fischerhütten, auf den Felsen lagen Krokodile, sich zu sonnen. Der Nil selbst strömte zwischen hohen, mit Gras bewachsenen Ufern; im Hintergrunde standen Bäume und Bananen, weideten verschiedene Arten von Antilopen, im Wasser schnaubte der Hippopotamus, vor uns stiegen Perlhühner auf." Also nahe dem Mittelpunkte der Nordküste entströmt dem Nyanza-See der weiße Nil in einer Breite von 150 Yards und bildet bald nachher einen 12′ hohen Katarakt, den Ripon-Fall. Speke verfolgte nun den weißen Nil etwa bis 2° NBr. Dort macht der Strom seinen großen Bogen nach Westen zu, um den Luta Nziga-See zu durchströmen, und Speke sah sich genöthigt, auf eine Strecke von 70 engl. Meilen längs der Sehne dieses Bogens zu reisen. Er kam bei De Bono's Elfenbein-Station, unter 3° 45′ N. Br., wenige Tagereisen von Gondokoro, wieder an den Fluß, dessen Niveau hier 1000′ niedriger ist als oberhalb des Bogens, so daß in der Zwischenstrecke stark geneigte Stromschnellen oder Fälle vorkommen müssen. Im März 1863 trafen Speke und Grant mit Petherick in Chartum zusammen.

Dem Triumph der Entdeckung folgte aber bald Ernüchterung und von Seiten des Venetianers Miani offener Widerspruch. Die von Speke abgeschnittene Sehne des Stroms gab gerechten Zweifeln Bahn und Anlaß, und daß der Nil unter 3° 45′ geringere Wassermasse habe als unter 2° Br. mußte auch Speke zugeben. Nach der Annahme Anderer vereinigt sich der aus dem Nyanza tretende Fluß gerade auf der von Speke und Grant nicht erforschten Strecke mit dem wahren von Osten her strömenden Nil. Wenn aber auch die englischen Reisenden mit ihrer Behauptung Recht hätten, so wäre, um mit Petermann zu reden, der Nyanza nur in der Weise Quelle des Nil wie der Bodensee die Quelle des Rheins. Unter den zahlreichen Zuflüssen des Sees bleibt der größte aufzusuchen, der wahrscheinlich aus den östlich vom See gelegenen Schneegebirgen kommt. Nach Barth's Vermuthung wäre dies der Fluß, welcher vom See Baringo in der Nähe der Kenia gespeist wird.

Wir werfen nun den Blick auf den blauen Nil und sein Quellland, das Alpenland von Abessinien, die ostafrikanische Schweiz, die im Süden mit den Gebirgen von Centralafrika Zusammenhang hat. Ein Oval mit schroff abstürzenden Rändern, die 6000—10,000′ hoch sind, „eine Felsenburg aus Sandstein wie der Königstein, aber von der Größe des preußischen Staates" eine Hochinsel, um mit den Bewohnern zu reden, steht es da, durch und durch ein Gebilde vulkanischer Kräfte, welche die Sandsteinbildungen vielfach durchbrachen und umgestalteten und noch jetzt in sechs Feuerspeiern thätig sind. Sowohl

aus dem schmalen Küstenstreifen am rothen Meere, als aus dem stickheißen, mehrere Tagereisen breiten Gürtel von Urwald (Kolla) steigt oder kriecht der Reisende zwei Stunden und mehr durch schwierige, treppenförmige Päſſe das Hochland hinauf. Oben angelangt sieht er auf ein weites mit den grünsten und frischesten Alpenweiden bedecktes Plateau mit goldgelben Feldern, zerstreuten Dörfern und blitzenden Flüssen herab. Auf die großen Plateaus sind höhere aufgesetzt, alle durch tiefe Einschnitte gespalten, so daß unmittelbar benachbarte Orte oft für den Verkehr weit getrennt sind. Die höchsten Gipfel, über 13,000′, steigen über die Schneegrenze; die höchsten Hochebenen, die von Schoa über 8000′, die von Simen oder Samen 10,000′. Die seltsam gewundenen Horizontlinien abessinischer Aus- und Ansichten übertreffen jede Vorstellung: Tafelberge, wie zertrümmerte Mauern erscheinend, runde Massen in Gestalt von Domen; gerade, geneigte, umgestürzte Kegel, spitz wie Kirchthürme; Basalte in Gestalt von ungeheuren Orgeln; alle diese Formen drängen sich, bauen sich über einander auf. Die Flüsse, deren Oberlauf meist eine Spirale bildet, stürzen nach kurzem Lauf auf den Plateaus in tief eingeschnittene wilde, unzugängliche Thäler, deren Ränder oft 4000′ hoch sind. Wasserfälle und Stromschnellen bezeichnen den Uebergang von einem Plateau zum andern oder den Austritt aus dem Gebirgslande. Zahlreiche Gebirgsseen, Krater erloschener Vulkane. Der größte ist der Tana oder Tzana oder Dembea-See, 5700′ über dem Meere in herrlicher Landschaft. Die Wasserfläche ist mit grünen Inseln übersäet, und die klare durchsichtige Fluth spiegelt den tief blauen Himmel wieder. Ringsumher ist die Ebene von pittoresken Bergen umgrenzt, die fast überall aus Trachyt, Basalt und andern vulkanischen Massen bestehen; einer Menge warmer Quellen geben sie den Ursprung. Mehr als 30 Flüsse ergießen sich in den See; am Südrande tritt der Hauptfluß von Abessinien, der ihm auch wahrscheinlich den Namen gegeben, der bläuliche klar strömende Abai ein. Seine 2 Fuß starke Quelle liegt 8500′ hoch auf dem Plateau von Centralabessinien. Von da eilt er als ein Bergstrom von bläulich-klarer Farbe mit Wasserfällen dem Tzana-See zu, den er, ohne sich mit seinem Wasser zu mischen, durchströmt. An dem Südostrande tritt er heraus. Zuerst nach Südosten gerichtet nimmt er an seinem südlichen Punkte den Dschiamma auf, wendet sich dann nach Westen und Nordwesten und bildet so eine weite Spirale. Auf dieser Linie ist ein Stück des Abailaufes noch von keinem europäischen Forscher untersucht, nur nach der Behauptung der Abessinier gilt er für den obern Lauf des Bahr-el-Azrek. Der nächst große Fluß ist der Atbara, der einzige Nebenfluß des vereinigten Nil. Er nimmt den aus dem nordöstlichen Abessinien kommenden Takazze oder Takasseh (d. i. der Brummende, Murrende) und den erst neuerlich in seinem Laufe gründlicher erforschten und festgestellten Mereb auf, der auf dem Unterlaufe den Namen Gash führt.

Mit den geschilderten Verhältnissen der Bodenform hängen die klimatischen genau zusammen. Drei Temperatur-Regionen werden unterschieden. Das Niederland oder die Kollas, immer noch 3000—4800' über dem Meere, haben glühende Hitze, aber auch alle Fülle tropischer Vegetation sammt allen Ungethümen der afrikanischen Fauna. Die Mittelregion, die Waina-Degas, 4800—9000' hoch, das mittlere Bassin des Takazze, genießt die Temperatur des südlichen Spaniens und Italiens, die reichste Zone, wo auch die volkreichsten Städte liegen. Hier gedeihen europäische Südfrüchte und Getreidearten; das Land ist überall fruchtbar und nährt auf den fetten Weiden zahlreiche Heerden von Rindern und Pferden. Die Region der obersten Hochebenen, die Degas, von 9000—13,800', arm an Holzbestand, aber reich an Klee, Wiesen, Roggen- und Gerstenfeldern; Heerden von Ochsen, Ziegen und Schafen mit langer Wolle irren gewöhnlich auf den höchsten Plateaus frei umher. Das Thermometer sinkt auf den höchsten Punkten nicht selten unter Null. Die Regenzeit oder die Regenzeiten sind nach den verschiedenen Regionen verschieden auf die Monate des Jahres vertheilt; in denselben ist, auch wenn es nicht regnet, die Luft am Nachmittage so feucht, daß die Kleider im eigentlichen Sinne mit Wasser getränkt sind. In diesem Winter Abessiniens treten die Flüsse aus und heben alle Verbindung auf.

Das abessinische Hochland, in dem keine weichliche Erschlaffung, wie sonst in Afrika, menschliche Entwickelung beeinträchtigte, bewohnt ein schöner, kraftvoller, geistig gewandter Menschenschlag, der nicht gern unter 4000' Meereshöhe herabsteigt. Vieles deutet auf Verwandtschaft mit Arabern. Man hat sie für Nachkömmlinge der unter Psammetich ausgewanderten ägyptischen Kriegerkaste gehalten. Andere Völkerelemente sind unter die Abessinier gemischt, aber mitten unter heidnischen und muhamedanischen Umgebungen hat sich die christliche Kirche in Abessinien wie eine bedeutsame Weissagung erhalten, vielleicht zu einem Salze für den ganzen Erdtheil bestimmt. Die Sage knüpft die Verbreitung des Evangeliums an den Kämmerer der Königin Candace aus Mohrenland (Apostelgesch. 8.). Zwei gefangene christliche Jünglinge, Frumentius und Aedesius, wurden im 4. Jahrhundert unter Constantin des Großen Regierung die Apostel der Abessinier; die neugegründete Kirche trat in bleibende Gemeinschaft mit Alexandria und theilte darum auch im 5. Jahrhundert den Fall der ägyptischen Kirche in den Monophysitismus. Noch jetzt wird das kirchliche Haupt von Abessinien, der Abuna, d. i. unser Vater, von dem koptischen Patriarchen zu Cairo bestätigt und geweiht. Allerdings gehört die abessinische Kirche nicht zu den sehr lebendigen und blühenden Zweigen der Christenheit. Sie hat die Gebrechen der orientalischen Kirchen überhaupt, hat jüdische (Beschneidung, Sabbathfeier neben dem Sonntage) und heidnische Gebräuche nicht ganz zu tilgen vermocht (Polygamie, Verstümmelung der Kriegsgefangenen), ist aber doch nicht so ganz von dem Herrn verlassen,

als dies einseitige Eiferer behaupten, denen jede Abweichung von ihren gottesdienstlichen Gewohnheiten sogleich als todtes Formelwerk oder Götzendienst erscheint.[1])

Sobald in den großen abendländischen Kirchenthümern missionirende Thätigkeit erwachte, richtete sich diese auch auf die alte Kirche von Abessinien. Doch sind ihre Bemühungen zu eng mit der abessinischen Geschichte verwebt, als daß wir sie gesondert betrachten könnten.

Man zählt in Habesch auch $^1/_4$ Mill. Juden, Falaschas genannt, unter denen sich merkwürdiger Weise kein Handelsmann befinden soll. Sie treiben meist Landwirthschaft und Gewerbe.

Das alte Königthum der Aethiopen wird mythisch an Manihelec, den Sohn Salomos und der Königin von Saba angeknüpft. Die ersten Jahrhunderte nach Christi waren seine Blüthezeit, durch Eroberungen in Arabien bezeichnet. Gegen Ende des Mittelalters hören wir von harten Bedrängnissen durch die Gallas und muhamedanischen Völker. In Folge der Dienstleistungen der Portugiesen gegen die Muhamedaner (1525) fand eine Annäherung an die abendländische Kirche statt. Durch die Bemühungen des Pater Bermudez und des Jesuitenordens sagte sich der Kaiser Seltam Seghed (seit 1607) vom koptischen Patriarchen in Alexandrien los und bekannte sich mit seinem Stiefbruder und den Großen des Hofes feierlich zur römisch-katholischen Kirche (1626). Auch nahm er den Jesuiten Alfons Mendez als Patriarchen an, und erkannte den römischen Bischof als das Haupt der gesammten Kirche. Aber die Verstimmung des Volkes über den römischen Ritus wurde durch Einsiedler und Mönche bis zum Aufruhr genährt; der Patriarch und sämmtliche Missionäre mußten unter dem Nachfolger des Kaisers, Seghed Basilides (seit 1632), das Land verlassen, alle Verbindung mit der römischen Kirche wurde aufs strengste untersagt (1634), im 18. Jahrhundert sogar katholische Missionare hingerichtet. Bald beginnt die Zerrüttung des alten abessinischen Feudalkaiserthums durch die Gallas, durch Bürgerkriege, durch immer größere Selbstständigkeit der Statthalter (Ras) gegenüber dem Kaiser oder Negus, oder Negus Negusse, d. i. König der Könige, zu Gondar, der im Anfang des 19. Jahrhunderts schon zum Schatten-

---

1) Von entsetzlicher Verkommenheit zeugt allerdings die Predigt, welche am Ostertage, (nur an diesem Feste wird gepredigt) in der Kirche von Djenda vorkam:

„Funfzig Weizenbrode, deren Kruste nicht verbrannt,
„Funfzig unverbrannte Teffbrode,
„Funfzig Krüge Wein ohne Hefen,
„Funfzig Krüge Bier ohne Hefen,
„Funfzig Hühner ohne Bein,
„Eine Kuh, deren Hörner an den Himmel reichen,
„Deren Schwanz den Boden fegt,
„Dieses gebührt dem Priester zum Frühmahl,
„Nach den Worten des Evangeliums.
„Vierzig Tage habt ihr gefastet, esset nun funfzig,
„Lasset es nicht fehlen an Körnerfrucht,
„Machet keinen Rauch, fastet nicht;
„Auch ohne Priester esset nicht,
„Und ihr werdet gesegnet sein."

regenten gesunken war und in seiner Residenz von dem Beherrscher von Amhara wie ein Gefangener gehalten wurde. Von der Macht früherer Herrscher war ihm nichts geblieben, als das Richteramt in Gondar, die Einkünfte dieser Stadt, und die Ehrfurcht, die dem Hause Salomo's gebührt. Seit 1830 traten protestantische Missionare in Abessinien auf, denen bald katholische folgten.

Von kleinen Gebieten, die unten vorkommen werden, abgesehen, bestanden noch vor wenigen Jahren in Abessinien drei von einander unabhängige Staaten: Amhara oder Gondar, wo Ras Ali, Tigre, wo Ubie, Schoa, wo Sahila Selassi König war. Da empörte sich ein aus niederm Stande aufgestiegener Beamter des Ras Ali, Casa oder Cassai (eigentlich Detschatsch=Casa, so viel wie Herzog) und bemächtigte sich des Reiches Amhara. Der Herrscher von Tigre, zur Tributzahlung aufgefordert, wagte den Krieg und verlor Schlacht und Leben. Hernach wandte sich Casa auch mit siegreichem Erfolg gegen Schoa und ließ sich unter dem Namen Theodros II. — an den abessinische Volkssage wiederkehrende Herrlichkeit knüpfte — vom Abuna zum Könige des ganzen Landes krönen. Nach seinem Plane soll ein großes äthiopisches Reich, wozu alle Gallasländer bis Kafa und Enare gehören müssen, gegründet, die Küste des rothen Meeres wieder gewonnen, dann nach Art europäischer Staaten civilisirt werden. Die unterworfenen Gallas müssen sich zum Christenthum bekennen, die Muhamedaner in zwei Jahren auswandern. Inzwischen haben sich die Hoffnungen, welche man an die Person des seltsamen Emporkömmlings knüpfte, immer mehr herabgestimmt. Theodros ist und bleibt ein Halbbarbar nicht ohne Hang zur Grausamkeit, der, nachdem er anfangs die Vielweiberei verboten, jetzt selbst sechs Frauen genommen hat. Die Erwartungen protestantischer Missionare sind auf das Traurigste getäuscht: ganz neuerlich ist der Missionar Stern arg mißhandelt und sein Dolmetscher vor seinen Augen zu Tode gepeitscht worden. Andere Glaubensboten sind des Landes verwiesen. Englischer und französischer Einfluß arbeiten sich an Theodros Hofe entgegen.

Die Landschaft Amhara umfaßt das mittlere und nordwestliche Abessinien. Nördlich vom Tzana, auf einem steil in zwei Thäler abfallenden Bergvorsprunge die alte Hauptstadt des ganzen Landes Gondar. Sie besteht aus zwei streng getheilten Quartieren, auf der Höhe wohnt die christliche Bevölkerung; hier auch der Markt, verschiedene Klöster und Kirchen (Gondar „die Stadt der vierundvierzig Kirchen"), das weitläufige von Portugiesen erbaute, jetzt verfallende Schloß des Negus. Die hohen Bogenfenster, die crenulirten Mauern, die Thürme mit Kuppeln und Zinnen versetzten Steudner an die schloßreichen Ufer des Rheins oder Neckars. Am südwestlichen Abhange ist die Stadt der Muhamedaner; einige Juden haben einen abgesonderten Wohnplatz. Die Straßen sind sehr schmutzig, oft steil und enge, die meist zweistöckigen Häuser aus Stein aufgeführt, rund und mit Stroh- und Schilfdächern gedeckt. In alten Zeiten soll Gondar 60—80,000 Einw. gehabt haben; Steudner schätzt die Zahl der Bewohner auf 7000. Sonst galt Gondar immer noch als Mittelpunkt des Handels und Gewerbfleißes in Nordabes=

sinien und mag sich nach Beendigung des Bürgerkrieges wieder gehoben haben. Als Sitz des Abuna ist sie das kirchliche Centrum. Azezo, in der Nähe von Gondar, 5000 Einw. Ras-el-Fil, Station für den Handel mit Sennaar. Dima, Hauptort der Landschaft Godscham in der Spirale des Abai.

In der von Amhara durch den Takazze getrennten Landschaft Tigre, dem nordöstlichen Abessinien, ist die Hauptstadt Adowa, 8000 Einw. Stapelplatz für die westlichen und östlichen Provinzen; großer Gewerbfleiß. Die älteste Metropole von Abessinien, Axum, zeigt in ihrem Verfalle noch Obelisken und Bauwerke aus den ersten Jahrhunderten n. Chr.; ein Stein mit griechischer Inschrift verkündet, wie hier einst der Mittelpunkt des alten abessinischen Reiches gewesen. Axum ist ein Asylort. Segonet, 8000 Einw. Dixan und Halai, Plätze an der großen Handelsstraße von Adowa nach Massowe am rothen Meere.

Der südöstliche Theil des Landes, Schoa, mit 1½ Mill. Einw., galt für den geordnetsten und blühendsten Staat in Abessinien. Die erste Hauptstadt Angollola auf einem 4800' hohen Berge, 4000 Einw. — die zweite, Ankober, sogar auf einem 8000' hohen Gipfel. Monsche, zwei Tagereisen von Angollola. Aleyon-Amba, Handelsplatz. Der Vorsteher des Klosters Debra-Libanos ist das Haupt der Klostergeistlichkeit und folgt im Range gleich nach dem Abuna.

Um diese drei Landschaften gruppiren sich an den Rändern besonders im Süden hohe Berglandschaften mit zum Theil noch ganz unerforschten Flußgebieten, wie der Strom, der im Oberlaufe (oder in einem obern Zuflusse?) den Namen Gibbe führt, unterhalb Gotscheb oder Godje genannt wird und wahrscheinlich ein Zufluß des weißen Nils ist. Der Hawasch (eigentlich Auwasch) fließt nach dem rothen Meere zu, wird aber zuvor von dem Steppensee Abhebbad aufgenommen. Im Süden, durch den Hawasch von Schoa geschieden, das christliche Reich Guragne mit dem großen inselreichen See Zawai. Cambwat oder Adiya, südlich von Garague, hat noch Kirchen und Klöster, aber keine Priester mehr. Westlich von Gurague und Cambwat Enarea oder Narea, von christlichen Gongas und muhamedanischen Gallas bewohnt. Hauptstadt Saka. Kafa, im Süden von Enarea, von wilden Kaffeebäumen bedecktes Bergland, die Heimath des Kaffees. Christliche und heidnische Gongas. Hauptstadt Bongas. Wollamo, südwestlich von Cambwat, Gebirgsland auf dem linken Ufer des Gotscheb, christlich. Dschinschiro, Gingiro, durch den Gotscheb von Kafa getrennt, ein Land heidnischer Gallas, die hier noch Menschenopfer kennen. Enarea und Gingiro sind die geordnetsten Reiche dieser Stämme, mit erblichen Häuptern; andere Stämme stehen unter gewählten Häuptlingen.

Dem Nordrande ist die Hochebene von Mensa und das Land der Bogos vorgelagert, in dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg seinen Jagdzug hielt. In der Verbindung der Alpenlandschaft (bis 10,000') mit der Tropenvegetation liegt unendlicher Reiz. In den Kollas am Nordost- und Nordwestrande die Schankala oder Schangalla von tiefschwarzer Farbe, den eigentlichen Negern ganz ähnlich. Sie leben von der Jagd auf die Riesenthiere ihrer Niederung, und handeln mit Gold, Elfenbein und Rhinoceroshörnern. An der Westgrenze von Habesch liegen einige fast unabhängige Republiken, wie Gallabut mit der Hauptstadt Motammeh und Gadalhi.

Bei der Aufzählung dieser kleinen Staaten- und Völkergemeinschaften sind öfter die Nationen der Gongas und Gallas erwähnt. Die ersteren gelten als Urbevölkerung von Südabessinien. Die Gallas drangen im 16. Jahrhundert erobernd aus dem Innern von Afrika gegen Norden, wahrscheinlich Bewohner der großen Savannen von Innerafrika zwischen Abessinien und dem Aequator. Der Name Galla

soll Angreifer bedeuten. Sie selber nennen sich mit Stolz Orma, d. i. Männer. Ihre Abkunft ist unbekannt und zweifelhaft. Von den Negern unterscheiden sie sich durch eine braune Hautfarbe, die bei den Bewohnern heißer Thäler fast in das Schwarze übergeht. Sie sind ein kräftig-schönes, rohes, räuberisches Volk, aber von tüchtigem Grund und guten Naturanlagen. Sie sind theils Heiden, theils Muhamedaner, einige den Abessiniern unterworfene Stämme Christen.

Die Küste des rothen Meeres, welche auch zu Abessinien gehörte, ist bei der Schwäche und Spaltung des Reichs von Türken in Besitz genommen.

An der Küste des rothen Meeres, dem glühenden Sambara, ist die wichtigste Stadt Massaua oder Massówah, auf einer kleinen wasserlosen Koralleninsel in den Händen der Türken, die sich ihrer während der politischen Schwäche der Abessinier bemächtigt und einige Stämme mit Gewalt vom Christenthum zum Islam gebracht haben. Die Türken haben eine Besatzung von 400 Mann und ein Schiff mit 8 verrosteten Kanonen. Der Hafen von Massaua ist der sicherste auf der afrikanischen Seite des rothen Meeres. 4000 Einw. Etwas südlicher auf dem Festlande die gleichfalls türkische Stadt Arkiko, welche jetzt ein Drittheil Einwohner mehr zählt als Massaua. Noch südlicher lag das alte Adulis, zur Ptolemäerzeit die erste Handelsstadt dieser Regionen. Einer der heißesten Punkte des Continents. Die Dalhakinseln bilden eine Station zwischen Massaua und Dschidda. Vom December bis April wird Perlenfischerei getrieben. Negersklaven sind zu der beschwerlichen Arbeit des Tauchens abgerichtet. Man rechnet jene Städte zu dem Lande der Danakil und Adal, welche im 16. Jahrhundert ein mächtiges, von den Gallas zerstörtes Reich bildeten. Hafenort Tadjurra in öder Umgebung mit bedeutendem Handel, 4—6000 Einw.[1])

Die Insel Mushah, 4 Meilen von Tadjurra nach SW., welche die nach jener Stadt benannte Bucht beherrscht, ist von den Engländern in Besitz genommen. Dafür haben die Franzosen Obok besetzt. Der Hafen liegt an der Nordseite der Bucht von Tadschurra unter 12° N. Br.

§. 10.

Das Mittelnilland Nubien.

Das mittlere Stufenland des Nil erstreckt sich durch 12 Breitengrade, von 11—12° bis $24\frac{1}{2}$° NB., eine Bestimmung, bei welcher freilich als Südgrenze eine politische, die Mark des türkisch-ägyptischen Gebietes angenommen ist. Die Hauptneigung des Stufenlandes ist

1) Unweit Tadjurra liegt der merkwürdige Assalsee, 800′ über dem Meere, von ovaler Form, ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, und an der östlichen Seite mit sanft abhängigem Ufer von grünem Rasen. An den andern Seiten erheben sich die Ufer höher und steiler, und tragen überall einen üppigen Pflanzenwuchs. Die Oberfläche seines Wassers ist tief blau, zur Hälfte überdeckt mit einer festen Schicht schneeweißen Salzes, das an den Felswänden seinen Anhalt findet. Dieser Theil des Sees sieht gewöhnlich aus wie gefroren und mit Reif oder frischem Schnee bedeckt. Dieses nordische, winterliche Ansehen des Sees bildet einen wunderbaren Contrast mit der üppigen, tropischen Vegetation der Ufer, die das bunteste Farbenspiel der prachtvollsten Blüthen auf dem Grunde verschiedenartigsten Grüns darbieten, ein Contrast, dessen überraschender Eindruck noch durch die auffallenden Formen verschiedener Pflanzen, vorzüglich einer hohen Euphorbie mit blattlosen, wunderlich ausgestreckten Zweigen gesteigert wird. — Treffliche Karten von Abessinien in Petermann's Geogr. Mitth. 1864.

natürlich eine von Süden nach Norden gerichtete, zeigt jedoch an den beiden Endpunkten nicht so bedeutenden Höhenunterschied, als man früher anzunehmen gewohnt war. Von Sennaar, das nicht 4000 sondern nur 1545′ über dem Meere liegt, bis Assuan beträgt derselbe nur 1200′.

Das Mittelland zerfällt in drei natürliche Abtheilungen: in die südliche oder die Stufe Sennaar, welche vornehmlich das Zweistromland zwischen dem weißen und blauen Nil, Dschesireh-el-Dschesireh, d. i. Insel der Inseln, umfaßt; die mittlere oder Dongola, die nördliche oder das eigentliche Nuba.

Der Bahar-el-Azrek tritt an dem entferntesten Punkte, wo man ihn in Nubien kennt, als ein 80′ breiter, grüner, tiefer Gebirgsstrom in die goldreiche Berglandschaft Fazokl oder Fazuglo, welche er wie das Hügelland Roserres durchströmt. In die Ebene getreten gelangt er zu ansehnlicher, oft seegleicher Breite und zeigt Inselbildung. Diese Eilande sowohl als die Ufer sind mit einer üppig wuchernden und verschlungenen tropischen Vegetation geschmückt; am untern Laufe sind die Ufer mit Mimosenwäldern bestanden, die durch riesenhafte Schlingpflanzen, die selbst Stämme von 1′ Durchmesser bilden, noch undurchdringlicher werden. Ueber den obern Lauf des Bahar-el-Abiad ist gesprochen. Bei Chartum vereinigen sich beide Quellströme fast unter rechtem Winkel, jeder so groß wie der Rhein bei Cöln. Das Wasser des weißen Nil ist so seifenartig, daß es im vereinigten Strome eine Strecke von dem grünen des östlichen Quellstromes scharf gesondert bleibt. Unterhalb Chartum durchbricht der Nil die Felskette von Gherry in einer tiefen engen Schlucht, die erste Stromschnelle des Nils. Bis hierher reicht das südliche Nubien, von den südlichen mit dem Hochlande von Abessinien zusammenhängenden Bergländern abgesehen, eine weite Ebene, aus der sich nur einige Felsinseln erheben. Die reiche Bewässerung und die tropischen Regen schaffen eine üppige Vegetation: Urwälder an den Strömen und Savannen im Innern mit Graswaldungen.

In dem mittleren Nubien beschreibt der Nil, seines abessinischen Hochlandes eingedenk, eine große Spirale nach Nordosten und Südwesten; auf dem östlichsten Punkte empfängt er den letzten Nebenfluß, den zwischen fetten Weideflächen strömenden Atbara. Am südlichen Ende der Spirale durchfließt der Strom mit einer Ausbiegung nach Nordwesten das weite Thalbecken von Dongola. Obwohl auf dieser Strecke einige Stromschnellen vorkommen, so sind doch im Ganzen die Ufer eben. Mittelnubien, der Wohlthat der tropischen Regen beraubt, ist ungemein dürr, vegetations- und wasserarm; es läßt sich als eine einzige unermeßliche Wüste ansehen, welche von einer langen Oase, dem schmalen Nilthale, von Süden nach Norden durchzogen wird. Am breitesten ist dieser Culturstreifen im Lande Berber und Dongola. In die Nilspirale ist die große Sandwüste Bahiuda eingeschlossen; im Osten des Stromes die Wüste von Korosko. Neun Tagereisen weit

trifft man dort auf eine einzige Wasserstelle. Hier sind die glühenden Striche, wo man Speisen in irdenen Töpfen im heißen Sande kocht. Die dürftige Flora zählt nur alkalische Wüstenpflanzen. Cultur ist allein im Nilthale und auch hier nur durch Schöpfräder möglich.

Unterhalb Dongola treten wir mit dem nun immer zahlreicher werdenden Katarakten und Stromschnellen in das untere Nubien. Unterhalb Wadi-Halfa, 21° 53′ NB. sind die nach diesem Orte benannten Stromschnellen, die größten der Welt, wo sich der Nil fünf bis sechs Stunden weit schäumend und brausend zwischen tausend kleinen nackten Inseln hindurchdrängt. Das nördlichste Nubien ist, besonders auf dem Ostufer des Nils, völliges Gebirgsland, das mit den Küstenketten am rothen Meere in Verbindung steht. Von Korosko 22° 38′ bis zur Grenze Aegyptens, bis Assuan, wo die letzte, zehnte Stromschnelle ist, mehr als 20 Meilen fließt der Nil in einem tiefen Spalte, deren fast senkrechte Wände aus übereinander gethürmten Felsmassen bestehen. Wo die Gebirgswände etwas zurückweichen, sind an den beiden Seiten des Stromes schmale Culturstreifen, die wenige hundert Schritt breit sind und im Westen von dem vordringenden Sande immer mehr geschmälert werden.

Die im nubischen Nilthale vorhandenen zahlreichen zum Theil prächtigen Ruinen deuten auf uralte Cultur und Herrlichkeit. In dem Mesopotamien zwischen Nil und Atbara, von den Alten (wie noch jetzt das Land zwischen den beiden Nilflüssen) Insel genannt, lag der Priesterstaat Meroe. Unterhalb des heutigen Schendy sieht man die Ruinen der alten Hauptstadt: Tempelreste und einen Pyramidenkirchhof. Die Ansicht, daß Meroe die Wiege ägyptischer Cultur gewesen, ist jetzt aufgegeben; es hat sich dieselbe nicht stromabwärts, sondern stromaufwärts verbreitet. Darum finden sich auch die großartigsten Baureste im untern Nubien, von Dongola bis Assuan, von den Ruinen von Meroe durch einen leeren Zwischenraum getrennt. Diese Tempelbaue sind theils ganz in den Felsen gehauen, theils sind sie dies nur zum Theil und ein Theil ist freier Vorbau, theils ist Alles freier Bau. So steht bei Asseboa einer der vollständigsten Tempel mit einer Allee von Sphinxen als Gallerie: das Allerheiligste stößt an den Felsen, und in diesen sind dann noch Kammern eingehauen. Bei Abu-Simbol sind zwei Osiris und Isis geweihte Tempel in den Felsen ausgehöhlt. Den Eingang des größeren zieren über 62′ hohe sitzende Statuen aus Sandstein von vortrefflicher Arbeit und die Inschriften und Sculpturen schildern die Thaten des großen Ramses oder Sesostris. Andere Tempel bei Debut, Calabscheh u. s. w.

Wie das alte, so hat auch nach langen dazwischen liegenden Jahrhunderten das neue Aegypten auf Nubien dominirenden Einfluß geltend gemacht. Die auf 1 Mill. angeschlagene überwiegend islamitische Bevölkerung zerfällt in eine ursprünglich dem Lande angehörige und eine eingewanderte. Die erstere, das Volk der Nop oder Nuba, theilt

sich in drei Hauptstämme und unterscheidet sich von den Negern durch hellere Hautfarbe und langes, niemals wolliges Haar. Zu den Einwanderern gehören mehrere Stämme arabischer Abkunft, meist Nomaden. Die Dromedare einiger Stämme sind wegen ihrer Stärke und Ausdauer, das Rindvieh in Sennaar durch kolossale Größe und seine Buckel bekannt. Die Stämme der Scheiggie und der Berber züchten ausgezeichnete Pferde. Ihrem Ursprunge nach zweifelhaft ist die Bevölkerung zwischen den Zwillingsflüssen bis Fazokl hin, die in Sprache und Körperbildung viel Eigenthümliches hat, und in den Südstrichen offenbar vom Negertypus tingirt ist. Bis 1820 lebte die geschilderte Bevölkerung in zahlreichen größeren und kleineren Staaten, hier Dâr genannt. So gab es ein Dar Dongola, Schendy u. s. w.; an beiden Seiten des blauen Nils einen im 16. Jahrhundert gestifteten Negerstaat der Fungi, Sennaar u. s. w. Mit dem Jahre 1820 beginnt ägyptisch-türkische Eroberung und gelangte nach blutigen Schlachten zu ihrem Ziele. Jetzt gehört Nubien als Paschalik Sennaar zu Aegypten und wird auf ägyptische Art administrirt und — ausgepreßt, obwohl einzelne Stücke eine Art Unabhängigkeit behauptet haben. Jeder Ackerfleck, jedes Wasserrad, jede Dattelpalme u. s. w. ist hoch besteuert. Roserres und Fazukl liefern ihren Tribut in Gold. Die garnisonirenden Truppen werden meist mit Sklaven bezahlt und zu dem Ende veranstaltet die Regierung in den südlichen Strecken von Zeit zu Zeit große Sklavenjagden.

Zur Metropole seiner nubischen Besitzungen wählte Aegypten einen sehr günstigen Platz, Chartum am Zusammenflusse der beiden Ströme, etwa 12(0' über dem Meere. Seit 1823 begann der Ausbau, der Generalgouverneur nahm dort seinen Sitz und jetzt zählt die neue, rasch aufblühende Stadt schon 40,000 Einw. Sie ist dicht an das Ufer des blauen Flusses gebaut; bei hohem Wasserstande bespülen jedoch auch die Fluthen des weißen Flusses den um die Stadt gezogenen Erdwall. Die von einem Minaret überragte Häusermasse umschließt einen Markt als Mittelpunkt des geselligen und merkantilen Lebens. „Die Hitze und der Gestank zwischen den engen Lehmmauern sind zu jeder Jahreszeit über alle Begriffe civilisirter Menschen erhaben,“ in der Regenzeit bilden die Straßen eine ununterbrochene Reihe von Pfützen und Kothhaufen. Als Handelsplatz ist Chartum sehr bedeutend, darum seit 1851 hier ein österreichisches Consulat. Da alle Jahre regelmäßige Handelsexpeditionen längs des weißen und blauen Nils bis 4° NB. vordringen, so werden von hier aus noch manche Räthsel von Centralafrika erschlossen werden. Ein solcher Punkt eignet sich trefflich zu einer Missionsstation, und eine solche ist seit 1846 auch von dem Marienvereine in Wien hier errichtet. Im Jahr 1848 kamen die ersten Missionare an; viele unterlagen bald dem Klima. Einen neuen Aufschwung gewann das Unternehmen, seitdem ihm ein Deutscher, Dr. Knoblecher aus Laybach, vorstand; überhaupt ist das ganze Personal aus Deutschen, besonders Tirolern, zusammengesetzt. In Gondokoro, im Lande der Barineger am weißen Nil (nach Speke 4° 54' 5" NB., 49° 25' 20" OL., höchstens 1940' über dem Meere) und noch an einer andern Stelle wurden Missionshäuser errichtet. Eine große Anzahl Kinder, meist den Sklavenhändlern abgekauft, werden erzogen und unterrichtet. Der Wissenschaft hat die Mission schon reichen Aufschluß gewährt. Aber leider hat sich die seit 1861

an Dominicaner übergegangene Mission unter dem mörderischen Klima nicht erhalten lassen.

Am blauen Nil **Sennaar**, früher Hauptstadt des Fungireichs und Mittelpunkt des Handels von Südnubien, jetzt nur noch 7000 Einw. Am weißen Nil ist **El-Ais**, 13° 43′ NB. die letzte ägyptische Stadt. Im Westen des weißen Flusses **Kordofan**, keine Oase, sondern ein Theil der weiten Savanne, die sich bis Darfur erstreckt und sowohl einzelne isolirte Bergkuppen als beckenartige Eintiefungen zeigt. Die in der trockenen Jahreszeit verbrannten, in der Regenzeit üppigen Grasfluren sind von Mimosenwäldern unterbrochen. Flüsse und Quellen fehlen, aber in geringer Tiefe auch hier ein weites unterirdisches, zur Bewässerung der Felder durch Brunnen benutztes Wasserbecken. Früher ein unabhängiges Reich, ist Kordofan seit 1821 zum größten Theile unter ägyptischer Herrschaft. Im Mittelpunkte der Landschaft die weitläufig gebaute Hauptstadt **El-Obeid**, 20,000 Einw., Fabrik- und Handelsstadt

In **Mittelnubien Schendy**, besonders früher wichtiger Handelsort. **El-Mucheireff**, früher Hauptstadt des Landes Berber, 5000 Einw. **Alt-Dongola** verfallen, dagegen **Neu-Dongola** neu angelegte, gut gebaute Hauptstadt von Mittelnubien mit einer Citadelle und 6000 Einw. Bedeutender Handelsplatz.

Derr ist der Hauptort von **Unternubien** und Residenz des Untergouverneurs.

Die Küste des rothen Meeres, am breitesten Saume ein 3 — 4 Meilen breiter, flacher und wüster Strand, ist durch ein Küstengebirge, eine Verlängerung des ostägyptischen, von den Stufen des Mittellandes geschieden. Auch hier haben die Türken, in Europa „der kranke Mann," am rothen Meere im rüstigen Verschreiten, sich auf zwei Punkten festgesetzt. Ihre beiden Städte bestehen wie Massua aus Koralleninseln mit türkischer Besatzung, denen am Festlande eine Stadt der Eingebornen gegenüber liegt. **Suakyn** oder **Suakim** ist die bei weitem wichtigste und zählt über 10,000 Einw. Der Hafen ist sehr gut, der Handel lebhaft, wie denn im Mittelalter Suakim einer der größten Handelsplätze im östlichen Afrika war. **Akik** ist Zwischenstation zwischen Suakim und Massua. Von diesen befestigten Punkten machen die türkischen Soldaten weitere Streifzüge, legen Kastelle an und dringen immer weiter in das Innere.

§. 11.

Aegypten.

Die Construction des Unternillandes **Aegypten** (arabisch **Mesr**, hebräisch **Mizraim**) zeigt eine großartige Einfachheit fast bis zur düstern Einförmigkeit hin. Bei **Assuan**, d. i. Eingang, überschreitet der Nil zwischen Wänden von Granit in brausenden Stromschnellen die südliche Grenze seines Unterlandes und windet sich zwischen Klippen und Inseln hindurch. Eine mehrere Stunden breite, von O. nach W. durchsetzende Ader granitischen Gesteins ist hier von dem Strome durchwaschen und nie haben Aegyptens Herrscher dieses Bollwerk gegen südliche Völker hinwegzuräumen gesucht.[1]) Noch 327′ ist der Strom über

1) 1856 hat der Engländer Twyford im Auftrage der ägyptischen Regierung versucht, mit Schraubendampfschiffen die Katarakten des Nil zu passiren. Wenigstens mit dem kleinen Dampfer kam er bis Dongola; doch hatte es 16 Tage angestrengter Mühe gekostet, allein die Fälle bei Wadi Halfa (S. 416.) zu überwinden.

dem Meere und hat noch gegen 150 Meilen bis zur Mündung zurückzulegen. So durchströmt der Nil in majestätischer Ruhe, nun erst schiffbar, mit wachsender Breite sein unteres Thal, welches eine Felsenspalte zu nennen. Denn zu Zeiten ist es auf die Ränder des Stromes beschränkt; auf den weitesten Stellen immer nur 2 — 3 Meilen breit. Der Strom fließt durch eine tiefgrüne fette Thalsohle zwischen zwei oben geradflächigen Gebirgswällen, die sich in ihrer Höhe und in aus- und einspringenden Winkeln entsprechen, keine Bergketten, sondern der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste, durch welche der Nil seine Furche gezogen. Fast überall gleich hoch, gleichförmig, gleichfarbig, sehen sie meilenlangen nackten Mauern nicht unähnlich. Sie lieferten das Material zu den großen Bauten der Aegypter. Die Granitregion von Philä bis Syene bot den rosenrothen Granit zu den Obelisken und Kolossen, die Sandsteinregion von Syene bis Edfu hat die größten Quadern zu den Tempelbauten hergegeben, die nördlichste endlich, die Kalksteinregion, begünstigte den Pyramidenbau. Steil steigt die östliche Bergwand, die arabische, empor; schräger der westliche libysche Zug, beide von Einschnitten und Schluchten durchsetzt, die rechts zum rothen Meere, links zu dem östlichen Oasenzuge der Sahara führen. In den westlichen Zug ist das Becken von Fayum eingeschnitten. Die beiden Wälle beengen den schmalen Culturstreifen, aber sie schützen ihn auch wieder vor dem gierigen Sande der Wüste.

Der Nil ist noch 20 Meilen von der Mittelmeerküste entfernt, da treten die Gebirgswände zu beiden Seiten zurück, der hier $^3/_4$ Stunden breite Strom beginnt sich zu theilen und tritt in sein Mündungsland, in sein Delta. Ein ganz ebener, nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel erhabener, völlig steinloser Landstrich dehnt sich über 400 □M. aus, früher sonder Zweifel Meeresboden, durch vom Winde herbeigeführten Wüstensand und vom Flusse abgelagerten Schlamm in Festland verwandelt, ein Geschenk des Nils. Unterägypten ist eben wie Holland; wie dort die Windmühlen aus der Fläche emporsteigen, so sind hier die Palmen das Einzige, was sich von der Erde zum Himmel hebt. Die Alten unterscheiden sieben Mündungen des Stromes, die östlichste bei Pelusium, die westlichste bei Canopus. Jetzt sind nur zwei Mündungen, die westliche von Rosette, die östliche von Damiette, und selbst die letztere versandet immer mehr. Dagegen gehen zahlreiche Verbindungskanäle zwischen den Nilarmen hin oder setzen entfernte Orte mit dem segenspendenden Strome in Zusammenhang, und am Nordrande ziehen sich salzige Lagunenseen, die vom Meere durch schmale, sandige Nehrungen getrennt sind. Der größte darunter ist der Menzaleh im Osten des Armes von Damiette. Ihm steht der Burlossee zwischen beiden Nilarmen ziemlich gleich. Die Küste des Delta gehört zu den veränderlichen, an denen die hier ansetzende Meeresarbeit am ersichtlichsten ist. Mehrere Orte, die im Mittelalter noch hart an der Küste lagen, sind jetzt stundenweit von ihr entfernt.

Ganz Aegypten, eine längliche Raute, streckt sich durch $6^{1}/_{2}$ Breitengrade und hat 6000 □M. Flächeninhalt; die langgestreckte Oase des Nilthales wenig über 200 □M. Und doch ist diese, vom Delta abgesehn, die einzige Culturstelle, ganz und gar abhängig von dem Strome, der sie durchfließt. Da giebt es keine Seitenthäler und Zuflüsse, ja im ganzen Lande nur eine Quelle, den angestaunten Brunnen von Heliopolis. Eigenthümlich sind ferner die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse des Landes, welche dem allgemeinen Typus einförmiger Einfachheit treu bleiben. Zwar ist es ungegründet, daß in Aegypten der Regen fehle; selbst in Oberägypten hat man ihn, obwohl selten, beobachtet, und nur Gewitter sind so selten, daß bei einem Donnerschlage der Eingeborne glaubt, es öffneten sich die Pforten des Paradieses. Immer bleibt die fallende Regenmenge eines Jahres eine sehr geringe.[1] Eine relativ-constante Heiterkeit und Reinheit des Himmels, trockene Wärme der Luft und erquickende Frische derselben (die Luft der Wüste wird trotz der hohen Temperatur an belebender Kraft mit der Alpenluft verglichen) charakterisiren das ägyptische Klima, und „die wunderbar conservative Atmosphäre" scheint jedem vor gewaltsamer Zerstörung bewahrten Gegenstande, sei er aus Stein, Erde, Holz, selbst aus Leinen oder Papyrus, eine fast ewige Dauer zu verleihen. Am wenigsten treten diese Eigenthümlichkeiten in den Küstengegenden, am bestimmtesten in dem obern Nilthal hervor. Dort zeigen sich in der Temperatur, in dem Luftdruck und dem Feuchtigkeitsgrade der Atmosphäre in den verschiedenen Jahreszeiten nur geringe Differenzen.[2] Die Trockenheit der Luft wird noch durch die um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wehenden Südostwinde, namentlich durch den glühenden Wüstenwind Khamsin,[3] gesteigert. Ein röthlicher Schein färbt die Atmosphäre, das Thermometer steigt um 12—18°, Wirbelwinde treiben Wolken glühenden Sandes von der Wüste herbei, Blitze zucken, und alle Elemente sind im Aufruhr. Man sieht aus allem was gesagt ist: dieses Thal ist in einem Sinne, wie kein anderes auf Erden, ganz auf seinen „werkthätigen" Fluß gewiesen,[4] seine Fruchtbarkeit hängt einzig und allein von dem überströmenden Nilwasser ab, das seinen fetten Schlamm zurückläßt und das Nilthal in 1000 Jahren um 3—4 Fuß erhöht. Darauf kommt es an, das Wasser durch Kanäle, große Wasser-

1) Und darauf sind alle Verhältnisse berechnet. Würde es in Kairo eine Woche lang regnen, so stürzte die ganze Stadt zusammen; für die kleineren, ganz aus Lehm gebauten Ortschaften würde dazu ein halber Tag genügen.

2) Bekanntlich ist jetzt Aegypten eine der empfohlensten und gesuchtesten Genesungsstationen für Brustkranke, welche in Kairo oder noch besser in Theben verweilen. Dagegen ist es auch die Heimath der durch den Staub hervorgerufenen Augenübel, und Unterägypten, namentlich Kairo, wird von der Pest (welche nicht über den 26° NB. hinaufgehen soll), neuerlich von der Cholera hart heimgesucht.

3) D. i. fünfzig, weil er innerhalb der 50 Tage nach dem Frühlingsaequinoctium ab und zu aufzutreten pflegt.

4) Lucan: — in solo tanta est fiducia Nilo. Auch den Charakter des Volkes sucht man zu seinem Strom in Beziehung zu setzen: „Der unter einer Eisdecke im Schimmer von tausend und tausend Eiszapfen hervortretende, an Glanz mit der Sonne wetteifernde Ganges schuf die üppige Phantasie der Inder, der Gesetz und Regel auch bei seinen periodischen Ueberschwemmungen liebende Nil die abgemessene, schweigsame Ruhe der Aegypter."

bassins, Schöpfräder u. s. w. im ganzen Thale zu vertheilen, auch dorthin zu leiten, wohin der Fluß, sich selbst überlassen, vielleicht nur bei ungewöhnlichem Steigen dringen kann. Darum sagte Napoleon mit Recht: „Bei einer guten Verwaltung erreicht der Nil die Wüste, bei einer schlechten die Wüste den Nil.“ Im Juni fängt der Nil zu steigen an. Bei dem höchsten Wasserstande (24 Fuß über dem niedrigsten), im September, gleicht das ganze Thal einem See, aus dem nur die meist auf künstlichen Höhen (Werften) angelegten Ortschaften mit ihren Minarets und hohen Taubenhäusern und die verbindenden Dämme hervorragen. Zieht das Wasser sich zurück, so entwickelt sich das Wachsthum der Pflanzen üppig und rasch. Von jeher war Aegypten die Kornkammer seiner Nachbarn. So giebt es keine kürzere Schilderung Aegyptens, als die des arabischen Eroberers Amru: Erst Staubgefild, dann süßes Meer, dann Blumenbeet.[1])

Dies Unternilland war sehr geeignet, die Entstehung einer höhern Bildung zu begünstigen und zu befördern. Hier gab es einen Boden, der durch die Natur selbst jährlich von neuem befruchtet, fast ohne Arbeit reichliche Ernten trug und dadurch den Uebergang zum Ackerbau, zu festen Wohnsitzen und geordnetem Besitz sehr leicht machte. Dabei nöthigte das schmale Thal zum Leben in größerer Gemeinschaft. So ist Aegypten die Stätte einer Cultur geworden, die noch um 1000 Jahre älter ist als die indische,[2]) getragen von einem ernsten nüchternen Volke, das für praktische Auffassung und mathematische Ordnung besonders begabt erscheint. Gegen Fremde schloß es sich finster ab; dem Meere und dem Schiffbaue, zu dem das waldlose Land auch kein Holz gab, war es abgeneigt. Die Aegypter zerfielen in Kasten (Priester, Krieger, Ackerbauer, Schweinehirten, Gewerbetreibende, Dolmetscher, Nilschiffer), die nicht so streng gesondert gewesen zu sein scheinen als die indischen. Der Grundgedanke der ägyptischen Religion ist der Gegensatz des Lebens und des Todes. Aegypten war eine Oase in der Wüste, und dieses Gebiet des Lebens umgab ringsum Unfruchtbarkeit und Tod, die weite Fels- und Sandfläche mit ihrem glühenden Sonnenbrand, ihren Verderben bringenden Stürmen. So verehrten die Aegypter die heilbringenden Kräfte und Erscheinungen der Natur als Götter: das Licht im Allgemeinen, die Sonne im Besondern, die Zeugungskraft der Erde, das befruchtende Princip der Natur und daneben das Princip der Vernichtung und des Bösen. Aber auch hier Ver-

1) Seb. Münster: Hie findet man nun ein groß wunder bey diesem überfliessenden wasser, das man bey den andern wässern nicht spüren mag. Dann so der Rhein, die Thonaw, der Necker, oder andere wässer auslauffen, thun sie schaden der weyd und auch dem acker; dann sie flötzen hinweg den guten grund von den ackern und verwüsten die matten: aber der Nilus helt das widerspil, so er kompt über das durr und sandechtig Erdtrich, gibt er im feuchtigkeit und feysten Mist. Dann so er angeht wird er ganz trüb und bringt mit ihm ein feysten Schleim, der henkt und setzt sich in die aufgethunden ritz der Erden, darum das erdtrich also feyst wird, gleich als hett man es mit anderm guten mist getünget. Ist aber der boden sandechtig, so zeucht der feyst Schlamm den Sand zusammen, und giebt ihm eine solche kraft, daß er mehr frucht bringt, denn ein ander fruchtbar boden.

2) Herleitung ägyptischer Cultur von indischer ist nach neuen Forschungen gänzlich aufgegeben, und dagegen asiatischer, speciell arabischer Ursprung vermuthet.

ehrung von Thiergestalten, die einzelnen Göttern heilig, ja mit ihnen so verwachsen waren, daß die Götter meist mit ihren Köpfen gebildet wurden. Das im Nilschilf lauernde Krokodil, so gut wie der Ichneumon, der die Eier dieser mörderischen Eidechse verzehrt, der nützliche Ibis, Hund und Katze, Stier, vor allen der Stier Apis, in dem Osiris Seele wohnte, wurden göttlich verehrt. Eine Menge verschiedener ältester Localgötter (z. B. der Lichtgott Ptah in Memphis, Amun in Theben, der verborgene Gott des Himmels, der Herr des Himmels) wurde später in dem Götterkreise des Osiris zusammengefaßt, der für das ganze Land den Kreislauf der ägyptischen Naturwelt repräsentirte. In Osiris sind alle zuvor an einzelne Götter vertheilten Eigenschaften der wohlthätigen Naturkraft zusammengefaßt: er ist der Herr der Welt, der Herr des Lebens. Isis, die große Mutter, ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch Osiris geweckt und befruchtet wird. Typhon, der rothe Gott, ist die ausdorrende Hitze, der Wassermangel, alles Böse und Schädliche in der Natur, später in die vielfach modificirte Gestalt des Serapis übergegangen. In der Zeit, da Aegypten Staubgefilde ist, da hat Typhon den Osiris erschlagen. Das ganze Land feierte ein Trauerfest um den todten Gott und die traurig suchende Isis. Nun kommt die befruchtende Ueberschwemmung und Osiris erwacht zum neuen Leben. Wie die schaffende Naturkraft stirbt der Mensch, wie sie erwacht er zum neuen Leben. Auf dies Jenseit richtete sich der düster ernste Blick des ägyptischen Volks mit besonderer Vorliebe; erschien doch mit ihm der Preis für eine Zeit harten Druckes und Dienstes. Nur hing Seligkeit von dem wohlerhaltenen Zustande der Leiche ab, sonst mußte die Seele sich auf eine Wanderung durch andere Leiber gefaßt machen; darum hier die Kunst des Einbalsamirens in hoher Vollkommenheit. Der Ausspruch eines Todtengerichtes, das selbst Könige nicht schonte, entschied nach strenger Prüfung, ob ein Todter verwesen oder balsamirt werden solle. Das letztere geschah dann mit solchem Geschick, daß wir noch jetzt über die wohlerhaltenen Leichen oder Mumien erstaunen. Und diese ihre köstlichsten Schätze zu bergen, hat dieses Volk des Todes und der Todten, „dessen Land schon wie ein Sarg aussieht,“ nicht blos die oben erwähnten Gebirgsreihen auf große Strecken zu Kammern und Corridoren für Menschen- und Thiermumien ausgehöhlt, sondern der Könige Hauptsorge ist von ihrem Regierungsantritte an gewesen, sich ein kolossales Grab zu bauen. Es wurde eine Pyramide, inwendig mit einer engen Kammer, ausgeführt; dann aber in jedem kommenden Regierungsjahre mit einem neuen Steinmantel bekleidet.[1]) Kolossal waren übrigens alle Bauwerke der Aegypter: die aus einem Stücke gearbeiteten Spitz-

1) Sie nennen, erzählt Diodor, die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil sie nur eine kleine Zeit darin wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Hauser, weil die Todten in ihnen eine grenzenlose Zeit zubringen. Auf die Erbauung der Häuser wenden sie daher weniger Mühe, die Graber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet.

säulen oder Obelisken, die Säulenreihen und Tempel; alle meistens mit ihrer Bilder= oder Hieroglyphenschrift bedeckt. Europäische Gelehrte haben sie wenigstens zum Theil entziffert und daraus Licht für die sehr verworrene älteste Geschichte des Landes genommen.

Die ältesten Reiche, welche in Aegypten um den Beginn des dritten Jahrtausends v. Chr. bestanden, sind Memphis im mittlern, Theben im obern Aegypten. Um 2300 sind sie unter einem König oder Pharao vereinigt und es beginnt eine Zeit der Kriege und Eroberungen im nubischen Nilthale. So stellen viele erhaltene Sculpturen und Bilder die heller gefärbten Aegypter als Sieger dar, denen unterwürfige Schwarze dienen. An den Namen des Sesostris oder Ramses III. knüpfen sich Siegeszüge bis nach Syrien und Kleinasien. (Aegypten, durch seine Meere und Landenge auf Asien gewiesen und lange Zeit zu Asien gerechnet, hat in Zeiten von Kraftfülle immer eine erobernde Richtung nach Asien hin gezeigt und umgekehrt von Asien her Invasionen erfahren.) Nach Zeiten langer Verwirrung verband Psammetich, nach 700 v. Chr., Aegypten wieder zu einem Reiche, brach aber durch Zulassung von Griechen an der pelusischen Mündung die alte exclusive Politik Aegyptens. Die folgenden Pharaonen wandten sich erobernd gegen das Ausland, lenkten aber auch die Blicke fremder Eroberer auf ihr Reich. Es ging in Erfüllung, was Jeremias verkündet: „Aegypten ist ein gemästetes Rind, aber von Mitternacht kommt der Treiber.") Der persische Eroberer Cambyses unterjochte das Land 525; mit Widerstreben, das mehrmals in offenen Aufruhr überging, trug Aegypten das persische Joch, bis Alexander der Große die Befreiung brachte 332. Von seinen Feldherren gründete Ptolemäus, des Lagus Sohn, hier ein Königreich. Seine Nachfolger, die Ptolemäer, schützten Wissenschaft und Kunst; der Flor des Landes war groß. Mit der Besiegung und dem Tode der Cleopatra, 30 v. Chr., endigte die Unabhängigkeit von Aegypten. Es ward römische Provinz, seit 395 zum oströmischen Reiche gehörig. Dem Christenthume war das Land schon früh gewonnen; doch kam Christi Kirche in eine gedrückte, armselige Stellung, als um die Mitte des 7. Jahrhunderts Aegypten von den Arabern erobert und zu einem Theile des Kalifenreiches gemacht ward. Bei dem allmäligen Zerfallen desselben wechselte auch hier die Herrschaft. Verschiedene Dynastien islamitischer Herrscher treten auf; der einen gehörte Saladin an. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters herrschten in Aegypten die Mameluken, eigentlich vom Kaukasus her eingeführte Sklaven, die sich durch Tapferkeit die Herrschaft zu erringen gewußt. Um 1500 mußten sie die türkischen Sultane als Herren erkennen, aber ihre Häupter oder Beys standen neben dem türkischen Statthalter ziemlich unabhängig. Mit ihnen hatte Napoleon zu kämpfen, der 1798 nach Aegypten gezogen war, um nach der Besitznahme desselben die Macht der Engländer im Orient zu

vernichten. Nach einer Reihe von Triumphen und Großthaten (Schlacht bei den Pyramiden, Eroberung von Kairo u. s. w.) entwich der jugendliche Feldherr, einem glänzenden Ziele entgegen, nach Frankreich. Aber 1800 war Aegypten wieder türkische Provinz. Die Mameluckenbeys wollte die türkische Regierung den alten Einfluß nicht wieder gewinnen lassen. Seit 1806 hatte Mehemed Ali, früher ein rumelischer Steuereinnehmer, die oberste Gewalt, und wußte sie nach allen Seiten hin auszubeuten. 1811 wurden 470 Mameluckenchefs, die er zu einem Feste geladen, plötzlich niedergemetzelt; die Macht der Mamelucken war bald ganz vernichtet. Der Pforte gegenüber nahm Mehemed Ali bald eine sehr unabhängige Stellung ein, erweiterte sein Gebiet durch Kriege gegen die Wehabiten und die nubischen Reiche, und suchte seit 1815 sein Heer europäischer Organisation, das ganze Land europäischer Civilisation und Bildung des Abendlandes anzupassen. Großartige Kanalbauten und Werke, welche dem Lande die alte Culturblüthe wiedergeben sollten, wurden unternommen. Entzückten Abendländern, die er auf alle Weise zu gewinnen wußte, galt er bald für einen hoch aufgeklärten Fürsten; doch ist Alles, was er für Aegypten gethan, immer nur das Ausnutzungs- und Erpressungssystem eines egoistischen und schlauen Despoten. Den Steuereinnehmer hat er nie vergessen. Der kühne Plan, ein großes unabhängiges orientalisches Reich zu gründen, zu dem auch Syrien gehören sollte, nahte sich nach einem glücklich gegen den Sultan geführten Kriege der Erfüllung. Im Frieden von 1833 wurde Mehemed Ali als Besitzer von Candia, Cypern, Syrien und Palästina anerkannt. Eben so sieghaft wurde 1839 ein zweiter Krieg von Mehemed Ali geführt, aber die europäischen Großmächte, Rußland an der Spitze, wollten auch damals nicht das morsche Türkenreich zusammenbrechen lassen. So wurde der Ehrgeizige 1841 wieder auf Aegypten und seine nubischen Dependenzen beschränkt und alle Verhältnisse neu geordnet. Die Statthalterschaft oder das Vicekönigthum sollte in Mehmed Ali's Familie erblich sein, das Abhängigkeitsverhältniß durch einen jährlichen Tribut anerkannt werden. Als Mehemed Ali 1849 starb und ihm sein Sohn Ibrahim Pascha schon nach drei Monaten in das Grab folgte, wurde nach dem in der Familie geltenden Senioratsgesetze der Aelteste unter den Descendenten, ein Enkel Mehemeds, Abbas Pascha erhoben; 1854 folgte ihm sein Oheim, der sechste Sohn Mehemeds, Said Pascha. Die Politik der Pforte ist dermalen darauf gerichtet, dem gefährlichen Stamme immer mehr Vorrechte zu entreißen. — Das ägyptische Vicekönigthum begreift mit den Oasen und dem Mittelnillande 27,167 □M. Aegypten selbst wird auf 8370 □M. mit 5,125,000 Einw. berechnet, während es einst eine Bevölkerung von 27, und noch unter den Römern von 7 Millionen hatte.

Das arabische Element ist überwiegend, arabisch sind die Landleute oder Fellahs. Zu dem Bau der Getreidearten, des Reißes, führte Mehemed Ali neue Culturen ein: Futterkräuter, Indigo, Baumwolle.

Und diese letztere ist seit fünfundzwanzig Jahren das Hauptprodukt des Landes geworden. Die Hühnerzucht und die Brutöfen, in denen jährlich 100 Mill. Küchlein künstlich ausgebrütet werden, sind bekannt.[1]) Aber die Steuerlast macht die Fellahs zu einem armen, elenden Volke, und die Dörfer machen auch den Eindruck der äußersten Dürftigkeit. „Sie sehen in Form und Stoff aus, wie aus vertrockneten Misthaufen zusammengesetzt." Die Taube, sagt ein Sprüchwort, wohnt in Aegypten besser als der Mensch. Auch die nomadischen Beduinen der Wüste sind arabischen Stammes. Die nicht arabischen Landeseinwohner gehören meist den Städten an, wie die Kopten, die Nachkommen der alten Aegypter, deren Anzahl sich immer mehr vermindert. Obwohl sehr mit anderen Völkern gemischt, haben sie noch Züge der Aehnlichkeit mit den Mumien ihrer Ahnen: die platte Stirn, den großen Mund, die kurze Nase, den eigenthümlich schwermüthigen, melancholischen Zug. Sie sind meist Kaufleute und Handwerker. Ein Theil der Fellahs ist aus Vermischung von Arabern und Kopten hervorgegangen. Die Zahl der Türken rechnet man auf 300,000. In den großen Städten wohnen auch viele Europäer. Dazu kommen kleinere Völkerfragmente ungewisser Abkunft. So die Zigeunerstämme Aegyptens (die Zigeuner im Mittelalter oft Aegypter genannt), welche wie ihre Genossen in Europa Wahrsagerei und Quacksalberei treiben. Die Nuris, welche Pott übrigens nicht für Zigeuner hält, sind lauter Diebe von Profession. Gerade sie hat der schlaue Mehemed als Wächter und Polizeibeamte eingesetzt und ihnen für die Herbeischaffung der gestohlenen Güter 50 Procent bewilligt.

Daß in Aegypten der Islam herrschende Religion ist, versteht sich nach der geschichtlichen Entwickelung von selbst. Der christlichen Erinnerung und Betrachtung ist Aegypten in vielfacher Beziehung ehrwürdig. Im „Diensthause Aegypten" wurde das Volk Gottes zu seiner großen Bestimmung erzogen; noch einmal ging, bei der Flucht und Rückkehr der heiligen Familie, der Prophetenspruch: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen" in Erfüllung. Marcus der Evangelist wird einstimmig als der Gründer der alexandrinischen Gemeinde angesehen; die ägyptische Kirche wurde eine der blühendsten. Die Katechetenschule von Alexandrien mit den Namen eines Clemens und Origenes, der Vorfechter gegen den Arianismus, Athanasius verherrlicht die ägyptische Christenheit, welche auch in zahlreichen Verfolgungen sich bewährt hatte. Die zur Contemplation und Ascese so überaus geeigneten Wüsten, mit dem fast immer heitern Himmel darüber, sahen die ersten christ-

1) Seb. Münster: „Es schreibt Felix von Ulm und auch Herr Bernhard von Breitenbach, Thumdechant von Mentz, daß in Egypten, besunders in Alkair, sind Bachöfen, die sind voll Löcher, darein man zeyten drey oder vier tausend Hüner, Genß, Enten und Tauben-Eyer legt, mit Mist zugedeckt und ringsumb mit glüenden Kolen den Mist von fernen umlegt, von welcher sanfften Hitz die Eyer erwärmt und außgebrütet werden, gleichwie under den Bruthennen, also daß die jungen schier zu mal mit einander aus dem Mist kriechen und lauffen, die man bald darnach auf die Weyd und Markt treibt und tregt." — Auf den Pareigen der Homann'schen Karte sind diese Brutöfen dargestellt.

lichen Einsiedler und die Anfänge des Klosterlebens. Im 5. Jahrhundert fiel fast die ganze ägyptische Kirche in den Monophysitismus; im 7. erleichterten die monophysitischen Christen den Arabern die Eroberung. Eine Zeit des Druckes und der Schmach begann. Jetzt giebt es etwa 200,000 christliche Kopten in Aegypten. Ihr geistliches Haupt ist der Patriarch von Alexandrien, der aber in Kairo residirt; er wird immer aus den Mönchen des dortigen St. Antoniusklosters gewählt. Die Zahl der orthodoxen Griechen wird auf 8000 angeschlagen; sie stehen unter dem Patriarchen von Alexandrien, der ganz von dem Patriarchen von Konstantinopel abhängig ist. Die römisch-katholische Kirche hat in Aegypten zwei apostolische Vicare, einen für die Lateiner, einen für die unirten Kopten. Franciskaner und Capuciner, namentlich auch Jesuiten, wirken auf einzelnen Missionen. Das Vicariat von Alexandrien zählt über 15,000 Seelen. Neuerlich denkt man daran, in Alexandrien auch eine protestantische Kirche zu bauen; in Kairo arbeiten schon seit 1825 Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, welche unter den Kopten eine protestantische Strömung hervorrufen sollen.

Mehemed Ali theilte Aegypten nach der alten Eintheilung des Ober-, Mittel- und Unterlandes in drei Paschalike; diese umfaßten sieben Mudyrliks oder Departements, diese vierundsechzig Bezirke, jeder Bezirk mehrere Cantone. Rosette und Kairo wurden von diesem Nexus der Administration ausgeschlossen und erhielten eigene Vorstände. Wir folgen der Eintheilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten, mit den alten Namen Thebais, Heptanomis, Delta. Sie zerfielen zur Pharaonenzeit in sechsunddreißig Nomen.

In Oberägypten (Saïd = das Aufsteigende) begleitet den Nil eine fast ununterbrochene Reihe von Denkmalen, die durch Alter und Großartigkeit die ersten der Erde sind. Assuan, das alte Syene, ist schon erwähnt. 4000 Einw. Dattelhaine. Die Alten behaupteten, Syene liege gerade unter dem Krebswendekreise; am Tage des Solstitiums stehe die Sonne über dem Scheitel der Bewohner, und Mittags sei kein Schatten zu sehen, ein Brunnen in der Stadt sei bis auf den Boden erleuchtet. Doch liegen die Katarakten 7 M. nördlich vom Wendekreise. Im Nil die von Palmen und Sykomoren beschattete Insel Dscheziret-el-Zaher, das alte Elephantine, etwas oberhalb eine kleinere Insel, das alte Philä, beide mit prächtigen Ruinengruppen aus blendend weißem Sandsteine. „Das Thal wird zerklüftet; seine dunkelrothen oder bleifarbenen Granitmassen, in riesenhaften Blöcken auf und durch einander geschichtet, erfüllen mit Schauer. Der Fluß hier still und breit wie ein See. Zwischen den Klippen rollt die goldgelbe Sandfluth der Wüste herab. Einzelne Palmen beschatten die Lupinenbeete auf dem schmalen Saume fruchtbaren Landes zwischen dem Gestein und dem Wasser, und in der Mitte des wellenlosen Stromes taucht mit ihren von Baumgrün umgebenen Pylonen und Säulenhallen die heilige Insel der Isis, die letzte Zufluchtsstätte des ägyptischen Heidenthumes, auf." Bei Edfu ein Tempel von kolossalen Dimensionen. Esneh, bedeutender Handelsort, Station für die Karawanen aus Darfur und Sennaar. Den Strom abwärts gelangt man in eine beckenartige Erweiterung des Thales, etwa 4 □M. groß. Die ganze Ebene war einst von dem hundertthorigen Theben bedeckt, das mit seinen Palästen und Tempeln

sich massenhaft aus der Ebene hob, während die Menge der Kolosse und Obelisken einem steinernen Walde ähnlich war. Auf seiner Ruinenstätte liegen die Dörfer **Karnak** und **Luxor** auf dem rechten, **Gurnah** und **Medinat-Abu** auf dem linken Ufer des Flusses, zum Theil von koptischen Christen bewohnt. Die gewaltigsten, herrlichsten Reste ägyptischer Baukunst erregen hier das Erstaunen der Beschauer. „Mir war — sagt ein Reisender — als ob ich in eine Stadt träte, die ehemals von Riesen bewohnt gewesen, welche nach einem langen Kampfe alle aufgerieben worden, so daß die Ruinen ihrer verschiedenen Tempel als die einzigen Beweise ihres ehemaligen Daseins übrig blieben." Bei Karnak erheben sich auf einer künstlichen, von Backsteinen eingefaßten Terrasse, welche ein langes Viereck von etwa ³/₄ M. Umfang bildet, mächtige Palast- und Tempelbauten, unter ihnen der von Thotmosis I. aufgeführte Palast, welcher durch die Massenhaftigkeit der Dimensionen, den Reichthum der Sculpturen und die zarten zum großen Theil erhaltenen Frescobilder sich auszeichnet. Zu ihm gehört der erhabenste Ueberrest ägyptischer Baukunst überhaupt, ein Saal von 47,000 □ Fuß Areal und solcher Höhe, daß z. B. die Notre-Dame-Kirche von Paris darin Platz hätte. Die mächtigen Quadern, welche die Decke bilden, werden von hundertvierunddreißig Säulen getragen, von denen die stärksten in der Mitte eine Höhe von 70' und einen Durchmesser von 11' haben. Auf den Kapitälern solcher Säulen können hundert Menschen stehend Platz finden. Eine Allee von 12—18' langen **Sphinxen** (Löwenleiber mit Widderköpfen) führte zu den stromaufwärts ¼ M. von Karnak, auch auf einer Backsteinterrasse gelegenen Werken von Luxor, eine weite Gruppe von Trümmern, in denen noch gegen zweitausend Säulen aufrecht stehen. Auch zwei Obelisken von 70' Höhe ragen noch empor. Der dritte Amenophis (um 1500 v. Chr.) hat hier Tempel und Paläste aufgeführt. Eine Inschrift preist ihn als „den mächtigen und gewaltigen Horos, den Geliebten der Sonne, den Herrscher der reinen Gegend, der groß durch seine Kraft die Barbaren geschlagen, er hat diesen Bau seinem Vater Ammon geweiht machen lassen aus harten guten Steinen, um ein dauerhaftes Gebäude zu errichten." Ramses der Große oder Sesostris baute sich am westlichen Ufer des Nil bei dem jetzigen Gurnah und Medinat-Abu eine „große Wohnung." Noch preisen viele erhaltene Sculpturen und Inschriften die Thaten des großen Eroberers. In einem Säulenhofe waren die sitzenden Kolosse des Königs und der Königin aus rothem Granit von Syene aufgeführt. Das Postament 18', die Statue von den Hüften aufwärts 54'. Die Bildsäulen liegen umgestürzt am Boden; der Koloß des Königs mißt von einer Schulter zur andern 21', der Zeigefinger 4'. Er hat als Memnonssäule, die bei dem Aufgange der Sonne freudige, bei deren Untergange klagende Töne hören ließ, großen Ruf gehabt. Erfahrungen über ähnliche Naturtöne, welche durch den Einfluß des plötzlichen Temperaturwechsels bei Sonnenaufgang auf den Granit gehört werden, haben diesem Phänomen den Schein des Wunders geraubt. — Nur die hervorragendsten Bauwerke sind genannt, die ganze weite Ebene ist voll Trümmer. Tempel, Colonnaden, Obelisken, Kolosse, Mauern voll Gemälde und Ornamente aller Art sind chaotisch und wild durch einander gestürzt, ruhen majestätisch durch eigenes Gewicht auf alter Basis, oder dienen wieder als Grundlage für die schwächlichen Bauten jüngerer Jahrtausende. In der libyschen Bergkette liegen die Grabstätten Thebens, Katakomben, die sich 2 Meilen weit fortziehen. Mehrere Stockwerke von Grabkammern stehen über einander. Corridore, Treppen, Stollen und Schachte gehen in diesem Todtenlabyrinth, das zuerst **Belzoni** genauer erforscht hat, hin und her. Als er auch durch einen langen, engen Corridor in eine Mumienkammer gelangt war, wo Tausende aufgeschichtet waren, war er unvorsichtig genug, sich auf einen kleineren Haufen Mumien setzen zu wollen; — sie waren schon verwester als gewöhnlich der Fall ist, und brachen unter ihm zusammen; andere stürzten nach, und

in einem Augenblicke war er in eine Wolke des feinsten Mumienstaubes eingehüllt, so daß er dem Ersticken ganz nahe kam. Oft muß man sich 20—30 Schritte durch 2' breite Räume zwischen Mumienhaufen durchwinden, so daß man mit dem Gesicht fortwährend in Berührung kommt mit den Gesichtern dieser alten Aegypter. Die Sculpturen und Frescen der Wände sind in einer merkwürdigen Frische erhalten. Wie in einem Bilderbuche ist in diesen Begräbnißkammern das ganze Leben der alten Aegypter noch aufgeschlagen. Oft sind den Mumien außer ihren „Reisepässen," den Papyrusrollen mit dem Ausspruche des Todtengerichtes, auch allerhand Geräthe, Samen u. s. w. beigegeben. Weizenkörner aus Mumiensärgen sind vielfach zu kräftigen, reichliche und vielfache Frucht tragenden Aehren gezogen. So überdauert die Keimkraft Jahrtausende. In einer weiter westlich gelegenen Bergkette die Gräber der Könige von Theben, die nicht wie die von Memphis Pyramiden über ihren Gräbern aufzuthürmen pflegten.

Den Nil weiter abwärts Denderah mit den Ruinen des alten Tentyris und einem der am besten erhaltenen Tempel des Alterthums aus der römischen Kaiserzeit, aber im altägyptischen Geschmack. An seiner Decke fand man einen Thierkreis, der abgelöst und nach Frankreich geschafft ist. Ueber sein wahrscheinlich sehr überschätztes Alter ist noch Streit. Kenneh, am Eingange des nach Kosseir am rothen Meere führenden Querthales, bedeutender Handelsort und Durchgangsstation der Mekkapilger, 10,000 Einw. Akhmyn, 10,000 Ew., darunter 1000 Christen: ein Franciskanerkloster. Dschirdscheh (Girgeh), 8—10,000 Einw., früher die Hauptstadt des neuen Oberägyptens, 500 Christen: ein katholisches Kloster. Die jetzige Hauptstadt von Oberägypten ist Siut oder Syut, das alte Lykopolis, Sitz des Pascha und bedeutender Handelsplatz, 20,000 Einw.

In Mittelägypten (Wostani = Land der Mitte) wird das Nilthal bald so breit, daß auf dem linken Ufer, am Fuße der libyschen Bergwand, ein begleitender Arm, der Josephskanal, gezogen werden konnte. Die flache Landschaft zwischen beiden Wasserarmen ist die fruchtbarste und produktenreichste von Mittelägypten. Fünf Stunden oberhalb der Stromspaltung, unweit des Einganges der nach Suez führenden Querschlucht liegt das im 10. Jahrhundert von den arabischen Eroberern aufgeführte Masr-el-Kâhera, d. h. die siegreiche Hauptstadt, gewöhnlich Kahira oder Kairo genannt (Ton auf der drittletzten!). Die eigentliche Glanzzeit der Stadt fällt in das Mittelalter: in der Residenz eigener Kalifen glänzte alle Pracht des Orients, blühte aber auch Kunst und Wissenschaft. Noch immer ist Kairo die erste Stadt der arabischen Welt, die volkreichste Stadt von Afrika, die zweite des türkischen Reichs. Oestlich lehnt sich Kairo an den 640' hohen Berg Mokattam, einen Ausläufer der arabischen Bergkette, und senkt sich westlich dem Nil entgegen. Der Umfang des Ganzen beträgt 3 Meilen; man unterscheidet das eigentliche Kairo oder die Neustadt, Alt-Kairo oder Fostat, und das hart am Nil gelegene Bulak, die Hafenstadt, die durch eine Akazienallee mit der eigentlichen Stadt verbunden ist. Die Straßen sind zumeist enge, krumm und ungepflastert. Unter den öffentlichen Gebäuden vierhundert Moscheen, die schönsten die Moschee des Amru in Alt-Kairo, die Moschee des Sultan Hassan, 1354 erbaut, und die größte die El-Ahsan-Moschee mit muhamedanischer Studienanstalt An dreißig christliche Kirchen, darunter ein Franciskanerkloster mit einer schönen geräumigen Kirche, zehn Synagogen Zahlreiche Bazars, siebzig öffentliche Bäder, zwölfhundert Kaffeehäuser u. s. w. Auf einem Vorsprunge des röthlichen Mokattam die Citadelle mit dem Palaste des Pascha und Mehemed Ali's Alabastermoschee, in der er auch begraben liegt. Die Zahl der Einwohner, etwa 300,000, darunter 10,000 Christen und 2000 Abendländer oder Franken. Die Stadt ist Centralpunkt des Handels von Nordafrika, und die ganze Bevölkerung fließt in den Bazars zusammen, theils um Geschäfte zu besorgen, theils um sich die

Zeit zu vertreiben und im Schatten behaglich den Tschibuk zu rauchen. Die übrigen Straßen, die nicht mit den Bazars in Verbindung stehen, erscheinen öde und leer. Kairo ist im Gegensatze zu Alexandrien der volle Orient. „Alles was man sich davon träumt aus den Mährchen der Tausend und Einen Nacht ist hier Wirklichkeit; Konstantinopel, selbst Kleinasien ist nichts dagegen, so sagen Alle, die dorthin kommen. Kahira ist eine Wunderstadt mit ihren dicht gedrängten Häusermassen, ihren engen Gassen und vortretenden Häusern voll wunderlichem Schnitz- und Schnörkelwerk, ihren riesengroßen Moscheen, ihren schlanken, pfeilartig emporsteigenden Minarets, ihrer reichen üppigen Umgebung, voll der schönsten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Cypressen; durch diese bunte Scenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöse Araber und Aegypter, reitet auf geputztem Esel der schweigende Türke, und zieht mit langsamem Schritte das hohe Kameel einher."[1]) Im Osten der Stadt die Todtenäcker mit den im feinsten und künstlichsten Maurenstil ausgeführten Kalifengräbern. Bei Kairo Schubra, Lustschloß des Pascha mit schönen Gärten. Auf der Insel Rohda der Nilmesser, eine in Grade getheilte Säule, woran täglich während der Ueberschwemmungen der Wasserstand des Nils von einem verpflichteten Scheich beobachtet und bekannt gemacht wird.

Von der Pracht und dem Leben der Gegenwart treten wir oberhalb Kairo an die von Palmen beschattete Stätte des alten Memphis und weiter an die Denkmäler der Todten. Schon aus weiter Ferne sieht man „die blauen Riesenzelte am Saume der gelben Wüste" sich erheben, und die aufgehende Sonne entzündet neben den Gipfeln des Mokattam ihre Häupter zuerst. Auf Vorsprüngen der libyschen Wüstenplatte, 160′ über dem Nilspiegel, stehen vierzig meist aus Kalksteinquadern, seltener aus Ziegeln zusammengefügte Pyramiden, die in vier Hauptgruppen zerfallen. Die berühmteste ist die Gruppe von Gizeh, und aus ihren neun Pyramiden ragen drei große ganz besonders hervor; sie stammen aus der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. Sie werden den Königen Cheops, Chephren und Mycerinus zugeschrieben. „Diese Pyramiden sah Abraham, sah Joseph, sah die fliehende Maria mit dem Kinde, sah Herodot, sah Alexander, Artaxerxes, Pompejus und Cäsar, Saladin, Napoleon — welches Panorama der Weltgeschichte!" Die höchste, die des Cheops, ist 456′ hoch (mit der Spitze einst 500′) und enthält gegen 90 Millionen Kubikfuß Mauerwerk; die Aussicht, das reiche Nilthal bis zum Mokattam auf der einen, die todte Wüste auf der andern Seite, in der nächsten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtausende hingegangen sind, ohne seine Male zerstören zu können, ist vollkommen einzig. Die kleinste Pyramide, die des Mycerinus, 218′ hoch, übertrifft die beiden anderen an Schönheit und Regelmäßigkeit des Baues. Von einigen Pyramiden sind nur noch die Basen und wenige Trümmer erhalten; auch von den größten und dauerhaftesten sind die Spitzen und das Füllwerk des letzten Mantels verwittert, so daß sie wie auf Stufen erstiegen werden können. Eröffnet, etwas über dem Boden, sind schon früher Pyramiden

---

1) Seb. Münster giebt eine „wahrhaftige Abcontrafehung" von Kairo und schickt die Worte vorauf: „Die Stadt Alkair, auf Arabisch Mazar, Chaldeisch Aschahr, Hebräisch Mesraim und zu Latein Babylon genannt, contrafehtet. Diese soll funfmal größer seyn, denn Pariß in Franckreich, dazu überaus volckreich. Wenig Leut sind da, welche (wie bey uns brauchig) einkauffen, ihr Speyß und Kost daheim rüsten, sondern wann sie essen wollen, nemen sie es bey den Köchen und Brätern, deren ob dreyßig tausend darin zu finden. Sie hat mechtige Vorstedt, deren etliche drey tausend, andere zwölff tausend Häuser haben."

Seb. Frank: Weitter ist dise statt so volckreich, das Bernhart von Praytenbach mit seiner ritterschaft acht, das so vil menschen da seind, als ongeuarlich im gantzen Italien oder Welschen land, es wiblet allzeit fast in allen gassen, wie zu Rom in eim Jubeljar. Es seind auch da biß in .xv. tausent gemeiner kuchen, darinn man teglich, allerley kost vnd speiß kocht, gsottens vnd gpratens, wann die einwoner kochen wenig in yren heüsern, aber vil köch geen in der statt umb, das feur auf einem zuberaytten herd, auff dem kopff tragende, darumb gsottens vnd pratens, an spissen, vnd so yemant ettwas haben will, heben sy das fhelm vom haupt ab, vnd werden dem hungerigen nach seinem lust, umb ein ziemlich gelt zu willen. Nit grösserer mangel ist da, ja glat keiner aller ding, dann an holtz, das man nach dem gewicht verkaufft.

von den Arabern, die nach Schätzen suchten; man findet nichts als enge Gänge und in der Mitte eine Begräbnißkammer. Nicht weit von den Pyramiden liegt, fast ganz in Sand vergraben, eine riesenhafte Sphinx, jene Räthselfigur der alten Aegypter. Nur der Vordertheil sieht heraus. Der Kopf mißt vom Kinn bis zum Scheitel 13 Ellen. Die ganze Umgegend ist ein weites Mumienfeld.[1])

Da Kairo zu keiner Provinz gerechnet wird, so gilt als Hauptort der Administration für Mittelägypten Benisuef, 6000 Einw., einer der Haupthandelsplätze Aegyptens. Nordwestlich davon öffnet sich die Thalschlucht, welche in das fruchtbare Becken von Fayum führt. Schon die alten Aegypter hatten es durch großartige Wasserwerke der Wüste abzugewinnen gewußt. Durch die Schlucht lief aus dem Josephskanal ein Kanal in das Becken, und der große See Möris diente als Wasserreservoir. Dorthin entsandte Oberägypten bei hohem Wasserstande den Ueberfluß, der Unterägypten verderblich geworden sein würde; zur Zeit der Wasserabnahme sandte der Möris seinen Wasserschatz dem nun durstenden Delta. Jetzt ist der Kanal, wenn nicht Ueberschwemmungszeit ist, ein wasserloser Graben; vom See Möris sind kaum die Reste mächtiger Dämme zu erkennen. Aber ein wahrscheinlich bei hohem Wasserstande durch Bruch vernachlässigter Dämme entstandener See, der Birket-el-Kerun, reicht noch hin, Fayum zu einem der fruchtbarsten und blühendsten Gebiete von Aegypten, ja der Welt zu machen. Hauptort Medinat-el-Fayum, 15,000 Einw. Aus den Rosen, die das ganze Fayum durchduften, bereitet man hier Rosenöl. Bei Howara, am Eingange ins Fayum, sieht man Blöcke von Granit und blendend weißem Kalkstein, Reste von Mauern, Kapitäler von Säulen und eine Pyramide. Das sind die Trümmer des weltberühmten Labyrinthes. König Amenenha III., der Möris der Griechen, der Schöpfer der Wassersammlungen im Fayum, ließ auch diesen Reichspalast erbauen. Alle Landschaften und Bezirke Aegyptens sollten in eben so viel Abtheilungen dargestellt werden; hier sollte das ganze Land für friedliche Akte und Opfer einen gemeinsamen Mittelpunkt finden. Der Riesenpalast hatte zwölf große Höfe, 1500 Gemächer über und 1500 unter der Erde.

In Unterägypten oder im Delta am westlichen Nilarm lag Sais, die Residenz des Psammetich, deren Stelle noch weitläufige Schutthügel und Ringmauern aus gebrannten Ziegeln bezeichnen — lag die Landschaft Gosen, in welcher die Kinder Israel ihre Heerden weideten. Nahe dabei an einem Seitenzweige des östlichen Nil die Sonnenstadt Heliopolis, das On des alten Testaments (1. Mos. 41, 45.), berühmt durch ihre Prachttempel und Priestercollegien, in denen ägyptische Weisheit gelehrt wurde. Zu Strabo's Zeiten zeigte man noch die Halle, wo Plato den Vorträgen der Priester gelauscht haben sollte. Augustus schmückte das alte, Konstantin das neue Rom mit den Kunstwerken von Heliopolis; jetzt steht nur noch neben Erdwällen ein einzelner Obelisk als Erinnerung, der älteste unter allen bekannten (2300 v. Chr.). An einer andern mit dem östlichen Nil in Verbindung stehenden Wasserader, südlich von Menzaleh, die Ruinen von Tanis, welches im Alten Testament

1) Daß die Pyramiden Grabmonumente sind, steht jetzt fest. In früheren Zeiten stellte man die verschiedensten Hypothesen über ihre Bestimmung auf. Bald wurden sie mit Beziehung auf ihren Namen (Pire-mue, d. i. Sonnenstrahl) für riesige Sonnenaltäre ausgegeben, bald für Kornmagazine oder Wasserbehälter, auch iranischen Wänden wurden sie gleichgestellt, welche den Flugsand der Wüste abhalten sollten; dann wieder zu Sternwarten erhoben und die Feier der Mysterien in sie verlegt. Oder, wie ein alter französischer Kritiker sagt, sie sollten blos dienen: afin de faire demeurer le peuple au travail et le contregarder de toute oisiveté. Springer (Kunsthistorische Briefe) findet die Möglichkeit solcher Zweifel in der „ästhetischen Armuth" der Pyramiden, die nach seiner Ansicht einer niedrigen unentwickelten Kunststufe einzureihen sind; eine Ansicht, die sich in derb-excentrischer Form unter den neueren Reisenden bei A. Stolz wiederholt: „Die Pyramide zeigt auf die roheste schönheitsbaare Weise brutale Macht und mächtige Dummheit oder Langeweile. — — Ich sehe darin nicht die Ueberwältigung der Natur, sondern die von einem Despoten dicken, steinharten Herzens zertretene Menschheit, zerstampfte Menschen ohne Zahl."

Zoan heißt. Hier saß einst eine Pharaonendynastie, und die Tradition bezeichnet den Nilarm von Tanis als den, auf welchem das Kindlein Moses den Wellen preisgegeben ward.

Als Alexander der Große nach der Schlacht bei Issus die persische Satrapie Aegypten ohne Schwertstreich nahm, gründete er auch hier eine Stadt seines Namens, sein dauerndstes Monument. Der Sage nach recitirte ihm im Traume ein ehrwürdiger Greis die Verse Homers:

Eine der Inseln liegt an der weit aufwogenden Meerfluth
Vor des Aegyptus Strom, und Pharos wird sie genennet.

Die Vision bestimmte die Lage der neuen Stadt: von allen Seiten kommende Vögel, welche den mit Mehl gestreuten Grundriß aufpickten, wurden auf den lebhaftesten Verkehr gedeutet. War sie doch angelegt zur Verschmelzung bisher getrennter Nationen, „der barbarenhassenden Hellenen, der auserwählten Jüden (die freilich erst später hier eine große Gemeinde bildeten), der im dumpfen Nilkasten eingeschlossenen, allein weisen Aegypter." Alexandria nahm den sandigen Streifen zwischen dem Meere und dem Strandsee Mareotis ein; die vorliegende Insel Pharos wurde durch einen Damm mit dem Festlande verbunden. So entstanden zwei treffliche Häfen. Unter den Ptolemäern, die in Alexandria ihre Residenz nahmen, entwickelte sich die Stadt zu großer Blüthe. Das prächtigste Quartier der Stadt, das Brucheion, lag am Hafen; hier der Königspalast, das Museum, die Bibliothek oder das Serapeum u. s. w. Auf der Ostspitze der frühern Insel Pharos wurde aus weißem Marmor ein Leuchtthurm von acht Stockwerken aufgeführt. Nach ihm nennt man noch jetzt jeden Leuchtthurm einen Pharus. Alexandria wurde eine der ersten Handelsstädte der alten Welt, nächst Rom viele Jahrhunderte hindurch die glänzendste Großstadt mit 1 Mill. Einw.

Das ganze Mittelalter hindurch war Alexandria im Sinken, und die Entdeckung des Seeweges nach Indien brachte es noch mehr herab. Der See Mareotis trocknete fast aus, die vernachlässigten Kanalbauten ließen Sumpfniederungen oder Sandsteppen entstehen, die Häfen litten an Versandung. Mehemed Ali machte die rühmlichsten Anstrengungen, Alexandria wieder emporzubringen. Der ganze versandete Kanal zum Nil wurde wieder hergestellt und 1821 beendet. Der 12 M. lange Kanal von Mahmudie zieht sich zwischen dem Mareotis — jetzt Birket-Mariut, und durch Dammdurchstiche 1801 wieder gefüllt — und dem Strandsee von Abukir zum Nil, 90′ breit und 18′ tief. Jetzt ist nun die Stadt überdem mit Kairo (bald auch mit Suez) durch Eisenbahn und Telegraphen verbunden und sieht einer neuen Blüthezeit entgegen.

Das jetzige Alexandria nimmt etwa ein Drittel von dem Raume des alten ein, nämlich die alte Insel Pharos und die mit dem Festlande verbindende Landzunge zwischen dem Meere und dem bleichen Spiegel des Mareotis. Weißer Dünensand ist ringsum die Unterlage der Landschaft. Bis in die neuere Zeit eine enge und schmutzige Stadt im gewöhnlichen orientalischen Stil, ist Alexandria jetzt fast ganz europäisch umgebaut; so umgeben den geräumigen Frankenplatz die stattlichsten Häuser, zum großen Theil Wohnungen der hier residirenden Generalconsuln. Die Straßen mit Steinen von Triest gepflastert. 50 Droschken mit braunen und schwarzen Kutschern. Auf Pharos Castell und Palast des Vicekönigs. Am Mahmudiekanal schöne Landhäuser und Gärten der reichen Kaufleute. Im grellsten Contraste zu dieser Pracht stehen die auf dem Schutte der alten Stadt stehenden Hütten der Fellahs, armselig aus Erde zusammengeknetet, „das Niedrigste, was man je an Menschenwohnungen sehen mag." Im Ganzen bildet die Stadt ein Gemisch von Orient und Occident, ohne bestimmten Charakter. Im Westen der Landzunge liegt der alte oder afrikanische Hafen, im Osten der neue oder asiatische, der besser und sicherer ist. Alexandria ist der Hauptplatz des ägyptischen Export- und Importhandels mit vielen reichen Handelshäusern. Die Zahl der Einw. beträgt 150,000,

darunter 12,000 Europäer. Neben koptischen Gotteshäusern giebt es außer zwei anderen katholischen Kirchen ein von Palmen umschattetes Franciskanerkloster. Wegen der vielen Deutschen, die nach Alexandria kommen oder dort wohnen, ist auch ein deutscher Pater im Kloster, der jeden Sonntag eine deutsche Predigt hält. Auch eine englisch-bischöfliche Gemeinde ist vorhanden und kürzlich ein evangelisches Diakonissenhospital errichtet.[1])

Mitten unter diesen zum Theil jungen Schöpfungen erinnern an das Alterthum: die von dem römischen Präter Publius zu Ehren des Diocletian gesetzte 88' hohe (sogenannte) Pompejussäule vor dem Südthore, mitten unter Schutthügeln und Fellahhütten, welche man schon vom Meere aus über die Gebäude ragen sieht, und die 600 Schritt davon entfernten Nadeln der Kleopatra, zwei Obelisken aus dem 16. Jahrhundert v. Chr., von denen der eine umgestürzt am Boden liegt.

Wir erwähnen nun die Orte an der bogenförmigen Küstenstrecke des Delta, wie sie von Alexandria aus nach Osten auf einander folgen. Auf einer Landspitze, nicht weit von der Stelle des alten Canopus, das Dorf Abukir, ein militärisch wichtiger Punkt. Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson am 1. August 1798. 1799 Landsieg Bonaparte's über die Türken. Raschid, gewöhnlich Rosette genannt, an der Mündung des westlichen Nilarmes, 15,000 Einw. Die Mündung ist durch eine große Sandbank sehr unbequem, darum hat sich seit Anlegung des Mahmudiekanales der Handel von Rosette nach Alexandria gezogen. Damyat oder Damiette, 2 Stunden vom Ausflusse des durch zwei Castelle vertheidigten östlichen Nilarmes, unweit des Menzalehsees, 28,000 Einw. Lebhafter Handel. Nicht weit vom östlichen Ende des Menzalehsees die Ruinen der Grenzfestung Pelusium. Hier schlug der persische Eroberer Cambyses 525 den ägyptischen König Psammenit. Die Grenzstadt gegen Syrien ist das auf einem Felsen liegende El-Arisch; bei der Stadt mündet der „Bach Aegyptens,“ schon in der Schrift als Aegyptens Grenze bezeichnet.

Binnenorte des Delta: Fuah an der Vereinigung des Nil mit dem Mahmudiekanal, Damanhur an der Eisenbahn, 10,000 Einw., sind durch die Gunst ihrer Lage lebhafte Verkehrsplätze. Terraneh, großes Dorf am westlichen Nilarm, Ladeplatz für das Natron, welches in den 12 Stunden davon entfernten sechs Natronseen gewonnen wird. Diese liegen in einer Querschlucht der libyschen Kette, die sich bis in die Nähe des Mittelmeeres verfolgen läßt. In dem Thale der Natronseen liegen auch sechs koptische, mit hohen Mauern umgebene Klöster. In ihnen fanden englische Forscher werthvolle und neue Aufschlüsse bietende Manuscripte von den Mönchen so gering geachtet, daß sie ihre Oeltöpfe damit zudeckten. Tantâh, kleine Stadt im Centrum des Delta mit zwei großen Messen und stark bewallfahrtetem Grabe eines muhamedanischen Heiligen. Am östlichen Nilarme Mansurah, wo Ludwig der Heilige im sechsten Kreuzzuge besiegt wurde.

Das östliche Gebirgsland von Aegypten, von der arabischen Seitenwand des Nils bis zum rothen Meere ist eine unbewohnte, nur von Nomaden durchzogene Landschaft; einige Tagereisen von der östlichen Nilwand erhebt sich das Küstengebirge des rothen Meeres in einzelnen Spitzen bis 5800'. Die Küste ist einförmig und hafenlos; Korallenbildung und Untiefen erschweren ihre Zugänglichkeit: der Saum zwischen Meer und Gebirge sehr schmal, an einigen Stellen sumpfig. Unter den durchsetzenden Querthälern führt das südlichste von Edfu nach den

1) Die dreißig Moscheen sind meist alte Christenkirchen. „Sind viel und schöne Kirchen in der Stadt — sagt eine alte Geographie — mit Marmelstein gepflastert und mit köstlichen Säulen geziert, wiewol meistentheils den Mahometischen Greueln gewidmet.“

Ruinen der einst blühenden Handelsstadt Berenice; nördlicher führt eine als Handelsweg noch jetzt von Karawanen und von dem Nomadenstamme Ababdeh durchzogene Schlucht von Esneh nach Kosseir oder Kussēr, 2000 Einw. Der Hafen ist mittelmäßig; hier schiffen sich die Mekkapilger ein. Das nördlichste Querthal, Thal der Verirrungen, in dem die Israeliten nach dem rothen Meere zogen, ist das wichtigste. Es geht an den Ruinen des alten Memphis, südlich unweit Kairo vorbei, nach Suez. Dieser überaus stark besuchte Karawanenweg wurde unter der ägyptischen Verwaltung zu einer Heerstraße mit Stations- und Gasthäusern umgeschaffen. Jetzt ist eine Eisenbahn von Kairo bis Suez hindurchgelegt, die nur auf der letzten Strecke vor Suez noch nicht vollendet ist.

Suez liegt an der äußersten Spitze des arabischen Busens in öder, wüstenhafter Umgebung. Das Hôtel und einige andere Häuser ausgenommen ist der ganze Ort aus ungebrannten Steinen gebaut. Es ist darauf gerechnet, daß es im Jahre durchschnittlich nur eine Viertelstunde regnet. Sicherer Ankerplatz und lebhafter Handel, der durch die Dampfbootverbindung mit Bombay in beständigem Aufschwunge begriffen ist. Die Stadt wird, so glaubt man von manchen Seiten, zu dem Range eines Welt-Emporiums steigen, wenn der Plan, die Landenge zu durchstechen, vollständig ausgeführt sein wird.[1]) Schon die alten Pharaonen hatten Versuche gemacht einen Kanal über die Landenge zu ziehen; der Lauf des nie vollendeten Werkes läßt sich noch verfolgen. Seitdem ein Durchstich in Mittelamerika in größere Nähe rückte, mußte man, um in solchem Falle nicht ganz von der neuen Welt überflügelt zu werden, an die Herstellung eines Verkehrsweges durch den Isthmus von Suez denken, der die Fahrt von Europa nach Ceylon von 3450 auf 1100 deutsche Meilen reduciren würde. Dann würde sich von selbst der Preis der Colonialwaaren ermäßigen und der amerikanische Handel auf den europäischen Märkten eine ihm eben so gefährliche als den Abnehmern günstige Concurrenz erleiden. Im November 1854 wurde zwischen Said Pascha und dem französischen Generalconsul Lesseps ein förmlicher Vertrag geschlossen und eine Suezkanal-Compagnie concessionirt. Der höchste Punkt des Isthmus liegt nur 37 Par. Fuß über dem Niveau beider Meere. Uebrigens hat das Kanalproject zahlreiche Gegner. Robert Stephenson, vielleicht der berühmteste Ingenieur unserer Zeit, gab im Parlamente die Erklärung ab, der Kanal sei unmöglich. Das Niveau der zu verbindenden Meere stehe gleich und die nöthige Wassertiefe sei nicht zu unterhalten. Andere erklärten als den gefährlichsten Feind des Kanals den Sand, welcher durch Wind von der Land- und Seeseite, von der Fluth im rothen Meere, durch Regenströme mit Sturm vom Attakahgebirge, durch die abwechselnd starke und geringe Hin- und Herbewegung des Wassers im Kanale u. s. w.

---

1) Vgl. „das Mittelmeer" von C. Böttger, 2. Anhang S. 535. Ueber den Suez-Kanal.

herbeigeführt wird, und seinen Verheerungsproceß immer fortsetzt, wie die Wüste in der Nähe von Kairo. Auch der von den Pharaonen versuchte Kanal sei versandet. Da sich in die Suezfrage politische Interessen mischen, die sich gar oft hinter technischen Bedenken verbergen, so ist es schwer, einen klaren Einblick zu gewinnen. Oesterreich und Frankreich sind für das Kanalproject überaus günstig gestimmt, während England sich lau oder feindlich verhält. Die Ausführbarkeit des Kanals wird jetzt weniger bestritten als früher; dagegen erklären die Urtheilsfähigen in ganz Aegypten, soweit sie nicht Franzosen sind, der Kanal könne auf keine Weise rentiren. „Wird der Kanal wirklich fertig, so wird er, der Schlüssel zu Indien, in hundert Jahren weniger eins factisch ein Besitzthum der Franzosen sein. Bleibt er unvollendet, so hat Frankreich sich in der Kolonie im Wadi Tumeilat rechtlich für immer ein schönes Stück von Aegypten gesichert und damit eine Fülle von Gelegenheiten zur Einmischung in die Verwaltung des Ganzen." Jedenfalls hat das Kanalproject zur Bewässerung und Cultivirung des sonst größtentheils wüst liegenden Wadi Tumeilat, der Strecke zwischen Zakazik am Damiette-Arme des Nil und dem Timsah-See, beigetragen; jedenfalls bringt der Süßwasserkanal aus dem Nil nach Suez einen bleibenden, noch viel größern Gewinn. Der Kanal geht vom Nil durch das alte Land Gosen zum Timsah-See, an dessen Norduferdie Stadt Ismailia aufblüht, nach dem bis dahin so dürren Suez, der so wichtigen Hafenstelle, die jetzt mit einem Reichthum von Flußwasser versorgt ist.

Da, wo der Kanal in das Mittelmeer eintritt, liegt Port Said, wo große Hafenbauten unternommen werden sollen.

Durch die westliche, libysche Wand führen Querschluchten nach dem Oasenzuge der Sahara. Sechs Oasen stehen noch unter ägyptischer Hoheit; wir kommen bei Betrachtung der Sahara auf sie zurück.

§. 12.

Barka und Atlasländer.

Den Nordrand des Erdtheils im Westen von Aegypten, den eine größere plastische Mannigfaltigkeit der Naturformen auszeichnet, bilden zwei isolirte, an Umfang sehr verschiedene Hochländer. Der unmittelbar an Aegypten anstoßende Theil gehört zu den noch am wenigsten im Genauern erforschten Regionen des Erdtheils.

Das östliche, durch den Wüstenstreifen der Sultinebene von dem bei weitem größeren östlichen Hochlande geschieden, ist das 2000 □M. haltende Plateau von Barka, das nach Osten mit dem Plateau von Akabah, einer Ausdehnung der libyschen Nilwand, in Verbindung steht. Auf drei Seiten vom Mittelmeere bespült, kehrt es demselben steile und hafenarme, aber wald- und quellenreiche Ränder zu, die mit Pinien, Wachholdern, Lorbeeren, Oleandern und Feigen

bedeckt sind; das Plateau selbst mit 1500′ Mittelhöhe ist entweder nackt und felsig oder trägt waldlose Grasflächen mit zahlreichen Brunnen, nomadischen Hirtenvölkern ein erwünschtes Weideland. Im Westen am höchsten, senkt sich das Plateau allmählig nach Osten. Zahlreiche Ruinen deuten auf einen Zustand geschwundener Blüthe und Herrlichkeit. Griechen hatten einst das Land colonisirt und fünf Städte gegründet, die Pentapolis von Cyrenaica oder Cyrene. Die größte der Fünfstädte, das dem Apollo geweihte Cyrene, der Nordküste nahe (Hafenstadt Apollonia), aber schon auf der Höhe, im Alterthum in einem reich bewässerten, fruchtbar-üppigen Terrain, in der einst der Dichter Kallimachus sang und der Philosoph Aristippus lehrte, ist ein Trümmerhaufe, zum Theil mit Gesträuch überwachsen. Bruchstücke von Statuen und Säulen liegen wild zerstreut. Auch zu den Zeiten der Ptolemäer war Cyrene eine blühende Provinz Aegyptens mit Großstädten. 1861 gingen 63 Kisten mit ausgegrabenen Standbildern und Denkmälern nach England. Jetzt ein Theil der Regentschaft Tripoli hat das Land meist nur eine nomadische Bevölkerung. Die wichtigsten Orte liegen jetzt am Meere; Derne, zwischen Palmenhainen und Fruchtbaumgärten, mit einer kleinen Rhede, und Bengazi auf den Trümmern des alten Berenice mit stark versandetem Hafen aber bedeutendem Handel, bis zum Reiche Wadai in Sudan, 10,000 Einw. Römisch-katholische Kirche und im Neubau begriffenes Franciscanerkloster. Da von hier aus aller directe Handelsverkehr mit Wadai stattfindet, so ist die Stadt der Ausgangspunkt von Reiseunternehmungen in das Innere geworden.

Den Uebergang vom östlichen zum westlichen Hochlande bildet das Gebiet von Tripoli am Golf von Sidra. Der fruchtbare Küstensaum wird im Süden durch das mit der Atlaskette in Verbindung stehende Ghariangebirge, bis 2300′ Höhe, und die Verlängerung desselben, den Rücken des schwarzen Harudsch, begrenzt, der bis zur Sultinebene zieht.[1]) Von 1509—1551 spanisch, bildete Tripoli dann einen Theil des Osmanenreiches. Von 1714—1835 herrschten erbliche Paschas aus dem arabischen Fürstenhause der Caramanli; seitdem hat sich, nicht zu des Landes Vortheil, dieses Verhältniß geändert. Die türkische Regierung, welche bis dahin nur eine sehr lose Oberherrlichkeit behauptete, nahm das Land in unmittelbare Verwaltung. Die Generalgouverneure wechselten rasch; jeder suchte in möglichst kurzer Zeit das Land für sich auszubeuten. Die ganze Regentschaft zerfällt, von dem Stadtgebiete der Hauptstadt abgesehen, in vier Abtheilungen: Mesurata oder das eigentliche Tripoli, 5950 □M., Bengazi oder Barka, 3470 □M.,

1) Als Grenze zwischen Cyrene und dem Gebiete von Carthago galten die Altäre der Philänen an dem südlichsten Punkte der großen Syrte. Um einen Krieg zwischen Carthago und Cyrene wegen der Grenze zu endigen, setzten beide Städte fest, daß zu gleicher Zeit in gleichem Schritte von beiden Orten Männer ausgehen sollten, und der Punkt, wo sie sich träfen, sollte die Grenze sein. Die beiden Brüder kamen aber viel weiter als die cyrenäischen Gesandten, die nun jene beschuldigten, zu früh ausgegangen zu sein. Zur Erhärtung der Wahrheit ihrer Aussage erboten sich die Philänen, sich an der Stelle lebendig begraben zu lassen, was auch die Cyrenäer annahmen. Der Grenzpunkt galt später auch als Marke zwischen dem weströmischen und oströmischen Kaiserthum.

Ghadames und Fezzan, 4650 □M. Die beiden letztgenannten sind, wie das auch von Tripoli abhängige Augila, Oasen der Sahara, von denen noch später die Rede ist. Die Bevölkerung beträgt 1½ Mill.

Die Hauptstadt Tripoli, türkisch Tarabolus, auf einer in das Meer springenden Landzunge, mit Mauern und Basteien umgeben. Rings umher Gärten mit köstlichen Südfrüchten; doch drängt sich im Westen die Wüste nahe heran. Festes altes Schloß, ein Triumphbogen aus Römerzeit, halb verschüttet. Der am Hafen gelegene Stadttheil wird zumeist von Christen bewohnt; dort befinden sich auch die Kirchen und Consulate. In der westlichen Hälfte wohnen die Juden, und hier sieht es noch unsauberer aus als in den mittleren, von den Muhamedanern bewohnten Stadtgegenden. Der Handel, obwohl gegen früher gesunken, ist noch immer bedeutend. Alljährlich kommen Karawanen aus dem Sudan; sie bringen vorzüglich Straußenfedern, Saffian, Gold und Elfenbein, und nehmen dafür europäische und orientalische Waaren mit. Etwa 20,000 Einw., darunter 3000 Juden und 2000 Christen. Ein Franciscanerkloster steht unter Frankreichs Schutz. Dem Sklavenhandel ist jetzt der Weg über Tripoli abgeschnitten. Mesurata, südwestlich von Tripoli, auch in üppiger Fruchtebene gelegen, mit Handel nach Innerafrika.

Das Hochland der Berberei oder das Atlasland im engern Sinne, von Ritter als „Kleinafrika" mit „Kleinasien" zusammengestellt, am Mittelmeere bis zur großen Syrte, am atlantischen Ocean bis Cap Nun, zwischen zwei Meeren und dem Sandocean der großen Wüste gelagert, ist von W. nach O. 300 M. lang, von S. nach N. gegen 70 M. breit und hat einen Flächeninhalt von 21,000 □M. In treffender Anschauung nannten es die arabischen Geographen die Insel des Westens; denken wir uns den Wasserstand des Oceans erhöht, so erscheinen Berberei und Barka als zwei Inseln, geschieden durch die Meerenge der Sultinebene. Die Berberei zerfällt in fünf deutliche Abtheilungen. Am Meere, mit geringerer oder größerer Breite zieht sich ein fruchtbarer Küstensaum, der Tell genannt; stellenweise tritt das Gebirge dicht an das Meer. Am breitesten 20—30 M., und an Fruchtbarkeit und Cultur der lombardischen Ebene zu vergleichen, zieht der Tell am atlantischen Ocean bis zum Cap Ger oder Ghir. Hier erhebt sich die Kette des hohen Atlas oder Daran, der als eine schmale, aber über die Schneegrenze steigende Kette nach NO. zieht. Der Dschebel Miltsin 10,700'. Hier ist der Atlas zu suchen, der den Alten den Himmel zu tragen schien „und die gesammten Tiefen des Meeres durchschaut." Im Sommer 1864 hat Rohlfs den hohen Atlas an den Quellen des Sebu, Muluya und Sis oder Sûs überstiegen und ist glücklich von Tafilelt nach Tuat gelangt. Im Osten der Meerenge zieht sich bis Tunis die Küstenkette des kleinen Atlas, der mit dem hohen Atlas durch einen Querriegel in Verbindung steht. Küstenflüsse, wie die Muluya, der Schellif, und der Merjerdah, der

alte Bagrada, durchbrechen die Kette. Hinter dem hohen und kleinen Atlas folgt als dritte Zone ein von Bergzügen mittlerer Höhe durchzogenes Plateau, welches auch wohl der mittlere Atlas genannt wird. Die hohe Lage erzeugt eine milde Temperatur, und die reichliche Bewässerung Fruchtbarkeit. Schon bei den Alten galt dieser Strich als eine Kornkammer. Das Plateau wird im S. von dem großen Atlas begrenzt, und als fünfte Zone liegt als Uebergangsland zur Wüste der 50—80 M. breite Steppensaum Biledulgerid, d. i. Dattelland,[1]) zu seinem Fuße, Herodots „thierreiches Libyen." In der Blüthezeit des großen Kalifats lagen hier große Städte und Schlösser, Palmhaine und Gärten; jetzt wird die an Steppenflüssen (Ghir, Drah u. a.), Seen, unterirdischen Wasserbecken und trinkbaren Quellen reiche Landschaft nur von nomadischen Arabern durchstreift und bietet Heerden von Kameelen und Rossen reiche Nahrung.

Alle Bergzüge des Hochlandes zeichnen sich durch Schroffheit und Zerrissenheit aus; senkrecht eingerissene Spalten, von den Arabern Pforten genannt, geben geringer Mannschaft die Möglichkeit, ganzen Heeren zu widerstehen. Die geognostische Beschaffenheit der Atlasketten (Kalk- und Sandstein) zeigt auffallende Uebereinstimmung mit den europäischen Gebirgen am Nordrande des Mittelmeers. Im Besondern lassen sich zwischen den Hochländern der Berberei und der pirenäischen Halbinsel interessante Parallelen ziehn. Die Sierra Nevada entspricht den Schneegipfeln des hohen Atlas. Auch in klimatischen und botanischen Verhältnissen gleichen sich die Küstenländer der beiden Erdtheile. Die Thierwelt entspricht sich weniger; die Löwen, Schakals und Hyänen des Atlaslandes sind jenseits der Meerenge nicht zu finden. Und die Parallele schlägt in entschiedene Divergenz um, sobald wir die Völker hüben und drüben ins Auge fassen. In vier bis fünf Stunden ist man über die Meerenge, trifft aber „in dieser Erdnähe einen Unterschied der Menschen, wie kaum auf zwei Erdhälften. Hier berühren sich die beiden Extreme der Ciwilisation, und in ein paar Stunden treten die Differenzen von Jahrtausenden überraschend hervor."

Wie Aegypten verdankt auch der Nordrand seine welthistorische Bedeutsamkeit Anstößen von Asien her. Die Phönicier kannten diese Länder durch ihre Handelsfahrten sehr früh; Utika, Hadrumetum, Hippo u. s. w. sind schon vor Carthago gegründet. Bald sollte ihr Glanz vor einer neuen Gründung erbleichen. Der Sage nach flüchtete 814 v. Chr. die tyrische Königstochter Dido oder Elissa vor ihrem mörderischen Bruder Sichäus an Afrika's Küste und erhandelte, von den Uticensern unterstützt, von den Libyern einen günstigen Küstenfleck. Auf einer Halbinsel, zwei Häfen zur Seite, auf dem Landzugange durch die Burg Byrsa geschützt, entstand Carthago. Gegen Osten stritt es

---

1) Andere Ableitungen (Shaw: Blaid-el-Jeridh, d. i. trocknes Land, Belad-al-scherid, d. i. Land der Heuschrecken), Land der Palmzweige, sind unbegründet. Zuweilen wird diese Zone schon Sahara genannt, und man redet von einer Sahara von Algerien, von Marokko u. s. w.

mit Cyrene um die Grenze, im Westen und Süden hatte es mit den Königen Numidiens seine Kriege. Aber der mächtigen Handelsrepublik gehorchten in ihrer Blüthezeit auch halb Sicilien, Sardinien, Corsica, das südliche Spanien. Rom vernichtete die gefährliche Nebenbuhlerin in den drei punischen Kriegen von 263—241, 219—201, 149—146. Ihr Gebiet ward als Africa propria Provinz; später auch Numidien und das äußerste Mauretanien. In der Völkerwanderung stifteten 429 hier die Vandalen ein Reich, das um 530 vor dem Helden Belisar, dem Feldherrn des oströmischen Kaisers Justinian, zusammensank. Aber schon in der Mitte des 7. Jahrhunderts drang hierher der Eroberungssturm der Araber. Gerade in diesem äußersten Westende ihres Kalifats, Mohgrib-ul-Aksa, wie sie es nannten, vernichteten sie alle Spuren des hier einst blühenden Christenthums. Nirgends ist der Islam verfolgungssüchtiger und grimmiger aufgetreten; noch jetzt darf sich z. B. in Binnenorten von Marokko kein Jude (in deren Hand auch hier alle Geldgeschäfte sind) oder Christ auf den Straßen sehen lassen, ohne Hund geschimpft oder angespuckt zu werden.[1]) Die Staaten, welche sich nach dem Zerfallen des Kalifats auch hier bildeten, verdienten bis in unser Jahrhundert hinein ihren Namen Raubstaaten. Nur zu lange hat es Europa getragen, daß sie als Seeräuber die Meere unsicher gemacht, unzählige Christen in die Sklaverei geschleppt, in gräßliche Gefängnisse (Bagnos) eingeschlossen und gemißhandelt haben. Schon in früher Zeit wurden Versuche gemacht, diese Raubnester zu zerstören. Der letzte Kreuzzug 1270 war gegen Tunis gerichtet; aber eine Pest vertilgte das Christenheer, und König Ludwig der Heilige selbst wurde hinweggerafft. Viel später, im Jahre 1535, gelang ein Heerzug Kaiser Karls V. gegen Tunis. 50,000 befreite Christensklaven verkündeten des Kaisers Ruhm durch Europa. Eine 1541 beabsichtigte Züchtigung Algiers, das, nach dem Cardinal Ximenez, Schätze bergen sollte, die zur Eroberung von ganz Afrika ausreichten, mißlang. Seitdem ruhten die Versuche der europäischen Mächte die Barbareskenstaaten zu demüthigen. Nur der Orden der Johanniter führte von Malta aus bis zu der Zeit des Verfalls mit diesen Barbaresken einen ewigen Krieg. Schmachvoll genug zahlten noch immer die kleineren christlichen Seestaaten jährlichen Tribut, baar oder in Kanonen und Munition. Und doch machten die Barbaresken nicht blos die Küsten des Mittelmeeres unsicher, sondern kamen bis Norwegen und Island. Unser Jahrhundert hat den mächtigsten Raubstaat, Algier, durch eine christliche Macht stürzen sehen, welche von jeher auf jene Mittelmeerküste ihre Blicke gerichtet und schon

1) Das Erste — erzählt Charles Didier in den Spaziergängen in Marokko — was ich in Tanger erblickte, war ein kleiner Maure von 9 bis 10 Jahren, der einen alten demüthigen Juden an seinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Israels im Vorübergehen bei der Moschee seine Pantoffeln nicht schnell genug ausziehen konnte, so verabreichte ihm ein Soldat einen starken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm ins Gesicht zu spucken. Der alte Hebräer erduldete dies alles ohne Murren, der geringste Widerstand hätte ihm das Leben kosten können, und er wäre unter Stockstreichen gestorben; für jetzt entging er der Verfolgung durch Winkelstraßen und Nebenwege.

früher Punkte auf derselben inne gehabt hatte.[1]) Nachdem schon 1816 eine englisch-holländische Flotte Algier bombardirt, führten Verwickelungen mit der französischen Regierung, zuletzt ein Schlag mit dem Fliegenwedel, welchen der Dey Hussein dem französischen Consul in einer Audienz applicirte, eine Katastrophe herbei. Am 5. Juli 1830 ergab sich Algier der französischen Expedition; der Dey ging mit seinem Harem nach Europa. Die erschrockenen Herrscher von Tunis und Tripoli verzichteteten auf Seeräuberei, Tribut und Halten von Christensklaven.[2])

Die Bevölkerung der Berberei ist aus drei Hauptelementen zusammengesetzt, die alle zur kaukasischen Race gehören. Darum gilt den Arabern dieser Theil von Afrika, von weißen Menschen bewohnt, für den edelsten. Die Ureinwohner, die **Berbern**, sind in das Innere des Landes, in die Gebirge zurückgedrängt. Den Tell, überhaupt die zum Anbau geeigneten Strecken, haben eingewanderte **Araber** besetzt. Aus Vermischung der Berbern und Araber mit allen Fremdlingen, die im Laufe der Zeit als Herrscher oder Sklaven in das Land kamen, ist das Mischvolk der **Mauren** entstanden, ein unheimlich, böses Volk, das, wie es öfter bei Mischvölkern der Fall, mehr die Schatten- als die Lichtseiten der ursprünglichen Nationen in sich aufgenommen hat. Sie sind vorzüglich in den Städten ansässig und die besondern Träger des islamitischen Fanatismus, der von ihren Heiligen oder **Marabuts** immer wieder aufgestachelt wird. Zu den drei Hauptbestandtheilen der Bevölkerung kommen **Türken**, zahlreiche **Juden**, **Neger**. In Algerien, auch in Tunis, ist die **europäische** Bevölkerung im Wachsen begriffen.

Nach politischer Abgrenzung sind in dem Hochlande der Berberei der Staat Tunis, die französische Colonie Algerien, das Reich Marokko und einige kleine Berberstaaten zu unterscheiden.

1. **Tunis** (Tunesien), 3700 □M. groß, ein durch treffliches Klima und hohe Produktionsfähigkeit des Bodens ausgezeichnetes Land, zählt an 3 Mill. Einw., meist Araber und Mauren, 168,000 Juden, 7000 Europäer in den Seeplätzen. Nur dem Namen nach ist Tunis türkische Provinz; der **Bey**, dessen Würde erblich ist, bezahlt nicht einmal Tribut. Im Jahr 1842 ist der Sklavenhandel, 1846 die Sklaverei aufgehoben, und am 9. September 1857 proclamirte der Bey sammt seinen Ministern in Gegenwart aller auswärtigen Diplomaten eine neue Constitution, worin unter Anderm auch allen religiösen Parteien und Bekenntnissen Religionsfreiheit gewährt wird. „Ich habe mich überzeugt, sagt der Bey im Eingange zu dem Staatsgrundgesetz, daß die meisten Angehörigen meiner Staaten kein volles Vertrauen zu dem

---

1) So die 1651 eroberte, später verlassene Bastion de France und der Platz La Calle an der Grenze von Tunis, Sitz einer französisch-afrikanischen Handelscompagnie.

2) So daß wir zur Einzelbeschreibung geben können, ohne von des guten ehrlichen **Happel** Bedenken aufgehalten zu werden: „Mich verdrießet es, von diesen Raubnestern einige Worte zu verlieren, als die so manches Christenkind in das äußerste Elend stürzten, weil sie aber gleichwohl ziemlich bekannt und berüchtiget, kann ich ihnen zu diesem Mal eine Stelle unter den ehrlichen Höfen gönnen.

hegen, was ich doch in der besten Absicht gethan habe. Es ist aber ein Gesetz der Natur, daß der Mensch erst dann zu vollem Glücke gelangt, wenn ihm seine Freiheit voll und ganz gewährleistet ist, wenn er mit Sicherheit weiß, daß er gegen Unterdrückung Schutz findet hinter dem Bollwerke der Gerechtigkeit, und wenn er seine Rechte geachtet sieht. Das Herz des Menschen, der seinen Glauben auf die Freiheit setzt, wird gekräftigt." Doch haben die neuen Zustände den Staat 1864 vor gefährlichem Aufruhr nicht zu schützen vermocht.

Die Hauptstadt Tunis, „die weiße, die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit," liegt 12 Stunden vom Meere an dem flachen Salzsee El-Babira, der mit dem Meere Verbindung hat, von kegelartig schroff gestalteten Felshöhen umgürtet. Bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Mit den rothen tunesischen Mützen wird der ganze Orient versehen; gefärbte Saffiane, Seiden- und Wollenwaaren. Der Handel geht nach Marseille, Genua, Aegypten, der Levante und nach Centralafrika. 100,000 Einw., darunter sind 2000 römische Katholiken mit einem Kapuzinerkloster. Die Griechen, 200—300 Seelen stark, besitzen auch eine Kirche. Andre geben die Einwohnerzahl auf 156,000 an mit 30,000 Juden. Die Stadt ist befestigt, aber ganz von umliegenden Höhen beherrscht. Goletta an der Stelle, wo die Nehrung des Strandsees durchbrochen ist, ist der befestigte Hafen von Tunis. Bizerta, das alte Hippo Zarytus, wichtiger Handelsort am Mittelmeer. Nächst Tunis ist Kairwan die bedeutendste Stadt, 15,000 Einw., 672 von den Arabern gegründet und lange Zeit Hauptstadt des arabischen Afrika, eine von den heiligen Städten des Islam mit vielen prächtigen Moscheen und Gesetzesschulen. Hammamat, Susa, das alte Hadrumetum, Monastir, Sfakes und Gabes oder Kabes sind Seeplätze, Tozen ein bedeutender Handelsplatz im tunesischen Biledulgerid.

Das Auge sucht, ehe es Tunis verläßt, vor Allem die Stätte des alten Carthago. Es stand etwa 1 M. nordöstlich von Goletta auf der Landzunge zwischen dem Meere und dem See von Tunis, die noch jetzt Cap Cartagine heißt. Vor den Augen des jüngeren Scipio, dem hier ein lebendiges Bewußtsein von der Vergänglichkeit alles Irdischen aufging, sank es nach hartnäckiger Gegenwehr in Flammen, und ihre Stätte wurde verflucht. Lange Zeit lag es in Trümmern (Marius), aber nachher wurde Carthago eine blühende Colonie. Aus ihrem Hafen segelte der Vandale Geiserich zur Plünderung Roms. Nach der Zerstörung durch Araber hat sich Carthago nicht wieder erholt. Jetzt liegen einige Dörfer auf seinem Platze, und das Meer hat die Küste vielfach verändert. Obgleich von den Ruinen Carthagos Vieles zu spätern Bauten verwandt ist, so ist doch noch viel altes Mauerwerk und zum großen Theile die kolossale Wasserleitung erhalten, welche 8 Meilen weit her das Wasser nach Carthago führte. Auf dem Hügel der alten Byrsa steht jetzt eine Capelle, dem Gedächtniß König Ludwigs des Heiligen geweiht. Der Franzose Beulé hat 1861 durch Ausgrabungen über viele Localitäten des alten Carthago bestimmte Auskunft gegeben. Von dem alten Utica, nordwestlich von Carthago, sind noch undeutliche Reste geblieben. Ruinen im Westen des Medjerdah, unweit des heutigen Porto Farina, die als Steinbrüche benutzt werden, gelten dafür. An die Trümmer der Vergangenheit schließt sich blühende Gegenwart. Die Gegend zwischen Tunis und den Ruinen der alten Städte ist mit den reichsten Getreidefluren, Olivenwäldern, Obsthainen, Rosenpflanzungen und Weinbergen überdeckt, besäet mit Villen und Gärten aller Reichen, Großen und Consuln von Tunis, die in der heißen Jahreszeit an das kühlende Seegestade eilen.

2. Algerien, ein Gebiet von etwa 5000 □M., jetzt eine französische Provinz, ist nach dem Falle der Hauptstadt in langwierigen

und blutigen, zum Theil noch jetzt nicht geendigten Kämpfen erobert. Die Stämme der Berbern, hier Kabylen genannt, sind gefährliche Gegner. Schlank, mager, gewandt wie ihre leichten Rosse, leben sie von Viehzucht und Räuberei. Seine Freiheit und Ungebundenheit vertheidigt dieses Volk mit Wuth gegen Jedermann. Kein besiegter Feind wird gefangen genommen, sondern mit schrecklichem Geschick geköpft. Der kommenden Rache entzieht sie ihre windesschnelle Flucht. Der Kabylenhäuptling Abdel-Kader machte den Franzosen besonders zu thun; erst nach seiner Gefangennehmung und Entfernung 1846 durften sie den Besitz von Algerien für gesichert ansehen. Seitdem man 1834 den Entschluß gefaßt, Algier als französische Colonie zu organisiren, gab man dem Lande französische Institutionen, den Städten Municipalitäten, Schulen, Gerichte u. s. w. 1838 wurde in Algier ein Bisthum errichtet, das dem Erzbisthum Aix untergeben ist. Im Ganzen schreitet die Colonisation sehr langsam vorwärts. Das Land, welches, wie die ganze Berberei, in die Abtheilungen des Tell, des hier mit versandeten Salzseen besetzten Plateaus und des Wüstensaumes zerfällt, ist in drei Provinzen getheilt, eine mittlere Algier, eine westliche Oran, eine östliche Constantine. Die Bevölkerung betrug 1861 592,745 Seelen. Davon kamen auf die Provinzen: Algier 197,048, Oran 109,464, Constantine 286,233. 1864 gab es 204,877 Europäer, darunter etwa 120,000 Franzosen. Seit 1856 sind 50,000 Europäer eingewandert. Die einheimische Bevölkerung, welche außerhalb des Civilterritoriums auf dem Militärgebiete wohnt, ist auf 2,400,000 Köpfe veranschlagt worden.

Die Hauptstadt Algier liegt mit blendend weißen Häusern eine Anhöhe hinauf[1]) und ist auf der Landseite mit einem tiefen und steilen Graben, der mit Epheu, Cactus und Aloe wild verwachsen ist, und einer hohen gezahnten Mauer mit vielen Thürmchen umgeben. Die Straßen sind finster und enge; wenige über 5' breit, „ein Labyrinth von Fußstegen, die oft hundert Schritte weit überwölbt sind." Die Straße Babazum ist die Hauptstraße, voll von Läden. Der Gouvernementsplatz, an welchem der Generalgouverneur wohnt, ist nicht weit vom Hafen. Durch eine mit dem Festlande verbundene Insel und zwei in das Meer geführte Molos, einen nördlichen und einen südlichen, ist ein Handels- und ein Kriegshafen für funfzehn Linienschiffe geschaffen; überall am Ufer Batterien. Auf dem höchsten Gipfel der Stadt die Cassaubah oder Caschbah, die ehemalige Citadelle und Residenz des Dey. Algier hat 110,000 Einw. (darunter etwa 75,000 Europäer), ist Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs. Kathedrale und Kloster der barmherzigen Schwestern. Auch eine protestantische Kirche ist hier zu finden. Die Stadt umlagert eine reizende

1) Fürst Pückler (Semilasso in Afrika), der in der Nacht vom 13. Januar 1835 sich Algier näherte, schildert den Anblick vom Meere aus: „Der Mond scheint fast tageshell, ein milder Zephyr fächelt meine Wangen und süße Wohlgerüche bringen vom Ufer her. Es ist Alles wie mitten im Sommer, ruhig wie ein Spiegel schimmert das bläuliche Meer; links erhebt sich, noch mit Schnee bedeckt, der Atlas mit dem Mons serratus (gesägter Berg) der Alten; rechts dreht der hohe Leuchtthurm seine Feuer, und vor dir liegt gespenstisch, von drei illuminirten Minarets matt beschienen, eine schloßweiße, dicht zusammenhängende Masse, Todten gleich an den Berg hingelagert. Nicht eine Stadt, nein — der in ein unermeßliches Leichentuch gehüllte Geist einer Stadt scheint diese seltsame Erscheinung zu sein. Ohne die Minarets aber, die, gleich Candelabern am Paradebett, darüber glänzen, hätte ich es für einen ungeheuren Marmor- oder Kalkbruch angesehen."

Fruchtebene, die Medidjah. Orleansville im Thale des Schellif. Belidah und Medeah in der Landschaft Titteri.

In der östlichen Provinz liegt die 1838 von den Franzosen eroberte Hauptstadt Constantine, das alte Cirta, Numidiens Hauptstadt, auf hohem Felsenplateau, 2000' über dem Meere, rings von einer tiefen Felsenschlucht umzogen. 24,000 Einw., darunter etwa 1800 Europäer. Eine Brücke und ein Triumphbogen stammen aus der Römerzeit. Fabriken in Leder, Handel ins Innere. Als Hafen dient das 9 M. entfernte neu angelegte Philippeville, 6—7000 Einw., worunter 700 Eingeborne. Ein wichtiger Seeplatz ist Bona, 12,000 Einw., das alte Hippo regius, die Bischofsstadt des heiligen Augustin. Neuerlich ist hier eine Mission von Augustiner-Mönchen gegründet, und 1842 hat der Papst eine Reliquie des heiligen Augustin nach Bona geschenkt. An der Grenze von Tunis die kleine Insel Tabarka, bis 1798 Besitzthum der Republik Genua, mit wichtiger Korallenfischerei. Telessa im Innern, 15,000 Einw. Römische Ruinen. Im äußersten Westen der Provinz Bugia oder Budsia am gleichnamigen Golf, befestigte Stadt mit sicherer und guter Rhede. Die Einwohnerzahl seit der französischen Eroberung 1833 sehr gesunken. Im Innern die aus einem 1844 hier aufgeschlagenen Lager entstandene Stadt Batna mit 1800 Einw., und unweit derselben auf den Trümmern der alten Römerstadt Lambaesis, die Strafanstalt oder das Zellengefängniß Lambèse oder Lambessa. Neben Verbrechern werden auch politische Gefangene in Haft gehalten.

In der westlichen Provinz, welche für ackerbauende Ansiedler am geeignetsten ist, die regelmäßig gebaute und stark befestigte Hauptstadt Oran mit einer Rhede, 26,000 Einw., darunter 19,000 Europäer, besonders Spanier; denn bis 1791 war Oran ein spanisches Besitzthum. Noch länger hatten sie das nahe gelegene Mers-el-Kebir, Masalquivir inne, das man den Hafen von Oran nennt. Mostaganem, Seehandelsplatz, 8000 Einw. Scherschel steht an der Stelle des alten Julia Cäsarea, der Hauptstadt von Mauretanien. Tlemsen, Binnenstadt in obstreicher Fruchtebene. Handel ins Innere. 10,000 Einw. Mascara, die Stadt Abdel-Kaders.

Die Sahara von Algerien, ein Steppenland, welches sich im Winter unter dem Einflusse wässerigen Niederschlages mit einem mannigfaltigen Pflanzenteppiche bekleidet und dicht gesäete Culturstellen oder liebliche Oasen hat, wird durch verdienstliche Anstrengungen der französischen Regierung immer mehr in den Bereich der Cultur und Civilisation gezogen. Wargla, „die Sultanin der Oasen", begreift sieben Oasen, ist 1862 fest an französischen Einfluß geknüpft. Sogar eine Postverbindung, eine „Messagerie de Sahara", welche nach diesen südlichen Oasen führt, ist schon etablirt.

3. Feß und Marokko, etwa 13,000 □M. mit 11 Mill. Einw. (darunter $3^3/_4$ Mill. Berbern, $3^3/_4$ Mill. Araber, $3^1/_2$ Mill. Mauren, $^1/_2$ Mill. Juden), bei Europäern gewöhnlich ein Kaiserthum genannt; der eigentliche Name des Reiches ist Mohgrib-ul-Aksa, d. h. der äußerste Westen. Der Beherrscher nennt sich Statthalter Gottes oder Fürst der Gläubigen, oder kurzweg Sultan. Scheußliche Bluthunde haben hier schon die Herrschaft gehabt (Muley Ismael).[1]) Die jetzige Dynastie regiert seit 1547. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die diplomatischen Verhältnisse mit Europa mehr geregelt und der marokkanische Hof etwas civilisirt. Muley

1) Regierte 1672–1727. Jetzt weniger bekannt als früher, da Schubart den ewigen Juden sprechen ließ: „Sprich zu Muley Ismael: Du bist ein Bluthund."

Suleiman, 1794—1822, schaffte die Christensklaven ab und ergriff Maßregeln gegen Seeräuberei. Der Tribut gegen Piraterie ist von Oesterreich 1820 aufgehoben, von Schweden erst 1844. Der neuerliche Krieg mit Spanien hat die Schwäche des marokkanischen Staates europäischer Disciplin und Tapferkeit gegenüber auf's Deutlichste offenbart.

Die Grenzen des Reichs werden auf Karten oft viel weiter gedehnt, als der Wirklichkeit entspricht. Viele Stämme erkennen den Sultan nur als geistliches Oberhaupt an; ganz unabhängiges Gebiet giebt es sogar zwischen Feß und Marokko, und der hindurch führende Weg kann noch heutzutage nicht einmal von den Karawanen des Sultans ohne Anfälle und Beraubungen eingeschlagen werden.

An der Straße von Gibraltar und am Mittelmeer: Tanger (Tandschah), das römische Tingis, malerisch auf einem Hügel südlich vom Cap Spartel. Die Mauern drohen den Einsturz; die ziemlich gut erhaltenen Batterien können europäischen Kanonen keinen Widerstand leisten, und in dem letzten Kriege mit Spanien ist der Beweis geführt worden, daß auch die andern marokkanischen Hafenbefestigungen nichts nützen. Die niedrigen Häuser alle nach einem Muster zugeschnitten; große viereckige, weiß übertünchte Würfel ohne Fenster nach außen. Die Straßen oder Fußsteige dazwischen eng, krumm, voll Steine und Unrath 10,000 Einw., darunter 100 Christen, Kaufleute oder die Familien der hier residirenden Consuln. Franciskanerkloster und katholische Kapelle. Bedeutender Seehandel. Tetuan, 2 Stunden vom Meere, in schöner, fruchtbarer Gegend, befestigt. 12,000 Einw. Man unterscheidet eine maurische Stadt, etwas besser gebaut als Tanger, und eine jüdische Stadt, voller Schmutz und Unrath. Lebhafter Handel. Als Hafen dient die Mündung des Küstenflusses Martil.

Die gebirgige Mittelmeerküste heißt bei den Berbern Rif, d. i. Küstenland — das Wort ripa ist eins der wenigen lateinischen, die in die Berbernsprache übergegangen sind — bei den Arabern Sahel, was dasselbe bedeutet. Die hier wohnenden Ripuarier gehören zu den Berbern und zwar zu dem Stamme der Amazirghen, die sich hier ziemlich unvermischt erhalten haben und dem Herrscher von Marokko nur sehr theilweise und wo es mit ihrem Vortheile zusammenstimmt, gehorchen. Sie sind die erbittertsten Feinde der Christen und übertreffen an Fanatismus und Intoleranz selbst die Mauren. Als Rifpiraten sind sie landenden und strandenden Christenschiffen furchtbar; ihr Kampf mit der Mannschaft eines preußischen Kriegsfahrzeuges ist noch in frischem Andenken.

Den Spaniern gehörte noch im 16. Jahrhundert die ganze Mittelmeerküste von Oran. Geblieben sind ihnen vier stark befestigte Plätze, Presidios genannt, die als Verbannungs- und Strafortе benutzt werden. Die Bevölkerung ein ärmliches Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern und Juden, selbst die Garnisonen bestehen aus Sträflingen. Von den Rifleuten bis an die Mauern blockirt, haben sie mit dem Innern keinen Verkehr und erhalten alle Lebensbedürfnisse, zuweilen selbst das süße Wasser, aus Spanien. Der bedeutendste Platz ist Ceuta, 7000 Einw., starke Festung mit einem kleinen schlechten Hafen, Sitz eines Bischofs, zu dessen Diöcese 14,000 Seelen gehören. Es folgen von Westen nach Osten: Peñon de Velez auf einem kleinen Eilande, festes Schloß. Alhucemas ebenfalls auf einer Insel. Milla oder Melilla; Packetbootverbindung mit Malaga. Die drei Inseln Zafarines, östlich von Melilla, sind 1841 von Spanien besetzt. Die gesammten Presidios haben $1^1/_2$ □M. Flächeninhalt und (1849) 11,481 Einw.

An der Küste des atlantischen Oceans von Norden nach Süden: El-Araisch, bei den Europäern Larache, Handelsplatz, 4500

Einw., worunter viele Juden. Slaa oder Sala-Burghaba, europäisch Salee, eine befestigte Handelsstadt von 10,000 Einw., früher Hauptplatz marokkanischer Seeräuberei, die auf europäische Handelsschiffe Jagd machten. Von Salee nur durch den Fluß Buragreb getrennt Rabat oder Neu-Salee, ebenfalls eine wichtige, befestigte Handelsstadt von 19,000 Einw., darunter 3000 Juden. In der Nähe die von den Muhamedanern für heilig gehaltenen Ruinen der Stadt Schella. Baidscha oder Mazagan, bis 1769 portugiesisch. Mogador oder Snira, erst 1760 angelegt, regelmäßig und in europäischer Weise gebaut, 10,000 Einw., darunter die Hälfte Juden, 100 Christen, mit sehr lebhaftem Handel nach Europa und Amerika.[1])

Im Innern die beiden Hauptstädte des Reichs. Nördlich Fâs, bei den Europäern Fez, in einem schönen, wohlbewässerten Thale, im Gebiete des zum atlantischen Ocean fließenden Sebu, das mit Fruchtgärten und Gehölzen von Citronen- und Granatbäumen bedeckt ist. Ein kleiner Fluß theilt Fez in die alte und neue Stadt; auf einem Hügel der verfallende Palast des Sultans. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben, zwischen 40,000 und 100,000. Man rechnet 9000 Juden, 10,000 Berbern, 4000 Neger. Unter den hundert Moscheen die von dreihundert Marmorsäulen getragene Hauptmoschee El-Carubin, sieben öffentliche Schulen. Die Universität Dar-el-ibn, d. i. Haus der Weisheit, war im Mittelalter sehr berühmt und schrieb poetische Wettkämpfe aus, zu denen namentlich die Araber aus allen Theilen Afrika's herzuströmten. Noch jetzt ertheilt die Akademie gelehrte Grade; ihr Haupt, der Mufti, ist einer der angesehensten Männer im Reiche. Fez ist eine lebhafte Fabrikstadt, die rothen nach ihr benannten Mützen. Südlich das 1062 von den Morabethen gegründete Marokko, eigentlich Marakesch, d. i. die Geschmückte. Denn die Stadt liegt schön in einer Fruchtebene am Fuße der hohen Gipfel des Atlas, die oft binnen 25 Jahren nicht ihre Schneehüllen verlieren. Inmitten eines Waldes von Fächer- und Dattelpalmen liegt eine Häusermasse von kolossaler Ausdehnung und von einer mittelalterlichen Mauer umgeben, über welche unzählige Thürme emporragen. Für das Innere gilt der Name „die Prächtige" nicht; die Straßen sind enge und ungepflastert, die Bauart übel, in dem Häusermeere zahlreiche Lücken und Ruinen. Auch hier zahlreiche Moscheen und der prachtvolle von Marmor aufgeführte Sultanspalast, der mit seinem Zubehör ¾ M. im Umfange hat; die Einwohnerzahl soll nicht über 50,000 betragen, gewiß ist, daß Marokko früher volkreicher war. Zur Zeit der höchsten Blüthe soll es 700,000 Einw. gezählt haben. Fabriken in Leder (Maroquin). Der Sultan residirt jetzt gewöhnlich in Mekinez, Meknas, in reicher Ebene zwischen Olivenwäldern; 55,000 Einw., welche als die gebildetsten im Reiche gelten. Sultanspalast mit ausgedehnten Gärten. Alcassar, 5000 Einw. Niederlage Sebastians, Königs von Portugal, 1578. Tara, Getreideort für das Binnenland und Handel mit Algerien, besonders als Dattelmarkt wichtig, 12,000 Einw.

In der südwestlichen Provinz Sus, d. i. das Aeußerste, die Hauptstadt Tarudant, 22,000 Einw. Handel mit der Sahara und den Negerländern. Hafenplatz Agadir.

Tafilelt, eine der größten Oasen mit 300 befestigten Dörfern. Den Centralpunkt bildet die Ortschaft Abuam, wo dreimal in jeder Woche Markt gehalten wird, der wichtigste im Süden des großen Atlas, mit europäischen Waaren und sudanischen Landeserzeugnissen versehen. Sedschl-messa oder Segelmessa, eigentlich eine Gruppe kleiner Oasen, zusammen 10,000 Einw. Mittelpunkt des Karawanenhandels.

---

1) Nach den Berichten des jetzt in Rabat angestellten englischen Consuls ist die Bevölkerung der Westküste gegen Christen toleranter und freundlicher, als dies in anderen Städten von Marokko der Fall ist.

4. Zwischen den Flüssen Sus und Sakia-el-Hamra liegt die Landschaft Sus-el-Aksa, d. i. das äußerste Sus, früher zu Marokko gehörig, jetzt das Gebiet mehrerer kleiner Berberstaaten. Der bedeutendste ist der von Sidi-Hescham 1810 gegründete, in dem seine Nachkommen regieren. Er erstreckt sich der hafenlosen Küste entlang. Hauptorte Ilir und Tellent. Ein anderer Berberstaat Ouad-Nun, bei dem Cap gleichen Namens, zählt vierzig Dörfer. Bei dem Vorgebirge ergießt sich in einer Mündung mit dem Sakia und Haire der Wad-Dra, beide den größten Theil des Jahres wasserleere Flüsse von bedeutender Lauflänge. Das Land von der Dra steht nur dem Namen nach unter dem Kaiser von Marokko. Von der großen selbständigen Oase Ktaua aus, welche an 100 befestigte Dörfer zählt, wird lebhafter Handel mit dem Sudan getrieben, namentlich mit Gold, Elfenbein und Sklaven. Von dem Hauptshandelsdorfe Abuajil bis Timbuktu gebraucht eine Karawane fast zwei Monate Zeit und muß eine Strecke durchwandern, auf welcher sie während zehn voller Tage kein Wasser findet.

§. 13.

Sahara.

Im Süden der nordafrikanischen Hochländer zieht sich fast durch die Breite des ganzen Erdtheils, vom atlantischen Ocean bis zu den Bergwänden des Nilthals, die große Wüste Sahara,[1]) über 600 M. lang, bald 100, bald 200 M. breit, ein Sandgürtel, mit dem man zwei Drittheile von Europa, und Deutschland zehnmal, bedecken könnte. Er umfaßt mehr als 120,000 □M., und da Aegypten und Nubien eigentlich auch nur Wüsten mit Oasenthälern sind, da auch jenseits des rothen Meeres die arabischen und persischen Sandebenen bis zur Wüste Multan am Indus hin in ihren Bodenverhältnissen mit der Sahara übereinstimmen, so ist ihr Gebiet nach NO. unermeßlich gedehnt. Und dazu schreitet ihre schreckliche Avantgarde, die Heersäule des Flugsandes, immer weiter vorwärts, verzehrt die vom Atlas kommenden Bäche, erreicht an einzelnen Stellen den Niger und Senegal und bedeckt oder verkleinert die Culturstellen. Passend nennt der Araber, der hier seine Abwaschungen mit Sand verrichten muß, den weiten Wüstenraum ein Meer ohne Wasser. Die Sahara ist in der That ein Sandocean, welcher seine mit Salz reichlich durchdrungenen Sandwellen und Sandströme, seine Klippen und Inseln oder Oasen hat. Oft sieht der Wanderer nichts über sich und um sich als Himmel und Sand, und bedarf des Compasses oder des leitenden Polarsternes wie auf der Seefahrt. Sogar der Seekrankheit entspricht ein eigenthümlicher „Wüstenrausch," der durch das Schaukeln des Kameels hervorgerufen wird. Aber sie ist nicht als Tiefebene dem Meeresspiegel ähnlich, oder sinkt in ihrer Totalität etwa gar unter den Meeresspiegel herab.[2]) Sie ist eine

1) In den alten Geographien oft Zara oder Sarra.

2) Die früher öfters geäußerte Ansicht, daß die Sahara früher ein Meer gewesen, worauf das Salz und die Salzseen, die ausgewaschenen Sandsteinberge und die Muscheln hinweisen sollen, ließe sich nur bei der Annahme einer später erfolgten Hebung festhalten. Dies Meer hätte dann durch eine Straße von Gabes mit dem Mittelmeer in Verbindung gestanden.

Hochebene von ziemlich gleicher Erhebung zwischen 1500′ und 1200′, aus der einzelne Bergzüge und Berggipfel bis zu 5000—6000′ Höhe emporsteigen und mannigfache Berggruppen und Bergsysteme bilden. Die alte Ansicht von der Beschaffenheit der Sahara vielfältig zu modificiren. Ohne Zweifel ist sie auch einst nicht so wasserarm gewesen als jetzt. Eine Menge alter Stromläufe ist noch jetzt zu verfolgen. In der Nähe von Tugguat liegt eine sumpfige Depression 250′ unter dem Meere. In diese münden zwei wirkliche Flüsse, der Igargar und der Djedi, der eine vom Atlas, der andre aus der Gegend von Fezzan. Den Ausfluß in das Meer erreichen sie nicht. Sie sind wahrscheinlich identisch mit dem Gir des Ptolemäus und dem Niger lateinischer Schriftsteller.

Ein Zug klippiger Höhen, Felsenriffe und Oasen zieht sich etwa unter 32° OL. von Tripoli nach dem Tsadsee und theilt ganz deutlich die Wüste in zwei, an Umfang freilich ungleiche Hälften von sehr verschiedener Bodenbeschaffenheit und Natur. Sie entsprechen dem westlichen und östlichen Becken des Mittelmeeres.

Die westliche Hälfte, die Sahel, d. i. Ebene, ist das eigentliche Flugsandmeer, eine Wirkung des Passats, welcher in seinem Fahren von O. nach W. die östlichen Theile der Wüste auf große Strecken rein fegt und dafür den Flugsand in den westlichen Wüstentheilen aufhäuft. Am Meeresufer hat er die höchsten Dünen der Erde gebildet, welche bei Cap Bojader 400′ Höhe erreichen. Ja in das Meer hinein verbreitet der Sturm den Sand des „Wandermeers"; eine ausgedehnte Sandbank macht diese Küste zu einer der gefährlichsten. Viele Schiffe sind hier schon gestrandet und von raubsüchtigen Mauren geplündert. Selbst die Luft erfüllt noch der Flugsand als feiner, weißer Staubnebel und blendet die Schiffer, daß sie die gefährliche Sandbank nicht zeitig genug wahrnehmen können. Das Innere der Sahel hat viel weniger Brunnen[1] und Oasen, als die östliche Hälfte, und sie sind von geringerem Umfange. Die Pflanzenwelt besteht nur aus den Gewächsen, welche den verheerenden Gluthwinden zu widerstehen im Stande sind, oder als alkalische Pflanzen an dem salzgetränkten Boden ihre Lust haben; spärlicher Thymian, Disteln, in deren Blattwinkeln sich die geringe Feuchtigkeit sammelt, die Stachelbüsche der Mimosen und Akazien, von dem hartmäuligen Kameel gierig verzehrt. Aus der Thierwelt sind nur Vipern, Skorpione und Ameisen in der Wüste heimisch, von anderen Insecten begleitet die Fliege die Karawanen, stirbt aber bald auf dem Wege. Flöhe findet man südlich vom 31° nicht mehr. Die Welt der Vögel ist durch die auf Beute lauernden Raubvögel vertreten, Sperlinge und Tauben giebt es nur in den Oasen. Reißende Thiere halten sich von der Wüste fern, die weder Beute noch Wasser

1) Wie man in der Wüste das Wasser spart, läßt sich denken. Der Tuarik sagt: „Wasser hat uns Gott zum Trinken und Kochen gegeben, es ist nicht gut für die Haut eines Tuariks, wenn er sich viel wascht." Auch sie reinigen sich mit Sand.

giebt; das Gebüsch am Wüstensaume ist der Löwen Lager. Nur die schnellfüßigsten aller wandelnden Thiere, Strauße und Antilopen, durcheilen wie im Fluge die Wüste; bleibende Wohnstätten haben auch sie nur am Wüstenrande.

Die kleinere östliche Hälfte der Wüste, die eigentliche Sahara oder die libysche Wüste zeigt an ihrer Oberfläche bald weiße, scharfkantige Kiesel, die den Augen und Füßen wehe thun, bald festen Kalk- und Thonboden wie eine Scheunentenne, bald mit Eisentheilen geschwängerten schwarzen Sandstein, den Viele für Basalt angesehen haben. Ueberall wo die Felsen fehlen, tritt Salz hervor. Man trifft auf Salzflächen, die wie Schneefelder aussehen, Reste ausgetrockneter, einst mit Salzwasser gefüllter Seebecken. Häufig ist der Boden von tiefen Spalten und Rissen durchzogen, in denen bei Gewitterregen ein Fluß dahinrauscht. Bald hat ihn die Wüste wieder eingeschlürft. Der Flugsand, der auf der Saharatenne hin und her getrieben wird, häuft sich an hervorragenden Gegenständen an, oder wird in die tiefen Spalten geweht, in die der Wüstenwanderer einsinkt, wie der Alpenwanderer in Gletscherspalten. Doch ist im Verhältnisse zur Sahel die Masse des Flugsandes gering. Größere Strecken können wenigstens als dürftiges Weideland benutzt werden. Beifuß und Wermuth (besonders Artemisia odoratissima) bedecken den Boden und würzen die Luft. Quellen gelangen leichter zur Oberfläche und treten zu Tage, künstliche Brunnen spenden schon bei einer Tiefe von 6—8' Wasser, die Oasen sind in der Sahara viel zahlreicher und umfänglicher als in der Sahel.

Diese Oasen sind die einzigen Stätten für menschliche Ansiedelung. Die Wüste selbst durcheilt der Mensch mit dem Schiffe der Wüste, dem Kameel, von Handelsgeist oder religiöser Andacht, die gen Mekka zieht, oder von beiden getrieben. Zu einer Handelskarawane thut sich eine Gesellschaft von Kaufleuten von 200—1000 mit ihren Landsleuten zusammen. Die Karawanenstraßen sind von der Natur selbst durch die Oasenflur und Brunnen vorgezeichnet und daher seit den ältesten Zeiten dieselben. Die bedeutendsten gehen von Fez, Marokko, Tripoli nach Timbuktu, von Tripoli und Ghadames nach Bornu, von Fez nach Kairo u. s. w. Von Fez nach Timbuktu braucht die Karawane 129 Tage, worunter 59 Rasttage gerechnet werden. Eigentliche Wege giebt es nicht, nur schmale Sandpfade, wo ein Mensch oder ein Thier hinter dem andern geht. Oft macht ein ferner Fels, ein Hügel oder eine Dattelpalme auf einem grünen Fleckchen den Wegweiser. Bei der außerordentlichen Reinheit der Atmosphäre erscheinen alle fernen Gegenstände in gigantischen Formen; ein Mensch wird zum Kameel, ein Kameel zum Berge, wie die Beduinen sagen; ja der Mangel an aller Beschäftigung erhält die Sinnesorgane in Spannung, daß man mitten in dem Lichtmeere Dinge zu sehen und zu hören glaubt, von denen eine aufgeregte Phantasie sonst nur im Finstern beängstigt zu werden pflegt. Auf glühende Tage, die auf dem brennenden Boden nicht ohne

Schmerz zu gehen gestatten, folgen empfindlich kalte Nächte, welche ein Lagerfeuer willkommen machen; um den Lagerplatz herrscht jenes geheimnißvolle Todesschweigen der Wüste, das sonst nirgends auf der Erde getroffen wird. Die Oasen sind die Ruhestationen. Zwischen ihnen giebt es Stellen, wo es künstlich gegrabene, in Ermangelung von Steinen mit Kameelknochen ausgemauerte Brunnen giebt, aber auch wasserlose Striche von mehreren Tagereisen. Wehe, wenn auf solcher Strecke der Karawane das mitgeführte Wasser ausgeht! Trügerisch zaubert die eigenthümliche Luftspiegelung der Wüste (Kimmung) den Lechzenden große Wasserspiegel vor, während nicht ein Tropfen da ist, sie vom Tode zu retten. Menschen- und Thiergebeine am Wege erinnern an den Ausgang solches Elendes; denn der Sandocean verwischt nicht wie der Wasserocean die Spuren des Unglücks, sondern häuft die gebleichten Knochen von Jahrhundert zu Jahrhundert auf. Raben und Geier schweben über den Karawanen, etwaige Beute in Empfang zu nehmen. Neben dem Wassermangel und dem Gluthwinde Samum, der über die Wüste fährt und Wasserschläuche ausdorrt, ist ein glühender Sandsturm, der Sandmassen wie wandelnde Berge vor sich her treibt, das Entsetzlichste, was eine Karawane treffen kann. Das schnellste Araberpferd wird von ihm überholt; da ist an kein Entrinnen zu denken. Nur ein Windstoß aus entgegengesetzter Richtung bringt Befreiung. Im Jahre 1805 wurde eine Karawane von 2000 Menschen durch solchen Sandsturm verschüttet. An solche Katastrophen erinnern große Sandhügel, aus welchen Hunderte von weißgebleichten Gerippen emporragen, Ueberreste von Menschen, Pferden und Kameelen, alle in der Stellung, wie der Tod sie überraschte. Einige sitzen auf den Gerippen der niedergestürzten Pferde, den Turban noch auf dem nackten Schädel; andere halten vertrocknete Wasserschläuche in den Knochenhänden. Hier scheint einer nach dem Schwert, ein anderer auf den Boden gegriffen zu haben, um ihn nach Kühlung aufzuwühlen. Mehrere halten noch die Arme über die Brust gekreuzt, das Gesicht nach Mekka gewendet: sie waren betend gestorben.

Retten wir uns aus diesen Schrecken in den lieblichsten Kontrast, in die Oasen der Wüste.

Ihr Name ist altägyptisch. Uahe, d. i. Wohnung; bei den Griechen wird Oasis daraus. Die Araber nennen sie Wah. — Eine Quelle, ein fließendes Wasser, bildet eine nach seiner Mächtigkeit und Lauflänge größere oder kleinere Oase in der Wüste. Trefflich gedeiht hier die Dattelpalme, welche den Regen scheut, aber den Fuß stets in Nässe baden will. So zieht sich von W. nach O., von Tafilelt bis zum Nil, eine lange Kette von Oasen, zugleich eine Palmenregion, von wo Zweige von Culturstellen nach S. in das Innere der Wüste ziehen. Nichts giebt, schildert Escayrac de Lauture, einen Begriff von der Frische und ruhigen Schönheit der Oasen. Unterhalb der in Rautenform von 12′ von einander gepflanzten Dattelbäume gruppiren

sich die Aprikosen und Pfirsiche, die Granatbäume mit schönen rothen Blumen, die mit Früchten beladenen Orangenbäume. Von einem Dattelbaume zum andern schlingen sich die Zweige des Weinstocks. Der unter seinen schweren Kolben sich beugende Mais, der Weizen, die Gerste, der Klee füllen alle Lücken dieser wunderbaren Gärten aus; über ihnen wiegt sich die grüne Federkrone der Palme im reinen Azur. Nicht ein Zoll bewässerungsfähigen Bodens geht verloren; das Dorf liegt immer auf der unfruchtbarsten Stelle, am Rande der Wüste. Die Oasen sind die Hafenplätze für die Karawanen des Sandoceans, ihre Bewohner sind entweder die Wirthe der Ankommenden, oder die Gehülfen der Fahrt, oder die Eigenthümer und Besitzer der Güter, die auf diesem Wege in Umtrieb gelangen. Sie sind alle an das große Phänomen des Karawanenhandels gebunden; an ihn knüpft sich die ganze Geschichte ihres innern und äußern Lebens.

1. Die Oasen der Sahel.

Die westlichen Oasen, zwischen dem atlantischen Ocean und der großen von N. nach S. ziehenden Handelsstraße nach Timbuktu, sind von Araberstämmen bewohnt, die wegen ihrer Tücke und Grausamkeit, z. B. gegen Schiffbrüchige, mit Recht übel verrufen sind. „Gleich entflammt wie der glühende Boden, auf dem sie hausen, gehen sie gleich ergrimmt auf Beute und Raub aus wie die reißenden Thiere unter den Wüstenbewohnern — den Gluthwinden gleich, die aus gleicher Heimath kommend Verderben und Tod bringen, wo sie hin wehen." In Bezug auf das schöne Geschlecht haben sie Mephisto's: „Recht quammig, quappig, das bezahlen mit hohem Preis Orientalen" am meisten gesteigert. „Sie halten viel von den faysten Weibern," äußert schon Seb. Münster. Um für vollkommen zu gelten, muß das Weib die Schwere einer Kameelslast, und zugleich Zähne, die wie Hauer aus dem Munde stehen, besitzen. Die ganze Diät der Frauen ist auf die Erzielung so schwerfälliger Reize berechnet. Die bedeutendsten arabischen Oasen sind Oase Arguin am Meere (das Kene des Hanno? S. 6.) mit dem Hafenorte gleiches Namens. In der durch eine vorliegende Sandbank gefährlichen Bai liegen drei Inseln, von denen die größte auch Arguin heißt. Portugiesen und Holländer hatten den Platz nach einander inne. Den letzten entrissen es 1724 die Franzosen, 1758 haben sie die Niederlassung aufgegeben. Oase der Ulad-Amer, gewöhnlich Ludamar genannt, mit den Handelsorten Kemmu und Dscharra. Oase El-Arawan mit gleichnamiger Hauptstadt, Knotenpunkt mehrerer Karawanenstraßen und Stapelplatz für den Salzhandel, 3000 Einw. Gewöhnlich werden zwölf von Arabern occupirte Oasen aufgeführt, in den meisten wird Salz gewonnen und bedeutender Salzhandel nach dem Sudan hin getrieben. — Die Engländer besitzen an der Küste Portendik mit Gummi liefernden Wäldern verschiedener Akazien.

Die Oasen der Sahel, östlich von der großen Handelsstraße nach Timbuktu (zugleich Landschaften im Nigerlande), haben Stämme der **Tuareg** (Tuariks) oder **Imoscharh** inne. Dieses kräftige, wohlgebildete Volk, der schönste Menschenschlag von Afrika, gehört zu den Berbern, spricht auch einen Berberdialekt. Einst sind die Tuareg Christen gewesen,[1]) jetzt sind sie Muhamedaner, ohne von ihren Glaubensartikeln gerade sehr unterrichtet zu sein. Ihre Hauptbeschäftigung, die Zucht der Schafe und ihrer Moharis, der schnellsten Kameelart (45 Meilen in einem Tage), nöthigt die Tuareg zum Nomadenleben, doch haben sich auch Viele in Dörfern und Stadten niedergelassen. Die größte Bedeutung hat aber die Völkerschaft dadurch gewonnen, daß sie es hauptsächlich ist, welche den Austausch der Waaren zwischen der Küste und dem Sudan vermittelt und die Karawanen gegen eine Abgabe durch die Wüste geleitet. Ohne den Schutz der Tuariks ist es unmöglich, in das Innere zu dringen. Der Araber schreibt ihnen Raubsucht zu und hat das Sprüchwort: In der Wüste giebt es nur zwei Feinde, den Skorpion und den Tuareg. Ihre Oasen sind umfangreicher als die der Araber und meist mit schroffen, groteok gestalteten Bergzügen und Kuppen besetzt. Die bedeutendsten sind die Oase **Tuat**, eine Gruppe kleiner Oasen, im O. von einer Bergkette geschlossen. Oase **Ghat**, bei Barth **Rhet**, wo die Karawanen aus Tuat und Sudan zusammentreffen, von schroffen Ketten umsetzt und durchzogen. Der Hauptort **Rhet** hat etwa 250 Häuser und rings umher verstreute Hütten von Palmzweigen, das Haus des Oberhaupts ist stattlich. Nördlich von der Stadt liegt die etwa 2400' hohe Geisterburg, eine viereckige, wunderbar gestaltete Gebirgsmasse, wo nach den Sagen der Tuareg böse Geister rathschlagen und in Höhlen unermeßliche Schätze bergen. **Barth** erklimmte das Plateau, verirrte sich auf dem Rückwege und wurde erst nach 27 Stunden fast verschmachtet aufgefunden. Die Oase von **Air** und **Asben** ist wieder ein völliges Gebirgsland, mächtige Bergzüge heben sich bis 5000' und 6000', umgeben von einzelnen oft nicht minder hohen Kegelbergen und durchschnitten von fruchtbaren, oft höchst romantischen Thälern. In diesem Berglande wurde 1460 die Stadt **Agades** gegründet, welche zu der Zeit ihrer Blüthe einen Umfang von $3^1/_2$ engl. M. und 50,000 Einw. hatte. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts soll es ein bedeutender und wohlhabender Ort gewesen sein. Jetzt zählt Agades etwa 7000 Einw., viele Quartiere sind gänzlich verfallen, und der große Umfang der Mauern stimmt schlecht zu der Leblosigkeit der Straßen und Plätze. Das bedeutenoste Gebäude ist die Moschee mit einem 90' hohen Lehmthurme. Der Sultan, bei dem **Barth**, der erste Europäer, der seit hundert Jahren Agades besucht hat, Audienz hatte, bezieht eine Einnahme von 20,000 spanischen Thalern.

1) Die Araber nennen sie noch „Christen der Wüste." Für Gott ist noch der Ausdruck **Mesiah**, **Mesi** üblich, für Engel **angelus**.

An dem Nordrande der Sahel liegt, 42 M. von Tripoli entfernt, die von Arabern und Berbern bewohnte Oase Ghadames. Sie gehört jetzt zur Regentschaft Tripoli. Der befestigte Hauptort ist Centralpunkt des Handels zwischen Tripoli und dem Innern, so daß alle Einwohner Kaufleute oder Reisende sind. Ueber 3000 Einw.

In den letzten Jahren haben die Franzosen den westlichen Oasen und den Tuareg besondere Aufmerksamkeit zugewandt, um deren Handel aus dem Innern nach ihren afrikanischen Colonien zu lenken, „Algier und Senegambien zu verbinden." So gelang es, mit Ghadames einen Handelsvertrag abzuschließen. Der Tuareg = Scheich Othman wurde 1862 in Paris glänzend empfangen.

Aus Algerien führen drei Straßenzüge nach dem innern Sudan. Der westliche geht durch die Oase Tuat über Mabuk und Arauan nach Timbuktu und dem Niger; der mittlere über den Dschebel Ahagar über Agades nach Sokotu und Kano; der dritte auch über Agades nach Bornu. Die Tuareg können alle drei Wege sperren. Durch den erwähnten Vertrag sind sie nun auf allen Märkten Algeriens den französischen Unterthanen gleichgestellt und haben sich dagegen verpflichtet, die französischen Kaufleute und alle Algerier zu beschützen und nur die landesüblichen Zölle von ihnen zu erheben; desgleichen, den Franzosen die für den Handel vortheilhaftesten Straßen nach dem Sudan zu zeigen. Die französische Regierung will gern die Kosten tragen, diese Straßen durch Wegebauten und Brunnengrabungen in bessern Stand zu setzen.

2. Die Oasen der Scheidewand.

Ueber die früher geschilderte Scheidewand führt von Tripoli eine der besuchtesten Karawanenstraßen, und da sich hier zugleich der kürzeste und am wenigsten wasserlose Weg von der Küste in das Innere zum Tsadsee hin eröffnet, so haben neulich Barth und Vogel diesen Weg eingeschlagen, und wir verdanken ihnen viele neue und gründliche Beobachtungen. Der englische Garten von Tripoli liegt 47', der Tsadsee 800' über dem Meeresspiegel; dazwischen hebt und senkt sich die Straße, hebt sich auf dem Wüstenplateau über 1000' und erreicht an vielen Stellen die Höhe von 2000 und 2500, an einigen von 3000 Par. Fuß. Höher steigen die begleitenden Berge und Bergzüge. Sie bestehen auch hier meist aus gelbem Sandstein, der durch Eisen schwarz gefärbt im Sonnenscheine stark ins Bläuliche schimmert. Bei dem gänzlichen Mangel an vegetabilischem und animalischem Leben erinnerten diese zerrissenen Bergzüge Vogel an die Landschaften des Mondes. Südlich von Tripoli betritt man die größte ziemlich kreisrunde Oase der Wüste Fezzan, eigentlich ein zu einem Ganzen vereinigter Archipel einzelner Oasen, das Land der alten Garamanten, das von Bergketten umschlossen und durchzogen ist und im Kleinen die Formen der Wüste in sich wiederholt. So zieht im NO. dem schwarzen Ha=

29*

rudsch parallel der weiße Harudsch, niedrige Klippen eines weißen mürben Kalksteins mit zahllosen Versteinerungen. Im Innern ziehen die schwarzen Berge zwischen Soknah und Murzuk; nur einige Stellen sind culturfähig, andere auch hier Stein und Sand. Sand und wieder Sand spielt auch hier die Hauptrolle. „Läßt sich der Fezzaner in ein Gespräch mit dem neben ihm Stehenden ein, so ebnet er erst die Sandfläche vor sich, um darin seine Meinungen bei jedem Ausspruche, bei jeder Sentenz durch Zeichnungen und Figuren zu unterstützen. Wird ein Handel geschlossen, so werden sogleich die Rechnungen darüber im Sande geführt." Zwei Hauptprodukte sind zu erwähnen. Große Strecken ist der Boden mit einer Salzkruste überzogen, ja das ganze Fezzan ist „eine einzige Salzgrube." Fünf Natronseen liefern eine reiche Ausbeute von Natron, der kleinste allein jährlich 7000 Centner. Dazu kommt die reiche Cultur der Dattelpalme; Vogel zählt in der Umgegend von Murzuk siebenunddreißig Varietäten. Ganz Fezzan lebt von der Palme. Jede Thür, jeder Pfosten ist von Dattelholz gemacht, in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut; Palmenzweige liefern das gewöhnliche Feuerholz. Datteln sind die Speise der Menschen und Thiere: Kameele, Pferde, Hunde — Alles wird mit Datteln genährt. Sogar die Steine werden eingekocht und so dem Viehe gegeben. Die ganze Oase, welche zur Regentschaft Tripoli gehört, zählt 54,000 Einw. in funfzehn Distrikten. Die Hauptstadt Murzuk, 1400′ über dem Meer, ist eine wohlgebaute Stadt mit breiten Straßen und 3300 Einw. Der Handel ist lebhaft und die Bewohner die thätigsten und unternehmendsten Kaufleute des nördlichen Afrika; man rechnet den jährlichen Umsatz auf 21,000 Pfund Sterling, wovon sieben Achtel auf den Sklavenhandel kommen. Die Tibbos bringen hierher ihre Sklaven aus dem Sudan zu Markte. Die Türken halten eine Besatzung von 240 Mann und 4 Kanonen. Englisches Consulat. Nach Murzuk ist die bedeutendste Stadt das nördlich gelegene Soknah, 2500 Einw.; südlich von Murzuk liegen an der Karawanenstraße Gatrone (Gertruhn) und Tedgerri. Im Ganzen rechnet man 100 Ortschaften.

Ist die Südgrenze von Fezzan überschritten, so folgen schauerliche Einöden. Funfzehn Tage lang sah Vogel nichts als Sand und Himmel, keinen Pflanzenhalm. Dann folgt die Oase Tibbo, 1100′ über dem Meere. Wir wollen dieselbe der allgemeinen Besprechung über die Tibbos nicht vorausnehmen.

3. Die Oasen der Tibbos.

Die südliche Scheidewand und östlich davon die südlichen Oasen der eigentlichen Sahara bewohnen die Tibbo oder Tibbu, welche, wie Barth behauptet, sich selbst Teda nennen. Sie haben eine

glänzend-dunkelschwarze Haut, aber sonst nicht die charakteristischen Züge des Negertypus. Namentlich die Gesichtszüge der Weiber sind regelmäßig, selbst schön, die Augen groß und voll Leben, die Lippen fein und nicht wulstig, der Körperbau schlank und zierlich, die Nase adlerartig. Die Tibbo, welche noch Heiden sind, leben von Viehzucht und Handel und haben viel von den Anfällen der Tuaregs zu leiden. Dann flüchten sie mit der Geschwindigkeit, die ihnen in der Wüste den Beinamen der „Vögel" verschafft hat, auf Leitern auf die in ihrem Gebiete nicht seltenen steilen Tafelberge von Sandstein, die Vogel mit dem Königstein und Lilienstein vergleicht. Ihre Oasen sind noch wenig besucht; über die Oase Tiboo auf der Scheidewand sind uns durch die letzten Reisenden genauere Nachrichten geworden. Dort liegen die Orte Bilma mit unerschöpflichem Salzreichthum und Aschnumma an einer Sandsteinfestung. Dem Sultan machte Vogel seinen Besuch: „Er empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten seines Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouse, mit einem ungeheuren, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. — — Ich erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mir, daß ich ohne Bedenken sein Land durchziehen könne. — — Ich beschenkte ihn zu seiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer rothen Mütze, zwei Rasirmessern und einigen Stücken grauem Calico. So wie ich zu meinem Zelte zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reiß und ein fettes Schaf."

4. Die dem Nilthale parallelen Oasen.[1])

Wir rechnen zu dieser Oasenreihe einen nach NW. vorgeschobenen Posten, die von Tripoli abhängige Oase Augila mit der gleichnamigen auf einem Kalkfelsen gelegenen Hauptstadt von 10,000 Einw. Ihre Datteln sind weit und breit wegen ihres Wohlgeschmacks und Aroms berühmt. Drei Tagereisen westlich die kleine Oase Merondeh.

Alle nun zu nennenden Oasen, welche der Flugsand seit den Zeiten des Alterthums um ein Bedeutendes verkleinert hat, gehören jetzt zum Vicekönigthum Aegypten und haben vorherrschend arabische Bevölkerung. Nachdem sie im höchsten Alterthume für die Inseln der Seligen gegolten, wurden sie im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. Verbannungsorte für Ketzer und politische Verbrecher. In Oasin relegare ist ein in den Pandekten häufiger Ausdruck. Die Justiz hat dabei die Abgeschiedenheit und die Ungesundheit der Oasen im Auge gehabt, die gegen die gesunde, hohes Alter fördernde Wüstenluft sehr zurücksteht.

---

1) Passend kann man, die Wüste als Ganzes angesehen, einen nördlichen Oasenzug (Fezzan, Augila, Siwah) und einen östlichen, dem Nilthale im engsten Sinne parallelen, unterscheiden.

Oestlich von Augila liegt Siwah, $1^1/_2$ M. lang und $1^1/_4$ M. breit, die im Alterthum berühmte Oase des Jupiter Ammon, des thebaischen Gottes Amun mit Widderhörnern. Hier bestand ein Priesterstaat mit vielen Tempelgebäuden, dichten schattenreichen Oliven- und Palmenhainen und dem Brunnen der Sonne, der Morgens und Abends lau, Mittags kalt, um Mitternacht siedend war. Hierher entsandte Cambyses, um den Tempel zu zerstören, ein Heer, das ein Sandsturm in der Wüste begrub. Hierher wallfahrtete der große Alexander und wurde als Sohn Jupiters begrüßt. Noch heute ist die Oase sehr fruchtbar und bringt die schönsten Datteln, Feigen, Granatäpfel, Aprikosen und Trauben hervor. Der Boden ist weit und breit mit Mumiengräbern erfüllt, die Bausteine vieler Häuser sind Reste der alten Tempel. Die Hauptstadt Siwah liegt burgmäßig und dicht auf einander gedrängt auf einem steilen Kalkhügel. Die Gassen sind bedeckt und man geht in der Stadt herum von einem Hause ins andere, wie die Bienen im Korbe — am hellen Mittag mit der Lampe in der Hand. 2500 Einw. Dattelhandel.

Wah-el-Bacherieh, von den Europäern die kleine Oase genannt, südwärts von Fayum. Hauptort El-Kassar.

Wah-el-Dakleh oder Wah-el-Gharbi, die westlichste Oase, die Aegypten Tribut zahlt, fast gerade westlich von Theben.

Wah-el-Chardscheh oder die große Oase streckt sich durch $1^1/_2$ Breitengrade als ein 2—3 M. breites Thal. Durchgangspunkt der Karawanen aus Darfur nach Suez. Hauptort El-Chardscheh, 2000 Einw.

Auch dem nubischen Nilthal parallel ziehen sich kleine Oasenflecke, die noch wenig untersucht und bekannt sind. Man zählt im Ganzen zehn ägyptisch-nubische Oasen.

In neuerer Zeit ist öfters der Gedanke aufgeworfen, ob es nicht möglich sei, größere Strecken der Sahara zu Culturboden umzuwandeln? Ja in einer englischen Broschüre ist von einem phantasirenden Projectenmacher ganz neulich im Ernst vorgeschlagen, eine Compagnie zu begründen, um die 3 Mill. engl. □M. haltende Wüste Sahara zu colonisiren. Mit Pflanzungen am Rande der Wüste soll man beginnen, sie künstlich bewässern und durch Dämme vor dem Flugsande schützen, dann langsam immer weiter vorrücken, worauf sich auch regelmäßige Niederschläge einstellen. Wasser soll aus dem Tsad, aus dem Senegal, aus den Quellen einzelner Oasen u. s. w. hergeleitet werden. Zuletzt soll durch das neue Culturland China, Indien und Amerika in den Schatten gestellt sein. Auf reellerem Boden steht der Plan, der Wüste durch artesische Brunnen neue Oasen und Culturstellen abzugewinnen, und die Franzosen haben, zum Staunen der entzückten Araber, eine Menge solcher Quellen aus dem dürren Sande sprudeln lassen. Daher das treffende Wort Lamoricière's: „Afrika ist mit dem Bohrer, nicht mit dem Degen zu erobern."

§. 14.

Hoch-Sudan.

Einen ähnlichen Vorsprung von Hochafrika, wie Abessinien auf der Nordostseite, bildet auf der Nordwestseite das hohe Sudan mit dem noch wenig erforschten, mit dichten Urwäldern bedeckten Konggebirge,[1]) welches von dem Niger durchbrochen wird und östlich vom Strome wohl mit den Gebirgen von Innerafrika Zusammenhang hat. Westlich vom Nigerdelta zieht das Konggebirge als eine Kette von 2500—3000′ nach NNW. und umwallt die Nordküste des Busens von Guinea in einem Abstande von 15—20 M. Etwa unter 20° OL. steigt es zu größerer Höhe und entfernt sich mehr von der Küste. Unter 10° OL. wird die Richtung entschieden nordwestlich, bis am untern Senegal das Gebirge schroff zur Ebene fällt. Der umfangreiche Saum, aus dem häufig Tafelberge heraustreten, ist der Rand von plateauartigen Bergländern, die wieder von einzelnen Bergzügen durchsetzt sind. Die größte Höhe, mit einigen Punkten über der Schneegrenze, soll das Konggebirge in dem am wenigsten bekannten steil abstürzenden Ostabhange, zum Niger und zum flachen Sudan hin, erreichen.

Nach dem Gesagten unterscheiden sich deutlich zwei Vorterrassen des Konggebirges: die nordwestliche und westliche oder Senegambien bis Cap Verga, ein Küstenstrich von 85 M. Länge, auf 18,000 □M. geschätzt — die südliche oder Guinea vom Cap Verga bis zum Nigerdelta.

1. Senegambien giebt sich schon durch den Namen als das Gebiet des Senegal[2]) (bei den Eingeborenen Bafing, d. i. schwarzer Fluß) und Gambia, zu denen als dritter Parallelfluß der Rio Grande zu fügen ist, zu erkennen. Alle drei Ströme haben eine Hauptrichtung nach W. und sonst in ihren Verhältnissen viel Aehnliches. Auf dem Hochlande von Futa-Djalo, das bis 9000′ steigt, entspringen die senegambischen Flüsse in großer Nähe; der Senegal (11° 50′ NB., 6° 20′ OL.) sein westlicher Quellfluß, der Faleme (der östliche Kokoro), der Gambia (11° 27′ NB., 6° 17′ OL.) und der Rio Grande de Guinea. Die ganze Berglandschaft des Binnenlandes ist voll der erhabensten Naturwunder. Prachtvoll erhaben ist z. B. der Fall des Kokula bei Kambagaga. Der 120—140′ breite Fluß stürzt sich tosend in Fällen und Stromschnellen über einen sein Bett durchsetzenden Bergzug, einmal fällt er 250′ tief in einen Abgrund. Die Ströme durchbrechen allesammt in Katarakten (der Senegal bei den Feluhkatarakten, der Gambia bei Barraconda) das Randgebirge und durchströmen dann den breiten Küstensaum mit geringem

1) Kong in der Mandingosprache Berg.

2) Bei den Aelteren Senega oder Sanaga, nach einem Negerhäuptlinge, mit dem die Portugiesen am Strome den ersten Tauschhandel trieben, oder wahrscheinlich die Corruption des jolofischen Namens Dengueh.

Gefälle. Der Senegal z. B. ist bei Bakel, von wo die sehr gekrümmte Lauflänge noch über 80 M. beträgt, nur 156′ über dem Meere. Der Unterlauf ist reich an Inselbildung und endigt in ein Delta. Im Senegal und Gambia steigt die Fluth 40 M. (im Senegal bis Podor) weit aufwärts und öffnet selbst Seeschiffen den nur durch vorgelagerte Sandbänke und Barren erschwerten Zugang. Zur Regenzeit findet, und zwar schon im Berglande, eine temporäre Verbindung zwischen beiden Strömen statt. Der Rio Grande bildet mit Flüssen, die in der Nähe münden, oder richtiger gesagt, tief einschneidenden Meeresarmen, in die kleine Gewässer fließen, dem Rio San Domingo, dem Casamansa und Geba, eins der interessantesten hydrographischen und insularischen Labyrinthe, dessen Erforschung noch bevorsteht. Die Ufer der meisten Flüsse sind mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt. Im Gambiadelta senken die Manglebäume ihre Zweige ins Wasser und bedecken sich mit Austern.

Senegambien gehört, wie Guinea, zu den heißesten Ländern der Erde. In der trocknen Jahreszeit, vom November bis Juni, steht der Thermometer in den heißesten Monaten schon Morgens 6 Uhr auf 19° R., Mittags im Schatten auf 32°, ja er steigt bis auf 40°. Und doch ist diese Jahreszeit die gesundere. Von Juni bis November ist die Zeit der tropischen Regengüsse, der Ueberschwemmungen der Flüsse und der schleichenden Sumpffieber, welchen unzählige Europäer unterliegen. Die Eingeborenen bleiben in zu ungesunden Sumpfstrecken wenigstens nicht von Hautkrankheiten verschont.

Der Senegal bildet, wie wohl kaum ein anderer Fluß auf der Erde, eine scharf markirte Scheidegrenze in Bezug auf die Pflanzen- und Menschenwelt. Bis zu seinem nördlichen Ufer reicht die unfruchtbare Sahara, südlich beginnt das ewig grüne Palmenland; nördlich schweifen berberische und arabische Nomaden, südlich sitzen ackerbautreibende Neger.[1] Die Bevölkerung Senegambiens besteht aus vielen Negerstämmen, unter denen Balbi dreißig Sprachen und funfzig Dialekte unterscheiden will; drei große Familien treten dominirend hervor. Die Joloffen oder Thioloffen, die schwärzesten und zugleich schönsten Neger, zwischen Senegal und Gambia, wollen selbst durchaus nicht für Neger gelten.[2] Und in der That fehlen ihnen viele charakteristische Züge des Negertypus. Namentlich die Gesichter der Männer sind vollkommen frei von allen charakteristischen Zügen der Negerphysiognomie und Muster männlicher Schönheit. Die Gestalt ist hoch und

---

1) Seb. Münster: Zwischen den Azenagen und Nigriten oder schwartzen Moren fleußt ein groß wasser mit nammen Senega; das scheidet das unfruchtbar erdtrich von dem guten Land der Nigriten. Und wird da ein wunderlich Ding gesehen, da bie jenet dem Wasser ein sandecht unfruchtbar Land ist, und sind die Menschen aschenfarb, nicht gar schwartz, und kurtzer Personen, aber über dem Wasser sind die Leute gantz schwartz, langer Person, das Land ist gar grün und fruchtbar. Es sind etlich der meynung, daß das wasser kommt von dem Nilo, der durch Egypten fleußt. Denn wie der Nilus Egyptenland fruchtbar macht, also auch Senega der Moren Land gantz fruchtbar.

2) Sagt man zu einem Thioloff, er sei ein Neger, so erwidert er: Nein, kein Neger, sondern ein Thioloff.

symmetrisch, das Haar nicht wollig, sondern in kleine 5—6" lange cylindrische Locken gedreht (S. 179.). Sie sind jetzt meist für den Islam gewonnen. Im Süden vom Gambia die Mandingos, am Weststrande die Fulahs. Beide Stämme bekennen sich zum Islam, haben geordnete Staatseinrichtungen und sind europäischer Civilisation nicht unzugänglich. Auch diese Stämme zeigen Annäherungen an den kaukasischen Typus: Die Mandingos, die intelligentesten und fleißigsten Neger, sind als Priester, Künstler, Handwerker weit durch alle Nachbarlande verbreitet, und ihr zur Verkehrssprache gewordener Dialekt wird vom Senegal bis Timbuctu verstanden. Die Fulahs, die hellsten unter den Negern — wenn man sie Neger nennen darf — fast olivenfarbig, nennen sich selbst Pullo, im Plural Fulbi (fulvi?). Sie sind im Ackerbau nicht unerfahren, schmieden Silber und Eisen, arbeiten sehr zierlich in Holz und Leder, und weben dichte Zeuge. Ihre Wohnungen sind nett eingerichtete Häuser. Sie sind Muhamedaner, haben Moscheen und Schulen. Ihre sittliche Natur ist fein und geweckt; die größte Beleidigung, die man einem Fulah zufügen kann, ist, ohne Achtung von seiner Mutter zu sprechen. Sie sind über einen großen Theil Senegambiens und des Sudan verbreitet. Da das heiße und wohlbewässerte Land künstlichen Anbau fast unnöthig macht und viele Nahrungsbäume und Pflanzen, wie den Baobab, den Butterbaum u. s. w. hervorbringt, so beschäftigen sich die Neger mehr mit Viehzucht oder Gewerken und technischer Industrie verschiedener Art.

Senegambien mit den so zugänglichen und einladenden Mündungen seiner Ströme hat für europäische Colonisation immer viel Anziehendes gehabt. Drei Nationen, Portugiesen, Franzosen, Engländer, besitzen dort Niederlassungen und haben sich gleichsam in die drei großen Ströme getheilt.

Die portugiesischen Colonien sind die ältesten. Sie liegen am Rio Grande und auf Inseln, und bestehen aus Handelsfaktoreien und verfallenen Forts. Die Regierung nennt sie portugiesisch Guinea und berechnet sie zu 1687 □M. mit 1095 europäischen Einw. Am Casamansa: Zinguichor. Catcheo und Farim Binnenorte am Rio Grande. Geba der bedeutendste Handelsplatz. Auf den Bissaoinseln, einem von Schlammbänken und vulkanischen Schlackenriffen umgebenen Archipel, und zwar auf der Hauptinsel Bissao residirt der Gouverneur. Fort. 100 freie Einw., 800 Sklaven.

Die Franzosen haben ihre Plätze meist am Senegal. Der Hauptort ist St Louis auf einer sandigen Strominsel, 4 M. oberhalb der Mündung. Ein Castell und etwa zwanzig steinerne Häuser werden von Europäern bewohnt, umher Rohrhütten der Neger, zusammen etwa 1600 Häuser. Handelsplatz ohne Manufakturen und Ackerbau. Sechsunddreißig Handlungshäuser. 9127 Einw. Richard Toll, Dagana, Merinaghen sind Plätze im Reiche Wallo. Der am weitesten in das Binnenland vorgeschobene Handelsposten ist Bakel (14° 40' 20" NB., 5° 9' OL.). 6000 Einw. Das Klima ist hier so ungesund, daß keine weißen Truppen gebraucht werden können; nicht einmal europäische Officiere sind hier stationirt. Der Handel ist bedeutend; hier treffen die Karawanen, welche aus den Nigergegenden nach der Küste ziehen, zuerst mit europäischen Handelsleuten zusammen. Seit dem

September 1854 besteht zwischen St. Louis und Bakel regelmäßige Dampfschiffahrt. Am Cap Verde liegt das aus zerklüfteten Basaltmassen bestehende Inselchen Gorée, 3042 Einw. Erfrischungsort der französischen Ostindienfahrer. Unweit der Gambiamündung Albreda, Handelsposten mit fünf Dörfern, am Casamansa, die Faktorei Sedhin und die Deltainselchen Jogué, Carabane, Toubabcounda.

Die Wichtigkeit der französischen Colonien beruhte vornehmlich in den ungeheuern Gummiwäldern, die sich im N. des Senegal ausdehnen. Jährlich werden 10,000 Ctr. Gummi gewonnen, theils durch natürlichen Schweiß einiger Mimosen- und Akazienarten, theils aus gemachten Einschnitten dieser Bäume triefend.[1] In dem letzten Jahrzehnt haben die Franzosen ihr Machtgebiet in Senegambien mit Glück ausgedehnt und Verbindungen mit den großen Handelsplätzen am obern Niger, besonders mit Bammaku, anzuknüpfen versucht, Bestrebungen, denen auch die geographische Wissenschaft reiche Ausbeute verdankt. 1861 wurden Walo und Cayor, die Küstenlandschaft zwischen dem untern Senegal und dem Grünen Vorgebirge, annectirt, 1862 Futu Toro bezwungen: es giebt kaum noch unabhängige Staaten in Senegambien. Die neueste officielle Angabe zählt 122,800 unmittelbar unterworfene Bevölkerung, von Frankreich abhängige Bevölkerung 150,000. Für die römisch-katholische Kirche, welche eine apostolische Präfectur in Senegambien hat, sind diese Colonien Ausgangspunkte der Missionen.

Die Engländer besaßen bis 1816 nur zerstreute Posten und Faktoreien, kauften aber in diesem Jahre dem Reiche Barra ein Stück Land im N. der Gambiamündung ab. Auf einer kleinen ungesunden Flußinsel St. Mary Bathurst oder St. Mary Gambia, 1½ M. von der Mündung, Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt des britischen Handels. Auf einer Strominsel Mac Carthy, 45 M. von der Mündung, liegt die überaus regelmäßig mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen angelegte Stadt St Georgestown. Vereinzelte Handelsposten zu Vintain, Tancrowal, Inkaconda, Caher, Casbinot, Soncomac, Barraconda. Alles zusammen wird auf 20 engl. □M. mit 6930 Einw. angeschlagen.

Die Besitzungen der Europäer liegen alle in der Küstenzone von Senegambien, einem fast völlig wagerechten Flachlande, dessen Grenze im O. durch die Feluhkatarakten und Barracondaschnellen bezeichnet, und das in den Regenmonaten überschwemmt und zum Theil in Sumpf verwandelt wird. Im Flachlande liegen ferner:

Die Staaten der Dhioloffen; sie zerfallen in drei oder mehr unabhängige Königreiche, die einander oft befehden. Die bedeutendsten dieser Staaten sind Danaar oder Senegal (mit den Hauptorten Bowael und Kadjo), Saulaem, Ballagh oder Baa am Gambia. Der Häuptling von Danaar soll ein stehendes Heer von 12,000 Mann unterhalten. Die Städte und Dörfer sind mit einer dreifachen Reihe von Palissaden umgeben; im Innern enge, nur 3' breite Straßen zwischen 7' hohen Mattengeflechten, über welche nur die runden, spitz zulaufenden Dächer der Häuser hervorragen. Die Dhioloffen sind künstliche Goldschmiede und eifrige Handelsleute, die regelmäßige Karawanenzüge nach allen vier Weltgegenden entsenden.

Daran schließen sich folgende Mandingoländer: Barra, nördlich von der Mündung des Gambia. Dschillifree (Jillifrey), Haupthandelsplatz. Yani, am rechten Ufer des untern Gambia. Die jetzt aufgegebene englische Faktorei Pisania, von der aus Mungo Park seine Reise antrat. Wulli, östlich vom vorigen, am rechten Gambiaufer. Am Strome Fattatenda, ein Hauptmarkt für Europäer und die aus dem Innern kommenden

1) Seb. Münster: „Sie machen Ritz in die Bäumen und setzen Geschirr darunter, so tropfft der Saft darauß, Tag und Nacht etwa zwey oder drey Maß und ist gestalt gleich dem Molken.“

Karawanen. Barraconda. Tendu, am rechten Gambiaufer, östlich von Wulli, an der Grenze des Berglandes, ist schon mit Waldbergen bedeckt.

Staaten der Fulah: Futa-Doro, im S. des vereinigten Senegal, ein Priesterstaat. Hauptstadt Medinalla, Priesterschule, wohin Mauren- und Negerknaben eilen, um den Koran zu lernen. Podor, auf einer Senegalinsel, einst mit einem französischen Fort.

Die Felupen wohnen zwischen dem untersten Gambia und dem Casamansa, die Balantés zwischen dem obern Casamansa und dem Geba, die Papels im Sumpfdelta des Rio Grande, die Nalus zwischen Geba und Nunez. Hauptort Kalundi.

Den Gegensatz zur Küstenzone bildet das Bergland von Senegambien, das im Ganzen nur zu mäßigen Höhen anzusteigen scheint, aber überaus romantische Felsenpartien und großartige Gebirgsscenerien besitzen soll. Die Culturthäler sind die Mittelpunkte der kleinen Staatengebiete.

Staaten der Mandingos: Dentila, zwischen Gambia und Faleme mit dem bedeutenden Handelsorte Dschulifunda. — Konkodu, kleines romantisches Bergland zwischen dem obern Faleme und dem obern Bafing. Manding, kleine reizende und wohlcultivirte Landschaft an den nordöstlichen Zuflüssen des Senegal, das Heimathland der Mandingos. Stadt Bangassi. — Kaarto, nördlich vom Kokoro, den Einfällen der Mauren ausgesetzt. Bambuk, an der Ostseite des obern Faleme, mit schönen Alpenwiesen und Viehheerden, und reich an Eisenerzen und Gold. Besteht aus vielen kleinen Staatengebieten. Auch hier französische Niederlassungen.

Staaten der Fulah: Fulahdu, das Heimathland der Fulah, eine wilde Gebirgslandschaft zwischen dem Bafing und Kokoro. Der feste Ort Keminun oder Maniakorro. — Kasson, an beiden Seiten des mittleren Senegal. — Bondu, zwischen Faleme und Gambia, zum Theil schon im Flachlande, überwiegend von Fulah, aber auch von Mandingos, Thioloffen, Serracollets bewohnt. Hauptort Bullibanny. — Futa-Djalo, das Quellland der senegambischen Flüsse mit der Hauptstadt Timbo. Hier residirt der Almamy Umar, das geistliche und weltliche Oberhaupt, an dessen Hofe öfter französische Gesandte erschienen sind. Fokumba ist die heilige Stadt des Landes; von hier aus verbreitete sich der Muhamedanismus. Die Bewohner wählen den Almamy. Die wichtigste Stadt, die kein Weißer betreten darf, ist Labe.

Staaten anderer Negervölker: Kadschaaga oder Galam am mittlern Senegal, schon in das Flachland reichend, von muhamédanischen Serracollets bewohnt, die mit Mauren und Franzosen Handel treiben. Hauptstadt Dramanet.

2. Das südliche Terrassenland des Konggebirges, von Cap Sierra Leona bis zum Nigerdelta, nennen wir Guinea.[1]) Ein einförmiges Land mit flachem Küstenrande ohne große Flußmündungen, von 470 M. Länge. Die Strecke westlich vom Cap Palmas heißt bei den Seefahrern Küste über dem Wind (Windward Coast), die Küste östlich vom Cap Palmas Küste unter dem Wind (Leeward Coast). Das Innere ist noch wenig bekannt. Die Vegetation ist bei der Fruchtbarkeit des Bodens, der hohen Temperatur und der langen Dauer der tropischen Regen überaus kräftig. Auf der Sierra Leonaküste z. B.

1) Der Name ist den Eingebornen ganz unbekannt und der Küste von den Portugiesen aus Mißverständniß beigelegt, nach der großen Stadt Dschinnie im Nigerlande, die früher großen Handel nach der Küste trieb. Man rechnet Guinea oft bis zum Cap Lopez und von da ab Niederguinea. Wir gebrauchen (mit den ältesten Portugiesen) den Namen blos für das Stück vom Cap Verga bis zum Nigerdelta.

fällt im Jahre eine zehnmal größere Regenmenge als im nördlichen Deutschland. Die Flora ist auch hier überaus reich an Nahrungspflanzen: die Kokospalme, die Oelpalme, „des Negers Freund," deren Früchte oft mehrere Fuß hoch den Boden bedecken, und andere Palmen sind über den ganzen Küstensaum verbreitet; dazu kommen Bananen, der Gummibaum, dessen Laubkuppel den Aschantis, die bis 100,000 zählen können, das Bild der Unendlichkeit ist, Yams, Sesam, Reiß. Das Zuckerrohr und der Kaffee wachsen wild. Viele Gewürz- und Farbepflanzen. Alle Gebirgsgegenden und Flußufer sind mit dicken, undurchdringlichen Wäldern besetzt. Dazwischen Savannen, die ihre Gräser bis 20′ schießen lassen. Die Thierwelt zeigt ihre massigen und grausigen oder bunten Gestalten: Elephanten und Flußpferde, Löwen und Leoparden, Krokodile und Schlangen. Affen und Papageien erfüllen die Wälder. Die Termiten bauen ihre 12′ hohen Wohnungen, die zusammenstehend fast wie ein Negerdorf aussehen. Der Guineawurm, ein Fadenwurm, der sich unter die Haut des Menschen einbohrt, ist eine gefährliche Plage.

Die eingeborne Bevölkerung besteht aus Negerstämmen, welche zum Theil der vom N. immer mehr gegen die Küste vordringende Islam aus dem rohesten mit Menschenopfern verbundenen Fetischdienste auf eine relativ höhere Stufe erhoben hat. Der hier sehr eifrig betriebene Sklavenhandel ist durch die Wachsamkeit englischer Kreuzer wenigstens beschränkt; doch wurden z. B. 1844 immer noch 34,957 Sklaven aus Guinea und den Zaireländern in Brasilien und Cuba eingeführt. Viele Stämme bauen Indigo, Reiß, Mais u. s. w.; sogar technische Industrie, wie Gold- und Eisenarbeit ist unter den Negern verbreitet. Der rohesten Form der Despotie in den einzelnen Negerstaaten, verbunden mit politisch-officieller Menschenschlächterei, ist der Islam nicht in den Weg getreten.

Die Niederlassungen der Europäer (Engländer, Franzosen und Niederländer) leiden sehr durch das für Fremde völlig mörderische Klima, das in den Seeländern des Konglandes herrscht. Von allen Angekommenen ist nach drei Jahren ein Drittheil todt.[1]) Die feuchte Luft (so feucht, daß Eisen nicht vor dem schnellsten Rosten bewahrt bleiben kann) erzeugt die bösartigsten Fieber, und aus den zur Regenzeit überschwemmten Küstenrändern steigen die giftigsten Miasmen. Eigenthümliche Plagen von Hoch-Sudan sind die furchtbaren Tornados, Orkane, welche die Regenzeit ankündigen; Blitze vom grellsten Licht, die den Himmel in ein Feuermeer wandeln, erschütternde Donnerschläge, deren Stärke mit dem Getöse von tausend abgebrannten Geschützen verglichen wird, Windstöße von verheerender Gewalt, Regen,

1) Auf der rothen Thonküste von Sierra Leona, dem „rothen Grabe der Europäer," starben 1824 von der 346 Mann starken Besatzung 301, von 41 Officieren 26, von 80 zwischen 1804 und 1825 ausgesandten Missionaren 54; 14 kehrten mit zerrütteter Gesundheit, 7 gesund zurück. Freilich wissen sich viele Europäer in Diät und Verhalten gar nicht in das Klima zu schicken.

der mehr in einem Gusse als in Tropfen niederfällt. Die schreckliche Erscheinung währt 3—4 Stunden. Um Weihnachten wehen die Harmattans, periodische Ostwinde aus der Wüste. Dann ist die Sonne blaß wie der Mond, die Luft ist mit erstickendem Staube gefüllt. Und doch erholen sich dann die Fremden, weil das tödtliche, feuchte Miasma für diese Zeit beseitigt ist. Außer wenigen bedeutenderen Orten bestehen die meisten Plätze der Europäer aus viereckigen, thurmartigen, weiß getünchten Castellen, jede Seite etwa 50 Schritt breit. Die Mauern sind dick, oben eine Brustwehr und Schießlöcher für die Kanonen. In einigem Abstande sind die Forts mit einer Mauer umzogen. In diesem Vorwerke, wie man es nennt, die Packhäuser, Cisternen u. s. w. An der See ist öfters eine Batterie. Rings umher Wohnungen zinspflichtiger Schutzneger. Die meisten Niederlassungen kosten mehr als sie einbringen. Die englischen Besitzungen zählen 151,346 Einw., die niederländischen etwa 110,000 Einw.

Nach altem aber ziemlich willkürlichen Herkommen theilt man Guinea nach den Hauptgegenständen der Ausfuhr in mehrere Küsten, welche von W. nach O. also auf einander folgen:

a. Die Sierra Leonaküste von Cap Verga bis Cap Mesurado. Freetown ist der Hauptort der von der englischen Sierra-Leona-Compagnie[1]) 1791 gegründeten Niederlassung Sierra Leona für Neger, die aus Sklavenschiffen befreit werden oder der Sklaverei entflohen sind. Sie finden Mittel zur Begründung einer angenehmen äußerlichen Existenz und empfangen Unterricht im Christenthume. Die englische Kirche hat hier einen Bischof. Groß ist die Verschiedenheit der Heimath bei der so zusammengebrachten Bevölkerung; fast jeder Theil des afrikanischen Continents hat hier sein Contingent gestellt. Da trifft man auf Eingeborene der großen Wüste, die Bilma zu besuchen pflegten, auf Menschen, die in Darfur aufwuchsen und in Kordofan reisten, und dann wieder auf Leute, die in der Sahel zu Hause waren. Man findet Repräsentanten der zahlreichen Stämme, die das Nigerland bewohnen, und die Länder der südlichen Hälfte des Erdtheils sind überaus zahlreich vertreten. Es ist eine „große afrikanische Völkerversammlung;“ in kurzer Zeit kann man die seltsamen Laute der allerverschiedensten Sprachen um sich vernehmen. — Freetown ist Sitz des Generalgouverneurs der englischen Besitzungen an der Küste von Guinea und Senegambien, und hat auf der Nordspitze der Halbinsel Sierra Leona eine reizende Lage in einem wohlbewässerten aber ungesunden Becken, von hohen Waldgipfeln überragt, gut und weitläufig gebaut, gegen 11,000 Einw. Die ganze Colonie Sierra Leona zählte 1860 41,624 Seelen, darunter 15,782 befreite Afrikaner, 22,593 in der Colonie geborne Neger.

Reiche Sulimana und Falaba mit gleichnamigen Hauptstädten.

b. Die Pfefferküste hat ihren Namen von den Körnern des hier häufigen Paradies-Ingwers (Amomum granum Paradisi), von Cap Mesurado bis Cap Palmas, hafenlos und durch vorgelagerte Klippen schwer zugänglich.

Eine der interessantesten Staatenbildungen der Erde breitet sich an dieser Küste aus, die freie Negerrepublik Liberia.

Im Jahre 1816 trat in Washington eine Gesellschaft für Colonisation freier Neger zusammen, welche durch das Beispiel eines aus christlichen ameri-

1) Die erste Idee wird Sharp zugeschrieben, den die in den Straßen Londons bettelnden Neger jammerten.

kanischen Negern gebildeten freien Staates die Bevölkerung von Afrika zu humanisiren sich vornahm. Nach mehrfachen verunglückten Versuchen wurde von dem Negerkönig Peter und seinen Verbündeten eine für ihren Plan passende Landstrecke von 200 □M. und drüber für 6 Musketen, eine Kiste mit Korallenschmuck, zwei Oxhoft Taback, eine Tonne Pulver, sechs Barren Eisen, zehn Eisentöpfe, ein Dutzend Messer, Gabeln und Löffel, zwanzig Spiegel, funfzig Messer, vier Regenschirme, zwei Schachteln mit Glasperlen u. s. w. acquirirt, die in einigen Distrikten den besten der Erde an Produktionskraft nichts nachgiebt. Am 25. April 1822 wurde unter Lobgesang und Dankgebet die amerikanische Flagge auf dem Cap Mesurado aufgepflanzt. Im Jahr 1824 erhielt die Colonie den Namen Liberia, die Hauptstadt nach dem Präsidenten der vereinigten Staaten den Namen Monrovia. 1840 zählte man in dem Gebiete 3000 Seelen. Sehr rasch blühte Liberia von da ab auf und erklärte sich mit Bewilligung der Gesellschaft am 8. Juli 1847 für eine souveräne Republik unter einem Präsidenten (der Präsident Benson war neulich in Europa), dem zwei Kammern zur Seite stehen. Das Staatssiegel deutet auf Entstehung und Tendenz: eine über dem Meere fliegende Taube hält die Rolle des Freibriefs in den Fängen; unter ihr ein Segelschiff und vor ihr die aufgehende Sonne; an der Küste der Palmbaum und Pflug und Spaten mit der Unterschrift: Liebe zur Freiheit hat uns hieher gebracht. Die neue Republik wurde alsbald von England, Frankreich, Belgien und Preußen (1853), und 1862 endlich auch von den Vereinigten Staaten anerkannt; der Zwist über die Sklavenfrage in den vereinigten Staaten verhinderte bis jetzt eine Anerkennung von daher. Das Gebiet erstreckt sich vom Cap Mount (6° 16′ 35″ Ol.) bis über das Cap Palmas hinaus, und begreift mit dem Gebiete Maryland im Osten zusammen 1400 □M. mit 300,000 Einw., darunter 10,000 aus Amerika Eingewanderte. Der Boden ist fleißig angebaut; der Kaffee von Liberia wetteifert mit dem von Mokka. Das Christenthum ist in den Formen der Episcopalkirche, den Methodisten, Baptisten u. s. w. verbreitet. Der Hauptort Monrovia liegt am Cap Mesurado und am gleichnamigen Flusse, mit einem kleinen schlechten Hafen. Nahe Sümpfe machen die Lage ungesund. Die gut gebaute Stadt hat 4000 Einw., Schulanstalten, Bibliothek, Zeitung (Liberia Herald), und ist ein Haupthandelsplatz. Das rasch aufblühende Edina wird sie überflügeln. In Maryland ist Harper am Cap Palmas der Hauptort. Eine unmittelbare Einwirkung freilich auf das Binnenland kann nur sehr beschränkter Art sein, denn Liberia bildet einen langen schmalen Strich an der ausbiegenden, immer wenig gegliederten Küste, und steht durch keinen Flußlauf von Bedeutung mit dem Binnenlande in Verbindung, wird vielmehr durch eine der Küste in einer Entfernung von ungefähr drei Graden parallel laufende Gebirgskette vom Binnenlande und dem Stromgebiete des Niger gleichsam abgesperrt.

„Für Afrika ist Liberia das Eingangsthor einer beginnenden Civilisation für seine schwarze Bevölkerung, ein herabträufelnder Thau vom Zion und Hermon zur Erquickung von 150 Mill. Menschen, dem der Segen des Herrn nicht ausbleiben wird für alle Zukunft.“ [1])

Liporo, Sikong, Kan, Orte der Eingebornen.

c. Die Zahnküste vom Cap Palmas bis zum Vorgebirge der drei Spitzen, nach dem vielen und guten Elfenbein genannt, das von hier aus in den Handel gebracht wird. Die sehr dichte Bevölkerung bewohnt an der Küste und im Innern zahlreiche Städte und Dörfer. Auf ältern Karten findet sich dieser Distrikt in die Küste der bösen Leute und der guten Leute getheilt. Unter den ersteren sind die Drewins verstanden, ein Stamm, den neuere Berichterstatter in günstigem Lichte darstellen.

1) C. Ritter in einem Aufsatze über Liberia, der den ersten Jahrgang der „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde“ eröffnet.

Im W. ist ein Stück der Republik Liberia: Cavally, S. Andrews, Lahu sind Handelsplätze an der Küste. Bei Groß-Bassam haben die Franzosen, bei Axim die Niederländer ein Fort. Von beiden Plätzen wird ein besonders feines Gold exportirt. Unweit des Vorgebirges der drei Spitzen lag das jetzt verlassene niederländische Fort Hollandia, einst Groß-Friedrichsburg, eine unter dem großen Kurfürsten angelegte brandenburgische Colonie, die der sparsame Friedrich Wilhelm I. 1720 an die Holländer verkaufte. Im Binnenlande das Reich Issiny mit der Hauptstadt Krinschabo.

d. Die Goldküste, von dem Vorgebirge der drei Spitzen bis zum Voltaflusse, genannt von dem sowohl im Sande als in festem Felsgestein vorkommenden Golde. Viel Goldstaub wird auch weiter aus dem innern Sudan in den Handel gebracht. In der Periode von 1832—1834 wurde jährlich für etwa 8000 Pfd. Sterl. Gold ausgeführt.

Im Binnenlande das Reich der Aschantis, mit etwa 2 Mill. unmittelbarer und eben so viel tributpflichtiger Unterthanen. Die Aschantis sind ein kräftiges und kriegerisches Volk, aber auch in den Künsten des Friedens, im Acker- und Bergbau, in Gewerben wohl erfahren, überhaupt ein eigenthümliches Gemisch von Wildheit und Civilisation, von Grausamkeit und Erhabenheit des Sinns. Ihr Handel reicht über den Niger bis nach Fezzan. Dem rohesten Fetischdienste ergeben werden sie von einem Könige beherrscht, der seine Hoftage und Feste durch massenhafte Metzeleien zu feiern pflegt. Der Eine ließ zum Andenken des verstorbenen Bruders an einem Tage 4000 Unterthanen, und an einem andern 10,000 Gefangene schlachten. Die Zahl der Weiber des Königs beträgt 3333 und wird nie überschritten, aber auch immer voll erhalten. Das Symbol des Königthums ist der hölzerne, mit dickem Goldblech überzogene Stuhl, der dem Könige überall nachgetragen wird, selbst wenn er einen Gang durch die Stadt macht. Ueberhaupt hat jede Rangstufe ihren Stuhl: „Jemandem seinen Stuhl nehmen" bedeutet soviel als ihn absetzen. Die Hauptstadt und Residenz Kumassie auf einem von Sumpf umgebenen Granitfelsen mit vier Vorstädten. Weitläufig gebaut, wie alle Negerstädte, hat die Stadt breite und regelmäßige Straßen und einen großen Marktplatz, der wie in allen Städten Guinea's der eigentliche Sprechort, die Börse, der Paradeplatz, der Gesellschaftssaal ist. Alle Feierlichkeiten, Hinrichtungen, Truppenrevuen finden hier statt. Zuweilen setzt sich auch der König mit seinen Hauptleuten auf den Markt und trinkt Palmwein. Holländische Baumeister haben dem Despoten einen zweistöckigen Palast gebaut, der europäisch möblirt und verziert ist; vom flachen Dache weht, ein Zeichen der Sympathie für die Niederlande, die holländische Fahne. Die Bevölkerung wird auf 70,000 angegeben, ist aber schwer zu bestimmen. Wenn die Großen mit ihren Sklaven auf dem Lande sind, ist die Stadt fast leer; bei Volksfesten und Heerschauen sind über 120,000 Menschen zusammen.

In der Landschaft Daghumba Yahudi, angeblich mit 400,000 meist muhamedanischen Einw. Mittelpunkt eines bedeutenden Handels mit Goldarbeiten, in denen die Aschantis sehr geschickt sind. Adinkra, Akofrum, Akropong, Sallagha sind Plätze im Innern; an der Küste Dix-Cove und Accra.

An der Küste wohnen die von den Aschantis sehr zurückgedrängten Fantis, die zu den wohlgebildetsten Stämmen gehören und in verschiedene Clane zerfallen, die sich oft mit Tapferkeit befehden. Nach dem Verhältniß der Zahl der menschlichen Kinnbackenknochen an des Häuptlings Kriegspferde gilt der Stamm unter den andern. In Cormantine ist ihr heiligster, gar seltsamer Fetisch: ein Wunderkind, das seit Anfang der Welt existirt, nie Speise und Trank zu sich nimmt und immer Kind bleibt. Yankumasi, Annamabu, Commenda, Winnobah sind andere Plätze im Fantilande.

Im Lande der Fanti liegt Cape Coast, der Hauptpunkt der britischen Besitzungen an der Goldküste und Sitz des von Sierra Leona abhängigen Untergouverneurs. Starkes Fort, daneben die Stadt mit 10,000 fast nur eingebornen Einw. Handel mit Gold, Elfenbein und Palmöl. Ursprünglich von den Schweden 1652 als Karlsborg angelegt, wurde der Platz 1658 dänisch, 1659 holländisch, 1664 englisch. Bei Accra und Annamabu Forts. Seit 1848 sind auch die dänischen Niederlassungen an England verkauft. Ihr Hauptort war Christiansborg, starkes Fort, dabei eine Stadt von 6000 Einw. Das Fort Ningpo oder Friedensburg.

Der Hauptplatz der Niederländer ist S. George-el-Mina, gewöhnlich Elmina genannt, zwei Stunden westlich von Cape Coast. Hart am Strande auf einem Felsen das 1481 von den Portugiesen erbaute, 1637 von den Holländern eroberte Fort S. George, rechts, etwas von der Küste entfernt, das Fort S. Jago. Zwischen beiden die Stadt Elmina mit 20,000 Einw. Die Häuser der Kaufleute und Beamten massiv, die Lehmhäuser der Neger mit Stroh und Palmblättern gedeckt, die Gassen enge und schmutzig. Hier und da ragt eine Kokospalme über die Häuser. In Elmina residirt der Gouverneur aller niederländischen Besitzungen auf Guinea, die auf 500 □M. mit 100,000 Einw. angeschlagen werden.

In Christiansborg und Akropong hat die Baseler Missionsgesellschaft zehn Missionäre mit dreizehn einheimischen Gehülfen.

e. Die Sklavenküste.

Diese Küste ist sammt dem Nigerdelta überaus reich an Oelpalmen, und das Palmöl ist in neuerer Zeit für den Handel von Guinea so in den Vordergrund getreten, daß z. B. 1847 fast 470,000 Centner ausgeführt wurden.[1])

Unter den Negerstaaten der bedeutendste Dahomey, ein höchst fruchtbares Land, das Millionen von Menschen ernähren könnte. Der König gebietet und schaltet als schrecklicher Despot. Alle Neugebornen gehören ihm, werden den Eltern entrissen und erhalten eine Art öffentlicher Erziehung. Wer eine Frau haben will, muß sie dem Könige abkaufen. Wer den König essen und trinken sieht, muß sterben; er ißt und trinkt darum hinter einem Vorhange, unter dem Zujauchzen seiner Sklaven. Zu behaupten, daß der König sterblich sei und schlafe, so wie andere Menschen, ist ein Majestätsverbrechen. Der Wahlspruch des Despoten ist: Der König geht in Blut von seinem Throne bis zu seinem Grabe. Die scheußlichste Menschenschlächterei gehört zu dem mit völliger Gleichgültigkeit betrachteten religiösen Ceremoniell aller Hoffeste. Die Binnenhauptstadt heißt Abomey; die Mauern des Königspalastes sind mit abgeschnittenen Menschenköpfen geziert. Aus Schädeln trinkt der König, um Schädelpyramiden hält er von Zeit zu Zeit zur Freude seines Volkes feierliche Tänze; ein Schädel dient seinem Gehstocke als Knopf. Seine Hofleute dürfen ihm nur auf Händen und Füßen kriechend nahen, müssen beide Seiten des Gesichts mit Staube reiben, diesen dann küssen und knieend seine Befehle empfangen. Unter seiner rohen und blutgierigen Armee zählt die Leibgarde 8000 — nicht Mann, sondern Weiber. Sie tragen einen Baumwollenrock, kurze Hosen, Menschenschädel als Orden, die Patrontasche am Gürtel, die Flinte am nackten Arm. Dieses Weiberregiment giebt nie Pardon. Der Tyrann unternimmt jährlich mit seinen Truppen eine Sklavenjagd. Die Beute wird nach seiner Küstenhauptstadt Whydah gebracht und dort an Sklavenspekulanten verkauft. Jetzt auch ein Hauptstapelplatz für Palmöl. Den Vorstellungen der Europäer, die Menschenopfer abzustellen, ist erwiedert, es sei Pflicht, an den Bräuchen der Väter festzuhalten und ihre Vorschriften zu ehren.

Binnenorte im Reiche Dahomey sind noch: Aladda, Wheibu, Canamina, bedeutende Handelsplätze.

---

1) Seb. Münster: Item wunderlich Oel, das hat dreyerley Thugent: daß es reucht wie die Violen, schmeckt wie Baumöl und farbt die Speisen gleichwie saffran.

Yoruba ist ein anderer despotischer Negerstaat, östlich von Dahomey, mit einer großen Zahl bedeutender Ortschaften, welche zum Schutz gegen die Angriffe der Fellans (die auch einst Yoruba verwüsteten) oder Dahomer auf Gipfeln steiler Berge angelegt, oder durch Wälle und Gräben befestigt sind. Die neue Hauptstadt Abbeokouta am Ogun ist 1825 von den Flüchtlingen aus 130 durch die Fellans zerstörten Städten um den hohen Grat des schützenden Felsens Olumo herum angelegt worden, und ist jetzt eine umfangreiche Stadt von 150,000 Einw., worunter eine ansehnliche Gemeinde christlicher Neger, die aus Sklaverei heim gekommen sind; lebhafter Handel und Fabriken. An Unsauberkeit, berichtet Burton, übertrifft der Ort Alles was mir vorgekommen ist. Der König von Dahomey hat vergeblich Versuche gemacht sich der Stadt zu bemächtigen. England hat ihm schriftlich erklärt, daß es eine Eroberung von Yoruba nicht zugeben werde. Bedeutende Städte sind: Kotunga, Tschannu, Alorie, Bohon, Larro.

Plätze an der Küste sind: Kittah am Volta, Grebschi, 7000 Einw., einer der größten Handels- und Fabrikplätze, Badagry, Lagos, 1861 von England in Besitz genommen, wichtiger Handelsplatz für Palmöl. Dagegen hat Frankreich das Gebiet des Königs von Portonovo unter Protection genommen.

Die Europäer besitzen an dieser Küste nur Handelsetablissement, wie etwa Franzosen und Engländer zu Wydah, die Portugiesen den Posten S. João Batista de Ajadu bei Aladda.

§. 15.

Flach-Sudan.

Von dem Ostrande des Kongsystems und den Plateaux der Sahara steigen wir in das wahre Tiefland von Afrika, das flache Sudan, welches nach dem Systeme des Niger und dem Bereich des Tscharsees mit den ihm zugehenden Flüssen in eine westliche und östliche Hälfte zerfällt. Die Form der Ebene, die in vielen Strichen rothen Thonboden zeigt, ist in beiden Theilen vorherrschend; doch fehlt es nicht an isolirten Bergen und Bergzügen, die gegen den Rand der südlichen Hochebene zu an Höhe gewinnen. Die Ebenen haben fast das ganze Jahr eine große gleichförmige Hitze; doch kommen Schwankungen der Temperatur vor, die empfindlich sind. Auch hier dreht sich das Jahr um den einen Gegensatz der trocknen und nassen Jahreszeit, den wir schon früher geschildert. Die nasse Zeit ist auch hier die ungesunde. Europäer und selbst Eingeborne erliegen leicht dem schwarzen Erbrechen und dem Wechselfieber. Darum in Sudan so viele Gräber kühner Forscher, die ihr Leben dem Dienste der Wissenschaft opferten.

Die Bevölkerung von Flach-Sudan zerfällt in die zwei Abtheilungen der eingeborenen und eingewanderten Stämme. Die ursprünglichen Einwohner gehören, wenn auch mit vielen Abstufungen und Verschiedenheiten, dem Negertypus an. Die eingewanderte Bevölkerung, welche die eingeborenen in vielen Staaten vom Heidenthum zum Islam bekehrt, aber auch zugleich schrecklich geknechtet hat, besteht aus Fulahs, Arabern und Tuariks.

Wir knüpfen die Betrachtung der wichtigsten Staaten an die hydrographischen Verhältnisse an.[1]

Der Fluß der Räthsel, der **Niger**, muß uns zuerst beschäftigen. In umgekehrtem Verhältniß zum Nil hat er am längsten die Mündung wissenschaftlicher Entdeckung vorenthalten, die dafür auch die Thür zu genauerer Erforschung Sudan's geworden ist. Aber noch immer sind mehrere Fragen nicht gelöst und werden zum Theil dadurch verworren, daß der Strom bei seinen Umwohnern keinen bestimmten Gesammtnamen führt. Die Bezeichnungen **Djoliba**, **Isa**, **Mayo**, **Gulbi**, **Quorro**, **Kowara** sind entweder nur für gewisse Laufstrecken gültig, oder bezeichnen nur ein großes Wasser überhaupt. Die Anwohner des Mittellaufs erfuhren erst von **Barth** mit Verwunderung, wo ihr Strom seine Quelle, wo seine Mündung habe.

Die erste Nachricht über den Niger findet sich schon bei Herodot. Fünf Jünglinge der Nasamonen, eines Volkes an der großen Syrte, suchten durch die Wüste in das Innere von Afrika zu dringen. Sie kamen über Seen zu einer großen Stadt, von Schwarzen bewohnt; dabei floß ein mächtiger Strom von Osten nach Westen, voll von Krokodilen. Die alten Geographen dachten an den Nil. Später gesellt sich zu erneuten Angaben über den großen Fluß im innern Afrika der Name Nigir. Ptolemäus kennt im Innern von Afrika zwei große Flüsse. Der Nigir entspringt unter 10° NB. am Gebirge Thala und fließt nach Nordwesten in den See Nigritis. Der Gir geht von Westen nach Osten in den See Chelonides. Beide haben Zuflüsse, die zum Theil aus Seen kommen. Nach Vivian de St. Martin bezögen sich diese Namen und Angaben auf einen Fluß der Sahara. S. 446). In den späteren Jahrhunderten gewann die Kenntniß des Nigers durch Handelsverbindungen der Araber nur wenig an Klarheit; das Mittelalter mischte ihr neue Irrthümer zu. Auf **Seb. Münster's** Karte fließt der Niger aus einem Landsee, dessen Südspitze den Aequator trifft, wendet sich nach Norden, „verbirgt sich auf dieser Strecke 60 M. unter der Erde," tritt dann in den See Borno und strömt von da gegen Westen, durchfließt den großen See von Gubur und mündet in drei Armen in den atlantischen Ocean. Eine Verbindung zwischen Niger und Nil ist nicht angegeben, obwohl Münster im Buche selbst eine Verbindung des Senega mit dem Nil behauptet. In **Happel's** Cosmographie 1687 heißt es: „Der Niger entsteht nahe bei dem Nilo,

1) Was man gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Durchschnitt von diesen Sudanstaaten (Nigritien oder Negritanien) wußte, erhellt aus einer Stelle bei **Happel**: „In sehr viel Königreiche ist dies Land eingetheilt — der König von Tombuto ist der Mächtigste unter allen, dem folgen die von Borno, Gago und Melli, hier findet man auch an etlichen Orten gute und wol erbauete Städte, wie dann die Leute nach der See der Mahometischen Lehre folgen, die anderen aber, so weiter ins Land wohnen, sind tumme Heiden. Das Weiber Volk muß insgemein Wasser im Munde tragen, damit es nicht viel plaudere, wäre zu wünschen, daß diese Gewohnheit auch in anderen Orten eingeführet würde. Mit einem Worte, alle diese Länder, absonderlich was ein wenig und aufs Weniaste 20 Meilen von der See landwerts abgelegen, ist noch gantz unbekandt, ohnerachtet man in deren etlichen viel Geldes findet, aber die Wege sind beschwerlich, die Land Luft schädlich, die reissenden Thiere grausam, die Einwohner Mörderisch, und um dieser Ungelegenheiten willen kann ein Neugieriger nicht zu weit hinein gelangen."

wofern sie nicht gar einen Brunnen haben. Dieser Strom giebt dem Nilo an Größe nichts nach, laufft nach Westen, verliert sich einige Male unter die Berge, kommt wieder herfür und stürtzt sich endlich durch drei Ausflüsse in das atlantische Meer." Unter diesen Mündungen dürfen wir indessen nach einem Blicke auf damalige Karten nicht die Arme des Nigerdelta verstehen. Nach dem Atlas von Jansson 1666 entspringt der Niger etwa unter dem Aequator, fließt bis 12° NB. nördlich, geht auf dieser Strecke durch einen großen See, wendet sich dann westlich, durchfließt auf dem Wendepunkte den See Borno, weiter abwärts den See Guarde, und geht dann in drei Armen — dem heutigen Senegal, Gambia und Rio Grande — in den Ocean. Die Karten von P. Schenk aus dem vorigen Jahrhundert stehen im Wesentlichen auf derselben Anschauung; eine Homann'sche Karte zeigt 5° bis 13° SB. einen großen Binnensee, der durch einen Fluß mit einem kleinen See, etwa unter 16° SB., in Verbindung steht. Aus dem großen See fließt der Zaire, an dem Nordrande der Nil, der sich sehr bald in den weißen Nil und den schwarzen Nil theilt.[1]) Der schwarze Nil ist der Niger, dessen Lauf nun mit den Janssonschen und Schenkschen Karten gleichförmig ist. Ganz andere Anschauungen bieten die Karten von Professor Hase, die im Verlage der Homannschen Erben erschienen sind. Der Senegal entspringt aus einem See Maberia unter 19° NB. und 18° OL., fließt erst nach Südwesten, dann nach Westen; er wird fälschlich Niger genannt. Ein anderer Strom „Guien Isa,"[2]) auch Gambaran oder Nil der Schwarzen, entspringt unter 16° NB., fließt zuerst nach Nordosten, dann nach Südosten, geht durch den See von Ghana und mündet unter dem Namen Camadon in den See von Bornu. Wir sehen, Hase ist einmal über die Verwechselung mit dem Senegal heraus, welche durch die Namen Niger und Bafing (S. 455.) hervorgerufen ist; dann aber kennt er die gegen Osten gerichtete Laufstrecke. Selbst in den Irrthümern dieser Karten ruht eine versteckte Wahrheit. Ihre Irrthümer und ihre noch immer gültigen Positionen sind vergessen, mehr als es billig ist, und unsere Leser werden nicht zürnen, wenn wir noch später zuweilen auf diese zum größten Theil deutschen und mit altem deutschen Fleiße gearbeiteten Werke zurückkommen. In den Geographien bis tief in das 18. Jahrhundert dauert die Ansicht, der Niger entspringe in Aethiopien und münde in drei Armen in den atlantischen Ocean. Das Zedler'sche Lexikon (1740) setzt ausdrücklich hinzu: „Ptolemäus irret, wenn er vorgiebt, daß ein Arm des Niger ostwärts laufe; denn die Kaufleute und andere, welche

---

1) So schon in Camoens Lusiaden (X. 93. 95.):

Sieh den See, deß Wellen
Zum Nil und zum Coanza rauschend schnellen.
— — — — — —
Die Landseen schaue, die den Nilstrom speisen.

2) Ein Name, der also nicht von 1588—1820 unbekannt geblieben ist. Er bedeutet Wasser.

in diese Länder gereiset sind, berichten das Gegentheil." Man sieht, die Spirale des Flusses hat viel Verwirrung angerichtet.

Mit der Stiftung der afrikanischen Gesellschaft beginnt selbstverständlich eine neue Epoche für die Kenntniß des Niger. Mungo Park sah 1796 bei Sego einen Strom von der Größe der Themse bei London von Westen nach Osten strömen, ging weiter bis Sella, kehrte dann um und verfolgte den Nigerlauf bis Bammaku, von wo er durch Senegambien zurückkehrte. In Europa wurden die verschiedensten Hypothesen über den neu entdeckten Strom aufgestellt; bald sollte er sich in einen Binnensee ergießen, bald mit dem weißen Nil identisch sein. Der deutsche Geograph Reichard behauptete, daß er sich nach Südwest biege und in den Busen von Guinea fließe. Auf einer zweiten Reise 1805 befuhr Mungo Park den Niger von Bammaku bis Bussa, wo er 1806 an einem Felsen scheiterte und umkam. Seine Vermuthung, der Niger möchte mit dem Zaire ein und derselbe Fluß sein, bestätigte sich nicht. Dem Engländer Laing (1822) verdankte man die erste sichere Nachricht über die Quelle des Niger. Clappertons Forschungen machten die Mündung in den Busen von Benin wahrscheinlich, welche durch die Reise der Gebrüder Lander 1830 zur Gewißheit wurde. Eine neue Expedition drang 1832 aus der Bucht von Benin bis zu der Verzweigung mit dem Tschadda oder Binue vor. Die schon erwähnten neuen Niger- und Tschadda-Expeditionen stellen das Nigerdelta und seinen größten Nebenstrom immer mehr ins Licht; über das mittlere Nigergebiet haben wir durch Barth wichtige Aufschlüsse erhalten.

Wir verfolgen den Niger durch seinen Ober-, Mittel- und Unterlauf: er ist uns zugleich Führer durch Sudans Völker und Staaten.

Die beiden Quellflüsse wie der Oberlauf gehören aber noch dem uns schon bekannten senegambischen Berglande an. In der Berglandschaft Kissi, 50 M. von Cap Sierra Leona, entspringt der Timbi 1600′ über dem Meere am Berge Lomo, etwa unter 9° 18′ NB. und 27° 21′ 45″ OL. Weiter in dem Süden, etwa 7° 54′ NB., 25° 33′ 45″ OL. entsteht der zweite Quellfluß, der Ahmar. Unweit des Ortes Kowia fließen beide zusammen und führen in diesen Gegenden den Namen Djoliba.[1]) Zahlreiche Bergwasser gehen ihm aus den Gebirgsthälern von Senegambien und Guinea zu; so der Sarano aus der Mandingolandschaft Kankan (Hauptstadt Kankara) u. a. Die Stammlandschaft Manding wird von dem Niger durchflossen. Bei Bammaku, was schon zum Reiche Bambarra gehört, ist der Strom so breit wie Senegal und Gambia und für kleine Fahrzeuge schiffbar. Die Gebirge treten auf dem rechten Ufer zurück. Auf dem

1) Nach neulichen aus dem französischen Senegambien stammenden Berichten, die gar sehr der Bestätigung bedürfen, entspringt der Djoliba im Lande Male auf einem kahlen Berge, den die umwohnenden Malinke Kingrloma, die Mandingo Kongo, und die Bambaras Kuru nennen. Zur Regenzeit soll sich das Wasser aus dem See Debo in den Fluß ergießen, so daß dieser rückläufig wird.

linken Ufer gehen hohe Berge bis zu dem zwei Tagereisen entfernten Marrabu, und auf dieser Strecke giebt es noch drei gefährliche Wirbel. Die letzten Ausläufer der westlichen Berglandschaften verlassen den bis dahin mit starkem Gefälle fließenden Strom bei Dschabbe, oder Jabbi. Von da ab strömt der Niger sanft und ruhig, trägt große Fahrzeuge, richtet seinen Lauf nach Nordosten — sein Oberlauf ist zu Ende. Bammaku, Marrabu, Dschabbe liegen in dem noch von Mandingos besetzten Reiche Bambarra, welches den Uebergang aus dem Oberlaufe in den Mittellauf in sich schließt. Die Hauptstadt ist Sego, auf beiden Seiten des Stromes. Bedeutender Handelsplatz, 30,000 Einw. Unterhalb Sego oder Segu Sansading oder Sansanding, Stapelplatz für Gold und Salz.

Den Mittellauf, die bei weitem längste Strecke, zerlegen wir passend in das nach Nordosten bis zum Rande der Sahara gerichtete, und das nach Südosten gewendete Stück.

Die Ufer des Niger, der nun eine durch unzählige Fahrzeuge bedeckte Handelsstraße bildet, sind meist flach, und der Strom verwandelt sie in der Ueberschwemmungszeit in ungesunde Sumpfstrecken. Zahlreiche Nebenflüsse, zum Theil noch unerforscht, gehn ihm auf beiden Ufern zu. Mit dem Austritte aus Bambarra verläßt der Strom die Mandingoländer. Sein Name Djoliba geht in die Namen Issa und Mayo über. An seinen Ufern liegt jetzt das Reich Dschinnie. Die gleichnamige Hauptstadt auf einer Strominsel ist ein Hauptort für den Handel durch Sudan. Gegen 10,000 Einw. Immer mehr zeigt der Strom Neigung zur Inselbildung und Theilung. Zwei Tagereisen unterhalb Dschinnie bildet er den See Dhiebu, aus dem er in zahlreichen Armen heraustritt. Jetzt eilt er seinem nördlichsten Punkte und damit der „Königin der Wüste," der Stadt Timbuctu entgegen. Sie liegt im Maximum der Annäherung der entferntesten Culturländer Nordafrika's (Fez, Marokko, Tripolis, Senegambien, Nordguinea, Haussa) und in der Mitte zwischen drei Meeresseiten, daher längst der Mittelpunkt von fünf Handelsstraßen aus allen Weltgegenden. Im Jahr 1213 durch einen Mandingofürsten angelegt,[1]) hat sie oft ihre Besitzer gewechselt, zuletzt zum Reiche Dschinnie gehört, und wird jetzt von einem arabischen Scheikh beherrscht, der als eine Art Papst seinen Einfluß stromauf- und stromabwärts streckt. Barth nennt deshalb Timbuctu das „afrikanische Rom." Diese bevölkertste Stadt von Innerafrika, von der einige Kunde nicht fehlte,[2]) zu erreichen und genauer zu erforschen, war die Lebensaufgabe vieler Reisenden. Wirklich sind einige wenige Europäer bis Timbuctu gelangt, aber mit Ausnahme

---

1) Obwohl an diesem dem Handel so gelegenen Platze immer eine Stadt gewesen sein mag. Die Hauptstadt Nigira, die Ptolemäus erwähnt, trifft ziemlich mit der Lage des heutigen Timbuctu.

2) Cluver (1696): Der König von Tombuto ist der mächtigste: 3000 Reiter und eben so viel Fußsoldaten sind täglich um ihn. Die Stadt hat Häuser aus Lehm und Stroh, ausgenommen eine prächtige Moschee und den Königspalast, welche aus Stein und Kalk sind.

eines Einzigen, des Franzosen René Caillié, ist keiner wiedergekehrt. Aber auch sein Aufenthalt dauerte nur vierzehn Tage, er hatte keine Instrumente und konnte unter der Verkappung eines armen Muselmannes, in steter Gefahr, von der sehr fanatischen Bevölkerung als Christ erkannt zu werden, keine genügenden Beobachtungen anstellen. Unter solchen Umständen ist der Aufenthalt des kühnen Barth in Timbuctu, der vom 7. September 1853 bis zum März 1854 dauerte, ein Epoche machendes Ereigniß. Unter Mitwissen des Scheikh war er als Gesandter des türkischen Sultans eingezogen, um den Einwohnern zu imponiren und vor ihrem Hasse sicher zu sein. Ihm verdanken wir genauere Kunde. Nach Barth ist 1860 ein französischer (aber muhamedanischer) Officier Abim Sai in Timbuctu gewesen. Timbuctu liegt zwischen öden, baumlosen Sandflächen 2½ deutsche Meilen vom linken Ufer des Niger. Die „sehr interessante und pittoreske, aber auch sehr schmutzige und ungesunde" Stadt hat die Gestalt eines Dreiecks, das rings von Vorstädten umgeben ist. An der Spitze der älteste Stadttheil, an der Grundlinie das beste Viertel, wo die Kaufleute aus Ghadames wohnen. Die Häuser sind meistens einstöckig; unter den Plätzen ein großer Marktplatz, mehrere Moscheen, eine nach Johannes dem Täufer genannt. Die Einwohnerzahl ist auch hier eine schwankende. In der geschäftlosen Zeit ist die Stadt öde und todt; wenn die Karawanen anlangen und der Verkehr beginnt, wächst die Menge oft um 10—15,000 Köpfe. Da treffen die großen Salzkarawanen ein, welche diesen im ganzen Sudan gesuchten Artikel aus der Sahara bringen. „Er hat sein Salz zu essen," bedeutet hier den wohlhabenden Mann. Ueberhaupt kommen durch die Wüste die Erzeugnisse civilisirter Länder in das Sudan (ein englischer Reisender kaufte in einer Negerstadt einen englischen Regenschirm nicht theurer als in London) und werden gegen Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Straußfedern und die beliebten Gurunüsse, den Betel der Neger, deren bitterlich-kräftiger Geschmak sonst ungenießbares und ungesundes Wasser erträglich macht, umgetauscht. Die ursprünglichen Bewohner sind Sonrays (ein eingebornes Negervolk), dazu kommen Tuariks, Fellans u. a. Als Hafenplatz, als „Bulak" von Timbuctu gilt Kabra oder Kabara, etwa 400 Häuser und Hütten, durch einen Kanal mit dem Niger verbunden. Nach Barth ist derselbe fast völlig verschlammt und nur zur Regenzeit praktikabel; mit größerem Rechte kann das unterhalb gelegene Korومeh als Hafen gelten.

Die Territorialverhältnisse im obern und mittleren Niger-Gebiet haben sich durch die kühnen Unternehmungen des Fulah-Hadschi Omar verändert. In der linken den Koran, in der rechten das Schwert suchte er in Senegambien den Islam zu verbreiten und die Franzosen anzugreifen. Aber 1859 geschlagen wandte er sich gegen die Fulah-Reiche am obern Niger, vertrieb oder ermordete ihre Herrscher, und gründete das Reich, in dem seine Söhne regieren: Timbuctu, Sego

und Kaarta, während er selbst in Hamdallahi Hof hielt. Hernach hat das Glück gewechselt, aber noch immer ist Hadschi Omar sowohl für die alten Besitzer als für die Franzosen eine gefürchtete Persönlichkeit, und dies gemeinsame Interesse hat beide Theile in immer freundlichere Verbindung gebracht.

Von Timbuctu verfolgt der Strom etwa noch 30 M., die nordöstliche Richtung und wendet sich dann nach Südosten. Die Ufer sind auf dieser Strecke oft reizend und mit Bäumen geschmückt; an vielen Stellen hat sich die Wüste in ihren kahlsten und ödesten Formen unmittelbar an die grünen üppigen Flußränder angeschmiegt; man sieht in einem Blick die verschiedenartigsten Bilder vor sich. Der Strom führt auf dieser Strecke den Namen Quorra oder Kowora, Kowara, und steht — ein noch ungelöstes Räthsel — an Wasserfülle dem oberhalb gelegenen Stromstücke in so hohem Grade nach, daß Schiffe, die von Timbuctu abwärts gehn, die Bergfahrt nicht zurück machen können, sondern in Jauri, 150 M. stromabwärts von Timbuctu, verkauft werden.[1]) Von Jauri bis Rabbah, das auf hohem Uferrande, 96' über dem Wasserspiegel liegt, durchsetzt der Strom eine waldbedeckte Gebirgskette; seine Ufer sind von hohen Bergen begleitet, durch sein Bette setzen Felsenriffe und veranlassen Strudel und Stromschnellen. In einer dieser Stromschnellen bei Bussa verlor Mungo Park das Leben. Von Rabbah bis Kakundah strömt der Niger, jetzt wieder ein sicheres und durch blühenden Handel belebtes Fahrwasser, durch ein weites Becken und durchsetzt dann von Egga, der Hauptstadt der Nufis (12,000 Einw.), ab in einem tiefen, spaltartigen, romantischen Thale den südlichen Flügel des Kong. „Man wird an Uferscenen des Rheins oder des Clyde erinnert, aber 10—20 Fuß lange Krokodile und zahlreiche Hippopotami zerstören die Täuschung.“ Bei Iddah tritt er in das Tiefland und damit in seinen Unterlauf. Es ist die Hauptstadt des Reiches Igara, das bis in die Mündungsgegend des Binue reicht und ein Hauptschlüssel zum Nigergebiet.

Zwischen Timbuctu und Say ist das Nigerthal beinahe gänzlich in den Händen der Tuariks, deren größtentheils auf den Strominseln angesiedelte Sklaven den Boden für sie bebauen. Selbst die Weideländer im Süden des Stromes haben sie im Besitz. Früher herrschten hier Sonrays; unter 16° 40' lag auf einer Flußinsel die alte Hauptstadt Gao oder Gogo, jetzt eine Gruppe von Mattenhütten. Say liegt auf einer Art Strominsel, die eine Uferwand besteht hier aus einer etwa 80' hohen felsigen Erhebung. Die Stelle scheint ein alter und wichtiger Uebergangspunkt für Handelsreisende zu sein. Auf dem rechten Ufer des Mittellaufs bis Jauri liegen die vor Barth von keinem Europäer betretenen Landschaften: Dalla oder Hamdallahi, ein

1) Gumprecht (Afrika S. 297.) hält darum eine Abzweigung des Niger von Timbuctu nach Osten nicht für unwahrscheinlich, obwohl kein Reisender, sondern nur das einstimmige Zeugniß der Eingebornen sie bezeugt. Man erinnere sich an das, was oben von den alten Karten her erzählt ist.

von fanatischen Fellans besetztes Land, welches bis dahin selbst dem Namen nach unbekannt war. Libtako, eine öde Hochebene mit der Stadt Dore, einem Orte von elendem Aussehen, aber mit bedeutendem Markte, von Fellans und Sonrays bevölkert. Gurma, eine Berggegend, die herrschende Fellans, Sonrays und Ureinwohner inne haben. Südlich von Gurma liegt das schon durch Clapperton bekannt gewordene aus mehreren Reichen bestehende Borgu mit der Hauptstadt Wawa, noch südlicher das schon bei Guinea erwähnte Reich Joruba.

Auf dem linken Ufer des mittleren Niger dehnen sich auf dieser Laufstrecke Gebiete der Sonrays, und südlich das bisher ganz unbekannte mittlere Reich der Fellans in Sudan, das von Aufruhr und Krieg immer mehr zerrissen wird. Der Fürst Chalilu wohnt „mönchisch zurückgezogen" in der ebenfalls bis Barth unbekannt gebliebenen Stadt Gando, 20 M. östlich vom Strome. Zu seinem Reiche gehört der größte Theil des Landes Kebbi, die Länder Mami, Zabenna, Jauri oder Alyori, Nufi, oberhalb des Zusammenflusses von Niger und Binue (die Bewohner kunstreich im Spinnen und Weben von Kleidungsstoffen; Oldfield nennt ihre Stadt Zagoschie das afrikanische Manchester), Dendina, der südlichste von Tuariks besetzte Strich; Gurma und Libtako.

Wir wenden uns zu dem Unterlaufe des Stromes

Von Iddah fließt der Niger, auch auf dem Unterlauf Kowara genannt, bis Ebo (in direktem Abstande 22 M. vom Meere) ganz südlich. Nahe oberhalb dieses Handelsplatzes beginnt die Gabelung. Nach Südsüdwest fließt der Warreh, Benin oder Formosa, nach Südsüdost der Bonny. Die Hauptmasse setzt zwischen beiden ihren Lauf unter dem Namen Nun fort. Bei dem schwachen Gefälle des Terrains ist sein Lauf sehr gewunden; unzählige Abzweigungen gehen nach dem Meere, dem Benin und Bonny. Vor der Mündung des Nun lagert eine Barre. Man zählt auf einer Küstenstrecke von 80 M. etwa 22 größere und kleinere Mündungen. Das durch die Schlammablagerungen des Stromes immer weiter in das Meer vorgeschobene Delta ist an der Küste ein fast ununterbrochener, mit dichten Waldungen bedeckter Sumpf, aus dem in der trockenen Jahreszeit sich die verderblichsten Miasmen, namentlich von Schwefelwasserstoffgas, entwickeln; Myriaden von Insekten aller Art bevölkern die faulige Atmosphäre. In der Regenzeit steht das Deltaland unter Wasser. Die Vegetation der feucht-heißen Niederung steht an Ueppigkeit keiner Erdgegend nach. Prächtige Waldbäume bilden die Urwälder, welche durch die Gewebe der Orchideen und Convolvulaceen fast undurchdringbar sind; hier erreicht der Baobab nicht selten eine Dicke von 30′ im Durchmesser und der Wollbaum eine Höhe von 100′ bei einer Peripherie von 40—50′; aus einem Stamme bilden die Eingeborenen einen Kahn, der hundert Menschen faßt. Im Delta liegen die Orte Bonny und Braßtown — als Palmölmärkte sowie auch als Sklavenausfuhrplätze wichtig —

im Innern drei Reiche: Benin und Ebo oder Abo haben gleichnamige Hauptstädte, die auch Hauptplätze für den Sklavenhandel waren. Das Reich Igaro reichte sonst von der Gabelungsstelle des Niger bis zum Kong, hat aber durch seine Stromflotte sich weiter nach Norden ausgedehnt. Die Hauptstadt Iddah auf hohem Sandsteinfelsen ist wichtiger Handelspunkt, jetzt gegen früher gesunken, so daß Gras in den Straßen wächst; ebenso Hickory im Kong und am Strom, wo Händler aus weiten Entfernungen zusammentreffen.

Die Nigerexpedition von 1857 hat in Abo, Ossamare, Onitsha, Iddah, Igbegbe, Egga und Rabbah Missionsstationen, an einigen Orten auch Faktoreien gegründet.

Unter den zahlreichen Seitenflüssen des Niger sind es vornehmlich zwei, die nähere Betrachtung auf sich ziehen. Sie münden beide auf dem linken Ufer und führen uns in das Innere von Sudan.

Etwa unter 14° NB. mündet der Strom von Haussa, der auf verschiedenen Laufstrecken Rima, Gulbi, Kenni genannt wird und viele Nebenflüsse aufnimmt. Den Ursprung setzt Barth etwa unter 10° 20′, doch beruhen seine Notizen über den obern Lauf dieses Flusses nur auf Erkundigungen bei Eingebornen. Im Gebiete des Flusses liegt die große Landschaft Haussa, der Sitz des großen östlichen Reiches der Fellan, die in stetem Kampfe mit heidnischer Urbevölkerung ihre Herrschaft mit dem Islam zugleich weiter ausbreiten. An der Spitze des Reiches steht der Emir El-Mumenim, zu Clappertons Zeiten der gerechte und wißbegierige Bello, jetzt sein Sohn Aliju. Barth wurde von ihm sehr freundlich aufgenommen und beschenkt; der Emir war gleich bereit, ihm und englischen Kaufleuten Schutz zu gewähren, und verfaßte selbst ein Schreiben an die Königin von England. Zu seinem Reiche gehören die Provinzen Gobur oder Guber, Katsena oder Kaschna, Zanfara und ein Theil der schönen fruchtbaren Provinz Kebbi. Es giebt zwei Hauptstädte, eine ältere und eine neue, beide am Rimo, 15 M. auseinander gelegen. Die ältere Stadt ist Sokoto, Sakkatu, ein ziemlich reguläres Quadrat mit acht Thoren. Mehrere Stadttheile sind leer und unbewohnt, denn der vierte Theil der Einwohner, und gerade die reichsten, sind nach der neuen Hauptstadt gezogen. Trotzdem immer noch 25,000 Einw. und der bedeutendste Bazar. Die neue Stadt und jetzige Residenz des Emirs, Wurno, erst von Bello 1831 angelegt, um die in der Gegend neu entstandenen Fellanansiedelungen zu schützen, zählt über 15,000 Einw. Die Märkte sind nicht so lebhaft als in Sokoto. 45 M. ostsüdöstlich von Sokoto und Wurno liegt schon im Gebiete des Tsadsees Kano, „das London des Sudans," eine lebhafte Handelsstadt mit gewerbfleißigen Bewohnern, die z. B. im Färben der Kleidungsstoffe Meister sind.

100 Meilen unterhalb der Mündung des Flusses von Haussa empfängt der Niger seinen ihm fast ebenbürtigen Hauptzufluß. Lan-

der fuhr 1831 an seiner Mündung vorüber, durch ihn kam der Name Tschadda in Umlauf, der aber auch nur „großes Wasser" bedeutet. Im Jahr 1833 fuhren Allan und Oldfield den Strom beinahe 17 deutsche Meilen hinauf. Im Mai 1851 passirte Barth die Stelle Taepe, wo sich zwei große Flüsse, der Binue, d. i. Mutter der Gewässer, und der Faro vereinigen. Die Identität des Binue mit dem Tschadda erschien wahrscheinlich und ist durch die Expedition der Plejade 1854 so gut als gewiß geworden. Mit dem Schiffe ist man bis Gi-rowa, mit dem Boote noch weiter bis Dulti, 9° 30′ NB. und 29° 9′ 50″ OL. (nach ungefährer Bestimmung) vorgedrungen; ein Punkt, der von der Vereinigung mit dem Faro nicht mehr weiter als 15 M. entfernt ist. Nicht Schwierigkeiten des Flußbettes, sondern Holzmangel hatte das Dampfboot zur Umkehr genöthigt. Vogel hat 1855 den Binue zweimal überschritten, einmal an dem Punkte, an welchem die Expedition von 1854 umkehrte, und das andere Mal etwa 20 M. unterhalb, und in ihm eine Walfischart, den Ajuh, entdeckt.

Am Zusammenflusse des Niger und Binue, der 119′ über dem Meere ist, liegt Igbegbe, das afrikanische Coblenz, ein Handelsplatz mit lebhaftem Verkehr. Die Fahrt auf der untern Strecke des Binue ist wegen stellenweiser Seichtigkeit und Versandung die schwierigste; weiter aufwärts bietet der Strom bequemes Fahrwasser und ist noch über die Vereinigung mit dem Faro hinaus schiffbar. In den Uferlandschaften die uns schon bekannten Verhältnisse des westlichen Sudan: Vordringen der Fellans gegen heidnische Stämme, Knechtung und Bekehrung zum Islam bei den ganz Unterworfenen, Raubzüge und Sklavenjagden gegen die noch nicht Bezwungenen. Das rechte Ufer des Binue ist ganz in den Händen der Fellan; auch auf das linke ist ihre Herrschaft schon gedrungen. Die Namen der merkwürdigsten Gebiete sind: Rechts Igbira, Panda, Bassa, gegenüber Akpoto — rechts Dana oder Dschuku, gegenüber Mitschi — rechts Bautschi mit der von Vogel zuerst besuchten schmutzigen Hauptstadt Jakoba, die 2500′ über dem Meere auf einem Granitplateau liegt (10° 20′ 10″ NB., 27° 11′ 35″ OL.), gegenüber das Gebiet Kororofa mit der 13 M. vom Fluß entfernten Stadt Wukari. Diese Landschaft gehört zum Fellanreiche Hamaruwa, das sich auf beiden Ufern ausdehnt. Die Hauptstadt liegt auf dem rechten Ufer, 7—8 M. vom Flusse, und hat runde, gut gebaute, meist mit Gehöften umgebene Häuser; in eine durchlaufende Straße münden hier und da Quergassen. Die Einwohner waren gegen die Reisenden von 1854 — wie die meisten Flußanwohner — freundlich, und diese hatten sogar ein viertelstündiges Händeschütteln zu überstehen. Auch der Sultan war in der ertheilten Audienz sehr leutselig; den Sultan von Sokoto nannte er seinen Herrn. An Hamaruwa schließt sich ein Gebiet menschenfressender Stämme und weiter aufwärts das von Barth zuerst betretene Adamawa oder Fumbina in der Gabel des Binue und Faro an, eine aus neueroberten

heidnischen Gebieten zusammengesetzte Provinz der Fellan. Nur zu bald wies der Statthalter den Reisenden, der kein Empfehlungsschreiben von Sokoto aufweisen konnte, aus der Hauptstadt Yola aus. Im Süden hatte Barth den hohen Berg Alantica liegen sehn, der auf 10,000′ geschätzt wird. Der oberste Lauf und der Quellbezirk des Binue, der nicht höher als etwa in 1000′ Meereshöhe zu entspringen scheint, sind noch unbekannt. Vogel nimmt an, daß er aus dem Tuborisee fließe; daraus erkläre sich dann auch, daß er in der trocknen Jahreszeit im Oberlaufe 4—6′ Wassertiefe und fast gar kein Gefälle habe. Wir kommen auf diese Frage später zurück.

Jetzt verlassen wir das westliche Sudan und treten in die ganz anders gearteten hydrographischen Verhältnisse des östlichen Sudan ein. Auch die Volksgebiete wandeln sich; zu Ende ist das weite Terrain, auf welchem die Fellan [1]) ihre Herrschaft haben und sie noch dauernd erweitern. Erst im vorigen Jahrhundert wanderten sie aus Nordwesten in Haussa ein. Nachdem sie lange Zeit nomadisch von ihren Heerden gelebt, hatte ein Priester, Dan-Fodie oder Scheich Othmar eine Vision: das ganze schöne Land ringsum mit all seinen volkreichen Städten und zahlreichen Dörfern solle den Gläubigen des Propheten, den Fellan, gehören, Dan-Fodie selbst aber den Kafir, den Ungläubigen, alles das entreißen und sie mit dem Schwerte zum Islam bekehren. Wie ein elektrischer Schlag drang es durch alle Fulahländer, die Hirten wandelten sich in Krieger und mit dem Beginn unsers Jahrhunderts begannen die Eroberungen im Nigerlande. An der Stelle, wo Dan-Fodie seine Erscheinung gehabt, erstand Sokoto. Unser Gang durch West-Sudan hat uns gezeigt, wie der von den Fulah gegebene Anstoß noch fortwirkt und sich immer mehr nach Süden fortsetzt. Freilich ist dies Wachsthum nur äußerlich, denn durch innern Zwist und Aufstand sind die Reiche von Sokoto und Gando in Zerrüttung.

Die hydrographischen Verhältnisse des östlichen Sudan gruppiren sich um den Tsad- oder Tschadsee. Die Existenz dieses Wasserbeckens war schon den alten Geographen bekannt. Seb. Münster's Karte zeigt, nur etwas zu östlich, den See von Bornu mit einer Insel. Derselbe See erscheint auf den Karten von Jansson, Homann u. s. w. Oudney, Denham und Clapperton rückten 1822—1824 den See zuerst in das Bereich wissenschaftlicher Erforschung. Overweg hat den See auf dem „Lord Palmerston,“ einem in Malta gebauten und am Tsad zusammengefügten Boote als der erste Europäer befahren; an seinen Ufern ist auch sein Grab. Der westliche und nordöstliche Rand liegt noch im Dunkel. Vogel verdanken wir neue, interessante Aufschlüsse, namentlich über die Höhe über dem Meeresspiegel.

Der See, welcher süßes Wasser hat, liegt in einer großen Senke von Mittelafrika, 780 Par. F. über dem Meere. Der Umfang, auf

1) Der Name Fellatah ist nur bei den Arabern in Sudan gebräuchlich. Als Ansiedler, aber nicht als Herrscher kommen die Fellan noch viel weiter im Osten vor.

den Karten verschieden angegeben (40 Meilen?), ist sehr veränderlich, und das (öfters verkannte) Grundgesetz dieser Regionen: trockene und nasse Jahreszeit bieten ganz und gar verschiedene Landschaftsbilder, bewährt sich auch an dem Tsad. Er überschwemmt Ortschaften seiner Ufer, und zu andern Zeiten trocknet er fast völlig aus. Niemals aber macht er den Eindruck eines Sees mit schönem klaren Wasser: es umgeben ihn überall so breite Sumpfniederungen, daß Vogel nur mit dem Fernrohr den freien Wasserspiegel entdecken konnte. Die Ufer sind von Myriaden Muskitos bevölkert, wilde Büffel hausen in den Sümpfen, und Elephanten und Flußpferde, oft bis zu zwanzig und dreißig beisammen, bevölkern seine Gestade. Im See liegt die von Overweg entdeckte Gruppe der Biddumasinseln.

In den Tsadsee, als die tiefste Senke, fließen die Gewässer des östlichen Sudan.

An seinem Westrande mündet der von Westen kommende Yeou oder Jeu, dessen Quellbezirk dem des Flusses von Haussa benachbart sein muß. Weit bedeutender ist der am Südrande mündende Schary, d. i. Fluß, der an Mächtigkeit kaum dem Nil nachsteht. Seine Breite beträgt 2000′, die Tiefe, einige seichte Stellen abgerechnet, bis 15′. Er fließt aus einem östlichen und westlichen Quellstrome zusammen. Der östliche Asu, der von Südosten kommt, ist nach Barth der größere, der eigentliche Schary; der westliche Fluß führt die Namen Arre, Serbenel und Fluß von Loggene. Beide Arme fließen bei Kussery unter einem spitzen Winkel, ganz ähnlich wie die Nile bei Chartum, zusammen. Noch bedarf vieles in dem Systeme des Schary der Aufklärung.

Die ganze Gegend südlich vom Tsadsee ist mit Ausnahme einzelner isolirter Anhöhen eine weite, wohlbebaute, völlig steinlose Alluvialebene mit Thonboden, die sich bis 9° 30′ NB. nirgends höher als 950′ über das Meer hebt, und wahrscheinlich einst von den Fluthen eines großen Süßwasserbeckens bedeckt war, dessen verhältnißmäßig kleiner Rest den Tsad bildet. Unter 10° NB. sah Vogel einen großen Landsee, der nach Süden sich erstreckte, viel weiter als das Auge reichen konnte, Berichten der Eingebornen zufolge 15—20 M. An dem Nordende war der See 4 M. breit, inselreich, an der Westseite von schön bewaldeten Granitbergen begrenzt. Das Nordende lief in einen Morast aus. Die Tiefe stieg auf 18—20′. Der See und die Berge wurden nach dem umwohnenden Volksstamme Tubori genannt. Trotz dieser Details ist die Existenz eines permanenten Tubori, wie man Petermann Recht geben muß, bis auf Weiteres zweifelhaft. Barth und Overweg drangen in der trockenen Jahreszeit in diese Strecke vor, und sie haben von einem See nichts gesehen und gehört; Vogel in der nassen Jahreszeit nach einem ungewöhnlich starken Regenfalle, und er fand eine gewaltige periodische Ueberschwemmung, gewaltig und kolossal in einer

Ebene, die so wagerecht ist, daß es schwer hält, von den sie durchkreuzenden Flußläufen zu sagen, wohin sie fließen. Daß diese Annahme die richtige sei, wird durch einen andern Umstand fast zur Gewißheit. Barth und Overweg fanden ziemlich unter der von Vogel angegebenen Breite eine weite Sumpf- und Wiesenfläche mit Lachen und durchziehenden Wasseradern; in der Regenzeit — so erzählten ihnen die Eingebornen — verwandelt sich diese Fläche in einen ungeheuren Landsee, 15 M. lang und 2—2½ M. breit.[1])

Die Sumpfebene von Tubori ist uns aber für die hydrographischen Verhältnisse von Mittelafrika das wichtigste Terrain. Durch sie findet wahrscheinlich eine zeitweise Verbindung des Niger- und Tsadsystems, vielleicht auch mit dem Gebiete des weißen Nil statt.

Das Alterthum hatte eine solche Verbindung immer behauptet. R. Lander erfuhr von den Eingebornen in Bautschi und Badagry: man könne zu jeder Jahreszeit aus dem Niger in den Tsad gelangen, ja der Tschadda entfließe diesem See. Allan und Oldfield hörten von den Umwohnern des Binue dasselbe. Ein Missionar, der die Nigerexpedition von 1841 begleitete, vernahm dieselbe Behauptung, ja zwei Eingeborne erboten sich, ihn in einem Boote bis Bornu zu fahren. Denham nahm nach den Berichten der Einwohner keinen Anstand, auf seiner Karte eine permanente Verbindung zwischen Schary und Binue anzugeben. Dies Alles mit der Natur der Tubori-Ebene zusammengehalten brachte Overweg auf den Gedanken, daß zur Regenzeit eine wenigstens für kleinere Boote praktikable Verbindung zwischen beiden Systemen stattfinde. Die einzelnen Pfuhle und Lachen der Sumpfniederung gewinnen dann Verbindung und strömen theils nördlich zum westlichen Arme des Schary, theils südlich zum Kebbi, einem Nebenflusse des Binue.

Weit ungewisser ist eine Verbindung des Tsadsystems mit dem Nil, welche durch Annäherung des östlichen Schary und des Misselad oder Bahr-el-Ada in einer ähnlichen unentschiedenen Senke stattfinden müßte. Nach der Ansicht der Gelehrten im Scharylande Bagirmi, welche Barth eine fälschliche nennt, wäre dies wirklich der Fall. Auch in dieser Frage ist uns die Tradition des Alterthums und alter Karten nicht unwichtig, und da im Oberlaufe des Bahr-el-Abiad stagnirende Erweiterungen vorkommen, so wäre es nicht zu gewagt, auch im Gebiete des Misselad Aehnliches anzunehmen und eine Verbindung mit dem Schary zur Regenzeit für wahrscheinlich zu halten.

Unter den Landschaften und Reichen um den Tsadsee ist das bedeutendste Bornu, dessen Bevölkerung auf 2 Mill. geschätzt wird, theils

---

1) So existirt nach Barth und Vogel auch kein Fittresee, der vier Tagereisen vom Südostende des Tsad liegen sollte. Auch dies Wasserbecken ist kein permanentes, sondern nur zur Regenzeit vorhanden, wie auch der speisende Zufluß, der Abfluß des Wad-el-Ghazel oder Gazellenthales ein periodischer ist. Nachträglich sei noch bemerkt, daß die alten Karten Afrika mit einer Menge von Seen besetzen, die zur Regenzeit wirklich vorhanden sein mögen. Auch in der Gegend der Tubori-Ebene findet sich ein See gezeichnet.

Araber, theils schwarze Eingeborene. Die alte Hauptstadt Bornu 200 M. von Murzuk. Die neue Residenz des Scheikh von Bornu, Kuka oder Kukava, 2½ M. vom Westufer des Tsad,[1]) liegt in einer weiten Ebene, die nur mit Büschen von Asclepias gigantea bedeckt ist. Die Zahl der Einw. gegen 10,000. Für zwei Nähnadeln kaufte Vogel einen Hahn, für einen Speciesthaler zwei Schafe, für zwei Thaler einen Ochsen. Angornu, große Handelsstadt, 50,000 Einw. In der nordwestlichen Provinz von Bornu, 70 M. von Kuka am Rande der Sahara und der Negerländer liegt die zuerst von Barth und Overweg besuchte Stadt Zinder oder Sinder von 10,000 Einw. Ihre Lage macht sie zur lebhaften Handelsstadt; jene Reisenden nennen sie „das große Eingangsthor von Sudan."

Das eigentliche Kernland des Bornureichs ist die im Nordosten des Sees gelegene Landschaft Kanem, in welche Barth in Begleitung eines von Kuka dahin unternommenen Streifzuges, aber vergeblich einzudringen suchte. Solche Raubzüge, von Bornu, Wadai, selbst von Fezzan her unternommen, sind für das arme Kanem nichts Seltenes.

Im Süden des Sees liegen die von Bornu abhängigen Landschaften Kittoko und Logone oder Loggene an dem westlichen Schary. Die wohlbevölkerte und „wohlhäbige" Hauptstadt des letztgenannten Fürstenthums ist Karnak. Die Bewohner werden von ihren beiden Nachbarländern Bornu und Bagirmi schonungslos heimgesucht. Nicht anders geht es den Musgo, welche das Tiefland südlich von Loggene bis zum Tubori bewohnen, ein häßliches Volk, zweifelhafter Verwandtschaft, in viele kleine Gemeinschaften zersprengt und darum zum Widerstande wenig geeignet. Es ist den Herrschern von Bornu eine alte und liebe Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einen Streifzug in das Gebiet der Musgo zu unternehmen, um das Land auszuplündern und die Bewohner als Sklaven fortzuführen. Vogel begleitete eine besonders weit nach Süden ausgedehnte Razzia, auf welcher 4000 Sklaven und 6000 Stück Vieh erbeutet wurden. Der Reisende ist empört über die Behandlung der Gefangenen; einst sah er, wie man mit schlechten Messern den Musgomännern das linke Bein am Knie und den rechten Arm am Ellenbogen abschnitt und sie so verbluten ließ. Gegen „heidnische Neger" ist den Bekennern des Propheten Alles verstattet. Das Land Mandara, zwischen Logone und Adamava, ist ganz mit granitischen Gebirgsmassen gefüllt, die nur bis 2500′ steigen, aber groteske und malerische Formen zeigen. Hauptstadt Mora.

Der östliche Schary trennt die Musgo von dem Reiche Bagirmi, das wie Kanem und das Musgoland vor Barth von keinem Europäer betreten war. Die Bevölkerung, nur erst äußerlich zum Islam übergegangen, ein Volk tapferer Lanzenreiter, die Roß und Reiter mit wattirten, panzerartigen Hüllen decken, lebt in beständigem

1) Bei Vogel die (übel vermerkte) Aeußerung, „daß die Flora von Kuka noch ärmer sei als die der Wüste von Berlin."

Kampfe mit den nachbarlichen heidnischen Negerstämmen. Man empfing Barth hier mit Argwohn: „er sei ein gefährlicher Zauberer, der gekommen sei, um dem auf Kriegszügen abwesenden Sultan durch Zauberei Unheil zu bereiten und seinen Thron umzustoßen.“ [1]) Ein Empfehlungsbrief des Scheikhs von Bornu bewog den Sultan indeß, Barth zuzulassen; er durfte längere Zeit in der Hauptstadt Masenja zubringen.

Gern wäre Barth weiter östlich von Bagirmi nach dem noch nicht von einem Europäer betretenen Reiche Wadai gedrungen, doch wurde das nicht verstattet. Wadai ist eine Ebene, die sich zur Regenzeit mit großen Flüssen und Seen füllt, und enthält die verschiedensten Nationalitäten: schwarze Eingeborne, Araber, Fulahs u. s. w. Ein despotisch regierender Sultan — nach Vogel und von Beurmann — steht an der Spitze. Hauptstadt Uara oder Wara. Lebhafte Handelsverbindung über Augila nach Bengazi (S. 435.).

Zwischen Wadai und Kordofan liegt Darfur, auf welches Barth's weitere Pläne über Wadai hinaus gerichtet waren. Nach übereinstimmenden Berichten läßt aber der Beherrscher Darfur's keinen Weißen, Türken oder Europäer, der in sein Land gelangt, wieder heraus. Auch Munzinger mußte den Plan, in Wadai anzulangen, aufgeben. Das Land gehört zum Gebiete des Tsad und des Bahr-el-Abiad, ist im Süden eben, sonst aber von Bergzügen durchsetzt, die sogar zuweilen Schnee zeigen sollen, und durch Steppen von den Nachbarländern geschieden. Die auf 4 Mill. geschätzte muhamedanische Bevölkerung besteht aus schwarzen Eingeborenen, mit denen eingewanderte Araber gemischt sind, im Nordwesten sind zahlreiche Fellan angesiedelt. Der despotische Herrscher gehört zu dem eingebornen Stamme der Kundscharen. Der Handel ist sehr bedeutend, denn Darfur ist ein Stapelplatz für europaische und orientalische Waaren. Unter den zahlreichen Ortschaften die alte Hauptstadt Kobeyh in weiter Ebene, 6000 Einw. Wichtiger Handelsplatz. Jetzige Residenz ist das im nördlichen Theile des Reichs gelegene Tendelty.

Das Gebiet des obern weißen Nil, das oft zu Sudan gerechnet, wurde von uns in andern Zusammenhange betrachtet.

§. 16.

Das südafrikanische Dreieck.

Aus dem flachen Sudan steigen wir nach Süden auf das Hochlandsdreieck, welches die südliche Hälfte von Afrika ausmacht, und begegnen auch hier den von verschiedenen Seiten mit Glück vordringen-

1) Die Weißen standen (und von einigen Stämmen gilt das noch) im ganzen Centralafrika in dem Rufe, Zauberer, überhaupt die schlechtesten Menschen zu sein. Als der oberste Verschnittene des Scheikhs von Bornu zu Denhams Zeit Weiße im Palaste freundlich aufgenommen sah, zürnte er: „Was, Weiße, was bedeutet das? Hunde, Heiden, Feinde, sie verdienten in vier Stücke lebendig zerschnitten zu werden, und nun trinken sie Kaffee, essen Zucker und bringen ihr ganzes Leben in einem Palaste zu.“

den Entdeckern, die nun schon zum guten Theil diesen sonst völlig unbekannten weiten Theil der Erdoberfläche enthüllt und aufgeschlossen haben.

Zunächst ist die Gesammtvorstellung von jenem südlichen Dreieck bedeutend modificirt. Das ganze innere Südafrika, so lehrte man früher, ist ein großes, hoch gelegenes Tafelland, das nach Westen, Süden, Osten in Randgebirgen und Terrassen zu dem Meere herabfällt. Jetzt weiß man: Das südliche Innerafrika ist eine Ebene von durchschnittlich 3000—5000 engl. Fuß Meereshöhe, welche östlich und westlich von breiten nordsüdlich verlaufenden Hochebenen eingefaßt ist. Die östliche Randerhebung, welche verschiedene Namen führt (Lupatagebirge), erreicht 15,000 — 20,000' und endet nördlich im abessinischen Hochlande; der westliche Rand ist um wenigstens 8000' niedriger. Die Centralebene ist noch mit iselirten Bergzügen und Bergkuppen besetzt und sehr wasserreich; in ihr entspringt der größte Fluß von Südafrika und wühlt sich in Schluchten durch die Ostrandgebirge zum Meere hindurch, während andere Flüsse an oder auf den Randhochebenen entstehen. Die dicke Schicht von weißem Kalktuffe und die Menge fossiler Muscheln, mit welchen die Centralsenke bedeckt ist, geben der Vermuthung Raum, daß hier einst ein großes Binnenmeer gefluthet. Noch jetzt vorhandene einzelne Seebecken von zum Theil bedeutender Ausdehnung wären die Reste.

Nachdem so eine vorläufige und übersichtliche Anschauung gewonnen, betrachten wir den Nordrand, den Westrand, den Südrand, den Ostrand, die Centralebene von Südafrika genauer.

1. Der Nordrand.

Im Nordosten schließt sich das südafrikanische Dreieck an die südlichen Alpenlandschaften von Abessinien, Kafa, Enarea u. a. m. (S. 408.). Von da bis zu 5° SB. dehnt sich ein Gebirgsland, in dem jedenfalls der weiße Nil seine Quellen hat, das viele andere Flüsse dem indischen Ocean und den großen Seen des Centrallandes zusendet. Die südlichen Eckpfeiler des umfassenden Gebirgslandes, die mit dem Fuße in der Ebene stehen, sind die gewaltigen Schneeberge, welche seit nahe sieben Jahren das geographische Interesse so lebhaft beschäftigt haben.

Am 11. Mai 1848 erblickte der Missionar Rebmann zuerst den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo. Im folgenden Jahre sah ein Amtsbruder Rebmanns, Krapf, außer dem schon entdeckten Berge andere Schneegipfel: den Kenia oder Kignea, im Nordwesten des Kilimandscharo, und Amboloila, und zwischen ihnen einen angeblich vulkanischen Kegel. Dazu gesellte sich als dritter Zeuge der englische Capitän Short. Bei einer Fahrt auf dem etwa unter dem Aequator mündenden Dschub entdeckte er 1849 südlich von dem=

selben eine hohe Bergkette mit weißen Gipfeln. Die Entdeckungen der Missionare waren ihm damals ganz unbekannt. Der Missionar Erhardt erwähnt endlich in einem Memorial einen vierten Schneeberg, den Dsengo- oder Doenga-Engai, 4° 0′ SB., 52° 20′ OL. Die Entdeckungen schienen völlig die Nachricht des Ptolemäus von dem mit Schnee bedeckten Mondgebirge an den Nilquellen zu bestätigen, und man war geneigt, den obersten Bahr-el-Abiad oder Tubiri etwa am Kenia entspringen zu lassen.

Von anderen Seiten, besonders von England aus, wurden die Behauptungen der Missionare auf das Entschiedenste bestritten. Man berief sich auf das Schweigen anderer Reisenden, auf die weißen Gesteine, aus welchen die Gipfel vieler afrikanischen Berge bestehen. Livingstone brachte Proben der weißen Dolomitfelsen mit, welche den östlichen Zug von Südafrika zusammensetzen, und kam zu der Vermuthung, daß die weiße Farbe des Kilimandscharo u. s. w. nichts anderes sein möchte, als weißer Quarzfelsen und krystallinischer Kalk, die unter einer tropischen Sonne glitzernd leicht falsch gedeutet werden könnten. In der im Mai 1857 gehaltenen Jahresversammlung der geographischen Gesellschaft zu London erklärte sich der Präsident Murchison ganz mit Livingstone einverstanden.

So sehr nun aber auch ein vorsichtig zögerndes Aufnehmen neuer Entdeckungen im Allgemeinen gerathen ist, so war die Skepsis in diesem Falle zu weit getrieben. An sich war es unwahrscheinlich, daß Männer, welche die Schneegipfel und die Dolomitkuppen der Alpen kannten, von so arger Täuschung befangen sein sollten. Wenn nun aber Rebmann seinen ersten Bericht dadurch vervollständigte, daß die weiße Hülle der Berge mit den Jahreszeiten vorrücke oder zurückgehe; wenn die Eingeborenen jene weiße Masse Kibo über Feuer in Wasser verwandeln, die Stücke, die sie vom Berge herab tragen, bald unterwegs zerfallen, dann hieß es, den Zweifel über die gebührliche Grenze hinausführen, wenn man über die Existenz hoher über die Schneegrenze reichender Berge länger ungewiß sein wollte.

Zum vollkommenen Abschluß ist die Kilimandscharo-Frage durch unsern Landsmann Karl von der Decken gediehen, nachdem ein deutsches Opfer in Albert Roscher im März 1860 unter den Lanzen der Barbaren der Erforschung Afrika's gefallen war. Es gelang Decken 1860, den Berg bis zu 8000′ zu besteigen; da verließ ihn sein Führer. Aber schon in dieser Höhe bemerkte der Reisende deutlich, daß der Gipfel bis etwa 3000′ herab mit Schnee bedeckt war: auch Lawinen sah er fallen. Eine zweite Ascension mit Dr. Kersten am 3. October 1862 brachte bis in eine Höhe von 13,000′: in der Nacht schneiten die Reisenden ein. Die mittlere Höhe des Gipfels beträgt 20,065 engl. Fuß für den Hauptgipfel, der unter 3° 5′ SB. und 54° 59′ 50″ OL. liegt. Derselbe erstreckt sich von Osten gegen Westen, ein klein wenig gegen Norden, und gewährt den hübschen Anblick eines

Doppelberges, der durch einen 14,665' hohen Gebirgssattel von 8—10 engl. M. Länge verbunden wird; der kleinere Kilimandscharo hat 17,179' Höhe über dem Meere.

Im Westen des Kilimandscharo steigt ein anderer Kegelberg, der Maru, bis 18,000' auf.

Die Nordwestecke des Nordrandes von Innerafrika zeigt gleich der Südostecke hohe mit Schnee bedeckte Gipfel. An der Spitze des Busens von Guinea, östlich vom Nigerdelta, erhebt sich zwischen den Meerarmen des Königs- und Cameronflusses das Camerongebirge, das am 21. December 1861 und 29. Januar 1862 von Burton bestiegen ist. Der Hauptstock des Gebirges, welches bis dicht an das Meer tritt, bildet ein längliches Viereck zwischen 3° 57' bis 4° 25' NB. und 26° 41' bis 27° 5' OL.

Sein Zusammenhang mit der Gruppe des Kilimandscharo und Kenia, oder die zwischen beiden Gruppen liegenden Gebirgsränder von Innerafrika sind uns ganz unbekannt. Die Eingeborenen des Sudan reden auch hier von einer Schneekette im Süden. Die neueren Reisenden haben isolirte hohe Berge, wie den Alantica (S. 475.), Bergketten von grotesken Formen im Süden von Sudan bemerkt, nicht aber ein Schneegebirge. Auch der zuerst von Denham 1820 gesehene 5600' hohe Berg Mindif, 10° 30' NB., 30° 55' OL., ist kein „doppelköpfiges Alpenhorn," kein Gipfelpunkt einer großen Gebirgskette, sondern ein isolirter, phantastisch geformter Berg, der aus einer Ebene beinahe thurmartig ansteigt und als Landmarke weithin durch Centralafrika bekannt ist. Die nähere Erforschung dieser Strecke ist jetzt die wichtigste Aufgabe. „Erst wenn es entschieden ist, ob in diesem Aequatorialgürtel die Muldenform aus Südafrika sich fortsetzt, oder eine Hochebene sich ausbreitet, oder ein mannigfaltigeres, namentlich auch gebirgiges Terrain sich entwickelt hat, und in welcher Weise es in den Flach-Sudan übergeht, können wir eine richtige Vorstellung von der Bodenform Afrika's im Ganzen gewinnen, und eben so wird eine klare Einsicht in das System der afrikanischen Gewässer erst möglich, wenn die Wasserscheiden der gerade im Aequatorialgürtel so zahlreich entspringenden großen Flüsse und die, wie man annehmen darf, dort in Menge vorhandenen Binnenseen erreicht und ihrer Lage nach bestimmt sein werden."

Der unermüdliche von der Decken plant mit seinem frühern Begleiter Kersten und andern kühnen Männern der Unternehmung, die sich ihm zugesellt, eine neue Erforschung ostafrikanischer Flüsse und des Höheknotens des Kenia, der allem Anschein nach die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Nilbecken bildet. Zeigt sich die Möglichkeit, so will er in das Nilbecken selbst eindringen und einen der Hauptarme verfolgen. Zwei Dampfschiffe, ein größeres und ein kleineres, der „Passe-partout," stehen ihm zur Verfügung.

2. Der Westrand.

Der Strich südlich vom Camerongebirge bis zum Cap Lopez wird unter dem Namen des Cameron= oder Gabundistrikts oder der Küste Biafara gemeiniglich zu Oberguinea gerechnet. Unter den hier mündenden Flüssen ist der aus der Vereinigung von fünf schiffbaren Strömen gebildete M'pongo, gewöhnlich Gabun genannt, bei weitem der bedeutendste. Kleine dem Fetischismus und der Menschenfresserei ergebene Völkerschaften und Stämme bewohnen die Küste. Die Gabun, am Unterlaufe des oben genannten Flusses, der aus dem Como und Bogoe zusammenfließt, sind durch ihre Intelligenz, Gewandtheit und Zuverlässigkeit die Handelsagenten der Europäer. Palmöl und Elfenbein sind die Hauptartikel des Verkehrs. Englische Schiffe treiben diesen Handel besonders zu Calabar, westlich vom Camerongebirge, 30—40,000 Einw., französische zu Gabun. Der größte Strom in der äquatorialen Westhälfte von Afrika ist der Ogowai, der nicht weit südlich von Cap Lopez mit einem weiten Delta mündet. Zwei Quellströme, der N'Gouiai und der Okando, bilden 40 M. oberhalb des Delta den mächtigen Strom; bald nachher kommt der Abfluß aus dem Jonanga=See dazu. Das obere Gebiet der Quellströme ist noch unbekannt.

Die Franzosen breiten ihre Herrschaft in diesen Gegenden immer weiter aus. Die Uferländer des Gabun stehen unter ihrer Souverainetät, und ihre Herrschaft erweiterte sich von dort aus gegen Süden, indem ihnen der König und die vornehmsten Häuptlinge von Cap Lopez und dem Nazareth=Flusse durch Vertrag vom 1. Juni 1862 das Küstengebiet vom Cap Lopez im Süden bis zur Liancié=Spitze im Norden unterwarfen. Die Wissenschaft hat von ihrem Streben wieder reichen Gewinn gehabt.

Die Küste von Cap Lopez bis Cap Negro, mit einem wenig treffenden Namen Niederguinea oder Südguinea genannt, wird jetzt als das Land der Bundavölker (welche die Bundasprache reden) bezeichnet, und der Grenzpunkt südlich von der Walfischbai, etwa unter dem Wendekreise des Steinbocks angenommen. Der westliche Bergrand von Südafrika tritt auf große Strecken hin ans Meer und bildet nackte, wildromantische Felsenküsten, dazwischen sumpfige Niederungen, die Mündungsstrecken zahlreicher Flüsse. Zwei treten durch ihre Größe vor andern hervor. In einem Delta mündet der Zaire, im Oberlaufe Congo oder Quango genannt. Er führt eine so große Menge trübgelben Wassers ins Meer, daß er seine Farbe und seinen süßen Geschmack noch drei Seemeilen weit in das Meer behält. Die Ufer bedecken dichte Urwälder. Von Europäern befahren ist der Zaire nur bis zu den Katarakten oder Stromschnellen, mit denen der Fluß von dem Gebirgswall in die Küstenebene fällt; sie sind drei Längengrade von der Küste entfernt. Bis hierher und nicht weiter

kam auch 1848 der seltsame ungarische Abenteurer Ladislaus Magyar. Im Jahre 1847 ging derselbe in die portugiesischen Besitzungen, von da weiter in das Innere, heirathete zu Bihe die Tochter eines Negerfürsten, die ihm eine Menge Elephanten- und Tigerjäger als Mitgift zubrachte. Mit diesen Leuten hat er weite und interessante Züge in Innerafrika gemacht. An den Katarakten, welche durch einen nur 16′ hohen, aber bei der Masse des stürzenden Wassers großartigen, durch einen Felsen getheilten Fall ausgezeichnet sind, mußte er Halt machen, weil seine Leute in abergläubischer Scheu vor dem Naturwunder ihn nicht weiter begleiteten. „Weißer, Weißer, du bist ein gewaltiger und kühner Mann!" riefen sie ihm zu, als er zu ihnen zurückkehrte. Nach späteren Forschungen Magyar's entspringt der Congo, Coango oder Quango unter 5—6° SB. und ungefähr 43° 10′ OL., nicht in der Centralebene, sondern auf dem westlichen Hochplateau aus einem Sumpfe. Auf der Hochebene strömt er in nordwestlicher Richtung und bricht sich dann in südwestlicher Wendung zum Meere durch.

Der andere große Fluß, der Coanza, ist in seinen Verhältnissen dem Zaire ähnlich. Auch er entspringt auf der Hochebene, nach Magyar unter 15° 9′ SB. und 37° 39′ 50″ OL., fällt in Katarakten in die Ebene und umschließt mit seinem Delta zahlreiche Inseln.

Die eingeborene schwarze Bevölkerung der Bundastämme gehört der großen südafrikanischen Völkersippe an, meist ein wohlgebautes kräftiges Geschlecht. Darum hatte — und leider hat — der Sklavenhandel auf diese Gegenden besonders das Auge gerichtet; Magyar fand im Versteck der Urwälder am Zaire zwei Sklavenhandelsposten, die „den ungarischen Hund" zuerst als englischen Spion betrachteten. Der Sklavenhandel ist durch die Connivenz der portugiesischen Behörden noch immer im Gange. Da auch hier die Natur die nährendsten Bodenerzeugnisse in reicher Fülle gewährt, so sind die Eingeborenen ein träges Volk, das nur, so weit es noth ist, Reiß, Maniok und Mais cultivirt. Auf den Savannen der Hochebene wird Viehzucht getrieben. Die Religion ist überall grober Fetischismus. In einer Menge kleiner Staaten herrscht despotisch-monarchische Verfassung.

Nachdem Magyar's Schwiegervater getödtet worden, wurde er ausgeplündert und mußte das Land verlassen. Er zog mit 60 Sklaven nach der Küste, wo er an der Bai von Lueira (unter 14° SB.) eine Niederlassung gründete. Von da aus hat er Wanderungen durch Munda-Evambo, Lungo und Kabota (13 bis 15° SB., 9° 40′ (?) bis 12° 40′ OL. von Gr.) gemacht.

Zwischen Cap Lopez und dem Zaire liegt das Reich Loango, dessen Herrscher von seinen Untergebenen als Gott verehrt, ja geradezu Gott genannt wird. Hauptort Boally oder Loango, 3 Stunden von der Küste, mit englischen und nordamerikanischen Faktoreien. Südlich davon Malemba und Kabinda, Küstenplätze.

Congo, südlich vom Zaire mit der gleichnamigen hochgelegenen Hauptstadt, welche die Portugiesen San Salvador nennen.

Ambris am gleichnamigen Cap, am Loge, lebhafter Handelsort.

Europäischen Ansiedelungen an der Küste — die Binnenhochebene genießt eine gemäßigte und gesunde Temperatur — bringt auch hier das Klima große Gefahren. Der Küstenstrich hat eine große Hitze, und wo hohe Felsenwände oder dichte Urwälder die Circulation der Seewinde hemmen, steigt sie zum Unerträglichen. Abdominaltyphus und Faulfieber rafft die Europäer in den Miasmen der Regenzeit hin, und selbst die Eingebornen sind nicht von Wechselfiebern frei. Die Portugiesen besitzen zwei Landschaften, Angola und Benguela, in früheren Zeiten Exportplätze für den Sklavenhandel nach Brasilien. Seitdem auch an dieser Küste ein englisches Geschwader kreuzt, welches diesen Handelszweig zwar nicht völlig vernichtet, aber doch eingeschränkt hat, haben diese Besitzungen besonders als Deportationscolonie Wichtigkeit. In der fruchtbaren und schönen Provinz Angola liegt die Hauptstadt San Pablo de Loanda, gewöhnlich blos Loanda genannt, Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs, amphitheatralisch um eine Meerbucht gelagert. Schöne Domkirche. Lebhafter Handelsplatz mit 11,000 Einw. Die Besatzung besteht aus weißen Deportirten, die aber, wie Livingstone erklärt, sich bewunderungswürdig gut führen, wohl auch aus Furcht, auf ungesundere Stationen im Innern transportirt zu werden. San Felipe de Benguela, in sehr ungesunder Lage, etwa 3000 Einw., unter denen keine 20 Weiße sein sollen. Erst 1840 angelegt ist Mossamedes, im Norden des Cap Negro, in einer schönen und gesunden Gegend. Außer diesen und anderen geringeren Küstenplätzen hat Portugal aber auch Militär- und Handelsstationen in dem ganz militärisch verwalteten Innern, und 1838 und 1845 die neuen Distrikte Braganza und Huila hinzu erobert. Als der am meisten gegen Osten vorgeschobene Binnenposten wird Cassange am Tala Mungongo, in einem Tieflande des obern Congogebietes, etwa 35° OL., angegeben; Livingstone fand in der Centralebene am obern Zambese eine 1850 von Benguela aus gegründete Sklavenhandelsstation Katango, wo er mit Arabern, die von der Ostküste her den Continent durchschnitten hatten, zusammentraf. Daß wenigstens in früheren Zeiten die Portugiesen eine Handelsstraße quer durch den Continent zwischen ihren östlichen und westlichen Besitzungen gekannt haben, ist wahrscheinlich. Arabische und andere Kaufleute durchkreuzen auf ihren Verkehrswegen häufig, wie erwähnt, die innere Centralsenke.

Die portugiesischen Besitzungen werden im Ganzen auf 10,000 □M. angeschlagen. Livingstone rechnet, daß 500—600,000 Eingeborne Portugals Oberherrschaft anerkennen; v. Reden giebt 5400 □M. und (1854) 657,097 Einw. an.

Die menschenleere Küste vom Cap Negro bis zur Walfischbai und südlicher ist ein sandiger Saum ohne Vegetation, fast ohne alle Fluß-

mündungen und Meeresbuchten, welcher in Verbindung mit der geringen Tiefe des an zahllosen Klippen fürchterlich brandenden Meeres von jeher einer der unzugänglichsten und daher unbekanntesten Theile des Continents war. Die wenigen Bewohner gehören einem Stamme der Hottentotten an, dem Volke der Groß=Nama oder Namaqua. Die rheinische Missionsgesellschaft und die Methodisten haben hier mehrere Missionsplätze angelegt. Im Binnenlande weiter nördlich die **Owaharero und Owampo.**

3. Der Südrand.

Die Portugiesen entdeckten und umsegelten das Vorgebirge der guten Hoffnung, ohne dort eine Niederlassung zu gründen. Als im 17. Jahrhundert der holländische Handel nach Ostindien immer schwungreicher wurde, erkannte die ostindische Handelscompagnie sehr richtig die Bedeutsamkeit des Caps. Hier war ja der natürliche Ruhepunkt für die Ostindienfahrer. Schon 1601 wurde das Cap in vorläufigen Besitz genommen, 1650 oder 1652 ein Fort angelegt, aus dem hernach die Capstadt erwuchs. Zwanzig Jahre später ward ein bedeutender Theil umliegenden Landes den Hottentotten abgekauft. Immer weiter drangen fortan die Colonisten in das Innere. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts umfaßte die Colonie die Hauptdistrikte Cap, Zwellendam, Stellenbosch, welche mit mehreren schwach colonisirten Strichen etwa 5200 □M. umfaßten. Im Jahre 1795 besetzten die Engländer die Colonie zum ersten, 1806 zum zweiten Male, behielten sie im Pariser Frieden 1815 und haben ihr Gebiet sehr ausgedehnt. Anlaß gaben die blutigen und sehr gefährlichen Kriege der Kaffern; so wurde 1819 eine große Landschaft der Colonie im Osten zugefügt. Im Jahre 1847 bestimmte der damalige Gouverneur als südöstliche Grenze den Fluß Keiskamma, eine Verbindungslinie zu dem südlichen Quellflusse des großen Orangeflusses, dem schwarzen Gariep, sodann den Orangefluß bis zur Mündung. Der Raum zwischen Keiskamma und dem Keiflusse wird als British Kaffraria in Anspruch genommen. Das Ganze hält 6272 □M.

Das Cap hat für die oceanische Schifffahrt der Engländer nicht nur die Bedeutung einer wichtigen Mittelstation auf dem Wege nach Ostindien, von welcher aus man schnell und leicht in die von dem Mutterlande so ungleich entfernten Gegenden der Erde gelangen kann — in 50 Tagen nach England, in 18 Tagen nach Brasilien, in 60 Tagen nach Van Diemensland u. s. w. — sondern ist auch wegen seines gesunden Klimas ein Erfrischungsort für diese Fahrten, wo die englischen Truppen auf der Hinfahrt sich akklimatisiren und die von dort zurückkehrenden Invaliden sich leicht wieder erholen. „Nicht nur die Gewächse der indischen und europäischen Zonen gedeihen hier, sondern auch die Menschen.“ Die Weltstellung der Colonie eignet sie zum wah=

ren Schlüssel des indischen Oceans und zu einem Hauptobservationsposten für die Beherrschung der Weltmeere.

Nach physischen Verhältnissen umfaßt das Capland den in drei Terrassen bestehenden Abfall von Südafrika. Die Nadelbank bildet gleichsam eine vierte, submarine Stufe. Die einzelnen Terrassen werden durch Randgebirge von einander geschieden, tiefe Schluchten (Kloofs) werden als Verbindungswege benutzt.

Die oberste Terrasse ist das Hochland des Orangeflusses oder Gariep, der fast die ganze Breite Afrika's von O. nach W. durchströmt, aber wegen seines ungleichen Wasserstandes zur Schifffahrt nicht benutzt werden kann. Er fließt aus zwei Quellströmen zusammen; dem Nu-Gariep oder schwarzen Fluß und Ky-Gariep oder gelben Fluß, die sich unter 42° OL. mit einander vereinigen. Oberhalb der Mündung ein seichter Süßwassersee; die Einfahrt durch eine Sandbank geschlossen. Das Plateau selbst hat eine durchschnittliche Höhe von 3000 — 5000′ über dem Meere. Im Süden schließen als Randgebirge die Roggeveldberge, Schneeberge mit dem auf 10,000′ geschätzten Kompaßberge u. s. w.

In diesem öden Gebiete schweifen die Buschmänner (Saab), der auf niedrigster Stufe stehende Hottentottenstamm, ein häßlicher, magerer Menschenschlag. Nur die an der Grenze des Caplandes wohnenden bauen sich Häuser in Gestalt von Bienenkörben; sonst wohnen sie in Felsenlöchern, in ausgehöhlten Ameisenhaufen oder in dem Loche des Stachelschweines. Zu jeder Arbeit träge, kennen sie, wie ein Reisender sagt, keine anderen Hausthiere, „als den Hund und die Laus," darum immer hungrig und mit vergifteten Pfeilen auf Beute lauernd. Sie gegen Jedermann, und Jedermanns Hand wider sie. Und doch sind die Buschmänner bei aller Verkommenheit voll Bildungsfähigkeit und Talent, der einzige Stamm in Südafrika, der die Höhlen der Berge mit sinnigen Sculpturen bedeckt. Sie sind weiter, als man bisher anzunehmen pflegte, in das Innere von Afrika vorgeschoben, und vielleicht gelingt es noch, durch ihr Vorkommen die Vermuthung wahrscheinlicher zu machen, daß der Hottentottenstamm mit den Völkern des nordöstlichen Afrika Zusammenhang hat. Außer den Saab sind zu nennen: die Klein-Namaqua, die Korana, einer der edelsten Hottentottenstämme, und die Betschuanen, ein den Kaffern verwandter Stamm, der sich durch Bildungsfähigkeit und Milde des Charakters auszeichnet.

Die mittlere Terrasse, 2500′ über dem Meere, 15—20 Meilen breit, Karroo, d. i. hart, ist eine Steppe mit eisenhaltigem rothem Thonboden, die in der trocknen Jahreszeit als Einöde mit kleinen inselartigen Oasen erscheint. Bei dem Eintreten der Regenzeit vom November an zeigt es sich, daß hier das Vaterland der prächtigsten Blumen sei (besonders Zwiebelgewächse, Pelargonien, Ericeen, Rieseneuphorbien, „deren blätterlose Zweige gleich den Armen einer verzwei-

selten Bettlerin den umliegenden Staudenwald überragen," Strelitzia Regina). Die ganze afrikanische Thierwelt ist hier vertreten: der Löwe, die Giraffe, Hyäne, Straußenheerden oft zu Hunderten u. s. w. Dazu steigen die Bewohner der höchsten Terrasse in die Karroo, um sie nomadisch zu durchziehen. Aber nur etwa vier Wochen dauert die schöne Zeit. So wie die Sonne höher steigt und die Tage länger werden, vertrocknen die Flüsse, und bald ist die Karroo ganz verödet. Der dichte Letten springt mit tiefen Rissen. Das Grün ist verschwunden, die ausdauernden Pflanzen bedeckt ein grauer Staubüberzug. Ein dicker Staub, die Asche der verdorrten Pflanzen, bedeckt auch den harten röthlichen Boden. Die großen und kleinen schwarzen Berge und andere Randgebirge von 4000—5000′ Höhe begrenzen die Karroo im Süden.

Die unterste Terrasse oder das Küstenland begreift die Capcolonie im engern Sinne. Sie hat eine wechselnde Breite von 3—15 M., liegt 200—300′ über dem Meere, im Westen meist sandig und wasserlos, im Osten hügelig und gut bewässert. Das Klima ist gesund und gemäßigt. Der Frühling reicht vom September bis December, der Sommer bis zum März, der Herbst bis zum Juni, der Winter bis September. Er besteht meist nur aus Regengüssen, doch kann man ein Kaminfeuer vertragen. Unangenehm und gefährlich ist ein oft plötzlicher und schroffer Wechsel der Temperatur. Ein Reisender sah die Straßen von Graaf Reynett mit Schnee bedeckt, während Quitten- und Orangenbäume voll reifer Früchte hingen. Bei einer Art Wassernoth (in der ganzen Colonie kein schiffbarer Fluß, und überwiegend viele, die nur zur Regenzeit Wasser führen) wirken ab und zu entstehende dürre Jahre sehr verderblich.

So bewährt auch dieser südliche Absatz den Charakter des Erdtheils, und läßt denselben gleichfalls in den Gegensätzen der Fruchtbarkeit und Oede erscheinen. „Alle Ansiedelungen der Capcolonie bestehen aus lauter einzelnen unzusammenhängenden, durch mehr oder minder große Sandstrecken und Wüsten von einander getrennten Culturinseln, gleichsam Oasen, fruchtbarem, mit Quellwasser versehenem Erdreich. Auf ihnen gedeihen alle Früchte, Korn, Trauben, europäisches Obst, Orangen in höchster Fülle, indeß ringsumher die leerste Einöde zum Verschmachten bloß liegt." Die einheimische Flora hat Aehnlichkeit mit der australischen.

Die Zahl der Einwohner betrug 1798: 61,947. Seitdem ist sie in beständigem Steigen gewesen, obwohl seit 1836 ein massenhaftes Auswandern der alten holländischen Colonisten oder Boers begann, deren 30,000 das Capland verlassen haben sollen. Dieser Völkerwanderung ungeachtet zählte man 1850: 216,921, 1856: 267,094 Einw., darunter etwa die Hälfte Europäer, theils Nachkommen holländischer Ansiedler (Afrikanders), theils britische Colonisten. Nach den drei Haupterzeugnissen der Colonie: Wein, Weizen und Wolle, werden die

Colonisten in drei Hauptklassen getheilt: Weinbauern (meist Franzosen, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes hieher flüchteten), Kornbauern und Viehhalter; letztere führen ein Wanderleben und beständige Fehden gegen die benachbarten Kaffernstämme, wie früher gegen die gutmüthigen, unkriegerischen Hottentottenstämme, die größtentheils von ihnen ausgerottet worden sind.

Die Zahl der Eingeborenen oder Hottentotten (oder Amaqua, wie sie sich selbst nennen) ist sehr zusammengeschmolzen und mag in der Colonie noch 40,000 betragen. Sie sind ein hell-olivenfarbiger, im Ganzen häßlicher Stamm, klein, haben ein schwarzes krauses Wollhaar, platte Nase, dicke vorstehende Lippen, vorspringende Backenknochen. Eine gutmüthige Trägheit ist über ihr Wesen verbreitet. Ochsen gebrauchen sie zum Fahren und Reiten, häßliche Hunde zur Bewachung der Heerden oder Jagd. Bogen und Pfeile und Wurfspieße (Hassagayen) machen ihre Waffen aus. Ein Schaffell (Kroß) ist der Hauptbestandtheil ihrer Kleidung. Kaum der Hunger schreckt sie aus ihrer Apathie; haben sie Nahrung, so verschlingen sie dieselbe in Masse und mit widerlicher Gefräßigkeit. Als Dienstleute sind sie willig und ehrlich, und treffliche Kutscher; bei der englischen Besatzung giebt es ein Regiment reitender Jäger aus Hottentotten. Im Ganzen giebt es nur noch wenige aus bienenkorbartigen Wohnungen zusammengesetzte Kraals oder Dörfer; ihre Häuptlinge erhalten von der Regierung einen Stock mit einem Knopfe von Silber oder Kupfer als Symbol ihrer Würde. Auch in diesen letzten Kraals tritt immer mehr eine Mischung der Racen ein.[1]) In neuerer Zeit haben sich viele Malayen auf dem Cap niedergelassen, welche den Islam zu verbreiten suchen. Unter den Dienstleuten auch Neger.

Das Capland, dessen Regierung ein Generalgouverneur mit einem gesetzgebenden Rathe und Repräsentantenhause versieht, zerfällt in zwei Haupttheile, in die Westprovinz und die Ostprovinz; diese wieder in Distrikte oder Kreise.

In der Westprovinz liegt die Hauptstadt der ganzen Colonie, die Capstadt (Capetown), 3 Stunden nördlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, am Südrande der nicht in allen Monaten sichern Tafelbai, auf einer in dieselbe vorgestreckten Landzunge. Rings herum ragen kahle Berge: der fast senkrecht zu 3446′ aufsteigende schwarze, fast würfelförmige Tafelberg, der von seiner platt abgeschnittenen Tafel eine schöne Aussicht auf Stadt und Meer bietet, und wenn ihn der Teufel mit seinem „Tischtuch," einer Dampf- und Nebelmasse, deckt, der Stadt einen Staubsturm verkündet. Den Seefahrern ist er weit ins Meer hinein sichtbar als gigantische Felsmasse, würdig die Grenze eines großen und wunderbaren Erdtheils zu bezeichnen. Durch eine

1) So zählt der Kraal von Eben Ezer 442 Köpfe: 139 Hottentotten, 270 Bastardhottentotten, 18 Neger, 13 Mestizen. In Gnadenthal (s. u.), wo die ersten Ansiedler Vollbluthottentotten waren, konnte 1857 den Gelehrten der Expedition der Novara nur noch ein blinder 1775 geborner Mann als „een opregt Hottentot," wie er sich selbst nannte, vorgestellt werden. Er wußte sich noch einer Anzahl Phrasen seiner Muttersprache mit ihren wunderlichen Schnalzlauten zu erinnern. Dagegen wußte er nichts von den Sitten, Gebräuchen und Sagen seiner Nation zu erzählen. Man hat übrigens die Verwandtschaft des Hottentottischen mit dem Koptischen behauptet und überhaupt die Frage sorgfältiger ins Auge gefaßt, ob sich die Hottentottensprache weiter nach Norden fortsetzt.

Schlucht geschieden der zweigipfelige Löwenberg und der Teufelskopf. Die Stadt ist sehr regelmäßig angelegt, die Straßen schneiden sich in rechten Winkeln und die Kanäle sind mit schattigen Alleen bepflanzt. Die Häuser sind entweder im älteren holländischen Stil aufgeführt, zierlich weiß überstrichen, mit dem Giebel nach der Straße gekehrt — oder von Sandstein im modernen englischen Geschmacke. Funfzehn Kirchen, vier Synagogen, mehrere Moscheen für die zahlreichen Malayen. Der größte öffentliche Platz ist der Paradeplatz unweit des Ufers; hier der Palast des Gouverneurs, die Kaufmannshalle, die in einem Flügel eine Bibliothek von 60,000 Bänden, die bedeutendste in allen englischen Colonien, birgt. Die Zahl der Einwohner beträgt 25,000, fast zur Hälfte Farbige. Oestlich von der Stadt die Citadelle; Batterien schützen die Bai. Jährlich laufen gegen 600 Schiffe ein. Der mittlere jährliche Barometerstand ist 30,036 Zoll, die mittlere Jahrestemperatur + 13,2° R. Die Sternwarte liegt unter 33° 56′ 3″ SB., 36° 8′ 31,1″ OL.

Die Hauptstadt umgiebt als schmaler Streifen der Capdistrikt, stark bevölkert, erfüllt mit blühenden Dörfern und Landsitzen für die Reichen der Capstadt, die oft als Sanatarien für Kranke aus Indien dienen. Rondebosch und Wynberg gelten als die gesundesten Plätze. Im Süden der Stadt Groß- und Klein-Constantia, mit Weinbergen, welche die beste Sorte des Capweins liefern. Dichte Wälder schützen die theils rothen theils weißen Trauben vor den Seewinden. An der Simonsbai, einer Abtheilung der False Bay, Simonstown, ein meist von Malayen bewohntes Städtchen, englische Flottenstation mit Schiffswerften. Nördlich vom Capdistrikte der Distrikt Malmesbury. Die Distrikte Stellenbosch und Paarl laufen als schmale Streifen dem Capdistrikte parallel und enthalten das meiste zusammenhängende Fruchtland der Colonie. Oestlich vom Cap sind Zwellendam und George Seedistrikte. Nördlich vom Capdistrikte am Meere der große Distrikt Clan William am Elephantenflusse, der in dem sonst öden Lande ein fruchtbares Thal gebildet hat. Worcester und Beaufort sind Binnendistrikte. Die drei letztgenannten Kreise liegen ganz oder zum großen Theil in der Karroo, theilweise auf der obersten Terrasse. Die bedeutendsten Orte des ganzen Westbezirks sind Stellenbosch, 5 M. von der Capstadt und mit ihr durch Chaussee verbunden, eine Stadt mit altväterisch-holländischem Gepräge: breite Straßen mit Alleen von Eichen. 4000 Einw. 2 M. nordöstlich von Stellenbosch Paarl mit 3800 Einw., ein zierliches Dorf, das nur eine einzige sehr lange Straße besitzt. Alle Gehöfte sind sehr reinlich und tragen das Gepräge des Wohlbehagens ihrer Bewohner. Worcester, 4200 Einw., auch ein sauberer Ort zwischen kahlen, aber romantisch gruppirten Bergen. Weinbau und Schafzucht. Zwellendam, 37 M. östlich von der Capstadt, 2300 Einw.; die 1737 gegründete Herrnhutermission Gnadenthal hat 3100 Einw., meist eine Kreuzung von Hottentotten und Mozambiquenegern, die sich seit 1826 hier niederließen. Der Ort hat eine nach herrnhutischer Weise einfache Kirche und ein von dem Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg gegründetes und unterstütztes Lehrerseminar. Caledon ist der Centralpunkt des Wollhandels. Georgetown, 1500 Einw. u. s. w.

Die Ostprovinz umfaßt die erst seit der englischen Besitznahme cultivirten oder ganz neu erworbenen Theile des Caplandes ebenfalls in zehn Distrikten. Am Meere liegt östlich von George Uitenhage. Die gleichnamige Hauptstadt ist nach der Capstadt und Stellenbosch der schönste Ort in der Colonie, 2000 Einw. Im Distrikte Port Elisabeth, der 1820 angelegte und rasch aufblühende Hafenplatz gleiches Namens an der Algoabai, über 5000 Einw. Weiter östlich an der Küste der Distrikt Albany mit der besten Wollcultur und lebhaftem Handelsverkehr. Die 1819 angelegte Hauptstadt Grahamstown, 162 M. östlich von der Capstadt, 7000 Einw. Sitz des Gouverneurs der Ostprovinz. Es folgen die Distrikte Fort Beaufort und der

1847 errichtete Distrikt Victoria mit dem Hauptorte Alice. Zu diesem Distrikte rechnet man auch East London im Betschuankaffernlande, an der Mündung des Büffelflusses, 13 Häuser und ein Fort. Für die Kriege mit den Kaffern ein sehr wichtiger militärischer Punkt. Im Kaffernkriege von 1851 hat dieser Distrikt sehr gelitten. — Binnendistrikte sind: Graaf Reynett, auf der Karroo, zum Theil auf der obersten Stufe. Die gleichnamige Hauptstadt 3000 Einw. Oestlich liegen die Distrikte Somerset und Cradok mit starker Viehzucht. Der nördlichste Distrikt des ganzen Caplandes Colesberg liegt ganz auf der obersten Terrasse, wie der 1847 errichtete Distrikt Albert.

Britisch Kafferland ist in mehrere Bezirke getheilt und zählt eine Anzahl von Militärposten und Militärdörfern, die zur Sicherung des durch die unabhängigen Kaffern immer bedrohten Besitzthums dienen sollen. Hauptstadt King Williams Town, in der auch ein deutsches Blatt, die „Germania," erscheint. Denn eine Legion von 2119 Mann Deutschen ist an der Grenze des Kafferlandes angesiedelt. Andere europäische Einwohner zählt man in Kaffraria gegen 1800, die Eingeborenen (Ende 1857) über 52,000.

Das ganze Capland sammt den angrenzenden Gebieten ist ein Hauptarbeitsfeld der Mission, auf welchem die Ausbreitung des Evangeliums mit dem Vorwärtsdringen nach dem Innern gleichen Schritt hält und beides in dem genauesten Zusammenhange steht. Man rechnet im Caplande und den Nebenländern 80 Missionsstationen.

Die englisch-bischöfliche Kirche hat in der Capstadt und in Grahamstown zwei Bischöfe, eben dort die römisch-katholische Kirche zwei apostolische Vicare.

4. Der Ostrand.

Der 800 M. lange Ostrand von Südafrika zerfällt nach traditioneller Bezeichnung in einzelne Küstenstriche, deren Namen man sich immer noch merken muß. Daneben aber unterscheidet man nach der vorherrschenden eingeborenen Bevölkerung drei Abtheilungen: die 350 M. lange Küste der Kaffern, von der Grenze des Caplandes bis zum Cap Delgado,[1]) die 150 M. einnehmende Küste der Suaheli vom Cap Delgado bis zum Flusse Dschub, und das Land der Somali, die vorspringende Ostecke des Continents.

A. Die Kaffern, welche zu dem großen südafrikanischen Stamme gehören, haben ihren Namen (kafara = leugnen, nicht glauben) von den Muhamedanern erhalten, die sie nicht zum Islam bekehren konnten. Sie selbst kennen diesen Namen nicht, und haben blos Bezeichnungen für die einzelnen Stämme, die meist mit dem Worte Ama, dem Zeichen der Mehrzahl, beginnen: Amakosah, Amasulah, Amatemba u. s. w. Wenige Horden ausgenommen sind die männlichen Kaffern ein überaus wohlgebildeter Stamm, „daß fast jedes Individuum Bildhauern als Muster des männlichen Typus gelten

---

1) Alte Geographen verstehen unter Kaffernküste den Westrand und Ostrand von Südafrika: das Cap liegt „mitten in der kaffrarischen Küste."

könnte." [1]) Die Frauen, auf denen schwere Arbeit lastet, stehen bei den meisten Stämmen den Männern an Wohlgebildetheit nach. Die Kaffern sind ein kräftiges und kriegerisches Volk, im ewigen Vernichtungskriege unter sich selbst begriffen und zu steten Angriffen gegen die Besitzungen des weißen Stammes geneigt. Götzen hat man bei ihnen nicht gefunden, aber Zauberer und Regenmacher giebt es, deren übelwollender Einfluß oft zu Metzeleien und Greuelthaten aller Art treibt.

Einer der mächtigsten und jetzt am häufigsten genannten Kaffernstämme sind die Sulu- oder Zouluhkaffern, nördlich von der Colonie Natal. Der königliche Hauptkraal Nodwengu zählt etwa 1200 Hütten. An der Bekehrung der Kaffern wird von verschiedenen Missionsgesellschaften gearbeitet.

In den südlichen, gesunden Strichen der Kaffernküste giebt es jetzt drei europäische Colonien und Staatenbildungen. Um ihre Bildung zu verstehen, müssen wir etwas ausführlicher bei dem schon oben (S. 488) erwähnten „Trekken der Boers," der Auswanderung holländischer Colonisten aus dem Caplande, verweilen.

Die Boers in den nordöstlichen Distrikten der Colonie, ein derbes, kräftiges Geschlecht, trugen englische Regierung und Verwaltung überhaupt nur mit Unmuth. Diese Stimmung steigerte sich zur Wuth, als das englische Gouvernement, zum Theil durch gutgemeinte aber unkluge Rathschläge von Missionaren bestimmt, in den ewigen Kämpfen der Boers mit den Kaffern sich entschieden auf die Seite der Kaffern stellte, die an Wildheit und Grausamkeit der Kriegführung den Boers wenigstens nichts nachgaben. Im Jahre 1835 kam die Sache zum offenen Bruch. Die Boers des östlichen Caplandes wanderten in Masse mit aller ihrer Habe, „in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern das Gewehr" aus, sich eine neue Heimath zu suchen. Auf dem Marsche traf sie eine Einladung nach Port Natal. Dieser herrliche von Vasco de Gama am Christtage 1497 aufgefundene Hafenplatz war, nachdem frühere, von verschiedenen Seiten gemachte Colonisationsversuche bald aufgegeben waren, 1834 von englischen Ansiedlern in Besitz genommen. Sie kauften von den Kaffern Land, proclamirten die Republik Victoria und bauten die nach dem Capgouverneur benannte Stadt d'Urban. Aber von der englischen Regierung ganz ohne Schutz gelassen konnten sie sich der Kaffern nicht erwehren und luden deshalb die wandernden Boers zu sich ein. Diese kamen zu Anfang 1837 und gründeten das nach ihren beiden Anführern benannte Pieter Maritzburg. Nun aber schien auch die englische Regierung die Bedeutsamkeit von Port Natal zu erkennen, wollte die Unabhängigkeit des Freistaates nicht gelten lassen und ließ Truppen landen. Nach vielen Conflikten,

1) Oder wie sie ein Militär der deutschen Legion in Britisch Kaffrarien schildert: „Es sind die prächtigsten Bursche, die du dir denken kannst. Ein Mann unter Gardemaß lebt kaum, 7 Fuß ist keine Seltenheit, dabei sind sie grenadiermäßig gewachsen, schlank, muskulös, mit feinen Gesichtszügen; nur die Lippen sind zu dick."

die hier nicht im Einzelnen zu verfolgen sind, zogen die Boers aus Port Natal nach Westen in das Gebiet der nördlichen Zuflüsse des Orange. Auch über diese Striche nahm 1848 der Capgouverneur englische Hoheit in Anspruch, als Orange River Sovereignty. Nach tapferer Gegenwehr unterlagen die Boers in einem im August 1848 gelieferten Treffen, zogen sich über den Fluß Vaal nach Nordosten zurück und gründeten hier die transvaalsche Republik. Gegen 12,000 waren in dem von England beanspruchten Distrikte zurückgeblieben. In dem gefährlichen Kaffernkriege 1847—1849 benutzten die Boers Englands Verlegenheit nicht und vergalten vielmehr Böses mit Gutem. Und bald nachher änderte sich die englische Politik völlig. Im Jahre 1854 wurde der Orangeflußdistrikt von England völlig aufgegeben und eine Orangeflußrepublik der Boers anerkannt.

Die Colonie Port Natal oder Victoria, 1145 □M., hat eine weiße Bevölkerung, die zur Hälfte noch aus holländischen Boers, zur Hälfte aus Engländern besteht, zusammen etwa 8000 Seelen; dazu 112,000 Eingeborene. Die oberste Leitung hat der Capgouverneur, wegen der weiten Entfernung hat aber die Colonie einen besondern Vicegouverneur. Die Hauptstadt ist der Binnenort Pieter Maritzburg. Sie bildet ein Parallelogramm mit sich rechtwinklig schneidenden Straßen und zählt gegen 500 Häuser mit 2500 Einw. Die zweite Stadt der Colonie, d'Urban, liegt nahe der Hafenbai und ist ebenfalls regelmäßig angelegt; doch versinkt man in den Straßen oft knietief in dem vom Winde hingewirbelten Flugsand. 1500 Einw., darunter 1150 Weiße. 8 Meilen von d'Urban liegt Neu-Deutschland, eine an 15,000 Acker umfassende Ansiedelung von 40 deutschen Familien. Auch hier sind Missionare verschiedener Kirchen thätig. Im Jahre 1853 sieben katholische Priester und Kirchen in den beiden Hauptstädten. Die englische Kirche hat einen Bischof.

Im Westen von Natal und Kaffraria ziehen sich die Witte- und Kalamba oder Drachenberge hin und dahinter das gebirgige Quellland des Caledon und Oranje. Dieser Gebirgsdistrikt wird bisweilen Basutu- oder Moschesch'sland genannt. Unmittelbar daran stößt

die Orangeflußrepublik, welche auf 2300 □M. gegen 15,000 Einw. europäischer Abkunft zählt, die durch die weiten Grasebenen ihres Gebietes besonders auf Viehzucht gewiesen sind. Vornämlich ist die Schafzucht in rascher Verbreitung begriffen. Bloemfontein, am Modder, 29° 8′ SB., 43° 47′ OL., ist der Sitz der Regierung, eine vor 6—7 Jahren angelegte Stadt, welche jetzt schon über 200 meist schöne Häuser zählt. Dazu eine holländische und englisch-bischöfliche Kirche, eine römisch-katholische und methodistische Kapelle. Andere Orte: Smithfield, Winburg u. s. w. Thaba-Untschu ist der größte der von Eingeborenen bewohnten Orte, 10,000 Einw.

Die transvaalsche Republik, nördlich von der vorigen, etwa 3780 □M., mit gutem Boden und trefflichem Klima, hat eine noch

mehr demokratische Verfassung als der andere Freistaat. Ein Volksraad stimmt, ein von ihm ernannter Generalcommandant hat die Executive und die Anführung im Kriege. Der Hauptort Potschefstrom hat 700 Einw. Die weiße Bevölkerung wird auf 40,000, die schwarze auf 100,000 Seelen geschätzt.

Gleichsam der Hafen und Exportplatz für die transvaalsche Republik ist die De Lagoa-Bai im Norden der Sulukaffern. Die Portugiesen haben an der Bai eine Faktorei von 18 Häusern; der Handel hat in der letzten Zeit neuen Aufschwung genommen.

Weiter nördlich folgt bis zum Zambese die Küste Sofala, d. h. arabisch Niederland, eine flache, sumpfige oder sandige Küste. Auch hier portugiesische Niederlassungen. Das einst blühende, 1806 gegründete Sofala ist jetzt ganz verfallen und besteht aus wenigen Strohhütten. Wichtiger Inhambana, mit gutem Hafen und ziemlich lebhaftem Handel.

Der Zambese, der größte Strom von Südafrika mündet in vielen größeren Armen, zwischen denen ein flaches, sumpfiges, mit dichten Waldungen bedecktes Delta sich ausbreitet. Die Mündung Cuamo ist die für Schiffe zugänglichste, aber auch sie ist wegen vorgelagerter Sandbänke nur bei der Fluth passirbar. Der obere Lauf des Flusses war bis auf Livingstone nur bis zu den Stromschnellen bekannt, mit denen er den östlichen Gebirgsrand von Südafrika durchbricht. Sein Quellbezirk liegt in der innern Centralsenke. Die Wasserscheide gegen den Kasai hin ist in der Hochebene am Dilolo-See zu suchen. Der Zambese wird im Allgemeinen als die Grenze zwischen den Kafir- und Negerstämmen betrachtet. Unterhalb Senna ergießt sich von Norden her ein bedeutender Nebenfluß in den Zambesi, der Shire. Livingstone fuhr denselben 100 englische Meilen hinauf, legte dann weitere 50 Meilen über Land zurück und fand 2500' hoch den Shirwa See mit bitterm, aber trinkbarem Wasser, von hohen Bergen (darunter der 6000' hohe, noch auf dem Gipfel bewohnte Zomba) umgeben. Nach den Angaben der Uferbewohner ist dieser See durch einen schmalen Streifen Landes vom Nyandscha, den sie auch Nyinyesi nennen, geschieden. Danach wäre er das südöstlichste Glied einer langen Kette von Seen, welche bis an den Aequator und darüber hinaus reicht.

Nördlich vom Zambese die Küste Mozambique. An einem Flusse, der nur zur Regenzeit mit dem Zambese in Verbindung steht, Quibimane, eine portugiesische Stadt mit lebhaftem Handel. Portugiesische Binnenorte: Senna am Zambese, und der am weitesten gegen Westen vorgeschobene Posten Teté in reizender und gesunder Gebirgslage am Zambese. An der Küste die vulkanische Gruppe der Mozambiqueinseln. Die größte Mozambique, wo Vasco de Gama am 1. März 1498 landete, ist schmal von Süden nach Norden gestreckt und trägt am Südende die gleichnamige, 1508 erbaute Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in Ostafrika. Enge, schmutzige Gassen und

hohe, finstere Häuser. Am Nordende Befestigungen. Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs. Lebhafter Handel. Im Jahre 1841 gab es nur 377 freie Einwohner, darunter 31 Europäer, aber über 6000 Sklaven. Garnison von 700 Mann.

Das Klima der portugiesischen Niederlassungen ist übrigens so ungesund, daß sie fast nur als Verbannungsorte für Verbrecher dienen (von 100 Europäern überleben nur 5—7 einen Aufenthalt von fünf Jahren; eine Truppenexpedition im Jahre 1840 starb in Jahresfrist fast gänzlich aus); selbst die dahin geschickten Beamten, der Gouverneur ausgenommen, sind exilirte Verbrecher. Die Wichtigkeit dieser Besitzungen war in früherer Zeit bedeutender wegen der Menge Gold und Elfenbein, welches ausgeführt wurde; doch haben sie ihre maritime Bedeutung als Stationen für die indische Schifffahrt behalten.

B. Die Suaheliküste, auch Zanguebar oder Zanzibar genannt, wird von zahlreichen Koralleninseln begleitet. Von den eingebornen Stämmen sind die Suaheli, d. i. Tieflandsbewohner, die zahlreichsten, sie haben den ganzen Küstensaum inne. Das kräftige, wohlgebildete Volk nähert sich mit seiner tief schwarzen Hautfarbe dem Negercharakter; die Sprache deutet auf Verwandtschaft mit Kaffern und Betschuanen. Im Innern wohnen vorgedrungene Stämme der Galla, in den Seestädten viele Araber und eine aus Arabern und Eingebornen entstandene Mischbevölkerung. Denn alt ist der Verkehr dieser Küste mit Arabien, wie denn auch die Suaheli zum Islam bekehrt sind. Seit 200 Jahren erwarb der Sultan von Maskat an der Küste Besitzungen; der jetzige Herrscher Sayed-Syid-Bin verlegte seine Residenz nach Zanzibar und machte die kleinen Staaten der Eingebornen von sich abhängig. Weit in das Innere reicht jetzt seine Gewalt, und die Handels- und Culturverhältnisse seines afrikanischen Gebietes sind in steigender Blüthe. In der Ausfuhr tropischer Produkte wetteifert Zanzibar mit Indien, und sein Pfeffer hat auf amerikanischen Märkten den indischen verdrängt.

Die bedeutendsten Ortschaften liegen fast ohne Ausnahme auf den vorgelagerten Inseln, weil der Küstenrand überaus ungesund ist; verfallene portugiesische Castelle weisen auf vergangene Herrlichkeit. Kiloa oder Quiloa, ein früher blühender Handelsplatz, von den Portugiesen zuerst 1500 unter Cabral besucht. Die Insel Zanzibar (welche Vasco de Gama auf der Rückfahrt von Indien betrat) hat 80—100,000 Einw., wovon 60,000 auf die Stadt kommen, und 8—10,000 freie Leute sind. Den Hauptstamm der Bevölkerung bilden die Sawáhili. Die Araber in Zanzibar sind nur Fremdlinge auf afrikanischem Boden. Residenz des Sultans, bedeutender Handel. Die Insel Pemba, 5° NB. $57\frac{1}{2}$° OL., der Suaheli, auch Djesiret-el-Chotera, d. i. Insel der Pflanzen, mit etwa 60 Dörfern und 10,000 Einw. Tschakka, Hauptort mit Fort. Westlich davon auf dem Festlande Tanga an der Tanga-Bai, wovon weiter westlich der gebirgige Distrikt Usambala mit

Fuga. Nördlich an der Küste Wanikastämme mit der Stadt Kisuani, dem Mwita der Suaheli oder Mombasa der Araber (bis 1696 portugiesisch) unter 4° SB. Dann folgen die Buchten von Kilisi und Wumbu und die Ruinen von Malindi, der früher blühenden portugiesischen Niederlassung, Melinde mit Vasco de Gama's Säule. Hinter dem Ras Goman oder Ngome breitet sich dann die Bahia Formosa der Portugiesen (Ungama der Suaheli) bis zur Mündung des Osi und Osi Riff aus und unter dem Aequator liegt Djubb.

C. Die Ostecke des Continents oder das Somaliland begriff nach alter geographischer Bezeichnung die Küsten Ajan und Adel, ein gebirgiges Plateau mit zahlreichen erloschenen Vulkankegeln und nackten steilen Felsenküsten. Die Bevölkerung gehört dem Adel- und Somalistamme an; die Somali theilen sich in drei große Familien, die Somal-Adschi, Somal-Hauija und Somal-Rahhan'uin. Sie bewohnen das Dreieck zwischen dem Cap Guardafui, Zeyla und der Mündung des Djuba. Der Islam hat bei ihnen theilweise Eingang gefunden. Gallastämme dringen aus dem Innern immer mehr nach der Küste. Die ganze für den Handel sehr wichtige Gegend ist den Europäern noch sehr unbekannt; eine 1854 von dem Engländer Burton unternommene Expedition nahm ein blutiges Ende. Am Golf von Aden liegen Handelsplätze Zeila und Berbera mit einem ausgezeichneten Hafen. Im Innern die Oase Harar oder Hurrur, ein ziemlich civilisirter Staat, den fanatische Araber bewohnen. Nach Burton liegt die Hauptstadt etwa unter 9° 40′ NB. und 59° 40′ OL., 5000 englische Fuß über dem Meere, und zählt 20,000 Einw. Vor 1854 war diese Stadt noch von keinem Europäer betreten.

Die älteren Geographien und Karten setzen in die Osthälfte von Südafrika das große Reich Monomotapa, das sich von Abessinien bis zum Cap erstrecken sollte. „Das Gold," sagt Happel, „fliesset in hellen Bächen und Wasserströmen daher, daß es fast eher gefunden als gesucht wird." Im Jahre 1660 hat sich das Reich in viele kleine Gebiete aufgelöst und sein Name ist verschwunden.

5. Die innere Centralsenke.

Dieses uns früher völlig verschlossene Gebiet ist in dem letzten Jahrzehnt in überraschender Weise aufgedeckt, und es ist jetzt keine zu kühne Hoffnung, vielleicht in wieder zehn Jahren unsere Lücke in der Kenntniß des innern Afrika völlig geschlossen zu sehen.

Da es nur unsere Aufgabe sein kann, die wichtigsten Resultate der so rühmlichen Forschungen herauszustellen, so beschränken wir uns auf drei Entdeckungen: die Wüste Kalahari und den Ngamisee, den Oberlauf des Zambese, den großen Binnensee Nyassi, Uniamesi oder Ukerewe.

A. Schon auf einer Karte von 1508 findet sich in der Gegend des 20° SB. ein See angegeben. Die Karte in Janssons Atlas zeigt unter 16—17° SB. den See Zachaf, aus dem der Zambese fließt; südlich vom See liegt die Wüste Calburas. Andere Karten haben ähnliche Bestimmungen. Und obwohl Petermann mit Recht bemerkt, daß viele dieser Alten „mit einer so reichen Phantasie begabt waren, daß sie die unbekanntesten und entferntesten Regionen mit einem vollständigen Netze von imaginären Flüssen und Seen ausfüllten," so haben eben doch die neuen Entdeckungen in Innerafrika gezeigt, daß wir ihre Phantasie zu hoch, ihr Wissen oder Ahnen zu gering angeschlagen haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte man im Caplande von der Existenz eines nördlichen Sees Kunde. Aber kein Europäer hatte bis 1849 seine Ufer betreten. In diesem Jahre unternahm der von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandte Livingstone von der am weitesten vorgeschobenen (inzwischen von den Boers zerstörten) Missionsstation Kolobeng, 24° 45' SB. und 44° 4' OL., die Reise nach dem See und erreichte ihn glücklich am 28. Juli. Eine zweite Reise 1850 führte ihn zu neuen Entdeckungen über den See und seine Umgebungen. Nach ihm haben noch andere Europäer, wie Campbell, Anderson (von der Westküste aus durch das Land der Ovampo und Owaherero) den See besucht.

Zwischen dem Orangeflusse und dem neu entdeckten Ngamisee liegt die Wüste Kalahari, welche man wohl die südafrikanische Sahara genannt hat. Doch ist an keine undurchdringliche und völlig unbewohnbare Sandwüste zu denken; Buschmänner und die schwarzen Kalahari haben hier Wohnsitze, Griquas und Betschuanen durchziehen die Wüste. Doch drückt die immerhin große Seltenheit des Wassers und das kümmerliche Leben den Menschen den Stempel des Elendes auf, womit ein großer Reichthum der Thierwelt contrastirt. Fast immer sieht man große Heerden von Straußen, deren Eier sich oft rings über die Ebene verstreut finden. Ebenso giebt es eine Menge verschiedener Antilopenarten, die monatlang ohne einen Tropfen Wasser existiren können. Der Ngamisee, 3700' über dem Meere, liegt nach Anderson zwischen 20° 23' und 20° 40' SB. und 40° 11' und 40° 46' OL. Die Ufer sind niedrig und sandig, im Westen und Süden schlammig und mit dichtem Gebüsch von Schilf und Binsen besetzt. Der Flächeninhalt beträgt 14 □M. Am Nordrande tritt der Fluß Tionge oder Tiunge hinein, am Ostrande der große Suga oder Zuga heraus; er strömt mit krystallheller Fluth nach Südosten zwischen schattigen, mit Baobab, Palmen und anderen Bäumen besetzten Ufern, verliert sich aber hernach als Steppenfluß im Sande.

B. Der unermüdliche Livingstone unternahm, eben so vom Forschungsgeiste wie vom Missionseifer getrieben, noch drei Reisen in die innerafrikanische Centralsenke; sie fallen in die Jahre 1851, 1852—1854, 1854—1856. Auf der zweiten Reise hatte er den ganzen

Westen der Centralebene durchschnitten und war am 31. Mai 1854 in Loanda angelangt. Nach einer Rast von vier Monaten trat er von dort die vierte Reise an, welche 1856 an der Ostküste bei Quilimane endigte. So war zuerst von einem Europäer der innere afrikanische Continent in der Richtung von W. nach O. durchschritten, für die Hydrographie des Erdtheils aber ein gewisses und wichtiges Resultat gewonnen. Im Norden des Ngamisees hatte Livingstone ein großes, fruchtbares, von schönen Flüssen durchzogenes, von einer dichten, friedlich gesinnten Bevölkerung bewohntes Reich aufgefunden, und in dem Flusse Liambye oder Sescheke (eigentlich Name einer unter 17° 31′ SB., 42° 53′ OL., am Liambye liegenden Stadt) den Oberlauf des Zambese, der vor ihm nur von der Mündung bis Zumbo erschlossen war, erkannt. Das Land ist hier vollkommene Ebene; nirgends eine Bodenerhebung höher als ein Ameisenhügel. Zahlreiche tiefe Flüsse, meist Nebenflüsse des Liambye, wie der Liba von Nordnordwesten, durchschneiden sie, und schilfige Sümpfe ziehen sich an ihnen nach allen Richtungen hin. Aus dem See Dilolo, 4448 Pariser Fuß über dem Meere, geht ein Flüßchen zum Liba, ein anderes zum Kasai und damit zum Congo. So stehen die Gebiete des indischen und atlantischen Oceans mit einander in Verbindung.[1]) Alljährlich wird die ganze Ebene überschwemmt. Der Reisende hat den Fluß auf große Strecken verfolgt und ist nur auf der Strecke von dem großen Fall bis zur Mündung des Kafue, wo das Uferland zu schwierige Passage hat, und die giftige Tsetsefliege (Glossina morsitans)[2]) für die Ochsen zu große Gefahr drohte, nicht an seinen Ufern entlang gereist. Bei Mosiwatunja macht der 3000 englische Fuß breite Fluß einen prachtvollen Fall in eine wenigstens 100′ tiefe, in harten Basalt eingerissene Spalte. Die brausende Wassermasse scheint sich auf den ersten Anblick in die Erde zu verlieren, indem die gegenüberliegende Kante der Spalte, in welche der Fluß verschwindet, nur 80′ entfernt ist. Unter Kochen und Brüllen bahnt sich der Fluß auf der linken Seite einen Weg durch bewaldetes Bergland weiter. Fünf Dunstsäulen steigen aus dem engen zischenden Wasserkessel aufwärts, in denen bei Sonnenschein prächtige Regenbogen spielen.[3]) 6 M. unterhalb wird er wieder ruhiger und wendet sich unter 15° 37′ nach Nordosten. Livingstone nennt die

---

1) Man könnte hiermit eine kleine Hochebene unweit Neumarkt bei Nürnberg vergleichen. Im Frühjahre wird diese zum Sumpf und ein kleiner Bach fließt dann nordlich in die Regnitz (Main – Rhein), ein anderer südlich in die Altmühl (Donau).

2) Die geographische Verbreitung dieses gefährlichen Insekts ist eine ganz eigenthümliche. Im Allgemeinen ist es in Flußthälern zu finden, aber auch hier bisweilen nur an einem Ufer. Im Süden von Afrika kommt die Tsetsefliege nicht vor; wie es scheint auch nicht südlich von Maputa (Delagoa-Bai).

3) Den Eingebornen ist der Fall, „Rauch, welcher schmilzt," ein Gegenstand der Verehrung und des geheimnißvollen Schauers. Die Ruderer Livingstone's sangen:

Der Liambye! Niemand versteht,
Woher er kommt und wohin er geht.

Katarakten die **Victoriafälle.**[1]) Bei der Vereinigung mit dem Kafue sah **Livingstone** Ruinen einer Kirche und eines Forts, Reste der portugiesischen Niederlassung Zumbo. Von da ab nimmt der Strom südöstliche Richtung, und macht durch seine Stromschnellen das Befahren fast unmöglich. Am 2. März 1856 erreichte **Livingstone** in äußerster Erschöpfung die portugiesische Niederlassung Tete.

C. Während der Ngamisee und das Zambesegebiet von Europäern gesehen und untersucht sind, beruht unsere Kenntniß des großen Sees im Südwesten des Kilimandscharo und Kenia noch immer auf Berichten von Eingebornen und Handelsreisenden. Bis auf das Jahr 1855 war man geneigt, in jener Gegend zwei Seen anzunehmen. Zwischen 1—4° SB. und 46—47° OL. setzte **Gumprecht** in seinem „Afrika" den **Uniamesi**, südöstlich davon unter 4° 30′ SB. und 48—49° OL. den See **N'yassi**, **Niassi**, **Niandscha**, ein sehr lang gezogenes, aber verhältnißmäßig schmales Süßwasserbecken mit vielen Inseln. Im Jahr 1855 trat eine von den auf der Küste Zanzibar stationirten Missionaren der Londoner kirchlichen Missionsgesellschaft **Erhardt** und **Rebmann** entworfene Skizze eines Theils von Ost- und Centralafrika an das Licht, welche **Erhardt** mit einem besondern Memoire begleitete. Auf dieser Karte erscheint ein großer Binnensee, der sich vom Aequator bis 13° SB. erstreckt. Das nordwestliche Stück, vom Aequator bis 9—10° SB., von den Uferbewohnern See von **Ukerewe** oder **Uniamesi** genannt, hat eine Breite von 4—5 Längegraden; unter 5½° SB. liegt am Ostufer **Kabogo**. An diese breite Strecke schließt sich ein von W. nach O. gerichteter Theil, zwischen 27° und 33° OL., der nur noch eine Breite von 20 M. hat, genannt **Nianja-Mkuba**, d. i. der große See. Stielartig oder wie eine erweiterte Flußmündung streckt sich das letzte, beinahe von N. nach S. gerichtete Seebecken aus, von 10—12 oder 13° SB., **Nianja-Ndugo**, der kleine See, der zuletzt so schmal wird, daß die Fährleute von beiden Ufern sich zurufen und verstehen. Auch diese Berichte werden, namentlich von englischen Gelehrten, mit ätzender Skepsis angefochten. Gewiß ist, daß noch gar Manches der Berichtigung und näherer Feststellung bedarf; die Nordgrenze z. B. ist von **Erhardt** nur nach Vermuthung gezogen, denn die befragten Eingebornen und Handelsleute kannten den nördlichen Endpunkt des Sees selbst nicht. Da jedoch von der Küste Zanzibar aus von drei Straßen ein lebhafter Handelsverkehr mit den Seelandschaften stat findet, und man z. B. von Kiloa in nur dreißig Tagereisen an das Südende gelangt, in der That also ziemlich genaue Nachrichten dort verbreitet sein können, so scheint uns das Mißtrauen zu weit getrieben, wenn man das Wesentliche in den Berichten der Missionare in Abrede ziehen will. **Petermann**, dessen besonnene

---

1) **Livingstone** ist am 9 März 1858 zu einer neuen Reise in das centrale Südafrika, welche besonders einer genauen Erforschung des Zambese gewidmet sein wird, ausgesegelt. Das englische Parlament hat eine bedeutende Unterstützung bewilligt.

und gründliche Forſchung in ſolchen Fragen ein Muſter ſein kann, war anfangs gegen alle dieſe Seen ſo eingenommen, daß ihn ſchon der langgeſtreckte ſchmale Nyaſſi an die bekannte Seeſchlange erinnerte. Das noch Dunkle und Unerwieſene iſt ihm auch auf der Erhardt-Rebmann'ſchen Karte nicht entgangen. Dem ungeachtet hält er die Exiſtenz eines großen 165 M. langen Sees zwiſchen 4° und 12° SB. für unzweifelhaft. Die Breite glaubt er dagegen nach den Berichten der Miſſionare nicht genau feſtſtellen zu können, nur das ſei gewiß, daß der See von N. nach S. ſchmaler werde.[1])

Eine ſo große Breitenausdehnung, wie Erhardt gethan, anzunehmen, ſtößt nämlich auf eine ganz beſtimmte Schwierigkeit. Durch eine 1831 von Tete unternommene Expedition iſt uns das mächtige und wohlgeordnete Reich der Kazembe mit ſeiner Hauptſtadt Lunda oder Luſenda bekannt geworden, deren Lage genau beſtimmt iſt und zu 9° 0′ SB. und 46° 40′ OL. angenommen wird. Sie fiele in das von den Miſſionaren ſo ſehr in die Breite gedehnte Seebecken oder läge an ſeinem Ufer, während die Portugieſen von dem See in Lucenda nicht einmal reden hörten.

Die Bevölkerung von Innerafrika ſcheint wegen der auffallenden Uebereinſtimmung der Sprachen[2]) vom Aequator bis zu den Grenzen des Caplandes einem einzigen großen Stamme anzugehören. Sie iſt faſt ausſchließlich heidniſch, aber ohne Tempel und Götzenbilder. Der Islam, obwohl an den Küſten ſeit faſt einem Jahrtauſend verbreitet, iſt noch nicht ins Innere eingedrungen. Die Bemühungen proteſtantiſcher Miſſionare um die Bekehrung und Cultivirung der Bewohner des Binnenlandes ſind von beſſerm Erfolge geweſen. Die ſüdliche Hälfte der Centralſenke haben die Betſchuanen inne, welche hie und da verſchiedene ſchwarze Stämme ſich unterworfen haben. Sie ſind in Hautfarbe, Körperbau und Sitten den Kaffern ſehr ähnlich. Doch haben ſie einen milden, harmloſeren Charakter, leben in oft ſtark bewohnten Ortſchaften zuſammen, treiben Ackerbau, wo der Boden es geſtattet, auch noch Rindviehzucht, und ſind für Gewerbe und Induſtrie nicht unbegabt.

Es giebt eine Menge größerer und kleinerer Staaten. Der bedeutendſte iſt der der Matiamvo oder Muatayanvo unter 12° SB. Süd-

---

1) Der Atlas von Janiſſon, der allerdings viele völlig fabelhafte Seen zeigt, wie den Zaireſee, aus dem Zaire und Nil fließen, und in welchem „Tritonen und Sirenen wohnen," hat etwa 80 M. weſtlich von Quiloa den Zaflanſee, der Inſeln hat und im S. ſpitz zuläuft. Auf Karten des 18. Jahrhunderts erſcheint dann der Marawiſee, ein Name eines Völkerſtammes, der lange Zeit auf einen See übertragen iſt. Auf der Karte von Haſe ſteht gegen das Südende hin der Name Maſſi Kruuſi(?). W. D. Cooley hat in neuerer Zeit den Zuſammenhang des Nyaſſa Sees mit dem Tanganyika oder Ujiji-See nachzuweiſen verſucht. Die neuern Reiſen Speke's haben das widerlegt; der Tanganyika liegt ungefähr unter 5° SB. und 47° OL.; der Nyanſa erreicht nicht ganz den 3ten Grad SB. und liegt unter 51° OL.

2) Dieſe Sprachen ſind in den letzten Jahren etwas bekannter geworden. Um die Kafirſprache hat ſich Appleyard durch ſeine Grammatik verdient gemacht; der Miſſionar Hahn hat die Grundzüge einer Grammatik des Hereró herausgegeben, das von 22° 58′ bis ungefähr 19° 3′ SB. und von 32° OL. bis ein paar Grad weſtlich vom Ngami geſprochen wird.

lich davon Makololo und etwa in der Mitte zwischen dem Ngami=See und den Zambesi=Mündungen Moselekatse's Reich.

Am obern Liambye das Reich der Barotse mit der Hauptstadt Nariele. Einen andern mächtigen Staat von Innerafrika, das Reich des Muropue, fand Livingstone im Norden des Ngamisees. Seine Hauptstadt Quilombo (Kibondo) liegt etwa unter 8° SB. und 39° 40′ OL. Auch Ladislaus Magyar, welcher die Strecke von 4—22° SB. und 29—53° OL. durchreiste, fand viele große und stark bevölkerte Länder, wie Kamba, 16—17° SB. 35½—36½° OL., Onkanyama, 19—20° SB., 38½—43½° OL. u. s. w.

§. 17.

Afrikanische Inseln.

1. Die ostafrikanischen Inseln im indischen Ocean.

a. Socotora, bei den Alten die Insel des Dioskorides, 50 □M., vor dem Cap Guardafui, am Golf von Aden. Gebirgsinsel mit Granitbergen bis zu 5000′, dazwischen Kalksteinplateaux; die Küsten mit Korallenfelsen gegürtet. Doch giebt es auch bewässerte, fruchtbare Thäler. Die Insel gilt als das Vaterland der besten Aloe. 5000 muhamedanische Einw., Araber, Suahelis u. s. w., welche von dem arabischen Sultan von Keschin abhängig sind, Handel nach Maskat und Zanzibar treiben und die anlegenden Indienfahrer und Walfischfänger verproviantiren. Die Hauptstadt Tamarida liegt an der Nordseite.

b. Südlich vom Aequator die Gruppe der Sechelles= oder Mahéinseln. Sie wurden 1741 von den Franzosen entdeckt, nach dem damaligen Gouverneur von Isle de France benannt, und 1814 von Frankreich an England abgetreten; zwölf größere und siebzehn kleinere hohe, gut bewässerte Granitinseln, die sich über einer Korallenbank erheben. Gesundes Klima, tropische Culturpflanzen. Auf den Inseln Praslin und Curieuse, und zwar allein auf ihnen auf der ganzen Erde, findet sich der Meerkokosbaum, dessen Früchte, von Europäern zuerst auf den Malediven gefunden, unter dem Namen der malediwischen Nüsse bekannt sind. Gegen 6000 Einw., darunter 500 katholische Franzosen. Protestantische Missionare. Ausgedehnter Seehandel mit den Mascarenen und Indien. Auf der größten Insel Mahé oder Victoria die gleichnamige Hauptstadt, der Sitz des Untergouverneurs.

c. Die Gruppe der Amiranten, Admiralitätsinseln, südwestlich von den Sechellen, besteht aus elf unbewohnten, niedrigen, zum Theil bewaldeten Eilanden, die von Korallenbänken eingeschlossen sind. Stationsplätze für Fisch= und Schildkrötenfang, die durch Concession der englischen Regierung vergeben werden.

d. Südlich von den Sechellen liegen zerstreut mehrere Inseln, welche englisches Besitzthum sind: Coetivi, 7° 15' SB., 74° 2' OL., niedrige Koralleninsel mit 100 Einw. Galega, zwei durch ein Riff verbundene Inseln, 10° 29' SB., 74° 34' OL., mit vielen Kokospalmen, 200 Einw. S. Brandon, zwölf niedrige, unbewohnte Koralleninseln, am Südende einer großen und fischreichen Korallenbank, unter 16° SB. Diego Rodrigez, 19° 41' SB., 81° 9' OL., eine hohe Granitinsel, etwa 2 □M. groß, fruchtbar, mit einem geräumigen Hafen und einer kleinen Besatzung. Die Ostindienfahrer nehmen hier Proviant ein. Hier und auf Mauritius der jetzt ausgestorbene plumpe Riesenvogel Dreuté oder Dudu.

e. Die beiden Mascarenen (Mascarenhas), entdeckt 1505 von dem Portugiesen Mascarenhas.

Die größte und wichtigste ist Mauritius, oder wie sie im französischen Besitze hieß, Isle de France, 20° SB., 1814 an England abgetreten. Die 32 □M. große, mehr in die Länge als Breite gestreckte Insel ist ein erloschener Vulkan von 2700' Höhe mit schroffen Küstenrändern. Gegen hundert Bäche, die in der trocknen Jahreszeit versiegen. Aeußerst fruchtbarer Boden, der alle tropischen und europäischen Culturpflanzen in reichster Fülle bringt. Die ganze Insel ist eine abwechselnde Zusammensetzung von hohen Bergen mit grotesk geformten Kegeln, tiefen grünen Thälern und fruchtbaren Feldern. Unter den 240,000 Einw. viele Franzosen, darum auch die französische Sprache und die katholische Kirche mit einem Bischof und 90,000 Gläubigen vorherrschend. Dazu Engländer (englischer Bischof, englische Missionare und Missionsschulen), Inder, Malayen, Chinesen, Neger u. s. w. Ausgebreiteter Handel. Von dem britischen Gouverneur dependiren alle englischen ostafrikanischen Inseln. Die feste Hauptstadt Port Louis an einer großen Bai, mit schmucken, von Gärten umgebenen Häusern und 26,000 Einw. Mahébourg oder Grand Port 10,000 Einw. — Auf Isle de France spielt „Paul und Virginie," von Bernardin de St. Pierre.

20 Meilen von Mauritius entfernt La Réunion oder Ile Bonaparte, bis 1818 Bourbon, 42 □M., ebenfalls durch und durch vulkanisch, mit dem seit 1785 rauchenden und thätigen Vulkan Piton de Fournaise, 7507' hoch, dem thätigsten Feuerberg im indischen Meere; fast jedes Jahr erreichen zwei Lavaströme das Meer. Durch viele Gießbäche ist die Insel reichlich bewässert und fruchtbar. Das Klima überaus gesund. Die Bevölkerung betrug 1854: 129,128. Zu jener Zahl kommen noch 34,046 Inder, 460 Chinesen, 6366 Neger, die sich sämmtlich als Feldarbeiter verdingen; eine Garnison von 1145 Mann und 704 Beamte und nicht ansässige Geschäftsleute, zusammen 172,264 Seelen. Die Insel zerfällt in zwei Arrondissements: du vent und sous le vent. Die Hauptstadt St. Denis auf

der Nordostseite, 12,000 Einw., mit einer 1750 Mann starken Besatzung. Sitz eines apostolischen Vicars. St. Paul auf der Westseite.

f. Die Comoroinseln liegen am Nordeingange des Kanals von Mozambique, hoch und vulkanisch und mit Korallenfelsen umgeben, fruchtbar und wasserreich. Sie sind von Suaheli und Arabern bewohnt und stehen unter einzelnen Sultanen. Auf der nördlichsten und größten Comoro oder Angarisa ein thätiger Vulkan. Seit 1843 haben die Franzosen unter Concession des Sultans die Insel Mayotta besetzt. Sie hat hohe Berge und gute Ankerplätze (Dsáudsi). Auf dem benachbarten Inselchen N'zaondzi eine französische Niederlassung. 1853 hatte Mayotta 6829 Einw.

g. Madagascar, von den portugiesischen Entdeckern Isla de S. Lourenço, bei den Eingebornen Nossindambo, d. i. Land der wilden Schweine genannt, aber schon Marco Polo als Magastar oder Madugascar bekannt, von der parallel laufenden Ostküste von Afrika durch den breiten Kanal von Mozambique getrennt, ist nächst Borneo und Neu-Guinea die größte Insel der Erde, ja sie wird von Einigen für größer als Borneo ausgegeben. Sie erstreckt sich vom Cap Ambre, 11° 57′ SB., 215 M. von N. nach S. bis zum Cap St. Marie, 25° 45′ SB. und wird vom Steinbockwendekreise geschnitten. Die Breite beträgt 40—60 M., der Flächeninhalt über 10,000 □M. Die Küsten sind in der südlichen Hälfte einförmig mit wenig offnen, als Rheden dienenden Baien. Die nördliche Hälfte ist reich an trefflichen Hafenbuchten. Aus der ganz niedrigen, oft sumpfigen und seenreichen Küstenebene (15—20 M. breit) steigt im Osten fast mauerartig, im Westen in Terrassen, das Gebirgsland auf. Es trägt waldlose, grasreiche Hochebenen von 3—4000′. Auf ihrem rothen Thonboden erheben sich dann höhere Aufsätze, wie das auf 10,000′ Höhe geschätzte Ambohitsmenagebirge u. a. Ihre höchsten Spitzen bedecken sich im Winter mit Schnee. Die Bewässerung ist außerordentlich reichlich; der treppenartige Bau der Insel bedingt viele Wasserfälle. Mehrere Flüsse sind an den Mündungen schiffbar; der Manangara und Manguru sind die größten. Die Vegetation überaus üppig, alle tropische Culturpflanzen, palmenreiche Wälder.[1]) Die Insel bildet mit ihrer mannigfaltigen aber eigenthümlichen Flora und Fauna eine besondere physische Region. Das Nilpferd und den Strauß abgerechnet giebt es in Madagascar nicht die hervortretenden Bildungen afrikanischer Thierwelt: keine Elephanten, auch keine Giraffen, Nashörner, Löwen, Hyänen, Antilopen, keine Affen, aber zwölf Varietäten Makis, eine eigene Katzenart, den Antambu u. s. w. Diese Verhältnisse sind für die Frage von Wichtigkeit, ob Madagascar mit dem Continente Zusammenhang ge-

1) „Ganze Academien müßten kommen, um diesen Pflanzenreichthum zu erforschen. Die Natur scheint sich dorthin wie in ein ganz besonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach ganz andern Mustern zu arbeiten, als man sie sonst findet, denn bei jedem Schritte trifft man auf ungewohnte, eigenthümliche Formen.“ So schrieb schon 1771 Comerson.

habt habe oder nicht? Die Comoroinseln könnten Trümmern einer Landbrücke sein.

Das Klima ist auf den Hochebenen gemäßigt, an den Küsten durch Seewinde gemildert. Ungesund ist die Ostküste; hier die gefährlichen Gallenkrankheiten, welche unter dem Namen des madegassischen Fiebers bekannt sind.

Die Zahl der Einwohner, im Allgemeinen Madegassen genannt, beträgt etwa 4 Mill. Auf dem Binnenlande wohnen Malayen, welche in mehrere Stämme zerfallen. Die kriegerischen Howas in der Mitte des Landes unterwarfen sich seit 1813 die ganze Insel. Die Howas haben feinen Körperbau, bräunliche und gelbe Hautfarbe, schlichtes oder gelocktes Haar und bilden so zu den übrigen schwarzen Bewohnern der Insel mit wolligem Haar einen scharfen Gegensatz. Auf der Westküste Stämme mit dem Charakter der Kaffern; zu ihnen gehören die grausamen Sakalavas, die sich von den Howas wieder frei gemacht haben und Seeräuberei treiben. Nach Süden, östlich von jenen, wohnen die Betsileo, d. h. Unüberwindlichen. Betanimenen und Betsimisarakas auf einem großen Theil der Ostseite. Eingewanderte Araber und Suahelis. Der Islam ist bis hieher nicht gedrungen. Man verehrt Götter, bringt den Geistern der Vorfahren Opfer, hat Götzenbilder, Priester und Zauberer, aber keine Tempel.

Der Howasherrscher Radama (1810—1828) erwarb sich die höchste Gewalt über ganz Madagascar und war dem Christenthum und den Europäern sehr hold. Er suchte seit 1816 Verkehr mit den Engländern, schickte junge Leute aus seinem Volke nach Mauritius und Europa, und ließ im Lande selbst durch britische Missionare christliche Schulen errichten. Ihrer gab es 1828 gegen hundert, in denen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Auch sein Kriegsheer von 50,000 Mann richtete Radama auf europäischen Fuß ein und schloß 1817 mit dem Gouverneur von Mauritius einen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels, wofür er jährlich 12,000 Pfd. St. Entschädigung erhielt. Da starb er den 27. Juli 1828 an den Folgen des Giftes, das ihm seine Gemahlin Ranavalo beigebracht hatte. Diese grausame Herrscherin bemächtigte sich des Thrones, verjagte die Missionare, zerstörte die Schulen, zwang die Christen zum Abfall oder tödtete sie unter grausamen Martern, und vertrieb Engländer und Franzosen aus dem Lande. Die junge Kirche von Madagascar erhielt damals die Bluttaufe und wurde durch eine Menge Märtyrer verherrlicht. Auch 1857 Christenverfolgungen. 1861 bestieg der 1846 zum Christenthum bekehrte Kronprinz Rakoto als Radama II. den Thron, konnte jedoch mit seinen wohlgemeinten, aber übereilten Reformen nicht durchdringen. Dazu zeigte er sich als ein zu willfähriges Werkzeug in den Händen der Franzosen. Schon 1863 im Mai wurde er ermordet und danach ist auf dieser „Perle des Ostens" nicht wieder Ruhe geworden. Rabude

oder Raboda bestieg als Königin von Emirne, d. i. der Centralprovinz, welche den Hauptsitz des herrschenden Volkes der Howa bildet, den Thron. Ihr Premierminister ist zugleich ihr Gemahl. Es scheint, als ob sich französischer Einfluß immer mehr geltend machen wolle. Man betrachtet nämlich in Paris die Insel als eine seit 1644 Frankreich angehörende, freilich ohne die Ansprüche sicher begründen zu können. Die gegenseitige Eifersucht der Engländer und Franzosen trägt jedenfalls viel zur Verwirrung der madegassischen Verhältnisse bei.

Residenz und Gruftstätte der Howasherrscher ist Tananarivo auf der Hochebene an einem See, eigentlich ein Haufen kleiner Dörfer, die zwischen den Bäumen zerstreut liegen. Der Palast ist europäisch gebaut und geziert. Ein Deutscher, Hülsenberg aus Erfurt, der zur Audienz bei Radama gelangte, sah mit Erstaunen „Oelgemälde und Kupferstiche in Glasrahmen an den Wänden, große Wandspiegel ringsum in vergoldeten Einfassungen, Wand- und Armleuchter von Gold, Kronleuchter, Fußteppiche, Statuen von Alabaster in den Nischen u. s. w." Gewerbe und Industrie. Etwa 80,000 Einw. 1857 ist die muthige Frau Ida Pfeiffer, die wir schon bei den Battas fanden, in Tananarivo gewesen.[1]) Auch auf dem Plateau Ambatumena, Hauptstadt des malayischen Stammes der Betseleo.

An der Ostküste: Tamatawe, der beste Hafen, früher im Besitz der Franzosen.

An der Westküste: Madshonga, 1824 auf den Ruinen der einst blühenden arabischen Handelsstadt Mazangaya erbaut.

Unter den europäischen Nationen haben, nachdem Portugiesen und Holländer sich durch die ungesunden Küstenstriche hatten abschrecken lassen, seit 1642 die Franzosen wiederholt Versuche gemacht, Colonien zu gründen. Verschiedene Plätze und Küsteninseln sind von ihnen besetzt und wieder verlassen; so Fort Dauphin, Wuluwulu oder Foulpoint, Port Choiseul an der Ostküste. Behauptet ist die seit 1643 besetzte Insel Sainte Marie (Nossi Ibrahim) an der Ostküste. $16\frac{1}{2}$ □M., höchstens 7000 Einw. Hafenstadt Port Louis. Ungemein große Regenmenge. Die Verwaltungsgebäude liegen auf dem kleinen Nebeneiland Madame. Seit 1841 sind durch Verträge mit Häuptlingen auch vier Inselchen an der Nordwestküste besetzt: Nossi-Be, die größte. Die Rhede von Elsville gut geschützt. Einige Dörfer der Malgaschen unter Palmen. Ferner Nossi-Mitsin, Nossi-

---

1) Brief an C. Ritter, d. d. 29. September 1857: „Wir wurden von der alten Königin und vom Prinzen auf das Glänzendste empfangen, lebten die ersten vier Wochen in der Hauptstadt herrlich, dann aber nahm die Sache eine bedenkliche Wendung für uns. Die Königin haßt nämlich die Christen über alle Maßen, es giebt aber dessen ungeachtet etliche Tausend unter dem Volke; dies wurde der Königin angezeigt, während wir in Tananariva waren. Man beschuldigte uns paar Europäer, die wir uns in der Hauptstadt befanden, mit den Christen einverstanden zu sein und mit ihnen viele heimliche Zusammenkünfte abgehalten zu haben. Dies war genug, die Königin gegen uns aufzubringen, daß sie uns gleich auf der Stelle hätte hinrichten lassen, wenn sich der Prinz unser nicht so thätig angenommen hätte. Wir wurden sogleich Landes verwiesen und wie Gefangene mit Militär nach Tamatave gebracht, expedirt und dort auf ein Schiff geliefert. Wir standen auf dieser Tour unendlich viel aus, man verlängerte die Reise vorsätzlich und dachte, das Klima sollte uns tödten."

Cumba, Nossi-Fali, unbedeutend, zusammen 1851: 15,178 Einw. Die französischen Besitzungen sind Stützpunkte für katholische Missionen, denen ein apostolischer Vicar vorsteht.

Den Engländern hatte Radama den prächtigsten Hafen der nördlichsten Ostküste, Port Louquez, mit dem nahe gelegenen Distrikte geschenkt. Die Königin Ranavalo(na) hat ihn wieder an sich genommen.

2. Die Südafrikanischen Inseln.

Wir fassen unter dieser bisher allerdings nicht üblichen Bezeichnung eine von Osten nach Westen zwischen 38 und 50° SB. gelagerte Inselreihe zusammen, welche, so lange die Inseln nach gewohnter Art in Verbindung mit den einzelnen Erdtheilen zur Betrachtung kommen, am zweckmäßigsten zu Afrika gerechnet werden. Sie sind allesammt gebirgig und vulkanischer Natur.

Unter 37° 38′ SB. und 95° 14′ OL. liegt die Insel Amsterdam, unter 38° 42′ 41,5″ SB. und 95° 10′ 36″ OL. St. Paul. Beide einsame Inseln, die ziemlich halben Weges zwischen dem Cap und Südaustralien liegen, sind am 17. Juni 1633 von Antonius van Diemen entdeckt und benannt. St. Paul hat etwa die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks und ist nichts als ein Vulkan, dessen kreisförmiger Krater ein ausgedehntes Seebecken darstellt, zu dem auf der Hypotenuse des Dreiecks ein schmaler Eingang führt. Das Klima ist gesund, aber zwei Umstände hindern eine zahlreiche Niederlassung: gänzlicher Mangel an Quellwasser und an Brennholz. Kein Baum und Strauch kommt wegen der heftigen Windstöße auf. Die Insel hatte 1854 vier Bewohner, einen französischen Seemann und drei Mulatten. Ihre kleine Ansiedlung befindet sich am Eingange des Bassins. Nicht blos Fische bieten reichlichen Unterhalt, sondern sorgfältig angelegte terrassirte Gärten an den Wänden des Kraters, in denen Weizen und europäische Gemüse lustig gedeihen. So kann man Tauschhandel mit vorbeikommenden Schiffen treiben, die hier anlegen, um zu fischen oder den Chronometer zu reguliren. Amsterdam ist ebenfalls vulkanischen Ursprungs und wird von einem einzigen 2600′ hohen Berge gebildet. Die Insel hat mehrere Quellen und kräftige Strauchvegetation, aber keine Häfen und sichern Ankergrund.[1])

Unter 46° 53′ SB. liegt Prinz Edwards-Insel und Marien-Insel. Die Küste besteht zum Theil aus schwarzen vulkanischen Klippen, auf denen sich Tausende von Pinguinen aufhalten. In der Mitte der Insel erheben sich Berge von bedeutender Höhe.

Die Crozetinseln, westlich Inaccessible Island oder Pinguininsel, auf allen Kanten ihrer zerrissenen und unzugänglichen

1) Die österreichische Novara-Expedition, welche vom 20. November bis 6. December 1857 auf St. Paul verweilte, giebt die Position der Insel an: 38° 42′ 55″ SB., 77° 34′ 9″ OL. Gr. Neu-Amsterdam: 37° 38′ 30″ SB., 77° 34′ 40″ OL. Gr. Das Plateau beider Inseln wird zu 700′, die höchste Erhebung zu 2784′ angegeben.

Ufer mit Pinguinen bedeckt, die Ostinsel, Possession Island, 46° 19′ SB., auf der Roß elf Leute fand, die schon drei Jahre sich vom Fange der Thranthiere nährten. Sie hatten fast ganz Lebensweise und Gewohnheiten der Eskimos angenommen.

Unter 48° 41′ SB. und 86° 42′ OL. liegt Kerguelensland, nach dem französischen Seefahrer, der es 1772 zuerst erblickte, genannt. Die 40 M. lange und 20 M. breite Insel besteht nur aus nackten, von Eisschollen umgebenen Felsen und Bergen bis 2500′. Nur Seevögel und die großen Thranthiere locken Walfischjäger (1843 gegen 600) in ihre Hafenplätze (namentlich den vortrefflichen Weihnachtshafen). Reiche Kohlenlager geben der Insel für die Zukunft vielleicht noch Wichtigkeit.

60 Meilen südöstlich von Kerguelensland, 53° 10′ SB., 90° 30′ OL., liegt eine in den letzten Jahren von verschiedenen Seefahrern gesehene oder besuchte und verschieden benannte Inselgruppe. Der Name Macdonald-Inseln ist der gewöhnlichste. Dr. Neumayer, der, von dem Könige von Bayern unterstützt, eine wissenschaftliche Reise nach Australien und den Südseeinseln unternimmt, sah sie im Januar 1857 von Norden, glaubte sie noch unentdeckt, und benannte sie deshalb König Max-Inseln. Vgl. Dr. Petermanns Mittheilungen 1858. S. 19.

In der Nähe der eben beschriebenen Inseln und zwischen ihnen, Madagascar und der Südspitze Afrika's giebt es noch eine bedeutende Zahl kleiner Inseln, Klippen, Bänke und Untiefen.

In der Mitte des südatlantischen Oceans liegt die einsame Inselgruppe Tristan da Cunha oder die Erfrischungsinseln, nach dem portugiesischen Entdecker (1506) benannt. Drei Inseln sind im Triangel gelagert: Tristan da Cunha ist die größte darunter. Sie besteht aus vulkanischem Gestein und ist eigentlich nur der Abfall eines erloschenen Vulkans, der bis zu 7800′ steigt. Die zirkelrunde Insel ist wohlbewässert, hat ein gemäßigtes, gesundes Klima, gehört unter die gesundesten Gegenden der Erde, und eignet sich als ein Platz zum Wassereinnehmen besonders für Seefahrer, die nach Indien oder Australien bestimmt, nicht am Cap anlegen wollen. Doch sind ihre Küsten nur unter großer Vorsicht zugänglich. Im Jahr 1811 nahm ein gewisser Jonathan Lampert mit mehreren Amerikanern die Insel als souveräner Herr in Besitz, gab aber sein Königreich bald wieder auf. Während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena hielt die britische Regierung die Insel besetzt; als sie 1821 verlassen werden sollte, erlangte der Corporal William Glaß und zwei Seeleute die Erlaubniß, sich dauernd auf der Insel niederzulassen. So entstand eine kleine Colonie, welche 1852 aus neun Familien oder fünfundachtzig Personen bestand, verschiedener Abstammung, aber jetzt durch und durch englischer Art und Sitte. Das kleine Gemeinwesen steht unter dem Schutze des Capgouverneurs, wurde in dem genannten Jahre noch durch den bejahr-

ten Glaß patriarchalisch geleitet, und genoß die Seelsorge eines Geistlichen der englisch-bischöflichen Kirche, welcher der Sittlichkeit der kleinen Colonie das beste Zeugniß gab. Die Niederlassung liegt an der Nordwestspitze der Insel, 37° 2′ SB. und 33° 48′ OL. an der Falmouthbai.

3. Westafrikanische Inseln.

Man kann unter denselben zwei Gruppen, eine südliche, spärlicher gesäete, am oder südlich vom Aequator, und eine reicher gestreute nördliche, nördlich vom Aequator unterscheiden. Nach einem andern Eintheilungsprincip zerfallen die Inseln in den Continent begleitende und entfernter liegende, oceanische.

Die südliche Gruppe besteht aus einer den Continent begleitenden Gruppe und zwei oceanischen Inseln. Sie sind allesammt vulkanischer Natur, und die Guineainseln und St. Helena in der Richtung des Vulkans im Camerongebirge geworfen.

a. St. Helena wurde von den Portugiesen unter Juan de la Nueva 1502 am Feste der heiligen Helena entdeckt und benannt, doch nicht besetzt, was bei richtiger Erkenntniß der bedeutsamen Lage zu verwundern ist. „Gott scheint," sagt João de Barros, der die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen geschrieben, „St. Helena zum Heile der Seeleute, welche aus Indien kommen, an diese Stelle gesetzt zu haben. Sie bietet das beste Wasser auf dem ganzen Wege, und man betrachtet die Schiffe, wenn sie einmal hier angekommen sind, für geborgen." 1650 kam die Insel in englischen Besitz und ist in demselben verblieben. Nur ist 1835 die Verwaltung von der ostindischen Compagnie auf die Krone übergegangen. Die Entfernung von der Küste des Continents beträgt über 200 M., der Flächeninhalt $5\frac{1}{2}$ □M. Dem nahenden Seefahrer tritt St. Helena als ein steiler, abschreckender Felsen entgegen. „Wie eine alte unförmliche Ritterburg steigt die Insel mit schroffen, wilden Umrissen aus dem Meere fast senkrecht. Nirgends eine Pflanzendecke, welche das rauhe Ansehn der Felsmassen milderte. Es ist ein Schauspiel, welches die Seele mit Grausen und Bewunderung erfüllt." In der That ist die Insel auch nichts als ein Basaltfelsen, mit Lava und zum Theil mit fruchtbarer Erde bedeckt. Die oberste Spitze, der Dianenpic, 2700′. Die höchsten Gegenden sind die fruchtbarsten und gesundesten, mit gemäßigtem Klima; die einzige Ebene ist ein Plateau von $1\frac{1}{2}$ Stunden im Umkreise. Die Thäler und Schluchten sind öde und leiden drückende Hitze. Auf der nordwestlichen Seite der Insel, an dem Ausgange solcher einklemmenden Schlucht, an dem einzigen Landungsplatze der Insel liegt die Hauptstadt Jamestown.[1]) Felsenzacken hängen zum Theil

1) In neuester Zeit haben sich die Termiten, welche erst durch Schiffe nach St. Helena gebracht sind, in solcher Weise dort vermehrt, daß von ihnen wenigstens die Hälfte der etwa 500 Häuser von Jamestown zerstört worden ist.

über die Häuser herüber. Oberhalb der Stadt auf steiler Höhe ein Castell, das nur mit Hülfe gespannter Seile erstiegen werden kann. Sonst giebt es auf der Insel nur zerstreute Höfe, und zusammen 3000 Einw., die Hälfte Neger. Das ganze Eiland, schon von Natur uneinnehmbar, ist von den Engländern zu einem Bollwerk umgeschaffen, das selbst Gibraltar übertreffen soll. Von jeder Felsenspitze blicken Befestigungen und Kanonen drohend auf das Meer herab.

Der Felsen von St. Helena ist durch den Aufenthalt des gestürzten Napoleon, vom 18. Oktober 1815 bis zum 5. Mai 1821, eine Erdstelle von hoher tragischer Bedeutung geworden. Dort verzehrte sich der „an den Felsen gefesselte Prometheus" in grollender Erinnerung und Hader, der ihm das Leben fraß. Longwood, ein Gehöfte auf der obern Hochebene, diente dem Kaiser zur Wohnung. Nach seinem eignen Wunsche wurde er in einem tiefen Thale, an der Quelle eines Baches, der sich durch wildes Gesträuch über Felsen stürzt und nach kurzem Laufe dem Meere zueilt, begraben. Das Grab war von Cypressen beschattet, mit einer Platte bedeckt. Im Jahre 1840 wurde die wohl erhaltene Leiche nach Frankreich geführt. Longwood ist jetzt wieder ein Wirthschaftsgebäude mit Vorrathskammern, Scheunen und Viehställen. In dem Zimmer, wo Napoleons Leiche stand, fand ein Reisender eine Dreschmaschine, in dem Sterbezimmer wurde Korn getrocknet u. s. w. Um diese liederliche Zerstörung anzuschauen, bezahlt man zwei Schillinge an den Pächter — eine Einnahme, welche die Regierung bei der hohen Pachtsumme ihm in Anschlag gebracht hat.[1])

b. Ascension, die Himmelfahrtsinsel, weil sie von Juan de la Nueva 1502 am Himmelfahrtstage gefunden wurde, ein vulkanisches ganz mit Lava bedecktes Eiland, dessen höchster Gipfel 2690′ steigt. Seit 1816 eine englische Niederlassung, die Walfischfängern und Ostindienfahrern als Erfrischungsstation dient. Georgstown an der Nordwestküste mit sicherm Ankerplatz. Die besten eßbaren Schildkröten der Welt, bis 700 Pfund schwer; noch vor wenigen Jahren wöchentlich gegen 150,000 Seevögeleier gesammelt. Ratten eine lästige Plage.

c. Die Guineainseln, in der Bai von Biafara, die lineare Fortsetzung des Camerongebirges, sind vulkanischer Natur, je ferner von der Küste, desto niedriger, und reich an den gewöhnlichen afrikanischen Produkten. Der Küste am nächsten liegt Fernando Po, eigentlich Fernão do Po, nach ihrem Entdecker (1471) benannt, fruchtbar, mit gutem Wasser und schönen Ankerplätzen. Im Innern hebt sich der

---

1) 1858 berichtet der Moniteur: „Der Kaiser hat den edlen Gedanken gehabt, Frankreich den Besitz der Wohnung, wo Napoleon I. sein Leben beschlossen, so wie den des Grabes, wo seine Asche ruhte, zu verschaffen. Unter Aneignung der erhabenen Fürsorge Sr. Kaiserlichen Majestät hat der gesetzgebende Körper zur Verfügung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einen Kredit von 180,000 Francs bewilligt. Die Erwerbung dieser werthvollen Ruinen ist jetzt eine vollbrachte Thatsache. Am 18. März 1858 hat ein Erlaß der Legislatur von St. Helena, der am 7. Mai von der Königin von England bestätigt ward, dem Kaiser der Franzosen und den Erben desselben auf ewige Zeiten das vollständige Besitzrecht der Domäne Longwood und des Grabes von Napoleon I. abgetreten. So also sind, Dank der eifrigen Mitwirkung der englischen Regierung, diese heiligen Stätten, wo sich ein mit keinem anderen zu vergleichendes Geschick erfüllt hat, fortan Frankreichs Eigenthum."

Clarencepic bis 10,000′ Höhe. Die Insel wurde 1778 von Portugal an Spanien abgetreten, von den neuen Besitzern nie dauernd colonisirt. Seit 1827 ist auf Fernando Po eine englische Niederlassung, Clarence Cove, mit der befestigten Landspitze Point William. Bei der Insel stationiren die englischen Kreuzer, welche auf Sklavenschiffe Jagd machen.

Die Prinzeninsel, 11 □M., hat eine kleine Stadt mit sehr gutem Hafen. Sie gehört wie die folgende den Portugiesen.

St. Thomas, 21 □M., am Feste des Apostels Thomas 1470 entdeckt, die größte der Guineainseln, fast unter dem Aequator, mit sehr hohen Bergen und äußerst fruchtbar. Die Stadt St. Thomas mit gutem Hafen, Sitz des Statthalters und des Bischofs, 3000 Ew., drei Kirchen. Beide portugiesische Inseln hatten 1854: 12,253 Einw.

Annobom (Gut Jahr, entdeckt 1471 zu Neujahr) mit Steilküsten und einem einzigen Landungsplatze, bei welchem eine Stadt liegt, wurde, wie Fernão, 1778 von Portugal an Spanien abgetreten.

Die beiden spanischen Guineainseln hatten 1849: 5590 Einw.

Wir schreiten weiter zu der nördlichen Gruppe.

d. Die Cap Verdischen Inseln, Inseln des grünen Vorgebirges, 70 M. von der senegambischen Küste, zusammen vierzehn mit 80 □M. Flächeninhalt, sind ebenfalls gebirgig und fruchtbar, wenn nicht, wie oft geschieht, die Regenzeit ausbleibt und eine mehrjährige Dürre, welche auch die sparsamen Quellen versiegen läßt, schreckliche Hungersnoth hervorruft. 1832 sollen nach dreijähriger Dürre 30—40,000 Menschen Hungers gestorben sein. Das Klima heiß und ungesund. Die Portugiesen, welche diese Gruppe 1446 entdeckten,[1]) sind noch jetzt die Besitzer. Die Zahl der Einwohner betrug 1854: 86,488 portugiesische Mulatten und Neger. Die Hauptinsel ist San Jago, 36 □M., 12,000 Einw. In der Hafenstadt Porto Praya wohnt der Gouverneur. Eine andere Stadt der Insel, Ribeira grande. Andere Inseln: die Salzinsel (del Sale), Bona Vista, Mayo, reich an Salzlagern, wie denn Steinsalz einen wichtigen Ausfuhrartikel der Gruppe bildet — San Nicolo, San Vincente, reich an Schildkröten, San Filippo oder Fuego mit einem thätigen Vulkan. San Antonio, Brava die südlichste Insel.

e. Die Canarischen Inseln liegen dem Continent am nächsten, und bestehen aus sieben größern und fünf kleinern Inseln, zusammen 160 □M. Sie waren den Alten bekannt. König Juba von Mauretanien (um 40 v. Chr.) beschrieb sie zuerst genauer und nannte sie Insulae fortunatae, die glücklichen Inseln.[2]) Und sie verdienen diesen Namen. Vulkanischer Natur haben sie überaus fruchtbaren Boden und ein herrliches Klima, welches Lieblichkeit mit gesunder Mäßi-

---

1) Cadamesto entdeckte in diesem Jahre vier Inseln.

2) Plinius kennt auch den Namen Canaria und leitet ihn von der Menge großer Hunde her.

gung vereinigt.[1]) Weil aber nichts Irdisches ohne Mangel und Plage, so bilden ab und zu eintretender Wassermangel, Orkane und Wolkenbrüche im Winter, Gluthwinde aus der Sahara mit Heuschreckenschwärmen die Schattenseite in dem schönen Bilde. Genueser sollen diese Inseln 1292 aufgefunden haben. Luis de la Cerda, ein Urenkel König Alfons X. von Castilien, wurde 1344 vom Papst Clemens VI. zu Avignon zum König der canarischen Inseln gekrönt, ohne je sein Königreich einzunehmen. Auch Robert von Bracamonte, dem Heinrich III. von Castilien die Inseln schenkte, ging nicht an die Besitznahme, sondern überließ seine Rechte seinem Vetter Johann von Bethencourt 1427. Dieser eroberte die Inseln Lancerota, Fuertaventura, Gomera und Ferro, und empfing sie von der Krone Castilien zu Lehen. Des noch nicht eroberten Teneriffa suchte sich Portugal, doch vergeblich, zu bemächtigen. Seit 1478 beginnt spanische Eroberung, die Inseln Bethencourts kaufte Ferdinand der Katholische dem Dynasten Didaco Herrera für 15,000 Ducaten ab; sie heißen noch jetzt die herrschaftlichen Inseln und gehören großen spanischen Grundbesitzern. Die Spanier sind auch heute noch die Herren der Inselgruppe und rechnen sie zu ihren europäischen Besitzungen. Sie bilden ein eignes Gouvernement und eine bischöfliche Diöcese. Vor den europäischen Ansiedlern ist das eingeborne mit den Berbern verwandte Volk der Guanches, welche die Spanier hier vorfanden, lange gewichen und ausgestorben. Sie waren ein Stamm mit nicht unbedeutender Cultur und reiner Sitte. Die Leichen wurden balsamirt, in Ziegenhäute genäht, in Särge aus einem Stein gelegt und in Grotten beigesetzt. Man denkt an ägyptischen Brauch. Auf Lancerota haben sich Bauten erhalten, die an ähnliche Monumente in Schottland, Peru und China erinnern.

Jetzt sind die 240,000 Einw. in 121 Gemeinden getheilt; hauptsächlich spanischer Abkunft, aber gemischt mit normannischen und flandrischen Elementen, mit Guanchen und Negern.

Die fruchtbare Gruppe bringt die gewöhnlichen afrikanischen Produkte in Fülle hervor. Als Ausfuhrartikel ist besonders Wein (Malvasier, Canariensect) wichtig. Auch wird Zucker, Baumwolle, Seide, Orseille oder Färberflechte (Roccella tinctoria), Cochenille gewonnen. 1852 wurden die Inseln für Freihäfen erklärt. Der Canarienvogel (Fringilla canariensis), ein Vetter von unserm Sperling Finken u. s. w., mit graugrünem Gefieder, lebt hier wild und wurde im 16. Jahrhundert zuerst nach Europa gebracht.

Teneriffa, ein ungeheurer Trachytkegel, ist die größte der Canarien, 41 □M., 85,000 Einw. In ihrem südlichen Theile erhebt sich der stets dampfende Vulkan Pico de Teyda 11,408′; auf einem abgeplatteten mit einem fast eine halbe Meile breiten Gürtel von Fels-

1) A. v. Humboldt: „Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa und Madeira.“

blöcken und losen Steinen umgebenen Gipfel steigt eine noch 4000′ hohe zuckerhutförmige Pyramide, der **Piton** auf, die vom November bis zum April eine Schneedecke trägt. Seit Tausenden von Jahren kennt man keinen Ausbruch dieses obersten Kegels, wohl aber Ausbrüche zur Seite, wie noch 1798 ein solcher stattfand. Der Berg wird gewöhnlich von dem im Taoro=Thale reizend liegenden Orotava aus erstiegen. Man sieht auf diesem Wege sich zunächst von der dieser geographischen Breite entsprechenden subtropischen Vegetation, der die Cultur die gewöhnlichen südeuropäischen Gewächse zugesellt hat, umgeben; darunter zeichnet sich im Garten der Casa Franqui ein ungeheurer uralter Drachenbaum (Dracaena Draco), den schon die Guanchen als heilig verehrt haben, und die Gefährten Bethencourt's anstaunten, vorzüglich aus. Sechzehn Schuh im Durchmesser haltend trägt er noch immer Blüthe und Frucht. Nach einem Aufsteigen von etwa einer Stunde folgt ein Wald von Kastanienbäumen mit Unterholz von einer baumartigen Heide. Hier befindet man sich auf dem Plateau der Centralgebirgskette von Teneriffa, und sieht keine andern Steine als Lava und Bimsstein. Weitere zwei Stunden führt der Weg aufwärts über grüne Hügel, die aber je höher hinauf, desto mehr von Erde entblößt erscheinen, womit das Zurücktreten der Bäume und Sträuche gleichen Schritt hält, die mehr und mehr einer Art Ginster (retama) Platz machen, die sich allerdings noch zu einer ansehnlichen Höhe, bis gegen 9′, erhebt. Nach mehrstündigem weiterem Aufsteigen an jähen Lavaabhängen, die mehr und mehr mit Asche und Bimsstein bedeckt erscheinen, wird eine ungeheure Ebene, die Ginsterebene (Llano de las retamas) erreicht, nach ihrer einzigen Pflanzenbekleidung genannt. Diese Höhe beträgt 8000′, und hier haust eine wilde dunkelbraune Ziege, die von den Jägern aufgesucht wird. Durch enge Schluchten wird bis 9000′ zu der sogenannten **Herberge der Engländer** (estancia de los Ingleses) weiter gestiegen, einer Art Höhle, wo übernachtet zu werden pflegt. Weiter geht es sehr steil zwei Stunden lang nach einer kleinen Ebene, die **hohe Aussicht** (alta vista) genannt, 9700′ hoch. Von hier holen die Schneehändler mit ihren Maulthieren aus einer Höhle den Schnee herab. Nun beginnt die von aller tragbaren Erde entblößte, nur mit Lava bedeckte Gegend, das **böse Land** (mal pais). Noch einige Stunden beschwerlichen Aufsteigens und es breitet sich eine kleine Ebene, gegen 11,000′ hoch, aus deren Mitte sich der eigentliche Pic erhebt, auf den in etwa einer halben Stunde zu gelangen ist. Der Krater ist oval, hat nur etwa 300′ im Durchmesser, mit zackigen zerrissenen Wänden. Dämpfe dringen überall aus kleinen Spalten hervor, und der Boden ist von ihnen mit Schwefel überzogen. Die Aussicht vom Pic ist bei der reinen durchsichtigen Luft überaus köstlich. Man sieht vor sich in glänzender Farbenpracht ganz Teneriffa, als ob die Gegenstände in größter Nähe wären; man unterscheidet nicht nur Dörfer, Gärten, Weinberge u. s. w., sondern auch die einzelnen Häuser und

Bäume, selbst das Segelwerk der Schiffe. Weiter überfliegt der Blick die ganze Gruppe der Canarien, und sieht endlich ringsum den Himmel in den Ocean herabsinken.[1])

Die Westküste von Teneriffa ist die schönste und lieblichste. Der Strand mit Dattel= und Kokospalmen geschmückt. Höher aber contrastiren Gruppen von Musa und Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzelnen Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Cactus und Agave geschieden. Eine unzählige Menge von Farrenkräutern bedeckt die durch klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Ich habe, setzt A. v. Humboldt hinzu, in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mejico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Hauptstadt und der Haupthafen aller Inseln ist Santa Cruz de Santiago), 10,000 Einw. Auf einer schmalen, sandigen Küste erheben sich Häuser von blendender Weiße mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas an schroffen und schwarzen Felsenwänden. Der Hafen ist von einem schönen Damm eingefaßt, und die Alameda (Promenade) mit Pappeln besetzt. Zwei Forts, San Miguel und Paso alto. Orotava liegt an der Nordküste am steilen Abhange eines Hügels, 1020′ über dem Meere, mit einem Hafen darunter. Die größte Stadt der Insel ist die Binnenstadt (San Cristoval de) Laguna auf einer Basalthöhe, unter lieblich gemäßigter Luft, zwischen prächtigen Gärten und Wäldern, aus denen zahlreiche Kapellen (ermitas) hervorschauen. 10,000 Einw. Im Innern ist die Stadt verfallen und gegen frühern Glanz verödet.

Auf der Insel Gran Canaria, 30 □M., die an Fruchtbarkeit, Bevölkerung und Flächeninhalt Teneriffa wenig nachsteht, die Hauptstadt Ciudad de las Palmas mit dem obersten Gerichtshofe der Insel. Ferro oder Hierro liegt $\frac{1}{2}$° westlich vom Nullmeridian,[2]) 3 □M., 5000 Einw. Hauptstadt Valverde. Palma, mit der Hauptstadt Santa Cruz, zugleich der größten Stadt der Gruppe, 12,000 Einw., Sitz des Bischofs. Gomera mit der Stadt San

1) Seb. Münster: Die Insel Teneriffa mag gesehen werden wol 50 Teutscher Meilen weit, also hoch richt sie sich auff in Himmel, und das von einem trefflichen Felsen, der steigt ob sich gleichwie ein kegel, und wie man davon schreibt, ist er wol 8 oder 9 Teutscher Meilen hoch. Es schleit auch stäts eine Flamme darauß gleichwie aus dem Berg Etna.

2) Auf diesen 20° westlich von Paris angenommenen Nullmeridian sind, wenn nichts Besonderes bemerkt wird, alle angegebenen Längen zu beziehen.

Sebastian. Alle diese westlichen Canarien sind hoch, bewaldet und wohl bewässert; die östlichen Lancerota (Stadt Teguisa) und Fuertaventura (Stadt Santa Maria de Betancuria) haben große Ebenen, wenig hohe Berge und sparsame Bewässerung, und bis auf das Kameel hin, das hier seinen westlichsten Verbreitungspunkt erreicht, Aehnlichkeit mit dem afrikanischen Continent.

f. Die Insel Madeira, dem König Juba mit Porto Santo vielleicht unter dem Namen der Insulae purpurariae bekannt, wurde 1419 von den Portugiesen João Gonçalves und Tristão Vaz entdeckt,[1]) und weil sie ganz mit Wald bestanden war, Madeira, d. i. Holz, genannt, „deß dichter Hain den Namen ihm verliehen" (Camoens in den Lusiaden). Die üppige Waldung wurde von den Entdeckern zum Behuf des Anbaues weggerodet; sieben Jahre soll das Niederbrennen, dem hernach kein Einhalt zu thun war, gewährt haben. Dafür wurden Reben aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien angebaut. Beides gedieh trefflich in dem fruchtbaren Boden. Die 16 □M. haltende Insel ist ein ausgebrannter Vulkan, der sich in seiner höchsten Spitze, dem Pico Ruivo, zu 5685′ hebt, mit von Gießbächen eingerissenen Schluchten und tiefen Thälern, und einer besonders auf der Nordseite reichlichen Bewässerung. Die üppige Vegetation zerfällt nach der Höhe in verschiedene Zonen. Zu unterst und zwar in überwiegend größerer Ausdehnung auf der Südseite breitet sich der Weinbau aus; unter den über Schilfrohr gezogenen Ranken sind die Beete aller übrigen Culturpflanzen, wie Zuckerrohr, Kaffee u. s. w. Es werden jährlich 30,000 Faß zu 240 Maß Wein gewonnen; die Hälfte geht nach England. Die beste Sorte, Dry Madeira, wird aus den reifsten, fast trocknen Trauben gefertigt. Die Traubenkrankheit hat auch hier in den letzten Jahren viel geschadet. Ueber die Rebe, von 1000 — 2000′, ziehen sich die Wälder der zahmen Kastanie, dann folgt die Region des Lorbeers und darüber, aber nur auf der Nordseite, die Matoregion, die Region baumartiger Eriken, Vaccinien und Genisten. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühling, darum hier ein viel besuchtes Sanatarium für Brustkranke. Die Zahl der Einwohner betrug, die später zu nennenden Inselchen eingerechnet, 1854: 107,088, darunter an 300 Engländer. Der Handel vornehmlich in englischen Händen. Auf der Südseite hebt sich im Hintergrunde einer durch vier Forts und vorspringende Felsen vertheidigten, aber für Schiffe unsichern Bai amphitheatralisch die Hauptstadt Funchal den Berg hinauf.[2]) Sitz des Gouverneurs und des Bischofs. 25,000 Einw. Besuchter Erfrischungsort für Ostindienfahrer. Kathedrale und englische Kirche.

1) Nach einer nicht zuverlässigen Nachricht soll ein englisches, vor abneigenden Eltern fliehendes Liebespaar, Robert Macham und Anna Dorset, in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach Madeira verschlagen sein.

2) „Endlich sahen wir," erzählt ein Seefahrer, „auf einer grünen Bergseite einige weiße Flecke, wie aus Gnade geworfene Austerschalen, und dies war Funchal. Je weiter wir vorruckten, desto mehr tauchte die Stadt mit ihren weißen, blendenden Häusern empor, umgeben von unzähligen Villen und ländlichen Gehöften."

Nördlich von Madeira liegt die kleine, 1418 aufgefundene Insel Porto Santo mit spitzigem Berggipfel und gleichnamigem Hauptorte, 1800 Einw. und Dos Santos, drei Inselchen mit 600 Einw.; südlich die unbewohnten Salvagesinseln.

Die Azoren, welche Europa näher als Afrika liegen, und von ihren Besitzern, den Portugiesen, stets zu Europa gerechnet sind, welche Natur und Produkte der pirenäischen Halbinsel theilen, zu Afrika zu rechnen, ist nicht der geringste Grund vorhanden. Uns mögen sie an dieser Stelle nur noch mit ihren von Westen her anschwimmenden Zweigen und Geräthen, wie einst dem Colon, nach der neuen Welt im Westen weisen. Nach Westen wies auch die kolossale Reiterstatue, welche, der Sage nach, die ersten Ansiedler fanden.

Viertes Capitel.

Amerika.

§. 1. Die Entdeckung.

Obgleich darüber nie ein Zweifel stattfinden konnte, daß unsere Kenntniß von Amerika sich seit der Entdeckung dieses Erdtheils durch Columbus datirt, so giebt es doch verschiedene Meinungen in Betreff einer oder mehrerer früherer Entdeckungen Amerika's, wovon die Kunde später wieder in Vergessenheit gerathen wäre.

Zunächst ist behauptet worden, daß schon die Alten Kunde von Amerika gehabt hätten. Nun finden sich allerdings bei griechischen und römischen Schriftstellern verschiedentliche Erwähnungen von Inseln, außerhalb der Säulen des Hercules gegen Westen gelegen. Am berühmtesten darunter ist die Insel Atlantis geworden, von welcher nach Plato's Angabe Solon in Aegypten Kunde erhalten haben soll. Man begreift aber leicht, daß, wenn wirklich im Alterthume irgendwo eine thatsächliche Wissenschaft von einem im fernen westlichen Ocean gelegenen Lande vorhanden war, dies nicht wohl bei den Aegyptern der Fall sein konnte, die zu Solons Zeit kaum aus ihrer gänzlichen Abgeschlossenheit herausgetreten waren und von Seefahrt nichts verstanden, so daß die ägyptischen Könige sich phöniciischer Schiffe bedienen mußten. Weit größeren Anschein von Wirklichkeit würde die Sage von der Insel Atlantis haben, wenn ihr Ursprung von den Phöniciern oder Karthagern hergeleitet würde; als von den Aegyptern ausgegangen kann man sie aber kaum für etwas anderes halten, als für ein Erzeugniß wissen=

schaftlicher Speculation, in sofern immer höchst beachtenswerth, aber keineswegs ein Beweis wirklicher Kunde von dem westlichen Erdtheile. Von anderen Schriftstellern wird nachher auch wirklich die Kunde von westlichen Inseln auf die Phönicier und Karthager zurückgeführt. Ein Schiff wurde außer den Säulen des Hercules nach einer weit entfernten großen Insel getrieben. Sie hatte große Flüsse und dichte Wälder. Die Karthager schickten eine Colonie dorthin. (Haiti oder Brasilien?) Mit Gewißheit läßt sich freilich aus diesen und ähnlichen Mittheilungen und Andeutungen noch nicht der Schluß ziehen, daß Amerika den Alten bekannt gewesen sei.

Dagegen sind dem germanischen Stamme Stücke von Amerika seit dem 10. Jahrhundert bekannt gewesen. Island wurde in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts von Norwegen aus colonisirt und der Mittelpunkt einer hohen Cultur, der Ausgangspunkt neuer Entdeckungen. Von Island setzte Erik Randa 932 oder 982 nach Grönland über; es entstand dort eine christliche Colonie, welche 2600 Pfund Walroßzähne nach Rom lieferte, 16 Kirchen, 2 Klöster, 100 Weiler und 2 Städte zählte, und unter einem eigenen Bischof stand, der in Garde residirte und eine dem heiligen Nikolaus geweihte Kathedrale hatte. Die bei weitem meisten Niederlassungen lagen auf der Ostküste, vier auf der Westküste. Von dort aus fanden Bjarn und Leif Hallyland, Markland und das an Reben reiche Vinland, wahrscheinlich Labrador, die Gegend um die Mündung des St. Lorenz und des Hudson, wenn nicht noch südlichere Striche. Denn altgermanische Runensteine gehen weit an der amerikanischen Ostküste nach Süden. In Vinland predigte Bischof Erik das Evangelium. Die blühende grönländische Colonie wurde 1349 oder 1379 durch Einfälle der Eskimos, durch den schwarzen Tod und den Anfall einer feindlichen Flotte, deren Ausgangspunkt unbekannt ist, zerstört. Im 15. Jahrhundert mögen noch Reste der Colonie vorhanden gewesen sein, aber unter den Stürmen der Reformation und der geänderten Dynastie hatte man im Mutterlande Grönland vergessen. Erst 1578 sandte König Friedrich II. von Dänemark Magnus Hennigsen aus, um die alten Colonien aufzusuchen. Die Unternehmung führte nicht zum gewünschten Ziele.

Die Behauptung Deguigne's des Aeltern, daß die Chinesen seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. Amerika gekannt hätten, erweist sich der neuern Forschung nicht als wahrscheinlich.

Der Genuese Cristoforo Colombo, von den Spaniern Colon, bei uns (wie schon bei Seb. Münster) gewöhnlich Columbus genannt, ist für uns jedenfalls der wirkliche Entdecker Amerika's. Geboren 1445, seit dem vierzehnten Jahre Seemann, kam er, durch der Portugiesen Ruhm gelockt, 1477 nach Lissabon, wo er sich mit einer Portugiesin verheirathete. In dem genialen und vielgereisten Manne, der zugleich in der Geographie, Mathematik und Astronomie für damalige Zeit ungemeine Kenntnisse besaß, entstand der welthisto-

rische Gedanke, daß man auf der kugelförmigen Erde nach dem östlich gelegenen Indien gelangen müsse, wenn man nur weit genug nach Westen vordringe. Dieser Gedanke allein mußte im Stande sein, ihn zu den langwierigen Anstrengungen zu begeistern, welche ihm die Ausführung seines Planes kostete; Anregung sollen die Papiere seines Schwiegervaters, der 1430 Porto Santo colonisirt hatte, und Berichte von der Isländer Fahrten geboten haben. Nachdem Columbus vom portugiesischen Hofe, dem er zuerst seinen Plan vorlegte, hintergangen,[1] dann vom spanischen lange Zeit hingehalten war, so daß er schon die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben mit dem englischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft hatte, gelang es ihm endlich im Jahre 1492, drei kleine Schiffe von Spanien zu erhalten, mit denen er am 3. August aus dem Hafen von Palos in Andalusien unter Segel ging. Nach einer glücklichen Reise, deren durch die Kleinmüthigkeit des Schiffsvolkes hervorgerufene Gefahren gewöhnlich sehr übertrieben dargestellt sind, gelangte er am 12. October an die Insel Guanahani (?) in der Bahamagruppe, und entdeckte somit einen neuen Welttheil, während er glaubte, eine dem östlichen Asien vorliegende Insel erreicht zu haben. Auf derselben Reise fand er noch Cuba und Haiti. Auf Ansuchen des spanischen Hofes zog jetzt Papst Alexander VI. am 4. Mai 1493 eine Demarcationslinie 100 Seemeilen westlich von den Azoren von Pol zu Pol; was dieser Linie östlich läge, sollte den Portugiesen, was westlich den Spaniern gehören. 1494 wurde die Linie auf 370 Seemeilen hinausgerückt. Auf einer zweiten im Jahre 1493 angetretenen Reise entdeckte der jetzt mit Ehren überhäufte Colon[2]) die caribischen Inseln, dann Portorico und Jamaica. „Jeder Tag," schreibt Peter Martin von Anghiera (Petrus Martyr), „bringt uns neue Wunder aus jener neuen Welt. Wer von uns mag nun noch heut zu Tage über die Entdeckungen staunen, welche man dem Saturn, dem Triptolemus und der Ceres zugeschrieben hat?" Immer noch eine Durchfahrt suchend, um an das feste Land von Asien zu gelangen, fand er auf einer dritten Reise 1498 das Festland von Südamerika an der Orinocomündung, als erster Entdecker auch des neuen Continents. Mittlerweile hatten schon die Gebrüder Cabot 1497 mit englischen Schiffen in den nordamerikanischen Gewässern Newfoundland entdeckt, und 1499 kamen Alonzo de Ojeda und der Florentiner Amerigo Vespucci an das Festland von Nordamerika, darauf 1501 nach Brasilien, wohin das Jahr vorher schon der Portugiese Cabral, den der Sturm von seiner beabsichtigten Fahrt um Afrika verschlagen hatte,

1) Die ganz allgemein verbreitete Angabe, daß Columbus auch seiner Vaterstadt Genua Vorschläge gemacht habe, ist ungegrundet. Sein Sohn, Fernando Colon, der die Geschichte seines Vaters schrieb, weiß nichts davon. Nachfolgenden Schriftstellern mochte ein solches Anerbieten allerdings natürlich scheinen; aber Columbus wußte gewiß sehr wohl voraus, daß er in Genua nichts erreichen konnte.

2) Seb. Münster, der einen alten Entdeckungsbericht über die „Neuen Inseln, die hinder Hispanien, schier auf halbem Weg zwischen Hispanien und Indien liegen, mittheilt, bemerkt wunderlich genug: „Der König gab auch dem offtgenannten Columbo einen andern Namen, daß er seiner wunderbaren thaten halben fürthin sollt heißen Admirans, d. i. ein Verwunderer."

gelangt war. Auf einer vierten Reise 1502 fand Columbus, fortwährend um eine Durchfahrt nach Indien bemüht, die Küsten von Honduras, Costarica und Veraguas. Der große Mann starb, mit Undank gelohnt, den 20. Mai 1506. Pinzon und de Solis erreichten 1506 Yucatan, Ponce de Leon 1512 Florida; Balboa erreichte zuerst 1513 über den Isthmus von Panamá den großen Ocean, und Magelhaens endlich 1520 das lange verfolgte Ziel, den westlichen Seeweg nach Indien, durch die nach ihm benannte Straße. Eine ähnliche Durchfahrt im Norden wurde damals und bis in die neueste Zeit vergeblich gesucht. Die nordöstlichen und nordwestlichen Küsten Nordamerika's wurden erst im 17. und 18. Jahrhundert genauer erforscht, und erst in diesem Jahrhundert sind die eigentlichen Nordküsten unserer Kenntniß aufgeschlossen, und erst in diesem Jahrzehnt durch M'Clure, den glücklichsten unter vielen kühnen Forschern, die lange gesuchte Durchfahrt nördlich über Amerika hin aufgefunden.

Seinen Namen erhielt Amerika nach dem oben erwähnten Florentiner Amerigo (Ammerico, Almerich) Vespucci, der von 1499 mehrere Reisen in Amerika machte und seine Entdeckungen beschrieb, durch welche Beschreibungen das neue Land außerhalb Spaniens zuerst bekannter wurde. So kam es, daß der Kosmograph Martin Waldseemüller (Hylacomylus) nach Vespucci's († 1505) 1507 zuerst den neuen Erdtheil Terra America nannte und daß dieser Name den sonst allein üblichen „Neue Inseln" allmählig überwand. Eine Zeit lang hat Vespucci's Name jedenfalls Colon's Verdienst verdunkelt, wie solches z. B. aus Seb. Frank's Schilderung hervorgeht: „America, die neüw welt, oder der vierdt teyl der welt gnant, hat von yrem erfinder Americo Vespucio den nammen, vnd wirt nit vnbillich (seittemal sy allenthalb mit mör beschlossen wirt, ein Insel genant. Ist aber Ptolomeo vnd andern alten, von wegen seiner weitten gelegenheit vnbekant bliben, von Americo Vespucio erst Anno. M.cccc.xcvij. auß geheyß des Künigs von Castilie neüwe landt vnnd Inseln zu erfahren vnnd finden außgeschickt, gefunden, vnnd von seiner größe wegen die Neüw welt genant, dann sy hat überzwerch nach der breytte v. hundert vnd. xxv. Teütscher meil, nach der länge aber. vij. hundert vnd fünffzig Teütscher meil. In diser Insel oder welt gehn die einwoner aller ding nackend herein, eins teyls darinn seind greüliche leütfresser, fast gutte schützen, vnd in beden geschlechter fürtreffenliche gutte schwimmer, haben weder Künig noch Herren, seind derhalb niemant gehorsam dann jnen selber, die frummen leben nach dem gsatz der natur, haben weder eysen noch andere metall, sunder jr pfeil vnd waffen wapnen sy mit beyn der fisch vnd ander thier, wissen von keiner andern welt, kriegen auch wider niemant, dann etwan selbs vnder einander."

Wundersam sind in der Entdeckung des vierten Erdtheils die Signaturen zweier ganz verschiedener und weit aus einander liegender Perioden der Geschichte in einander geflossen. Die eine tönt nach, die

andere klingt vor. Colon selbst steht ganz und gar in kindlicher Gläubigkeit des Mittelalters. Durch den Glauben, dessen Reich und Gewalt weit über das Gebiet der Religion hinaus reicht, hat Colon Amerika gefunden, und er wollte es nur finden, um mit den geträumten Schätzen Indiens das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. An seine Sohlen hat sich dann aber gleich das Geschlecht geheftet, das in Amerika üppig fortgewuchert hat; das zu dem Goldklumpen spricht: Du bist mein Trost! — und mehr als irgend ein anderer Theil der Erde ist Amerika aufgegangen in materiellen Interessen, im Mammonismus, der in der Larve religiöser Idealität sich desto widerlicher ausnimmt.

§. 2. Räumliche Dimensionen. Allgemeine Charakteristik.

Die Westfeste zerfällt in zwei nach Gestaltung und Flächeninhalt ziemlich gleiche, aber sonst sehr verschiedenartige Hälften, welche durch eine isthmische Verengung oder eine Landbrücke vereinigt, durch ein östlich dieser Landbrücke gelegenes Mittelmeer (Antillenmeer, mexikanischer Meerbusen, caribisches Meer) geschieden und doch wieder durch die durch das Meer gespannte Inselkette verbunden sind. Nach der S. 135. berührten Hypothese über das Bildungsgesetz der Landmassen bilden diese Hälften zwei Erdtheile, welche Zeune Amerika und Columbia nannte. Die südliche Hälfte ist um 20 Längengrade weiter nach Osten gerückt als die nördliche. Beide sind der Gestalt nach Dreiecke, die nicht mit Seite an Seite einander nahe gebracht sind, nicht die Entwickelung einer Gruppe, sondern einer Linie bilden. Jedes Dreieck streckt eine Winkelspitze nach Süden und eine Seite nach Norden.

Wir betrachten zuerst beide Hälften als zu einem Erdtheil zusammengefügt.

Seine Größe, zu 700,000 □M., und mit allen vorgelagerten Polarinseln noch höher, etwa auf 750,000 □M., angeschlagen, steht nur der von Asien nach. Der nördlichste bestimmte Punkt ist die Roddbai an der Halbinsel Boothia Felix, 73° 54′ NB., 73° 30′ WL., der südlichste Punkt des Festlandes Cap Forward (vorderstes oder äußerstes Vorgebirge), von Thomas Cavendish am 14. Januar 1587 umschifft und benannt, 53° 53′ 43″ SB., 53° 38′ 17″ WL.[1]) Gewöhnlich wird als Südpunkt der südlichste Punkt des vorgelagerten Feuerlandsarchipels angegeben, das Cap Hoorn, 55° 58′ 41″ SB., 49° 36′ 2″ WL., von le Maire und Schouten nach der Stadt Hoorn in Nordholland genannt, wo ihr Geschwader ausgerüstet war. Der östlichste Punkt ist Cap Branco an der

---

1) Schon seit 1600 kommt der leicht veränderte Name Froward „das trotzige," vor

Küste von Brasilien, 7° 8′ 22″ SB., 17° 7′ 58″ WL., der westlichste das Cap Prince of Wales an der Behringsstraße, 65° 33′ 30″ NB., 150° 19′ WL. Die größte Ausdehnung der von Nordnordwest nach Südsüdost gerichteten Längenaxe beträgt 2000 M. und geht durch 125 Breitengrade, etwa einer Linie von Gibraltar bis zur Behringsstraße gleich; die größte Breite des südlichen Dreiecks 600 M., des nördlichen 860 M. Der ganze Erdtheil dehnt sich zwischen 134 Graden der Länge und 126 Graden der Breite. Aus diesen Angaben erhellt, daß Amerika im Gegensatz zu der in die Breite gedehnten Ostfeste die Welt der Meridianausdehnung genannt werden muß. Wie eine große gegliederte Scheide liegt es im Weltmeer und scheidet die Becken des großen und atlantischen Oceans von einander. Kein Theil des Innern ist weit von einer Seeküste entfernt, überall gewährt die neue, die oceanische Welt dem Ocean Zutritt und Einfluß. Wie kein andrer Erdtheil streckt sich Amerika durch alle Zonen, wie kein andrer nähert es sich, die vorgelagerten Inselländer im Norden eingerechnet, beiden Polen. Doch gehört die größte Landmasse der nördlichen Hemisphäre, der gemäßigten und der heißen Zone an. Die Festlandtheile, welche am reichsten gesegnet sind, liegen unter den Tropen. Im Vergleich mit der alten Welt ist die neue durchschnittlich eine tropische Welt.

Was die Stellung zu andern Erdtheilen angeht, so nähert sich Amerika am meisten Asien in der Behringsstraße; eine große Halbinsel dehnt sich hier dem Festlande der alten Welt entgegen, und die Aleuten bilden insularische Verbindung. Aber weiter südwärts entfernen sich die Küsten beider Erdtheile in immer zunehmendem Maße von einander. Die Entfernung zwischen der Insel Grönland und Norwegen beträgt 200 M., und Island liegt wie eine Station dazwischen. Das Festland, und im Besondern die Halbinsel Labrador, ist etwa 450 M. von Irland, und das Cap San Roque 400 M. von der Sierra-Leona-Küste Afrika's entfernt. Der Weg ist durch isolirte Inselchen und Klippen bezeichnet. Der Ansicht,[1]) daß Amerika unter den Erdtheilen der neueste sei, daß die Ueppigkeit der Vegetation, die ungeheure Wassermenge der Ströme, die Unruhe mächtiger Vulkane, die stets athmende und noch nicht ganz abgetrocknete Erde einen dem chaotischen Primordialzustande nähern Erdtheil andeute — tritt A. v. Humboldt mit Bestimmtheit entgegen.

Die Länge der Küsten des Erdtheils beträgt (ohne die Inseln) 9400 M., so daß auf 70 □M. eine Meile Küste kommt. Man rech-

1) Wie sie z. B. v. Zimmermann vorträgt: „Die Natur aller organisirten Wesen von Amerika deutet dort auf eine jüngere noch schwächlichere Entwickelung. Hievon überzeugte uns dann noch deutlicher der Vergleich der am reichsten ausgestreuten Erdgürtel beider Welten. Später als unsere Erdhälfte ging daher wohl jene aus den Gewässern hervor; später ward sie von Menschen bevölkert. Diese traten dort in feuchtes Klima; sie traten auf einen noch nicht hinreichend ausgetrockneten Boden. Ihre Natur selbst fühlte bald hievon den Einfluß, und es scheint, als ob nur erst nach vielen Jahrhunderten die stärkere Ausdünstung, die Rückkehr der Kräfte und Talente unsers Geschlechts dorten bewirkte.“

net auf das östliche Eismeer etwa 750 M., auf den großen Ocean 3500 M., auf den atlantischen Ocean 5100 M. Umgekehrt wie in der alten Welt ist die Ostküste die am meisten gegliederte, die Westküste die weniger entwickelte. „Es ist, als ob Amerika seine Arme nach Osten ausstreckte, um sich hier die Cultur zu holen, die es sich allein nicht zu geben vermochte." Und gewiß steht Amerika trotz der bedeutenden Annäherung an die Ostküste der alten Welt doch weit mehr mit der Westküste derselben in Verbindung, sowohl weil seine Westseite von der Ostseite Asiens divergirt, dagegen seine Ostseite mit der Westseite Europa's einen gewissen Parallelismus zeigt, sondern auch weil besonders seine Nordostseite durch Buchten, Häfen, Inseln am vollständigsten entwickelt ist, und ihre Verbindung mit der europäischen Culturseite der alten Welt durch günstige Meeresströmungen und analoge Temperaturverhältnisse erleichtert wird. „Vor allem zeigte sich der nördliche Continent für die europäische Cultur empfänglich, die hier keine Hindernisse auf ihrem Wege gegen Westen und Norden fand. Dieser nördliche Continent wurde aber zugleich der Vermittler einer höhern Cultur für den südlichen Nachbarn. Denn während die südlichen Halbinseln Asiens, wenigstens die westlicher gelegenen, sich in den menschenleeren indischen Ocean erstrecken, die südlichen Halbinseln Europa's aber eine meist unwirthbare Küste zum Gegenlande haben, ist die Südküste Nordamerika's auf die Verbindung mit den von der Natur reich ausgestatteten Antillen und dem ganzen hinter ihnen gelegenen Südamerika angewiesen. Wenn daher in der alten Welt der Gang der Cultur von Osten nach Westen gerichtet war, folgt sie in der neuen Welt zugleich der entgegengesetzten Richtung nach Norden und Süden, also der des Erdtheiles selbst."

Der innere Gliederbau der neuen Welt ist ein sehr einfacher. Beiden Hälften liegt nämlich zu Grunde die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, nur ist das nordische Dreieck durch den mexikanischen Golf eingerissen und hat so vielmehr die Gestalt eines Trapezes erhalten. Beide enthalten einen Theil, der ihre Grundgestalt in verjüngtem Maßstabe wiederholt, Nordamerika das trapezförmige Labrador, das durch die Hudsonsbai von ihm abgerissen ist, Südamerika das herzförmige brasilische Bergland. Die Hypotenuse ist bei beiden dem großen Ocean, die Spitze des rechten Winkels dem atlantischen Ocean zugekehrt. Im Norden eines jeden Dreiecks ein Archipel, die Polarinseln und Westindien. In beiden Dreiecken ziehen die höchsten Gebirge, welche, dem Charakter des Erdtheils getreu, Meridianketten sind, im Westen. Der Osten hat nur niedrigere, isolirte Systeme aufzuweisen; die Form der Ebene und Steppe herrscht in kolossaler Dehnung vor. Die Entwickelung der Uebergangsformen, der Terrassen- und Stufenländer ist eine geringe. Hoch- und Tiefland liegen als unausgeglichene Gegensätze unmittelbar neben einander. Die nach Osten oder Südosten gerichteten Ströme sind die wasserreichsten, die verzweigtesten und längsten der

ganzen Erde, haben aber bei dem Fehlen der Stufenländer eine einförmige, zum Theil so unausgebildete Stromentwickelung, daß sie bei mangelnden Wasserscheiden permanent oder periodisch in einander übergehen. Die Gruppe der kanadischen Seen enthält die größten Seen der Welt und die größte vereinigte Menge süßen Wassers der sämmtlichen Festlande. Ueberhaupt ist Amerika der Erdtheil des Wasserüberflusses, der Regenmenge und der atmosphärischen Feuchtigkeit, eine Folge von des Landes langgestreckter schmaler Form, der offenen Lage der großen Flächen für den wasserreichen Seewind, des Mangels hoher östlicher Gebirgsketten, des großen Reichthums an continentaler Bewässerung und der unübersehbaren Waldungen, welche bedeutende Massen eingesogenen Wassers aushauchen.

Der alten Welt gegenüber im Gliederbau einfach und einförmig, zeigt Amerika in klimatischen Verhältnissen eine Mannigfaltigkeit und Sonderung, welche namentlich mit der klimatischen Eintönigkeit Asiens stark contrastirt. Durchwandern wir den Erdtheil von Norden nach Süden, so kommen wir zweimal durch alle Temperaturen der Erde, von dem eisigen Klima des Nordpols bis zur verzehrenden Hitze des Aequators und von dieser wieder zur Frostkälte des Südpols. Doch berührt Südamerika mit dem Südende nicht die Zone des ewigen Schnees. Wie ein quer gezogenes Band ist die Schneemauer der hohen Meridiankette durch diese Zonen hindurch gelegt. Alle Gegensätze folgen sich aber nicht in schroffem Wechsel, sondern in sanften allmähligen Uebergängen. Hier giebt es keine Continentalaxe von Gebirgen, wie in der alten Welt (S. 225.), welche nördliches und südliches Klima so bestimmt scheidet, daß der Gegensatz schroff und sprungweise bemerkbar wird. „Von der baumlosen Polarwelt, deren Oberfläche nur mit Moos und Heide bewachsen ist, kommen wir nach und nach zu den Nadelwäldern des oberen Sees, dann zu den Eichenwäldern von Wisconsin; die Wallnuß- und Kastanienbäume zeigen sich in der Gegend von Ohio und Kentucky; noch weiter gegen Süden deuten die Magnolien und Palmen schon auf Tropenluft und verkünden die Nähe des mexikanischen Busens. Eine Fläche von 600 M. Länge trennt die Extreme einer Vegetationsscale, welche in der Nähe des Himalaya sich fast berühren.“ Alle Schroffheiten und klimatischen Excentricitäten werden im besondern Gegensatz zu Asien und Afrika durch den durchaus oceanischen Charakter des Klimas, durch die Wasser- und Waldmenge, die abkühlende Wirkung der Savannen und Prairien gemildert. Ja, Amerika im Ganzen, und insonderheit das nördliche Dreieck, zeigt unter gleichen Breitengraden eine weit geringere mittlere Jahreswärme und einen weit größeren Unterschied zwischen Winter- und Sommertemperatur als Europa. Als Ursachen dieser gemäßigteren Temperatur bezeichnet A. v. Humboldt die mäßige Breite dieser Erdfeste, ihre Verlängerung gegen die Pole; den Ocean, dessen ununterbrochener Spiegel durch die Passatwinde beständig bewegt und gereinigt wird; fließende, sehr kalte

Gewässer, welche sich von der Magelhaenischen Straße bis Peru erstrecken; zahlreiche, reichlich mit Quellen ausgestattete Gebirgsketten, deren Gipfel sich weit über die Region der Wolken erheben; Ueberfluß an ungeheuer großen Flüssen, welche nach vielfältigen Umwegen das Meer erreichen; sandlose Wüsten, die folglich weniger empfänglich sind, die Wärme aufzunehmen; undurchdringliche Wälder, welche die Ebenen des Aequators bedecken. Der allgemeine klimatische Charakter leidet für einzelne Regionen Ausnahmen. So gehört Südamerika's Nordosten Sommers und Winters zu den Erdstrichen übernormaler Wärme.

Der Mangel großer, von Osten nach Westen ziehender Gebirgsbarrieren, welche der Ausbreitung und freien Wanderung der Pflanzen- und Thierspecies ein Hemmniß sind, läßt tropische Pflanzen und Thiere in nördlichen Breitegraden erblicken, wo man sie sonst durchaus nicht zu sehen gewohnt ist. Da Amerika, und Südamerika, „dieses Treibhaus und Herzblatt der Natur," im Besondern, die beiden Hauptfactoren zur Erzeugung einer kräftigen üppigen Vegetation, Wärme und Feuchtigkeit, in so hohem Maße, dazu den fruchtbarsten Boden der Erde besitzt, so hat es nicht blos unter den Tropen, sondern auch in der gemäßigten Zone einen saftstrotzenden und urkräftig riesigen Pflanzenwuchs. Zwar fehlen ihm einzelne Pflanzenkolosse, wie der Baobab und die riesigen Eukalypten; aber die Palmen sind nirgends so hoch, so schön und mannigfaltig als in Amerika und erheben hier ihre Wipfel zu einer Höhe von 150—200′, ja in Oregon und Californien erreicht die „Königin der Tannen" eine Höhe von 300′, 400′, ja 450′; Pflanzen, welche in Europa als Stauden und Sträucher erscheinen, gedeihen in Amerika zu Bäumen, „in Peru standen einst vier Pferde im Schatten einer Rübe," die Batate erreicht eine Schwere von 30 Pfund, die Melone von 60 Pfund. Auch die Steppen sind nicht pflanzenleer, wie die unfruchtbaren Sandwüsten und Salzsteppen der alten Welt, sondern mit Urwäldern bedeckt, die nicht das einförmige Ansehen der europäischen Waldungen mit ihren geselligen Pflanzenarten haben, sondern aus den mannigfaltigsten Baumformen bestehen. Aber auch die eigentliche Steppe verschmäht die Heidekräuter der Ostfeste und wandelt sich in der nassen Jahreszeit in ein üppiges Grasmeer. Außer den diesem Erdtheile eigenthümlichen und vor dessen Entdeckung in der alten Welt unbekannten Culturpflanzen [Mais, Kartoffel [1])] haben auch fast alle nutzbaren Gewächse der Ostfeste (die Getreidearten, Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle), ebenso wie ihre Hausthiere, eine neue Heimath gefunden, und während die wilden Stammthiere sich in der alten Welt nur unsicher nachweisen lassen, sind ungezählte Heerden von Rindern und Pferden in den weiten Steppen der neuen Welt gleichsam zur ersten Wildheit zurückgekehrt.

1) Als das Stammland der Kartoffel wurde gewöhnlich Chile betrachtet. Aber sie scheint auch in den Gebirgsthälern von Neu-Mexico noch jetzt im wilden Zustande vorzukommen, doch mit Knollen, die nicht größer als Haselnüsse sind. Walter Raleigh fand sie in Virginien einheimisch.

Amerika ist der Pflanzencontinent; in noch weit gedehnten Strichen sind die Städte und Ansiedelungen der Menschen nur kleine Punkte in ungeheurer Pflanzenwildniß. Ueppiges Pflanzenleben zerbricht und vernichtet hier unaufhaltsamer als anderswo jedes von Menschenhand entgegengestellte Hinderniß. Jedes nur eine kurze Zeit sich überlassene Monument ist in einen grünen Hügel verwandelt, und Stein auf Stein wird durch die mit unwiderstehlicher Gewalt in die Ritzen und Spalten dringenden Gewächse zur Seite geworfen.

Die üppige Vegetation scheint in Amerika das höhere Leben der Thierwelt zu ersticken. Das Reich der Animalien ist durch das der Vegetabilien überwältigt, geschwächt; es kann hier den ihm eigentlich gebührenden ersten Rang nicht einnehmen, denn das, was seinem Gedeihen günstig ist, trockne Hitze, das eigentlich continentale Element, fehlt ihm hier sehr. Aus der gesammten Stufenleiter der Thiere scheinen nur diejenigen Familien dem animalischen Charakter durch zahlreiche Species eine verhältnißmäßige Fülle zu verleihen, welche in ihrer Lebensweise mit dem Wasser oder dem vegetabilischen Elemente genauer verbunden sind. Daher giebt es in Amerika keine glänzendere Thierpracht als die Welt der Insecten, welche die asiatische und afrikanische überstrahlt. Die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Arten, der schillernde Glanz ihrer Farben, die ungewöhnliche Größe ihres Körpers machen sie zu dem schönsten Schmuck des Erdtheils. Brasilien hat die schönsten Schmetterlinge der Welt, Amerika überhaupt die leuchtendsten Feuerfliegen und Feuerkäfer. Der größte Schmuck ist freilich zugleich die größte Pein. Die Insecten sind überall. Es geht, schwimmt, kriecht, fliegt; es ist ein Bestandtheil der Luft, man athmet es ein — überall und allenthalben die quälende Welt der Insecten. Scheren, Zähne, Sägen, Rüssel, Bohrer — alle Werkzeuge der Zerstückelung stehen ihnen zu Gebote, und wie die Ameisen auf den Antillen rücken sie oft in ganzen Armeen unaufhaltsam an. Noch in der Nacht verscheuchen sie die Ruhe durch Geschwirr, Gesumm und lästige Heimsuchung. Scorpione, Tausendfüße u. s. w. sind in den nicht geschlossenen Häusern außer den Fledermäusen gewöhnliche Gäste, ein angezündetes Licht lockt auch stattliche Nachtfalter und Käfer herein. Unter den Wirbelthieren sind die Reptilien am zahlreichsten vertreten; denn wie das Gedeihen der Insecten auf der Vegetation beruht, so das Gedeihen der Reptilien auf der Nässe. Zwar ist auch hier das Krokodil des Nil und Senegal dem Kayman weit überlegen und die Riesenschlange der Ostfeste überragt weit die Anaconda von Surinam, aber doch ist der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Lurche groß; ungeheure Frösche mischen ihre Stimme unter das Thierconcert und Westindien und Guyana wimmelt von zahlreichen, grotesk gestalteten Kröten. Auch die Welt der Vögel ist zahlreich repräsentirt; von dem herrlichen kleinen Kolibri bis zum riesigen Condor ist eine prachtvolle Stufenreihe, und die Zahl

mancher Geschlechter [man denke nur an die Wandertaube! [1])] ist ganz ungeheuer groß. Unter den Thieren der höchsten Organismen kommt diese gedeihliche Entwickelung aber gar nicht vor. Wir finden sie geringer in Hinsicht der Zahl der Species und kleiner an Körper als in der alten Welt. Aber nicht blos in organischer Ausbildung stehen die Säugethiere denen der alten Welt nach, sondern es fehlt ihnen auch die Kraft, die unbezähmbare Wildheit, der feurige Muth und die Intelligenz, wie wir sie bei den ähnlichen Thieren der Ostfeste zu bewundern und zu fürchten gewohnt sind. Elephanten und Nashörner sind gar nicht vorhanden, der gewaltige bengalische Tiger und der majestätische afrikanische Löwe sind zum Jaguar und Cuguar herabgesunken und vergeblich scheint die Westfeste ihre Kraft bei dem Tapir, dem Pekarri, dem Lama [2]) und dem Vicuna aufgeboten zu haben, um den Elephanten, Kameelen und Ebern der alten Welt etwas Aehnliches nachzubilden. Selbst die Affen der neuen Welt tragen das Gepräge einer kraftlosen Natur einem Orang Utang gegenüber; den meisten ist als Ersatz sonstiger Ausrüstung ein Wickelschwanz verliehen. Das bizarre Geschlecht der Armadille und Faulthiere steht auf niedriger Staffel der Quadrupenart. Bei dem Fortschritte der Wissenschaft vermindert sich die Zahl der Landthiere, welche in der West- und Ostfeste für identisch gelten können, immer mehr. Nur Nordamerika nähert sich in Folge seines mehr continentalen Klimas der alten Welt (Büffel, Rothwild, Elenn, Bär), und die arktische Fauna ist von der arktischen Thierwelt der Ostfeste wenig verschieden.

Nicht weniger tritt der Mensch gegen die Großartigkeit der Natur zurück. Die eingeborne amerikanische Race (13 Mill.) ist schon geschildert (S. 180.). Sie theilt sich in mehrere Hunderte sprachlich oder doch dialektisch verschiedene Stämme (438 Sprachen in etwa 2000 Mundarten, deren grammatischer Bau einen Typus nicht verkennen läßt), dürftige Trümmer einer sonst mächtigen Race, welche die Entdecker theils in einer freilich sehr einseitigen Culturstufe, theils im Zustande völliger Wildheit vorfanden. Nirgends — das scheint troz Gomara's Nachricht von einem noch im 16. Jahrhundert vorhandenen Stamme, der große Heerden gezähmter Bisons besessen, festzustehen — nirgends haben amerikanische Völker den Uebergang vom Jäger- und Fischerleben zum Ackerbau durch das Hirtenleben gefunden; selbst die Civilisation der am meisten vorgeschrittenen Reiche der Inkas in Peru und der Azteken in Mexico hat es nicht gelernt, den Bison zu zähmen. Als Amerika entdeckt wurde, hatte es weder Pferde noch zahmes Rindvieh, kannte nicht den Gebrauch der Milch, und außer dem Mais auch kein Getreide. Weder Mexico noch Peru waren so weit vorgeschritten, daß sie verstanden hätten, die metallischen Schätze ihrer Berge aus dem Gestein zu schmelzen und mit Eisen die übrigen Metalle zu verarbeiten.

1) So wurde z. B. ein vier Stunden ununterbrochen fliegender Zug von einer Viertelmeile Breite auf 2230 Mill. Stück berechnet.
2) Welches jetzt im nördlichen England mit Erfolg acclimatisirt wird.

Nur das bereits gediegen vorgefundene Gold, Silber und Kupfer verstanden sie zu formen.

Morton theilt die amerikanische Race in zwei große Hauptstämme, Tolteken und Amerikaner. Die erstere Familie umfaßt die oben erwähnten Culturvölker von Mexico, Peru und Neu-Granada; die zweite Familie zerfällt wieder in mehrere Zweige. Der apalachische umfaßt alle Völker Nordamerika's und die Stämme im Norden des Marañon. Der Kopf ist abgerundet, die Nase breit, vorstehend und gekrümmt, der Mund breit und gerade, die Zähne beinahe vertical, die Augen braun und wenig oder gar nicht schräg. Hals und Nacken lang, die Brust breit und selten tief, Körper und Glieder muskulös und selten fett. Diese Völker sind kriegerisch, grausam und rachsüchtig, dem Zwange, den das civilisirte Leben mit sich bringt, im tiefsten Innern abgeneigt, und haben in geistiger Entwickelung und nützlichen Künsten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Der brasilische Zweig ist zwischen den Anden und dem atlantischen Ocean, dem Marañon und La Plata ausgebreitet. Die Körperbildung ist im Ganzen der des apalachischen Zweiges gleich; nur ist die Nase etwas breiter und ausgedehnter, der Mund und die Lippen sind breiter, die Augen klein, mehr oder weniger schräg gestellt und liegen weit auseinander; der Hals ist kurz und dick, Körper und Glieder sind voll und beinahe plump. In geistiger Beziehung stehen sie mit den apalachischen Völkern etwa auf gleicher Stufe. Der patagonische Stamm zählt nur wenige Tausende. Die ganze amerikanische Race ist im sichtbaren Absterben. Die wilden Indianerstämme namentlich schmelzen im Süden, besonders aber im Norden immer mehr zusammen im dumpfen Widerstande gegen europäische Bildung. Man kann sie nur noch auf 2—3 Mill. anschlagen. Die Polarländer im Norden werden von Menschen mongolischer Race, den Eskimos, bewohnt.

Das neue Amerika, das sich immer herrschender und ausschließlicher über den Trümmern des alten erhebt, ist eine große europäische Colonie; Europäer bilden nicht blos die Hälfte der Gesammtbevölkerung (26 Mill.), sondern mit Ausnahme des Negerstaates Haiti überall die herrschende Bevölkerung. Hispano-Amerikaner haben den größten Theil von Südamerika, Mittelamerika und den südlichen Theil von Nordamerika colonisirt; die spanische Sprache und die römisch-katholische Kirche ist darum in allen diesen Strichen einheimisch. Portugiesen haben Brasilien besetzt, Franzosen das untere Missisippithal und die Ufer des St. Lorenzstromes: mit ihren Sprachen ist auch in diesen Gegenden der römisch-katholische Glaube herrschend geworden. Die Nachkommen dieser drei Nationen vertreten das romanische Element der weißen Bevölkerung, welches an Frische und Kraftentwickelung hinter dem germanischen sehr zurückgeblieben ist. Unerheblich ist, was Niederländer und Dänen im Besitz nahmen, aber der größte Theil von Nordamerika ist von Menschen anglo-amerikanischen Stammes

bevölkert; englische Sprache und englische Sectenfülle aus protestantischer Wurzel überwiegen. Das slavische Element im russischen Nordamerika ist kaum zu erwähnen.

Etwa ein Fünftel der amerikanischen Gesammtbevölkerung bilden die aus Afrika eingeführten Neger. Nach der gewöhnlichen Annahme, die besonders durch Raynal und Robertson verbreitet ist, gilt der edle Bartolomeo de las Casas, Bischof von Chiapa, „der Repräsentant des christlichen Geistes bei der Entdeckung von Amerika," für den Urheber der Negersklaverei in Amerika, indem er statt der schwächlichen Indianer der Antillen die kräftigen Neger für die harten Arbeiten vorgeschlagen habe. Das ist aber ein Irrthum. Schon 1500 wurde aus Wohlwollen gegen die Indianer die Einfuhr von Negern nach Westindien gestattet. Man verschaffte sich solche zum Theil von den Mauren in Afrika, und die Zahl derselben wuchs bald so, daß man 1506 die Einfuhr der auf diesem Wege angekauften aus politischen Gründen verbot. Ohne Wissen und Zuthun des las Casas wurden 1510 von Ferdinand Negersklaven statt der Indianer in die Bergwerke geschickt. Dies wiederholte sich 1511, als die Sklaverei der Indianer, mit Ausnahme der Cariben, verboten wurde. Erst 1517 stimmte las Casas dieser Maßregel bei, deren Widerspruch gegen das Christenthum er erst gegen das Ende seines Lebens einsah und alsdann auch in seiner Geschichte von Indien bereute. Die Neger befinden sich zum größern Theile (zwei Drittel) noch im Zustande der Sklaverei, nur ein Drittel (namentlich im nördlichen Theile der vereinigten Staaten, sowie in Mittelamerika) sind als Freigelassene anzusehen; auf Haiti haben sie sogar einen selbstständigen Staat gegründet. Der Süden der vereinigten Staaten von Nordamerika ist durch die Negeremancipation in einer gewaltsamen Umwälzung begriffen. Die Antillen, Guayana und Brasilien sind hauptsächlich diejenigen Länder, in welchen die Sklaverei noch fortbesteht; die geringste Anzahl Neger findet sich in den ehemals spanischen Ländern.

Die Mischlinge der drei Racen (S. 182.) bilden endlich einen andern bedeutenden Theil der Bevölkerung, welche darum in die zwei großen und in allen geselligen Verhältnissen mit schneidendem Unterschiede durchgeführten Abtheilungen der Weißen und Farbigen zerfällt. Man rechnet in ganz Amerika etwa 60 Mill. Einw.; darunter 26 Mill. Weiße, 13 Mill. Ureinwohner, 10 Mill. Neger, 12 Mill. Mischlinge, oder es kommen nach einer andern Rechnung auf je 100 Menschen 40 Weiße, 23 Eingeborne, 19 Neger und 18 Mischlinge. Als ein neues und für die Zukunft bedeutsames Bevölkerungselement sind die eingewanderten Chinesen und die Kulis, von England angeworbene Arbeiter aus Indien und China, in Westindien anzusehen.

Die Verhältnisse amerikanischer Bevölkerung sind aber, wie bei keinem andern Erdtheile, in fortdauernder Veränderung begriffen. Ein Strom der Einwanderung, wie er sonst nirgends gesehen wird, schwellt

allerwärts die Völkermasse und die Volkergemische der neuen Welt, und drei Erdtheile und drei Menschenracen liefern dazu ihr Contingent. Aus Afrika werden noch immer Neger eingeführt, aus Asien wird die chinesische Emigration immer bedeutender, bei weitem am stärksten dringt die Wanderfluth aus Europa. Viele Auswanderer werden von vielerlei Mißständen ihrer Heimathländer, Uebervölkerung, Nahrungslosigkeit u. s. w. über den Ocean getrieben; andere suchen für ihre politischen Theorien oder religiösen Sondermeinungen drüben eine Freistatt. Noch andere jagt ein unbestimmter Trieb der Unruhe, eine pessimistische Ansicht von allem Heimischen, eine phantastische Begeisterung für alle amerikanischen Zustände. Die Phrasen und Gesänge von dem greisen, altersschwachen Europa und dem jugendlich aufstrebenden Amerika sind bekannt genug.[1] So weit die neue Welt eine noch bevölkerte, voll von noch unentwickelten oder unbenutzten Kräften, reich an noch unangebauten und doch fruchtbaren Landstrecken ist, mit einem Worte noch keine fertigen Verhältnisse hat, liegt in jenen Anschauungen eine gewisse Wahrheit. Wenn aber übersehen wird, daß Amerika doch blos eine Colonie Europa's ist, welche noch immer mit allen ihren hohen und geistigen Interessen in Europa wurzelt und ganz von diesem abhängig ist (und bleiben wird), wenn man nicht beachtet, daß so entwickelte Verhältnisse, wie sie Amerika bietet, neben dem Lichte gar sehr viel Schatten zeigen, daß die Theorie der Republik, an die Freistaaten Amerika's angelegt, beträchtliche und schmerzliche Incongruenzen aufdeckt; wenn nicht darauf geachtet wird, daß neben den anerkennungswerthen Seiten der Bevölkerung da, wohin sich der Zug der Auswanderung vornehmlich richtet, nebenbei eben so viel Widerwärtiges und das doch viel mehr auf geistigen Basen angelegte europäische Gefühl Verletzendes auftritt — dann ist es nicht zu verwundern, daß so viele enttäuscht wiederkehren und die Klage erheben, daß man nirgends weniger frei sei als in Amerika, und das Mutterland mit allen seinen Mängeln eine viel gemüthlichere Stätte biete.[2])

---

1) Wie z. B. A. Schults singt in den Liedern aus Wisconsin:

Europa, alternde Königin,
Dein Abend ist gekommen,
Der fröhliche Morgen ist längst dahin,
Der Mittagsstrahl verglommen.
— — —
O laß dir betten auf deinem Thron,
Die Stunde der Nacht ist nahe;
Es harrt über Meer ein Königssohn,
Daß er dein Scepter empfahe.

2) Gern geben wir jedoch einer andern Auffassung Raum, wie sie Julius Fröbel (Die deutsche Auswanderung und ihre culturhistorische Bedeutung) ausspricht: „Es ist der Individualismus, welcher aus Deutschland auswandert, und welcher naturgemäß nach den vereinigten Staaten auswandern muß, wohin er durch seinen Zwillingsbruder, den Realismus, eingeladen wird. Der Realismus des amerikanischen Lebens ist die Kraft, von welcher die Auswanderung nach den vereinigten Staaten gezogen, der Individualismus, welcher im europäischen Leben seine Rechnung nicht findet, die Kraft, von welcher sie dahin getrieben wird. Es ist ein physiologischer Vorgang, zu dessen Bedeutung sich selbst Europäer von Geist und Urtheil gedankenlos verhalten, oder dessen Wichtigkeit sie unterschätzen. Realismus und Individualismus sind aber im Wesen dasselbe, weil das Individuum die einzige gesellschaftliche Realität ist. Der Realismus kann nur in einer individualistischen Gesellschaft, wie die nordamerikanische, der Individualismus nur in einer realistischen Gesellschaft, wie die nordamerikanische, seine volle Rechnung

Das **deutsche** Element der Einwanderung ist das wichtigste, „denn in moralischer Beziehung hat sich um Cultur und Civilisation der westlichen Hemisphäre keine Nation größere Verdienste erworben, als die deutsche, und in materieller steht sie jeder andern der dort angesiedelten Nationen gleich.“ Die deutsche Emigration begann seit 1783 lebhaft zu werden, stieg dann wieder seit 1830 auffallend und steigerte sich nach der Revolution von 1848 und den Theuerungsjahren 1846—1847 und 1853—1854 ins Ungeheure. Im Jahre 1854 wanderten gegen 250,000 Deutsche nach Amerika aus und der Strom der Auswanderer scheint in neuester Zeit, nachdem ihn die Kriegsjahre bis 1865 etwas eingeengt hatten, mit neugestärkter Macht zu fluthen. In weiten Regionen des Erdtheils erbaut sich eine neue deutsche Welt.

Südamerika.[1])

§. 3. Räumliche Dimensionen. Umfahrt.

Der südlichste Punkt von Süd-Amerika ist Cap **Forward**, der nördlichste die **Punta Gallinas**, 12° 20′ 40″ NB., 54° 7′ WL. Die Längenausdehnung zwischen beiden Punkten beträgt über 1000 Meilen.

Der östlichste Punkt ist Cap **Branco**, der westlichste die **Punta Pariña**, 4° 12′ SB., 63° 39′ WL. Die Breitenausdehnung beläuft sich auf nicht ganz 700 Meilen.

Fünf Sechstel von Südamerika liegen auf der südlichen Halbkugel, ein Sechstel auf der nördlichen; vier Fünftel in der heißen Zone, ein Fünftel in der südlichen gemäßigten Zone. Der Flächeninhalt beläuft sich auf 321,000 □M.

Die Gestalt kennen wir als rechtwinkliches Dreieck, das nach Süden zugespitzt ist und sich in insularischer Zerspaltung noch weiter gegen Süden fortsetzt. Die Kathete vom Isthmus von Panama bis Cap Roque 690 M., die Kathete von Cap Roque bis Cap Forward 850 M., die Hypotenuse etwas über 1000 M. Alle Dreiecksseiten zeigen nur

finden. Realismus und Individualismus sind das Doppelprincip der kommenden großen Culturperiode der Menschheit, oder der erste ist das Princip in objectiver, der letzte in subjectiver Form, und so ist es die Zukunft, welche aus Europa nach Amerika auswandert, und die Zukunft ist es, welche dabei ihre Rechnung findet. Der wahre „Europamüde“ ist der, welcher einer Gegenwart überdrüssig ist, die ausschließlich von ihrer Vergangenheit beherrscht wird, und in der die Zukunft sich nur als Resultat, niemals als bewirkende Idee darstellt. Wer es versteht, was dieses heißt, dem ist es gleichgiltig, ob er auf der Ostseite oder Westseite des atlantischen Oceans „sein Leben besser macht,“ und wer als „Amerikamüder“ zurückkehrt, hat sich im culturhistorischen Sinne wie Loth's Weib benommen, und das verbissene Gemüth, welches er mit sich bringt, stammt von dem Salze seiner eigenen Substanz. Dieses tiefere Verständniß der Auswanderungsbewegung, durch welches der Instinkt auswandernder Massen seine Interpretation findet, gibt auch eine entscheidende Antwort auf die Frage, durch welche Mittel die Auswanderung möglicherweise in andere Bahnen gelenkt werden könnte? Nur dadurch, daß man dem Instinkte des Realismus und Individualismus anderwärts bei geringeren Opfern und einem minder schmerzhaften Uebergang aus einem alten in einen neuen Menschen eine gleich große Befriedigung bietet.“

1) Bei älteren Geographen öfters das peruvianische Amerika genannt, wie Nordamerika das Mexikanische.

leichte Einbiegungen des Meeres, keine tiefen Meereinschnitte; Südamerika ist ein einfacher massenhafter Leib ohne Gliederung. Auf 1 M. Küste kommen 91 □M. Binnenland. Daneben ist es, als eigener Continent betrachtet, der ärmste an Inselentwickelung. So stellen wir es der äußern Gestaltung nach mit Afrika zusammen, dem es freilich in Bodengestalt und Wasservertheilung äußerst unähnlich ist.

Die Küsten, welche wir umfahren, machen zusammen eine Linie von 3400 M. aus. Davon kommen auf den stillen Ocean 1250, auf den atlantischen Ocean 2150. Die Küste von ganz Amerika längs des stillen Oceans von Cap Hoorn bis zur Behringsstraße hinauf ist so überwiegend Steilküste, daß Klippen- und Flachküsten nur als Ausnahmen vorkommen. Die größere Küstenentwickelung ist der alten Welt zugewandt.

Wir beginnen die Fahrt mit dem Golf von Darien, am Westende des caribischen Meers, der bis 8° NB. oder 19½ M. tief einschneidet. Die Breite beträgt 6¼ M. Die Küsten sind felsig, steil und schwer zugänglich. Von dem Südende des Golfs, welcher wohl auch Bai von Choco genannt wird, bis zur Punta Gallinas zieht die Küste über 100 M. nach Nordosten. Von da ab dringt der Golf von Maracaibo, zuweilen Golf von Venezuela genannt, in das Land, der durch den gleichnamigen Kanal mit dem großen Binnensee von Maracaibo in Verbindung steht. Von seinem Nordostende geht eine 40 M. nach Südosten gerichtete Küstenstrecke; dann zieht das Ufer mit einigen Ausbiegungen und Vorsprüngen 80 M. nach Osten. Hier ist einer Einbiegung gegenüber die Insel Trinidad gelagert: so entsteht der Golf von Paria (Golfo triste). Die Strömung, welche der Orinoco zwischen Continent und Insel erregt, ist so mächtig, daß Schiffe, die bei frischem Westwinde mit gespannten Segeln dagegen anstreben, sie kaum zu überwinden vermögen. Der Drachenschlund (Boca del Dragon, Bouches de Dragon), in dem einzelne Klippen sich thurmähnlich aus der tobenden Fluth erheben, führt zwischen Trinidad und dem Festlande in das Caribenmeer, der Südkanal oder die Schlangeneinfahrt in den großen atlantischen Ocean.

„Die ganze Nordküste von Südamerika trägt Spuren der Verwüstung. Ueberall erkennt man die Wirkung der großen Strömung, welche von Osten gegen Westen gerichtet ist, und welche, nach Zerstückelung der caribischen Inseln, den antillischen Meerbusen ausgefurcht hat. Die Erdzungen von Araya und Chuparipari, besonders die Küste von Cumana und Neu-Barcelona, bieten dem Geologen einen merkwürdigen Anblick dar. Die Klippeninseln Borachu, Caracas und Chimanas ragen thurmähnlich aus dem Meere hervor und bezeugen den furchtbaren Andrang der einbrechenden Fluthen gegen die zertrümmerte Gebirgskette."

Bis zu dem Mündungsbusen des Marañon und Rio Pára verfolgt die Küste 220 M. südöstliche Richtung. Die flache Küste mit

Lettenboden reicht hier oft 1 M. weit als Schlammbank (Modderbank) in das Meer, und beständige Schlammablagerungen der mündenden Flüsse machen sie eben so veränderlich als gefährlich. Parallel mit der Küste ziehen Muschelbänke, welche die früheren Küstenränder bezeichnen. Bemerkenswerth ist eine beständige Meerströmung nach Nordwesten, wahrscheinlich in Folge des Ausströmens des gewaltigen Marañon, und die starke Fluth, die in weniger als 3 Stunden 45′ steigt. Unter 12° 45′ SB. liegt die Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos), welche eine der größten und schönsten Rheden der Welt bildet. Unter ihren Inseln theilt die größte, Itaparica, den Eingang in zwei Kanäle. Bis Cap Branco ist die Richtung südsüdöstlich. Jetzt beginnt die entschiedene Wendung nach Südwesten, und mit ihr ein fast unmittelbar durch einen Felsenwall gegürteter Strand. Von der Allerheiligenbai, welche von Cap Roque 150 M. entfernt ist, bis zum Cap Thomé und Cap Frio, 23° 1′ 18″ SB., 180 M. ist die Wendung südsüdwestlich. Von da ab eine Biegung nach Westsüdwesten von 120 M. Auf dieser Strecke liegt die Bai von Rio 23° SB. Nach einem fast südlich gerichteten Stücke von 40 M. schlägt der Küstensaum die südwestliche Richtung wieder entschieden ein, 150 M. bis zum großen Mündungsbusen des La Plata oder der Bucht von Buenos-Ayres, 35° SB. Es folgt ein 40 M. nach Süden gerichtetes Stück mit den Caps San Antonio und Corrientes, alsdann ein 60 M. nach Westsüdwesten zur Bahia Blanca gerichtetes Küstenende. Die Bildung wiederholt sich, indem wieder ein 35 M. nach Süden, ein 25 M. nach Westen gerichtetes Stück sich folgen.

Mit der letzten Stufe dieser Küstentreppe sind wir in den Golf von San Antonio, 41° SB., gelangt. Die Dimensionen des sich zuspitzenden, in langsamer Hebung begriffenen Dreiecks, welches von jenem Golf bis zum Eingange der Magelhaensstraße noch 200 M. Küstenlänge hat, werden nun immer verjüngter und zugleich gegliederter. Die Südspitze von Amerika ist also viel länger gestreckt, viel unregelmäßiger, viel weniger abgestutzt, als die von Afrika. Südlich vom Golf San Antonio springt die Halbinsel San Josef vor, unter 46° SB. dehnt sich der geräumige St. Georgsbusen, den im Süden das Cap der drei Spitzen oder Cap Blanco schließt.

Die Magelhaensstraße, nach dem ersten Erdumsegler benannt [1]) (S. 17.), beginnt von Osten her mit dem Jungferncap, von Magelhaens am Tage der 11,000 Jungfrauen gefunden, 52° 20′ SB., 50° 39′ 45″ WL., einer zerrissenen, öden Bergwand mit wellenförmiger Oberfläche von etwa 300′ Höhe. Dann folgt eine kahle, öde Strecke, ohne Strauch und ohne Menschen. Ein verwitterter brauner Torf deckt die Oberfläche. Nachdem sich die Straße zweimal verengt und wieder erweitert hat, ragen eisbedeckte Berggipfel am Ufer gegen

1) Dieser selbst nannte sie Estrecho Patagonico oder de odos los Santos.

3000' hoch empor. Ringsum starren Eisberge empor mit tiefen, undurchdringlichen Felsenspalten, Gletschern, erstarrten Wasserfällen, die, wie gefrorne Niagaras, in ungeheuren Klippen von blauem, durchsichtigem Glas die Seiten der Gebirge und finstern Thäler überhängen. Dazwischen dehnen sich die schwarzen, dunkeln Seepässe an hohen Felsen hin in zahllosen Windungen von Ost nach West. Zuweilen führen sie in eine Bucht, die, scheinbar ohne Ausgang, von einer Mauer schroffer Felsen eingeschlossen ist, bis sich plötzlich verschiedene Kanäle zeigen, die den Seefahrer noch mehr in Verlegenheit setzen, da er, falls er fehl geht, Wochen lang zwischen Klippen und Kanälen umherirren kann. In diesem Theile der Straße wüthet ein beinahe ununterbrochener Sturm, der Himmel ist stets von dichten Wolken umhüllt. Die Atmosphäre ist trübe und beständig neblig, die Gewässer von pechschwarzer Farbe wegen ihrer Tiefe und der finstern Bergschatten. In der Regel weht der Wind aus Westen, der Strom rauscht dann wie ein Sturzbach, und die Durchfahrt ist mitunter so enge, daß das Laviren schwierig wird. Die meisten Berge sind ganz kahl, die Thäler rauh und unfruchtbar. Das thurmartige, 1300' hohe Cap Pilar, 52° 45' 30" SB., 57° 15' 15" WL., ist die Ausgangspforte der Straße, welche ein guter Dampfer in 33 Stunden durchfliegt.

Die Küstenstrecke des stillen Oceans, welche sich von der Magelhaenstraße 200 M. nach Norden zieht, ist die gegliedertste und mannigfaltigste von ganz Südamerika. Wie viele Westküsten ist sie von tiefen und schmalen Meerzungen oder Fiorden aufgerissen und mit einer Menge von Inseln und Inselgruppen umsäumt. Die bedeutendsten Busen und Halbinseln sind der Golf von Trinidad zwischen der Insel Madre de Dios und dem Festlande, der Golf von Peñas 47° SB., die Halbinsel Taytao 46½ SB., der mit kleinen Inseln gefüllte Golf von Guaiteca zwischen Chiloe und dem Continent, benannt nach der Gruppe von Guaiteca, 41° 25' SB.

Von der letztgenannten Bucht zieht die Küste 350 M. fast ganz nördlich, mit einer höchst geringen Einbiegung nach Osten. Sie ist auf dieser Strecke sehr einförmig und buchtenarm. Die Bai von Valparaiso, 33° SB., ist ein unbeträchtlicher Einschnitt.

Von Arica, 18½° SB., dem Anfangspunkte einer Einbiegung der Küste, welcher eine plötzliche Veränderung in der Achsenrichtung der Andeskette entspricht, zieht eben so eintönig ein 250 M. nach Nordwesten gerichtetes Stück eine Strecke, auf der die Küste als vom Meere quer abgeschnittene Kalkklippe ohne alle Pflanzenreste erscheint, bis zur Punta Ahuja; von da über Cap Blanco, 4° 30' SB., 63° 30' WL., bis zur Punta Galera, 0° 47' NB., 100 M. ziemlich nach Norden gerichtet. Auf dieser Strecke ist der äußerste Westpunkt, die Punta Pariña und die Bucht von Guayaquil unter 3° SB., die erweiterte Mündung des gleichnamigen Flusses, mit der vorliegenden Insel Puna, weit und breit der beste Hafen dieser Küste.

Die ganze Westküste von Südamerika entlang fährt ein kalter Meerstrom, der in den Südpolarländern erzeugt und von Südwesten her an die Küste von Chile anschlagend mit Ungestüm gegen Norden seinen Weg bis zur Punta Pariña fortsetzt.

Von der Punta Galera zieht die Küste 65 M. nordöstlich bis zur Chocobai, 3° 50′ SB. Bis zum Isthmus folgt ein gegen Norden gerichtetes Stück von 65 M.; Cap Corrientes, 5° 33′ NB., Bai von Cupica, 6° 42′ NB., auf deren Wichtigkeit für eine Verbindung beider Oceane Humboldt schon früher nachdrücklich hingewiesen. Im Interesse derselben großen Frage ist dies nördliche Küstenstück des großen Oceans bis zum Golf San Miguel, im Auftrage Kelley's, eines reichen Bürgers von New-York, genauer erforscht (1854). Man fand an der Mündung des Flusses Correder einen gegen alle Winde geschützten Hafen, der auch den größten Schiffen zugänglich ist, und nannte ihn Humboldtshafen. Von der Punta Ardita an bis zur Punta Gurachine, der Südspitze des Golfs von San Miguel, ist die Küste dicht bewaldet, und von einer Küstenkette bis 3000′ Höhe begleitet. Puerta Peñas ist der einzige für größere Schiffe brauchbare Hafen auf dieser Strecke.

§. 4. Bodengestalt und Gebirge von Südamerika.

Die Bodengestalt von Südamerika bewegt sich zwischen den scharf neben einander geschobenen Contrasten des Hochgebirges und der Tiefebene. Auf das Bergland kommen 100,000 □M. (davon vier Siebentel Cordilleren), auf die Hochebene und Tiefebene 200,000 □M. Die Mittelhöhe des Continents wird auf 1060′ berechnet. Eine kolossale Hochgebirgskette im Westen, ein kleines aber hochsteigendes Massengebirge im Nordwesten, ein im herzförmigen Vorsprunge gelagertes Plateau mit Reihengebirgen und Aufsätzen, zwei von Westen nach Osten laufende Querketten — das Alles durch große Stromgebiete und Tiefebenen geschieden; damit ist ein übersichtliches Bild der Terrainverhältnisse hingestellt. Mit der orographischen Beschaffenheit hängt die geologische genau zusammen. Im Osten und Nordosten herrschen krystallinische Schiefer- und Massengesteine vor, im Westen bilden secundäre Flötzformationen langgestreckte Züge, welche von vulkanischen Gebilden vielfach durchbrochen und verändert sind. Zwischen beiden nehmen Tertiärformationen, Diluvial- und Alluvialgebilde beinahe die Hälfte des Flächenraumes ein.

Oft wird die Behauptung aufgestellt, daß von der Klippe Diego Ramirez, 56° SB., bis zu der Behringsstraße eine ungeheure Kette von 2000 M. Länge, aus einer Spalte hervorgehoben, die meridianartig von Pol zu Pol eine Hälfte unseres Planeten durchlaufe, wie ein Rückgrat den ganzen Erdtheil in geringer Entfernung vom stillen Ocean durchziehe, an Erstreckung die Meilenzahl übertreffe, welche in der alten

Welt von der Gibraltarstraße bis zum Eiscap der Tschuktschen gezählt wird. Der Gesammtname der **Cordilleren** ist für das Hauptgebirge sowohl des südlichen als des nördlichen Amerika üblich geworden. Da jedoch die südamerikanischen Cordilleren an dem Isthmus von Panama entschieden abfallen und eine Hügelkette von 600′ Höhe nicht als Fortsetzung betrachtet werden, ja bei dem Vorhandensein der Senke von Tehuantepek kaum eine Verbindung zwischen den Gebirgen von Mittelamerika und Nordamerika behauptet werden kann, so bleibt von der erwähnten Annahme nur der Umstand übrig, daß beide überhaupt ebenmäßig gebaute Dreiecke in ihrem Westen von großen Meridianketten durchzogen sind.

Auf das südamerikanische Meridiangebirge wird auch allein der sehr passende spanische Name **Cordilléras**, d. h. **Ketten**, angewandt. Oft wird hinzugefügt **de los Andes**, und das ganze Gebirge die **Anden** genannt. Im alten Peruanischen heißt Anti Osten, die im Osten der Stadt Cuzco gelegene Provinz **Antisuyu**, d. i. Ostprovinz, die Cordilleren das Ostgebirge. Nach **d'Orbigny** bezeichnete Antis in der Incasprache nur das Waldgebirge auf dem Ostabhange der Ostcordilleren, durchaus nicht das ganze Gebirge, und wäre deshalb als Gesammtname völlig unpassend.[1])

Wir zerlegen uns das 900 M. lange Gebirge, das einen Flächeninhalt von 33,000 □M. bedeckt, in seine Theile und schreiten zur genaueren Betrachtung. Deutsches Bewußtsein hat sich auch hier daran zu freuen, daß eine eingehendere Kenntniß der Cordilleren von dem Anfange des Jahrhunderts, von der Reise **A. v. Humboldt's** und **Bonpland's** datirt.

Drei Hauptabtheilungen treten nach dem Baue des Gebirges zuerst hervor: Die **einkettigen Südanden**, die **doppelkettigen Mittelanden** mit plateauartigen Hochthälern und Gebirgsknoten, und den meerabgeschlossenen salzigen Hochseen, und die ohne wieder vereinigende Knoten **divergirenden Nordanden** mit Tiefthälern. Eine zweite Eintheilung der Cordilleren bezieht sich auf die durchzogenen und erfüllten Ländergebiete. Am passendsten behält man beide Eintheilungsprincipien zugleich im Auge.

a. Als südlichstes Stück muß die **Cordillere des Feuerland-Archipels** und der **Magelhaensstraße** bezeichnet werden; die geognostische Construction dieser Gruppen reiht sie entschieden dem großen Systeme an. Dann ist der südlichste Punkt der ganzen Gebirgskette das Cap **Hoorn**, das als nackter, schwarzer Felsen, der umtosenden Stürme wegen gefürchtet, 2910′ aus den Fluthen steigt, eine Pyramide, die isolirt und vorgerückt von dem übrigen Festlande der Insel weit hinaus in den antarktischen Ocean schaut. Kein Gipfel

---

1) Nach andern soll Anta im Peruanischen Kupfer oder Metall bezeichnen, oder der Name gar von dem Spanischen andar, **gehen**, **fortziehen**, herkommen, welches letztere durchaus abgeschmackt ist.

auf dem Feuerlande scheint über 7000′ zu steigen; die höchsten bis jetzt gemessenen, Sarmiento und Darwin, erreichen diese Höhe nicht ganz. An der Straße, welche von einer Querspalte des Gebirges gebildet wird, beträgt die Erhebung in der Mitte 3—4000′, und hier scheint die Hauptgebirgskette anfangs mehr gegen die Mitte, als an der Westküste des Continents nach Norden fortzuziehen. Die Schneelinie steigt hier auf 3500—4000′ herab, und besonders an tiefen Schluchten, die in die Cordillere eindringen, sind Gletscher häufig, oft von ungeheurer Ausdehnung, die ihre Arme bis zur Küste hinab strecken.

b. Mit 47° SB. tritt die Kette dicht an die Küste des großen Oceans; es beginnt die schmale Cordillere von Patagonien bis 42° SB. Begleitende Inseln sind auf der ganzen Strecke vorgelagert, die als der zerrissene Kamm einer versunkenen westlichen Parallelkette der Anden zu betrachten sind. Das tiefe Thal zwischen beiden Ketten ist unter das Niveau des Meeres gesunken, das hier mit zahlreichen Zungen und Fiorden, die an Norwegen und Grönland erinnern, in das Land greift. Die Kammhöhe der patagonischen Cordillere beträgt 3000′, die Schneelinie bleibt auf 5000′, die darüber steigenden Berge heißen hier, wie im ganzen Gebirge, Nevados; hohe, rauhe Bergeinöden, die aber nicht in die Schneeregion steigen, Páramos. Unter den meist unmittelbar am Meere hinziehenden Hochgipfeln scheint der von Minchinmadon oder Minchinmadiva, 42° 46′ SB., mit 7640′ der höchste zu sein. Nach Einigen bildet die Cordillere auf dieser Strecke noch keine kammförmig zusammenhängende Masse; gewaltige Naturkräfte haben einst den Riesenfelsdamm zertrümmert und riesige Blöcke auf Eisbergen in weite Fernen geführt.

c. Die Cordillere von Chile, von 42—20°, entfernt sich bis zur sogenannten Wüste von Atacama etwas weiter vom Meere, und erscheint auch hier noch als eine schmale Kette, die aber an Höhe gegen das vorhergehende Stück um mehr als das Doppelte zugenommen hat. Die mittlere Höhe beträgt hier gegen 12,000′; die Hochgipfel nehmen rasch von Süden nach Norden zu. Unter 32° 39′ SB. treffen wir in dem Vulkan Aconcagua sogar die höchste Erhebung der Cordilleren. Doch schwanken die angestellten Messungen noch immer. Nach Fitz Roy und Pentland wurde der Berg zu 21,767 Par. F. oder 23,200 Engl. F. angenommen; eine trigonometrische Messung der Herren Kellet und Wood ergab 23,004 Engl. F.; jetzt soll auf Anlaß der chilenischen Regierung der französische Ingenieur Pissis bei einer neuen Messung eine Höhe von 22,301 Engl. F. oder 20,924 Par. F. gefunden haben. Wäre dieses Resultat über allen Zweifel erhaben, so stände der Aconcagua dem unter 18° 7′ SB. gelegenen Vulkan Sahama, dessen Höhe sogar auf 21,673 Par. F. geschätzt worden ist, an Höhe etwas nach. Aber spätere Angaben von Pissis, die mit dem Fortschreiten seiner Triangulation Chile's zusammenhängen mögen, geben dem Aconcagua wieder 21,039, dem Tapungato 20,092

und dem wenig bekannten Cerro del Mercedario 20,929 Par. Fuß. Man sieht, die Höhenverhältnisse der südlichen Anden stehen uns noch nicht in gewünschter Zuverlässigkeit und Klarheit fest. Bei dem Aconcagua geht der Cumbrepaß 12,000', bei dem 16,000' hohen Maypu der Portillopaß in einer Höhe von 14,000' über die Cordilleren.

Wesentlich neuer Aufschluß ist neben diesen zum Theil neuen Feststellungen durch Philippi's Reise (1853—54) über das Nordende der Cordilleren von Chile gegeben. Von 25—22° SB. sollte sich die tiefe Sandwüste von Atacama erstrecken und einen zwei Längengrade breiten Litoralsaum einnehmen. Aber von 27—22° SB. steigt das Land unmittelbar aus dem Meere als ein beträchtliches Hochland von 2000—3000' Höhe auf und erhebt sich ebenso gegen Osten zur Hauptkette hin. Zwischen dieser und der Küstencordillere liegt keine Tiefebene, sondern eine Hochebene von 3000—5000' Erhebung, welche viele fruchtbare Striche umfaßt und nur von 24½—21½° SB. einen 10 M. breiten sandigen Küstenrand darbietet. Die Plateaubildung beginnt in den Anden also überhaupt viel südlicher als man bisher annahm, nur sind diesem südlichen Hochlande die Salzlagunen eigenthümlich, deren eine auf dem Plateau von Atacama 50 □M. umfaßt.

Die chilenische Cordillere gehört den Südanden und Mittelanden zugleich an. Sie ist im Süden ein ununterbrochener Gebirgszug mit steilem Abfall nach Westen. Bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre scheinen von der See gesehen die Schneehäupter über dem Meere zu hängen. Von 35° SB. an tritt sie als Doppelkette auf, in der Gegend des Aconcagua ist sie dreistrahlig und umschließt in ihren nördlichen Verzweigungen die noch sehr unbekannten Hochebenen von Catamarca und Tucuman, südlicher die von Despoblado und Yavi. Der ganze Ostabfall der Anden ist auf dieser Strecke mählig und stufenhaft; eine Menge reizender oder metallreicher Berglandschaften (das Erzgebirge von Uspallata bei Mendoza) ist vorgelagert.[1])

d. Die Cordillere von Bolivia und Peru beginnt unter 20° SB. mit dem Plateau von Potosi, dessen durchschnittliche Höhe zu 11—12,000' angenommen werden kann. Aus ihm heben sich höhere Berge und Berggruppen, besonders am westlichen und südlichen Rande; der Lirima steigt nach einer nicht ganz zuverlässigen Messung zu 22—23,000 Par. F. Höhe, die ihn zum höchsten Cor-

1) Gerstäcker schildert den Blick auf das Gebirge von einer Höhe östlich von Mendoza: „Vor mir ausgebreitet lag, so weit der Blick zur Rechten oder zur Linken reichen konnte, die blaue Hügelkette, die ich schon von Weitem als die der Cordilleren erkannt hatte — darüber hin aber lag jener wunderliche schlangengleiche Wolkenzug, den ich im Anfang für Nebel gehalten, und schied sich jetzt als Fels und schneebedeckte Schlucht, über der Nebel in schweren Massen lag. Und darüber! — Herr der Welten, was stiegen da für gigantische Gipfel empor, in der Sonne funkelnd mit ihren eis- und schneegekrönten Häuptern — und als auch über diese der Blick hinweg schweifte, da — da war es, daß ich in staunender Bewunderung das Ungeheure dieser Berge nicht gleich zu fassen vermochte. Noch über den zweiten Wolkensaum ragten die gigantischen Kuppen hinaus, und es war fast, als ob der Himmel auf ihrem Zackenkamme ruhe."

dillerengipfel erheben würde. Von diesem Plateau von Potosi laufen nun zwei Gebirgsäste aus. Der westliche, die Küstencordillere (C. de la cuesta), streicht längs dem Ufer des stillen Oceans, zu dem sie abschüssig und jäh herabfällt, und ragt mit zahlreichen Gipfeln theils erloschener, theils thätiger Vulkane in die Region des ewigen Schnees, welche hier 17,000′ über dem Meere liegt. Zwischen 18° 7′ und 18° 25′ SB. trägt sie vier Pics, die den Chimborazo an Höhe übertreffen; den Pomarape, 20,360 Par. F., den thätigen Vulkan Gualatieri, 20,604 Par. F., den Parinacota, 20,670 Par. F. und den Sahama, 20,971 Par. F. (s. Seite 535). Nördlich liegen die Vulkane von Arequipa, 17,200′ und Chuquibamba, 19,700′. Die mittlere Kammhöhe beträgt 14,500′, der Hauptpaß von Guallillas liegt 13,950′ hoch.

Die östliche oder Bolivianische Cordillere steigt erst unter 16° 50′ mit dem Illimani, 19,843 Par. F., in die Region des ewigen Schnees, in die dann eine Menge ihrer Gipfel, am höchsten der Sorata, 19,974 Par. F. hineinragen. Die Nevades dieser Kette stellen sich als eine Folge spitziger, zerrissener Pics und zackiger Kämme dar, eine Gestaltung, welche gegen die kegel- und glockenförmigen Gipfel der Küstencordillere sehr absticht. Merkwürdig auch, daß in dem südlichen Theile unter der Schneegrenze die meisten Pässe in einer Höhe von 13,000′ liegen, während in dem nördlichen Theile der Schneepics die Pässe geringere Höhe haben. An einer Stelle ist die Kette von einer Flußspalte durchsetzt, die nicht höher als 5600′, fast 17,000′ tiefer ist als der benachbarte Illimani; vielleicht der größte Unterschied, welcher zwischen dem Niveau des höchsten Punktes und dem des angrenzenden Thales bis jetzt auf der Erde beobachtet ist. Nach Osten laufen Querketten aus, unter denen der Strebepfeiler der Sierra de Cochabamba die Wasserscheide zwischen Amazonenfluß und La Plata bildet.

Zwischen beiden Cordillerenästen liegt das große Plateau des 250 □M. großen Titicacasees, 13,000′ über dem stillen Ocean, wohl auch Hochplateau von Peru und Bolivia genannt, mit 1000 □M. Flächeninhalt. Der inselreiche See empfängt am Nordende zahlreiche Bergströme; unter 16° 39′ tritt am südwestlichen Ende der gegen die Mächtigkeit des Seebeckens unbedeutende Desaguadero heraus, der keinen Abfluß zum Meere hat. Die Tiefe des Sees beträgt stellenweise über 700′. Seine Ufer und Inseln bilden die Wiege peruanischer Cultur.

Am Nordende des Titicacaplateaus vereinigen sich die westliche und östliche Cordillere zu dem Gebirgsknoten von Cuzco. Er ist der ausgedehnteste der ganzen Andenkette und nimmt zwischen 14 und 15° SB. einen Raum von 2200 □M. ein.

Unter 14° SB. theilen sich die Anden auf das Neue in zwei Aeste, die sich zwischen 11—10° SB. in dem Knoten von Huanuco und Pasco wieder vereinigen.

Unter 10° SB. tritt eine Dreigabelung ein; nur der westliche, der Küste parallele Ast, trägt Gipfel ewigen Schnees. Die mauerartigen Wände der Ketten werden durch enge Felsenspalten unterbrochen, so daß sich hier Pässe von 14,000′ Meereshöhe finden. Die drei Ketten treffen in dem Bergknoten von Loxa, $5^1/_2$—$3^3/_4$° SB. zusammen.

e. Die Cordillere von Quito, 4° SB.—$1^1/_2$° NB. Zwischen dem Knoten von Loxa und dem nächsten Knoten von los Pastos, 1° NB., ziehen die Anden fast genau nach Norden, bestehen aus zwei Parallelketten und schließen ein 55 M. langes und 3—4 M. breites Hochthal ein, welches aber noch zweimal durch Knoten geringerer Masse wie von Querdämmen durchsetzt wird. So entstehen die drei Becken von Cuenza, 7000′, Hambato oder Alausi, 8000′, und Quito, 9600′. Nirgends in den Cordilleren finden sich so nahe beisammen stehende gigantische Berge, als in den einschließenden Parallketten dieses dreigetheilten Hochthales.

In der westlichen Kette ragt zwischen andern Schneegipfeln, dem zweigipfeligen Iliniza, dem vierköpfigen Pichincha, auf dessen Rücken die berühmten Pendelversuche der französischen Akademiker veranstaltet sind, unter 1° 47′ 18″ SB. der Chimborazo, 20,150′. Der Ehre, der höchste Berg der Cordilleren zu sein (ja bis 1817 der ganzen Erde), lange beraubt, bleibt aus andern Gesichtspunkten angesehen sein abgestumpfter Kegel der interessanteste Andengipfel.[1]) Den ersten Versuch der Besteigung machte 1745 Condamine. A. v. Humboldt und Bonpland unternahmen es am 23. Juni 1802 vom Dorfe Calpi, das schon 9700′ über dem Meere liegt, den Chimborazo zu ersteigen. Sie fanden von Südsüdosten her den Berg mit großen stufenweise übereinander liegenden Ebenen umgeben, und diese bis zu 11,700′, der Höhe des Pics von Teneriffa, mit Gras bewachsen. Ueber dieser Höhe erreichte man einen kleinen See von kaum 130′ Durchmesser, die Laguna de Yanacoche, und erblickte von da durch den immer trüber werdenden Himmel auf wenige Augenblicke den Gipfel des Berges. 900′ über diesem See verschwand erst die Grasdecke auf dem Gestein. Von der Grenze des ewigen Schnees an, d. i. ungefähr von der Höhe des Montblanc, wurde das Steigen zu Fuße fortgesetzt. Große Felsmauern, von Nordost nach Südwest streichend, erhoben sich aus der ewigen Schneedecke, zum Theil in unförmliche, dünne, 30—60′

1) A. v. Humboldt, Kosmos Bd. IV. S. 319.: „Dennoch genießen die Vulkane von Quito unter allen Vulkanen des Continents den am weitesten verbreiteten Ruf; denn an jene Berge der Andeskette, an jenes Hochland von Quito ist das Andenken mühevoller, nach wichtigen Zwecken strebender, astronomischer, geodätischer, optischer, barometrischer Arbeiten geknüpft, das Andenken an zwei glänzende Namen, Bouguer und Condamine! Wo geistige Beziehungen walten, wo eine Fülle von Ideen angeregt wird, welche gleichzeitig zur Erweiterung mehrerer Wissenschaften geführt haben, bleibt gleichsam örtlich der Ruhm auf lange Zeit gefesselt."

hohe Säulen gespalten. Ein schmaler Felsengrat aus bröcklichem Gestein leitete die Reisenden weiter aufwärts, meist durch dicken Nebel, der endlich zerriß, und ihnen den ganz nahen Anblick des domförmigen Gipfels vergönnte. Diese Aussicht belebte die schon von den Beschwerden, welche die verdünnte Luft der hohen Bergregionen zu erregen pflegt, erschöpften Kräfte zu neuer Anstrengung; aber plötzlich schnitt eine Thalschlucht von 400′ Tiefe und 60′ Breite, die nicht zu umgehen war, den weiteren Weg ab. In der Höhe von 18,100′ mußte die Umkehr beschlossen werden. Einige Steinflechten waren bis über die Grenze des ewigen Schnees beobachtet worden; einen Schmetterling hatte Bonpland in 15,000′ Höhe gefangen und noch 1600′ höher ward eine Fliege gesehen; diese Thiere hatte der wärmere aus der Ebene aufsteigende Luftstrom mit sich in solche Höhe geführt. Von Hagel und Schnee begleitet gelangten die Reisenden wieder zur Schneegrenze herab.

Am 15. und 16. December 1831 versuchten der Franzose Boussingault und der Engländer Hall eine neue Ascension. Sie gelangten am zweiten Tage bis 18,500′, an den Fuß einer Felsenwand, deren obere Fläche, mit einer Kuppel von Schnee bedeckt, den unnahbaren Gipfel bildet. An einem jäh aufsteigenden Felsenriff hingen zwei zu Eis erstarrte Wasserfälle. Die Versicherung des Franzosen Remy, am 3. November 1856 im Nebel den Gipfel erreicht zu haben — ohne es selbst zu wissen — hat keine Glaubwürdigkeit.

Unter den Schneepics der östlichen Cordillere ragen der Antisana (eine Meierei in 12,630′ Höhe die höchste Menschenwohnung auf der Erde), der Cayambe, dessen Gipfel vom Aequator geschnitten wird, und der großartige 17,700′ hohe Vulkan Cotopaxi, 0° 45′ 11″ SB. Seine Form ist die schönste und regelmäßigste aller kolossalen Andengipfel. Er bildet einen vollkommenen abgestumpften Kegel, welcher mit einer ungeheuren Schneemasse bedeckt beim Sonnenuntergange im blendendsten Glanze strahlt und einen majestätischen Anblick gewährt. Auf seinem Gipfel befindet sich der ungeheure Krater, der 2800′ im Durchmesser groß und in beständiger Thätigkeit ist. Des Morgens und Abends sieht er zuweilen wie ein kolossaler Leuchtthurm aus und seine Flammen erheben sich auf die Weise, daß ihr Licht von dem Eise, das ihn bedeckt, zurückgespiegelt wird. Der älteste Ausbruch, den man kennt, ist der vom Jahr 1532, der furchtbarste der von 1698, der die Stadt Tacunga zerstörte. Im Jahre 1728 erhob sich die Flamme 3000′ über den Krater, und Humboldt hörte 1803 den Donner des Berges in der 33 M. entfernten Stadt Guayaquil. Die schon erwähnten Boussingault und Hall kamen am 22. November 1831 bis 500′ unter den Gipfel.

Die Feuerberge der beiden Reihen sind so gleichmäßig vertheilt, daß sie wie Paare einander gegenüber stehen. In der östlichen Reihe zeigt die Sage die Trümmer „des Fürsten der Berge," der den Chim=

borazo an Höhe übertroffen haben soll, aber in dem letzten Decennium des 15. Jahrhunderts einstürzte und erlosch.

Zwischen 0° 21′ und 1° 13′ NB. vereinigen sich beide Cordilleren zu dem mit Vulkanen besetzten Bergknoten von los Pastos, dessen bewohnte Hochebenen mehr als 10,000′ über dem Meeresspiegel liegen. Die Richtung der Anden wird nordnordöstlich; neue Verzweigung und neue Vereinigung. Unter 2° 5′ NB. erscheint das Gebirge in drei Aeste getheilt, welche sich nicht wieder vereinigen, eine Aenderung des Charakters, welche das letzte und nördlichste Stück Cordilleren, die Nordanden, ankündigt.

f. Die Cordillere von Neu-Granada zerfällt in drei Zweige, welche nicht mehr durch Hochthäler, sondern durch Flußthäler geschieden sind. Der westliche Zweig, die vulkanische Küstencordillere oder Cordillere von Choco steigt in der mittleren Erhebung nicht über 5000′, in den höchsten Spitzen nicht bis 10,000′. Gegen Norden tritt eine Gabelung in zwei noch niedrigere Züge ein. Die Mittlere- oder Centralcordillere ist die höchste und erreicht bis 5° NB. die Grenze des ewigen Schnees. Der Pic von Tolima, 4° 55′ NB., 17,200′, ist der höchste Berg Südamerika's im Norden des Aequators. Nördlich vom 5° NB. sinkt der Zweig zu einem Hügellande herab. Beide Cordilleren schließen sich noch einmal im Berglande von Antioquia, 5¼° — 8° 34′ NB. zusammen und umfassen so das Becken von Popayan. Die östliche Cordillere läuft nordnordöstlich, bildet bis 5° eine zusammenhängende Bergmasse, welche mit keinem ihrer Gipfel die Region des ewigen Schnees erreicht. Erst von 5° treten Schneegipfel auf. Nördlich vom 7° gabelt sich der östliche Ast. Sein westlicher Zweig endigt unter 10° in einer Höhe von 3—4000′, der östliche höhere unter 9°; unter 8° 12′ ragt hier noch der Nevado von Merida, 14,400′. Im Westabfall bildet die Kette die sanft geneigte, baumlose und ernste Hochebene von Bogota, 4° 36′ NB., 8400′ über dem Meere und von 18 □M. Flächeninhalt.

Nach der nöthigen Detailangabe über einzelne Ketten, Knoten und Plateaus faßt man gern am Schlusse die Cordilleren noch einmal als Gesammtbild in das Auge. Die ungeheure Meridianausdehnung bei verhältnißmäßig geringer Breite, die Theilung in Parallelketten, welche durch großartige Knoten zusammengeschürzt werden, um wieder auseinander zu laufen, die Mannigfaltigkeit der eingeschlossenen Hochländer, der steile Abfall nach Westen, die seltenen und höchst beschwerlichen Pässe (Seelenpfade), die engen Schluchten (Quebradas), mit ihren bis zur kleinsten Krümmung und Windung an einander passenden Wänden, die Seil- oder Hängebrücken, die über Abgründe gespannt bei jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken, der Reichthum an edlen Metallen, treten gleich zuerst als charakteristische Kennzeichen hervor. Groß ist die Menge der in drei Gruppen vertheilten Vulkane, welche der

Richtungsaxe der Kette folgen und den großen Ocean wie ungeheure Feuer- und Leuchtthürme begrenzen. Auf die Gruppe von Neu-Granada und Quito folgt nach einem vulkanlosen Zwischenraume von 240 M. die Vulkanreihe von Peru und Bolivia; nach einer neuen Lücke von 135 M. die Gruppe von Chile. Man kennt im Ganzen sechsundfunfzig Vulkane, von denen sechsundzwanzig noch thätig sind, die aber, von einigen Ausnahmen abgesehen, weniger Lava, als Steine, Asche, Schlamm, Gase und Wasser auszustoßen scheinen. Interessant und lehrreich ist die Vergleichung, welche Pöppig zwischen den Anden und den Alpen anstellt. „Der Charakter der Anden ist sehr verschieden von dem der Alpen. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, spärliche Vegetation der schluchtenähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine furchtbare Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, sind die ersten und auffallendsten Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. Die Anden erscheinen in der Ferne und Nähe stets als eine ungetheilte Wand, über die nur in seltenen Fällen einzelne Spitzen ragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem jeden mehr imponiren als die Alpen. Braune, graue und gelbliche Mittelfarben sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr [1]) von den halb zerstörten Jochen, und die engen dunkeln Schluchten sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträucher oder vereinzelte Pflanzen dar." — Die Anden bilden auch nicht, wie die Alpen, eine Scheidewand für Klima und Vegetation. Da beide Seiten unter derselben Breite gelegen sind, so besitzen sie fast einerlei Klima, und ihre Verschiedenheit besteht nur in den verschiedenen Graden der Bewässerung und der Trockenheit.

Die niedern Abhänge der Cordilleren sind mit der gewöhnlichen tropischen Vegetation bekleidet. In den niedrigen Regionen der Paßhöhen treten uns unsere Eichen und Nadelhölzer, von der Wachspalme begleitet und überragt, entgegen. Auf den nebligen, täglich von Hagel und Schneegestöber heimgesuchten Paramos tränkt dieser Niederschlag wohlthätig die Bergpflanzen. Die Bäume, meist großblätterige Lorbeere und myrtenblätterige Alpensträucher, sind niedrig, schirmartig ausgebreitet, aber mit immergrünem frischem Laube an ihren Zweigen

1) Granit findet sich in den Anden nur bis 12,000′; die hö ern Gipfel decken Porphyr, Basalt und Trapp, welche in Europa nur in niedrigen Gebirgen oder am Fuße der höheren vorkommen.

geschmückt. Bis 14,000′ werden noch mehrere Phanerogamen gefunden, und die Saxifraga Boussingaulti kommt noch im ewigen Schnee auf Felsblöcken vor.

„Längst haben wir jegliche Vegetation unter uns gelassen, und nur selten ist uns der belebende Anblick geworden, eine Heerde scheuer Vicuñas und der verwandten Llamas, Alpacos oder Huanacos in der Ferne an uns vorüber jagen zu sehen. Hier und da taucht die freundliche Gestalt eines Andenhirsches vor uns auf, während um die Felsenspalten die kaninchenartigen Chinchillas spielen, oder der schlanke Atoc, der Fuchs der Anden, umherschleicht, um sich eines der schmackhaften Rebhühner dieser Höhen zum Frühstück zu holen. Irgend ein auf diese Höhe verirrter Cuguar sucht sich seinen Braten unter den Rehen oder Vicuñas. Der weißschwänzige Hucumari, der Bär der Anden, ist ihm gefolgt, und um das wunderbar großartige Thierleben dieser sonst so pflanzen- und menschenleeren Höhen voll zu machen, umschwärmen neben raubsüchtigen Falken, scheuen Wasservögeln der Andenseen und andern beflügelten Verwandten zahlreiche Pitos, braungesprenkelte Spechte mit gelbem Bauche, in großen Schaaren die Felsen der Hochebenen, wo kaum noch ein Insekt seinen Reigen im Sonnenstrahle tanzt. Ueber dem Ganzen aber beschreibt majestätisch, wie alle Geier, seine Verwandten, in zierlichen Spiralen seine Kreise der Condor."

Die Luftschichten zwischen 10,000 und 18,000′ sind, jedoch nicht nördlich vom Aequator, der Lieblingsaufenthalt des Condors, der in großen Exemplaren ausgespannt 14′ mißt. Er erhebt sich noch weit über die höchsten Andengipfel. Als Humboldt der Spitze des Chimborazo nahe war, sah er hoch über sich noch einen Condor seine Kreise ziehen, in einer Höhe, die gegen 22,000′ betrug. Der Vogel schießt, wenn er aus solcher Höhe in die glühende Ebene herabfährt, in einer Minute durch alle Temperaturen der Erde.

Wir wenden uns zu den isolirten Gebirgssystemen, eine Bezeichnung, die im strengen Sinne nur auf zwei derselben anzuwenden ist.

2. Aus dem niedrigen Lande zwischen der Mündung des Magdalenenstromes und dem Golf von Maracaibo, 5—6 Meilen vom Meere entfernt, erhebt sich plötzlich, steil und burgartig das zweite Hochgebirge von Südamerika, die Sierra Nevada de Santa Marta. Dem Umfange nach ein Massengebirge, das auf einem Raume von 12 M. Länge und 8 M. Breite und von 100 □M. Flächeninhalt zusammengepreßt ist, steigt es mit wild zerklüfteten Mauern, zackigen, steil abgerissenen Gipfeln in die Region des ewigen Schnees. Die höchsten Nadeln sind San Lorenzo, la Horqueta und el Picacho, 16,890′. Ein niedriger Hügelzug verbindet diese merkwürdige Gebirgsfestung mit einer Verästelung der Ostcordillere von Neu-Granada.

3. Das Küstengebirge von Venezuela steht dagegen mit der Ostcordillere von Neu-Granada durch das 2000—2500′ hohe Plateau von Barquisimeto und dem Cerro del Altar im

offenen Zusammenhange; aber nach seiner geognostischen Beschaffenheit ist es als gesondertes Gebirgssystem zu denken. Zwei parallele, nicht weit von einander entfernte Ketten mit einer mittlern Erhebung von 5—6000′ und steilem Abfall nach Norden streichen von Westen nach Osten. Die nördliche, welche man auch die Küstencordillere von Venezuela nennt, begleitet das Meer, welches an einigen Punkten ihre Continuität unterbrochen hat. Sie hebt sich in der mit rothblühenden Befarien, den amerikanischen Alpenrosen, geschmückten Silla de Caracas zu 8100′, in dem Pic von Naiguata zu 8620′. In den Gebirgen von Trinidad setzt sich der Zug nach Osten fort; im Norden ist eine submarine, in Inseln und einzelnen Felsencorps aufsteigende Parallelkette vorgelagert. Die südliche ebenfalls stellenweise durchbrochene Kette endigt, wie die nördliche, in niedrigem Hügelzuge Trinidad gegenüber. Beide Ketten umschließen schöne Längenthäler, die durch Bergknoten von einander getrennt sind. Das ganze System nimmt einen Raum von 1000 □M. ein.

4. Das System von Guayana oder die Sierra Parime überdeckt einen Flächenraum von fast 17,000 □M. Wie ein Trapez gestaltet[1]) hat es seine größte Ausdehnung von Westen nach Osten, 140 M.; von der Seeküste bleibt es jedoch nur durch einen niedrigen Küstensaum von 5—14 M. geschieden. Die Breite nimmt von Osten nach Westen zu und beträgt in der östlichen Hälfte 75, in der westlichen 90 M. Das ganze System kann als ein wenig erhabenes Plateau betrachtet werden; auf ihm steigen einzelne Berggruppen und Bergzüge auf, welche durch wald- oder grasbedeckte Ebenen von einander geschieden sind. Die höchsten Gipfel erreichen nicht die Region der Paramos, viel weniger die des ewigen Schnees. Die meisten sind von aller Vegetation entblößt und erscheinen als schroffe, kahle, zum Theil sehr grotesk gestaltete Berggrate. In der Mitte des Systems befindet sich eine bedeutende Depression, wodurch es sich deutlich in einen Ost- und Westflügel scheidet; sie enthält die Lauflinie der größten Flüsse. Denn nach Norden strömt der Essequibo zum Meere, nach Süden der Rio Branco oder Parime zum Rio Negro. Im westlichen Theile liegen die höchsten Gipfel: der Pic von Duida, nach Humboldt 7800 Par. F., und die Maravacaberge, nach Schomburgk 8—10,000′ hoch. Unsere Kenntniß des Systems von Guayana läßt noch viel zu wünschen übrig. Frühere Zeiten verlegten in dieses Bergland das Paradies der Goldsucher, El-Dorado, und den großen See von Parime.[2]) Jenes Goldland war Jahrhunderte hindurch das Ziel einer Menge von Abenteurern, die meist von Venezuela aus ihre Züge unternahmen. Die bedeutendste Expedition dieser Art wurde

1) Humboldt: Ein in viele Zeche rostförmig getheiltes Massengebirge.

2) Auf der Karte von Janssen findet sich der See Parime 75 M. lang und 45 M. breit. An dem Nordwestende liegt die Stadt Manoa oder El-Dorado. Das fabelhafte Wasserbecken ist auch noch bei Schenk, nicht mehr aber bei Homann, Haie u. A. zu sehen. Durch neuere Forschungen ist der große See auf den 2—3 englische Meilen umfassenden See Amucu zurückgeführt.

in den Jahren 1541—1545 unter Anführung eines deutschen Ritters, Philipp von Hutten, von einem kleinen Heere Spanier gemacht. Später unternahm auch der berühmte Walter Raleigh eine mühselige Reise nach diesem Ziele, 1595 und 1596. Der letzte Zug diesem Traumbilde nach fällt sogar noch in das Jahr 1780. Antonio Santos, ein Spanier, unternahm ihn von Angostura am Orinoco aus. Nach einem langen beschwerlichen Marsche wurde er von seinem indianischen Führer verlassen, seine Gefährten kamen größtentheils um und er selbst gerieth in die Gewalt der Portugiesen in Brasilien. — Eine pragmatische Erklärung dieser Sage von einem Goldlande aufzustellen, wie etwa durch die Angabe von dem Vorhandensein glänzender Talkfelsen, die man aus der Ferne für Gold und Silber angesehen habe, ist ganz ohne Belang, zumal so lange solche Angaben selbst eines sichern Nachweises entbehren. Vor der golddurstigen Phantasie der Eroberer und ihrer Nachfolger mußte sich fast nothwendig ein solches Phantom, eine goldene Fata Morgana bilden, und die Verlegung desselben nach irgend einer einigermaßen bestimmten Richtung, deren Wahl übrigens auch nach den schon gemachten Entdeckungen nicht mehr unbeschränkt war, konnte durch die geringfügigsten, nicht mehr nachzuweisenden Umstände veranlaßt werden.

5. Das Gebirgsland von Brasilien ist unter den isolirten Bergmassen die ausgedehnteste, nimmt einen Raum von 50,000 □M. ein, und bedeckt den großen herzförmigen Vorsprung im Osten, fast den sechsten Theil von Südamerika. Auf Plateauflächen von 1 — 2000′ Erhebung steigen Gebirgezüge auf, welche in einer der Küste mehr oder minder parallelen Richtung hinstreichen, durch weite Thalflächen geschieden, aber auch durch Querketten verbunden sind. Nur in der südlichen Hälfte, und auch da nur auf eingeschränktem Raume, trägt das System Hochgebirgsgipfel, welche aber selbst hinter den Culminationspunkten der Sierra Parime zurückbleiben.

Der Küste parallel zieht in einer Entfernung von 4 bis 5 M. von der Mündung des La Plata bis Rio Janeiro oder bis zum Steinbockwendekreis der östlichste jener Gebirgezüge, die schmale, vielzackige Serra do Mar oder Serra dos Orgaos (Meeres- oder Orgelgebirge, wegen der pfeifenartigen Basaltformationen). Sie nimmt im Norden und Süden an Höhe zu; ganz nahe der Küste sind die höchsten Erhebungen 5000′.

Die zweite, mehr landeinwärts gelegene Kette ist unter 24° SB. durch einen Knoten mit der Küstenkette verbunden, läuft unter dem Namen der Serra Mantequeira dem Küstengebirge parallel, bis sie unter 23° sich nördlich wendet und unter verschiedenen Namen bis 10—9° SB. fortstreicht. Sie enthält die höchsten Gipfel des ganzen Systems, und von Eschwege nannte sie deshalb Serra do Espinhaço, das Rückgrat von Brasilien. Am Südende in der Serra Mantequeira der Pico dos Orgaos (Orgelpic), 7300′, und der Morro do Papagaio 7000′. In dem nach Norden gerichteten

Stücke die niedrigeren Spitzen des Itacolumi, 5700′, und des Itambé, 5250′, beide nicht im Hauptkamme. „Wer nicht in die Einzelnheiten der Gebirgsconstruction dringt," sagt Burmeister, „dem können die hohen Gebirgsregionen Brasiliens keinen andern Eindruck hervorbringen, als die analogen Oertlichkeiten des Harzes, Thüringerwaldes, des Riesengebirges u. s. w. Nur die vorwiegende Nadelholzvegetation der deutschen Gebirge fehlt den brasilianischen Gebirgswäldern völlig; erst mitten im Innern und überall nur an den nördlichen und westlichen, der Meeresküste abgewandten Berglehnen treten Nadelholzbäume, und stets nur in untergeordneter Theilnahme an der Waldung auf."

Die Serra do Espinhaço ist ein Scheidegebirge im strengsten Sinne. Der Küstenstrich östlich ist die Region des Urwaldes, westlich ist das Gebiet der Campos, der weiten Hochflächen, die bis an den Fuß der Cordilleren in einer Ausdehnung von 3—400 M. denselben Charakter tragen. Da das granitische Küstengebirge keine metallischen Schätze birgt, die Schiefergebirge der Mitte die gold- und diamanthaltigen sind, so ist der Osten mehr auf Ackerbau gewiesen, die Mitte und der Westen treiben Bergbau und Metallcultur.

Ein von der Serra do Espinhaço gegen Westen auslaufender Ast, die Serra Negra, setzt diese Kette mit der dritten und letzten Hauptkette des Systems, der Serra dos Vertentes, d. i. Gebirge der Wasserscheiden (auch durch von Eschwege eingeführter Name) in Verbindung; ein niedriger Bergrücken von 1800—2400′ Höhe, welcher unter verschiedenen Specialbenennungen die Systeme der großen südamerikanischen Flüsse von einander scheidet. Noch niedrigere plateauartige Verzweigungen nach Westen bilden die Cordillera Geral, welche auf ihren langen Schultern dürre vegetationslose Salzwüsten, die Campos de Parecis, trägt.

§. 5. Die Ströme und Tiefebenen von Südamerika.

Die uns bekannte Boden- und Gebirgsconformation von Südamerika dürfen wir nun mit den gewaltigen Stromnetzen des Continents durchziehen und verflechten.

Während im Gegensatz gegen das nördliche Dreieck die Seenbildung sparsam auftritt und in großartigem Maßstabe nur durch den salzigen Hochsee Titicaca und den Süßwassersee Maracaibo vertreten ist (alle Seen 900 □M.), treten hier die Riesenströme des Planeten uns entgegen. Fast alle großen Flüsse entspringen auf den Cordilleren und schlagen dann den Weg nach dem entfernten atlantischen Ocean ein. Der Oberlauf gehört dem Gebirge, aber schon der Mittellauf meist dem Tieflande an. Die Wasserscheiden gehen häufig über so horizontale Ebenen, daß schon ein in das Wasser gewälzter Baumstamm einem Flusse eine andere Richtung zu geben vermag; sie bestehen aus

unbedeutenden Erdschwellen, welche als unentwickelte Bergsysteme die Sierra Parime und das brasilianische Bergland mit den Anden verknüpfen. Wie schon oben bemerkt, finden perennirende oder periodische Verbindungen zwischen verschiedenen Systemen statt, und umfangreiche Kanalverbindung erscheint als leichte Aufgabe.

Drei große Stromgebiete oder Stromniederungen nehmen den bei weitem größten Raum von Südamerika ein; im Norden das System des Orinoco, in der Mitte das des Amazonenstroms, im Süden das Reich des La Plata. Das mittlere ist doppelt so groß als das südliche, das südliche dreimal so groß als das nördliche. Von den drei großen Tiefländern, die so im Osten der Anden gelagert sind, sind die äußeren Steppen und Grasflächen, die mittlere eine Waldebene (Hylaea). Vom Antillenmeere, zu dem ja eine Lücke der Kette von Venezuela hinweist, bis zu den patagonischen Ebenen dehnt sich das Tiefland über 200,000 □M. aus. Einst haben wohl alle diese Ebenen große Seen gebildet, und als ein großes Binnenwasser die westlichen Cordilleren von den östlichen Gebirgen getrennt. Stiege das Meer um 1000 Fuß, so würden die Anden, Brasilien, Guayana, die Santa Marta und die Kette von Venezuela als Inseln hervorragen. Doch sind keine großen Süßwasserbecken als Reste vorhanden; die Wassersammlungen sind meist nur periodisch, oder gestalten sich zu Sümpfen und Morästen.

Neben diesen kolossalen Strömen werden dann Küstenflüsse zu betrachten sein, die freilich nur im Vergleich mit jenen Stromriesen diesen Namen führen mögen.

1. Die Quellen des Orinoco[1]) sind noch von keinem Europäer gesehen. Humboldt drang bis Esmeralda, Robert Schomburgk 1839 quer durch Guayana bis zur Vereinigung des Padamo und Orinoco, 2° 53′ NB., etwa 12 M. oberhalb Esmeralda. Daß der Orinoco aus einem See fließe, ist unwahrscheinlich. Jedenfalls liegen die Quellen am Südrande der Sierra Parime, zwischen 2—3° SB. unweit der Quellen des zum Maranonsysteme gehörigen Rio Parime, etwa 5000′ über dem Niveau des atlant.schen Oceans. Der directe Abstand zwischen Quelle und Mündung beträgt 120 M., aber der Strom umschlingt mit einer 300 M. langen Spirale das Hochland von Guayana. Bis zur Mission Esmeralda, welche etwa 1000′ über dem Meere ist, reicht der kurze nach Nordwesten gerichtete Oberlauf im Gebirgslande. Unter 3° 6′ NB., 7 M. unterhalb Esmeralda, theilt sich der Strom in zwei Arme. Der nordwestliche behält den Namen Orinoco und ist an der Theilungsstelle 40′ tief; der südwestliche, etwa 1000′ breit und 30′ tief, heißt Casiquiare und strömt mit rasch zunehmender Wassermenge durch dichten, feuchten Urwald zum Rio Negro, mit dem er sich unter 2° 0′ 42″ verbindet.

1) Aeltere Geographien und Karten haben oft den Namen Orellana, nach Orellana, der 1542 in diesen Gegenden Entdeckungen machte. Sonst wird der Name Orellana auch dem Amazonenstrome beigelegt.

Der Spiegel des Orinoco liegt bei dem Theilungspunkte noch 870′ über dem Meere. Bis zur Mündung des links einströmenden Guaviare (700′) war der Lauf nordwestlich gewendet; jetzt erfolgt die große Beugung nach Norden und nach Nordnordosten. Auf dieser Strecke durchbricht der Strom die von der Sierra Parime nordwestwärts vorgeschobenen Gebirgsäste; die Katarakten von Maypures und Atures, 5° 37′ 34″ NB., sind die bedeutendsten. Die ersteren erscheinen als eine zahllose Menge kleiner Cascaden, die reihenweise wie Staffeln auf einander folgen, und werden durch einen Archipelagus von Inseln und Klippen gebildet, welche dort das 8000′ weite Flußbette dermaßen verengen, daß oft kaum ein 20′ breites Fahrwasser übrig bleibt. Besonders daher das fürchterliche Getöse und Aufstrudeln; denn die höchsten Staffeln fallen nur 9′, und das ganze Gefälle der Cascaden beträgt nur 28 — 30′. Von passender Höhe übersieht das Auge eine meilenlange, schäumende Fläche, aus der eisenschwarze Felsenmassen ruinen- und burgartig hervorragen. Ein dichter Rauch schwebt über dem Strome und mitten aus dem Nebel scheinen die Gipfel hoher Palmen hervor. Ganz ähnlich sind die Fälle von Atures beschaffen. Es folgt auf dem linken Ufer die Mündung des Meta, vor welcher in mächtigem Strudel der Stein der Geduld steht, eine Klippe, die bei niedrigem Wasserstande den aufwärts Schiffenden oft zwei Tage Aufenthalt kostet. Tief in das Land dringend bildet der Orinoco malerische Felsbuchten. In mehreren Armen, der nördlichste unter 7° 36′ 23″ NB., mündet von links her der Apure nach einer Lauflänge von 213 M., von denen 188 M. schiffbar sind. Viele seiner Nebenflüsse sind ebenfalls fahrbare Gewässer. Von der Apuremündung an verläßt der Orinoco das Bergland völlig. Nun hat er seinen Mittellauf vollendet, sein Niveau liegt nur noch 200′ über dem Meere. Der entschieden nach Ostnordosten gerichtete Unterlauf geht zwischen den Wäldern von Guayana und den weiten Grasflächen zur Linken hindurch. Bei Angostura ergießt der Fluß 240,000 Kubikfuß Wasser in der Secunde und ist an 16,000′ breit. Wie die meisten amerikanischen Flüsse zeigt er kurze, hochfluthige Wellen, eine Menge rohrbuschiger Inseln, viele gelbe Schlammbänke und Untiefen. Seine dunklen Wasser wimmeln von Kaimans und Schildkröten, aus deren Eiern Oel gepreßt wird, so daß zwei der von ihnen umrauschten Inselchen allein jährlich 125,000 Flaschen liefern. Etwa 28 deutsche Meilen vom Meere theilt sich der Strom und übergiebt seine Fluthen verschiedenen Armen und Kanälen, welche sich in der Nähe der Küste wieder theilen und so in vielen Mündungen dem Meere entgegen kommen, deren zehn breit und tief genug sind, um noch für große Seeschiffe befahrbar zu sein. Die südlichste derselben, die Bocca de Navios, hat ihr Bett bis gegen 12 deutsche Meilen erweitert. Das Delta liegt fast im Niveau des Meeres und ist, wie die Ebenen des Unterlaufes, Ueberschwemmungen ausgesetzt. Weithin führt der Orinoco süßes Wasser

in den Ocean, und die grünen, auf Untiefen milchweißen Wellen des Flusses contrastiren mit der indigblauen Farbe des Meeres, die jene Flußwellen in scharfen Umrissen begrenzt. Die Mächtigkeit der Orinocomündung überzeugte Columbus von der Existenz eines großen Continents. Er glaubte die Ostküste Asiens erreicht zu haben und der Orinoco erschien ihm als einer der Flüsse des Paradieses.

Auch über dem System des Orinoco und seiner Ebenen strahlen wieder die glänzenden Namen **Humboldt** und **Bonpland**. Neben einer Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen verdanken wir ihnen die Kenntniß der merkwürdigen Bifurcation zwischen Marañon- und Orinocogebiet, die Andeutungen wichtiger Communicationen und Verbindungswege. Der oben genannte **Casiquiare** ist eine natürliche Wasserstraße zwischen dem Orinoco und dem Rio Negro, einem großen Zuflusse des Marañon; die Reisenden haben ihn von San Carlos am Rio Negro bis zum Orinoco selbst befahren.[1]) Weiter fuhr **Humboldt** von San Fernando de Atabapo den **Atabapo**, einen linken Zufluß des Orinoco, dann den **Temi** hinauf und ließ am 4. Mai 1800 durch die Indianer der Mission von Jarita die Canoes durch die dicke Waldung aus dem Caño Pimichui an den Rio Negro bringen. Dem König Karl IV. von Spanien wurde das Projekt eines leicht auszuführenden Kanals über den nur einige Meilen breiten Isthmus von Tuamini vorgelegt. Auch nach Neu-Granada wies **Humboldt** den Verbindungsweg. Der **Meta**, an Wasserfülle der Donau gleich, ist von seiner Einmündung in den Orinoco 100 M. aufwärts schiffbar, bis sich Flüsse mit ihm vereinen, die vom Plateau von Bogota herabkommen. Vom Rio San Juan, der sich in den Meta ergießt, beträgt die Entfernung nach Bogota nur wenige Meilen.[2])

Die Tiefebenen des Orinoco nehmen einen Raum von etwa 16,000 □M. ein und zerfallen in baumlose Ebenen oder **Llanos** und bewaldete Ebenen. Urwälder umgeben den Lauf des Guaviare und den Unterlauf des Meta.

C. Von der Kette von Venezuela bis zum Hochlande von Guayana, von der östlichen Cordillere von Neu Granada bis zum Delta des Orinoco dehnen sich

---

1) Schon **Walter Raleigh** behauptete, man könne auf dem Orinoco nach Peru und Popayan kommen. Die Karten von **Schenk**, **Homann** und **Condamine** (1745) lassen den Orinoco schon mit dem Marañon in Verbindung stehen, hatten also immerhin eine Ahnung der Bifurcation, oder nahmen sie vielmehr nach Berichten der Eingebornen an. Hernach wurde die Verbindung bestritten und erst durch **Humboldt** unwiderleglich dargethan.

2) In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft wurde eine Denkschrift des Contreadmiral **Elliot** verlesen, welche zu einer neuen Erforschung des Orinoco, als eines für den Verkehr mit dem Innern Südamerika's sehr wichtigen Stromes auffordert, und die Ausführung der **Humboldt**'schen Ideen und Vorschläge beantragt. „Während meines Aufenthalts auf Trinidad hat sich mir oft die Bemerkung aufgedrängt, daß es der lebhaften Einbildungskraft des erfindungsreichen und beredten Raleigh, wenn er sein El Dorado am obern Orinoco suchte oder zu suchen vorgab, kaum entgehen konnte, wie er einem El Dorado von viel tieferer Bedeutung, und im eigentlichsten Sinne des Worts — viel unerschöpflicheren Strömen des Reichthums auf der Spur war, als jene Goldberge und die mit kostbaren Steinen gepflasterten Städte und Paläste es sein konnten. Die Verwirklichung aller Verheißungen dieser wunderbaren Sage dürfte in Wahrheit [illegible] neben den Resultaten der großartigen und weisen Pläne **Humboldt's**, die nicht auf Hazard oder [illegible], sondern auf die klaren Folgerungen einer exakten Kenntniß gegründet sind, und neben den sicheren Ergebnissen, die durch die Verbreitung der Künste des Friedens, des Handels und die unabsehbaren Folgen der Civilisation und des Fortschrittes herbeigeführt werden müssen.“

die von **Alexander von Humboldt** so meisterhaft beschriebenen **Llanos**. Aus der üppigsten Fülle des organischen Lebens, wie es auf der Küstenkette von Venezuela wuchert, tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Sein Blick ruht im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen und in dunstigen Nächten dem küstenlosen Ocean gleichen. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raum. Nur an einigen Stellen sind große, prallig ansteigende Flötzschichten von 300', **Mesas** (**Tische**), über die Ebene erhoben, welche die Wasserscheiden zwischen dem Antillenmeer und dem Orinoco bilden. Nur bis zu 4—5' erheben sich, aber oft stundenweit zu verfolgen, Rücken von Kalk und Sandstein: **Bancos** (**Bänke**) nennen sie die Einwohner und bezeichnen damit unbewußt den alten Zustand der Dinge, als jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen Meeresboden waren. Die todt und starr dahin gestreckte Steppe, welche sich von Norden, von einer Höhe von etwa 300', unmerklich senkt, erfüllt das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Keine Oase erinnert an frühere Bewohner, kein behauener Stein an den Fleiß untergegangener Geschlechter; den Schicksalen der Menschheit fremd liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Die Oberfläche ist vollkommen baumlos, nur hier und da stehen einige zerstreute Mauritiapalmen; dicht und zusammengedrängt kommen diese Bäume im Delta vor, oft so dicht, daß die Bewohner die Stümpfe abgehauener Palmstämme als Pfosten für ihre Hütten benutzen. Sonst sind die Steppen mit Gramineen und Cyperaceen bedeckt, nur hier und da mit Mimosen gemischt.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die Grasdecke der Steppe in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Als trichterartige Wolke, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleitet, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor; ein trübes, fast strohfarbenes Halblicht wirft die neblige, scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher, verengt die Steppe, die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme; eine Lache trocknet nach der andern aus, von Hunger und Durst geplagt schweifen Pferde und Rinder umher; diese dumpf aufbrüllend, jene mit lang gestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer noch nicht ganz verdampften Lache zu errathen — bis der tropische Regen mit rauschender Heftigkeit losbricht.

Kaum ist die Oberfläche der Erde getränkt, so überzieht sich die duftige Steppe mit mannigfaltigen Gräsern; krautartige Mimosen entfalten ihre gesenkt schlummernden Blätter, Vögel erheben ihren Frühlingsgesang, Wasserpflanzen öffnen ihre Blüthen, Pferde und Rinder weiden im hohen Grase, in welchem sich der gefleckte Jaguar verbirgt. Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse wird die aufgewühlte Erde in die Luft geschleudert und eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill steigen aus der Lettengruft empor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode geweckt. Die ganze Steppe wird nach und nach ein unermeßliches Binnenwasser, auf dessen inselartige Bänke die Pferde und Rinder heerdenweise sich zurückziehen. Stundenlang schwimmen die zusammengedrängten Thiere nach der spärlichen Grasrispe umher, die sich über dem braungefärbten Wasser erhebt; viele Füllen ertrinken oder werden von Krokodilen erhascht. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen. Andere ertrinken von den Schlägen elektrischer Zitteraale betäubt.

Die bewaldeten Flußufer haben fruchtbaren Boden und eignen sich trefflich zum Anbau des Zuckerrohres, der Baumwolle und des Tabacks; der übrige Theil der Llanos bietet nur Mittel zur Betreibung der Viehzucht. Da jedoch die Pflege milchgebender Thiere den amerikanischen Stämmen unbekannt war, fanden die europäischen Entdecker die Steppe ganz menschenleer. Nur die Gruppen der Mauritiapalme sammelten um sich Ansiedelungen von Guaraunen, denen der segnende Baum Nahrung, und in der Zeit der Ueberschwemmung sogar Obdach unter seinen Zweigen gewährte. Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Llanos bewohnbar geworden. Hier und da sind Städte an den Steppenflüssen, die von den Mesas herabkommen, gebaut, und die Viehzucht wird lebhaft betrieben. Tagereisen entfernt liegen einzelne, mit Rinderfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten der Llaneros oder Hirten. Das ist ein kühner, abgehärteter Menschenschlag, alle sehr gewandte und dreiste Reiter, in den Revolutionskämpfen als unregelmäßige Cavallerie ein Schrecken der Spanier. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher.

Eine kaum bemerkbare Erdanschwellung, welche in der Richtung von Westen nach Osten zwischen 2 — 3° NB. von dem östlichen Abhange der Anden zur Gruppe von Parime geht, scheidet das Orinocosystem von dem ungeheuren Becken des Amazonenstroms.

2. Der Marañon, portugiesisch Maranhão, oder Amazonenstrom[1]) hat eine Lauflänge von 770 M.

a. Die Quellgegend des Stromes ist der Gebirgsknoten von Pasco, von dem drei Ketten der Cordillere von Peru nach Nordwesten laufen. Zwischen dem westlichen und mittlern Zweige fließt der Marañon aus dem Aguamiras und dem Chavinello zusammen. Der letztgenannte Quellfluß, welchen Andere Tanguaraga nennen und als Hauptfluß bezeichnen, tritt aus dem See von Lauricocha, 10° 30′ SB., 58° 50′ WL. Steinpyramiden aus der Incazeit bezeichnen den Austritt. Der über Klippen und Felsstücke tobende Oberlauf, welcher Befahrung mit leichten Barken jedoch nicht hindert, bewegt sich in einem engen, tief eingeschnittenen Längenthale der Anden und beträgt etwa 110 M.

b. Der kurze Mittellauf beginnt mit dem Wendepunkte nach Osten. Der Strom drängt seine bereits 4 — 500′ breiten Gewässer durch eine nur 150′ breite Pforte der mittleren (mit der östlichen schon vereinigten) Cordillere. Man unterscheidet dreizehn Pongos oder Thore; der letzte ist der 1 M. lange Pongo von Manseriche, der mit dem Donauthore von Orsowa verglichen wird. Lothrecht stehen die Felsen wie hohes Gemäuer zu den Seiten des Stromes, der vorher 250 Klaftern breit, jetzt auf 25 Klaftern zusammengedrängt wird. Die gepreßte Fluth hat an den Seiten große Kammern und Höhlen

1) Die Sage, daß der Fluß seinen gebräuchlichsten Namen der zweifelnden Frage des ersten spanischen Entdeckers Vicente Yanes Pinzon (1500): mare an non? verdanke, ist zwar der Größe des Stromes angemessen, übrigens aber durchaus verwerflich. Jener Name ist unzweifelhaft von marañá abgeleitet, was Dickicht oder undurchdringliche Wildniß bedeutet. Zwischen Orinoco und Marañon verlegte die Fabel Amazonen, weil bei Abwesenheit der Männer die Weiber einiger Indianerstämme gegen die Fremden gekämpft; daher Amazonenstrom. Auch der Name Solimoes (portugiesisch) soll streckenweise in Gebrauch sein, namentlich für die Linie zwischen den Zuflüssen Ucayale und Madeira.

ausgespült. Ueberhaupt sind die Felsen, welche alle jene Pongos bilden, im Laufe der Jahrhunderte vielen Veränderungen und Zertrümmerungen unterworfen gewesen. Unterhalb des Durchbruchs bei Rentema, 440 M. von der Mündung, liegt der Wasserspiegel nur noch 1160′ über dem Meere. Die Breite schätzt Humboldt gleich der des Rheins bei Mainz. Der Strom ist sechsmal weiter vom atlantischen als vom stillen Ocean entfernt.

c. Von Rentema beginnt der Unterlauf durch weite Tiefländer, langsam mit unbedeutendem Gefälle, nach A. v. Humboldt $1^3/_4$′, nach Spix und Martius $3,_{42}$′ auf die Meile. 315 M. von der Mündung ist er nur noch 630′ über dem Meere, aber schon $^1/_2$ M. breit. Seine Dimensionen wachsen auf riesenhafte Weise, sein Bett wird meilenbreit und inselreich, und seine Tiefe beträgt stellenweise mehr als 300′. So gleitet er als eine mehr als eine Meile breite Wasserfläche, die bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahinzieht, bald ungetheilt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt, 720 M. lang, meistens zwischen grünem Waldrand dahin, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen umsponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht. Nur hie und da hat die Thierwelt, um zu ihren Tränkestellen zu kommen, Pforten gerissen. Noch einmal verengt sich die Strombahn zwischen felsigen Ufern bei Obydos bis auf eine Viertelmeile. Dort ist der Strom noch 120 Meilen von der Mündung, 451′ über dem Meere, 60 Klaftern in der Mitte tief, und ergießt nach einer Schätzung von Martius fast 5 Mill. Kubikfuß Wasser in jeder Secunde. Von der Einmündung des Xingu an gleicht der Marañon einem Meere von süßem Wasser, dessen regelmäßige Beschiffung durch den stromaufwärts wehenden Passatwind begünstigt wird; aus der Mitte des Bettes erblickt man kaum noch die flachen Ufer. Die oceanische Ebbe und Fluth ist bis zur Stromenge von Obydos bemerkbar.[1])

Dem Unterlaufe gehören die riesenhaften Nebenströme an, welche der Strom aus den Cordilleren und dem brasilianischen Gebirgslande erhält. Sie würden in den größten Continenten noch als selbstständige größte Ströme Anerkennung finden, ja sogar im Stande sein, einen solchen ganzen Continent ausreichend mit Wasser zu versorgen. Der Ucayale, der Rio Para, der Negro und vor allen der Madeira sind so wasserreich, so tief, breit und lang, daß sie in Hinsicht der Größe mit dem Stammflusse um die Ehre der Namengebung ihrer Vereinigung rivalisiren. Sie gleichen dem Marañon in den Hauptverhältnissen. Auch verhalten sie sich in Betreff ihrer Mündungsformen zum Marañon ganz ähnlich wie Ströme zum Meere. Die meisten theilen sich in der Nähe des Ausflusses in Arme, bilden Deltalandschaften. So verzweigt

1) Andere Geographen rechnen den Oberlauf (Maranon) bis zur Mündung des Ucayale, den Mittellauf (Solimoës) bis zur Mündung des Madeira, von da den Unterlauf (Amazonenstrom).

sich der Yupura mit dem Rio Negro und dem Marañon, und so entsteht in der Mitte des Beckens ein Inselgewirr, das acht Längengrade einnimmt. Sie fließen ruhig und tief und lassen sich auf Strecken befahren, die der von Moskau bis Cadix oder vom Nordcap bis Messina gleich sind.

Nebenströme des rechten Ufers sind: der Huanuco oder Huallaga, ein Parallelfluß des Marañon, der ebenfalls in einem Längenthale der Anden fließt, an der Mündung 28 Faden tief; der Ucayale entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Tambo, der im Oberlaufe Apurimac heißt, und dem Parobeni. Er soll bei der Vereinigung den Marañon an Wassermasse übertreffen. Sein Lauf ist jedenfalls der längere, und man hat ihn darum in früherer Zeit als Hauptstrom angesehen. Der Madeira (Holzfluß, von der Menge des Treibholzes) heißt im Oberlaufe Guaporé und Itenes, dann bis zur Vereinigung mit dem Beni, Mamoré, im Unterlaufe Madeira. Er hat 450 M. Lauflänge, erreicht eine Breite von 900 Klaftern und übertrifft an Wasserreichthum und Lauflänge die größten Hauptströme Europa's. Die Breite des Marañon steigt durch ihn auf 30,000'. Der Topayos. Der Xingu, erst durch die Reise des Prinzen Adalbert von Preußen bekannter geworden, der ihn bis 7° SB. 1812 befahren hat. Der Tocantins, mit dem ihm links zuströmenden Araguaya, der eigentlich nicht als Zufluß des Marañon betrachtet werden kann.

Alle diese rechten, parallel laufenden Nebenflüsse treten von einer höher gelegenen Erdschwelle mit Katarakten in das Becken des Marañon. Sie liegen bei dem Ucayale und Madeira, der bei den Katarakten von der Breite einer halben Meile auf 1600' eingeengt wird, zwischen 8—10°, bei dem Topayos 5—6° bei dem Xingu 4—5°, bei dem Tocantins 5—6° SB.

Links münden: der Pastara und Napo, die am Cotopaxi entspringen, der Rio Negro, „der Zwitterstrom," mit dem Casiquiare, von seiner schwärzlichen oder kaffeebraunen Farbe benannt, [1]) mit noch unbekanntem Quellbezirke. Der 200 M. lange Yapure oder Yapura, der unter seinen Zuflüssen Quellnachbarn des Magdalenenstromes und des Orinocozuflusses Guaviare hat, und in sieben Armen dem Hauptstrome zufließt.

In der Ueberschwemmungszeit (Januar bis März) steigt der Marañon um 40'; Martius fand Schlamm an den Bäumen bis 50' Höhe. Der Strom überschwemmt die Ufer meilenweit und gießt seine Gewässer oft durch Seitenkanäle in die Betten seiner Nebenflüsse aus, um sie weiter unten wieder zu erhalten. Auf ähnliche Weise theilen

---

1) Eine Farbe, welche mehrere südamerikanische Gewässer zeigen und welche im Schatten der Palmengebüsche fast in Tintenschwärze übergeht. „Mit wunderbarer Klarheit spiegelt sich in diesen schwarzen Strömen das Bild der südlichen Gestirne. Wo die Wasser sanft hinrieseln, da gewähren sie dem Astronomen, welcher mit Reflexionsinstrumenten beobachtet, den vortrefflichsten künstlichen Horizont."

sich die Nebenströme ihre Gewässer mit, und so entstehen auf dem fast wagerechten Niveau der Tiefebene eine Menge periodischer Bifurcationen und Seitenäste. Das Steigen des Wassers dauert etwa 120 Tage. Die Thierwelt flieht in das Innere, das schlammige Wasser, das um die Baumkronen spielt, läßt auf den Wipfeln eine Blumenwelt entstehen. Sechs bis acht Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die schlammbezogenen Waldflächen wieder hervor und die Thiere kehren zurück.[1])

Von einem Mündungsdelta ist bei dem Marañon meines Erachtens wohl nicht zu reden. Der Strom schüttet in einer erweiterten und mit Inseln bedeckten Mündung, welche eine Breite von 12 M. hat, sein schmutzig-gelbes Wasser in den Ocean. Rechts geht ein Verbindungsarm zum Tocantins, der nun Rio Pará genannt, sich in bis zu 5 M. erweiterter Mündung ergießt. Beide Limane schließen die Insel Marajo oder Joannes ein. Noch 60 M. weit in das Meer spürt man die Gewalt der Wassermasse des Marañon. Ein neuer Geograph fragt mit Recht, ob es nicht naturgemäßer wäre, zu sagen, der Pará, eigentlich Liman des Tocantins, sende einen Arm nordwärts zum Amazonasliman, anstatt der Amazonas theile sich in zwei limanartige Arme, und in den östlichen, den Pará-Arm fließe der Tocantins.

Von der eigenthümlichen Erscheinung der Fluthwellen an der Mündung giebt der Prinz Adalbert von Preußen in seiner „Reise nach Brasilien“ eine Schilderung: Dem Schiffer tritt am Ausflusse des Amazonenstroms die höchst wunderbare und doch nicht genügend erklärte Naturerscheinung, die bekannte Pororoca, entgegen. Statt nämlich regelmäßig zu steigen, erhebt sich die durch die stark ausströmende Wassermasse des ungewöhnlich anhaltend ebbenden Flusses allmählig angestaute Fluth in wenigen Minuten zu ihrer größten Höhe, überwindet den ausgehenden Strom, drückt ihn in die Tiefe hinab, wälzt sich dann über ihn fort und einer Mauer gleich den Fluß aufwärts mit einem Getöse, welches anderthalb Meilen weit hörbar ist. Oft nimmt diese Alles verheerende Fluthwelle die ganze Breite des Stromes ein, zuweilen auch nicht. Da, wo sie auf Untiefen stößt, erhebt sie sich 12—15′, an sehr tiefen Stellen senkt sie sich dagegen und verschwindet fast gänzlich, um später an anderen Orten wieder aufzutauchen. Solche tiefe Stellen nennen die Schiffer Esperas (Wartestellen), weil hier selbst kleinere Fahrzeuge vor der Wuth des Pororoca sicher liegen. Hinter sich läßt die Pororoca die Gewässer in demselben Zustande der Ebbe und vollkommenen Ruhe zurück, in dem dieselben sich vor dieser plötzlichen Erscheinung befanden.

---

1) Reuschle: „Als Tropenstrom ist der Marañon das gerade Gegentheil vom Nil, indem der Hauptstrom fast in seiner ganzen Länge dem Aequator zur Seite hinfließt, und daher seine Anschwellung durch Regen in der ganzen Ausdehnung gleichzeitig erhält, weshalb seine Ueberschwemmungen auch alles Aehnliche überbieten.“

Das Becken des Amazonenstromes, das größte der neuen Welt, fast an Umfang Europa gleich und auf 130,000 □M. geschätzt, ist vorherrschend eine steinlose Waldebene (Hylaea). Auf 400—500 M. Weges ist nach **Condamine** ein Kieselstein so selten als ein Diamant. Der Wald erstreckt sich von Norden nach Süden auf verschiedenen Strecken 100—100 M., von Osten nach Westen 600 M., und nimmt im Allgemeinen den Raum zwischen 8° NB. und 19° SB. ein. Keine andere Waldregion der Erde übertrifft die Hyläa an Ausdehnung.

Urwald ist nach **A. v. Humbold's** Erklärung nicht jeder wilde Forst voll dichten Baumwuchses, an den der Mensch keine zerstörende Hand gelegt. Der Charakter der Undurchdringlichkeit, die Unmöglichkeit, sich in langen Strecken zwischen Bäumen von 8—10 Fuß Durchmesser ohne die Axt einen Weg zu bahnen, die strauchartigen holzigen Gewächse, die allen Zwischenraum füllen, oder kolossale gestürzte Baumstämme machen den Begriff des Urwaldes aus, und er gehört in diesem Sinne nur den Tropen an.[1])

In der gemäßigten Zone kann man die Wälder nach Baumgattungen benennen, die als gesellige Pflanzen zusammen wachsen und die Wälder bilden. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammenstellung ist den Tropenwaldungen fremd. Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen; eine gewisse Unregelmäßigkeit und Freiheit spricht sich in den Umrissen aus, die sich vorzugsweise auf die Ungleichheit der Blumenkronen, sowohl hinsichtlich des Umfanges, als auch in Rücksicht auf ihre Form gründet. Die Waldgrenze nach oben und unten ist überall ungleich; hier ragt ein Baum höher hervor als die andern, dort hebt sich eine luftige, klare Krone über eine Reihe schwerer, undurchdringlicher in ihrer unmittelbaren Nähe; wieder anderswo steigen spitze Pyramiden aus der Masse auf, und weiterhin drängen breite, flache, kaum gewölbte Kronen sich dicht aneinander. Kommt man näher und unterscheidet nunmehr neben dem Umriß auch die Farbe der verschiedenen Kronen, so steigert sich die Ungleichheit noch mehr; die eine Krone ist dunkel-schwarzgrün, die andere grau, wie bestäubt, eine dritte scheint in dem glänzendsten Weiß aus weiter Ferne, eine vierte ist hellgrün, eine fünfte gelb, eine sechste sogar roth. Kann man nun gar den Charakter der Blattbildung unterscheiden, so hört alle Aehnlichkeit auf. Der eine Baum hat zart gefiederte, der andere groß gelappte Blätter; hier stehen sie einzelner, sind spiegelglatt und strotzen von Säften in ihren dicken Rippen, dort hängen sie dürr und glanzlos, mit einem feinen Haarkleid bedeckt, wie abgestorben an den Zweigen. Oft hat nur die untere Seite dieses Haarkleid, selten beide; jeder Windhauch ändert daher die Farbe der Kronen, je nachdem er die dunkle oder helle Seite hervorkehrt. In dichten Trauben ragen gelbe oder rothe Blüthen aus den Blättern hervor, alles Laub nach außen überwuchernd und der ganzen Krone ihre Farbe gebend. Daher erblickt man gelbe oder rothe Kronen mitten zwischen grünen, da sie zu verschiedenen Zeiten blühen.

Zu den Charakterpflanzen des amerikanischen Urwaldes gehören vor allen die eben so zahlreichen als gewaltigen Lianen und Schlingpflanzen, welche die

---

1) Es giebt auf dem Gebiete geographischer Schilderung classische Partien, die zu umgehen oder auch nur zu umschreiben, die in einem einigermaßen ausführlichen Handbuche der Geographie dem Leser vorzuenthalten Frevel wäre. Das Gesagte gilt von den Bildern des Urwaldes, die **A. v. Humboldt**, **Martius**, **Burmeister** gezeichnet haben. Die nachfolgende Schilderung bewegt sich durchaus in den Rahmen jener großartigen Gemälde.

hohen Tempelpforten und Hallen jener herrlichen Urwelt bald mit zierlichen Laub- und Blumengewinden bekränzen und für den Eintretenden einladend schmücken, bald mit ihren festgewundenen Stricken und gegliederten Ketten der zudringlichen Neugier den Eingang wehren und versperren. Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben, unser Geisblatt und Epheu erinnern schwach nur an diese Pflanzengestalten der Tropenwelt, welche deshalb um so mehr die erstaunenden Blicke des Ankömmlings fesseln. Hier sind es blattlose Seile — Bauhinien oft von 40' Länge — welche einfach oder übereinander gedreht, wie Schiffstaue, von den Stämmen und Aesten der Urwaldung nach dem Boden hin ausgespannt und festgewurzelt sind, dort hängen andere Stränge und dünnere Schnüre herab, die den Grund noch nicht erreicht haben und zwischen dem bewegten Laube hin und her schwanken. Eine andere Form, selbst zum Baume erwachsen, gewaltiger als er, wie an Masse, so auch an Bildungstrieb, verschmäht die Bestimmung, den uralten Stämmen eine Stütze zu bieten, und wird vielmehr deren unversöhnlicher Feind. In kühnen Verschlingungen hat sie den saftigen Lorbeerbaum oder die ungeheure Bertholletia umgürtet, und indem sie sich von Jahr zu Jahr weiter über den geduldigen Baum ausbreitet, droht sie die Wege des Lebenssaftes zu hemmen und ihn endlich zu tödten. Einem andern Schlingbaume ist dies bereits gelungen; der überwundene Stamm, von rascher Fäulniß ergriffen, ist umgefallen und er selbst steht nun, wie eine kolossale gewundene Schlange, schräg aufgerichtet oder vielmehr aufgehängt im moderigen Dunkel der Waldung.

Steigen die Lianen vom Boden nach den Baumkronen, so siedeln sich die Luftgewächse auf Aesten und Zweigen an und lassen ihren hellfarbigen Blumen- und Blattschmuck wie Quasten herabhängen. Die riesige Aroidee Cipo d'Impe sitzt oben auf den starken unteren Aesten der Baumkrone, läßt zwei bis drei armdicke, S-förmig gewundene Stämme mehrere Fuß herabhängen, welche 1' große Blätter haben. Die Orchideen haften an den Winkeln der unteren Zweige, haben fußlange hellgrüne Blätter und enden in einen lederartigen, flaschenförmigen Körper, worin Wasser ist. Diese Flaschen sitzen dicht an einander an den Bäumen, an denen sie sich mit bindfadenartigen weißen Wurzeln festhalten. Was die Phantasie Abenteuerliches entdecken kann, ist in den Blumen dieser mährchenhaften Orchideen nachgeahmt. Einige gleichen sitzenden Schmetterlingen, andere Schwebfliegen oder dichtbehaarten Hummeln, schlankflügeligen Mücken, Pantoffeln, Vogelnestern und Eiern, und dabei duftet der sammetne Kelch eben so zart, als er glänzend rosafarben, dunkelroth, saftgelb gefärbt und nicht selten handgroß ist. Orchideen gedeihen nur an ganz freien, luftigen Orten unter der Krone, wo sie oft ganze Strecken überwuchern, von Moosen und Farnkräutern begleitet, so daß sie auf den Aesten schöne Blumenbeete bilden. Sie lieben todte, schief liegende Bäume, wie die Aroideen.

Die Ananasgewächse oder Bromeliaceen sitzen mit ihren zwei bis drei Finger breiten Blättern an Stämmen und Zweigknorren, ganz kleine steigen bis auf die dünnsten Zweige der Krone hinauf. Ihre Blätter sehen verschrumpft und gelblich aus, aber riesig (bei einer Art 10—12' im Durchmesser) ist der Blumenkolben mit den prachtvoll roth gefärbten Hüllblättern und den violetten oder gelben kleinen Blumen, wogegen der alte Baumbart von den Aesten in 2—3' langen Büscheln greiser, zerästelter Haarflocken herabhängt. Die Tillandsia utriculata bringt am Grunde ihrer 3—4' langen, handbreiten Blätter flaschenartige Schläuche mit kühlem, trinkbaren Wasser, in denen aber gewöhnlich Laubfrösche, ja ganze Kaulquappenfamilien zu wohnen pflegen. Auch die übrigen breitblätterigen Ananaspflanzen sammeln im untern Ende ihrer trichterförmig gestellten Blätter Wasser, um sich selbst zu tränken.

Zu den Charakterpflanzen des Urwaldes gehören auch die baumartigen Farnkräuter, die auf 15—20' hohem, dünnem Schafte einen kreisrunden, flach-

gewölbten Blattschirm ausbreiten, dessen einzelne Blätter mehrfach gefiedert und mit zart gekerbten Blättchen besetzt sind. Kein Thier, nicht einmal eine Raupe rührt diese Pflanzen an, welche in engen Felsspalten neben Quellen, oder zwischen Felsblöcken an den Ufern der zahlreichen Bäche wie eine feenhafte Erscheinung sich zeigen. Wo der Wald lichter wird, oder als Hecken an Abhängen finden sich die 30—40' hohen garbenförmigen Büschel der Riesengräser, ein undurchdringlicher Schilfwald auf trockenem Waldboden. Die dünnen Blätter biegen sich in großen Bogen herab, legen sich gern auf die unteren Aeste benachbarter Bäume und bilden so hohe Laubgänge, während aus der Mitte blattlose Halme aufschießen. Da natürlich viele Bäume endlich absterben und umfallen, so entsteht auf dem Boden des Urwaldes ein dichtes Geröll modernder Aeste, Blätter und Stämme, so daß man nur schaukelnd gehen kann und oft in den feuchten, schwammigen Boden von den glatten Aesten sinkt.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen ist die Thierwelt, welche die Urwälder bewohnt. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkündet das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den festgebahnten Straßen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den besonnten Sandufern kühler Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurylochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erdröhnen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten

Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Sapphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Aguti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Milliarden phosphorescirende Insecten bilden eine feenhafte Illumination, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Von eigenthümlicher Wirkung ist die Beleuchtung in einem solchen Urwalde, wo zwischen den dicht verflochtenen Zweigen fast nirgends ein Streifen des Himmelsgewölbes sichtbar wird. Auch um die Mittagszeit herrscht nur ein gemildertes Licht, wie den ganzen Tag über. Bei den haufenförmig geordneten Laubmassen fällt das Sonnenlicht in den verschiedensten Richtungen ein, so werden die zahllosen Lichtwellen von Stamm zu Stamm, von Zweig zu Zweig gebrochen, bis sie zuletzt die untern Räume des Dickichts erreichen und hier einen der tropischen Natur eigenthümlichen Ton matten Glanzes hervorbringen. Dies geheimnißvolle Licht, zusammen mit dem leisen Rauschen und Raunen, was durch den Wald zieht, erzeugt jenen eigenthümlichen Rausch des Selbstvergessens, jenes träumerische Wohlbehagen, von dem uns die Reisenden erzählen.

So erscheint der Tropenwald wundervoll und erhaben, wenn er in schweigender Pracht dasteht, furchtbar und schauerlich aber, wenn der Sturmwind heulend daherbraust und die gewaltigen Kronen der riesigen Bäume erfaßt. Ein mächtiges Rauschen erfüllt die Luft; mit schaurigem Toben, Knarren und Krachen schlagen die mächtigen Aeste an einander, selbst die festen Lianen werden zersprengt und die modernden Aeste und Stämme stürzen zu Boden. Hartschalige Früchte von der Größe eines Menschenkopfes werden herabgeworfen und zerspringen mit lautem Gekrach; die locker befestigten Blumen der Schlingpflanzen stürzen in Massen hernieder und werden von dem wüthenden Sturme nach allen Richtungen hingetrieben. Der Regen, anfänglich durch das dichte Laubdach zurückgehalten, stürzt bald in mächtigen Strömen hernieder, und schauerliches Dunkel erfüllt den weiten Wald. Alle seine Bewohner geben ihre Angst durch klägliches Geschrei zu erkennen; die Affen, die Vampyre und das ganze Heer der Vögel, Alles ächzt, ruft und brüllt durch einander. Das Geschrei der großen Frösche dringt paukenartig aus der Tiefe heraus; die ganze Thierwelt verkündet mächtig die große Noth des Augenblicks. Nur die Insekten schweigen. Sie haben lange vorher jenen Aufruhr verkündet; ruhig versteckt sitzen sie auf der Unterfläche der Blätter, bis der Sturm vorüber ist und die Sonne wieder freundlich die Wipfel bescheint.

Die Stille der Nacht wird oft durch wüsten Lärm gestört. Als einst A. von Humboldt am Apure dicht am Rande des Urwaldes übernachtete, folgte dem Lärme des Tages zuerst tiefe Stille, nur das Schnarchen der Süßwasserdelphine war zuweilen zu vernehmen. Nach 11 Uhr durchtobte wildes Thiergeschrei den Forst. Unter den vielen Stimmen konnten nur die erkannt werden, die nach kurzer Pause einzeln gehört wurden; das einförmig jammernde Geheul des Brüllaffen, der winselnde, fein flötende Ton des kleinen Sapajou, das schnurrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers (Jaguars), des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien. Bisweilen kam das Geschrei des Jaguars von der Höhe eines Baumes herab und wurde dann stets von den klagenden Pfeiftönen der Affen begleitet, die der ungewohnten

Nachstellung zu entgehen suchten. Es schien sich um einen Thierkampf zu handeln, der zufällig entstanden sich steigert und allmählig den ganzen Wald in Bewegung setzt. Am Rande des Waldes ist der Abendwunsch des gutmüthigen Franciskaners bei Humboldt wohl zu verstehn: „Möge der Himmel, wie uns selbst, so auch den wilden Bestien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren.“ [1])

Die Flüsse mit ihren zahlreichen Seitenarmen, welche ihre stillen Wasser unter dem grünen Dome dieser unendlichen Waldmasse hindurchbewegen, bilden die einzigen Verbindungswege der zerstreuten indianischen Ansiedelungen, Gemeinden und Missionen.

Noch liegt die hydrographische Riesengestalt des Marañon fast ungebändigt von der Herrschaft des Menschen durch die am reichsten ausgestattete Mitte der südamerikanischen Tropenwelt ausgestreckt, größtentheils gänzlich unbekannt, unerforscht, gleich dem Innern Afrika's, und darum noch nicht zu einem lebendigen Gliede in die tausendringige Kette des Weltverkehrs eingereihet, noch „keine Pulsader eines großen aufblühenden Staatswesens, wie der Missisippi im nordamerikanischen Rumpf.“ Durch das auf unsern Karten gegebene Bild darf man sich nicht über die scheinbare Sicherstellung seiner Stromläufe täuschen lassen. Eine freie Dampfschifffahrt, bis jetzt durch brasilianische Engherzigkeit gehindert, wird den Strom mit seinem ganzen Gebiete in folgereicher Weise dem Verkehre der Welt erschließen. Die Amerikaner Herndon, Lardner und Gibbon haben im Interesse solcher Unternehmung 1852 und 1853 den Amazonenstrom und viele seiner Nebenflüsse befahren.

3. Zwischen der von den Anden ausgehenden Sierra de Cochabamba und den brasilianischen Campos de Parecis (S. 545.) tritt aus größtentheils sumpfigem Terrain inselartig ein Hügelland hervor, welches das System von Chiquitos genannt wird. Im Osten und Westen des isolirten Systems hängt das Becken des Amazonenstroms mit dem des La Plata durch zwei Arme oder Landzungen zusammen; die Wasserscheide ist oft kaum erkennbar. Darum giebt es auch hier Gewässer, die Wasserrinnen nach beiden Systemen schicken, und die Quellen nach Norden und Süden abfließender Bäche sind dicht bei einander. Bei dem Gehöfte Estivado entspringen etwa 300 Schritt aus einander Zuflüsse beider Systeme, also daß der Besitzer die Quellen zur Bewässerung seines Gartens zusammenleiten konnte.

---

1) Schließlich finde hier eine Wahrnehmung Burmeisters Platz: „Je länger man den Urwald ansieht, desto mehr wird man inne, daß der Buchen-, Eichen- und Tannenwald auch seine Schönheiten hat. Der Urwald malt sich leichter, als der Buchenhain, weil Alles in ihm ausgeprägter, schroffer, abweichender gestaltet ist; aber darum weckt er auch keine so sanfte, milde, liebliche und friedliche Empfindung, wie sie unter dem offenen Laube der hochstämmigen glatten Buchen rege wird; er weckt keine so ruhige, ernste, wie unter den krausen Kronen alter, noch kraftvoller, narbig rissiger Eichenstämme; vielmehr liegt im Urwald ausgesprochen das wilde, ungestüme, selbstmächtige und rücksichtslose Getriebe der Vegetation. Ueberall wirkt in ihr Wettstreit und innerer Hader unter der scheinbar friedlichen Ruhe des Pflanzenlebens; könnte er seine Absichten verrathen, seine Bestrebungen uns bemerklich machen, wir würden von dem Getöse der mit einander Ringenden völlig betäubt werden und den tropischen Urwald, als Stätte des Aufruhrs, eben so meiden, wie wir ihn jetzt als Stätte der Ruhe und des Friedens mit Behagen aufsuchen. Stets erscheint uns, wie in jeder andern Hinsicht, die Waldung unter den gemäßigten Himmelsstrichen gerechter, sittlicher, ich möchte sagen idealer; in der Tropenzone dagegen ist sie naturwüchsiger, roher und materieller.“

Das dritte große Stromsystem von Südamerika ist das des La Plata. So nennt man einen weiten Mündungskanal, in welchem sich zwei Ströme, der Paraná mit dem Paraguay und der Uruguay mit einander vereinigen. Alle drei strömen aus dem brasilischen Berglande.

Die Quellen des Paraguay liegen in etwa 950′ Meereshöhe auf den Campos de Parecis. Es sind zwei kleine runde, von Mauritiapalmen eingefaßte Seen, deren Wasser in nordöstlicher Richtung abfließt und in einem kleinen Walde vereinigt den Fluß bildet. Bald wendet er sich mit rasch verstärkter Wasserfülle nach Süden. Zwischen 18 und 19° SB. empfängt er zwei schiffbare Zuflüsse, den Rio de S. Lourenço mit dem Cuayaba. Bis 21° ist der Fall ganz unbedeutend, so daß der Paraguay in der Regenzeit weit über seine Ufer tritt. Zwischen 16 und 20° SB. liegen eine Reihe von Seen, die mit einander in Verbindung stehen; sie werden in der Ueberschwemmungszeit zu dem einen 200 □M. großen See von Xarayas.[1]) Unter 21° SB. wird der Fluß durch eine Bergkette eingeengt zu rascher Strömung. Unterhalb dieser Stelle beginnt der Unterlauf, Hang zur Theilung und Inselbildung; das Bett ist regelmäßig, von höhern Ufern begrenzt; der Strom trägt größere Fahrzeuge. Zuflüsse des Unterlaufs sind der Pilcomayo von der bolivischen Ostcordillere, die aus der größten Höhe stammende Ader des Systems, und der Rio Bermejo.

Unter 27° 18′ bei Tres Bocas vereinigt sich der Paraguay nach einem Laufe von 260 M. mit dem Paraná und verliert auch den Namen an den mächtigen Seitenstrom, der doppelt so breit ist. Ein Arm des im Unterlauf vielfach verzweigten Paraguay ergießt sich erst unterhalb Tres Bocas in den Paraná.

Der Paraná entsteht aus zwei Quellflüssen. Der größere, der Rio Grande, entspringt aus dem Westabfalle der Serra de Mantequeira 3000′ hoch. Mit dem Wasserfalle am Paso und mehreren andern Katarakten und Stromschnellen bricht er durch die Verzweigungen der Serra Mantequeira in nordwestlichem und westlichem Laufe in eine niedrige Hochfläche, die Pampas von S. Paulo. Nachdem er auf der rechten Seite den Rio de Paranaiba oder Paranahiba aufgenommen hat, erhält er den Namen Paraná. Der vereinigte Strom fließt nun, dem Paraguay parallel, nach Süden und bricht in neuen Fällen und Schnellen durch entgegenstehende Ausläufer der brasilischen Gebirge hindurch. Der Salto de Urubu Punga und der Salto Grande, 21° 4′ 27″ SB., sind die bedeutendsten. Bis dahin 2100′ breit, nun auf 180′ zusammengedrängt, fällt der Strom unter furchtbarem Tosen 50′ herunter. Der letztgenannte Fall trennt die Schifffahrt auf dem obern Paraná ganz von der auf dem untern. Unter 25° 47′ liegt der letzte Fall; als breite, fahrbare Wasserstraße tritt

1) Aus ihm läßt Janssons Karte den Paraguay und Maranon ausfließen.

der Strom, der 110 M. im brasilischen Hochlande geflossen, in die Tiefebene seines Unterlaufs. Bei der Insel Apipe oder Aquipa, 25 M. oberhalb der Vereinigung mit dem Paraguay, findet sich noch eine Stromschnelle, wie überhaupt der Strom ein rasches Gefälle behält.

Nach dem Paraguay ist der weit hinauf schiffbare Rio Salado auf dem rechten Ufer der größte Nebenfluß, der von östlichen Verzweigungen der Anden herabfließt und in dem letzten Jahrzehent der Gegenstand genauerer Erforschung geworden ist.

Der Paraná ist mit zahllosen Inseln bestreut, die seine Breite oft meilenweit dehnen; die Ufer von der Mündung 300 M. aufwärts bis gegen die Quellen hin mit Waldung bedeckt.

Der Uruguay, welcher die Gewässer des südlichen brasilischen Hochlandes sammelt, entspringt auf dem Westabhange der Serra do Mar unter 28° SB. und fließt anfangs gegen Westen. Dann biegt er sich nach Südwesten und unter 30° SB. nach Süden. Die untersten Stromschnellen finden sich zwischen 31 und 31½° SB. Bei dem Salto Grande, 250 M. oberhalb der Mündung, setzt eine Felsenbank quer durch den Fluß. Von hier ab wird der oberhalb nur für Barken fahrbare Strom für große Segelschiffe schiffbar. Der größte Nebenfluß ist der links mündende Rio Negro.

Unterhalb der Mündung des Rio Negro empfängt der Uruguay auf einer 10 M. langen Strecke in zahlreichen Armen die Wasser des Paraná und es bildet sich der Mündungsstrom, der Rio de La Plata. Juan Diaz de Solis fand 1515 die weite Mündung und nannte sie nach sich selbst Sonnenfluß. Sebastian Cabot befuhr den Strom bis zum Zusammenfluß des Paraguay und Paraná und entriß den Indianern viel Silber. Weil man das Uferland als Fundort des Silbers betrachtete, kam der Name Rio de la Plata (Silberstrom) auf. In seinem innersten Winkel ist der Strom 5—6 M., an der äußersten Oeffnung 40 M. breit, und seine Wasser sind noch 20 M. in der offenen See zu unterscheiden. Bis jetzt galt von den Mündungsarmen des Paraná-Uruguay-Delta nur der Guazu für große Schiffe brauchbar, und die Insel Martin Garcia, an welcher die Schiffe vorbei müssen, beherrschte das Stromgebiet. Der Amerikaner Page will eine noch 2' tiefere Passage entdeckt haben an der Grenze der Staaten Buenos-Ayres und Uruguay. Da bisher der erstere Staat, im Besitz der Insel, die Einfahrt beherrschte, so würde diese Entdeckung wichtige politische Veränderungen herbeiführen. [1])

1) Das ganze Flußsystem des La Plata ist in den letzten Jahren im commerciellen und politischen Interesse 1853 von dem Engländer Day und 1853—1856 von dem Amerikaner Page genauer untersucht. Als beste Fahrstraße in das Innere empfiehlt sich der Paraguay, der die wenigsten Untiefen, Felsen und umgestürzten Bäume zeigt und wenigstens auf weitere Strecken bewohnte und angebaute Ufer hat. Der Strom ist einem Kriegsdampfschiffe von 9 Fuß Tiefgang bis in das brasilianische Gebiet hinein zugänglich. Am 3. März 1857 hat der Congreß der vereinigten Staaten 25000 Doll. zur Ausdehnung und Vollendung der Erforschung des Paraná und der Nebenflüsse des Paraguay angewiesen. Brasilien und Paraguay waren kurz vorher über freie Schifffahrt auf dem Paraguay und obern Paraná übereingekommen.

Die unermeßliche Tiefebene, welche sich von der Wasserscheide gegen den Marañon bis zum Südende des Erdtheils hin ausdehnt, umfaßt 70,000 □M., bietet aber eine größere Verschiedenheit der Oberflächengestalt dar als das Becken des Orinoco und Amazonenstroms. Im Osten ragen Vorgebirge der Anden, wie die Sierra de Salta und Sierra de Cordova hinein, und nach der Beschaffenheit des Bodens unterscheiden sich deutlich drei Abtheilungen.

Der größte Theil der nördlichen Region wird von einem noch sehr wenig bekannten Landstrich, El Gran Chaco, eingenommen. Diese weite Ebene, im Norden feuchtes Sumpfland, südlich eine dürre, mit Cacteen besetzte Sandebene (Llanos del Manso), im Westen eine salzige Steppe, hat nur an den Flußufern Waldung und stellenweise Grasfluren.

Die mittlere Region, ungefähr zwischen 33 und 40° SB., die Pampas, im Westen eine Region von Salzsümpfen und Salzsteppen (Las Salinas), im Osten ein ungeheures, ununterbrochenes, steinloses Grasmeer. Kein Gegenstand von irgend welcher Eigenthümlichkeit zeichnet sich darin aus; der weite Horizont verschwimmt in violetter Bläue, und völlig wie auf dem Meere wird man von einem kreisförmig abgegrenzten, überall gleich fernen Gesichtsfelde umgeben, dessen äußerste Grenze selbst in der Färbung dem Meereshorizont ähnlich sieht. Auf dieser einförmigen, aber nicht gerade öden Ebene fährt man eine Stunde nach der andern, einen Tag nach dem andern, und hat keine Abwechselung darin zu erwarten, als etwa eine weidende Viehheerde, ein aufgescheuchtes Wild, einen Ochsenkarrenzug, eine Estancia (Meierei) oder ein Posthaus, oder einen kleinen See; wahre Flüsse gehen den echten Pampas ganz ab, kein beständiger reichlicher Wasserstrom durchfurcht ihre Ebene. Das Gras dieser Gegenden bildet freilich keinen zusammenhängenden Rasen, wie auf unsern Weiden, sondern es besteht aus ziemlich gleichmäßig vertheilten Grasbüscheln, zwischen denen der Boden kahl und unbewachsen bleibt. Das eine feinere Gras gehört den ganz trockenen Flächen an, ist kniehoch und gelblich glänzend; das andere wird mannshoch, hat eine viel derbere Structur, eine lebhaft grüne Farbe und prachtvolle seidenweiße, gegen 2′ lange Rispen, die auf hohen geraden Schäften noch über die Köpfe der Reiter hervorragen. Dieses Gras steht nur an feuchten Stellen, begleitet die Fluß- und Bachfurchen, verbreitet sich in dichten Büscheln über moorartige Gründe, und giebt den Orten, wo es gesehen wird, ein schönes, frisches, kräftiges Ansehn. Unter dem trockenen, feineren Pampasgrase, dessen man sich hauptsächlich zum Dachdecken bedient, stehen als Decorationsmittel der Flur allerhand kleine Pflanzen, zum Theil Stauden, deren Ansehn vollständig mit ähnlichen verwandten Gewächsen Europa's harmonirt. Ganz öde, kahle Stellen kommen nur da vor, wo der Boden so stark mit Salz geschwängert ist, daß ihn dieses als weiße Kruste überzieht. Hier fehlt alle Vegetation, nur einzelne Pflanzen vertheilen sich über den mitunter sehr umfangreichen, stets vertieften und stellenweise zu großen Lachen erweiterten Raum. Es sind das die Reste des ursprünglich in diesen Gründen zurückgebliebenen Meerwassers, die Niederschläge seines Salzgehaltes, als das Wasser verdunstet war; sie bilden den ärmlichsten Theil des hiesigen Landes, werden von den Ansiedlern gemieden und dienen nur den Sumpfvögeln zu Sammelplätzen. Aber auch diese sind nur dann da, wenn kein süßes Wasser in der Nähe ist; viel häufiger sieht man sie an den größeren oder kleineren mit grünem Schilf bekleideten Seen, welche durch die ganzen Pampas vertheilt sind und stets als Lieblingsplätze von den Ansiedlern gewählt werden. Manche dieser Seen haben einen beträchtlichen Umfang.

Millionen von Rindern und Pferden weiden halbwild auf den Weideplätzen der großen Landgüter unter Aufsicht ebenfalls halbwilder Hirten, der sogenannten Gauchos, die aus Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entstanden sind, fast stets zu Pferde leben, ja wie die Centauren von ihren Pferden fast untrennbar sind. Ihr Hauptkleidungsstück ist der Poncho, ein viereckiges, gestreiftes Stück Zeug oder ein rothes oder blaues Tuch, in der Mitte mit einem Loch versehen, durch das der Kopf gesteckt wird, so daß diese Art Kappe in schönen Falten von den Schultern herabfällt. Meisterhaft versteht der Gaucho den Lazo zu werfen. Er legt ihn wie ein Schiffsseil in einen Kreis zusammen und verfehlt dann nie seines Zieles. Ebenso führt er Bolas, drei hölzerne oder eiserne Kugeln mit sich, deren jede an einem besondern, 6' langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lazo geschleudert werden. Nachdem er sie drei- bis viermal um den Kopf geschwungen, fliegen diese drei Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewundernswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Thiere den Kopf oder schlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein 14 Zoll langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide am Gürtel steckt — und die Waffenrüstung des Gaucho ist fertig. Pferde und Rinder werden aber mehr der Haut und des Fettes als des Fleisches wegen getödtet. Fleisch ist in den Pampas wohlfeiler als Brod. Nicht einmal um Milch und Butter bemüht man sich.

Die südliche Abtheilung, die Ebene von Patagonien, welche nicht mehr zum Gebiete des La Plata gehört, steigt von der Küste gegen das Innere etwa zu 1000' und ist mit Ausnahme nördlich gelegener Weidestrecken eine felsige, nackte Oberfläche, die nur in den tief eingeschnittenen Flußthälern frische Vegetation zeigt.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Flüssen von Südamerika, welche im Verhältniß zu den drei Riesenströmen die kleineren genannt werden mögen.

a. In den stillen Ocean können bei der Nähe der Cordilleren keine bedeutenderen Flüsse einmünden. Doch haben die an der nördlichsten Küstenstrecke fließenden, sammt dem in den Golf von Darien gehenden Atrato für eine projectirte Kanalverbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ocean solche Bedeutung, daß wir etwas ausführlicher bei ihnen verweilen müssen.

In den stillen Ocean münden der Bando und der größere San Juan, beide für kleinere Fahrzeuge streckenweise schiffbar. Der Atrato, ein Parallelfluß des Magdalenenstroms, entspringt auf der westlichen Cordillere von Neu-Granada, nimmt schiffbare Nebenflüsse auf und ist vom Golf von Darien aus weithin selbst für gewöhnliche Dampfer fahrbar.

A. von Humboldt machte zuerst auf eine mögliche und leichte Kanalverbindung des atlantischen Oceans mit dem stillen Meere aufmerksam. Zwischen der Bai von Cupica und dem Napipi, einem Zuflusse des Atrato, liege nur ein schwach wellenförmiges Terrain von 5—6 Meilen, und die Systeme des Atrato und San Juan seien nur durch einen schmalen Trageplatz geschieden. Noch mehr! Im Jahre 1788 hatte ein Mönch, Pfarrer von Novita, schon im Kleinen den Ver=

such einer Kanalverbindung ausgeführt. Von dem Bache der Schlucht Raspadura, die zum Quito, dem ersten bedeutenden Zuflusse des Atrato führt, hatte er einen Kanal zum San Juan geleitet, und in der Regenzeit konnten Canoes mit Cacao beladen aus einem Meere in das andere gelangen.

Erst nach funfzig Jahren, seit dem Jahre 1852, nahm der oben genannte Amerikaner Kelley Humboldt's Gedanken wieder auf und ließ im Interesse der Kanalfrage die genauesten Untersuchungen anstellen. Eine Benutzung des San Juan ergab sich nicht als thunlich, dagegen bot sich eine andere günstige Linie dar. Der projectirte Kanal benutzt den Atrato bis zur Einmündung des Truando. In diesen Zufluß soll, um die nöthige Wasserfülle zu erzielen, ein Arm des Atrato geleitet werden. Der Truando wird bis zur Einmündung des Nerqua benutzt, eines Flüßchens, das mit durchschnittlicher Breite von 60 Fuß durch ein weites, wohlbewaldetes Thal rinnt. Hier beginnen bis zur Wasserscheide hin die eigentlichen Kanalbauten; die Scheide wird mit einem Tunnel durchbrochen. Von da geht der Kanal zum stillen Ocean in die Mündung des Paracuchichi. Dicht vor derselben bildet der Fluß ein geräumiges Bassin, das vom Meere durch eine 900—1500' breite, sandige Nehrung geschieden ist und leicht in einen prächtigen Hafen verwandelt werden kann.[1])

b. Die Quellen des östlichen Magdalenenstromes und des westlichen Cauca liegen an dem Gebirgsknoten von los Pastos unter 2° NB. Beide Flüsse bilden enge, tiefe Längenthäler zwischen den Aesten der Cordillere von Neu-Granada, brechen mit Stromschnellen aus dem Gebirge und vereinigen sich im vorliegenden Tieflande, an diesem Punkte ($9\frac{1}{2}$° NB.) noch 400' über dem Meere. Die Mündung unter 11° NB.

c. Zwischen den Mündungen des Orinoco und Marañon stürzen Flüsse in Wasserfällen (der Essequibo hat allein deren 40) von der Sierra Parime in das Küstenland von Guayana. Der Essequibo, Demerara, Correntyn, Surinam, Maroni, Oyapok sind die bedeutendsten. Fast alle gehen paarweise ins Meer, kurz vor dem Ausflusse mit einander verbunden. Die Mündungen meist durch Barren gesperrt.

d. Der Paranahiba entquillt den nordwestlichen Abzweigungen der Serra dos Vertentes und ist ganz ein Fluß des Tieflandes mit bedeutender Wasserfülle und Schiffbarkeit. Die Mündung 24° WL.

e. Der San Francisco entspringt 21° SB., 27° WL. auf der Serra Negra, und trennt im von Süden nach Norden gerichteten Lauf die Serra do Espinhaço von der Serra dos Vertentes. Beide Gebirgskämme bleiben in bedeutenden Entfernungen von seinen Ufern, welche häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Nach Osten ge-

1) Der Congreß der vereinigten Staaten bewilligte am 3. März 1857 25,000 Doll. zur endgültigen Aufnahme der Flüsse Atrato und Truando.

richtet bricht er in Stromschnellen durch die letzten nordöstlichen Ausläufer der Serra do Espinhaço und tritt in die vorliegende steile Küstenterrasse. Der Strom mündet in zwei Armen; der südliche Aricari ist kleiner als der nördliche, der jedoch durch eine Sandbarre für größere Schiffe gesperrt ist. Der große Wasserfall von Paulo Assonso, 40 M. von der Mündung, setzt aller und jeder zusammenhängenden Wasserstraße ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Von da kann der Strom befahren werden, aber eine zweite Cascade von 90′ bei Pirazera sperrt wieder das oberste Viertel seines Laufs.

f. Die Flüsse der patagonischen Ebene sind wie diese selbst noch nicht gehörig erforscht. Viele verlieren sich in große seichte Salzseen und Moräste, und erinnern an die unentwickelten Stromverhältnisse des australischen Continents. Zwischen der Bahia Blanca und dem Golf von San Antonio münden der Rio Colorado, 40° SB., der 1853 durch eine Expedition genauer erforscht ist, und der Rio Negro, 41° SB. Beide bilden als Zwillingsflüsse ein Zweistromsystem. Der Rio Santa Cruz, 50° SB., ist 33 Meilen weit erforscht und scheint aus dem großen Capar oder Wiodma See an der patagonischen Kette zu kommen, ebenso wie der einige Grade nördlichere Descado aus dem Colaguape-See.

§. 6.

Die Staaten von Südamerika.

Die Republiken.

Von den nicht ausgedehnten Besitzungen der Franzosen, Engländer und Niederländer in Guayana, von Brasilien und Patagonien abgesehen, war Südamerika, so gut wie Mittelamerika und Mexico, eine spanische Besitzung. Spanische Herrschaft dehnte sich über 180,000 □M. aus. Man unterschied außer dem Generalcapitanat Havana (Cuba und Florida) das Vicekönigreich Neu Spanien, das Generalcapitanat Guatemala, das Vicekönigreich Neu-Granada, das Generalcapitanat Caracas, das Vicekönigreich Peru, das Generalcapitanat Chile, das Vicekönigreich Rio de la Plata. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte sich ein reicher Zündstoff der Unzufriedenheit aufgehäuft. „Das ganze spanische Colonialwesen ruhte auf falschen Unterlagen und konnte nicht dauern. Es gründete sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert. Die Königreiche in der neuen Welt wurden lediglich als Anhängsel der spanischen Krone betrachtet und nicht ihrer selbst wegen verwaltet, sondern vorzugsweise zu dem Zweck, das Vaterland mit Gold und Silber zu versorgen.“ [1]) Jedes Jahr brachte eine Silberflotte die Schätze Amerika's nach Spanien. Der willkürliche

1) Aus Karl Andree Amerika, der mit Wappäus uns die gründlichste Kunde des vierten Erdtheiles vermittelt.

Druck der Statthalter, mannigfache Rechtspflege, Zurücksetzung der Creolen hinter die aus Europa gekommenen Spanier, daneben königliche Monopole, welche Handel und Wohlstand der Colonien nicht aufkommen ließen, die Eifersucht, mit der jede Berührung mit dem Auslande verhindert wurde,[1]) endlich das Beispiel der vereinigten Staaten riefen eine dumpfe und gefährliche Gährung hervor. Unmöglich konnte das spanische Amerika unter solchen Umständen von den Katastrophen im Mutterlande unberührt bleiben. In der Zeit als Spanien mit England im Kriege war, trat die Elendigkeit aller Vertheidigungsanstalten, die ganze Unfähigkeit des Mutterlandes, seine schönen amerikanischen Besitzungen zu regieren und zu beschützen, recht hell in das Licht. Nun kam der Sturz der Bourbons und die Erhebung des Napoleoniden Joseph auf den spanischen Thron. Die Colonien hielten an der alten Dynastie, verlangten aber nun auch von den Cortes, die zu Cadiz an einer neuen Verfassung arbeiteten, Gleichstellung ihrer Rechte mit dem Mutterlande. Als diese 1811 versagt blieb und besonders die alten Monopole hartnäckig festgehalten wurden, entbrannte ein von beiden Seiten mit heftiger Erbitterung 1811—1824 geführter Kampf. Die Rückkehr der alten Dynastie nach dem Sturze Napoleons brachte keine neue Wendung. Die Colonien hatten das Angenehme der Unabhängigkeit geschmeckt und wollten sich auch dem rechtmäßigen Könige nicht unterwerfen. Der Kampf der „Patrioten" mit den seit 1814 aus Spanien gesendeten Truppen und Generalen (Morillo) entbrannte auf das heftigste. Der Name Simon Bolivar, „der Befreier," (geb. zu Carácas 1783, † 1830) leuchtete auf amerikanischer Seite besonders hervor. Bald Sieger, bald besiegt, aber immer unermüdlich und furchtbar, erfuhr auch er gerade seiner Heimath Undank. Nach und nach hat sich die spanische Regierung dazu verstanden, die neuen Republiken anzuerkennen. Nur mit der officiellen Anerkennung von Peru und Bolivia wird noch diplomatisch gezögert, doch sind eben zu diesem Ziele führende Unterhandlungen angeknüpft.

Die jungen Republiken, deren Zahl durch mehrfache Zertheilung und Spaltung auf zehn gestiegen ist, haben indeß noch wenige Segensfrüchte ihrer Unabhängigkeit geschmeckt. Von wildem Parteiwesen zerrissen, sind sie von häufigen Revolutionen so oft erschüttert, als ihr Boden von unterirdischen Stößen zittert und erbebt. In wahrer Cultur immer noch wenig fortgeschritten und höheren Interessen abgewandt bieten sie dem Beschauer ein trauriges Bild.

Das Landgebiet der Republiken (über 180,000 □M.) ist tropisch, die Bevölkerung polarisch; sie ist seit der Vertreibung der Spanier noch zurückgegangen und beträgt kaum 10 Mill. oder 60 Menschen auf die □M. Die Mischungsverhältnisse sind in den verschiedenen Staaten verschieden; im Allgemeinen bilden die Creolen 19 Procent, die

1) Wie denn die spanische Regierung gute Karten der Colonien (und man hatte deren) ängstlich der Publicität entzog.

Neger 1, die Eingebornen 49, die Mischlinge 30 Procent der Bevölkerung. Von den Eingebornen haben 1½ Mill., die Indios bravos, noch ihre Unabhängigkeit behauptet; die Negersklaverei ist abgeschafft. Die Creolen sind im Ausarten und Ableben begriffen und werden, wenigstens in mehreren Ländern, die Herrschaft den Mischlingen einräumen müssen. „Vielleicht," bemerkt Andree, „haben die Weißen aus romanischem Stamm auf die Zukunft keine Dauer in dem Welttheil, den sie zuerst eroberten. Offenbar mangelt ihnen der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen Erkämpfte auch zu behaupten und zu benutzen."

Die römisch-katholische Kirche, neben welcher gesetzlich jede andere geduldet werden soll, ist in diesen Republiken in beständigem Conflict mit den Tendenzen des modernen Liberalismus und hat sich spärliche Besoldung der Geistlichen vom Staate, Verminderung der Klöster und Festtage u. s. w. gefallen lassen müssen.

Die politischen Verfassungen dieser Länder sind durchgängig republikanisch, dem Namen nach sogar meist mehr oder minder demokratisch und allesammt nach dem Muster der vereinigten Staaten zugeschnitten; ein Präsident mit der Executive, ein gesetzgebender Congreß, der aus Senat und Deputirtenkammer besteht. Wo nichts Besonderes zu bemerken, wiederholen wir die Schablone nicht im Einzelnen. Uebrigens ist die republikanische Tünche überall höchst oberflächlich, und man hat gegen spanische Herrschaft im Grunde nur die Dictatur ehrgeiziger, habsüchtiger Generale und einer trägen zu Meutereien geneigten Soldateska eingetauscht. Neben den Interessen der sich anfeindenden Racen kämpfen die politischen Parteien der Föderalisten und Centralisten, oder des republikanischen Staatenbundes und der einheitlichen Republik mit einander. Der durch den Widerstreit dieser Interessen erzeugte Gährungsproceß scheint in den meisten dieser Staaten noch lange nicht beendigt. Zu diesen traurigen Zuständen paßt sehr übel „der traurige Fehler sinkender Nationen, Dünkel und jene tragi-komische Ruhmredigkeit, die sich über den eigenen Unwerth durch bombastischen Redeschwall so vortrefflich zu täuschen versteht."

Die Aehnlichkeit der Republiken unter einander beschränkt sich nicht auf politische Verhältnisse, sondern tritt uns auch in den übrigen Erscheinungsformen bürgerlichen und staatlichen Lebens entgegen. Am treffendsten ist sie in der monotonen Gleichförmigkeit der Städte ausgesprochen. Eine beschreiben heißt im Wesentlichen alle beschreiben.

Sehr wenige Städte sind ummauert, alle überaus regelmäßig angelegt. Die geraden und breiten Straßen schneiden sich in rechten Winkeln und theilen die Stadt in eine bestimmte Anzahl von Quadraten (Cuadras). Sie sind meist gepflastert und öfters mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind der Erdbeben wegen gewöhnlich einstöckig, und weiß angestrichen. Sind sie zweistöckig, so haben sie große in die Straße vorspringende Balcons. Die Fenster nach außen haben keine Glasscheiben und sind vergittert. Die Dächer platt. Viele haben einen innern Hofraum (Patio), auf den die Gemächer ausmünden

und bilden so kleine Cuadras. Im Sommer wird über den Patio Leinwand gespannt. In der Mitte der Stadt die Plaza Mayor, der große Platz; auf der einen Seite die Kathedrale, die Hauptkirche, auf der andern Seite das Regierungsgebäude, rings umher Häuser mit Arkaden, unter denen (meist französische) Läden und Schaufenster. Auf diesem Platze wird Markt gehalten; er ist überhaupt ein Brennpunkt des öffentlichen Lebens. Ein zweiter ist die große Promenade oder Alameda. Das Leben der Stadt fluthet und ebbt den Tag über in dreifachem Wechsel. Die Morgenzeit ist die Zeit der Geschäfte und des Verkehrs. Von 2—5 Uhr folgt die Zeit der Siesta. Die Geschäfte stehen still, Straßen und Plätze sind verödet; nur Tagelöhner und Lastträger schlafen auf den Trottoirs. Nach 5 Uhr öffnen sich die Läden und die vergitterten Fenster. Die Alameda füllt sich mit Einbruch der Dunkelheit, überall beginnt ein lebhaftes Treiben. Die Mischung der Racen macht das Volksgewühl bunt und interessant.

1. Venezuela.

Die Entdeckung der Nordküste begann 1498, als Colon von der Orinocomündung bis zur Insel Margarita fuhr. Im folgenden Jahre drangen Vespucci und Ojeda bis zum See Maracaibo. An der Stelle des heutigen Coro fand Ojeda ein Dorf, das wie Venedig gebaut war. Es stand im Wasser auf Pfählen, und die sechsundzwanzig Häuser hingen mittels Zugbrücken zusammen. Ojeda nannte das Dorf Venezuela, ein Name, der auf die ganze Küste überging. Im Gegensatz gegen die entdeckten Inseln wurde daneben für diese Nordküste der Name Tierra firma üblich; auch der Name Castilla del Oro kommt vor. Im Jahre 1528 wurde von Karl V. dem reichen Augsburger Handelshause der Welser, dem er tief verschuldet war, das Land als spanisches Lehen abgetreten. Die Welser griffen die Sache an wie gewinnsüchtige Kaufleute, die besonders nach Gold verlangten. Unter Ambrosius Alfinger landeten 1529 400 Fußknechte und 80 Reiter. Der Golddurst führte zu schrecklichen Mißhandlungen der Indianer. Expeditionen nach dem fabelhaften El-Dorado wurden unternommen, aber nichts geschah für Anbau des Landes, Civilisation und Bekehrung der Eingebornen. Endlich erbarmte sich Karl V. des verheerten und schändlich ausgesogenen Venezuela, und nahm die Souveränitätsrechte 1545 wieder an sich. Der deutsche Name hatte in den kühnen Kriegs- und Entdeckungszügen neue Ehre heldenhafter Ausdauer gewonnen, war aber mit dem Rufe brutaler Grausamkeit befleckt.

Venezuela bildete also seit 1550 das spanische Generalcapitanat Caracas. Ein Congreß erklärte am 5. Juli 1811 des Landes Unabhängigkeit, und dieser Akt wurde am 20. November 1818 feierlich wiederholt.

Durch den versammelten Congreß wurde am 15. Februar 1819 die Republik Colombia, aus Venezuela und Neu-Granada bestehend, mit der Hauptstadt Bogotá, proklamirt, 1823 Quito als Drittes im Bunde aufgenommen. Die Verfassung war nicht föderativ, sondern das Ganze wurde von einer obersten Verwaltung geleitet. Centralisten

und Föderalisten geriethen auch hier in Streit. Im November 1829 sagte sich Venezuela los. Zwar vereinigten sich noch einmal die getrennten Glieder, aber im November 1831 folgte entschiedene Trennung.[1]) Es bildeten sich drei colombische Republiken: Venezuela, Neu-Granada, Ecuador, die durch ewige Freundschaft und Allianz verbunden sein sollten. Spanien erkannte durch den Vertrag vom 30. März 1845 die Unabhängigkeit der Republik Venezuela an.

Der Staat umfaßt nach den uns bekannten physischen Abtheilungen die nordöstlichsten Verzweigungen der Cordilleren, die Plateaux, welche die Verbindung mit der Küstenkette von Venezuela bewerkstelligen, das Küstengebirge von Venezuela mit der Küstenstrecke und eingeschlossenen Längenthälern, den westlichen Theil der Sierra Parime und den größten Theil der Tiefebene des Orinoco. Der Flächeninhalt beläuft sich, wenn die Inseln und die bestrittenen Striche von Britisch Guayana eingeschlossen werden, auf 20,223 □M.

Die Zahl der Einwohner soll 1856 über 2 Mill. gestiegen sein; 1854 betrug sie 1,564,433, darunter etwa 400,000 Weiße, 180,000 unterworfene Indianer, 46,000 Neger, 650,000 Mischlinge. Die Indianer theilt man in Indios reducidos, welche Sitten und Sprache des Landes angenommen, aber ihren Racencharakter bewahrt haben, in unterworfene, catequisados, unter der Aufsicht von Missionaren oder weltlichen Staatsbeamten, aber noch mit eigener Sprache und Sitte, und in unabhängige, Indios bravos. Die Zahl der Sklaven ist im Abnehmen begriffen, da die von Sklaven geborenen Kinder mit dem Eintritt des 18. Lebensjahres frei werden und der Sklavenhandel verboten ist.

Die katholische Kirche, welcher außer den freien Indianern die Bewohner zugethan sind, steht unter dem Erzbischof von San Jago (Caracas) und mehreren Bischöfen. Die Missionen unter den Indianern sind, wie in ganz Südamerika, in republikanischer Zeit sehr in Verfall gerathen.

Die jüngste Modification der Verfassung datirt sich vom 31. December 1858. Gesetzgebende Gewalt bei dem Congreß; die vollziehende Gewalt bei einem Präsidenten, der wie der Vicepräsident sechs Jahre im Amte bleibt. Unter der gegenwärtigen Regierung des Dictators Páez ist diese Constitution jedoch in vielen Theilen suspendirt. 1861 hat Páez den befähigten und thätigen P. J. Rojas zu seinem Generalsecretär ernannt und dieser leitet die Staatsgeschäfte.

Die Finanzen befinden sich gegenwärtig in einem trostlosen Zustande, der schließlich eine Intervention Englands veranlassen dürfte.

Das Budget für 1852—1853 weist über 8 Mill. Piaster Ausgaben und nur 2,705,055 Piaster Einnahmen nach. Die Staatsschuld betrug schon 1849 über 25 Mill. Thaler. 1857 waren die Einnah-

---

1) Reuschle schlägt vor, den politisch verschwundenen Namen Columbia in der Geographie als Bezeichnung des Nordandenlandes und Orinocosystems (Neu-Granada und Venezuela) beizubehalten.

men mit Hülfe der Erhöhung der Zölle, von ausgegebenen Schatzscheinen und von Anleihen auf etwa 16 1/2 Mill. Piaster gesteigert und deckten doch die Ausgabe von über 17 Mill. nicht.

Die active Stärke des stehenden Heeres ist wenig über 5000 Mann. Außerdem eine Nationalmiliz, mit welcher die Bürgerkriege hauptsächlich geführt werden, 60,000 Mann, Reserve ungefähr 66,000 Mann. Die unbedeutende Marine zählt 2 Dampffregatten und 4 Goeletten.

Die Republik zerfiel zu Anfang dieses Jahrhunderts in 9 Provinzen, aus welchen allmählig 18 geworden sind. Die Bevölkerungsangaben beziehen sich auf das Jahr 1854.

a. Carácas, 284 □M., 173,000 Einw., umfaßt die gewerbthätigsten und am besten angebauten Distrikte. Die Provinz erzeugt den vortrefflichsten Cacao, der in den europäischen Handel kommt.

Die 1567 von Diego Losada gegründete Hauptstadt der Republik Carácas (von dem Gründer San Jago de Leon genannt, daher der Name des Erzbisthums) liegt 3 M. von der Küste am Fuße der Silla de Caracas, im lieblichen Thale Arragoa, das eine entzückende Ansicht vom Gebirge und insonderheit von der doppelgipfeligen Silla gewährt. Vier kleine Flüsse bewässern die Stadt; das Klima ist bei der hohen Lage (2772′) angenehm und gesund, ein ewiger Frühling (durchschnittliche Temperatur + 20° C.). Die Spuren des schrecklichen Erdbebens vom 26. März 1812, welches die ganze Stadt verwüstete und 12,000 Menschen das Leben kostete, sind noch nicht völlig verschwunden. Viele zum Theil malerisch schöne Ruinen. 40,000 Einw., worunter viele Deutsche. Der Hafen der Stadt ist das befestigte, 1588 gegründete La Guayra, durch die Küstenkette getrennt, mehr eine unsichere Rhede, die nur durch das Cap Blanco und einen Molo geschützt wird. 8000 Einw. Heißes ungesundes Klima (durchschnittliche Temperatur + 29° C.). Starke Ausfuhr von Cacao, Taback, Indigo, Rinderhäuten, Baumwolle, Farbeholz und Chinarinde; lebhafter Verkehr mit den Antillen und vereinigten Staaten.

b. Aragua, 175 □M., 81,485 Einw. (größtentheils Mestizen), mit schönen und fruchtbaren Thallandschaften am gleichnamigen Flusse. Hauptstadt Vittoria. 5 M. im Norden der Stadt liegt in einer Höhe von 5300′, die 1842 von einem Obersten Coderi angelegte deutsche Colonie Tovar, welche 1851 381 Einw. hatte.

c. Guárico, 1139 □M., 109,331 Einw. Fast durchweg weite Llanos mit Viehzucht treibenden Bewohnern. Hauptstadt Calabozo.

d. Barcelona, 650 □M., 78,634 Einw., östlich von Carácas. (Nueva) Barcelona, feste Hafen- und Handelsstadt, in den Revolutionskämpfen sehr herabgekommen: 1800 16,000 Einw., jetzt etwa 7000. Unbewohnte Inseln und Gruppen: Tortuga, los Roques u. s. w.

Es ist uns unbekannt, ob die Regierung zu dieser Provinz auch die felsige Isla de Aves (Bird Island), 15° 45′ NB., 46° WL., geschlagen hat, welche sie wegen reicher Guanolager trotz der weiten Entfernung in Besitz genommen und an den Amerikaner Wallace verpachtet hat.

e. Cumaná, 823 □M., 75,828 Einw., nordöstlich von Barcelona, mit dem Orinocodelta; sonst Neu-Andalusien.

Das 1521 angelegte Cumaná, die älteste spanische Ansiedlung an der Nordküste; 1766 und 1853 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. Eine Sandebene liegt zwischen der Stadt und dem Meere. Die Rhede ist vorzüglich, hat gute Ankerplätze und könnte alle Flotten Europa's aufnehmen. 1800: 12,000 Einw., nach den Bürgerkriegen 8000. Hafenstädte Cariaco und Carúpano.

f. Die Insel Margarita, der Provinz Cumana vorgelagert, 20 □M., 20,906 Einw. Asuncion, mit dem Freihafen Pampatár, 4000 Einw. Bei dem Inselchen Cubagua oder Cuagua früher reiche Perlenbänke.

g. Carabobo, mit der erst vor kurzem abgetrennten Provinz.

h. Cojédes, 391 □M., 230,509 Einw., westlich von Carácas, nach einem Dorfe benannt, wo die Spanier 1821 geschlagen wurden.

Die Hauptstadt Valencia oder Tacarigua, 16,000 Einw., liegt am gleichnamigen inselreichen, über 8 M. langen See. A. v. Humboldt fand eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Genfer See; die Gebirge auf der einen Seite weniger ernst und großartig als die Alpen, dagegen die mit Pisanggebüschen und Mimosen bewachsenen Ufer den Weingärten des Waadtlandes voraus. Die anmuthige Umgegend ist überaus reich an Indigo, Zucker, Baumwolle und europäischem Weizen. Porto Cabello, feste Hafenstadt, 8000 Einw. Erste und letzte Besitzung der Spanier an der Nordküste, 1497—1823.

i. Barquisimeto und

k. Yaracuy, 410 □M., 313,881 Einw., östlich von Carabobo. Die gleichnamige Hauptstadt etwa 15,000 Einw.

l. Coro, 529 □M., 72,321 Einw. Küstenprovinz östlich vom Maracaibogolf. Coro oder Venezuela auf Inseln und der schmalen Zunge, welche die Halbinsel Paraguan mit dem Festlande verbindet, auf Pfählen erbaut. 9000 Einw. 1527 angelegt, war sie bis 1636 Sitz des spanischen Generalcapitäns. Mittlere Temperatur über 27° C. In der Umgegend Steinkohlen.

m. Maracaibo, 1561 □M., 89,718 Einw., um den gleichnamigen See gelagert. Grenzprovinz gegen Neu-Granada. Maracaibo, feste Hafenstadt an der Westseite der Meerenge, welche Busen und See von Maracaibo verbindet, 15,000 Einw. Bedeutender Handel, in neuester Zeit auch Schiffbau.

n. Mérida, 508 □M., 84,843 Einw., südlich von der vorigen, Grenzprovinz gegen Neu-Granada. Die gleichnamige Hauptstadt etwa 7000 Einw.

o. Truxillo,[1]) 203 □M., 60,937 Einw., zwischen Barquisimeto und Mérida. Die gleichnamige Hauptstadt mit etwa 6000 Einw. Von Truxillo aus erließ Bolivar 1813 seinen Aufruf zum Kampfe gegen die Spanier.

p. Portugueza, 322 □M., 70,683 Einw., mit der in den Llanos liegenden Hauptstadt Guanare, etwa 3000 Einw. Den Hauptreichthum der Provinz machen die Viehheerden aus.

q. Varinas oder Barinas, 800 □M., 56,242 Einw., am linken Ufer des Apure. Die gleichnamige Hauptstadt ist durch Tabackobau und Tabackshandel berühmt. 12,000 Einw.

r. Apure, 1012 □M., 32,485 Einw., zwischen Apure und Meta. Die Grenze gegen Neu-Granada unbestimmt. Hauptstadt San Fernando de Apure, für den Handel sehr vortheilhaft gelegen, in den Kriegen öfters niedergebrannt, geplündert und deßhalb entvölkert. Große Hitze (mittlere Temperatur 33° C.). Achajuas, nach dem dort wohnenden Indianerstamme benannt; nur wenige Viehzucht treibende Bewohner.

s. Guayana, 11,334 □M., 33,600 Einw., darunter ungefähr 20,000 Indianer und 600 Sklaven. Der weite Raum im Süden des Orinoco bis Britisch Guayana und Brasilien.

Hauptstadt Ciudád Bolivar, früher Angostura oder San Tomas de la Nueva Guayana genannt, 1764 gegründet, ein Mittelpunkt

---

1) Der Kehllaut, den man früher in spanischen Worten mit x schrieb, wird jetzt durchaus mit j bezeichnet, sogar am Ende der Wörter, wie reloj, carcaj. Diese Aenderung war insofern dadurch, daß x auch Doppellaut (gs) ist, und man genöthigt war, Zeichen über die Buchstaben zu setzen, wie z. B. in examen, damit keiner lase ejamen. — G hat vor e und i denselben Laut wie j, und man setzte deshalb auch hier an die Stelle von g das j, aber blos nach dem Grundsatze der Consequenz, „schreibe wie du sprichst, und sprich wie du schreibst," nicht aus Nothwendigkeit. So schrieb man Cartajena für Cartagena. Wir sind meist der älteren Orthographie noch treu geblieben.

der Revolutionsbewegungen, 50 M. von der Mündung des Orinoco, nur 141′ über dem Spiegel des Meeres, bedeutende Handelsstadt, die, seitdem Dampfschiffe auf Orinoco und Apure gehen, immer mehr in Aufnahme kommt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt: viele Deutsche, Franzosen, Engländer, zusammen 8000 Einw. Ausgeführt wird vornehmlich Baumwolle, Indigo, Cacao, Kaffee, Varinastaback, Rindshäute. Die Stadt ist Mittelpunkt für den Handel der Provinzen Guayana, Apure und Varinas. Die zweiunddreißig Kapuzinermissionen, die es vor der Revolution in dieser Provinz gab, haben als solche aufgehört, existiren jedoch noch als Dörfer fort.

Die Provinz Guayana, welche alle übrigen zusammen an Flächeninhalt übertrifft, ist mit wunderbarer Fruchtbarkeit begabt, aber noch wenig angebaut und ausgebeutet. Im Jahre 1849 sind goldhaltige Distrikte am Juruari, einem Nebenflusse des nach Britisch Guayana fließenden Cuyuni entdeckt. Bei Caratal ist die vorzüglichste Goldgräberei. Sie liegen im Urwalde und bestehen aus einer Anzahl von Gruben und Schachten, die von einzelnen Individuen oder kleinen Gesellschaften gegraben werden.

Die Indianer zerfallen in verschiedene Stämme. Die Otomaken am Orinoco, ein wildes, unreinliches Volk. „So schmutzig, daß es der Otomake frißt," lautet ein Sprüchwort. Doch hat der Stamm gerade durch sein Erdeessen besonderes Interesse erregt. Diese Erde ist ein fetter milder Letten, wahrer Töpferthon von gelblich-grauer Farbe, mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Die Gourmands unterscheiden verschiedene Sorten. Der Letten wird in Kugeln geformt, bei schwachem Feuer gebrannt und vor dem Verspeisen angefeuchtet. In der Regenzeit, wo der Fischfang zu Ende ist, bildet der Letten die Hauptnahrung; zu anderen Zeiten mehr ein Zwischengericht oder einen Leckerbissen. Der seltsame Appetit ist aber durchaus nicht auf die Otomaken beschränkt. In allen Tropenländern haben die Menschen eine wunderbare, fast unwiderstehliche Begierde, ab und zu Erde zu verschlingen, auch europäischen Kindern theilt sich diese Begierde mit.

Andere Indianerstämme sind ausgestorben. Die Höhle von Ataruipe an den Katarakten von Atures ist die Gruft eines vertilgten Stammes, der Atures. A. v. Humboldt zählte ungefähr sechshundert wohlerhaltene Skelette, in Körben, die aus Stielen der Palmentriebe geflochten sind. Daneben fanden sich Urnen von halbgebranntem Thon mit Gebilden von Krokodilen und Schlangen geschmückt. Zu Anfang des Jahrhunderts lebte noch in Maypures ein alter Papagei, den Niemand verstehen konnte; denn er sprach, nach der Eingeborenen Versicherung, die Sprache der Atures.

An Syenit- und Granitfelsen des obern Orinoco finden sich 80′ über dem jetzigen Wasserspiegel kolossale Sinnbilder von Krokodilen, Jaguaren, Sonne, Mond u. s. w., die aus unbestimmter alter Zeit stammen.

2. Die Föderativrepublik Neu-Granada.

Die Küste des heutigen Neu-Granada hatte Colon auf der vierten Reise berührt, ohne eine Colonie anzulegen. Seit 1508 entstanden Niederlassungen auf dem Isthmus. 1525 wurde Santa-Marta gegründet. Als 1537 Gonzalo Ximenez de Quesada auf das Hochland von Bogotá vordrang, fand er dort das Volk der Muiscas oder richtiger Chibchas, neben den Mexikanern und Peruanern das dritte Culturvolk des alten Amerika. Zwei weltliche Fürsten und ein Oberpriester standen an der Spitze. Das Volk hatte Ackerbau und technische Industrie, geregelte Zeitrechnung, kleine Goldmünzen, Sonnentempel mit steinernen Säulen, aber auch Menschenopfer. Das

Land wurde 1718 zum Vicekönigreich Neu-Granada erhoben. Am 12. November 1811 erfolgte die Erklärung der Unabhängigkeit, die späteren Entwickelungen wurden schon bei Venezuela erwähnt.

Der Freistaat, der einzige, der von beiden Oceanen bespült wird, enthält nach natürlichen Abtheilungen die dreiästige Cordillere von Neu-Granada, von dem Bergknoten von los Pastos an, die Sierra de Santa Marta, die Tiefebene des Magdalenenstromes, und im Osten Antheile an der Tiefebene des Orinoco und dem Marañongebiete. Flächeninhalt wegen ungenügender Feststellung der Grenzen nicht genau anzugeben; höchstens 23,200 □M.

Die Zahl der Einwohner betrug nach Otto Hübners „Statistischen Nachrichten" (1853) 2,363,054, darunter 450,000 Weiße, 301,000 civilisirte amerikanische Race, 120,000 freie Indianer, 80,000 Neger, 998,000 Mestizen, 283,000 Mulatten, 30,000 Quarterones, 100,000 Zambos, gegenwärtig im Ganzen über $2\frac{1}{2}$ Mill.

Die katholische Kirche wird von einem Erzbischof und fünf Bischöfen geleitet.

Auch hier ist die gesetzgebende Gewalt bei einem Congreß, die vollziehende bei einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten. Durch den Zusatzartikel vom 27. Februar 1855 („die demokratischste Republik der Welt") wurde allen Provinzen das Recht vorbehalten, sich mit Zustimmung des Congresses für souverän zu erklären und eigene Staaten zu bilden, die jedoch mit dem Mutterstaate in einer gewissen Verbindung bleiben. Zwei Provinzen, Istmo und Antioquia, machten bald von diesem Rechte Gebrauch. Völlige Zersplitterung war vorauszusehen, und wirklich ist durch ein Gesetz vom 15. Juni und 27. Juni 1857 die Theilung in acht Staaten ausgesprochen. Unter dem Präsidenten Mariano Ospina schien eine bessere Zeit für die Republik anzubrechen; aber seit 1859 sind die vom General Mosquera angestifteten Unruhen zu einem allgemeinen Bürgerkriege geworden und Ospinas Nachfolger Arboleda ist 1862 auf seiner Reise nach Pasto ermordet worden.

Die Finanzen sind bei so anarchischen Zuständen gänzlich zerrüttet. Die Einnahme betrug 1853—1854 über 19 Mill. Realen (= 4 Sgr.), die Ausgabe über 27 Mill. Realen; die Schuldenlast die ungeheure Summe von 180 Mill. Gulden.

a. Staat Cundinamarca, 517,648 Einw., das obere Gebiet des Magdalenenstromes zwischen der mittleren und östlichen Cordillere. Hier das 1538 angelegte (Santa Fé de) Bogotá auf der danach benannten Hochebene, am Fuße zweier Berge, die auf den Gipfeln Klöster tragen. Die Stadt, welche viele Gärten einschließt, hat einen großen Umfang, und die gewöhnliche regelmäßige Bauart. Sie ist öfter die Hauptstadt der ganzen Republik gewesen; der Sitz der revolutionären Regierung dagegen Cartagena in Bolivar. Etwa 40,000 Einw. Die Bäche, welche die Straßen der Stadt durchfließen und ihre Springbrunnen speisen, gehen in den Bogotáfluß, der nach Südwesten fließt und bei der Meierei Tequendama einen der prächtigsten Wasserfälle der Welt macht. Dieser Fluß, oberhalb des Falles 150′ breit, wird durch die

breiten Felsenwände bis auf 80′ zusammengedrängt, und rollt in dieser beengten Gestalt 50′ bis an den steilen Abhang, wo er — eine Säule von 90′ Breite und 30′ Dicke — senkrecht 650′ tief hinabgeschleudert wird. So stark ist die Reibung der Wassertheile, daß ein großer Theil derselben in neblige Dünste verwandelt wird, welche, in die Höhe steigend, beständig als Regen auf der umliegenden Gegend ruhen; und ein so bedeutender Theil des Flusses dunstet auf diese Weise weg, daß er nach angestellter Messung unterhalb des Falles ansehnlich kleiner als oberhalb desselben ist. Nördlich von Bogotá liegt der 1 M. lange See Guatavita. Er soll unerschöpfliche Schätze bergen, welche die Indianer bei der Spanier Ankunft versenkten; seine Ableitung ist vergebens gesucht. Neyva, 8,000 Einw. Pasto, 11,000 Einw. Honda am Zusammenfluß des Quali mit dem Magdalenenflusse. Ganz im obersten Magdalenenthale liegt das Indianerdörfchen San Augustin, einst eine große Stadt der Chibcha's mit Hunderttausenden von Einwohnern und einem prächtigen Königspalaste. Rings umher finden sich noch Trümmer, Steintische und wundersame Steinbilder.

b. Staat Cauca, 330,331 Einw., das Thal des gleichnamigen Flusses zwischen der mittleren und westlichen Cordillere, und die Küste am stillen Ocean, das einzige Departement, in dem es keine wilden Indianer giebt. Hauptstadt Popayan, am Fuße zweier Vulkane. Zwischenhandel mit Quito. Vor dem Erdbeben 1834 27,000, jetzt ungefähr 2000 Einw. In der Nähe Goldbergwerke. Zu diesem Staate gehört auch die Provinz Choco, das Terrain der S. 562. besprochenen Kanalisation.

c. Staat Magdalena, 73,093 Einw., rechts vom untern Magdalenenstrome. Hauptstadt Santa Marta mit sicherm, gut befestigtem Hafen. Hacha, mit Perlenfischerei. Guajira oder Goajira ist die Halbinsel auf der Westseite des Golfs von Maracaibo, das Gebiet der unabhängigen Guajiros oder Goajiros, die auf 20,000 Köpfe geschätzt werden.

d. Staat Bolivar, links vom untern Magdalenenflusse, 182,157 Einw. Hauptstadt Cartagena (de los Indios) unweit der Mündung, befestigte Hafenstadt, welche die Verbindung mit Europa und den Antillen vermittelt. Perlenfischerei. Früher 28,000 Einw., jetzt nicht die Hälfte. Die Lage der 1532 angelegten und 1540 vollendeten, nach der Eroberung durch Franz Drake 1585 sehr verstärkten Festung macht sie zu einem der wichtigsten militärischen Punkte. Auf einer schmalen Halbinsel zwischen dem Meere und einem Landsee gelegen hängt sie nur durch eine Brücke mit dem Festlande zusammen. Der Hafen ist einer der schönsten in Südamerika. Dem Mangel an Trinkwasser wird durch Cisternen abgeholfen. Bei dem heißen und ungesunden Klima ziehen im Sommer viele Einwohner nach dem auf einem Hügel gelegenen Dorfe Turbaco; in der Nähe viele kleine 20—25′ hohe Schlamm- und Gasvulkane (Volcanitos), aus deren mit Wasser gefüllten Oeffnungen von Zeit zu Zeit das reinste Stickstoffgas, bisweilen auch Schlamm unter tiefem Getöse hervorbricht. (Santa Cruz de) Mompox, am Magdalenenflusse, nahe an der Caucamündung, 10,000 Einw.

e. Staat Santander, 378,376 Einw., östlich vom mittlern Magdalena, Grenzprovinz gegen Venezuela. Hauptstadt Bucaramanga, 9000 Einw. Pamplona, 11,000 Einw. Bergbau. Ocaña, etwa 5000 Einw., eine Zeit lang die Hauptstadt der neuen Republik Colombia.

f. Staat Boyaca, 379,682 Einw., im Gebiete des Meta, genannt nach einem Siegesplatze Bolivar's. Die Schlacht bei dem Dorfe Boyaca am 7. August 1819 begründete den Freistaat. Hauptstadt Tunja, 6000 Einw.

g. Staat Antioquia, 244,442 Einw., am mittleren Cauca. Frühere Hauptstadt Santa Fé de Antioquia am Cauca, 10,000 Einw., 1650′ hoch in goldreicher Gegend. Medellin, 14,000 Einw., ist jetzt Hauptstadt.

h. Staat Istmo oder Panamá, meist von Negern und Mischlingen bewohnt, hat 1465 □M. und wurde früher in vier Unterprovinzen getheilt: Azuero, 34,643 Einw., Chiriqui, 17,279 Einw., Panamá, 52,522 Einw., Veraguas, 33,864 Einw.; zusammen 138,308 Einw., 6000 Indianer ungerechnet. Amtlich zerfällt der Staat in die 7 Departamentos: Colon, Panamá, Coclé, Los Santos, Herrera, Fábrega und Chiriqui. Präsident und gesetzgebende Kammer, die am 15. Juli 1855 zum ersten Male zusammentrat. Der Kirche steht der Bischof von Panamá vor. Aufruhr und Gräuel haben trotz des jugendlichen Alters des Freistaats auch schon in Panama nicht gefehlt.

Die Gruppe der kleinen Perleninseln wird öfters von Seefahrern besucht, um Wasser und Brennmaterial einzunehmen. Die in üppiger Tropenvegetation prangenden Eilande gehören zu den lieblichsten Erdstellen. Aus dem Wälderdickicht stürzen zahlreiche silberklare Bäche zu dem mit Palmen umsäumten Strande herab.

So klein der Freistaat Panamá sein mag, so groß ist seine Bedeutung für den Welthandel. Hier ist die Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika am schmalsten, eine wirkliche Landenge, und der Handel, der die kürzeste Verbindung sucht, findet hier den leichtesten Uebergangspunkt aus einem Ocean in den andern. Schon jetzt ist der Isthmus von einer 1855 eröffneten (1858 über 32,000 Reisende) Eisenbahn durchzogen, welche von der aufblühenden Handelsstadt Aspinwall auf der schlammbedeckten, dichtbewaldeten Koralleninsel Manzanilla in der prachtvollen Navybai nach Panama führt und einen 258' hohen Sattel zwischen beiden Oceanen überschreitet. Die vierstündige Fahrt durch den Isthmus, wo ein ununterbrochener tropischer Urwald in aller Pracht dieser Zone zu beiden Seiten des Schienenweges sich erhebt, erscheint, mit den wunderbaren Bildern, die sie an den Augen des Reisenden vorüberführt, diesem wie ein seltsamer Traum. Wo sonst nur das Geschrei der Brüllaffen erscholl, schrillt jetzt die Locomotive. Mit Sturmeseile braust der Zug durch den Forst zwischen Palmen, Pisangs und Farren dahin, und die Passagiere haben kaum Zeit, über die Scenerie in Erstaunen zu gerathen. Noch an demselben Nachmittag führt sie der Dampfer des stillen Oceans Californien zu. Schon jetzt beginnen Reisende und Waaren diesen etwa um die Hälfte kürzeren Weg nach Californien, Quito und Perú einzuschlagen, indem Personen für die Reise von New-York nach Callao, dem Hafen von Lima, jetzt nur noch 12 Tage statt der früheren 88, nach San Francisco in Californien aber nur 57 Tage statt der früheren 108 bedürfen. Neben der Eisenbahn soll die Landenge noch durch einen Kanal durchstochen werden. Verschiedene Routen, wie die zwischen Chiriqui und Veragua, die Route von Panama u. a. sind geprüft, doch stellen sich noch überall Schwierigkeiten entgegen. Am ehesten dürfte die Verbindung des Rio Tuira mit dem Golf von Darien gelingen.

Die feste Hauptstadt Panamá, am gleichnamigen Busen auf einer vorspringenden Landzunge. Zur Ebbezeit wird sie weit hinaus in den Hafen entblößt und zeigt nur eine Menge stehender Wasserlachen. Das alte 1515 angelegte Panamá liegt eine Meile entfernt in Trümmern. Aber auch die neue Stadt ist voll von Ruinen und mit Ausnahme einer einzigen einigermaßen ansehnlichen Straße sind die übrigen dunkel und schmutzig. Die Kathedrale ist baufällig, bis hoch die Thürme hinauf mit Gebüsch überwachsen; viele malerische Kirchen- und Klosterruinen, von Agaven überwuchert. In die nördliche Vorstadt mündet der Zeuge neuen, frischen Lebens, die Eisenbahn. Freihafen und wichtiger Handel, doch hat der Hafen viele Mängel. Das Meer ist so seicht, daß nur ganz flache Boote an die Stadt herankommen, und selbst Fahrzeuge von 80 Tonnen Gehalt sich der Küste nur auf 2 Seemeilen nähern können. Größere Schiffe müssen bei einigen Inselchen, 2½ Seemeilen von der Stadt, vor Anker gehen. Darum hat die Eisenbahncompagnie einen 450'

langen Damm in das Meer gebaut, wo denn ein kleiner, flach gebauter Dampfer anlegen kann. Etwa 11,000 Einw. Puerto Bello, Hafenstadt am Caribenmeere, 1500 Einw., in sehr ungesunder Lage. Bei ungeheurer Hitze strömt das Wasser vom December bis Mai in fast ununterbrochenen Gewittergüssen herab, und es entsteht eine Luft, in der nur den zahllosen Lurchen und Insecten, nicht aber Menschen wohl ist. Wenn es in der Nacht geregnet hat, scheinen die Plätze und Gassen mit 6" langen Kröten wie gepflastert. Andere Orte: Chagres, an einer 250' breiten Bai. Santiago de Veragua.

3. Ecuador.

An das aus Caracas und Neu-Granada seit 1819 zusammengewachsene Columbia schloß sich Quito 1821 an; im November 1831 entstand die ganz unabhängige Republik Ecuador. Die erste gesetzgebende Versammlung wurde am 1. Mai 1835 eröffnet, 1842 ein Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Spanien abgeschlossen.

Nach der natürlichen Geographie begreift die Republik einen schmalen Küstensaum am stillen Ocean, die Cordillere von Quito von dem Knoten von Loxa bis zu dem Knoten von Pastos mit dem eingeschlossenen Hochlande, und im Osten einen Theil der oberen Ebene des Marañon, zusammen 13,558 □M.

Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 1 Million, wovon etwa die Hälfte aus weißen, die von Europäern stammen oder aus Mestizen besteht. Unvermischte Abkömmlinge der Spanier nur etwa 100,000; wilde Indianer im Osten, von Chinchipe bis zur Cordillere des Putumayo 200,000. Die Indianer auf der Hochebene, die Quitas mit den Yumbos sind Nachkommen der alten Peruaner, aus deren Zeit sich prachtvolle Tempelruinen und Grabmäler erhalten haben. Sie reden ihre alte Quichuasprache und wohnen als Christen in Städten und Dörfern. Die Indianerstämme in den östlichen Gegenden, die Omaguas, Uainumas, Maynas u. s. w. sind unabhängige Heiden.

Die Kirche regiert der Erzbischof von Quito mit den Bischöfen von Cuenca und Guayaquil. Die unabhängigen Indianer (die Xivaros, Zaparos, Anguteros u. s. w.) sind wieder Heiden geworden.

Die Verfassung zeigt uns auch hier einen auf vier Jahre gewählten Präsidenten mit vollziehender, und einen Congreß mit gesetzgebender Gewalt. Die Finanzen ganz zerrüttet. Die Ausgaben betragen ungefähr $3^{1}/_{2}$ Mill. Fl., die Schulden 14 Mill. Fl. Das stehende Heer 2000 Mann.[1]) Der Freistaat zerfällt in drei Departimientos mit acht Provinzen.

a. Quito, mit den Provinzen Pichincha, Imbabura im N., Leon und Chimborazo im S., Esmeraldas im W. und der Provincia de Oriente. Die gleichnamige Hauptstadt 61° 4' 38" WL. und nur 14 Gradminuten südlich vom Aequator, aber von einem milden, lieblichen, ewigen Frühling umblüht, weil

1) Im Dez. 1863 hat der oben erwähnte revolutionäre Dictator von Neu-Granada, Mosquera, die Truppen der Republik Ecuador an der Grenze bei dem indianischen Pueblo Cuaspud geschlagen und Ecuador ist somit wieder der Herrschaft der ultrademokratischen Partei verfallen.

8970′ über dem Meere. Die Temperatur schwankt nur zwischen 11—13° R. Quito liegt am Fuße des Pichincha, woraus sich die nicht seltenen Erdbeben (das neueste vom 21. Mai 1859) erklären. Vom Abhange dieses Vulkans ziehen sich viele Schluchten in die Stadt hinein, 30—40′ breit, 70—80′ tief, aber meistens durch Brücken, Gebäude oder natürliche Felsenwölbungen überdeckt. Am Hauptplatze der Regierungspalast; von seiner Terrasse hat man eine der schönsten und erhabensten Aussichten der Erde. Elf mit ewigem Schnee bedeckte Berge erblickt das Auge, der Fuß ruht dem Anscheine nach auf den die Stadt umgebenden grünen Hügeln, während ihre Häupter hoch in das Himmelsgewölbe hineinragen, und die Wolken entweder in der Mitte ihrer Höhe sich lagern, oder an ihren Füßen zu kriechen scheinen. Unter diesen Bergen ist auch der Chimborazo und der prachtvolle Cotopaxi, von dem man Rauch oder Feuer aufsteigen sieht. Von diesen Eisbergen umgürtet dehnt sich die lieblichste Fruchtebene, in welcher sich der Frühling mit dem Herbste paart. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an ein und demselben Tage sieht man pflügen und ernten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle, kurz neben Westindiens Stapelwaaren, gedeiht hier hundertfältig tragender Weizen Europa's; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangen bei den schönsten Früchten des gemäßigten Europa. So breitet sich ein Amphitheater aus, das beinahe alles Schöne, Herrliche, majestätisch Fruchtbare der ganzen Erde darstellt. Blicken wir nun einmal in die Stadt, so ist die Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums die schönste, das Franciskanerkloster vielleicht das größte der Welt. Die Stadt ist wegen ihrer köstlichen Eise, Gelées und Confituren berühmt, mit deren Fabrikation sich besonders Nonnen beschäftigen. Ungefähr 70,000 Einw. Otavalo. Ibarra, 13,000 Einw. Tacunga, von Bimsstein erbaut, in der Nähe des Cotopaxi, 17,000 Einw. Trümmer eines alten peruanischen Palastes und alter Befestigungswerke. Riobamba, in der Nähe des Chimborazo, 20,000 Einw. Durch das Erdbeben 1797 zerstört und 2½ Stunden von dem alten Platze neu aufgeführt. Reste eines alten Incapalastes und der alten Incastraße, die von Quito nach Cuzco führte.

b. Assuay. Hauptstadt Cuenca, 25,000 Einw. Loxa, 10,000 Einw. Die Umgegend bringt die beste Chinarinde (Quina oder Cascarilla de Loxa), die Rinde der Cinchona Condaminea. Sie ist 1632 oder 1640 durch die in Lima geheilte Vicekönigin von Peru, Gräfin Chinchon, nach Europa gebracht; Condamine aber hat 1737 den Baum näher beschrieben und bestimmt. Er wird 15—18′ hoch, hat ganz glatte, 5″ lange und 2″ breite Blätter, rosenrothe Blüthen und eine schöne Krone, mit der er sich, wo er im wilden Dickicht steht, über die Nachbarstämme zu erheben strebt. Das hohe Laub verbreitet, vom Winde schwankend bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren, röthlichen Schimmer. Er kommt nur auf den Anden von Neu-Granada, Ecuador und Peru vor, ist jedoch jetzt auch auf Java cultivirt.

c. Guayas, 1197 □M., mit den beiden Küstenprovinzen Guayaquil und Manabi. Die Hauptstadt Guayaquil am gleichnamigen Flusse, von dem sie durch die Alameda, die breite mit zweistöckigen Häusern besetzte Hauptstraße, getrennt ist. Andere Straßen sind so sumpfig, daß darin kaum fortzukommen ist, andere sind mit Gras und Unkraut bewachsen; Pferde, Esel, Ziegen, Lamas grasen hier in Eintracht. 24,000 Einw. Drei Forts. Der Präsident der Republik und die fremden Gesandten und Consuln halten sich hier auf und die Stadt vermittelt den auswärtigen Handel der Republik. Ausfuhrartikel sind Cacao (1855 15 Mill. Pf.), sogenannte Panamastrohhüte, Taback, Kaffee, Chinarinde (1855 7749 Ctr) u. s. w. Atacames, Hafenstadt mit gutem Ankerplatze, wo Pizarro zuerst landete.

Zu der Republik Ecuador gehört die vulkanische Gruppe der Galapagos- (Gallopagos-) Inseln, die vom Aequator durch-

schnitten wird. Der erste Anblick ist wild und abschreckend. Steil heben sich die Kegelberge aus unergründlicher See; der Boden ist mit Lava bedeckt. Darwin rechnet auf die ganze Gruppe an 2000 Krater. Zehn größere Inseln und viele kleinere halten 137 □M. Den Namen führen sie von einem Hauptprodukte, den zahlreichen Landschildkröten, welche bis zu einem Gewichte von 300—400 Pfund vorkommen und sich in den harten Felsenboden tiefe Wege zu den Wasserbehältern ausgetreten haben. Dazu kommen vornehmlich Schweine und Ziegen, Ratten u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß nicht alle Inseln dieselben Bäume und Pflanzen haben; sie gehören schon nach dieser Seite hin zu den eigenthümlichsten Punkten der Erde. In Bezug auf die Thierwelt bildet die Gruppe eine kleine Welt für sich. Unter sechsundzwanzig Landvögeln werden fünfundzwanzig nur hier und sonst nirgends gefunden, von sechszehn Landmuscheln sind vierzehn auf diesen Archipel beschränkt, alle Insecten, mit Ausnahme von etwa drei, sind besondere Arten u. s. w. Seit einer langen Reihe von Jahren gehen die nordamerikanischen Wallfischfänger der Südsee nach diesen Inseln und verproviantiren sich hier mit Wasser und Schildkröten. Viele Hunderte nehmen sie mit an Bord. Die größte Insel heißt Albemarle. Auf Narborough ragt der Hauptvulkan.

1832 legte ein gewisser Vilanit aus Louisiana mit Erlaubniß des Freistaats Ecuador eine Colonie auf der Insel Charles an, die den Namen Floriana führte. Doch fanden Seefahrer 1852 die Niederlassung verödet. Auf andern Inseln trieben sich flüchtige Verbrecher umher. Nordwestlich von den Gallopagos liegt ganz isolirt die Insel Clipperton, welche in der neuesten Zeit des Guano's wegen von den Franzosen in Besitz genommen worden ist. Zwischen ihr und Californien die Revilla-Gigedo-Inseln.

Ecuador verlangt nur die Hände einer thätigen Bevölkerung, um eins der blühendsten Länder der Erde zu werden. Die Vorsehung hat dasselbe nicht blos mit hohen Gebirgen, ausgedehnten Weiden, kostbaren Chinabäumen, dem besten Cacao und einer großen Fülle anderer Produkte versehen, sondern auch zumeist mit einem gemäßigten, gesunden Klima, unerschöpflichen Gruben werthvoller Metalle und fruchtbarem Boden. Dazu kommt die vortreffliche Welt- und Handelslage am Amazonenstrom und stillen Ocean. Ecuador bietet ein weites Feld für den Unternehmungsgeist, welcher aber allen Landesbewohnern, gleichviel ob spanischer oder indianischer Abkunft, fehlt, und der nur aus Europa oder Nordamerika kommen kann. Vor Allem mangeln gute Straßen, und die Bewohner von Guayaquil müssen z. B. ihren Weizen aus Chile kaufen, obwohl die Hochlande Ecuadors eine ungeheure Menge Getreide erzeugen. Ueberdies wird Ecuador in neuester Zeit wieder durch Revolutionen und anarchische Zustände zerrüttet, deren indeß der Präsident Garcia Morena, wie es scheint, Herr wird.

4. Peru.

Schon in uralten Zeiten ist Peru von einem zu ungewisser Zeit untergegangenen Culturvolke bewohnt.[1]) Im 11. Jahrhundert wurde **Manco Capac** mit seinem Weibe **Mama Oello** von ihrem Erzeuger, dem Sonnengotte, auf eine Insel im Titicacasee (wo später ein prachtvoller, schätzereicher Sonnentempel errichtet war) herabgesetzt. Sie bauten die nördlich vom See gelegene Stadt Cuzco und brachten den Wilden umher Cultur und Sitte. **Manco Capac** lehrte die Männer den Ackerbau und andere Künste des Friedens, seine Frau die Weiber das Spinnen und Weben. Der Sohn der Sonne wurde der Peruaner Herr, Hoherpriester, Gesetzgeber, machte die Herrschaft in seiner Familie erblich und erweiterte das anfänglich kleine Reich ungemein; auch verbot er die Vielgötterei und Menschenopfer, baute der Sonne einen Tempel und stiftete den Orden der Sonnenjungfrauen. Ihm folgten bis zur Ankunft der Spanier dreizehn **Incas** auf dem Throne; zu dem Reiche Tahuantinsuyu, d. i. die vier Gegenden der Welt,[2]) gehörte auch Quito und Chile. **Cuzco** war die Residenz, hier stand der berühmte Sonnentempel, ganz mit Goldplatten bedeckt. Auf dem Hochaltare befand sich das Bild der Sonne, aus einer Goldplatte bestehend, die doppelt so dick war als die Platten an den Mauern. Sie war als ein rundes, von Strahlen und Flammen umgebenes Gesicht dargestellt, und dieses Bild war so groß, daß es von einer Mauer bis zur andern reichte. Zu beiden Seiten saßen die einbalsamirten Leichen der Incas, nach der Zeitfolge geordnet, auf goldenen Thronen, die auf goldenen Platten standen. Auch alle Thüren des Tempels waren mit Goldplatten belegt; das Hauptthor öffnete sich nach Norden. Um die Mauern zog sich rings eine mehr als eine Elle breite goldene Verzierung in Form eines Kranzes. Neben dem Tempel stand ein viereckiges Kloster, ebenfalls mit einem solchen Kranze geziert. Fünf viereckige Pavillons mit pyramidenförmigen Dächern standen um das Kloster herum; der erste war dem Monde, als Gemahlin der Sonne, heilig; seine Thüren und Wände strahlten von Silberplatten, und ein großes Silberstück stellte in einem Frauenantlitz das Bild des Mondes dar, zu beiden

1) Ihm gehören z. B. die gigantischen Monumente zu **Tiaguanuco** an, sonst von den Fluthen des Titicaca bespült, jetzt durch das Sinken des Wasserspiegels eine Strecke davon entfernt. **Pentland** hat eine Menge Grabmäler um den See geöffnet und durchsucht. Die Monumente sind großartige Bauwerke, cyklopischen Ueberresten gleichend, und römischer und griechischer Architektur nicht unwürdig, bezeichnen daher einen hohen Grad von Civilisation. Aber die merkwürdigste Erscheinung ist, daß sie die sterblichen Ueberreste von Menschen jeden Alters, von der zartesten Kindheit bis zum Greisenalter enthalten, deren Schädel zu beweisen scheinen, daß sie einem ausgestorbenen Menschengeschlechte angehörten, welches vor mehr als tausend Jahren Hoch-Peru bevölkerte und von allen Sterblichen verschieden war, die jetzt auf der Erde wohnen. Die Schädel sind wegen des außerordentlich großen Vorsprunges des Hinterhauptes merkwürdig, der so groß ist, daß man nicht begreift, wie die Leute aufrecht gehen konnten. Auch die Gesichtsknochen sind ungemein lang. Wie in den ägyptischen Grabmälern fand **Pentland** auch in den hiesigen Kornhäuschen neben den Todten; und ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß der Mais, welcher sich darunter befindet, nicht im Geringsten demjenigen gleicht, welcher jetzt im Lande wächst.

2) Die Entstehung des Namens Perú ist zweifelhaft. Ob nach dem Thale Biru oder Viru, in welches schon 1526 Spanier gekommen sein sollen?

Seiten saßen die einbalsamirten Leichen der Königinnen. Der zweite Pavillon war den Sternen geweiht, ebenfalls ganz mit Silber bedeckt, das Dach mit Sternen von verschiedener Größe geziert. Der dritte Pavillon, wieder mit Gold bedeckt, gehörte dem Blitz und Donner; der vierte dem Regenbogen, dessen Bild an der einen Mauer auf den Goldplatten angebracht war. Der fünfte Pavillon endlich war für die Priesterschaft, die sämmtlich aus der Familie der Incas hervorging; er war ebenfalls mit Gold überzogen und in ihm hielten die Priester ihre Versammlungen. In einem andern Gebäude wohnten die Sonnenjungfrauen, in der Regel 1500; sie verfertigten die Kleidungsstücke für die Incas und ihre Familie. — Nicht minder bewundernswürdig war die große Festung am Cuzco, von der noch Trümmer vorhanden sind. Sie hatte eine dreifache Ringmauer in Entfernungen von je 25—30′, aus so ungeheuren Steinen aufgeführt, daß man nicht begreift, wie die Peruaner ohne Anwendung bedeutender mechanischer Hülfsmittel diese aus großer Entfernung herbeischaffen und über einander thürmen konnten. Dieselben sind unbehauen und ohne Mörtel so geschickt zusammengefügt, daß mit der größten Dauerhaftigkeit zugleich ein gefälliges Ansehen verbunden ist. Im Innern der Festung waren drei Thürme. Der ansehnlichste stand gerade in der Mitte, war rund und diente den Incas, wenn sie die Festung besuchten, zum Aufenthalte. Dieser Bestimmung gemäß war er prachtvoll eingerichtet, inwendig überall mit Gold- und Silberplatten belegt, auf denen sich Abbildungen von Thieren und Pflanzen befanden. Die beiden anderen waren viereckig und dienten den Soldaten zu Casernen. Die drei Thürme standen im Dreieck, hingen in ihrem untern Theile zusammen und bildeten mit zahlreichen Gemächern eine Art unterirdisches Labyrinth. Auf die Erbauung dieser Festung waren mehr als funfzig Jahre verwandt worden, und sie war noch nicht lange vollendet, als die Spanier Peru eroberten und einen Theil derselben zerstörten. Von der königlichen Stadt Cuzco liefen nach den vier Weltgegenden die vier Hauptstraßen des Reiches in die vier Hauptprovinzen aus. Vor allen war die nördliche nach Quito führende ein Meisterstück der Baukunst. Die gepflasterte Straße lief über ausgefüllte Thäler und durch hohe Felsen und über große schöne Brücken, zu beiden Seiten rieselten in Stein gefaßte Bäche, ab und zu standen Waffen- und Provianthäuser und Sonnentempel, Badehäuser und Karawanserais am Wege. A. v. Humboldt sah die großartigen Reste in Höhen über 12.000′, und stellt sie den imposantesten Römerbauten zur Seite. An den steilsten Stellen fanden sich lange Reihen von Stufen mit dazwischen angebrachten Ruheplätzen, auf denen Lamas bequem passiren konnten.

Wenn die Spanier überall, wohin sie kamen, bei den Indianern gierig nach Gold forschten, hatten diese nach Süden, nach einem großen Reiche des Goldes gewiesen. Drei Männer, Pizarro, Almagro und der Mönch de Luque, zu gemeinsamer Expedition verbündet,

erreichten 1526 die peruanische Küste und landeten 1531 mit drei kleinen Schiffen und 180 Mann. Die inneren Kriege, welche damals zwischen den beiden Brüdern Atahualpa und Huascar, den Söhnen des früher verstorbenen Inca Huayna-Capac, herrschten und Peru zerrütteten, so wie eine im Volke gehende Weissagung vom Untergange der Herrschaft der Incas durch weiße bärtige Männer, Kinder der Sonne, waren hauptsächlich Ursache, daß es der kleinen Zahl spanischer Abenteurer gelang, sich ein Reich von solcher Ausdehnung zu unterwerfen. Und nirgends sind die spanischen Eroberer mit so empörender Grausamkeit aufgetreten. Bei Caxamarca traf Pizarro mit Atahualpa und dessen Heer von 30,000 Mann zusammen. Die glänzende Zusammenkunft endete aber mit des Inca Gefangennehmung. Seine Geringschätzung gegen das Brevier, auf welches der eifernde Pater sich berief, und das der Inca, nachdem er es ans Ohr gehalten, mit den Worten: „es sagt mir nichts!" zu Boden warf, gab den Anlaß zum Dreinschlagen. Man mordete 4000 der überraschten Peruaner, und der unglückliche Fürst wurde trotz der Füllung eines Zimmers bis zu einem von ihm an der Wand, so hoch er reichen konnte, gezogenen Striche mit Gold, trotz der genommenen Taufe, zwar nun nicht mehr lebendig verbrannt, aber erdrosselt. Hierauf theilten sich die Eroberer in das Reich; Pizarro blieb in Peru, wo er 1535 Lima gründete, Almagro eroberte Chile. Die gepeinigten Indianer beriefen Mango-Capac, einen Halbbruder Atahualpa's und Huascar's auf den Thron; dieser belagerte in Cuzco und Lima die Brüder Pizarro's, Almagro kam ihnen zu Hülfe und befreite sie; da er aber nun Cuzco für sich behielt, so bekriegten ihn die Pizarro's, schlugen ihn und ließen ihn erdrosseln. Die Eroberer wütheten fortan gegen einander mit derselben Grausamkeit wie gegen die Indianer. Einer von Pizarro's Brüdern ging nach Spanien, wurde aber dort gefangen gehalten; der andere unternahm einen unglücklichen Zug über die Anden, wo ihn sein Hauptmann Orellana verließ und den Marañon hinabschiffte, der erste Verbreiter der Wundermärchen von El-Dorado und den Amazonen. Pizarro selbst wurde endlich auf Veranlassung von Almagro's Sohne ermordet; gegen diesen empörten sich wieder seine bisherigen Genossen. Endlich kam aus Spanien ein Untersuchungsrichter und dieser ließ den jüngern Almagro enthaupten. Pizarro's noch übriger Bruder wollte sich nicht unterwerfen, schlug anfangs die Königlichen, wurde aber, nachdem Pedro de la Gasca mit unumschränkter Vollmacht aus Spanien angekommen war, von diesem besiegt und sammt seinem Genossen Carvajal 1548 enthauptet. Nun endlich trat ein geordneter Zustand in dem eroberten Lande ein, nachdem die ersten Eroberer fast alle ihrer eigenen Habsucht und Herrschbegier zum Opfer gefallen waren, und so zugleich die Strafe für die von ihnen an den Eingebornen verübten Frevel gefunden hatten.

Die Peruaner machten in der nächsten Zeit mehrmals Versuche, sich wieder zu befreien; der letzte fällt in das Jahr 1572, und war für die Spanier nicht ohne bedeutende Gefahr. Der letzte Inca, Tupac Amaru, wurde endlich gefangen und enthauptet. Aber noch 1780 mußte ein Aufstand, den ein Nachkomme Amaru's leitete, niedergekämpft werden. Von da an blieb Peru unter spanischer Herrschaft, selbst als schon alle anderen spanischen Colonien des amerikanischen Festlandes sich befreit hatten; denn hier war die Macht der Spanier am stärksten, und die Einwohner wagten keinen Versuch, sich ihr zu entziehen. Diese Ruhe in Peru dauerte noch 1820, als ein vereinigtes republikanisches Heer von Chile und Buenos-Ayres unter Anführung des Generals San Martin in Peru eindrang, im folgenden Jahre die Spanier bei Lima schlug und diese Hauptstadt einnahm, worauf am 18. Julius 1821 die Unabhängigkeit Peru's proclamirt und San Martin zum Protector der neuen Republik erwählt wurde; bald galt es nun gegen die spanischen Truppen den schwersten Streit. Da führte Bolivar, in der Ueberzeugung, daß nur die Befreiung von ganz Südamerika seine columbische Republik sicher stellen könnte, 1824 unter grausenhaften Gefahren ein Heer über die Anden; der General Sucre besiegte am 9. December die Spanier bei Ayacucho völlig und zwang den Rest des Heeres, sich zu ergeben. Im Jahre 1826 räumten die Spanier auch Callao, ihr letztes Bollwerk auf dem amerikanischen Festlande. Aber seitdem ist das Land fast ununterbrochen von innern Umwälzungen erschüttert, die nicht selten sogar von subalternen Officieren geleitet wurden. Fast keine Präsidentenwahl hat stattgefunden, ohne streitende Parteien und Bürgerkrieg hervorzurufen. Drei oder vier Prätendenten, von denen jeder eine Schaar Anhänger oder Abenteurer sammelte, welche plünderten und mordeten, sind geschlagen und doch im Lande geblieben, bereit, bei der ersten Gelegenheit dieselben Scenen zu erneuern. Peru, das ehedem sprüchwörtlich Macht, Gold und Wohlleben bezeichnete, ist nur ein Schatten früherer Größe. Die neueste Constitution Perus datirt vom Jahre 1860. Die legislative Gewalt wird vom Congreß ausgeübt, der sich alle zwei Jahre versammelt. Die Executivgewalt besitzt der auf vier Jahre gewählte Präsident.

Peru umfaßt einen dürren, unfruchtbaren und regenlosen Küstenstrich (Valles), einen Theil der Hochebene des Titicacasees (durch den die Grenze gegen Bolivia geht) und den von dem nach Nordwesten gerichteten Zuge der Cordilleren mit den Knoten von Cuzco, Huanaco und los Pastos eingeschlossenen Hochebenen (Sierra). Im Osten der Cordilleren hat Peru Antheil an dem Becken des Marañon (Pampas). Der Flächeninhalt beträgt 23,941 □M.

Die Zahl der Einwohner betrug 1858 2,400,000. Dazu 1,750,000 Indianer. In den Cordilleren bilden die Nachkommen der alten Peruaner den Hauptstock der Bevölkerung, und bedienen sich auch ihres alten Sprachidiomes, der Quichuasprache, die selbst von vielen

der übergesiedelten Europäer, besonders von den höheren Ständen gesprochen wird. Unter ihren fünf Dialekten ist der Cuzcueue, die Hofsprache von Cuzco, der reinste. In der östlichen Ebene unabhängige und heidnische Stämme: Puris, Omaguas, Maynas u. s. w. An den Flüssen Missionsdörfer (Pueblos; Pueblo, eigentlich Volk, heißt überhaupt jeder Ort, der nicht die Municipalverfassung einer Villa oder Ciudad hat und vornehmlich heißen so die von Indianern bewohnten Ortschaften. Sie zeigen meist den gemischten Charakter eines Dorfes und eines Fleckens, eben deshalb ist das Wort schwer übersetzbar). — Auch Peru ist in den letzten Jahren ein Ziel deutscher Emigration geworden, vornehmlich sind viele Tiroler (aus dem Vinschgau) eingewandert. Aber nach allen Nachrichten geht es ihnen dort sehr übel.

Die Kirche steht unter dem Erzbischof von Lima und den Bischöfen von Arequipa, Chacopoyas oder Maynas, Cuzco, Guamangua und Ayacucho und Truxillo. Auch hier übersteigen in dem Budget von 1855 die Ausgaben die Einnahme. Das stehende Heer 10,000 Mann; dazu können Milizen bis 10,000 aufgeboten werden. Seemacht: 1 Fregatte, 2 Corvetten und 2 Goeletten. Die Republik zerfällt in dreizehn Departimientos und drei Provincias literales. Die Departimientos zerfallen wieder in Provinzen (jetzt 76), diese in Distrikte und die Distrikte in Villas und Pueblos.

a. Lima, 183,000 Einw. Die von Pizarro 1535 am Tage der heiligen drei Könige gegründete Hauptstadt Lima (de los Reyes) liegt 3 M. von der Küste, in einer mit reicher Vegetation prangenden, 500–600′ hohen Ebene, die von dem Flüßchen Rimac bewässert wird Auf dem rechten Ufer breitet sich die von den ärmeren Klassen bewohnte Vorstadt San Lazaro, auf dem linken das eigentliche Lima, welches eine etwa dreieckige Figur bildet. Mit der einen Seite lehnt sich die Stadt an einen steilen Felsen, der ihre Thürme und Kuppeln überragt. Die Bauart entspricht dem aufgestellten Gesammtbilde und hat ein halb spanisches, halb maurisches Ansehen. Wegen der häufigen Erdbeben (ein schreckliches war 1740) die meisten Häuser auch hier einstöckig, an der Außenseite mit Frescogemälden geschmückt. An den Häusern, die zwei Stockwerke haben, ziert ein Balcon die Vorderseite; die grünen Jalousien daran sehen recht freundlich aus. In allen bedeutenden Straßen ist beinahe jedes unterste Stock ein Laden; englische, französische, deutsche Kaufleute zeigen so glänzende Schaufenster, daß man Lima wohl „Klein Paris" genannt hat. Der schönste Theil der Stadt ist der große Platz (Plaza mayor), der unter die schönsten Plätze Amerika's gehört, fast die Mitte der Stadt einnimmt und 500 Schritte lang und 400 Schritte breit ist. Ihn umschließen auf der Süd- und Westseite schöne Privathäuser mit Balconen. Die unteren Stockwerke sind glänzende Läden, Bazars und Restaurationen. Auf der Nordseite stehen das Rath- oder Stadthaus, ein in wunderlichem Geschmack verziertes Gebäude, und der ehemalige Vicekönigs- oder jetzige Regierungspalast, worin der Präsident wohnt; und auf der Ostseite die großartige Kathedrale, die nicht minder prächtige Kirche el Sagrario und der schöne erzbischöfliche Palast. Es giebt in Lima eine große Zahl von Kirchen, die vorzüglich um der kostbaren Verzierungen willen merkwürdig sind, mit welchen man sie aufs verschwenderischste ausgestattet hat. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß mehrere mit Gold und Silber ganz eigentlich austapezirt sind. Ungeheure Kronleuchter, Statuen, Kelche und andere heilige Geräthschaften sind von mas-

sivem Silber, sogar von Gold, und überdies mit den köstlichsten Edelsteinen bedeckt. Doch sind während der Revolution und in den späteren Zeiten der Noth manche von diesen Schätzen verschwunden. Die 24 Säulen von gediegenem Silber, welche sonst den Hochaltar der Kathedrale umgaben, sind jetzt durch hölzerne ersetzt, die nur mit Silberplatten belegt sind. Kleine lebende Vögel sieht man sehr häufig in Käfichen an den Seiten des Hochaltars aufgehängt, und diese mischen ihr sanftes Gezwitscher in die feierlichen Töne der Orgel und die heiligen Gesänge des Gottesdienstes. Neben diesen noch immer sehr reichen Kirchen zeichnen sich die Klöster durch die Großartigkeit ihres Baues und Umfanges aus. Das Kloster von San Francisco nimmt allein ein ganzes Stadtviertel ein; es ist eine Reihenfolge von Gärten und viereckigen Höfen, um welche zierliche Arkaden die angenehmsten Spaziergänge bilden. Die Zellen öffnen sich an den oberen Gallerien, die an den vier Fronten des Gebäudes hinlaufen und zu denen man auf prächtigen Treppen hinansteigt. Man zählt diese Zellen nach Hunderten; aber das sonst so bevölkerte Kloster ist jetzt nur noch von wenigen Mönchen bewohnt, welche traurig in den öden Sälen umherirren. Die Klöster von San Agostin und „von der Gnade" sind nicht so groß als das von San Francisco, aber eben so verödet. In der Kirche des ersteren bemerkt man unter anderen kostbaren Gegenständen die schönste Marmorstatue, die Amerika besitzt; es ist die Bildsäule der heiligen Rosa, von einer Schönheit, die dem Meißel Canova's alle Ehre machen würde.

Ueber 100,000 Einw., darunter ein Drittel Weiße.[1] Der sorglose, leichtsinnige und genußsüchtige Charakter, die lockeren Sitten machen neben der Mischung der verschiedensten Racen den Typus der hiesigen Bevölkerung aus, in der sich die Leidenschaftlichkeit der Tropenländer, altspanische Sitte und alter Heidenbrauch merkwürdig mischten Am Abend in der Kühle entwickelt sich auch ein reges Leben auf der Plaza. Um die Fontainen kleine Tische mit Eis. Die Alameda am Rimac, von fünf Alleen großer Orangenbäume durchzogen, füllt sich mit feiner Welt. Das größte und bunteste Gewühl zeigt sich bei den Processionen, die an hohen Kirchenfesten (wie am Feste der heiligen Rosa von Lima, den 31. August) durch die Straßen ziehen.

Eine Art von Bastion mit befestigter Caserne schützt die Hauptstadt. Lima ist Sitz der höchsten Behörden, einer 1551 gegründeten Universität, der ältesten in Amerika, jetzt so gut wie aufgehoben. Eine Eisenbahn führt nach dem Seebadeorte Chorillos.

b. Die Litoralprovinz Callao. Calláo an der Bai, in welche der Rimac mündet, durch Eisenbahn mit Lima verbunden (20 Minuten Fahrzeit), ist seine Hafenstadt, und als Zwischenstation zwischen Australien und Californien jetzt ein Weltemporium. Dennoch ist es, mit Ausnahme der meist von Europäern bewohnten, dem Strande gleichlaufenden Hauptstraßen ein elender Ort. Die Spanier hielten sich hier bis zum 22. Januar 1826; jetzt sollen die Befestigungen, die Forts San Felipe und San Rafael, in einem Zustande sein, daß sie einer tüchtigen Dampffregatte geringen Widerstand entgegen zu setzen vermöchten. 10,000 Einw. An der von steilen Felsen gebildeten Küste die kleine Felseninsel Lorenzo, die bei dem Erdbeben von 1746 vom festen Lande losgerissen ward.

c. Die Litoralprovinz Ica, 38,000 Einw. mit der Hauptstadt San Gerónimo de Ica (8000 Einw.) und dem Hafenort Pisco.

d. Die Litoralprovinz Piura, welche nebst den Provinzen Payta und Ayacava das Departimiento Piura bildet, an Ecuador grenzend. 74,000 Einw. San Miguel de Piura, Hafen- und Handelsstadt, mit

---

1) Im Jahre 1795 52,000 Einw., darunter 17,215 Spanier und Creolen, 3219 Indianer, 8960 Neger u. s. w. Die Zahl der unehelich Geborenen auffallend groß.

12,000 Einw.; die älteste der von Spaniern (von Francisco Pizarro 1531) in Peru gegründeten Städte.

e. Ancachs oder Huáylas, 193,000 Einw., von der Küste aus quer durch das Land bis zum Huallaga-Thale im Osten der Anden. Hauptstadt Huaraz, 7000 Einw.

f. Libertad, 134,000 Einw. Die Hauptstadt Truxillo hat Pizarro 1535 gegründet und nach seiner spanischen Vaterstadt (in Estremadura) benannt. Die Stadt liegt ½ Stunde von der Küste, ihr Hafen Guanchaco. Am Eingange Sandbänke und Klippen, darum ungastlich. Lebhafter Handel. 8000 Einw. Lambayeque, 8000 Einw. Hafenstadt.

g. Caxamarca, seit 1854 aus einem Theile des Departimiento de la Libertad gebildet, ungefähr 120,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf der Hochebene; die Häuser aus Erde, die sehr hohe Kirche aus Stein. Etwa 12,000 Einw.; einst Atahualpa's Residenz. Auf einem Porphyrhügel Trümmer seines Palastes; man zeigt noch das Zimmer, in dem der unglückliche Inca neun Monate lang gefangen gehalten wurde, und die Mauer, an der er den verhängnißvollen Strich zog. Ja, in der Kapelle des Stadtgefängnisses, das auf den Ruinen steht, sehen Leichtgläubige vor dem Altare den unverlöschlichen Blutfleck von der Hinrichtung Atahualpa's. Noch jetzt wohnen in den Ruinen Abkömmlinge der Herrscher, die Familie Astopilco, in großer Dürftigkeit. Sagen von ungeheuren vergrabenen Schätzen und „goldenen (unterirdischen) Gärten“ der Incas leben unter den Indianern, doch ist es Frevel, sich ihrer vor Wiederherstellung des Reiches der Incas zu bemächtigen; denn Erwartungen einer wiederkehrenden Incaherrschaft sind noch immer unter den Eingebornen verbreitet, denen auch Caxamarca als heilige Stadt gilt. — In der Nähe warme Quellen, einst die Bäder der Incas.

h. Huancavelica, 76,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt liegt in rauher Gebirgsgegend 11,550' hoch. Gold-, Silber- und Quecksilbergruben.

i. Ayacucho, nach dem Siegesdorfe benannt (S. 581.), 130,000 Einw. Hauptstadt Guamanga in schöner weiter Ebene. 25,000 Einw.

k. Arequipa, 119,336, nach andern Angaben 180,000 Einw. Hauptstadt Arequipa, 8 M. von der Küste, 7300' hoch gelegen, 30,000 Einw., nächst Lima die bedeutendste Stadt der Republik. Niederlage europäischer und amerikanischer Waaren. Bedeutender Handel. Die Campiña von Arequipa eben so schön wie fruchtbar.

l. Moquegúa, 61,432 Einw. Hauptstadt Tacna, 8000 Einw., treibt wichtigen Handel über die Seestadt Arica, die vor dem Erdbeben von 1833 30,000 Einw. hatte. Eine Eisenbahn verbindet beide Städte. Durch den 14,000' hohen Gualillaspaß die Hauptstraße nach La Paz in das Innere von Bolivia.

An der Küste dieser Provinz, Pisco gegenüber, liegen die Chincha-Inseln, reiche Funderte des geschätztesten Guano (eigentlich Huano). Drei Hauptinseln, die zusammen nicht 1 □M. halten, steigen als nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 200' Höhe empor und sinken 1 M. weit ins Meer hinein. Denn sie tragen auf dem Scheitel eine etwa noch 200' hohe Schicht Dünger, den Guano, der nicht allein aus Vogelmist, sondern auch aus Seegras, Tang und verwesten Meerthieren besteht. Der geringste Windstoß wirbelt den scharfen, staubigen Stoff hoch empor; ihn loszuhacken und durch Schläuche in die unten ankernden Boote zu schütten ist eine mühevolle und gefährliche Arbeit, zu der sich meist nur ehemalige Sträflinge entschließen. Ein kräftiger Mann kann nur mit verbundenem Mund und Nase eine halbe Stunde hintereinander die Schaufel führen. Man hat berechnet, daß die größte Insel noch zweitausend Jahre hindurch jährlich 50,000 Tonnen liefern kann. Und der zahllosen Vögel, welche in jedem Schlupfloch, auf jeder herausschießenden

Zinne, selbst auf den glatten Klippenflächen sitzen, sorgen wohl auch für spätere Zeiten.

m. Puno, 280,000 Einw. Hauptstadt Puno, an der Westküste des Titicaca, 6000 Einw., gegen früher öde. Denn der Ertrag der Bergwerke, der sonst überschwänglich war, deckt jetzt kaum die Kosten

n. Cuzco, 350,000 Einw. Hauptstadt Cuzco, nach Lima und Arequipa die bedeutendste Stadt der Republik und der Mittelpunkt aller geschichtlichen Erinnerungen, von dem ersten Inca gegründet, 1534 von Pizarro erobert. Universität mit hundert Doctores, Maestros und Bachilleros. Auf dem Platze des Sonnentempels steht ein Dominicanerkloster, und sein Hochaltar auf derselben Stelle, wo einst das kolossale Sonnenbild glänzte. Die Pavillons sind Kapellen und in den Zellen der Sonnenjungfrauen wohnen theilweise Mönche. 40,000 Einw., der Mehrzahl nach Indianer.

o. Junin, 221,000 Einw. Hauptstadt Cerro de Pasco, eine Bergstadt in rauher Gebirgsgegend mit wüstem Leben. Spielwuth und Trunksucht. Etwa 13,000 Einw. Die Silberbergwerke de Llauri Cocha, 14,278′ über dem Meere.

p. Amazonas, 38,000 Einw. Hauptstadt Chacapoyas, 8000 Einw. Heimath der Indianerstämme.

q. Die Litoralprovinz Loreto, seit 1857 aus dem östlichen Theile der vorigen Provinz gebildet. Loreto ebenso wie Navita neueröffnete Freihäfen am Marañon.

5. Bolivia.

Unter spanischer Herrschaft wurde Ober-Peru oder Charcas zum Vicekönigreich Peru, seit 1778 aber zu La Plata gerechnet. Seit 1810 begann auch hier die Erhebung gegen spanische Herrschaft. Nach mannigfachen Wechselfällen erklärte sich die Provinz am 6. August 1825 unabhängig und nannte sich Bolivar. Auf des Libertadors eigenen Wunsch wurde dieser Name am 11. August 1825 in Bolivia umgeändert. Am 25. Mai 1826 trat zum ersten Male der Congreß zusammen.

Die Republik befaßt nach physischen Verhältnissen eine unfruchtbare, regenlose Küstenstrecke, die Wüste Atacama,[1] die Cordillere von 25° SB. an mit dem Knoten von Potosi und der östlichen von ihm auslaufenden Cordillere, den größten Theil des Titicaca-Plateaus, die östlichen Verzweigungen der östlichen Cordillere, wie die Sierra von Cochabamba u. a., einen Theil der Tiefebene des Marañon, nördlich das obere Gebiet des Madeira, das Hügelland von Chiquitos und einen Antheil am Becken des La Plata, oder genauer einen Theil der nördlichen Region, des großen Chaco. Flächeninhalt 22,410′ □M.

Im Jahr 1855 zählte Bolivia mit Einschluß der wilden Indianerstämme 2,326,126 Einw., darunter 1,650,000 Weiße. Der katholischen Kirche steht der Erzbischof von Chuquisaca mit den Bischöfen

---

1) Die politische Grenze zwischen Bolivia und Chile ist nicht unbestritten. Die Chilenen behaupten, daß peruanisches (bolivisches) Gebiet unter 21° SB. zu Ende sei, und wenn man trotzdem Cobija als bolivischen Besitz zugestehe, eine weitere Verlangerung der Grenze nach Süden rechtlich nicht zugegeben werden könne.

von Cochabamba, Santa Cruz de la Sierra und La Paz de Ayacucho vor.

Auch hier ein Präsident mit vollziehender Gewalt, der aber auf Lebenszeit ernannt ist Die gesetzgebende Volksgewalt bilden drei Kammern: Tribunen, Senatoren, Censoren. Die Einnahme beträgt 1,976,000 Piaster, die Ausgabe 1,739,000 Piaster; die verzinsliche Staatsschuld 3½ Mill. Piaster. Die Armee 3000 Mann. Die Seemacht drei Schiffe mit vierundzwanzig Kanonen.

Die Republik zerfällt in sieben Departimientos und zwei Provinzen.

a. Chuquisaca, 1418 □M. Hauptstadt Chuquisaca, 1528 an der Stelle einer peruanischen Stadt gleiches Namens gegründet, liegt 9900' hoch auf einer Hochebene, wo sich die Gebiete des Madeira und Paraguay von einander scheiden, mitten zwischen drei Bergen, hat gerade, breite und reinliche Straßen, einen großen, mit einer Fontaine gezierten Platz und siebenundzwanzig Kirchen, worunter die Kathedralkirche sich durch Reichthum an Reliquien, Bildern und Ornamenten auszeichnet. Universität. 24,000 Einw.

b Cochabamba, 1500 □M Die Hauptstadt Cochabamba 7900' hoch gelegen, 30,400 Einw. Im Revolutionskriege zeichneten sich 1815 die Frauen der Stadt durch Heldenmuth aus. Oropesa.

c. Oruro, 1212 □M. Die 12,412' hochgelegene gleichnamige Hauptstadt hat Zinn- und Silberbergwerke. 8000 Einw.

d. La Paz, 1731 □M. Die Hauptstadt La Paz (de Ayacucho) liegt nicht weit vom Südostende des Titicaca-Sees. 42,580 Einw.

e. Beni, über 5000 □M., das Land der Moxosindianer, mit dem Hauptort Trinidad.

f. Santa Cruz, 6490 □M. Hauptstadt Santa Cruz de la Sierra, eine unansehnliche Stadt von etwa 8000 Einw. Wie in vielen Städten von Südamerika ist die Zahl der Männer den Frauen gegenüber auffallend gering. Man sieht auf der Straße 20 — 30 Frauen, ehe man einem Manne begegnet; ein Verhältniß, welches lockere Sitten sehr begünstigt.

Zu dieser Provinz wird auch das Hügelland von Chiquitos gerechnet, in welchem die Jesuiten einst zahlreiche Missionsplätze hatten. Die Stationen San Ignacio, Santa Ana, Concepcion sind noch jetzt schöne, regelmäßige Dörfer mit Kirchen und Collegiengebäuden des Ordens.

In einem andern Distrikte, la Cordillera genannt, den der Stamm der Chiriguanos bewohnt, zählte man früher vierzehn jesuitische Stationen, jede mit 500 — 1000 Einw. Jetzt wohnen im ganzen Bezirke 900 Menschen, und die Indianer sind wieder blinde Heiden „und glauben nur an einen großen, zinnernen Knopf, den sie in ein Loch zwischen Unterlippe und Kinn stecken und für ein Präservativ gegen alle Krankheiten halten."

g. Potosi, 1773 □M. (nach andern Angaben 3800 oder gar 4450). Hauptstadt Potosi in rauher Gebirgsgegend, 13,350' über dem Meere. Wegen dieser hohen Lage ist die Luft außerordentlich dünn, so daß der Europäer nicht dreißig Schritte gehen kann, ohne daß ihm der Athem stockt. Man darf daher nicht anders als ganz langsam gehen und muß oft stehen bleiben. Auch die Eingebornen sind von dieser Einwirkung nicht ganz frei. Die Witterung ist sehr streng und unglaublich veränderlich. Man erlebt auch im Sommer fast an jedem Tage alle vier Jahreszeiten, obgleich die Stadt unter nicht völlig 20° SB., also noch in der heißen Zone liegt. Ringsumher sieht man nichts als Felsen und Klippen. Früchte, Gemüse, alle Nahrungsmittel für Menschen und Vieh müssen weither auf Lastthieren herbeigeschafft werden. Potosi ist aber auch fast sprüchwörtlich wegen der reichen, seit 1545 bearbeiteten Silbergruben

in dem 15,000′ hohen Cerro de Potosi, die von 1556—1802 etwa 1800 Mill. Thaler geliefert haben und noch 1826 wöchentlich 1500 Mark Silber gaben. Die Ergiebigkeit hat jetzt sehr abgenommen. Einst zählte die Stadt 160,000 Einw., jetzt kaum ein Zehntel davon.

h.[1]) Provinz von Tarija an der Grenze gegen die argentinische Republik. 1487 □M. Der Hauptort (San Bernardo de) Tarija, einer der wenigen Orte Bolivia's, in denen die spanische Bevölkerung das Uebergewicht über das indianische Element hat, zählt 6000 Einw. Ein früheres Jesuiten- (jetzt Franciskaner-) Kloster besitzt eine ausgezeichnete Bibliothek. Tarija gehörte bis 1826 zur argentinischen Republik.

i. Provinz von Cobija, der Strich Atacama am stillen Meere. 1600 □M. Cobija, an einer kleinen, seichten, sandigen Bai, die von Felsenbergen umschlossen ist, vor 1829 ein Indianerdorf, ist zu einem Freihafen erhoben. Der Ort leidet Mangel an Trinkwasser; viele Lebensmittel werden von Valparaiso gebracht. Der Handel nicht erheblich.

6. Chile.[2])

Auch in Chile deuten die auf einer Bergebene der Anden entdeckten Ruinen einer bedeutenden Stadt auf ein uraltes, spurlos vorübergegangenes Culturvolk. Im 15. Jahrhundert gelang es peruanischen Incas, sich die Nordhälfte des Landes zu unterwerfen. Almagro, Pizarro's Waffengefährte, versuchte 1535—1538 vergebens die Eroberung, welche erst dem Pedro de Valdivia seit 1541 gelang. Nur die Araucaner blieben unbesiegt; 1665 ward ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen. Ein Mitkämpfer, Don Alonso de Ercilla, besang in seiner Araucana den bis dahin dauernden Kampf. Doch wüthete 1770—1775 ein neuer Krieg. Von da ab genoß Chile eine lange Ruhe. Unter den Einflüssen der früher geschilderten Katastrophen erklärte sich die Generalcapitanie Chile am 18. September 1810 für unabhängig. Innere Uneinigkeit machte es den Spaniern möglich, 1814 ihre Macht wieder zu begründen; aber 1817 überstieg ein republicanisches Heer aus Buenos-Ayres von Mendoza aus die Andenpässe von Uspallata und siegte am 12. Februar bei Chacabuco und 1818 am Maypoflusse. Nur auf Chiloe hielten sich die Spanier bis 1826.

Die Republik befaßt zunächst ein langes schmales Küstenland. Im Norden bis Coquimbo herab ist dasselbe wie das peruanische dürr und unfruchtbar, von Coquimbo südlich reich bewässert, gut angebaut oder bewaldet, „der Garten der neuen Welt." Im Osten begrenzt dieses Küstenland der Zug der chilenischen Cordillere, die sehr schwierige Paßübergänge bildet. Doch wird eine Straße von Puerto Mont nach dem patagonischen See Naguelhuapi (dem Quellsee des Rio Negro) geplant, auf der man selbst mit Wagen das Gebirge passiren soll. Der Flächeninhalt beträgt 6635 □M.

1) Die beiden Provinzen werden gegenwärtig mit zu den Departements gerechnet, so daß Bolivia in 9 Departements zerfällt.

2) Tschile auszusprechen. Bei Deutschen und Franzosen gewöhnlich Chili. Der Name war schon vor dem Einfalle der Peruaner üblich und ist ungewisser Ableitung. Das Geschrei einer Drosselart „Chili" soll nach Einigen den Namen veranlaßt haben.

Die Einwohnerzahl belief sich 1855 auf 1,419,450; 1858: 1,439,000; die größere Hälfte Indianer. Auch rechnete man 19,669 Fremde, darunter 680 Nordamerikaner, 1934 Engländer, 1650 Franzosen, 71 Chinesen, 1929 Deutsche. Die Lage der Deutschen in Chile ist eine im Ganzen günstige; sie üben auch hier wohlthätigen Einfluß auf die Hebung der Industrie, des Handels und der Viehzucht.

Der römisch-katholischen Kirche steht der Erzbischof von Santiago mit den Bischöfen von Serena (Coquimbo), Concepcion und San Carlos de Chiloe vor. Man zählt 153 Pfarreien und 48 Klöster.

Nach der Constitution von 1833 theilt sich die Regierung in drei Gewalten. Die Executive hat ein auf fünf Jahre gewählter Präsident, der nur zweimal hinter einander wählbar ist. Ein Staatsrath steht ihm zur Seite. Die gesetzgebende Gewalt wohnt dem Congresse bei. Die Kammer der Senatoren hat zwanzig Mitglieder mit neunjähriger Amtsdauer (36 Jahre, 2000 Pesos jährliche Einnahme); die Deputirtenkammer zählt auf je 20,000 Einw. ein Mitglied; das Mandat erstreckt sich auf fünf Jahre (Verheirathete bei 21 Jahren, Unverheirathete bei 25 Jahren wählbar, 500 Pesos Einkommen). Die richterliche Gewalt übt ein oberster Gerichtshof.

Die Einnahme betrug 1859 über 6 1/4 Mill. Dollars und hatte sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt, obwohl die Steuern vermindert wurden. Die Ausgabe war für 1857 auf 6 1/3 Mill. Dollars angeschlagen, aber 1859 auf mehr als 8 Mill. Die gesammte innere und äußere Schuld über 8 1/2 Mill. Dollars. — Mehrere Eisenbahnen sind im Bau begriffen oder zum Theil eröffnet.

Das stehende Heer 2900 Mann. Die Marine besteht aus einer Corvette, drei Brigantinen und einem Dampfer, zusammen mit einunddreißig Kanonen.

Die Republik zählt vierzehn Provinzen, welche in fünfundfunfzig Departements zerfallen. Dazu kommt noch eine sogenannte Colonie.

a. Atacama, 1464 □M., (1855) 50,690 Einw., die nördlichste Provinz. Copiapó, 13 M. oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses zwischen kahlen Sandhügeln; an der Mündung der durch Eisenbahn mit der Stadt verbundene Hafen Copiapó-Puerto oder Caldera mit schönem Molo, aber gefährlicher Einfahrt. Beide zusammen 25,000 Einw. 15 M. von Copiapo wurden 1830 in einer unfruchtbaren, wasserlosen Gegend, reiche Silberminen aufgefunden. Im Jahre der Entdeckung lieferten sie 6659 Mark, seit 1832, wo man auf neue Adern stieß, 32,734 Mark, 1850: 334,444 Mark.[1]) Huasco oder Guasco, Hafenort. Ausfuhr der Minen-Produkte.

b. Coquimbo, 762 □M., 110,718 Einw. Serena, zwei Stunden vom Ocean, liegt auf einem Terrain, das vom Meere in drei Stufen ansteigt. Schöne neue, 1855 vollendete Kathedrale, gegen 12,000 Einw. Die Haupthäfen Coquimbo an einer geräumigen Bai mit gutem Ankergrunde, 1270 Einw., und la Herradura. Im Jahr 1856 liefen in Beiden 338 Schiffe ein und 391 aus.

1) Ganz Chile lieferte 1850 über 35 Mill. Frcs. Silber.

c. Aconcagua, 348 □M., 111,504 Einw. Villa Vieja de Aconcagua (Ciudad de Felipe) und Quillota, Städte von 8000 Einw.

d. Santiago, 339 □M., 272,499 Einw. Hier die von Valdivia 1541 angelegte Hauptstadt der Republik Santiago de Chile, 20 M. von der Küste, von üppigen Gärten umgeben. Die schöne Alameda, welche zugleich als Damm gegen die Ueberschwemmungen des vorbeifließenden Gebirgsflusses dient, ist dem Prado in Madrid nachgebildet. Die ganze Stadt macht den Eindruck der Ordnung und des Wohlstandes. Ueber 80,000 Einw. Universität, an welcher auch ein Deutscher, Dr. Lobeck aus Königsberg, eine Professur bekleidet.

e. Valparaiso, 62 □M., 116,043 Einw. Die Hauptstadt Valparaiso, Thal des Paradieses, nicht wegen reizender Umgebung, sondern der Erquickung wegen, die es dem Reisenden bietet, der glücklich die Mühseligkeiten und Gefahren bei Cap Hoorn überstanden hat, ist die wichtigste Hafenstadt der Republik. Sie liegt in holz- und wasserarmer Gegend an der gleichnamigen Bai, die von einem Halbkreis steiler, verbrannter, röthlicher Berge von 2000' Höhe umkränzt ist. Die Stadt nimmt den schmalen Raum zwischen den Bergen und der See ein, der noch dazu von Bergschluchten durchschnitten wird. An manchen Stellen hat nur ein Haus Platz, an andern sind die Wohnungen an den Berg geklebt. In den Schluchten liegen die ärmlichsten Lehmhütten, Villen oben auf den Bergen. Schöne Aussicht auf das Meer und nach der andern Seite auf die Cordillere und den Schneekegel des Aconcagua. Größer als die Stadt ist die Vorstadt Almendral, im Süden an der breitesten Stelle der Bucht gelegen. Valparaiso hat einen geräumigen, durch drei Forts gedeckten Hafen, der gegen alle Winde, den Nordwind ausgenommen, geschützt ist. Großartiger, meist von Engländern, Franzosen, Nordamerikanern und Deutschen (die deutsche Schule achtzig Kinder) betriebener Seehandel (1857 liefen 1117 Schiffe ein).

Valparaiso und Santiago sind durch Eisenbahn verbunden.

88 M. von Valparaiso gegen Westen liegt der Archipel Juan Fernandez, nach dem Entdecker (1563) benannt. Die östliche Insel heißt Isla mas á tierra (die dem Lande nähere) oder auch Juan Fernandez. Sie ist $^{3}/_{4}$ □M. groß, hat 3000' hohe Basaltberge, reizende Thäler und schöne Waldungen. Hier verweilte 1705 — 1709 der freiwillig zurückgebliebene schottische Matrose Alexander Selkirk, dessen Erlebnisse nach gewöhnlicher, aber fälschlicher Annahme zum Robinson Crusoe verarbeitet wurden.[1]) Seit 1830 ist eine kleine Niederlassung an der Cumberlandsbai gegründet, wo die Seefahrer mit Geflügel, Gemüse und getrockneten Fischen versorgt werden. Die westliche Insel: Isla mas á fuera (die weiter draußen liegende), 19 M. von der östlichen, ist kleiner, eben so schön und fruchtbar, aber unbewohnt.

f. Colchagua, 222 □M., 192,704 Einw. Hauptstadt San José de Curico.

---

1) Es ist möglich, daß Defoe den frischen, kecken Berichten Selkirk's einige Ideen zu seiner Erzählung entlehnt hat, aber die eigentliche Grundlage bilden sie nicht. Sowohl der Schauplatz derselben, als die Art und Weise, wie der Held auf denselben gelangt und überdies noch einige andere Umstände erheben es fast zur Gewißheit, daß Defoe, indem er den Plan zu seinem Werke entwarf, die Geschichte des Pedro Serrano, eines spanischen Matrosen, vor Augen hatte. Diese wird in einem Foliobande erzählt, welcher 1688 in London herauskam und den damals siebenundzwanzigjährigen Defoe nicht wohl unbekannt bleiben konnte. Es sind dies „The Royal Commentaries of Peru, written originally in Spanish, by the Inca Garcillasso de la Vega, and rendered into English by Sir Paul Rycaut, kt." Der Uebersetzer Rycaut war damals ein sehr bekannter Mann und sein Buch zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschichte des Serrano bildet überdies noch den Anfang des Buches (S. 3. u. ff.) und konnte dem Defoe deshalb um so weniger entgehen. Und in der That gehen beide Erzählungen in vielen Hauptsachen parallel. Die Insel, auf welche Serrano verschlagen wurde, ist eine der kleinen Gruppe, der noch heute der Name „Serranobänke" beigelegt wird. Sie liegt im caribischen Meere unter 14° NB. und 80° WL. von Greenwich, ungefähr in der Mitte zwischen Kuba und der Landenge von Panama, also 2° weiter nördlich und 18° weiter westlich, als die Insel, auf welche Crusoe versetzt wird. Defoe mag die letztere absichtlich aus dem Golf von Mexico hinaus verlegt haben. (Vgl. Böttger's Aufsatz in der Atlantis 1853. S. 174 ff.)

g. Talca, 142 □M., 79,439 Einw., mit gleichnamiger Hauptstadt, künftig mit Santiago durch Eisenbahn verbunden

h. Maule, 165 □M., 156,245 Einw., südlich von der vorigen, mit der Hafenstadt Maule.

i. Nuble, seit 1848, mit reichen Schwefelgruben am Chillan. 148 □M., 100,792 Einw.

k. Concepcion, 256 □M., 110,291 Einw. Die Hauptstadt Concepcion, welche seit dem verheerenden Erdbeben von 1751 eine Stunde von der alten Stelle aufgebaut ist, 12,000 Einw. Handel über den 1 M. entfernten Hafen Talcahuano. Beide Orte werden durch Eisenbahn verbunden.

l. Arauco, 742 □M., 43,466 Einw. Castell Arauco. — Araucaner, deren Zahl abnimmt.

m. Valdivia, 580 □M., 29,293 Einw. Valdivia, von Petro de Valdivia 1552 gegründet, einer der besten Häfen von Südamerika, gegen 10,000 Einw., darunter viele Deutsche. Starker Regenfall

n. Chiloe, 61,586 Einw., liegt zum geringsten Theile auf dem Festlande, meist auf dem vorgelagerten Archipel von Chiloe. Es bilden ihn vierundachtzig größere und kleinere Inseln, von denen aber viele unbewohnt sind. Die größte Insel Chiloe, 244 □M. groß, gebirgig und gut bewässert. An der Nordküste liegt die Hauptstadt Ancud (sonst San Carlos) genannt, 4000 Einw.

Für Deutschland hat diese Provinz dadurch ein specielles Interesse, daß sie wegen ihres trefflichen, gleichförmigen Klimas und der reichen von der Natur gebotenen Hülfsquellen von vielen Deutschen, namentlich aus Kurhessen, zur Auswanderung gewählt ist. Ihre Niederlassungen befinden sich im besten Gedeihen; bald dürfte sich hier eine compacte deutsche Bevölkerung vorfinden.

o. Llanquihué, 3826 Einw., früher eine Colonie, ist 1861 zu einer Provinz gemacht worden, welche innerhalb der Grenzen ihres Gebietes die Colonie gleichen Namens, das Departement Osorno der Provinz Valdivia und das Departement Carelmapu der Provinz Chiloe begreifen soll. Ihre Grenzen sollen sein: im Norden der Rio Bueno von seiner Mündung bis zum Einflusse des Rio Pilmaiquen und von diesem Punkte an der letztere Fluß und die Lagune von Dollegue; im Osten die Cordillere der Anden, im Westen das Meer und im Süden das Magellan-Gebiet. Sie zerfällt in 3 Departements: Osorno, Carelmapu und Llanquihue. Ihre zum Hafen erster Klasse erhobene Hauptstadt ist Puerto Moutt (Moutt heißt der Präsident der Republik). In der Nähe des Sees Llanquihué ausgewanderte würtembergische Lutheraner. Man rechnete Ende 1856 überhaupt 1314 Deutsche in der Colonie. In Osorno zwischen Valdivia und dem See Llanquihué über 600 Deutsche.

Eine Colonie liegt an der Magelhaensstraße. Im 16. Jahrhundert von der spanischen Regierung gewagte Colonisationsversuche mißlangen. Im Jahr 1843 gründete Chile an der Ostküste der Halbinsel Braunschweig eine Strafcolonie, welche bei der Militärrevolution von 1851 zu Grunde ging. 1853 wurde sie weiter nördlich unter dem Namen Punta Arenas neu errichtet, jetzt als freie ackerbauende, unter dem unmittelbaren Schutze des Präsidenten stehende Niederlassung. Sie zählte 1856 153 Einw.

Mit der Republik Chile verbündet sind die sonst ganz unabhängigen Araucaner. Sie besitzen zwischen 37 und 42° SB. ein Gebiet von etwa 1500 □M. und theilen sich in Indios Costinos, Küstenindianer, und Moluches, d. i. Krieger, am Fuße der Cordilleren. Sie bilden eine kriegerische Völkerschaft, welche in nomadische und ansässige Stämme zerfällt. Diese wohnen in Dörfern, die unter der Herrschaft eines Kaziken stehen und unter einander durch eine Föderation vereinigt sind, welcher die erfahrensten und ältesten Oberhäupter vorstehen. Sie sind heller braun als die übrigen süd-

amerikanischen Indianer, kräftig gebaut, mäßig groß, mit rundem Gesicht, kurzer breiter Nase und kleinen feurigen Augen.

Nach dem Werke, das kürzlich der chilenische Generalconsul in Hamburg, V. Perez-Rosales, über sein Vaterland herausgegeben hat, müßten wir an dieser Stelle auch ganz Patagonien und Feuerland beschreiben. Denn „die Republik," sagt er, „besteht aus zwei Theilen, dem östlichen und westlichen Chile. Das östliche, auch Patagonien genannt, wird im Norden vom Rio Negro, im Osten vom atlantischen Ocean, im Süden von der Magelhaensstraße und im Westen von der Culminationslinie der Anden, vom Cap Froward (53° 53' 43" SB.) bis zu den Quellen des Rio Negro begrenzt. Das westliche Chile liegt zwischen dem Parallel von Mejillones (23° SB.), dem Cap Hoorn, der Culminationslinie der Anden und dem großen Ocean. Zu ihm gehören die Inseln Juan Fernandez, Masafuera, Santa Maria, la Mocha, die Ancud-, Guaitecas- und Chonos-Archipele und Feuerland."

Aber auf die Gefahr hin, von Herrn Rosales gleich anderen Geographen wegen Unkunde gestraft zu werden, können wir rechtlich das östliche Patagonien nach altem Ausdruck nur höchstens unter die „Prätensionen" der Republik rechnen, wollen jedoch nicht verschweigen, daß auch der Gouverneur von Chiloe in dem gründlichen Berichte über seine Provinz (Zeitschr. f. Erdkunde, V. S. 412 ff. S. 479 ff.) die Magelhaensstraße als die Südgrenze von Chile bezeichnet, und eine Erklärung des Congresses von 1828 Cap Hoorn als den südlichsten Grenzpunkt der Republik bezeichnet hat.

Mit größerer Gewißheit erhellt aus allem Vorstehenden, daß Chile unter den südamerikanischen Republiken als der am meisten geordnete und civilisirte Staat den ersten Platz einnimmt. Der Staat hat sich in den Decennien nach seiner Unabhängigkeitserklärung innerer Ruhe erfreut, und die Bevölkerung zieht eine friedliche Entwickelung dem Wagniß politischer Revolutionen vor.

7. Argentina.

Juan Diaz de Solis und Sebastian Caboto sind schon als erste Entdecker dieser Gegenden genannt (S. 560.). Nachher wurde die Colonisation eine Zeit lang Privaten, dem Pedro de Mendoza und Juan de Ayolas überlassen, welche in dem heutigen Paraguay die ersten Niederlassungen anlegten. Erst 1581 wurde Buenos-Ayres aufs Neue gegründet und 1778 zum Mittelpunkte des Vicekönigreichs La Plata erhoben.

Die Bewohner von Buenos-Ayres hatten sich 1806 und 1807 sehr tapfer gegen eine englische Invasion vertheidigt, und erhoben 1810 zuerst gegen König Joseph die Fahne der Empörung. Sie behaupteten die erkämpfte Freiheit auch gegen Ferdinand VII. Die Staaten am La Plata erklärten sich auf dem Congresse von Tucuman 1816 für

unabhängig; bald folgte eine wirre Zeit. Ober-Peru, Paraguay, Uruguay trennten sich, aber auch die auf engere Grenzen beschränkte argentinische Republik kam nicht zur Ruhe. Die Zahl der Aufstände und „glorreichen Erhebungen“ war Legion. Mehrere Jahre hatte ein Bürgerkrieg die La Plata-Staaten verwüstet, als England und Frankreich 1845 pacificirend intervenirten. Das englische Gouvernement nahm seit 1848 die Angelegenheit allein in die Hand und schloß 1849 mit dem Dictator Rosas von Buenos-Ayres einen Vertrag, der die Quellen der Zwistigkeiten keineswegs verstopfte. Waren sie doch namentlich von einer herrschsüchtigen Stellung des Staates Buenos-Ayres, der sich selbst von den Bedingungen der Bundesverfassung zu entbinden pflegte, den übrigen dreizehn Staaten gegenüber herbeigeführt. So entbrannte der Kampf zwischen Rosas und Urquiza, dem General der Argentiner von Neuem. „Tod den wilden schändlichen Unitariern, Tod dem wahnwitzigen Unitarier Urquiza!“ war in Buenos-Ayres die Parole, welche zu Anfang aller amtlichen Decrete paradirte,[1]) sogar vor Beginn des Schauspiels von den Schauspielern ausgerufen wurde. Doch endete der Kampf siegreich für die dreizehn Staaten und Rosas entfloh 1852 nach Europa. In den Verträgen vom 20. December 1854 und 8. Januar 1855 garantirten beide Republiken sich die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit ihres Gebietes, verpflichteten sich zu gemeinschaftlicher Abwehr, besonders gegen die Indianer u. s. w. Es besteht gegenseitige Zollfreiheit, gemeinschaftliche Seeflagge u. s. w. Für die argentinischen Staaten war am 1. Mai 1853 eine Verfassung beendet, die der der vereinigten Staaten genau nachgebildet ist. Ein auf sechs Jahre gewählter Präsident steht an der Spitze. Der erste Congreß trat am 22. October 1854 zusammen.

Die Republik umfaßt den Ostabbang der Cordilleren mit vorgelagerten Berglandschaften, die Strebemauern der Anden, und den größten Theil des Beckens des La Plata, die südliche Region des Gran Chaco und die Pampas. Der Flächeninhalt beträgt 28,270 □M.

Die Zahl der Bewohner belief sich 1855 etwa auf 1 Million. Wenigstens die Hälfte der Bevölkerung bilden theils heidnische, theils bekehrte Indianer. Die Missionen (Doctrinas) längs der großen Ströme, sonst von Jesuiten geleitet, sind jetzt in Verfall. Die Regierung ist deutscher Einwanderung günstig, welche hier gedeihlichere Verhältnisse vorfindet als in Brasilien.

Die Finanzen zerrüttet. 1850 betrug die Einnahme $71^2/_3$, die Ausgabe $71^1/_3$, die Staatsschuld 124 Mill. Piaster. Das stehende Heer 5000 Mann.

a. Entre Rios, über 2000 □M., mit Corrientes das argentinische Mesopotamien zwischen Paraná und Uruguay, höchst fruchtbar mit vortrefflichem Ackerlande und Viehweiden. Vor den Bürgerkriegen betrug die Bevölkerung

1) In einer Gazeta mercantil von Buenos-Ayres beginnen z. B. sogar Bank- und andere Annoncen regelmäßig mit: ¡Viva la confederacion Argentina! ¡Mueran los salvages unitarios!

105,000, sank dann auf 35,000, und beträgt jetzt etwa 60,000 Einw. Am linken Ufer des Paraná liegt der allen Staaten gemeinsame Bundesdistrikt mit der 1730 gegründeten Hauptstadt der Conföderation und Sitz der Bundesregierung Bajada de Paraná, 15,000 Einw. Der bedeutendste Handelsplatz ist Gualeguaychu, mit 10,000 Einw., darunter 1853 1390 angesiedelte Fremde.

b. Corrientes, über 2200 □M., noch fruchtbarer als Entre Rios mit höchst gesundem Klima; Kaffee, Taback, Zuckerrohr, Baumwolle, Cochenille gedeihen vortrefflich. Die Bevölkerung sank in den Bürgerkriegen von 140,000 auf 38,000 und beträgt jetzt etwa 80,000 Einw. Hauptstadt (San Juan de) Corrientes am Parana, der Mündung des Paraguay gegenüber, etwa 10,000 Einw. Candelarias am Parana, ehemals Hauptstadt eines berühmten jesuitischen Missionsgebietes, jetzt wie alle Missionsplätze, verfallen.

c. Santa Fé, 1930 □M., 50,000 Einw., mit weiten Grasflächen. Hauptstadt Santa Fe de la Vera Cruz an der Vereinigung des Salado und Parana, 4000 Einw. Seit drei Jahren besteht 5 M. nordwestlich von Santa Fe die deutsche Colonie Esperanza am Salado. Sie zählt 1400 Einw. meist schweizerischen Stammes mit einem Geistlichen und Lehrer. Hier ist kein Urwald zu lichten, jahrelange Arbeit zu verlieren, um einen culturfähigen Fleck Erde zu gewinnen. Der Pflug kommt unmittelbar zur Anwendung. Wenn der Boden einmal mit dem Pfluge umgeworfen ist, kann sofort der Mais gepflanzt werden, und meistens ist keine weitere Arbeit nöthig. Alle europäische Getreidearten, Taback, Bataten, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Kohl, Rüben, Kürbisse, Melonen, Zwiebeln gedeihen vortrefflich, Orangen-, Pfirsich-, Feigenbäume u. s. w. wachsen schnell heran und sicher gedeihen auch Aepfel- und Birnbäume. Mais hat im Durchschnitt sechzigfachen, Mani (eine Oelfrucht) funfzigfachen Ertrag geliefert. Eine Oelpresse war bereits auf der Colonie in Arbeit gesetzt worden. An Viehweiden fehlt es nicht. Jede Familie besaß schon acht bis zehn Stück Rindvieh. Die Colonisten versehen jetzt schon die Städte Santa Fé und Parana mit Küchengewächsen und Butter. Alle Produkte der Colonie finden in diesen am Paranastrome gelegenen Städten leichten und guten Absatz. Santa Fé leidet nur bisweilen an großer Trockenheit.

d. und e. Inguy mit Salta, 2600 □M., über 100,000 Einw. Bergiges Terrain. Hauptstadt San Salvador de Inguy, 4000 Einw. Salta ist eine liebliche Berglandschaft. Hauptstadt San Miguel de Salta, 9000 Einw. Starker Maulthier- und Pferdehandel.

f. Tucuman, 1980 □M., 84,000 Einw., ein schönes Hügelland, eine Oase in der nördlichen Steppe. San Miguel del Tucuman, 8000 Einw.

g. Santiago del Estero, 3285 □M., 80,000 Einw., südöstlich von Tucuman, besteht meist aus salzgeschwängerten, wasserarmen Wüsteneien, in denen oasengleich die Ortschaften am Rio Salado und Rio Dulce liegen. Die gleichnamige Hauptstadt am Rio Dulce 4000 Einw.

h. Catamarca, 1800 □M., 70,000 Einw., ein Hügelland, dessen Ostrand die Sierra de Córdova bildet, mit vorzüglichem Baumwollenbau. Die Hauptstadt (San Fernando de) Catamarca, 5150 Einw. Die Häuser sind von großen und schönen Orangengärten umgeben, aus deren dunklem Grün die weißen Gebäude hervorblicken.

i. Rioja, südlich von Catamarca, 2760 □M., 40,000 Einw. Hauptstadt (Todos Santos de la Nueva) Rioja, 5500 Einw

k. Córdova, 2160 □M., 150,000 Einw. Córdova in sumpfiger, aber fruchtbarer Niederung, 14,000 Einw., als Sitz einer alten Universität Mittelpunkt des geistigen Lebens. Schöne Kathedrale und Jesuitencollegium.

l. **San Juan de la Frontera**, 1845 □M., ungefähr 50,000 Einw., mit den reichsten Gold- und Silbergruben der Republik, besonders bei Jacha. Hauptstadt **San Juan de la Frontera** am Rio de S. Juan, 8000 Ew.

m. **Mendoza**, 2220 □M., 60,000 Einw. Hauptstadt **Mendoza** an den Vorbergen der Anden unter herrlichem Klima. Gegen 15,000 Einw. Die Stadt steigt mit ihren weißen Gebäuden aus einer blühenden Oase auf, wie abgeschieden von der Welt. Auf der einen Seite Pampas, auf der andern Cordilleren. Die Gegend umher ist fruchtbar und wohlangebaut, die Korn- und Fruchtkammer der Argentiner. Der Zwischenhandel über die Gebirgspässe (Cumbre-Paß über Uspallata) hinüber nach Chile macht Mendoza lebhaft; auf dem Markte brüstet sich stolz ein „Hôtel de France." Eisenbahn nach Córdova.

n. **San Luis della Punta**, 1690 □M., 40,000 Einw. **San Luis della Punta**, unbedeutende Stadt mit Lehmhütten an einem Steppenflusse in einem Thale zwischen Bergen, die zur Sierra de Cordova gehören. **Burmeister** fand in dem Wirthshause Pfirsichen, Feigen, Weinreben und Orangen, so trefflich wie bei Florenz, Pisa und Spezzia.[1])

Die argentinische Conföderation hat in den letzten Jahren Manches für eine gedeihliche Entwickelung der Staaten gethan. Am 31. August 1852 wurde die Freiheit der Schifffahrt auf dem La Plata und seinen Zuflüssen proclamirt, und die übrigen Uferstaaten haben diesen Grundsatz zwar anerkannt, aber freilich in der neuesten Zeit nicht demselben gemäß gehandelt. Die Bemühungen zur Erforschung des zum Theil noch so unbekannten Staatsgebiets verdienen alle Anerkennung.

8. Buenos-Ayres.

Die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen der Estado independente de Buenos Ayres auftrat, sind schon entwickelt. Anerkannt ist die neue Republik von den vereinigten Staaten, Frankreich, Sardinien u. s. w. Großbritannien und Chile haben die Anerkennung bis jetzt versagt und hoffen auf Wiedervereinigung mit dem argentinischen Bunde.

Das Staatsgebiet ist ausgedehnt und reicht von dem Ostabfall der Cordilleren durch die Pampas bis zur La Plata-Mündung; auch diese Republik macht auf ganz Patagonien Anspruch. Sie berechnet ihr Gebiet auf 52,300 □M.; ohne Patagonien beträgt es 35,500 □M.

Die Zahl der Einwohner betrug 1858 etwa 350,000. Die Indianer gehören meist zum Stamme der **Puelches**. Der Kirche steht der Bischof von Buenos-Ayres vor. Die vollziehende Gewalt hat ein Präsident, die gesetzgebende der Congreß. Das Budget für 1858 weist 77 Mill. Papierpiaster Einnahme, 83 Mill. Ausgabe auf. Die innere unverzinsliche Schuld $18\frac{1}{2}$ Mill. Papierpiaster, die ausländische

1) Alle Ortschaften in den Pampas tragen denselben Charakter. Sie sind regelmäßig in Quadraten angelegt und aus gestampften Erdmauern gebaut; nur die Fundamente der Gebäude bestehen aus starken Kalksteinen, bisweilen auch Ziegeln. In der Mitte ein großer Marktplatz mit der Kirche, der Kaserne und dem Gefängniß. Von den Städten abgesehen ist die Steppe in **Estancias** (Meiereien) getheilt, oft mehrere Quadratmeilen groß; in der Mitte, gewöhnlich an einem Bache, liegt das Wirthschaftshaus. Diese Estancias sind Mittelpunkte der Viehzucht.

1,750,000 Pfd. Sterl. Dazu 105 Mill. Papierpiaster unverzinsliches Papiergeld. Das Heer 6370 Mann. Die Flotte zählt drei Dampfschiffe, zwei Corvetten und vier geringere Schiffe.

Die Hauptstadt (Ciudad de Nuestra Señora de) **Buenos=Ayres** („gute Lüfte"), von Pedro de Mendoza 1535 angelegt,[1] aber nach eingetretener Verödung 1580 neu gegründet, liegt 44 M. vom offenen atlantischen Meere am rechten Ufer des hier 8 M. breiten La Plata auf dem 40 — 50′ hohen steil aufsteigenden Gestade. Ein Castell bestreicht das Flußufer und den größten Platz der Stadt, die Plaza de la Victoria, mit einem den Sieg über Spanien verewigenden Obelisken in der Mitte. Das Ganze bildet ein Rechteck mit 464 Cuadras, doch sind viele noch nicht angebaut. Die oft nach Ereignissen der Geschichte von Buenos=Ayres genannten Straßen sind in den mittlern und bessern Theilen der Stadt gepflastert, in entfernten Theilen ungepflastert und unwegsam. Zu Fuße geht freilich auch so leicht kein Mensch, selbst der Bettler bettelt vom Pferde herunter. Ein Pferd kostet ungefähr 10 Thaler nach unserm Gelde. Unter den Kirchen auch eine protestantische, die erste, welche im ehemals spanischen Südamerika erbaut ist.[2] Von Agaven eingefaßte Gärten, Pfirsichen= und Olivenhaine mit reizenden Landhäusern (Quintas) schließen die Stadt auf der Landseite ein; durch einen immergrünen Rasen von dem Strome getrennt, zieht sich auf der andern Seite die mit Trauerweiden und Bambusbäumen bepflanzte Alameda. Der Landungsplatz ist so seicht, daß nicht einmal Boote an das Ufer gelangen können; man fährt auf großen Personenwagen in die Stadt hinein. Die großen Schiffe kommen und legen bei dem Dorfe **Barragon** an. Bedeutender Handel zur See und zu Lande (1856 liefen 583 Schiffe ein). Die Stadt ist der Stapelplatz für das ganze Innere von Südamerika, Brasilien ausgenommen, und führt viele Thierhäute, Hörner, Talg u. s. w. aus. Vor der Stadt liegen die Saladeros oder Schlachtplätze für die Ochsen, wo die Metzgerei mit fabrikmäßiger Schnelligkeit, aber auch Rohheit, betrieben wird. Die eine Binnenstraße führt über Mendoza nach Chile, die andere über Cordova, Santiago, Tucuman, Salta, Ingun nach Bolivia. Die Zahl der Einwohner betrug im October 1853 mit Militär 91,395.

Die Küste des Staates ist unsicher und hat nur wenige Landungsplätze und Forts. Fort **Argentina** an der Bahia Blanca. Im October 1855 fand man bei einer Erforschung der Küste südlich von Mar Chiquito, etwa 37° 50′ SB., eine Bucht, die sich zur Anlage eines Hafens vortrefflich eignet und für die südöstlichen Theile des Staates von großer Bedeutung sein würde. Man nannte die Bucht **Hafen von Mana**.

Im Innern Forts gegen die Pampasindianer, die **Pehuenchen** u. a., wie **Independencia** u. a.

Das ganze platte Land, die Campaña von Buenos=Ayres, wird in einundfunfzig Partidos getheilt. Sie sind von sehr ungleicher Größe. Die Bevölkerung besteht meist aus Viehzüchtern und lebt zerstreut. Die Zahl der schwarzen Rinder in den Pampas wird auf 2,600,000 geschätzt. In zehn Partidos fehlt noch ein Dorf als Mittelpunkt. Der südlichste Partido, Patagones, dehnt sich nach der uns bekannten Prätension bis an die Magelhaensstraße.

---

1) Der ausrief: Que buenos ayres son estos!

2) Nach den von **Gerstäcker** mitgetheilten Statuten bildet sie einen Zweig „der unirten evangelischen Landeskirche in Preußen" und steht unter dem Consistorium der Provinz Brandenburg, welches auch die Predigerstelle besetzt.

„Buenos-Ayres hat die Bestimmung, einer der wichtigsten Häfen der Erde zu werden; allein diese Bestimmung kann nur in Erfüllung gehen, wenn die Stadt als Vermittlerin ihres ausgedehnten und von der Natur begünstigten Hinterlandes auftritt. Alleinstehend vermag Buenos-Ayres nichts, es kann weder seine Grenzen gegen die feindlichen Nachkommen der Urbewohner des Landes schützen, noch den Einflüssen des Auslandes widerstehen, noch die innere Zwietracht niederhalten. Auch die dreizehn anderen Staaten werden ohne Buenos-Ayres viel langsamer sich entwickeln. — — Denn sie müssen einen Seehafen einrichten (wozu die Erforderniſſe allerdings vorhanden sind), müssen alle die übrigen zur Vermittelung eines Welthandels erforderlichen Einrichtungen treffen, müssen Kapitale heranziehen und Geschäftsverkehr erlangen." [1])

9. Uruguay.

Niederlassungen am linken Ufer des La Plata waren von Spanien im 16. Jahrhundert versucht; 1679 legte Portugal die Colonie des Sacramento an. Doch hinderte der wilde Indianerstamm der Charruas dauernde Colonisation. Spanien nahm das Gebiet der heutigen Republik erst im 18. Jahrhundert von Buenos-Ayres aus in dauernden Besitz, um sich der Mündung des La Plata zu versichern. Portugal sah im Interesse Brasiliens diese Besitzergreifung sehr ungern und suchte nach der Empörung der spanischen Colonien sich selbst des Landes zu bemächtigen. Durch die La Platarepublik gehindert, begünstigte es fortan die Entstehung eines eigenen Freistaates.

Die Republica Oriental del Uruguay wurde durch den Vertrag von Montevideo zwischen Brasilien und Buenos-Ayres 1828 als Freistaat anerkannt. Früher waren auch die Namen Banda Oriental (östlicher Grenzdistrikt), Cisplatina, Montevideo gebräuchlich.

Die Verfassung von 1830, nach der gewöhnlichen Schablone angelegt, garantirte Religions- und Preßfreiheit und erklärte den Code Napoleon zum Gesetzbuch. Aber auch hier fortdauernde Unruhe und Kämpfe zwischen den Parteien der Blanquillos (Provinzialen) und der Colorados (Stadtpartei) von Montevideo. Lange Zeit war der Staat von brasilianischen Truppen besetzt. Auch 1858 hat es nicht an unruhigen Bewegungen gefehlt.

Der vom La Plata und Paraguay begrenzte Staat ist im Norden durch zwei vom brasilischen System auslaufende Ketten, die durch die weite Thalebene des Rio Negro geschieden sind, Bergland; im Westen und Süden bis zur Küste flache baumlose Ebene, auf der Viehzucht ein treffliches Terrain hat. Heerden von Pferden, Rindern und Schafen, jene aus 200 — 300 Stück, diese aus eben so vielen Tausenden bestehend, sieht man überall in mäßigen Abständen über die weite Fläche

---

1) v. Reden in Petermanns Mittheilungen 1856. S. 5.

des jedesmaligen Horizontes verbreitet. Diese einförmige Ebene ist „not beautiful but useful," wie sich Burmeister mit der Bezeichnung eines englischen Estanciero (Colonisten) ausdrückt. Flächeninhalt 5080 □M.

Die Zahl der Einwohner soll gegen 250,000 betragen. Der Kirche steht der Bischof von Montevideo vor.

Das Budget von 1856 wies eine Einnahme von 2,132,800 Pesos, eine Ausgabe von 3,280,745 Pesos, also ein Deficit nach. Die Staatsschuld belief sich auf 10 Mill. Pesos. Stehendes Heer: 4000 Mann; 8 kleine Kriegsfahrzeuge.

Der Staat zerfällt in die Departimientos Montevideo, 23,404 Einw., Guadalupe oder Canelones, 7800 Einw., San José, 8080 Einw., Colonia del Sacramento, 9706 Einw., Soriano, 13,200 Einw., Paisandu, 27,900 Einw., Cerro Largo, 10,100 Einw., Maldonado, 22,206 Einw., Duragno, 6826 Einw. (Die Einwohnerzahlen sind nach einer älteren Zählung angegeben.)

Die feste Hauptstadt (San Felipe de) Montevideo, 1726 gegründet am hohen Ufer des La Plata, auf einer Felsenhalbinsel, die hier aus der Küste tritt, 25 M. von dem gegenüberliegenden Buenos-Ayres. Die Stadt liegt zwischen zwei kreisförmigen Buchten und zwei grünen Bergen über den Buchten, die Forts auf den Gipfeln tragen. Von dem westlichen Cerro (450' hoch) strahlt ein Leuchtthurm. Die weißen Häuser und die beiden hohen schmalen Thurmspitzen des Domes contrastiren angenehm mit der grünen Umgebung. Von den Hauptstraßen abgesehen sind die ungepflasterten Nebenstraßen entweder vor Staub oder vor Koth lästig zu passiren. Das Ganze liegt amphitheatralisch die Höhe herauf. Zwischen der Stadt und dem Cerro öffnet sich der geräumige Hafen, der aber den Pamperos (West- und Südwestwinden) ausgesetzt ist und seiner geringen Tiefe wegen nur kleineren Fahrzeugen unmittelbar bei der Stadt anzulegen erlaubt. 45,000 Einw.[1]) Lebhafter Handel, der vorzüglich in französischen Händen ist, daher trägt auch die Stadt französische Farbe. Am Eingange des La Plata die feste Hafenstadt Maldonado, 5000 Einw. Andere Städte sind Hauptorte der gleichnamigen Departimientos, doch fast keine 10,000 Einw. Auch die stark befestigte Colonia del Sacramento ist ein guter Hafen. Uruguay besitzt die drei Häfen an der Mündung des La Plata, ein Umstand, dem der Staat eine große commercielle Wichtigkeit verdankt.

10. Paraguay.

Die erste Niederlassung der Spanier in diesen Gegenden fällt in die dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts. Juan de Ayolas gründete Asuncion, von wo die Colonisation des ganzen Platagebietes ausgegangen ist. Von 1608 an begannen die Missionen der Jesuiten. Sie gründeten viele blühende Stationen und bildeten aus den Indianern geschickte Handwerker und Künstler, zugleich die treuesten Unterthanen und Soldaten, und Christen, unter denen schwere Verbrechen

1) Nach der Angabe des Generalconsuls für Uruguay in Frankreich im Siècle (1. November 1856). Man findet sonst 20,000 angegeben.

fast gar nicht vorkamen. Mehr als 280,000 Indianer, in dreißig Reductionen vertheilt, arbeiteten für eine gemeinschaftliche Kasse und wurden aus derselben erhalten. Jede Ortschaft hatte ihren Pfarrer und Vicar, ihren indischen Alcalden und Corregidor. Um 6 Uhr begann der Tag mit der Messe, dann wurde bis 5½ Uhr gearbeitet und nach dem Abendgebet folgte die Mahlzeit; je acht Menschen erhielten von den Vätern eine Unze Paraguaythee und 4 Pfund Rindfleisch. Der Sonntag blieb ganz dem Gottesdienst und dem Vergnügen. Die Jesuiten hatten Alles nur bei strenger Absperrung gegen die verderbte europäische Christenheit durchführen zu können geglaubt. Kein Spanier durfte das Land ohne die Erlaubniß der Jesuiten betreten, dies hatte ihnen Philipp III. 1610 ausdrücklich bewilligt. Ein zwischen Spanien und Portugal abgeschlossener Tauschvertrag gab den Anlaß zu Conflicten. Die Ausführung widersprach den Interessen des Ordens, seine Indianer ergriffen gegen die spanisch-portugiesischen Truppen die Waffen. Im Jahre 1768 wurden die Jesuiten verwiesen und die Indianer sanken bald in frühere Rohheit zurück.[1]) Das Land bildete fortan eine Provinz des Vicekönigreichs La Plata.

Die Revolution gegen Spanien brach 1811 aus und führte nach verschiedenen Phasen, mit einer Nachahmung der französischen Consularverfassung, zu ganz eigenthümlichen Verhältnissen. 1817 wurde der Doctor der Theologie und spätere Advocat José Gaspar Rodriguez Francia, der Sohn eines Franzosen und einer Creolin aus Asuncion (geb. 1765), zum Dictator auf Lebenszeit ernannt; er führte ein strenges System der Absperrung gegen alle Nachbarstaaten durch.[2]) Dabei schuf der despotische Doctor blühende Finanzen, ein gutes Heer, ein geordnetes Schulwesen und eine kleine Flotille auf dem Paraguay. Er starb den 10. September 1840. Jetzt ist die Republik allen Nationen geöffnet, aber den Nachbarstaaten gegenüber wird immer noch ein strenges und mehr abgeschlossenes Regiment festgehalten.

Am 15. Juli 1852 erkannte die argentinische Conföderation, am 4. Januar 1853 Großbritannien die Unabhängigkeit von Paraguay an. Auch Brasilien und die vereinigten Staaten haben die Republik anerkannt, deren Zustände den anderen gegenüber viel Eigenthümliches haben. Das Princip der Autorität und des Gehorsams gegen die na-

1) Ein den Jesuiten wahrlich nicht geneigter Gelehrter, v. Zimmermann, äußert sich also: „Sieht man die Sache mit unpartheiischen Augen an, so kann man sogar gegen diesen Orden in Europa eingenommen sein, ja man könnte zugeben, daß Bereicherung des Ordens ein Hauptgegenstand der Missionen gewesen sei, ohne deshalb ihre Verdienste um die Menschheit in jenen wilden Landen zu verkennen. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Beharrlichkeit und Selbstaufopferung dazu, Nationen von starken, rohen Menschen, die uns als Usurpatoren hassen, die selbst unter sich in steter blutiger Fehde leben und sich oft mit dem Fleische ihrer Feinde nähren, die an ein vagabondes, oder völlig indolentes Leben gewöhnt sind, die weder Religion haben noch zu haben wünschen, und dabei äußerst schwer zu erlernende Sprachen reden, solche Menschen in ruhige Landbauer und nützliche Mitglieder der Societät umzubilden, und ihnen einige Grade der Cultur beizubringen."

2) Den berühmten Naturforscher Bonpland, der an der Grenze in dem argentinischen Dorfe Santa Ana eine Niederlassung gründen wollte, ließ Francia aufheben und von 1820–1829 gefangen halten. Im Jahr 1825 befanden sich nicht weniger als 67 Individuen aus allen Nationen in Detention.

tionalen Obrigkeiten und Behörden ist hier tief gewurzelt, die Reizbarkeit gegen alles, was fremde Oberherrschaft oder Ueberlegenheit verräth, bis zum Fanatismus gesteigert.

Paraguay, die einzige Binnenrepublik, ist ein Zweistromland zwischen dem Paraguay und Paraná. Die Grenze gegen Norden ist unbestimmt. Die östliche Hälfte ist mit Verzweigungen des brasilischen Systems erfüllt, der westliche Theil Flachland. Flächeninhalt: 4132 □M.

Die Zahl der Einwohner soll 1,200,000 betragen, darunter viele Indianer vom Stamme der Guarani, zum Theil noch Heiden. Ihre Sprache ist als Verkehrssprache zum Theil an die Stelle der Spanischen getreten. In der neuesten Zeit hat die Einwanderung von Italienern zugenommen. 1864 kamen etwa 8000 nach dem La Plata und die italienische Sprache kommt deßhalb auch häufig im Verkehr vor. An der Spitze der katholischen Kirche steht das erst 1847 gegründete Bisthum Asuncion.

Die Regierung leitet ein Präsident und ein gesetzgebender Congreß, der alle fünf Jahre zusammentritt. Die Einkünfte betragen gegen 3,750,000 Frcs. Und — in Südamerika ein Mirakel! — Paraguay hat im Auslande keine Schulden. Das Heer besteht aus regelmäßigen Truppen und einer Art Landwehr. Im Nothfall können 30,000 Mann aller Waffengattungen aufgestellt werden.

Die Republik zerfällt in acht Departimientos mit gleichnamigen, meist unbedeutenden Hauptstädten: Asuncion, Concepcion, San Jago, Villarica, Curuguaty, Candeleria, San Fernando, Santa Hermegilda.

Die Hauptstadt Asuncion (Assumption), 1536 angelegt, von Francia demolirt und nach einem ganz neuen Bauplane regelmäßig wieder aufgeführt, am linken Ufer des Paraguay. Meist hölzerne oder Lehmhäuser. 20,000 Einw. Der ganze auswärtige Handel wird durch Asuncion vermittelt. Wenn Wasser- und Eisenbahncommunication einst Südamerika durchzieht, wird Paraguay als Passageland und die Hauptstadt als Stapelplatz eine sehr wichtige Stellung einnehmen. Villarica, 9000 Einw. In der Umgegend wird der meiste Paraguaythee gesammelt. Dieses wichtige Produkt, von den Eingebornen Hierba de Maté genannt, ist der Blätterschmuck der Ilex Paraguensis und wird in ganz Südamerika häufig genossen.[1])

---

1) Aus diesen Blättern, gewöhnlich schlechthin Hierba (Kraut) genannt, bereitet man ein dem Thee ähnliches Getränk, welches in jedem guten Hause in Südamerika in runden, silbernen, auf eben solchem Untersatze stehenden Kannen geschiebt, welche mit einer kleinen, sechs Zoll langen silbernen Rohre versehen sind. Man schüttet einen Theelöffel voll von dieser Hierba mit einem Stück gerösteten Zuckers in das Gefäß, fügt einige Tropfen Citronensaft, ein Stückchen Zimmt und Gewürznelken hinzu und gießt heißes Wasser darauf, wo dann der Trank, Mate genannt, fertig ist. Das Gefäß geht dann auf der Untersatzschale in der Gesellschaft von Hand zu Hand und Jeder saugt durch das Rohr einen Schluck dieses angenehm schmeckenden Getränkes, denn beim Trinken würde man den feinen Staub mit in die Kehle bekommen. Welchen Ekel aber auch der Anblick manches Mundes erregen mag, so würde es doch eine höchst schlechte Erziehung verrathen und für äußerst unschicklich angesehen werden, wenn man die Theilnahme an diesem Sauggenusse verweigern wollte. Die Hitze des Blechrohres mit eingerechnet ist es, um mit Gerstäcker zu reden, in mehrfacher Beziehung für den Fremden nicht gerathen, wenn er „unvorbereitet trinkt“ Vgl. Xenophon, Anabasis 4, 5, 30.

§. 7.

Das Kaiserthum Brasilien.

Zwei Seefahrer gelangten im Jahre 1500 an die Küste von Brasilien Der Spanier Pinzon, der kurz zuvor Colon's Begleiter gewesen, fand am 26. Januar unter $8\frac{1}{2}^{0}$ SB. die Küste von Pernambuco und nahm sie für die Krone Castilien in Besitz, der Portugiese Cabral, der nach Ostindien bestimmt war, landete, zu weit nach Westen verschlagen, am 3. Mai in der jetzigen Provinz Espiritu Santo bei Porto Seguro. Unter Musik und Kanonendonner wurde ein Kreuz aufgepflanzt (welches die Bewohner von Porto Seguro noch jetzt mit Ehrfurcht bewahren), im Kreise staunender Indianer ein Hochamt gehalten und das Land unter dem Namen Santa Cruz, weil am Tage Kreuzes Erfindung gefunden, für Portugals Eigenthum erklärt. Wirklich lag das neu entdeckte Land östlich von der Demarcationslinie, welche zwischen portugiesischen und spanischen Entdeckungen von Rom gezogen war. Der König Emanuel verwandelte diesen Namen in Brazil, Brasilien, von braza, glühende Kohle. So nannten die Entdecker das köstliche glühendrothe Farbeholz des Ibiripitanga, welches sie nach Europa als Hauptprodukt der neuen Entdeckung übersandten.

Schon 1501 unternahm der inzwischen in portugiesische Dienste getretene Amerigo Vespucci eine neue Untersuchung des Landes und fand die schöne Allerheiligenbai. Doch legte Portugal auf das Land (das kein Gold bot) kein Gewicht. Seine Schiffe deportirten Verbrecher und Juden an Brasiliens Küste und brachten dafür Ladungen Farbeholz mit. Nach und nach kam die Bedeutung des schönen Landes mehr zur Anerkennung. Privatleute erhielten Erlaubniß, sich gewisse Küstenstrecken zu erobern; im Jahre 1540 sandte die Krone den ersten Generalgouverneur. Wie in den spanischen Colonien begann Vernichtungskrieg gegen die Eingebornen, Einführung von Negern und Plantagenbau, Mission. Sechs Jesuiten begaben sich 1549 nach Brasilien, erlernten die Landessprachen und bekehrten mehrere Stämme zum Christenthum; so entstand 1549 das Bisthum S. Salvador (Bahia). Bald sollte Portugal gegen zwei andere europäische Nationen sein neues Besitzthum zu vertheidigen haben. Franzosen hatten sich seit 1555 mit richtigem Blick an der Bai von Rio niedergelassen, sie wurden nach zwölf Jahren wieder vertrieben. Auch eine zweite 1611 versuchte französische Colonisation mißlang. Dagegen glückte den Holländern, welche nach der 1580 erfolgten Vereinigung Portugals mit Spanien sich vieler portugiesischen Colonien bemächtigt hatten, seit 1630 Brasilien zu occupiren. Sie besaßen 1637 von funfzehn Provinzen sieben. Doch erregte ihr Regiment im Lande Unzufriedenheit, 1645 brach ein Aufruhr aus und 1654 fiel ihre letzte Besitzung Pernambuco. Inzwischen hatte sich Portugal 1640 von spanischer Herrschaft befreit und mit

Holland befreundet, das gegen Geldentschädigung auf Brasilien völlig verzichtete. Und zur rechten Zeit war Portugal in den von nun an ungestörten Besitz wieder eingetreten, denn bald thaten sich die Gold- und Diamantenschätze des Landes auf und gewährten reichen Gewinn. 1698 wurden die Goldminen in Betrieb genommen, 1728 die ersten Diamanten entdeckt. Dennoch war die portugiesische Colonialpolitik nicht minder engherzig als die spanische. Brasilien wurde streng auf den Verkehr mit Portugal beschränkt. Der Anbau des Oels und Weins, der Gewinn des Salzes wurde verboten, man mußte diese Artikel für schweres Geld aus dem Mutterlande beziehen; die brasilischen Häfen blieben fremden Schiffen verschlossen, fremden Reisenden wurde nicht gestattet, das unbekannte Land geographischer Kunde zu erschließen.

Eine bessere Zeit begann, als 1807 die königliche Familie vor Napoleons Soldaten nach Brasilien übersiedelte. Der auf dem Handel lastende Druck hörte auf, der Verkehr mit allen Nationen wurde frei gegeben, und 1815 versprach Johann VI. dem zum Königreich erhobenen Lande gleiche Rechte mit Portugal. Doch blieb viel Stoff der Unzufriedenheit und dumpfer Gährung. Als nun 1820 das Mutterland eine moderne Constitution erzwang — als der Monarch 1821 mit unermeßlichen Schätzen nach Portugal zurückkehrte — als die portugiesischen Cortes die neue Verfassung blos auf Portugal beschränken und Brasilien im Ganzen in der alten Abhängigkeit und Gedrücktheit einer Colonialprovinz belassen wollten — da erklärte sich Brasilien 1822 für unabhängig. Doch gestalteten sich die Verhältnisse anders als in den spanischen Colonien. Der älteste königliche Prinz, Dom Pedro, welchen das Volk bei dem Abfalle zum Prinz-Regenten erklärt hatte, wurde unter dem Namen Pedro I. als Kaiser von Brasilien proclamirt. Er gab am 24. März 1824 eine constitutionelle Verfassung. 1826 erkannte Portugal, nachher die übrigen Staaten Europa's, das unabhängige Kaiserreich Brasilien an. Die Verfassung, mehr constitutionellen Theorien als vorhandenen Verhältnissen angepaßt, wollte sich nicht bewähren. Nicht glücklich in der Wahl seiner Minister, endlich auch des Militärs nicht mehr Herr, dankte der Kaiser am 7. April 1832 zu Gunsten seines sechsjährigen Sohnes Pedro II.[1]) ab und ging nach Europa, wo er 1834 starb. Unter mancherlei Wirren führten verschiedene Minister die Regentschaft; endlich erkannte man die schnelle Befestigung des monarchischen Princips für unaufschiebbar und übergab schon im Juli 1840 dem jungen Kaiser die Regierung, der am 18. Juli 1841 feierlich gekrönt wurde. An Zwist einer monarchischen und republikanischen, einer centralisirenden und föderirenden Partei hat es zwar auch hier nicht gefehlt; doch aber hat die monarchische Verfassung vor den beständigen Militärrebellionen der Republi-

1) Geb. 2. December 1825. Seine älteste Tochter Isabel (geb. 29. Juli 1846) ist, da männliche Erben nicht vorhanden sind, 1850 durch Kammerbeschluß zur Thronerbin erklärt. Sie ist mit dem Grafen Eu vermählt.

ken bewahrt, und die Civilisation ist in ihrer Entwickelung weniger gehemmt.[1])

Das Kaiserthum Brasilien reicht mit seinen politischen Grenzen nach drei verschiedenen Seiten weit über das brasilische Bergland hinaus. Es umfaßt ein Stück von Guayana, einen großen Theil vom Becken des Marañon und reicht weit in das Gebiet des La Plata. Der Flächeninhalt beträgt 147,625 □M. (Nach anderer Berechnung nur 143,070).

Schon Happel theilt die Behauptung eines Scribenten mit, der Brasilien und viele andere Länder durchreiste: „Brasilien ist das vollkommenste Land, so ich in der Welt gesehen." Und in der That ist Brasilien nicht nur eins der größten, sondern auch an Naturschätzen reichsten Länder der Erde. Wenige Länder giebt es, die so viele Hülfsquellen darbieten und dazu berufen sind, in der politischen Welt eine glänzendere Rolle zu spielen, als dieses. Auf seinem unermeßlichen Raume, der mehr als zwei Drittel des Flächenraumes von ganz Europa beträgt, können mehrere Hunderte von Millionen Menschen leben, während jetzt dort nicht viel mehr als in den beiden Königreichen Bayern und Sachsen wohnen. Seine Gebirge verbergen in ihrem Schooße Schätze edler Metalle; an Gold wird jährlich für 10 Mill. Thaler gewonnen; in seinen Flüssen rollen Diamanten — der größte, den man kennt, ist ein Brasilier — und andere Edelsteine;[2]) das Zuckerrohr wie der Weizenhalm, der Weinstock und der Kaffeebaum, die Fruchtbäume Europa's und Indiens werden auf seinem Boden zu gleicher Zeit angebaut; seine ungeheuren Ebenen in den nördlichen vom Marañon durchströmten Gegenden, mit den reichsten Triften, sind mit den schönsten Viehheerden bedeckt, Urwälder prangen durch ihre kolossale Vegetation von Wunderbäumen und Riesengewächsen, große Ströme verbinden das Land mit allen Weltgegenden und Küsten; hierzu kommen ein Alles hervorbringender Boden und ein gesundes Klima — kurz, Alles vereinigt sich in diesem herrlichen Lande, das eines der ersten Plantagenländer und eines der ersten Minenländer der Erde ist.

—

1) Es ist in neuester Zeit das Bestreben Brasiliens und vor Allem des Kaisers Dom Pedro II. immer entschiedener hervorgetreten, Südamerika, selbst mit eigenen Opfern, wirklich und vollständig dem europäischen Handel zu öffnen. Was den Marañon anbetrifft, so kann und will Brasilien selbständig handeln, setzt aber dann natürlich voraus, daß seine eigenen Ströme, der Paraná und Paraguay, welche außerhalb seines Gebietes in die See münden, ebenfalls seinem und dem Welthandel geöffnet werden. Um diese Oeffnung und Beherrschung der mächtigen Wasserläufe Südbrasiliens dreht sich eigentlich Brasiliens Kampf mit Paraguay, der zunächst durch die Wegnahme eines brasilischen Flußdampfers in vollem Frieden veranlaßt wurde. Brasilien ist nun mit dem Präsidenten der argentinischen Conföderation, Mitre, und dem provisorischen Regenten von Uruguay, Flores, darüber einig geworden, unter allen Umständen den Hindernissen ein Ende zu machen, welche Paraguay dem Welthandel durch sein System des Abschließens und der Gewaltsamkeit in den Weg legt. Die Paraguiten haben den Kampf auf brasilianisches Gebiet verlegt, der Kaiser selbst, als Defensor perpetuo, ist mit dem greisen Conde Caxias und dem Gemahl der Thronfolgerin, dem Comte d'Eu, zur Armee gegangen. Allianzeifersüchteleien mit den Argentinern und Uruguay dürften nicht ausbleiben und den Paraguiten wenigstens indirekt Nutzen schaffen — (Juli 1865).

2) Im Ganzen werden in Brasilien etwa 190 Pfund Diamanten gefunden, wovon die Lavras von Santa Isabel fast die Hälfte liefern. Die letztern sind im Handel unter dem Namen „Diamanten von Cincora" bekannt. Cincora ist ein Dorf unweit Santa Isabel.

Die Einwohnerzahl Brasiliens ist immer noch eine sehr geringe. Sie beträgt nach dem Ministerialbericht von 1856 7,677,800 Seelen (1818: 3,617,000; 1840: 5 Mill.). Die weiße Bevölkerung, welche im Innern erschreckend abnimmt, kann auf 1 Mill. angeschlagen werden. Man unterscheidet Brasileiros, Abkömmlinge der eingewanderten Portugiesen, Europeos, in Europa geborene Portugiesen; dazu Deutsche, Schweizer, Franzosen, Engländer. Die Farbigen oder die gemischten Racen sind zahlreicher als die Weißen. Man nennt in Brasilien Mamalucos, Abkömmlinge von Europäern und Indianerinnen, Mulatos, von Weißen und Negerinnen, Carabocos, von Negern und Indianern. Neger giebt es 2—3 Millionen, sie sind die zahlreichste Menschenart und die arbeitende Klasse in Brasilien. Die wenigsten Neger sind frei; doch sucht die Regierung den Sklavenhandel, mehr aus äußerm Antriebe als aus freier Neigung zu unterdrücken.[1]) Die Schwarzen arbeiten in den Plantagen oder Fazendas, Neger betreiben den Bergbau, die Diamantenwäschen, zum Theil auch die Handwerke. Burmeister hält es für Pflicht der Regierung, mit allen Kräften die Sklavenbevölkerung zu hindern und die erforderliche Arbeitskraft durch Herbeiziehung von Colonisten zu übertragen, damit nicht Brasilien sich allmählig in ein blos von farbiger Bevölkerung bewohntes Land verwandle und so an Wohlhabenheit und Macht verliere.[2]) — Die Indianer zerfallen in Küstenindianer, welche in den Anfängen der Civilisation stehen und völlig unterworfen sind (Indios mansos, Cabacolos angesessene Indianer) und Indianer des Innern (Indios bravos oder Tupayos). Ihrer giebt es an hundert Stämme, welche besonders die Ufer des Marañon und Paraguay bewohnen, sich aber vor der vordringenden Cultur immer tiefer in das Innere ziehen.[3])

---

1) Doch werden noch Jahr aus Jahr ein etwa 50,000 Neger eingeführt, denn der Handel mit „Ebenholz" lockt durch reichen Gewinn. Ein Neger, der in Afrika etwa 30 Thlr. kostete, wird in Brasilien mit 2—300 Thlrn. bezahlt.

2) Die Regierung hat seit mehr denn dreißig Jahren schweizerische und deutsche Colonisten zu gewinnen gesucht. Während einzelne Stimmen, z. B. Dr. H. Blumenau in seiner Broschüre „Südbrasilien in seinen Beziehungen zu deutscher Auswanderung und Colonisation", noch immer die brasilischen Zustände Auswanderungslustigen anpreisen, führt neulichst Geh. Rath. Kerst in einem offenen Briefe: „Deutschland und Brasilien," bittere Klage, daß Massen von Landsleuten nach Brasilien verlockt und feierlichen, oft verbrieften Zusagen Treulosigkeit, Betrug, häufig die empörendsten Mißhandlungen gefolgt seien. Man habe es auf nichts als auf „eine großartige Sklaveneinführung" aus Deutschland abgesehen. Mehrere deutsche Regierungen haben gegen die Auswanderung nach Brasilien gesetzliche Bestimmungen erlassen. Etwas vereinzelt steht in dieser Frage J. Fröbel's Ansicht: „Unter den verschiedenen Zielen, welche sich neben den vereinigten Staaten der deutschen Auswanderung darbieten, verspricht Brasilien für Südamerika eine Wiederholung der Verhältnisse, welche die vereinigten Staaten im Norden darstellen. Der deutsche Auswanderer, welcher sich nach Brasilien begibt, versetzt sich nicht nur in eine seinen Privatinteressen viel versprechende Lage, er hat auch die Genugthuung, sich an einem großen und wichtigen Werke der Weltgeschichte zu betheiligen. Brasilien ist an Bedeutung die zweite amerikanische Macht, und es kann nicht mehr lange Zeit vergehen, bis dieser aufblühende Staat mit seinem reichen und riesenhaften Territorium in die zu einer selbstständigen Entwickelung des amerikanischen Staatensystemes nothwendige polare Wechselwirkung mit den vereinigten Staaten tritt."

3) v. Roon: „Man hat Brasilien das Land der Diamanten und Bettler genannt, denn bei oberflächlicher Anschauung erscheint das Volk freilich höchst bettelhaft und zerlumpt. Oft sind ein zerfetzter Poncho (Mantel) und ein leichter, breitkrempiger Sombreiro (Hut) die einzigen Kleidungsstücke der unteren, keineswegs darbenden Volksklasse; Beinkleider und Schuhzeug gelten schon als Zeichen einer gewissen Wohlhabenheit; selbst die Soldaten ziehen barfuß und in Lumpen einher. Aber man vergaß, daß die tropische Hitze Kleider entbehrlich, und die allen südromanischen Völkern angeborene

Die Gesetzgebung geht von der aus zwei Kammern bestehenden Generalversammlung der auf je vier Jahre erwählten 113 Repräsentanten und der auf Lebenszeit gewählten 58 Senatoren aus. Dem Kaiser steht die Mitwirkung bei derselben zu. — Außerdem steht er an der Spitze der executiven Gewalt, die er durch ein verantwortliches Staatsministerium ausübt. Die richterliche Gewalt ist durchaus unabhängig und wird durch angestellte Richter und erwählte Geschworene gehandhabt. Nach dem Wortlaute der Verfassungsurkunde sind alle freien Brasilianer, ohne Ansehen der Farbe oder Geburt, vollkommen gleichberechtigt.[1]) In den Provinzen existiren seit 1834 Provinzialversammlungen.

Die herrschende aber nicht sehr reich dotirte Kirche ist die römisch-katholische. Bahia ist der Sitz des Erzbischofs, unter ihm stehen die Bischöfe von Ceará, Cuyaba, Diamantino, Goyaz, Maranhao, Minas Geraes, Para, Rio Grande do Sul. Klöster giebt es nur etwa zwanzig. Die Zahl der Geistlichen ist sehr geringe und ihre Einkünfte mehr als dürftig; ein Mangel an Priestern läßt auch Kirchen und Altäre verlassen stehen. Ueberhaupt wird das ganze religiöse und kirchliche Leben von Brasilien nicht gerühmt, und Castelnau geht zu der starken Aeußerung vor, in Brasilien sei das religiöse Gefühl seltener als in Paris. Bis 1808 war es Protestanten verboten, sich in Brasilien niederzulassen, dann erlaubte man ihnen den Bau von Kirchen unter dem Bedinge, keine Proselyten zu machen. Jetzt giebt es in den Handelsstädten überall englische Kapellen, die nur keine Glocken haben dürfen. In Rio ist seit 1845 ein deutsch-evangelischer Geistlicher und eine Kirche. Die Schul- und Bildungsanstalten befinden sich in Brasilien in verhältnißmäßig gutem Stande und der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt.

Die Einnahmen betrugen 1861 etwa 49½ Mill. Milreis (zu 20 Sgr. 6 Pf.), die Ausgaben 51⅓ Mill. Die Staatsschuld 90 Mill. Thlr.

Das Landheer soll in gewöhnlichen Zeitumständen 18,500 Mann, in ungewöhnlichen 26,000 Mann stark sein. Zum Dienst in der militärisch organisirten Nationalgarde sind alle Männer von 18—50 Jahren verpflichtet. Im Kriege gegen Buenos-Ayres (S. 592.) hatte sich eine deutsch-brasilische Legion tapfer geschlagen, aber der Plan, mit

---

Gleichgültigkeit für Ordnung und Sauberkeit gar nicht den Anspruch macht, welcher nordischen, namentlich englischen und deutschen Augen so natürlich und nothwendig scheint. Diese Anspruchslosigkeit und die dem Süden eigene Mäßigkeit bei der Tafel und Flasche schützen vielmehr hier sicherer und besser vor äußerster Noth, als wohlgehaltene Kleider und strebsamer Fleiß unter einem nordischen Himmel."

1) Andree, Amerika I. S. 32 f.: „In Brasilien ist die Amalgamation verschiedener Volksbestandtheile beinahe vollendet — in Brasilien allein gilt keine Aristokratie der Haut. Die verschiedenen Racen leben friedlich und in Eintracht mit und neben einander. Es giebt keinen andern Unterschied als den zwischen Freien und Sklaven, und selbst dieser ist weniger herabgewürdigt als in anderen Ländern. Wenn die Schwarzen sich auch gern „Senhores Brancos" (Herren Weiße) nennen lassen, wenn das Ebenholz und Kaffeebraun ihrer Haut diese Benennung Lügen straft, so geben sie doch keine Unterordnung unter den Europäer zu und sind alle gleich stolz darauf, echte Brasilianer, Brasileiros verdadeiros, zu sein. Im Heere dienen Neger als Generale, die meisten Offiziere sind aus gemischtem Blute, Mulatten sitzen im Ministerrathe des Kaisers." — Und doch hat auch solcher Herenkessel, in dem so viele Racen zu einem unbestimmbaren Brei zusammengekocht sind, etwas Widerwärtiges.

ihr eine Art Militärgrenze zu gründen, ist mißlungen und das Corps wieder aufgelöst. Die Seemacht begriff 1857 42 dienstfähige größere und kleinere Kriegsschiffe mit 3650 Seesoldaten und 305 Geschützen.

Das Reich wurde sonst in Capitanias getheilt und zerfällt jetzt in zwanzig Provinzen, jede Provinz in Comarcas (Gemarkschaften).

Die Provinz Rio de Janeiro. 860 □M. (nach andern Angaben 1460 □M.) und 1856 (ein auch für die folgenden Einwohnerzahlen geltendes Jahr) 1,200,000 Einw. Hier liegt die neue Hauptstadt Brasiliens, vor der Aufrichtung des mexikanischen Kaiserreiches die einzige Residenz eines Monarchen auf dem westlichen Continente, Rio de Janeiro oder blos Rio,[1] nach ihrer Anlage 1567 auch São Sebastião genannt, seit 1752 die Hauptstadt des Landes. Sie eignete sich dazu durch ihre Lage in der Mitte des Küstenstriches, der bis jetzt fast allein angebaut ist. Zu rechter Bedeutung ist jedoch Rio erst seit 1808 gekommen.

Fast unter dem Wendekreise des Steinbocks (22° 54′ 42″ SB.) öffnet sich eine geräumige Bai 9 Stunden in der Länge und 6 Stunden in der größten Breite. Der nur 5000′ breite Eingang ist eine Lücke zwischen zwei nackten Granitfelsen: links der steile und unzugängliche 680′ hohe Pao de Assucar (Zuckerhut) mit dem Castell Praça vermelha zu seinen Füßen, rechts der Pico mit dem Fort Santa Cruz. Tief dehnt sich die Bai in das Land, und malerische Berge schließen sie ein; sie bildet den schönsten und weitesten Hafen der Welt, in dem alle Kriegsschiffe der Erde ankern könnten. Batterien und Forts schützen das schöne Wasserbecken; die stärksten, darunter Ilha de Cobras (zugleich Staatsgefängniß), liegen auf Inseln. An der Südwestseite der Bai, ³/₄ Stunden vom Eingange, tritt eine Halbinsel weit hervor, die sich wieder in mehrere Zungen gliedert. Zwischen der östlichen und nördlichsten Landzunge breitet sich die Altstadt von Rio aus. Sie bildet ein längliches Viereck mit ebenem Boden; am nördlichen Ende erheben sich fünf Hügel und lassen zwischen sich und dem Hafen nur einer einzigen Straße Raum. Die Gipfel tragen imposante Klöster oder Castelle. Gegen Süden und Südwesten wird die Altstadt durch die Vorhügel des 2200′ hohen waldigen Corcovado begrenzt; auf dem letzten Ausläufer nach Süden die Kirche Nossa Senhora da Gloria. Auf der Westseite der Altstadt, durch einen großen Platz von ihr getrennt, die erst seit 1807 auf früherer Waldstrecke entstandene Neustadt. Sechs Vorstädte an der Bai oder in den nahen Gebirgsthälern.

Der Anblick, den Rio von außen gewährt, ist überaus anmuthig. Aus der Ferne scheint das Orgelgebirge mit seinen wunderbar geformten Kuppen und Hörnern herüber, groteske Vorberge desselben rahmen die Stadt im Norden ein. Hügel mit Klöstern (jetzt zum großen Theil Kasernen) und Castellen gekrönt, die prächtige dunkelblaue Bai mit einer Menge von Felsen und Inseln mit Forts, Gebäuden oder dichter Waldung bedeckt, die zahllosen Schiffe im Hafen, mit den Flaggen aller Länder und Welttheile, die Gärten und Landhäuser an den Ufern bilden einige Züge in dem schönen Landschaftsbilde, das Viele selbst dem Golf von Neapel vorziehen. Das Innere entspricht dem malerischen Eindruck von außen wenig. Die ganze Anlage ist die regelmäßige einförmig-quadratische, aber die Straßen sind meist enge und schmutzig, die Häuser sind gewöhnlich und oft dürftig und die öffentlichen Gebäude nicht

1) Der Entdecker Martim Alfonso de Souza hielt die Bai für eine Flußmündung und nannte die Stelle nach dem Monate der Landung Januarfluß. Dieser Fluß findet sich noch auf der Jansson'schen Karte.

imposant, die Kirchen nur im Innern reich und schön. Die nach dem Muster des Aquaducts von Lissabon angelegte Wasserleitung versorgt die Stadt mit köstlichem Trinkwasser und speist viele Springbrunnen. Am Meere zieht sich in mehreren Alleen der Passeio publico dahin, durch einen mächtigen Granitdamm gegen die Fluthen geschützt, mit schöner Aussicht auf die Bai und ihr Felsenthor.

Die Zahl der Einwohner betrug 1849: 266,466;[1]) ein Gemisch von Weißen, Farbigen und zahlreichen Schwarzen (110,602). Von 1808—1818 sollen 24,000 Portugiesen nach Rio übergesiedelt sein; dazu kommen sehr viele Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. Handel und Gewerbe sind zum großen Theil in den Händen der Ausländer. Rio ist der Hauptstapelplatz von Südamerika und Ruhepunkt für viele Seefahrer. Hafen, Markt und die dem Meere nahen Straßen, wie die dem Strande parallele Rua directa, die größte und breiteste der Stadt mit der Börse, sind mit ihren glänzenden europäischen Läden und Schaufenstern die Brennpunkte des größten Volksgewimmels. „Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin und her tragen, die dazwischen krächzenden Töne der schwerfälligen Ochsenkarren, auf welchen Waaren durch die Stadt fortgebracht werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, kirchliche Feste feiern — vereinigen sich zu einem verwirrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse."

Kaiserliche Schlösser in der Nähe: Boa Vista, Sao Christoval, Vota Fogo. Auf der Höhe (2000') ist die neue Sommerresidenz Petropolis angelegt. Derselbe Name ist einer dabei liegenden deutschen Colonie gegeben, die sich jedoch in traurigem Zustande befindet. (9000 Einw. darunter 3000 Deutsche.)

Die Gegend um Rio ist weniger angebaut und belebt, als man nach dem Einfluß einer so bedeutenden Stadt erwarten sollte, und gewährt nicht das lebendige Bild der Geschäftigkeit, welches sich in der Nähe europäischer oder nordamerikanischer Handelsstädte in so bunter Mannigfaltigkeit darstellt. Von Fabriken und Manufakturen findet sich keine Spur, und eben so wenig sind Vergnügungsorte vorhanden, welche den Genuß geselliger Unterhaltung bieten könnten.

Angra dos Reys an einer trefflichen und sichern Bai, Villa Ubatuba, Villa de Cabo Frio sind Häfen und Handelsplätze.

Die Stadt Neu-Freiburg jenseit des Orgelgebirges (Villa de Novo Friburgo) wurde unter König Johann VI. angelegt, der sich hier ein einfaches Landhaus bauen ließ. 1820 kamen Schweizer Colonisten, später Deutsche aus der Rheingegend. Die Stadt hat jetzt etwa 100 Häuser und 1000 Einw., und besteht aus der Stadt im engern Sinne, drei kleinen Vorstädten und zerstreuten Ansiedelungen. Der Boden umher ist nicht besonders fruchtbar, der Transport der Produkte nach Rio beschwerlich (vier Tagereisen), die ganze Colonie nicht in Flor.

1. Küstenprovinzen südlich von Rio.

Neben den tropischen Nahrungspflanzen werden Weizen und andere europäische Getreidearten, mit Hülfe von Zugthieren cultivirt.

a. São Paulo, 8050 (7340) □M., ½ Mill. Einw. Die Paulisten zeichnen sich durch Kühnheit, Tapferkeit und Unternehmungsgeist aus. Ihnen

1) Nach Burmeister 205,906 Einw. Bei der höheren Zahl ist wohl das Weichbild oder der Polizeibezirk mitgerechnet. Gegenwärtig wohl 300,000; sogar 395,000 werden angegeben.

verdankt man die Entdeckung der meisten Bergwerke in den innern Provinzen, sie waren auch die ersten, welche Dom Pedro aufforderten, in Brasilien zu bleiben und die Unabhängigkeit des Reichs zu erklären. Hauptstadt São Paulo, 7 M. von der Küste, 45 M. von Rio, erhebt sich auf der Westseite der Serra do Mar auf einer Anhöhe und ist von wohlbewässerten Wiesen und Ebenen umgeben; eine lebhafte Fabrikstadt, die auch mehrere höhere Lehranstalten besitzt. 30,000 Einw. Eine schöne Kunststraße führt über das 3000' hohe Gebirge nach dem Hafen Santos, 7000 Einw. Davor die Insel Victoria. Iguape, Hafenstadt, 7000 Einw. Villa da Princesa auf der Insel São Sebastião, 5000 Einw. Walfischfang. Sorocaba, 12,000 Einw. Nicht weit davon Ypanema mit bedeutender Eisengießerei.

b. Paraná, früher ein Theil der Provinz S. Paulo, 4360 □M., 72,400 Einw. Hauptstadt Nuranda. Curitiba im Gebirge. Paranaguá, Haupthafen, 3000 Einw.

c. Santa Catarina oder Catalina, das irdische Paradies, wie es der Herausgeber des Diccionario Geographico do Brazil nennt, 1555 (694) □M. mit gegen 200,000 Einw. Sie begreift eine gebirgige, aber fruchtbare Küstenstrecke des Festlandes und die Insel Santa Catarina, einen der reizendsten Erdenplätze. Alles ist hier mit einem ewigen Grün überzogen. Die üppige Vegetation macht die Wälder fast undurchdringlich. Die schönsten Früchte gedeihen größtentheils ohne Zuthun der Kunst; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmosphäre von den herrlichsten Wohlgerüchen. Das Klima zeigt einen immerwährenden Frühling. An der schmalsten Stelle des vom Festlande trennenden Kanals die Hauptstadt (Nossa Senhora do) Desterro, 100 M. von Rio, 6000 Einw. Hafen mit dem Fort Santa Cruz, Handel, Walfischfang. Die Städte Laguna und São Francisco auf Inseln.

Die deutsche Colonie Donna Francisca, vom Hamburger Colonisationsverein 1851 gegründet, zählte nach dem Berichte des Vereins von 1856 1428 Personen (1852 720), 793 männlichen und 635 weiblichen Geschlechts, 1286 Protestanten und 142 Katholiken. Das Areal der Colonie beträgt 60,000 Morgen, auf denen Zuckerrohr, Reiß, Kaffee, Gemüse, Baumwolle gebaut werden. Das Klima ist vortrefflich. Der Centralpunkt heißt Joinville (weil der Prinz von Joinville und seine Gemahlin, die brasilische Prinzessin Francisca, dem Vereine den Grund und Boden abgetreten). Hier ist am 1. Juni 1857 auch der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt. Andere deutsche Colonien waren bis 1850: Blumenau, Trompowsky's und Schutel's Colonie.[1])

d. Rio Grande do Sul, 4500 (4059) □M., 201,300 Einw. Die Viehzucht ist in dieser Provinz von großer Bedeutung und es wiederholt sich hier das Hirtenleben der Pampas und der Ebenen von Uruguay. Die Hauptstadt Rio Grande, 60 M. von Montevideo, besteht aus zwei Städten, die durch den fast 1 M. breiten Rio Grande getrennt sind, São José oder do Norte auf dem linken, und Sao Pedro oder do Sul auf dem rechten Ufer. Wichtiger Seehandelsplatz. Dampfschifffahrt auf dem Rio Grande und der Laguna dos Patos. 7000 Einw. São Francisco de Paula, eine Stadt neuer Gründung, auf einer Insel und durch Brücke mit dem Festlande verbunden, 8000 Einw. Porto Alegre, an der Mündung des Rio Grande in die Laguna, 15,000 Einw., mit starkem Seehandel. In der Nähe eine 5½ □M. große, deutsche Colonie mit 10,000 Einw., mit Ackerbau,

---

1) Vgl. Blumenau, Südbrasilien, S. 50 f. Im Juni 1860 ist eine rein deutsche Colonie, Brusque, entstanden, welche 1864 938 Colonisten zählte und zu gedeihen scheint. Freilich ist die Hauptverbindungsstraße bis jetzt nur ein schlechter, nach Itajahy führender Waldweg.

Weinbau, Gartencultur und Industrie. Hauptstadt São Leopoldo, 1000 Einw. — Colonie St. Cruz.

In der Nähe der kleinen Stadt S. Francisco de Borja, unweit des Grenzflusses Uruguay, lebte seit 1831 Aimé Bonpland, der treue Gefährte A. v. Humboldt's, dessen Hinscheiden neuerlich gemeldet ward.

2. Küstenprovinzen nördlich von Rio.

Die durch Sklaven betriebene Plantagenwirthschaft herrscht vor. Man kultivirt vorzugsweise Baumwolle, Taback, Kaffee (so viel wie kein anderes Land der Erde), Zucker[1]) und andere Colonialwaaren, aber kaum Mais und andere Cerealien genug, um den Bedarf zu decken.

a. Espiritu Santo, 1060 (643) □M., 57,300 Einw. Hauptstadt Victoria, 60 M. von Rio, an der Mündung des Espiritu Santo, fester Hafen und Handel 10,000 Einw. Bahia do Espiritu Santo und Caravelhas, Hafenplätze; dem letztgenannten liegen die Abrolhos gegenüber, eine Reihe von vier Inseln und gefährlichen Klippen und Riffen, die sich fast 14 M. weit in den atlantischen Ocean erstrecken. Aus dem Hafen Guarapary wird viel Copaivabalsam, das Harz verschiedener Arten der Gattung Copaifera, ausgeführt Hafenstädte Sao José de Porto Alegre, 12,000 Einw.; Porto Seguro S. 600. 3000 Einw. In der Nähe die von Deutschen und Franzosen angelegte Colonie Leopoldina mit beträchtlichen Kaffeeplantagen. Die Colonie Santa Isabel mit evangelischem Pfarrer.[2])

b. Bahia, 7120 (6091) □M., 1,100,000 Einw., der Hauptsitz des Tabacksbaues. Die alte Hauptstadt Brasiliens, das 1549 angelegte Bahia (vollständig Ciudad de São Salvador de Bahia de Todos os Santos), 170 M von Rio, hat in der Lage viel Aehnliches mit dieser Hauptstadt. Auch hier dehnt sich eine zum trefflichsten und sichersten Hafen geschaffene Bucht, die Allerheiligenbai, von Norden nach Süden 5 M, von Osten nach Westen 6 M. Die fruchtbare und bevölkerte Insel Itaparica theilt die Einfahrt in zwei Straßen Eine Menge Festungswerke und Forts schützen den ersten Seeplatz des Reichs; auf einem isolirten Felsen in der Bai erhebt sich das kreisförmige Seefort (Fortim do Mar) An der nordöstlichen Ecke, da wo die sonst niedrige Küste aufsteigt, läuft eine Halbinsel von Norden nach Süden; auf ihr liegt die Stadt, theils am Strande (die untere Stadt oder Praya), der Sitz des Handels, theils auf einem steilen 600' hohen Abhang (die größere obere Stadt), mit der Kathedrale und den öffentlichen Gebäuden. Die Anlage ist unregelmäßig, die Straßen enge und zum Theil abschüssig. Doch sind die meisten Häuser massiv, hoch und schön, und die Bauart im Ganzen viel besser als in Rio. Die Kathedrale ist die schönste Kirche Brasiliens; der Passeio publiko gewährt auch hier die schönste Aussicht auf die Bai. Gegen 190,000 Einw. Rio und Bahia sind die größten Städte von Südamerika.

Die Landschaft um Bahia, Reconcavo genannt, reich an Zucker, Kaffee, und Reiß, ist der Theil Brasiliens, wo die dichteste Bevölkerung zusammengedrängt ist. Villa Nova de Caxoeira mit bedeutendem Binnenhandel,

1) Happel: Des Zuckers ist allda eine unglaubliche Menge, welcher fast himmlische Saft, von der Natur in langen Rohren geboren, demnach herausgepreßt und in Kasen gesotten, und letzlich zu gespitzten Zuckerhuten formirt wird. Portugall hat hiervon einen sehr reichen Verlag, als welches Jährlich zu 20,000 Kisten, deren jede auf 325 Pfund gerechnet wird, von dannen empfangt und nachgehends in alle Länder vertheilet.

2) Die Besetzung der evangelischen Pfarren in Brasilien dependirt von dem Oberkirchenrathe in Berlin.

16,000 Einw. Cincora, Hauptstadt eines neuen, 1844 entdeckten Diamantendistrikts. (S. 602).

c. Sergipe, 750 (528) □M., 183,600 Einw. Hauptstadt Sergipe del Rey, 40 M. von Bahia, 20,000 Einw. Fabriken, Küstenhandel, Verkehr mit den Bergwerksdistrikten. Villa Nova, an der Mündung des São Francisco, 9000 Einw.

d. Alagôas, 720 (530) □M., 204,200 Einw. Die Küste niedrig, sandig und unfruchtbar, das höhere Binnenland fruchtbar und bewässert. Alagoas de Magdalena, 14,000 Einw. Hauptstadt Porto Calvo, Handel mit Farbeholz, 6000 Einw. Maceió, Hafenort.

e. Pernambuco, 2908 (1845) □M., 950,000 Einw. Hauptstadt Pernambuco (Fernambuco), 1532 von Pereira gegründet, die dritte Hafen- und Handelsstadt des Reichs, besteht aus vier Städten. Recife, die eigentliche Stadt, liegt auf einer Halbinsel; hier die meisten Kaufleute (auch viele englische und holländische), das Zollhaus, die Schiffswerften. São Antonio auf einer Insel, die mit Recife durch eine Brücke verbunden ist. Boa Vista auf dem Festlande. Die Rhede wird durch das Fort São Jorge geschützt. Eine Stunde nördlich liegt das ältere, verfallene Olinda, das ebenfalls zur Stadt Pernambuco gezogen wird. Alles zusammen hat an 70,000 Einw. Starker Handel, besonders mit Afrika und Ostindien, Ausfuhr des besten Farbeholzes.

f. Parahiba, 1325 (1138) □M., 209,300 Einw. Hauptstadt Parahiba do Norte mit der Mündung des gleichnamigen Flusses. Forts, Hafen, Handel, 16,000 Einw. Goyanna, 12,000 Einw.

g. Rio Grande do Norte, 1325 (802) □M., 190,000 Einw. Hauptstadt Natal, an der Mündung des Rio Grande do Norte, gegen 20,000 Einw. Hafen, Handel.

h. Ceará, 1930 (1735) □M., 385,300 Einw. Hauptstadt Aracati, ansehnliche Handelsstadt, in einer sandigen und dürren Ebene, fast 2 M. von der Mündung des Jaguaribe. 26,000 Einw. Ceará, an der Mündung desselben Flusses. Hafen, Handel, 20,000 Einw.

i. Piauhi, 4597 (4230) □M., 150,400 Einw. Hauptstadt Oeiras, etwa 6000 Einw. Bedeutender São Luiz de Paranahiba, Hafenstadt und Haupthandelsplatz der Provinz, an der Mündung des Paranahiba, 15,000 Einw.

k. Maranhao, 6759 (4400) □M., 360,000 Einw. Hauptstadt São Luiz de Maranhao, auf der gut angebauten Insel Maranhao. Hafen mit drei Forts. Beträchtlicher Handel. Unter den Kaufleuten viele Engländer und Nordamerikaner. 30,000 Einw. Alcantara. Castell, Hafen, auch durch die kleine befestigte Insel Livramento gedeckt. In der fruchtbaren Umgegend vorzügliche Baumwolle und Reiß. 8000 Einw. Caxias oder Aldeas Altas, bedeutende Handelsstadt rechts am Itapicuru, ursprünglich ein Indianerdorf. Bedeutender Handel mit Reiß und Baumwolle. Im südlichen Theile der Provinz zahlreiche Indianerstämme, Guajajara, Canelas, Matos, Gamelas u. s. w., die in Hütten aus Baumzweigen leben und sich durch Haarfrisur unterscheiden.

l. Grão Para, das portugiesische Guayana, eine der am schwächsten bevölkerten Provinzen. 24,500 □M., 207,400 Einw. — Hauptstadt Para, eigentlich Santa Maria de Belem, im Lande gewöhnlich Belem genannt, liegt am rechten Ufer des hier 1½ M. breiten Rio Para, 13½ M. oberhalb seiner Mündung. Die Fluth steigt 10—12 Fuß. Die Stadt enthält einige schöne Gebäude, die Kathedrale, die Paläste des Bischofs und des Statthalters. Hafen mit Fort und bedeutender Handel. Ausfuhr von Cacao, Sassaparille, Kaffee, Copaivabalsam, Gummi u. s. w. Früher 30,000 Einw., seit einer Plünderung und Besetzung durch Indianer 1836 kaum 20,000. „An der Doppel-

mündung des gewaltigen Tocantins und des allergewaltigsten Amazonenstromes, am Ausgangspunkte einer Binnenschifffahrt von mehr als 12,000 Wegstunden, mit dem üppigsten Hinterlande und der herrlichsten Weltlage findet sich nur das armselige Para, zum deutlichen Beweis, wie wenig auch die günstigsten Naturbedingungen helfen, wenn der Mensch sie nicht zu benutzen versteht — wie ganz anders würde es aussehen, wenn statt fauler Creolen und Mulatten, Briten oder Yankees dort zu schalten hätten." Cameta, am linken Ufer der Tocantinsmündung, aus einem Orte der Cametasindianer erwachsen, 20,000 Einw. Handel, Schifffahrt und Ackerbau. Santarem, am Zusammenflusse des Topajos und Maranhão, 4000 Einw. Lebhafte Flußschifffahrt und Handel. In der Umgegend Missionen. Etwa unter 1° SB. ergießt sich der kleine Fluß Maracassume in das Meer, an dessen Ufern reiche Goldlager entdeckt sind. Auf der Insel Marajo der Hauptort Villa de Monteforte oder Villa Joannes, 2000 Einw., mit dem Hafenorte Chaves.

m. (Alto) Amazonas, 28,600 □M., früher ein Theil der Provinz Para, 42,600 Einw. Hauptstadt Barra do Rio Negro oder Manoas, 3° SB., am Zusammenflusse des Rio Negro und Maranhão, 5000 Einw. Obydos, am linken Ufer des Maranhão, 100 M. von der Mündung, Grenzpunkt der Gezeiten. 3000 Einw. Cacaobau. Barcellos, am Rio Negro, die ehemalige, jetzt verödete Hauptstadt. Macapa, befestigter Ort am linken Ufer der Maranhaomündung, gegenüber die Insel Caviana. An den Flüssen viele indianische Missionsdörfer. Der Urwald von unabhängigen Stämmen, den Aroaquis, Macusi, Mayypures u. a. durchzogen.

3. Binnenprovinzen.

Das Innere von Brasilien ist fast ein einziger zusammenhängender Wald, von rohen Indianerstämmen durchstreift, und noch wenig geographischer Kunde erschlossen. Desto erfreulicher ist es, daß im Januar 1858 auf Veranlassung des Kaisers eine große, aus fünf Sectionen bestehende Nationalexpedition von Rio Janeiro aufbrechen sollte, um die noch weniger bekannten Provinzen Brasiliens zu untersuchen.

a. Minas Geraes, 11,413 (10,280) □M., 1,300,000 Einw., die Gold- und Diamantenprovinz. Der Ackerbau ist noch sehr vernachlässigt; der Beruf der Mineiros (Bergleute) beschäftigt zu viele Hände. Bedeutend ist jedoch die Viehzucht. Die Indianerstämme haben sich in die der Küste näher gelegenen Urwälder im Osten zurückgezogen. Zwischen dem Rio Pardo und Rio Doce, 13—14° SB., lebt der Indianerstamm der Botocuden. So nannten sie die Portugiesen, weil sie ein kreisförmiges Holzstück (botoque) in Ohren und Unterlippe tragen. Je größer der Botoque ist, je weiter die Muskelfaser der Lippe und der Knorpel des Ohres sich ausdehnt, desto größer die Schönheit. Früher hatten die Häuptlinge ihre Ohren bis auf die Schultern verlängert. Die Lippe, welche die Holzscheibe umgiebt, hat nur noch das Ansehen eines sehr dünnen Ringes oder Bandes. Der Zapfen bewegt sich willkührlich; ist der Indianer jung, so wird sich der Zapfen horizontal erheben; ist er alt, so wird ungeachtet der Leichtigkeit des Holzes die Lippe sich senken. Der Anblick des Mundes wird fürchterlich, da man am Ende sogar die Ränder der Lippe stückweise zusammennähen muß. Die nicht unterworfenen Stämme der Botocuden führen in den Wäldern ein beständiges Wanderleben und nähren sich von Jagd und Räuberei. Treiben sie es zu arg, so wird eine militärische Expedition gegen sie ausgeschickt und es giebt bei diesen Kämpfen keine Schonung. Die Botocuden fressen ihre Gefangenen auf. Uebrigens sind

sie im Aussterben. Hauptstadt (Ciudade Imperial de) Ouro Preto, sonst häufiger Villa Rica genannt, 40 M. nordwestlich von Rio, am Fuße des Itacolumi, Mittelpunkt des Diamanten- und Goldbezirks, 15,000 Einw. Marianna, einige Stunden östlicher, 7000 Einw. Sabara, mit bedeutenden Goldwäschereien. Der Strich zwischen dem Rio Francisco und dem Urwalde im Osten ist der Hauptfundort der Diamanten. Toluco, Hauptort dieses Distriktes, 6000 Einw.

b. Goyaz, nach einem Indianerstamme benannt, bildete bis 1748 einen Distrikt der Provinz S. Paulo. 17,400 (13,594) □M., 180,000 Einw., ein sehr unbekanntes und wüstes Terrain. Castelnau bemerkt, daß diese Provinz im Laufe der letzten Jahrzehnte einer traurigen Verwilderung und einem beklagenswerthen Verfalle entgegengehe; die Einwohnerzahl habe merklich abgenommen. Die Hauptstadt Villa Boa oder Goyaz ist eine der hübschesten Städte Brasiliens an beiden Seiten des Rio Vermelho, fast im Mittelpunkte des Landes, mit schönen Kirchen, großen Plätzen, reinlichen Straßen und gut gebauten Häusern. 7—8000 Einw. Auch hier ein Mißverhältniß zwischen der viel größern Anzahl der Frauen und der der Männer, und lockere Sitten. (S. 587.)

c. Matto Grosso, 28,716 (18,000) □M., 85,000 Einw. Der nördlichste Theil dieser Provinz ist die am dünnsten bevölkerte Gegend des Kaiserreichs. Hauptstadt Cuyaba, eine ganz ansehnliche Stadt von europäischem Aeußeren. Die Straßen sind breit, gut gepflastert und durch Laternen erhellt, die Häuser haben öfter zwei Stockwerke und Balcons; dazu einige ansehnliche öffentliche Gebäude. 6—7000 Einw. Cuyaba ist eine lebhafte Handelsstadt, obwohl sie, über 200 Meilen von jedem Hafen entfernt, mit der Küste nur durch Karawanen in Verbindung steht. Villa Bella oder Matto Grosso, ehemalige Hauptstadt der Provinz in sehr ungesunder Gegend und sehr herabgekommen. Keine 1000 Einw. Pocone, eine der reichsten Städte des Innern. Die meisten Bürger besitzen 8000—10,000 Stück Vieh; ihre Triften dehnen sich unabsehbar in den weiten, wohlbewässerten Ebenen des oberen Paraguay. 1200 Einw. Am linken Ufer des Paraguay Villa Maria mit 5—600 Einw., darunter 70—80 Mann Soldaten, denn diese Stadt ist der Hauptgrenzort Brasiliens gegen Bolivia, und unter dem hiesigen Militärcommando stehen noch zwei andere Militärposten, Jaura mit 70, und Onças mit 50 Mann Besatzung. Der ganze Kreis, von dem Villa Maria der Mittelpunkt ist, zählt 1800 Einw., darunter 200 Sklaven und 600 Indianer, die von den Chiquitos in Bolivia abstammen sollen. Der häuptsächlichste oder vielmehr einzige Handel der Stadt ist der mit Ipecacuanha, welche Pflanze in Masse an den Ufern des oberen Paraguay, des Rio Vermelho, Sepotuba und Cabaçal wächst. Sie liebt dichte und feuchte Wälder und einen sandigen, ebenen Boden. Tausende von Arroben (à 25 Pfd.) Ipecacuanha werden jährlich aus dieser Gegend exportirt.

In der Quellandschaft des Paraguay und des Rio Cuyaba der Diamantendistrikt, einer der ungesundesten Striche im Lande. Mittelpunkt ist die Stadt Diamantino in engem Thale. Die Straßen sind bergig und schlecht gepflastert, die Häuser, etwa 200, meist groß und aus Sandstein gebaut, haben gewöhnlich nur ein Stockwerk und bilden zwei Straßen, die bei der Kirche zusammenstoßen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, eine große Menge Sklaven abgerechnet, auf 1000—1200. Die Diamantendistrikte, wie der Handel mit diesen Steinen, gehörten früher ausschließlich der Krone, nur sie ließ durch Sklaven unter militärischer Aufsicht den kostbaren Sand waschen, und ein Einwohner, der einen gefundenen Diamanten nicht an die Beamten ablieferte, wurde streng bestraft. Jetzt ist beides den Privaten überlassen, und diese beklagen sich nur über das Verbot des Sklavenhandels, welches sie hindert, die Reichthümer des Landes auszubeuten. Erst seit 1746 hat man Dia-

manten von einigem Werth in der Provinz Matto Grosso gefunden; sie, wie das Gold, welche in dieser wie in vielen andern Gegenden immer vereinigt vorkommen, finden sich in den zahlreichen Wasserbetten. Die hauptsächlichsten Flüsse, welche Diamanten und Gold führen, sind hier: der Ouro, von seinen beiden Quellen bis zur Mündung, der Diamantino, ebenfalls in seinem ganzen Laufe, der Santa Anna, der Rio das Areias, São Francisco de Paula, São Francisco Xavier, São Francisco de Chagres, sämmtlich Nebenflüsse des Santa Anna, endlich der Paraguay von der Mündung des Diamantino bis zu der des Santa Anna. Doch kommen sie auch in dem zwischen den Flüssen gelegenen Lande vor. Nach der Regenzeit finden die Kinder selbst innerhalb der Stadt in der Erde der Straßen Gold; ein Neger fand einen Diamanten an den Wurzeln einer Gemüspflanze, die er in seinem Garten aus der Erde zog; ein Maulthiertreiber, der einen Pfahl in die Erde schlug, um sein Thier daran zu binden, fand einen Diamanten von 9 Karat; bisweilen sollen die Hühner Diamanten bei sich gehabt haben. Die Flüsse Diamantino, Ouro und Paraguay scheinen schon vollständig erschöpft zu sein, der Bach Buriti liefert aber immer noch viele Steine, und der Santa Anna befindet sich noch im ergiebigsten Stande; denn trotz der enormen Menge von Diamanten, die er schon geliefert hat, scheint sein Reichthum noch nicht im mindesten abzunehmen. Der größte in ihm gefundene Diamant wog 52 Karat. — Castelnau betrachtete nicht dieses glänzende Gestein als Hauptmerkwürdigkeit der Gegend, sondern die fast unmittelbare Verbindung der Gebiete des La Plata und Marañon. Hier der Hof Estivado S. 558.

Zu Brasilien werden einige Inselchen gerechnet, die zusammen 2 □M. groß sind.

Fernando do Noronha, 3° 50′ 10″ SB., 46 M. von der Küste, 70 M. im Nordosten von Pernambuco, gebirgig, mit zwei Häfen, welche große Schiffe aufnehmen können. Verbrechercolonie, 500 freie Einw. und eine kleine Besatzung. Dabei der Felsen Penedo São Pedro mit kleiner Besatzung. Ascensão, 15 M. von der Küste der Provinz Espiritu Santo, 20° 32′ 16″ SB., unbewohnt und ohne Vegetation, mit höhlenreicher Küste. Trinidade und Martim Vaz, 20° 30′ SB., 150 M. von der Küste, Felseneilande mit guten Landungsplätzen. Eine kleine Besatzung soll die Inseln nicht in die Hände von Seeräubern kommen lassen.

§. 8.

Patagonien, Feuerland und Südpolarländer.

1. Die physische Beschaffenheit des auf 16,000 □M. geschätzten Landes Patagonien ist uns bekannt. Es zerfällt in zwei dem Umfange nach sehr verschiedene Theile. Im Osten der Anden zieht sich die südlichste Abtheilung des großen Tieflandes von Südamerika in Terrassen allmählig zum atlantischen Ocean herunter. Sie ist baumlos und arm an Vegetation; unermeßliche Viehweiden, mit Seen und Sümpfen dazwischen. Im Westen fallen die Anden steil zum stillen Meere, und der fiordenreichen Küste sind zahlreiche Inseln und Gruppen, wie der Archipel de la Madre de Dios, vorgelagert. Das Klima ist, obgleich

Patagonien mitten in der gemäßigten Zone liegt, vornehmlich an der Ostküste, im Sommer unerträglich heiß, und im Winter so strenge wie etwa auf der scandinavischen Halbinsel.

Obgleich zwei Republiken, Chile und Buenos=Ayres, Anspruch auf diese Zuspitzung des südamerikanischen Dreiecks erheben, so ist es doch faktisch nur im Besitz wilder und heidnischer Indianerstämme. Jedenfalls ist bei der Unwirthbarkeit des Gebirgs= und des Flach=landes die Bevölkerung eine sehr geringe; die Uebersicht im American Almanac for 1858 giebt bei Patagonia 120,000 Einw. an, was noch bei weitem zu viel sein dürfte. Die Indianer sind kräftige berittene Jäger, mit Schleuder und Lanze bewaffnet, die auf Guanacos, wilde Rinder und Pferde jagen. Sie leben in Pfahlhütten, die mit Pferde=häuten bedeckt sind. Am Westabhange der Anden wohnen Chonos, ein rohes Fischervolk, am Ostabhange Moluches, an der Grenze von Buenos=Ayres die Pehuenchen, mehr östlich nach dem atlantischen Ocean zu die Puelches, d. i. Ostvolk, und Tehuelhetes, d. i. Westvolk. Letztere nannte Magelhaens, weil ihr mit Thierhaut überzogener Fuß wie ein Thierfuß (pata) aussah, Patagones. Der Name ist auf das ganze Landgebiet übergegangen. Beide zuletzt ge=nannte Stämme erreichen gewöhnlich eine Länge von $5^1/_2$ Fuß, selten über 6 Fuß, und gelten als die größten unter den Menschen. Ihren Gegensatz bilden an der Magelhaensstraße die Pescheräh,[1]) die Es=kimos des Südens. Europäische Schiffe besuchen zuweilen die Küste von Patagonien, um auf Thranthiere Jagd zu machen.

2. Feuerland[2]) nennt man die etwa 1500 □M. haltende Inselgruppe, welche dem Südende Amerika's vorgelagert ist. Deutlich tritt eine große Hauptinsel, das eigentliche Feuerland, vom eng=lischen Capitain King König Karls Südland benannt, aus der Masse heraus. Ihr Flächeninhalt beträgt 860 □M. Der erst 1830 ent=deckte Beaglekanal trennt im Süden von dieser Insel eine Menge kleinerer Inseln und Gruppen. Sechs sind wieder darunter die größe=ren: Desolation, 145 □M., Hoste, 120 □M., Navarin, 45 □M., Dawson, Wollaston — auf der 12 □M. großen Staa=teninsel, die durch die Straße Le Maire vom Feuerlande getrennt ist, haben die Briten des Walfischfanges wegen die Niederlassung Hop=paros angelegt. Zu den kleinsten Eilanden und Gruppen gehören Diego Ramirez, 56° 37′ SB. und die Hermite=Inseln; die Südspitze der südlichsten ist das Cap Hoorn. Das Ganze ist ein furchtbar zerrissenes, abschreckendes Inselchaos, im Westen Gebirgsland (S. 534.), im Osten wellenförmige Ebene. Die Berge, mit Ausnahme

---

1) Mit diesem Worte, das „Freunde" bedeutet, pflegen sie die Fremden anzurufen. Sie selbst nennen sich Yocanhas.

2) Tierra del Fuego von Magelhaens genannt, der bei nächtlicher Weile viele Feuer auf der Küste gewahrte. Die Feuerländer haben nämlich den Brauch, Nachrichten durch Signalfeuer rasch zu verbreiten.

der von Stürmen gepeitschten Westküste, sind vom Meeresspiegel an mit Wald bestanden; in der Höhe von 1000 bis 1500′ folgt ein Strich Torflandes, mit kleinen Alpenpflanzen und gegen den Skorbut heilsamen Kräutern bedeckt, und darauf zwischen 3000 und 4000′ die Linie des ewigen Schnees. Auch nur ein Morgen ebenen Landes gehört zu den Seltenheiten; in allen Fällen ist der Boden mit einer dicken Lage von morastigem Torf bedeckt. Besonders großartig ist die Landschaft am Beaglekanal. Die 3000′ hohen Berge auf der Nordseite sind von ewigem Schnee verhüllt, und zahllose Wasserfälle ergießen sich durch die Waldung in die enge Meerstraße. Hie und da hängen großartige Gletscher bis zum Meeresufer. Ihr Blau sticht gegen das Weiß des Schnees, gegen den fast immer düster behangenen Himmel wunderbar ab. Das Klima ist weit kälter, als unter gleicher Breite auf der nördlichen Halbkugel (mittlere Wärme + 5°), stürmisch und regnerisch. Stürme aus Westen herrschen während der meisten Monate vor und bringen Schnee, Hagel und Regen. Selten dringt die Sonne durch die dichten Wolkenmassen und verbreitet dann nur röthlichen Schein.

Dieser armen Natur der harten Felsen in ewigem Sturm, Regen und Wind entspricht auch der Mensch. Die Feuerländer oder Pescheräh s, kaum 5′ hoch, von dunkel-schmutziger Kupferfarbe, sind zwar in verschiedenen Gegenden durch einen geringern oder höhern Grad armseligster Cultur verschieden, bilden aber doch ein Volk, das in verschiedene Stämme zerfällt. Alle ziehen in vollkommener Gleichheit ohne Häuptlinge unstät an den Küsten umher, und leben von Schalthieren, Erdschwämmen und Beeren. Selten bringt ein getödteter Seehund oder angetriebener Wal einen Festschmaus. Ihre Hütten sind hier mit Seehundsfellen bedeckt, dort nur aus Zweigen zusammengefügt; wieder in andern Strichen leben die Pescherähs Tag und Nacht, trotz Sturm und Regen, wie die Thiere des Feldes im Freien. Nicht anders mit der Kleidung. Von Mänteln aus Guanaco-, Seehunds- und Otterfellen geht es bis zur völligen Nacktheit herunter. Die Sprache besteht in rauhen, abgebrochenen Kehltönen. „Jammenschkmen" heißt „gieb mir."[1]) Trotz aller Armseligkeit denken auch die Feuerländer auf Putz und bemalen sich das Gesicht mit grellen rothen, schwarzen und weißen Streifen oder färben es vollständig. Halsbänder von kleinen Muscheln dienen zum Schmuck. Von Religionsbegriffen hat man noch keine Spur gefunden. Ch. Darwin, der berühmte Reisende dieser Gegenden, erklärt sie für die elendesten der Sterblichen: „man glaube kaum, daß sie Mitmenschen und Bewohner derselben Erde sind."

---

1) Capitain Weddel ist der seltsamen Meinung, die Sprache der Pescherähs verrathe Aehnlichkeit mit der Hebräischen. Bewundernswürdig ist übrigens die Leichtigkeit, mit welcher die Pescheräh die Töne fremder Sprachen nachahmen. Ein Matrose von Capitain Weddels Leuten hatte einem Feuerländer eine Zinnkanne mit Kaffee gegeben und forderte hernach unwillig und endlich zornig seine Kanne zurück: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine zinnerne Kanne?" Sogleich nahm der Wilde dieselbe Stellung und Miene an, heftete die Augen auf den Matrosen und rief: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine zinnerne Kanne?"

3. Südatlantische und polarische Inseln und Länder.

a. Die Falklandsinseln, 51—52° 45′ SB., wurden 1592 von dem Engländer Davis entdeckt,[1]) und von einem andern Briten, Strong, 1689 Falklandsinseln genannt. Der Franzose Porée aus St. Malo nannte sie 1708 Malouinen. Die Franzosen versuchten auch 1763 Niederlassungen zu gründen, die jedoch von Engländern und Spaniern zerstört wurden. 1771 wurden die Inseln förmlich an England abgetreten, das aber von seinem Eigenthumsrechte keinen Gebrauch machte. Dann suchte 1820 Buenos-Ayres sich in Besitz zu setzen; jetzt zerstörten Nordamerikaner die neue Colonie. Seit 1832 haben denn die rechtlichen Besitzer die Inseln zu colonisiren angefangen, um den britischen Walfisch- und Robbenfängern, so wie den Kriegsschiffen auf der Fahrt nach und von dem Cap Hoorn und dem stillen Meere die Versorgung mit Proviant und Schiffsvorrath zu erleichtern. Die La Plata-Conföderation hat 1834 dagegen erfolglosen Protest erhoben.

Die Gruppe hat zwei größere Hauptinseln, die durch den Falklandsund geschieden sind. Westfalkland ist die größte, mit guten Hafenstellen, darunter Port Egmont an der Nordküste. Ostfalkland mit Stanleyhafen an der Nordwestecke, dem Sitz des Gouverneurs und Hauptorte der Colonie. 1858 500 Einw. Unter den kleineren Inseln ist Keppel-Island Sitz einer englischen Missionsstation, welche die Bekehrung der Feuerländer im Auge haben soll. Der kleinen und kleinsten Inseln und Klippen giebt es 90; man giebt dem ganzen Archipel 280 □M. Die wald- und holzlosen Inseln bieten torfige Flächen, auf denen Berge von 2300′ Höhe aufgesetzt sind. Das Gras wächst üppig, sonst nur Weiden, Birken und Sträuche; Bäume kommen vor den wüthenden Stürmen nicht auf; Kartoffeln und Rüben gedeihen. Das Klima ist weniger durch strenge Kälte als durch die fast beständig stürmische und unfreundliche Witterung lästig.

Zwischen den Falklandsinseln und Südgeorgien liegen die Aurora-Inseln, 1794 von der spanischen Corvette Altrevida gefunden und benannt. Sie liegen unter 30° 3′ WL., die nördlichste 52° 37′ 34″ SB. Im December 1856 sah sie H. Wylth, und zwar konnte er fünf Inseln unterscheiden. Nach seiner Angabe liegt die nördlichste 52° 40′ SB., 30° 42′ WL.

b. Neu- oder Südgeorgien, König Georgsinseln, von dem Franzosen La Roche im englischen Seedienst 1665 entdeckt, von Cook 1771 Georgia genannt, dann von Weddel untersucht, eine von Südosten gegen Nordwesten gestreckte Insel, 53° 57′ bis 45° 57′ SB., 20° WL., 120 □M. groß. Die Küste hat viele Häfen und

1) In dem Zeeatlas von Jac. Colom (1667) heißen sie Sybold (Sebald) de Waerds Eylanden. So auch auf den Karten von Jansson und Peter Schenk.

Buchten, die aber des Eises wegen unzugänglich sind; das Innere zeigt steile, schneebedeckte Berge ohne Baum und Strauch. Antiscorbutische Kräuter wachsen auch hier. Die Zahl der Seehunde und Walrosse, die es früher in ungeheurer Masse gab, hat sich in Folge der zu häufigen Jagden sehr vermindert; dagegen finden sich Seevögel, Albatrosse und Pinguine überaus zahlreich vor. Um die größere Insel liegen fünf kleine Inselgruppen und Inseln.

Zwischen Südgeorgien und dem Sandwichlande die Traverse-Inseln.

c. Das Sandwichland, 58—59° SB., 10° WL., 70 M. von Südgeorgien, 40 □M. groß, wurde 1775 von Cook entdeckt; eine Kette gebirgiger Inseln, von Norden nach Süden gelagert, fünf größere und viele kleinere. Alle mit Schnee bedeckt, ohne Vegetation, in Nebel gehüllt.

d. Die südlichen Orkaden oder Orkneys, zwischen 60 und 61° SB., 150 M. vom Cap Hoorn, 160 vom Sandwichland, entdeckt vom britischen Capitain Weddel 1822. Fünf größere und viele kleinere Gebirgsinseln mit schroff aufgethürmten Kuppen; die größte, wie die größte europäische Orkade Pomona oder Mainland genannt, 18 □M. groß. Nebel und Stürme das ganze Jahr hindurch. Große Schaaren von Seevögeln, Robben und anderen Thranthieren.

e. Die Südshetlandsinseln zwischen 61 und 63° SB., 100 M. vom Cap Hoorn, 1819 vom englischen Seefahrer W. Smith aufgefunden. Sie bilden eine von Nordosten nach Südwesten ziehende Reihe vulkanischer, 6—7000′ hoher Gebirgsinseln, die vom antarktischen Continent durch die Brandfieldsstraße getrennt sind. Auf dem kreisrunden, zuckerhutförmigen Eiland Bridgeman raucht ein Krater, auf der von Eisklippen umlagerten Insel Deception, 62° 56′ SB., hat man mehr als einhundertundfunfzig dampfende Oeffnungen und heiße, von Eisbergen umstarrte Quellen entdeckt. Die Vegetation besteht nur aus Moos und Korallenflechte. Auch hier Reichthum an Thranthieren, See- und Fettvögeln.

f. Den Südpol scheint ein Continent oder eine Menge größerer und kleinerer Inseln und Inselgruppen zu umschließen. Man redet von dem antarktischen Continent oder einem Südpolarlande. Nur an einzelnen Stellen sind durch die südpolarischen Entdeckungsfahrten Küstenstrecken oder begleitende Inseln bekannt geworden. So liegen im Süden von Südamerika auf der westlichen Halbkugel von Osten nach Westen hin: zwischen 20 und 30° WL. eine 1843 gesehene Eisküste, die Inseln Joinville und Louis-Philippeland, von d'Urville entdeckt; Palmerstonland, Grahams- und Dreieinigkeitsland, an der Küste die Biscoegruppe, die Inseln

Adelaide, 67°, Kaiser Alexander I., Kaiser Peter I., von Bellinghausen 1821 entdeckt, 68° 57′, von 8 Stunden Umfang und 4000′ Höhe, eine 1774 gesehene Eisküste, eine 1841 gesehene Eisküste, das am weitesten nach dem Pol vorgeschobene Victorialand, von dem schon S. 122. die Rede war, das von Roß gefundene Possession-Island, 71° 56′, das aus völlig glühenden Felsen bestehen soll.

Auf der östlichen Halbkugel sind antarktische Küsten von Osten nach Westen: Adelie und Clarie, zwischen 156 und 162° OL., der Südküste des australischen Continents gegenüber, von dem französischen Seemann d'Urville 1840 aufgefunden. Terre Adélie zeigte sich 3500—4000′ hoch, mit Schneemassen wie mit Sanddünen bedeckt; einige schwarze Felsenzacken ragten daraus hervor. Sabrinaland, mit einer unermeßlichen Fülle von Eisbergen, 65° 10′ B., 135° OL. An dieser Küste unter 66° 37′ B., 181° OL., die 1839 aufgefundenen Balleny-Inseln, fünf schroff ansteigende Eilande, die mit ihren Pics und Eisbergen jede Landung verwehren. Young-Island steigt 12,000′ über das Meer. Terminationland mit der Repulsebai, Kempland, 67° SB., von Kemp 1839 entdeckt, Enderbyland, 67° SB., eine 1831 von Biscoe gesehene Eisküste; eine Eisküste 1820 von Bellinghausen, eine Eisküste 1843 von Roß gesehen.[1])

Alle polarischen Länder und Inseln zeigen die Natur in völliger Erstarrung und Oede. Das Meer füllen Thranthiere, meistentheils dem Südpolarlande eigenthümliche Arten. Der südliche Walfisch ist von dem des Nordpolarmeeres specifisch verschieden, der See-Elephant tritt statt des nordischen Walrosses auf. Das Pflanzenreich des Landes wird nur noch durch Moose und Flechten, die Thierwelt durch Seevögel und Fettgänse (Pinguine) repräsentirt. Die unbeholfenen Geschöpfe, denen statt der Flügel nur Stummel verliehen sind, sitzen oder stehen vielmehr aufrecht zu ganzen Reihen an den polarischen Ufern. Ein Seefahrer verglich sie mit kleinen Kindern, die weiße Schürzen tragen; so sahen sie in einiger Entfernung bei ihrem aufrechten Gange und dem weißen Gefieder des Vorhalses und Unterleibes aus. Sie werden bei ihrem ungeschickten Gange eine leichte Beute des Jägers. Uebrigens ist ihre Gleichgültigkeit und Dummheit so groß,

1) Schon ältere Geographen, wie Cluver, reden von einem Südcontinente, für den sie die Namen Terra australis und Magellanica verschlagen. Denn das Feuerland gilt ihnen so gut wie Neu-Guinea, Neu-Seeland und Neu-Holland als Küstenland des Südcontinents. Man wollte sogar einen Südcontinent als für das Gleichgewicht der Erde nothwendig erweisen: der Schwerpunkt der Erde falle sonst mit ihrem geometrischen Mittelpunkte nicht zusammen. Jansson hat eine eigene Karte, deren Mittelpunkt der Südpol ist; rings umher ziehen sich angedeutete, aber ungewisse Küstenlinien. Meistens wird südwestlich vom Cap der guten Hoffnung, etwa unter 41° SB., das Vorgebirge des Australlandes angegeben. Was genauere Kunde des Südpolarlandes anlangt, gilt noch immer Janssons Wort: Nemo certo indicare potest, an continens terra ibi haereat, an vero Neptunus imperium teneat et vacua dominetur in aula, aut tellus multis aquarum voraginibus perforata, crebis insulis assurgat. Unter den neuen Geographen ist insonderheit Reuschle der Annahme eines compacten großen Südcontinents abhold.

daß, wenn einige todtgeschlagen werden, die Nachbarn in der Reihe, besonders auf den Brütestellen, sich nicht im mindesten stören lassen. Spuren von eingebornen Menschen sind nirgends gefunden.

§. 9.

Guayana.

Die Besitzungen der Niederländer, Franzosen und Engländer in Guayana.[1])

Guayana im weiteren Sinne umfaßt das ganze System der Sierra Parime in dem vorgelagerten Küstenlande. Im Norden vom Orinoco, im Süden vom Marañon, im Westen von Cassiquiare und Rio Negro umströmt, bildet es eine Flußinsel von ungeheurem Umfange, die im Osten vom Ocean geschlossen wird. Das nördliche und westliche Guayana haben wir schon als Theil der Republik Venezuela, das südliche Guayana als Provinz des brasilischen Kaiserstaates kennen gelernt. Zwischen beiden Staaten ist der französische, englische, niederländische Antheil gelagert, das einzige Stück des südlichen Amerika, das Colonien europäischer Stationen enthält. Wir haben es nur noch mit **Colonial-Guayana** zu thun.

Niederländer hatten schon seit 1580 Niederlassungen an der Küste von Guayana zu gründen gesucht. Sie führten ihren Plan trotz spanischer Gegenwirkung durch. Um 1630 hatten sie blühende und reiche Colonien am Essequebo, Corentin und Berbice, und ließen sich in dem Frieden von Breda die von Engländern angelegte Colonie Surinam abtreten. Franzosen hatten sich seit 1626 am Sinamary angesiedelt. In den Kriegen der französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit eroberte England die Besitzungen der Niederländer in Guayana, und behielt im Pariser Frieden 1815 Berbice, Essequebo und Demerary.

Alle europäischen Niederlassungen waren an den Mündungen und Ufern der Flüsse gegründet. Das Innere blieb unbekannt, ein Terrain der Sage und Fabel. Ein heißfeuchtes, ungesundes Klima, weite Sumpfstrecken und Moräste, dicht verschlungene Urwälder schreckten von genauerer Erforschung ab. Vereinzelt steht die Reise des schlichten Chirurgus **Nicolaus Hortsmann** aus Hildesheim, der 1749 in Guayana eindrang. Seit 1830 begannen die Versuche, die Flüsse bis zum Ursprunge zu verfolgen. Vorzüglich wichtig sind die Reisen des Deutschen **Robert Schomburgk**, der von der englischen Regierung unterstützt wurde. Sie fallen in die Jahre 1835—1839, und erstreckten sich bis an die Quellen des Essequebo und dem Oberlauf des Orinoco.

---

1) Der Name wird spanisch **Guayana**, portugiesisch **Guianna**, englisch **Guiana**, französisch **La Guyane** geschrieben. Ursprünglich soll der Name einen Indianerstamm bezeichnen. Auf der Karte von **Hase** 1746 kommt auch **Gayana** vor; die Westgrenze geht bis an die Cordilleren. Bei **Jansson** ist Guayana mit dem Amazonenlande identificirt.

Das schwer zugängliche und beschwerliche Ufer ist schon beschrieben S. 532. Von der Küste dehnt sich etwa 10 M. landeinwärts eine schlammige, fruchtbare, aber auch höchst ungesunde Küstenebene. Dann folgen etwas höher liegende Savannen, unfruchtbar, soweit der Boden aus verwittertem Granit besteht, überaus fruchtbar, wenn verwitterter Diorit ihre Grundlage bildet. Endlich erheben sich die Ketten der Sierra Parime.

Die Flüsse überschwemmen die Savannen zur Regenzeit weit und breit; ihr Lauf ist dann nur von der üppigen Vegetation, vornehmlich durch Mauritiapalmen bezeichnet. Bald treten sie in das Walddunkel. „Gleich riesigen Mauern erhebt sich der Urwald unmittelbar an beiden Ufern mit undurchdringlichem Unterholz. Dazwischen zieht sich der Strom wie ein Kanal durch einen majestätischen Park. Wo er sich einengt, schlagen die Wipfel an einander, und unter grünem Gewölbe mit gebrochenem Lichte segelt der Reisende auf seinem Boote in feierlicher Stille hindurch."

Die Vegetation üppig strotzend. Auf einer seeartigen Erweiterung des Berbice fand Schomburgk die auf dem Wasser schwimmende Wunderblume Victoria regia mit tellerförmigen Blättern von 5 — 6 Fuß Durchmesser: auf einem Kelche, der 12—13 Zoll im Durchmesser hat, ruht mit Hunderten von Blüthenblättern die weißlichrothe Blume.

Die reiche Thierwelt entfaltet sich insonderheit in Gestalt der Vögel und Amphibien. Die bis 40' lange Anaconda ist nur die gefährlichste unter zwanzig Schlangenarten. Das Land hegt eine Mannigfaltigkeit von Kröten. Bei der gehörnten Kröte erheben sich die Augenlider tutenförmig über den Augen und bilden hornartige Spitzen. Der warzige, stachelige Körper ist mit breiten braunen Linien überlaufen. Das Ganze bietet einen wahrhaft scheußlichen Anblick. Im Dickicht der Wälder an Sumpfstellen kommt die sonderbare surinamische Kröte, Pipa oder Tede genannt, vor. Sie unterscheidet sich von ihren Gattungsverwandten schon durch ihre beträchtlichere Größe, ihren abgeplatteten Körper und breiten dreieckigen Kopf, vorzüglich aber durch die ganz eigenthümliche Art der Fortpflanzung. Das Weibchen legt nämlich unbefruchtete Eier; diese nimmt das Männchen auf, streicht sie auf den Rücken des Weibchens und befruchtet sie da. Nun geht das Weibchen ins Wasser, wo die Haut desselben aufschwillt und um die Eier Zellen bildet, in denen diese binnen fast drei Monaten ausgebrütet werden. Die Jungen, zuweilen über 100, machen auch die den Batrachiern eigene Verwandlung auf dem Rücken der Mutter durch, und gehen erst als vollkommen ausgebildete Pipas selbstständig in die Welt. Nach vollendetem Erziehungsgeschäft kehrt die Mutter auf das Land zurück und nimmt wieder ihren früheren Umfang an. Dieses Thier ist übrigens nicht giftig, obwohl von abscheulichem Ansehn.

Die Indianerstämme im Innern sind auch hier im Aussterben begriffen. In Guayana giebt es noch Cariben, Reste jenes Menschen-

schlages, den die Entdecker auf den kleinen Antillen vorfanden; ein schönes, kräftiges Volk, kriegerisch und tapfer. Freilich geht mit diesen Eigenschaften Menschenfresserei Hand in Hand.[1])

An vergangene Zeiten erinnern auch in Guayana eine Menge in Felsen eingegrabene Figuren und Zeichen, oft riesenhafter Art, über 10′. Hortsmann fand ausführliche Zeichnungen von den Himmelskörpern, Krokodilen, Boaschlangen und von Werkzeugen zur Bereitung des Maniocmehles. Freileich mögen diese Zeichen von sehr verschiedenem Alter sein, wie denn Schomburgk unter andern das Bild einer spanischen Galeote antraf. Eine reiche Fülle solcher Figuren fand derselbe Reisende an den Fällen des Essequebo; aber kein Indianer war zu bewegen, einen Hammerschlag gegen diese Felsenmassen mit den Steinbildern, welche sie für ein Werk des großen Geistes halten, zu thun. Die Zone der Bilderfelsen breitet sich über einen Raum von 12,000 □M. Schomburgk hält sie für ein Werk der Cariben, A. v. Humboldt für Reste einer alten, untergegangenen Civilisation (S. 571..

1. Das französische Guayana.

Zwischen dem Oyapoc im Süden und dem Maroni im Norden liegt das französische Gebiet, das auf 1800 □M. angeschlagen wird. Die Grenze gegen Brasilien ist streitig, indem Frankreich die überschwemmten Landestheile von der Mündung des Oyapoc bis zum Marañon beansprucht, Brasilien diese Prätension nicht anerkennen will.

Seit 1844 hat eine stete und beträchtliche Abnahme der Bevölkerung stattgefunden. Für 1859 wurde diese auf 22,590 Einw. berechnet; davon betrug die weiße Bevölkerung etwa den funfzehnten Theil, die Indianer 1760 Seelen.

Angebaut waren 1851 überhaupt 4589 Hectaren (beinah 4 preuß. Morgen) von 503,510 Hectaren, 1859 nur 4333½ Hectaren.

Der Gewinn von Colonialprodukten hat gegen früher abgenommen. Die Emancipation der Sklaven hat die Produktion vermindert. Im Jahre 1854 wurde Zuckerrohr auf 296 (1853: 311) Hectaren, Kaffee auf 152 (188), Cacao auf 123 (134), Baumwolle auf 55 (1848:

1) Zwei Reisende, Smith und Gullifer, kamen 1830 am Essequebo zu Cariben. Der Häuptling empfing sie höflich und setzte ihnen ein Gericht Fische mit schmackhafter Brühe vor; nach diesem Gerichte wurden zwei Menschenhände und ein Stück Menschenfleisch aufgetragen. Die Reisenden dachten, es wären Theile eines Affen, lehnten es indessen ab, davon zu essen. Der Häuptling nagte die Knochen mit großem Appetite ab und fragte sie, wie ihnen der Fisch und die Brühe geschmeckt hätten. Der Fisch war gut und die Brühe vortrefflich, war die Antwort. Darauf erwiederte er: „Menschenfleisch giebt die beste Brühe zu allen Speisen; die Hände und der Fisch wurden zusammen bereitet. Ihr kennt die Macusis (ein Indianerstamm im Innern), unsere Sklaven; wir nahmen sie unlängst im Kriege gefangen und verzehren von Zeit zu Zeit ihre Weiber." Die Reisenden schauderten, verbargen jedoch ihre Gefühle und bemerkten, bevor sie sich schlafen legten, daß die Weiber der Macusis in eine Art von großen Schuppen gesperrt wurden, so daß die Väter, Männer, Brüder dieser unglücklichen Geschöpfe es täglich mit ansahen, wie die Kannibalen sie herausholten, tödteten und verzehrten. Lieutenant Gullifer, eine schlechte, magere Figur, stieg ruhig in seine Hängematte und schlief vortrefflich; aber Smith, der sehr beleibt war, ging die ganze Nacht umher, aus Furcht, sein Wirth möchte Appetit zu einem weißen Menschenbraten bekommen.

838) Hectaren gebaut.[1]) Am meisten, auf 1399 Hectaren, wird der Urucubaum cultivirt. Der Cayennepfeffer ist bekannt. Der Werth der gesammten Ein- und Ausfuhr ist herabgesunken. In der neuesten Zeit sind bei Arataya Goldlager entdeckt.

Die Colonie zerfällt in die Cantons Cayenne und Sinamary.

Cayenne, die feste Hauptstadt, liegt auf der gleichnamigen, mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Insel zwischen den Mündungen der Flüsse Cayenne und Oyapoc, einem Kanal, der beide verbindet, und dem Meere. Die Stadt liegt an der Nordwestspitze der Insel, rechts an der Mündung des Cayenne, besteht meist aus Holzhäusern mit 6000 Einw., hat die einzige sichere Rhede an der ganzen Küste, daher ein bedeutender Handelsplatz. 1856: 5230 Einw., darunter 2373 Sklaven. Ungesundes, feuchtheißes Klima. Die mittlere Temperatur + 22° R. bewegt sich zwischen 15° und 30°. Die Regenmenge ist ungeheuer. (S. 164.) Die Festungswerke erschweren den freien Durchzug der Luft und machen den Ort noch ungesunder.

In den Revolutionszeiten wurde französisch Guayana als Verbannungsort benutzt und ist seit 1852 von neuem dazu erkoren. Am 1. Mai 1853 betrug die Strafcolonie, auf verschiedene Küsteninseln und Punkte des Festlandes vertheilt, 2146 Köpfe. Die Detentionsorte haben meist ein so mörderisches Klima, daß ein dort stationirter Missionar bezeugt, „das Amt eines Missionars in Cayenne beschränke sich darauf, den Sterbenden mit Trost und geistlichem Zuspruch zur Seite zu stehen, sich der Pflege der Kranken zu widmen, mit ihnen und für sie zu sterben.“ Die Küsteninseln, auf denen die fieberschwangere Luft durch Seewinde etwas gemildert wird, sind die noch gesündesten Plätze. Auf dem Festlande liegen die Detentionsplätze Montagne d'Argent, an der Mündung des Oyapoc; die Sterblichkeit beträgt im Jahre durchschnittlich 40 Procent. St. Georges liegt stromaufwärts. Im Juli 1852 kamen hier 180 Deportirte an, im December war die Hälfte todt. Jetzt giebt es im Ganzen neun Detentionsplätze, 1864 mit 6425 Deportirten. Gefangene, die sich gut aufführen, erhalten ein Stück Land zu eigener Benutzung. Die Niederlassungen befinden sich zu St. Laurent und St. Louis an den Ufern des Maroni.

2. Das niederländische Guayana oder Surinam.

Die zwischen dem Maroni oder Marowine und Corentyn gelegene Colonie hat einen Flächeninhalt von etwa 2700 □M., davon sind etwa $^{199}/_{200}$ mit dichtem Walde bedeckt; nur an den Ufern der Flüsse und Bäche liegen bebaute Gründe, im Hochlande offene Stellen oder Savannen. Auch hier ist das Klima, namentlich in der Nähe brackischen Wassers, ungesund.

Die Bevölkerung betrug 1854: 13,793 Freie und 38,545 Nichtfreie.[2]) Am 31. December 1855 gab es 5600 Protestanten, 21,345 Herrnhuter, 9500 Katholiken, 1414 Juden und 14,674 Heiden. 1858 war die Gesammtbevölkerung auf 64,270 Einw. gestiegen. 1860 betrug sie ohne die zahlreichen unabhängigen Indianer (Bokken) und Buschneger 53,017.

---

1) 1859 waren 325 Hectaren für Zuckerrohr, 298 für Kaffee, 138 für Cacao, 28 für Baumwolle, 256 für Gewürznelken, 1056 für Roucou, 1 für Pfeffer u. s. w. in Cultur. Mithin ist nur die Produktion des Orlean oder Roucou erwähnenswerth.

2) Nach dem Gesetze vom 1. Juli 1863 ist die Sklaverei in der Colonie Surinam aufgehoben.

Es bestanden 1854: 256 Plantagen (die zum großen Theil der Stadt Amsterdam gehören), darunter 91 Zucker-, 52 Kaffee-, 15 Kaffee- und Cacao-, 32 Baumwollenplantagen. Die Colonie bringt der niederländischen Regierung weniger ein als sie kostet.

Die Hauptstadt Paramáribo, d. i. Blumengarten, ziemlich in der Mitte zwischen Cayenne und Georgetown, in flacher, einförmiger Umgebung, liegt 3 Stunden von der Mündung des Flusses Surinam an seinem linken Ufer. Er ist fünfmal breiter als die Elbe bei Dresden. Die Stadt ist auf holländische Art angelegt, mit rechtwinklig gekreuzten Straßen, von mehrreihigen Alleen mannsdicker Orangen- und Limonienbäume und von Kanälen durchschnitten. Die Straßen sind ungepflastert, aber mit festem, lehmhaltigen Flußsande bedeckt, der nur in der Regenzeit etwas kothig wird. Die weißen Häuser, von tropischen Bäumen und Gewächsen umschattet und von Gärten umgeben. So gleicht die ganze Stadt einem großen Garten; rings um die Stadt zieht sich der Urwald. Die besten Straßen sind die am Hafen hinlaufende Buitenkant und die Gravenstraat. Hier haben die Häuser fast alle Veranden, Balcons und schöne Gärten. Auf mehreren Straßen wächst dichtes Gras, denn Paramáribo, vor 100 Jahren eine der blühendsten Handelsstädte von Südamerika,[1]) hat jetzt keinen großen Verkehr. Nur der Luxus und die Ueppigkeit der früheren Zeit sind geblieben. Zwei Forts decken die Stadt: Amsterdam, dicht an der Mündung, Zeelandia unmittelbar an der Stadt. 24,000 Einw., darunter neun Zehntel Farbige und Neger. 1860: 17,830 Ew. In Paramáribo und Sommelsdik Brüdergemeinden, die hier Missionsanstalten unterhalten. Albina, eine Colonie am Maroni und Batavia am Coppename.

Im Innern haben Maron- oder Buschneger, Nachkommen der seit der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts entflohenen, zur Freiheit und Unabhängigkeit gelangten Negersklaven, drei Republiken gebildet, die der Suramacaneger am obern Suramaca, die der Aucas am obern Maroni, die der Cotticaneger am obern Cottica. Ueberhaupt geht die Herrschaft der Niederländer nur bis 5° NB.; darüber hinaus beginnt das Gebiet der Schwarzen. Sie wurden öfters, z. B. 1749, 1772, 1774 den Colonisten durch verheerende Einfälle gefährlich. Seit 1809 besteht zwischen ihnen und den Colonisten Friede. Die freien Neger erhalten jährliche Geschenke an Pulver, Flinten, Kleidungsstücken, und liefern alle von den Pflanzungen entfliehende Neger aus.

Die Indianer oder Bokken halten mit den Buschnegern keinen Verkehr, und leben in Kampongs oder Dorfschaften zusammen.

3. Das britische Guayana.

Der Küstenstrich[2]) zwischen dem Corentyn und Venezuela (mit noch immer streitiger Grenze) umfaßt mit dem zugerechneten Theile des In-

1) Daher der Reichthum fast sprüchwörtlich: „Der Vetter aus Surinam."

2) Nach Süden gegen Brasilien ist die Grenze bestritten und darum ein Gebiet von etwa 900 □M. in Frage gestellt. Auch die Westgrenze gegen Venezuela wollen die Engländer vorschieben und beide Staaten streiten sich hier um etwa 1100 □M. Rechnet man Alles, was die Engländer beanspruchen, zu Britisch-Guyana, so würden sich etwa 8000 □M. ergeben, das Minimum würde im entgegengesetzten Falle nur etwa 1200 □M. betragen.

nern etwa 3600 □M. Nur etwa der zehnte Theil, ein schmaler Strich längs der Küste, ist colonisirt.

Die Bevölkerung betrug 1840 ohne die Indianer 98,000 Einw. Jetzt wird sie auf 145,000 angeschlagen, darunter 10,000 Engländer und Europäer, gegen 100,000 seit 1838 freie Neger und 7000 Indianer, unter denen englische Missionare arbeiten. Seit dem Aufhören der Sklaverei haben sich die Kaffeeplantagen vermindert, die Baumwollencultur ist fast ganz eingegangen. Zucker bildet jetzt das Hauptprodukt der Colonie.

Die Colonie zerfällt in die Grafschaften Demerara, Essequebo und Berbice.

Georgetown (früher Stabroek), oder auch Demerara, liegt am rechten Ufer der Demeraramündung. Sitz des Gouverneurs, hat breite von Kanälen durchschnittene Straßen, meist hölzerne, von Gärten umgebene Häuser und (1851) 25,500 Einw., darunter etwa 21,000 Neger, Mischlinge und Culis. In neuester Zeit hat die Bevölkerung zugenommen. Wegen Mangel an Trinkwasser Cisternen, in neuerer Zeit artesische Brunnen. Vortrefflicher, durch das Fort William vertheidigter Hafen. Lebhafter Handel.

Hauptstadt von Berbice ist Neu-Amsterdam, fester Hafen an der Mündung des Berbice. 5000 Einw. Das Fort Nassau verlassen.

Im Innern Missionsstationen. So befindet sich eine am Amucusee unter den Macusis, einem gutmüthigen und gastfreundlichen Indianerstamme. In ihren Sagen finden sich merkwürdige Anklänge an Mythen der Ostfeste. Der einzige Mensch, welcher eine allgemeine Ueberschwemmung überlebte, bevölkerte die Erde, indem er Steine in Menschen verwandelte. [1])

§. 10.

Mittelamerika.

Mittel- oder Centralamerika, zuweilen auch Guatemala im weiteren Sinne genannt, der zu einer 300 M. langen Landbrücke erweiterte Isthmus, [2]) hat ungefähr 10,200 □M. Flächeninhalt.

Die dem stillen Ocean zugewandte Küste zieht von der Halbinsel Azuero, welche den Golf von Panama im Westen schließt, bis zum Golf von Tehuantepec im Ganzen einförmig 240 M. nach Nordwesten. Von einer Gruppe abgesehen, welche westlich von Azuero liegt, fehlen begleitende Inseln. Wir merken von Südosten nach Nordwesten, den von Punta Burica und Punta Matapale eingeschlossenen Golfo Dulce, die Nicoyabai und Cap Blanco (9° 34′ NB., 67° 27′ WL.). Die Küste erhebt sich auf dieser Strecke in Terrassen zum Tafellande von Costa Rica.

1) Aehnlich bei den Tamanaken am Orinoco: ein Mann und eine Frau retteten sich auf den Gipfel eines hohen Berges und warfen die Früchte der Mauritiapalme über ihre Köpfe. Aus den Kernen entsprangen Männer und Weiber.

2) Wappäus rechnet auch Mexiko zu Mittelamerika.

Der Golf von Papagayo (10° 50′ bis 11° 22′ NB., 68° WL.), zwischen Punta Santa Elena und Cap Desolado. Die Fonsecabai, auch Golf von Conchagua genannt, an welcher die Gebiete von Nicaragua, Honduras und San Salvador zusammenstoßen, ist von steilen Abfällen und Vulkanen des Plateaus von Honduras umsetzt, und bildet einen der größten und besten Hafen am stillen Ocean. Zu den Vorzügen des Golfs gehört namentlich auch der, daß derselbe alle zum Gedeihen einer großen Bevölkerung nöthigen Hülfsmittel besitzt. So findet sich hier ein Ueberfluß an guten Fischen und vortrefflichen Austern; nicht minder vermehren die darin gelegenen drei Inseln dessen Werth sehr, da sie gleichfalls reich an süßem Wasser sind und prachtvolle Lagen zur Anlage von Städten und Häfen besitzen.

Von der Fonsecabucht zieht die Küste mehr nordwestlich, ein niedriger, schmaler Streifen, hinter dem sich die Terrasse von Honduras und nordwestlicher der hohe Südwestrand des Tafellandes von Guatemala erheben.

Die Bai von Tehuantepec, 16° NB., 77° WL., hat an ihrem Ufer drei große Lagunenseen.

Reicher entwickelt und reicher von Inseln begleitet ist die dem atlantischen Ocean zugekehrte Küste, deren Gestalt sich der Anfänger unter dem Bilde zweier Treppenstufen merken mag.

So lange die Landenge noch nicht zur breiten Landbrücke geworden, etwa bis zur Mündung des San Juan, zieht auch hier die Küste nach Nordwesten. Dann aber folgt eine entschiedene Wendung nach Norden, 60 M. bis zum Cap Gracias á Dios, 15° 5′ NB., die vielbesprochene Mosquitoküste, 4—5 M. landeinwärts flach und niedrig. Erst dann steigt das Land jäh zum Plateau von Costa Rica.

Bis Cap Cameron streicht die Küste 30 M. nordwestlich; bis Cap Honduras 12 M. ganz westlich mit Einbiegung nach Süden.

Ganz westlich ist der Küstenzug von Cap Honduras bis zum Busen Amatique 55 M. und von einem 7000′ hohen Ufergebirgszuge begleitet. Die Bay-Inseln sind vorgelagert.

So ist die allerdings unvollkommene Halbinsel Honduras, eine „Anschwellung" der Ostküste, als erste Stufe ausgeschnitten.

Vom Busen Amatique bis Cap Catoche, das nur 25 M. vom Cap Antonio auf Cuba entfernt ist, zieht die Küste wieder 87 M. nördlich mit einer leisen Beugung nach Osten. Sie ist auf dieser Strecke reicher entfaltet: die Baien Cheluma, Espiritu Santo, Ascension, 19° 20′ NB. Die Inseln Turnefe und Cozumel.

Vom Cap Catoche bis zur Punta Palma auf 50 M. der Zug westsüdwestlich, der Richtung der Westküste von der Fonsecabai ab parallel; dann bis zur Laguna de Terminos 50 M. südwestlich. Zwischen dieser und dem Busen von Amatique ragt das entschiedene Halbinselglied Yucatan.

Von der Laguna de Terminos bis zum Cap Tuxtla, das dem Golf von Tehuantepec gegenüber liegt, zieht die Küste mit einer Einbiegung nach Süden 40 M. nach Westen.

Das Antillenmeer bildet zwischen Honduras und Yucatan den Golf von Honduras, der Busen von Mexico westlich von Yucatan den Busen von Campeche.

Centralamerika ist mit Ausnahme von Yucatan und der Mosquitoküste durchaus von Gebirgen erfüllt.

Daß die südamerikanischen Cordilleren nicht über den Isthmus ziehen, ist schon erörtert. Eine Hügelreihe von 600′ Höhe sinkt sogar bis 280 Par. F., steigt dann bei Panama und Puerto Bello über 1000′, um später wieder zu 500′, ja zu 300′ zu sinken, und trennt die Gebirge von Centralamerika ganz entschieden von den Cordilleren. Nicht minder deutlich sind sie im Norden von den nordamerikanischen Zügen gesondert, denn dort trennt die nur 600′ hohe Mesa de Tarife die Landbrücke vom Plateau von Anahuac. So bildet Centralamerika ein System breiter Tafelländer von einzelnen Gebirgsketten durchzogen und an den Rändern von hohen Vulkangipfeln überragt. Zwei weite Querspalten zerlegen es deutlich in drei gesonderte Gruppen.

a. Nördlich von Panama erhebt sich das Plateau von Veragua, 2000—3000′ hoch, auf dem die Silla de Veragua 8000′ erreichen soll. Durch die 3000′ hohe Kette der Cabecerasberge steht das kleine Tafelland von Veragua mit dem ausgedehnten Plateau von Costa Rica (9° 20′ bis 10° 20′ NB.) in Verbindung. Die Mittelhöhe desselben ist 2000′, die Centralebene von Cartago 4360′; aufgesetzt sind zahlreiche, über 10,000′ steigende Pics; so der Chiriquipic, der Blancopic. Die Centralebene von Cartago, 4000 — 5000′, ist mit riesigen Vulkankegeln besetzt. Die von Turrialva und von Cartago, oder Irasu (von dem man bei hellem Wetter beide Oceane erblickt, 10,320′), sind die Hauptessen vulkanischer Thätigkeit in Costa Rica.

Gegen Norden fällt das Plateau in die Ebene von Nicaragua und scheidet durch einen nordwestlichen Ausläufer, der an den See herantritt und mehrere Vulkane enthält, den westlichen, schmalen, mehr bergigen Theil der Ebene von dem größern östlichen, der entschieden Tiefland ist. Der 160 □M. große See von Nicaragua, der Cocibolca der Ureinwohner, liegt nur 124 Par. F. über beiden Meeren. Die malerischen Ufer machen ihn zu einem der schönsten Seen auf der Erde. Ein Kranz von Berggruppen umgiebt ihn in einiger Entfernung; die einen sind mit den schönsten Waldungen bedeckt, andere zeigen bis auf das letzte Drittel ihrer Höhe cultivirte Terrassen, wieder andere sind nackte groteske Felsen, andere verrathen sich durch Rauchsäulen als Vulkane. Die Uferränder selbst prangen im Schmucke tropischer Vegetation, wie die in den See gestreuten Inseln. Er steht im Nordwesten mit dem See von Managua (10 □M.) in Verbin=

dung. Zwischen beiden Seen liegt der erst 1670 erloschene Vulkan **Masaya**, früher unter dem Namen der **Hölle** bekannt. Man sah vom Kraterwalle die auf- und nieder schlagenden Feuerwellen der flüssigen Lava, die zuweilen bis an den obersten Rand stieg.[1]) Auch am Masaya liegt ein gleichnamiger See. Vulkanisch, wie dieser, sind auch die Seen **Ilopongo** in San Salvador und **Amatitlan** und **Atitlan** in Guatemala, der letztere an 1800′ tief, mit großartigen schroffen Felsufern und ohne Abfluß, ebenso wie der **Itza** oder **Peten** in Vera Paz, der indeß nicht vulkanischer Natur ist. Die Indianer nennen ihn Nohkukén, d. i. Trinkviel, da er namhafte Flüsse aufnimmt und doch ohne Abzug ist. Im Gegensatz dazu hat der **Yojoa** in Honduras (15° NB., 70½° WL.) viele (10?), jedoch bis auf einen unterirdische Abzüge, und liegt dabei, obgleich nur 45 Meilen vom Meere entfernt, 2050′ über demselben. Er nimmt eines jener merkwürdigen Bergbecken (bolsones, Taschen) ein, welche sich dadurch bilden, daß die Bergketten sich umbiegend, fast vollständige Kreise beschreiben.

Durch die Tiefspalte brausen vom Antillenmeere die Nordostpassate in das stille Meer und erregen dort bei dem hellsten Sonnenschein und heitersten Himmel die Nordoststürme, welche den Namen **Papagayos** führen.

b. Nördlich der Ebene von Nicaragua erhebt sich das **Tafelland von Honduras**, welches aus einer Aufeinanderfolge von Hochebenen und Bergzügen besteht. Die Mittelhöhe ist 4000′. Gegen den Golf von Conchagua fällt das Hochland, hier durch tiefe und enge Querthäler eingefurcht, in steilen Terrassen ab; so ist die **Hochebene von San Salvador** durch das Thal des **Rio Lempa** vom Hauptstocke getrennt. Durch das ganze Plateau geht ein breiter Einriß, die **Llanura von Comayagua**. Die große Gebirgskette erscheint wie durch Kunst durchschnitten und durchbrochen, und die Natur scheint selbst eine große Passageverbindung geschaffen zu haben. Die höchsten Punkte der **Rancho Chiquito** und der **Paß von Guajoca** sind nur 2900′ und 2600′ über dem Meere, und von ihnen gehen Flußthäler nach dem atlantischen und stillen Ocean. Die beiden Flüsse entspringen einander so nahe und die Wasserscheide ist so unbedeutend erhaben, daß ein thätiger Arbeiter im Stande wäre, mittelst einer Hacke die Richtung beider Ströme in einem Tage zu verändern. — Getrennt von dem Hochlande ziehen sich an der Südseite zwei Vulkanreihen, welche durch die Fonsecabai, an deren Eingange der **Conchagua** und **Coseguina** als furchtbare Wächter stehen, getrennt sind; im Südosten die **Moralios**, im Nordwesten eine Reihe von Osten nach Westen gruppirter Vulkane: **San Miguel**, ein Pic von 15,000′, **San Vicente**, **San Salvador**, **Izalco**. Nordwestlich von dem Golf

---

1) **Happel** berichtet in der Cosmogr. (III, 921) von einer Sage, daß unten im Grunde des Berges zerlassenes Geld in Fluß stehe, das ein Mönch mit einem an einer Kette hängenden Kessel habe ausschöpfen und als dies mißglückt sei, durch einen Stollen habe ableiten wollen.

ziehen sich die Terrassen des Plateaus mehr von der Küste zurück. Im Norden steht dasselbe mit einem Küstengebirge in Verbindung, das von Cap Cameron bis zu dem innersten Winkel des Golfs von Honduras hart an der Küste des Antillenmeeres hinläuft und in einigen Spitzen die Höhe von 7000′ erreicht oder übersteigt.

c. Ein Bergrücken, der aber kaum bis 2000′ steigt, setzt das Plateau von Honduras mit dem Tafellande von Guatemala in Verbindung, das bis 6000′ steigt und nirgends unter 4000′ sinkt. Auch hier Wechsel von Ebenen und Bergzügen, aber die Ebenen sind hier ausgedehnter und die Bergzüge erheben sich weniger über die Plateauhöhe. Am höchsten erhebt sich der Südwestrand und ist mit einer Reihe von zum Theil über 12,000′ steigenden Vulkanen garnirt. Es folgen sich von Südosten nach Nordwesten der Pacaya oder Apacaga, die beiden Vulkane von Guatemala, die von Amilpas, 12,200′, Quesaltenango, 12,300′, und der entferntер gelegene Soconusco, 7 Meilen südlich von Ciudad Real. Nach Nordosten streckt das Plateau eine Zunge in die Halbinsel Yucatan, welche am Nordostende derselben als mäßiges Hügelland endigt. Im Nordwesten bildet das Bergland von Chiapa den Uebergang zu der tiefer quer durch die Landbrücke ziehenden Spalte von Tehuantepec, die sich zwischen 16° und 18° NB. ausbreitet.

Die Gebirgssysteme von Centralamerika bedürfen noch sehr einer genauern Erforschung. Den Vulkanen hat A. v. Humboldt im vierten Theile des Kosmos eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ziehen sich durch sechs Breitengrade, 10° 9′ bis 16° 2′ NB., in einer auch hier dem stillen Ocean nahen Hebungsspalte, die im Ganzen die Richtung von Südosten nach Nordwesten, der Küste parallel, inne hält. Die Vulkane sind nicht die höchsten Spitzen der Gebirgsketten, sondern erheben sich am Fuße derselben, meist ganz von einander getrennt. Im Ganzen zählt man neunundzwanzig Reihenvulkane, von denen achtzehn entzündet und thätig sind. Die Entfernung von der mexikanischen Gruppe beträgt 75 M., die Entfernung von der Vulkanreihe von Neu-Granada und Quito 157 M.

Die Verhältnisse des Klimas und der Jahreszeiten sind an den beiden Küsten verschieden. Die Westküste hat vom December bis Anfang Mai den trocknen, völlig regenlosen Verano (Sommer). Die Gräser der Savannen und die niedern Pflanzen des Waldbodens verdorren, ein Drittheil der Bäume und Büsche verliert sein Laub. Ueber die Mehrzahl der Bäume übt die sengende Sonne keine Gewalt. Die übrigen Monate des Jahres bilden die Regenzeit, den Invierno (Winter). Die Vegetation entfaltet ihre ganze Ueppigkeit, selbst die Vulkankegel sind bis auf den Gipfel bewachsen, ja in den Kratern, dicht neben den Spalten, aus denen Dämpfe aufsteigen, grünt und blüht es. Die Ostküste prangt dagegen das ganze Jahr im Schmucke einer großartigen, immergrünen Flora, da es in keinem Monat an atmosphärischen Nieder-

schlägen fehlt. In den hohen Thälern und auf den Terrassen ist der ewige Frühling zu Hause, der sonst nur in Fabeln existirt. Die Temperatur, von jedem Extreme der Kälte und Hitze entfernt, hält sich in schöner, gesunder Mäßigung; in Alt-Guatemala schwankt der Thermometer das ganze Jahr hindurch zwischen 11° und 18° R. Die Ränder der Küste selbst, mit vielen Lagunen und Wäldern besetzt, haben dagegen meist ungesunde Luft.

Der Boden, an vielen Stellen aus Verwitterung trachytischer und dolomitischer Gesteine hervorgegangen, an andern ein leichter Tuff, ein Produkt der vulkanischen Schlammströme und Aschenregen, besitzt eine wunderbare Fruchtbarkeit. Der Mais bringt zwei, und in den besten Gegenden drei Jahresernten;[1]) Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Reiß, Taback, wie die meisten Früchte der Tropen gedeihen in ausgezeichneter Güte. Neben den erwähnten Produkten zeichnen sich besonders der Indigo und die Cochenille aus. Letztere ist eine Art Schildlaus (die größeren Weibchen wie eine kleine Linse), die auf einer Cactusart förmlich gezogen wird und gedörrt herrliche rothe Farbe liefert. An 70,000 dieser Insecten gehören zu einem Pfund, und doch werden gegen 1,500,000 Pfund, im Werthe von mehr als 1 Mill. Pesos, jährlich aus Guatemala ausgeführt.

An die Ostküste von Centralamerika war schon Colon auf seiner vierten Reise 1502 gelangt, die Westküste entdeckte Ponce 1516. Pedro de Alvarado unterwarf 1524 die Indianer und baute die Hauptstadt San Jago de los Caballeros de Guatemala; er wurde 1527 der erste Generalcapitän der neuen Provinz. Keine Colonie hat bei der Eroberung weniger Blut gekostet, in keiner fügten sich die Eingebornen so willig der neuen Herrschaft und der neuen Religion, hier von einem Las Casas gepredigt. Einige indianische Distrikte, besonders die Mosquitoküste, blieben frei. In der Revolutionszeit blieb Guatemala am längsten dem Mutterlande treu und erklärte sich erst 1821 für unabhängig. Die provisorische Regierung schwankte zwischen einem Anschluß an Columbia, Mexiko, wo sich Iturbide 1822 von seinen Soldaten hatte zum Kaiser ausrufen lassen, und die vereinigten Staaten. Endlich wurde am 1. Juli 1823 die Republik der vereinigten Staaten von Centralamerika proclamirt: Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica, Chiapa und Quesaltenango. Auch hier fehlte es nicht an dem Streite der Parteien, der endlich in offenen Bürgerkrieg überging. Im Jahre 1833 löste sich die Republik Centro Amerika in fünf Republiken: Guatemala, Honduras, Nicaragua, San Salvador und Costa Rica auf; sie schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß unter einander. Später wurde wieder das Bedürfniß der

---

1) Flache Maiskuchen (Tortillos), deren Geschmack Scherzer mit dem getrockneter Pappe vergleicht, und in Wasser gekochte schwarze Bohnen (Frijoles), „deren Geschmack gesottenen Marzipanen vielleicht am nächsten kommt,“ bilden nebst der Chocolade die Hauptnahrung des central amerikanischen Volkes.

Einigung gefühlt, doch aber der zur Wiederherstellung der vereinigten Republik 1851 berufene Congreß von Guatemala und Costa Rica nicht besucht, nur die drei übrigen Staaten setzten eine gemeinschaftliche Bundesregierung ein. Auch die letzten Jahre sind in den durch ihre Lage an zwei Weltmeeren und den Reichthum ihrer Naturprodukte so wichtigen Ländern unruhig genug gewesen. Der Ueberfall und die abenteuerlichen Züge des Nordamerikaners Walker verursachten große Verwirrung. Einflüssen der vereinigten Staaten gegenüber begünstigten England und Frankreich die Restauration des Staatenbundes. Costa Rica, Nicaragua und San Salvador haben sich schon auf der Conferenz zu Rivas zu einem Allianztractate geeinigt.

1. Costa Rica, „reiche Küste" (weil die 1522 landenden Spanier von den Eingebornen mit Gold und Silber beschenkt wurden), das gleichnamige Hochland mit seinen Küstenrändern, fast 3000 (unbestritten nur 1240) □M., gegen 200,000 Einw., ein Viertel Indianer, drei Viertel Weiße, die sich von einem der besten altspanischen Stämme ableiten und in dem Rufe der Arbeitsamkeit, Fähigkeit und einer milden, freundlichen Gesinnung stehen. Die katholische Kirche unter dem Bischof von San José. Präsident und Vicepräsident auf sechs Jahre gewählt, legislative Kammer von zwölf Deputirten, ein Gerichtshof in drei Instanzen. Die Einkünfte haben jährlich zugenommen und belaufen sich jetzt auf 700,000 Piaster; Schulden nicht vorhanden. Aus der 5000 Mann starken Miliz werden abwechselnd je 200 Mann zum activen Dienst herangezogen. Fünf Provinzen: San José, Cartago, Heredia, Alajuela, Muracia oder Guanacaste. Dazu kommt noch der Distrikt oder die Comarca von Punta Arenas, ein Theil des Küstenstrichs östlich vom Golf von Nicoya. Costa Rica ist wegen der verhältnißmäßig starken Bevölkerung der cultivirteste Staat und am wenigsten durch Krieg und Aufruhr zerrüttet. Wichtig ist die von einem Deutschen, Eduard Wallerstein, 1832 eingeführte Kaffeecultur. Im Jahre 1847 wurden über 180,000 Ctr. Kaffeebohnen gewonnen.

Die Hauptstadt San José de Costa Rica, früher 30,000, jetzt kaum 20,000 Einw. Cartago, 15,000 Einw., die alte Hauptstadt, ist seit dem Freiheitskriege und dem Erdbeben von 1841 sehr gesunken. Sie hat schon 37,000 Einw. gehabt. Punta Arenas, Hafenplatz, Kaffeeausfuhr.

2. Nicaragua, die Ebene von Nicaragua und Abfall der Tafelländer von Costa Rica und Honduras, ungefähr 2400 □M. mit 300,000 Einw., die Hälfte Ladinos, Mischlinge von Weißen und Indianern, ein Drittel Indianer, ein Sechstel Mulatten und Schwarze. Indianer- und Negerblut überwiegt das spanische Element, und nach dem Urtheile vieler Reisenden gesellt sich zur äußern Häßlichkeit einer Mischlingsbevölkerung jener falsche und tückische Charakter, der den Racebastarden überall eigen zu sein pflegt. Die katholische Kirche von dem Bischof von Nicaragua geleitet, der in Leon residirt. Durch ein

Decret des Präsidenten vom 8. Februar 1856 ist zwar das ganze Mosquitogebiet mit dem Hafen San Juan del Norte, 2346 □M. mit 8000 ansässigen Bewohnern, annectirt, aber Behauptung oder Besitznahme stehen auf anderem Blatte. Ein oberster Director (Supremo Director) wird auf zwei Jahre gewählt, ihm steht eine legislative Kammer und ein Senat zur Seite. Schlechte Finanzzustände. Einkünfte: 105,000 Piaster, Schuld: 800,000 Piaster. Die Republik zerfällt in vier Departimientos: Oriental oder Granada, Setentrional oder Segovia, Occidental oder Leon, Meridional oder Rivas. — Die Zustände der Republik sind neuerlich durch die Invasionen amerikanischer Freibeuter unter Walker überaus traurig geworden. Eine Zeit lang hatte derselbe sogar die Präsidentschaft inne.[1]) Die Truppen der vier anderen Republiken hielten Nicaragua bis zu vollständiger Reorganisation besetzt. Ein 1858 mit den vereinigten Staaten geschlossener Vertrag, der jedoch unter europäischem Einfluß noch nicht ratificirt ist, würde den Staat mit seinen Transitstraßen unter amerikanisches Protectorat stellen.

Frühere Hauptstadt Leon, in der Nähe des großen Oceans, 20,000 Einw. Realejo und Concordia oder San Juan del Sur, Hafenstädte am großen Ocean. Binnenstädte: Managua, gegenwärtig die Hauptstadt des Staates, 14,000 Einw. und Nicaragua, 8000 Einw., an den gleichnamigen Seen. Masaya, 20,000 Einw., zwischen beiden Seen. Am Nordwestufer des Nicaragua Granada, 10,000 Einw. Fort San Carlos, am Ausfluß des San Juan aus dem See von Nicaragua, mit ein paar verwitterten Kanonenstücken besetzt. San Juan de Nicaragua del Norte oder Greytown, am Antillenmeer. Wir kommen auf diese vielbesprochene Stadt, auf die auch von anderen Seiten Ansprüche erhoben werden, noch in anderm Zusammenhange zurück.

3. Honduras begreift das Plateau von Honduras mit Ausnahme des südwestlichen Abfalls und das Küstengebirge am Antillenmeer. An das stille Meer reicht die Republik nur an der Fonsecabai. Flächeninhalt: etwa 2000 □M. mit 380,000 Einw., der größere Theil besteht aus Mischlingen, der kleinere aus Weißen. Wenig Indianer. Die katholische Kirche steht unter dem Bischof von Comayagua. Dem auf vier Jahre gewählten Präsidenten steht eine Legislative von elf, und eine Senatorenkammer von sieben Mitgliedern (beide auch auf vier Jahre gewählt) zur Seite. Einkünfte: 160,000 Piaster. Aeußere Schuld: 350,000 Piaster. Die Militärmacht beläuft sich auf 500 Mann Linie und 4000 Mann Miliz. Der Staat zerfällt in sieben Departimientos mit gleichnamigen Hauptstädten: Comayagua, Choluteca, Gracias, Yoro, Tejucicalpa, Olancho, Santa Barbara. Es ist der ärmlichste, im Anbau am meisten vernachlässigte, am wenigsten bevölkerte unter den fünf Staaten, und doch an natürlichen Hülfsquellen

1) Walker ist auf einer dritten gegen Honduras gerichteten Expedition in die Enge getrieben und genöthigt worden, sich dem Capitän eines von dem Gouverneur von Belize ausgesandten britischen Schiffes zu ergeben. Dieser lieferte ihn an die Behörden von Honduras aus und er wurde 1860 in Truxillo erschossen.

der reichste. Reich zunächst an mineralischen Schätzen, an Silber und Gold, das hier wie in Californien theils aus Gängen, die angeblich im Quarzfels aufsetzen, theils lose auf secundären Lagerstätten im Flußsande und in den Alluvionen auf dem Boden von Thälern oder Gebirgsschluchten sich vorfindet. Daneben liefern ausgedehnte Wälder treffliche Bau- und Farbehölzer; auf der Ebene weiden unermeßliche Heerden Rindvieh. So läßt sich überhaupt kaum ein günstigeres und gedrängteres Urtheil über die mannigfachen Vorzüge des Landes fällen, als dasjenige, welches Hyse in einem an den Staatssecretär der vereinigten Staaten von Nordamerika gerichteten amtlichen Documente in folgenden wenigen Worten aussprach: „Honduras ist ein überaus prächtiges Land, das in Größe und Erhabenheit seines äußern Ansehens unübertroffen dasteht und in Bezug auf seine landwirthschaftlichen und mineralischen Schätze nicht seines Gleichen hat."

Die Hauptstadt Comayagua, früher 18,000 Einw., jetzt kaum noch die Hälfte, liegt auf einer überaus fruchtbaren und gesunden Ebene, in der Mitte des Landes. Omoa und das befestigte Truxillo Handelsplätze an der Hondurasbai. Tejucicalpa nennt ein neuerer Reisender (Scherzer) die größte und betriebsamste Stadt von Honduras, obwohl auch sie zugleich mit den übrigen Städten des Landes seit der Unabhängigkeitserklärung sehr zurückgegangen ist. Die Parochialkirche steht an Schönheit nur den Kathedralen von Leon und Guatemala nach.[1]) 12,000 Einw. Der bergmännische Betrieb bringt vielleicht neuen Wohlstand, denn das Departement von Tejucicalpa ist das silberreichste. Das ganz abgeschlossen liegende Departement Olancho, die reichste Goldregion, bildet den östlichsten Theil von Honduras; die jetzige Hauptstadt ist Jutigalpa, unter spanischer Herrschaft 8000 Einw., jetzt 4000 Einw. Ueber die Bay-Inseln weiter unten.

In dem Staate Honduras zieht sich von einem Meere zum andern eine Ruinengruppe, Trümmerstädte aus der lange hingeschwundenen Zeit der Tolteken. Besonders im Westen, an der Grenze von Guatemala, sind die Reste zahlreich und ausgedehnt, die Menge der Hieroglyphen und Sculpturen groß. Die Kirchen und Wohnhäuser in vielen Ortschaften sind aus den behauenen Steinen der alten Indianerstädte aufgeführt.

4. San Salvador, der Südwestrand des Hondurasplateaus, nordwestlich von der Fonsecabai, dem Areal nach die kleinste Republik, aber mit dichterer Bevölkerung, dem bedeutendsten Handel und der blühendsten Industrie, hat etwas über 700 □M. und gegen 450,000 Einw., über die Hälfte Mischlinge, die übrigen Indianer und Weiße. Katholische Kirche unter dem Bischof von San Salvador. Ein auf zwei Jahre, in neuester Zeit auf sechs Jahre, gewählter Präsident hat die Executive, ihm steht eine legislative Kammer von fünfundzwanzig Deputirten mit vierjährigem Mandate zur Seite. Einkünfte gegen 500,000

---

1) Im Innern geschmacklos und ärmlich decorirt, denn der Schmuck ist (wie an vielen andern Orten) lange in die Münze gewandert. Sah doch Scherzer in einer andern Kirche statt der Blumenvasen Blumenflaschen auf dem Altare, auf denen noch die alten Etiketten: Old Cognac u. dgl. zu lesen waren.

Piaster, Staatsschuld zu Ende 1855: 883,695 Piaster in Papiergeld. Die Republik zerfällt in acht Departimientos: San Salvador, San Miguel, San Vicente, Chalatenango, Santa Ana und Sonsonate mit gleichnamigen Hauptstädten, La Paz, Hauptstadt Sacatecoluca, und Cuscatlan, Hauptstadt Suchitoto.

San Salvador ist unter allen Staaten Centralamerika's nächst Costa Rica am meisten vorangeschritten. Die Bevölkerung ist arbeitsamer und friedfertiger als in den Nachbarstaaten. Der Boden des Landes ist größtentheils cultivirt. Hauptprodukt und Ausfuhrartikel des Landes ist der Indigo, der von guter Qualität ist und in guten Jahren die Einfuhr der englischen Manufakturen vollkommen deckt.

Die Hauptstadt San Salvador, 1528 von Alvarado (nach Andern erst 1536) angelegt und 1545 von Karl V. zur Stadt erhoben, 6 M. vom großen Ocean, in der Nähe des gleichnamigen Vulkans, früher mit 30,000 Einw., ist durch das Erdbeben vom 16. April 1854 gänzlich zerstört. Ein Augenzeuge, Dr. M. Wagner, schildert die schreckliche Katastrophe in ergreifender Weise. Der erste Stoß erfolgte gleich nach 9 Uhr Abends am Ostersonntag, aber derjenige, der die arme Stadt in einen Schutthaufen verwandelte, um 10 Uhr 30 Minuten. Er begann mit einem heftigen Getöse und Rütteln, die Erde schwankte wie gehoben von einem unterirdischen Meere. Das Krachen und Stürzen der Mauern und Dächer übertäubte den Donner, der die Erschütterung begleitete. Es erhob sich eine ungeheure Staubwolke. Das Angst- und Jammergeschrei der sich Flüchtenden war unbeschreiblich. Es folgte ihm ein allgemeines lautes Beten, ein jammernder Anruf der Maria Santisima, endlich ein tausendstimmiger Klage- und Bittgesang an allen Plätzen, wohin die Menge sich geflüchtet hatte. Die Erdstöße dauerten bald schwächer, bald mit furchtbarer Stärke in den kürzesten Pausen fort. Man zählte bis zum Abend des Ostermontags gegen 120 Erdstöße! Der dumpfe Donner, der sie begleitete, glich den schweren Geschützsalven einer unterirdischen Schlacht. Auch nicht ein Haus hatte den furchtbaren Stößen widerstanden, und was von den Gebäuden nicht in Trümmern lag, hatte so viele Risse und Beschädigungen bekommen, daß an ein ferneres Wohnen darin nicht zu denken war. Viele Menschenleben gingen verloren, aber die Gesammtzahl der Getödteten war dem Berichterstatter nicht bekannt. Bei Tagesanbruch am Montag hatte man schon gegen hundert Leichen aus dem Schutt hervorgezogen. Ohne den vorausgegangenen starken Warnungsstoß, der den Bewohnern Vorsicht empfohlen hatte, wären Tausende verschüttet worden. — Durch dieses Erdbeben sah die Regierung von Salvador sich genöthigt, die Unabhängigkeit, die sie den nordamerikanischen Geldmännern gegenüber behauptet hatte, aufzugeben und den Nordamerikanern für eine Anleihe von 1 Mill. Dollars, deren es blos zur Erbauung der hauptsächlichen öffentlichen Gebäude in der neu zu gründenden Hauptstadt bedurfte, den Hafen La Union in der Fonsecabai als Unterpfand zu geben, so daß nun mit der Insel Del Sacate und diesem Hafen die Nordamerikaner im Besitz der Fonsecabai sind. Der Bau einer neuen Hauptstadt wurde etwa 4 Leguas von den Trümmern der alten, in der Ebene von Santa Tecla an einer den Erdbeben auch ausgesetzten Stelle begonnen, 1858 siedelten aber die Behörden wieder in die nothdürftig hergestellte alte Hauptstadt über.

Andere Städte sind schon als Hauptstädte der Departimientos oben genannt. Conchagua und Acajutlan Hafenstädte am großen Ocean.

Auch in San Salvador sind Ruinen altindianischer Städte, wie die von Opico bei San Vicente, ausgedehnte Trümmerhaufen, die

aus ungeheuren Terrassen, Thürmen, pyramidenförmigen Gebäuden, unterirdischen Gemächern und Durchgängen bestehen.

5. Guatemala, der südliche Theil des gleichnamigen Tafellandes mit dem Küstenstrich am stillen Ocean, 5000 □M.,[1]) 1858 mit 1,100,000 Einw. Neben wenigen Weißen viele Mischlinge und Indianer. Mehrere Stämme sind noch Heiden und leben unter eigenen Häuptlingen, andere sind zum Christenthume bekehrt und treiben Viehzucht, auch Gewerbe und Handel. Der katholischen Kirche steht der Erzbischof von Guatemala vor. Die seit Juli 1853 wieder aufgenommenen Jesuiten leiten den Unterricht. Die jetzige Verfassung datirt vom 19. October 1851. Der halbindianische Kriegsheld Carrera, vor zwanzig Jahren Trommelschläger und Sauhirt in Matasquintla, wurde mit dictatorischer Gewalt und mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu ernennen, als lebenslänglicher Präsident an die Spitze gestellt. Neben dem Präsidenten eine gesetzgebende Kammer. Seitdem ist Ordnung in die Finanzen und in das Land gekommen. Einnahme: 1,202,000 Dollars, Ausgabe: 1,154,000 Dollars. Innere Schuld: 800,000 Dollars, äußere Schuld: 400,000 Dollars. Das stehende Heer beträgt 3200 Mann, die Miliz 12,978 Mann. Die Republik zerfällt in siebzehn Departimientos: *Guatemala, Sacaltepec, Chimaltenango (*Zacatepeques), San Marco, Suchiltepec, Escuintla, Amatitlan, Santa Rosa, Mita, *Solola, *Totoniacapan, Guegnetenango, *Quesaltenango, *Chiquimula, *Vera Paz (*Petén), Salama, Isabel, alle mit gleichnamigen Hauptstädten.

Die Hauptstadt der Republik liegt 3 M. vom stillen Ocean auf einer 4732′ über dem Meere liegenden Ebene, die von hohen Vulkanen, von denen Heilquellen sprudeln, umgeben ist. Die nächsten Nachbarn sind zwei Vulkane, der Volcan del Agua (Wasserspeier), zugleich das Eisreservoir der Stadt, und der Volcan del Fuego (Feuerspeier). Diese eigenthümliche und gefährliche Lage hat denn zur Folge, daß wir Guatemala gleichsam in einer ältesten, alten und neuen Ausgabe (Antigua, Vieja, Nueva) vor uns haben. Das älteste Guatemala, jetzt nur von 2000 Indianern bewohnt, war einst der Sitz eingeborner Könige. Hier gründeten 1524 die Spanier zuerst ihre Hauptstadt, die aber nach drei Jahren durch den dabei liegenden Wasservulkan vernichtet wurde. Das alte 1527 gegründete Guatemala wurde durch den Ausbruch des Feuervulkans 1773 vernichtet und hat jetzt 9000 Ew. Von der alten Pracht ist nur der Dom übrig. 4 M. davon ist 1776 das neue Guatemala gegründet; es ist nach Art spanisch-amerikanischer Städte regelmäßig gebaut, breite, von Bächen durchschnittene Straßen, großer Platz mit der Kathedrale und anderen öffentlichen Gebäuden u. s. w., hat aber schon wieder am 23. April 1830 wenigstens gelitten. Gegen 50,000 Einw., darunter 4000—5000 Weiße. Universität, Fabriken, Handel. In der Umgegend starke Cochenillezucht.

---

1) Nach Wappäus 1600—1700 □M., nach Berghaus 2295 □M., nach Galindo 3541,₇ □M. Die große Verschiedenheit der Angaben erklärt sich aus der immer noch nicht sichern Feststellung der Grenzen. Nach Wappäus wird Guatemala in 8 Departimientos oder Corregimientos getheilt, deren Namen oben mit * bezeichnet sind.

Andere Städte sind als Hauptstädte der Departimientos genannt. Die volkreichsten sind: Quesaltenango, über 20,000 Einw., Coban, 12,000 Einw., Amatitlan, etwa 10,000 Einw., ist ein alter indianischer Ort und liegt an einem See, der mit senkrechten Felsenwänden umgeben ist.

Santo Tomas, Hafenstadt an der Bai gleiches Namens, in deren Nähe auch 1841 eine belgische Colonisationsgesellschaft eine Colonie anlegte. Das ihr von der Republik überlassene Gebiet betrug 73 □M. Die Colonisten waren Bürger der Republik Guatemala, aber in Stadt und Hafen durchaus selbstständig und wählten ihre Behörden selbst. Der Versuch ist als gescheitert anzusehen.[1])

Auch hier gedenken wir altindianischer Trümmerstädte. Bei Coban finden sich die sehr ausgedehnten Ruinen einer Indianerstadt, worunter sich ein Tempel und vier noch stehende Obelisken auszeichnen. Der Tempel ist 250 Ellen lang und 200 Ellen breit; die Obelisken nur 10—11′ hoch, aber mit menschlichen Figuren in Basreliefs und mit Hieroglyphen bedeckt; viele andere Obelisken sind umgestürzt. Im Distrikt Petén (gegenwärtig ein Departimientos) liegt die erst 1848 genau untersuchte Trümmerstadt Tical. Auf Hügeln stehen hier noch ziemlich erhaltene Paläste mit vielen Basreliefs und Statuen. Der aus verschieden gefärbten Steinen gebaute Königspalast, 728 Schritt lang und 376 Schritt breit, wetteiferte nach der Spanier Beschreibung mit dem Palaste des Montezuma in Mexico. Andere Ruinen liegen bei Dolores, z. B. kreisrunde Platten, auf denen außer vielen Hieroglyphen Sonne und Mond und eine anbetend gegen die Sonne gekehrte Figur zu sehen sind.

Die mexikanischen Staaten Yucatan und Chiapa, die auf der Landbrücke liegen und ehemals zum Generalcapitanat Guatemala gehörten, werden passender in Verbindung mit dem mexikanischen Bundesstaate im Ganzen betrachtet. Dagegen können wir uns von Centralamerika nicht abwenden, ohne im Zusammenhange drei Verhältnisse besprochen zu haben, welche die fünf Republiken zu einer der „hoffnungsreichsten Erdstellen" erheben, und ihnen in der politischen Weltlage eine wichtige Stellung zutheilen. Wir haben zu reden von den Projecten einer interoceanischen Kanal- und Eisenbahnverbindung, von den auf Grund der wichtigen Weltlage Centralamerika's hier collidirenden Interessen Englands und der vereinigten Staaten, endlich von der deutschen Colonisation.

Bekanntlich wollte Colon nicht einen neuen Erdtheil, sondern den kürzesten Weg nach Indien entdecken. Um Indien drehten sich alle seine Plane, Alles außer Indien galt ihm nur als Vorbereitung, als

---

1) J. Fröbel: „Beide (ein deutscher in Belize angesiedelter Gärtner, Namens Rohr, und Frau) haben die ganze Geschichte der belgischen Colonie von Santo Tomas, von der Gründung bis zu Ende ihrer politischen Existenz mit durchgemacht, und Herr Rohr hat mich versichert, daß das Klima nur den kleinsten Theil der Schuld an dem unglücklichen Ausgange gehabt, durch welchen dieses Unternehmen zum abschreckenden Beispiele geworden ist. Der Hauptgrund des Mißlingens hat in der Gewissenlosigkeit, dem Leichtsinne, dem Unverstande und der Narrheit der Unternehmer und der Direction gelegen, deren Sünden man nachher mit dem Klima hat zudecken wollen. Auch war es ein Unsinn, eine Ansiedlung an einem Punkte gründen zu wollen, der nicht einmal auf der untergeordneten Straße in das Innere von Guatemala liegt, so unwichtig diese selbst sein mag."

Hülfsmittel. Nach seinen Tagen suchte man lange am amerikanischen Continent nach einer nach Asien führenden Meerenge. Als diese nicht gefunden ward, lag auch die Anlage einer künstlichen Wasserstraße nicht außer der Absicht des spanischen Gouvernements. Karl V. ließ 1534 das Terrain auf dem Isthmus genau untersuchen. Es kam der Bericht: „daß nur ein Mann von geringen Fähigkeiten und der mit dem Lande sehr unbekannt sei, ein solches Project angerathen haben könne, weil kein Fürst der Welt, und wäre er der mächtigste und fehlte ihm auch nicht die Unterstützung der Landesbewohner, die Verbindung beider Meere zu Stande bringen und die Kosten der Unternehmung erschwingen würde.“ Dennoch ward unter Philipp II. der Plan wieder aufgenommen, aber auch jetzt fanden die Ingenieure die Hindernisse unübersteiglich, und nun sollte niemand bei Todesstrafe sich unterfangen, das Project wieder vorzuschlagen. Wenn Gott, so meinte ein Grande, an dieser Stelle einen Kanal haben wollte, so hätte er ihn auch geschaffen. Erst 1745 tauchte wieder die Idee auf, durch den Riß von Tehuantepec einen Kanal zu graben, ward aber ebenfalls von der Regierung entschieden zurückgewiesen. Dagegen fiel der Scharfblick des großen Pitt, der die Emancipation der spanischen Colonien vorhersah, auf den Isthmus als eine künftig hochwichtige Passagestelle, und das in England erwachte Interesse hatte dann auch wieder Untersuchungen von Seiten Spaniens zur Folge. Durchführung irgend eines Projectes erfolgte auch jetzt nicht. Eine gründliche Kenntniß der Localverhältnisse, an der es bis dahin gefehlt, war eins der wichtigsten practischen Resultate von A. v. Humboldt's amerikanischer Reise und seines Werkes über Neu-Spanien. Ihm gebührt das Verdienst, die wichtige Angelegenheit von Neuem angeregt und während seines ganzen Lebens kräftig gefördert zu haben. Seine Stimme fand in Europa wie in Amerika und den neuen Staaten des Isthmus im Besondern Gehör.

Die Entdeckung der Goldschätze von Californien, die immer steigende Bedeutung Australiens schoben die interoceanische Verbindung viel entschiedener in den Vordergrund, als dies bis dahin der Fall gewesen. Jeder Besitz in Centralamerika konnte nun die Herrschaft über Verbindungsstraßen zwischen zwei Welthälften werden. So sind die centralamerikanischen Wirren des localen Charakters entkleidet und haben für alle Welttheile ein gleich starkes Interesse gewonnen.

Die nördlichste der vorgeschlagenen Verbindungsstraßen wäre eine Eisenbahn auf mexikanischem Gebiete über den 28 M. breiten Isthmus von Tehuantepec. Da zwei Flüsse, der Guazacualco (zum Golf von Mexiko) und der Chicapa (zum stillen Ocean) sich bis 4 M. nähern, und der Bergzug dazwischen, 2000′ hoch, mehrere Pässe bietet, die nicht die Höhe von 700′ erreichen, so bietet solches Unternehmen keine erhebliche Schwierigkeit. Sie liegt nicht blos im Interesse des genannten Staates, sondern ist auch für die südlichen Staaten der Union,

namentlich für New-Orleans, von unverkennbarer Wichtigkeit. Lange ist zwischen Mexiko und der Union darüber verhandelt und gestritten. So lange Mexiko nicht eine umsichtige und starke Regierung erhält (was auch nach der Aufrichtung des Kaiserthumes noch fraglich bleibt), ist an Ausführung der Bahn nicht zu denken.

Der Querriß von Comayagua, der schon vor 300 Jahren dem spanischen Gouvernement zur Anlegung eines Verbindungsweges passend erschienen war, eignet sich allerdings sehr wohl zur Anlage einer Eisenbahn. Am Golf von Honduras sollte Puerto Caballos der Endpunkt sein, ein Hafen, welcher wegen seiner großen Räumlichkeit und Tiefe, seines festen Ankergrundes, seines leichten Ein- und Ausganges, endlich wegen seiner gesunden Lage und der zu jeder Zeit den Schiffen darin gewährten Sicherheit, so wie wegen des Wasserreichthums seiner Umgebungen für den besten Hafen an der Ostseite des Continents zwischen New-York und Rio Janeiro gelten kann. Das Südende trifft die herrliche Fonsecabai. Der Voranschlag beträgt 12 Mill. Dollars, und der Bau soll in acht Jahren vollendet sein. Der durch seine Schriften über Centralamerika bekannte Squier hat die Unterhandlungen mit den Behörden von Honduras geführt, und diese sind auf den Plan eingegangen. Es ist ein Vertrag mit einer nordamerikanischen Gesellschaft abgeschlossen worden, welcher die Regierung von Honduras 2,500,000 Acker Land und die Insel Del Sacate in der Fonsecabai abgetreten hat.

Des meisten Beifalls hat sich das Projekt eines Kanals durch die Tiefspalte zwischen den Gruppen von Costa Rica und Honduras, die Nicaraguaroute, zu erfreuen gehabt. Dort breiten sich, nur durch einen Isthmus von 3 Meilen, der keine nennenswerthe Erhebung besitzt, vom stillen Ocean getrennt, die großen Einsturzbecken der Seen von Managua und Nicaragua. Aus dem letztgenannten schönen See fließt der bedeutende San Juanfluß zum atlantischen Ocean und mündet in einem Delta. Der südliche Arm, der Colorado, ist der wasserreichste, wird aber an der Mündung durch eine, auch durch Kunst kaum zu überwindende Barre gesperrt. Auch mangelt ein Hafen an der Mündungsstelle. Der nördliche Hauptarm, der eigentliche San Juan, hat an der Mündung einen Hafen, der zwar nicht so geräumig ist, als für den Weltverkehr zu wünschen wäre, jedoch den ersten und wesentlichsten Anforderungen entspricht. Links auf einer Nehrung zwischen dem Meere und einer Lagune liegt das schon genannte San Juan de Nicaragua oder Greytown. Aber, aller dieser Gunst der Verhältnisse ungeachtet, hat die projectirte Kanalanlage mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der untere Lauf des Flusses nach Entsendung des Colorado ist wegen der Seichtigkeit des Bettes für größere Seeschiffe ganz untauglich; im obern Laufe aber giebt es Stromschnellen. So darf es uns nicht wundern, auch auf Nüancen des Projektes zu treffen. Bald wird Abdämmung des Colorado, bald ein auf dem linken Ufer des San

Juan zu führender Kanal, bald die Ausbaggerung des San Juan, die Sprengung der Felsen in den Stromschnellen, oder mehrere dieser Maßregeln zusammen empfohlen. Auch für die Durchstechung des Isthmus giebt es der Vorschläge gar verschiedene, da man gern den stillen Ocean an der günstigsten Stelle erreichen möchte.

Wir geben schließlich die Entfernungen der besprochenen Routen an: Isthmus von Tehuantepec 49½ M., Hondurasbahn 40 M.; Kanal von Nicaragua nach den verschiedenen Endpunkten am stillen Ocean: Bai von Salinas 33 M., Bai von San Juan del Sur 36 M., Tamarinda 62½ M., Realejo 69½ M., Fonsecagolf 63½ M.

Wenn es schon im Allgemeinen den vereinigten Staaten als Regel gilt, keine neue europäische Niederlassung in Amerika zu gestatten; wenn anderseits England die wachsenden Annexationsgelüste der Union mit wachsamen Augen verfolgt, so mußten die widerstreitenden Interessen gerade bei Mittelamerika, diesem wichtigen Lande der Zukunft, um so mehr in Conflict gerathen, als schon von der Geburt der vereinigten Staaten an, ja seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, England in Centralamerika festen Fuß gefaßt hatte. Das Bedürfniß nach den edlen Farbe- und Bauhölzern, und eben so sehr das Bestreben, von festen Niederlassungen aus auf dem Wege des Schmuggels die Strenge der spanischen Colonialsperre zu durchbrechen, führten schon 1638 und 1640 zu Niederlassungen am Golf von Honduras, auf dem östlichen Ufer der Halbinsel Yucatan. Sie erhielten ihre völkerrechtliche Anerkennung und später Erweiterung ihres Gebietes in Verträgen von 1783 und 1786; die Engländer sollten in einem gewissen Distrikte Holz schlagen, doch keine ackerbauende Niederlassung gründen dürfen. Die Oberhoheit behielt sich Spanien vor. Der überlassene Bezirk wurde nachher erweitert, ohne daß die spanische Regierung Einwendungen erhob. Dagegen behauptete seit 1834 die Republik Guatemala als vermeintliche Rechtsnachfolgerin der spanischen Krone, daß die englische Niederlassung in die Grenzen von 1786 einzuschränken und ihrer Oberhoheit unterworfen sei. Von Seiten Englands sind diese Ansprüche niemals anerkannt. Durch die Acte vom 17. September 1853 wurde die Niederlassung Belize zur Colonie Britisch Honduras erhoben. Sie hat auf 175 □M.,[1]) seitdem zahlreiche Einwanderungen aus Yucatan erfolgt sind, 30,000 Einw., darunter kaum 1600 Weiße. Viele Mischlinge, Neger, Indianer aus Yucatan, und hierher verpflanzte Cariben, welche die fleißigste und tüchtigste Menschenklasse bilden. Jährlich werden an 500,000 Centner Mahagonyholz ausgeführt, für 150—170,000 Pfd. Sterl. Cochenille, für 60—80,000 Pfd. Indigo u. s. w.[2])

1) Wappäus nimmt dafür 800-850 □M. an, J. Fröbel (vgl. Peterm. Geogr. Mitth. 1858 S. 129) schätzt sie sogar auf 37,500 engl. □M., was 1770 geogr. □M. gleichkommen würde.

2) J. Fröbel, Deutsche Auswanderung u. s. w.: „Das Innere dieses Territoriums, den Belizefluß, den Scherbcon und andere Flüsse entlang, und der anstoßende Theil von Guatemala, um den See von Peten, bietet schöne und durchaus gesunde Gegenden dar, in denen der Ansiedler gesicherten Besitz, Gelegenheit zu mannigfacher produktiver Thätigkeit, und durch den Hafen von Belize leichten

Die Hauptstadt **Belize** liegt 17° 30′ NB. an beiden Seiten des Südarmes des Belizeflusses. Etwa 500, meist hölzerne Häuser. Die Straße am Meer mit ihren Kokos- und Kohlpalmen und den Blumengärtchen vor den Häusern macht einen freundlichen Eindruck. Das beste Gebäude ist die episcopale St. Johnskirche, in der auch Sonntag Nachmittags für die Jugend der ärmeren farbigen Volksklasse Schule gehalten wird. Alljährlich zur Neujahrszeit kommt das ganze mit Mahagonyfällen beschäftigte Personal nach der Stadt, die dann über 15,000 Menschen beherbergt, während sie sonst nur etwa 6000 Einw. zählt. **Corozal**, aufblühende Stadt von lauter Emigranten aus Yucatan bewohnt, 5000 Einw.

Weiter hatte England seit 1742 die größte der Bay-Inseln, **Ruatan** occupirt, sie zwar wieder verlassen, aber auf englischen Karten als englisches Besitzthum verzeichnet. In den Verträgen von 1783 und 1786 mußte es ausdrücklich Verzicht leisten. Die Rechte Spaniens sind hier ganz unbestritten, streitiger, ob Centralamerika als Rechtsnachfolger anzusehen sei; selbst das Factische wird von beiden streitenden Theilen verschieden aufgefaßt. Von 1839—1841 soll die Flagge Centralamerika's auf Ruatan geweht, die Briten wollen ihren Besitztitel nie aufgegeben haben. Seit 1841 ist England im thatsächlichen Besitz geblieben; eine Proclamation vom 17. Juli 1852 macht bekannt, daß Königin Victoria die Inseln Ruatan, Bonoca, Utila, Barbaret, Helena und Maratte[1]) zu einer besondern Colonie unter dem Namen der Bay-Inseln erhoben habe. Die Inseln sind größtentheils fruchtbar und mit guten Häfen versehen.

Zu den erwähnten Streitpunkten gesellte sich ein dritter. Die flache, mit Wäldern bedeckte, ungesunde Ostküste vom Cap Honduras bis zur Chiriquilagune war nie in den Besitz Spaniens übergegangen. Die dort wohnenden **Mosquito-Indianer** (bei den Spaniern **Moscos**), ein Mischlingsvolk von Indianern, Schwarzen und einiger weißer Zuthat, waren und blieben ein unabhängiges Volk. Die Beziehungen Englands zu den Mosquitos sind ebenfalls sehr alt, ja älter als ihre Besitzungen am Hondurasgolf. Sie begannen seit der Eroberung Jamaica's unter Cromwell und führten 1670 zu einem feierlichen Schutz- und Trutzbündniß. Englische Ansiedler hatten sich auf der

---

Zugang, so wie eine leichte Ausfuhr der Produkte und Einfuhr der Bedürfnisse fände. Selbst die Küstenlandschaft hat hier ein minder gefährliches Klima als z. B. die Küste von Texas, da sie von weit regelmäßigeren Seewinden bestrichen ist; und da durch die Eisenbahn zwischen der atlantischen und pacifischen Seite von Centralamerika das ganze Gebiet des Busens von Honduras in nicht ferner Zeit belebt und cultivirt werden wird, so würde eine im Gebiete von Belize begründete deutsche Ansiedlung bei zweckmäßiger Anlage eine günstige Zukunft vor sich sehen, um so mehr, als ihr zur Erweiterung nicht nur Guatemala, sondern auch Yucatan offen stehen würde, Ländereien, in denen einige Millionen Ansiedler bequemen Platz und sehr vortheilhafte Lebensbedingungen fänden. Alle diese Länder gehen einer bedeutungsvollen Zukunft entgegen. Die britische Bevölkerung von Belize würde deutsche Ansiedler mit der äußersten Gunst empfangen. Belize ist vielleicht der einzige Punkt, von welchem aus unter gegenwärtigen Umständen eine deutsche Colonie in Centralamerika eindringen könnte."

1) Auf den Karten des 17. und 18. Jahrhunderts führen diese Eilande ganz andere Namen: Guayana, Guanaja; Utila kommt auch dort vor.

Mosquitoküste niedergelassen; um die Mitte des 18. Jahrhunderts zählte man 2000. Dennoch gab England 1783 die Küste auf, ohne daß nun den Spaniern die Occupation gelungen wäre. Die Selbstständigkeit des Mosquitogebietes unterlag so wenig einem Zweifel, daß die spanischen Behörden dem Mosquitokönig bei dessen Anwesenheit in San Salvador und Guatemala fürstliche Ehren erwiesen. Wieder auf vermeintliche Succession in die Rechte Spaniens nach dem Sturze der spanischen Herrschaft gestützt, beanspruchten die Republiken Nicaragua und Honduras Oberhoheit über die Mosquitos, ohne diesem Anspruche durch thatsächliche Unterwerfung Nachdruck zu verleihen. Dagegen erklärte England — und ob es nach 1783 so handeln durfte, ist die einzige Rechtsfrage — die Mosquitoküste bis südlich vom San Juan für ein unabhängiges, unter englischem Schutze stehendes Königreich. Im Jahr 1845 ließ sich der König der Mosquitos, welcher eine europäische Erziehung und die Taufe erhalten hatte, in Belize in Gegenwart seiner Häuptlinge feierlich krönen. Der Flächeninhalt des Landes wird auf 2346 □M. geschätzt. Darauf wohnen 1500 Weiße, 5000 Mosquitos und eben so viel abhängige Indianer. In Blewfield und Bluefields Town, am Flusse und der Lagune Bluefield, wohnt der König Georg II. in einer von Palmen beschatteten Hütte.[1]) Auf dem Hause des britischen Residenten weht die englische Flagge, auf dem Rathhause die Reichsflagge von „Mosquitia." 1847 hatte Bluefields Town mit der Umgegend 599 Einw., darunter 111 Weiße und 488 Farbige. Eigentlich zerfällt die Stadt in zwei Ortschaften: das eigentliche Bluefields Town zählte 78 Häuser und Hütten, eine projectirte preußische Colonie in 16 Häusern 92 Seelen.[2])

Der Streit zwischen England und Nicaragua wurde ein brennender, als 1848 englische Truppen an der Mündung des San Juan erschienen und das wichtige San Juan, wo seit 1835 Centralamerika eine Niederlassung gehabt hatte, im Namen der Mosquitos in Besitz nahmen; auch das Delta bis zum Colorado sollte den Indianern gehören. Ein Vertrag vom 7. März 1848 ließ den Ort bis zu ausgetragenem Rechtsstreit im englischen Besitz. Rasch erhob sich an dem commerziell so wichtigen Posten eine Stadt, Greytown, die in schnellem Wachsthum eine Bevölkerung aus allen Nationen, selbst von Nordamerikanern, erhielt. Bis 1852 scheinbar unter dem Schutze der Mosquitoflagge, gab sich die Stadt in jenem Jahre eine Verfassung, in welcher von keiner Oberherrlichkeit irgend einer fremden Regierung die

1) Die Gegner Englands erzählen die Einsetzung dieses Königs in wenig ehrerbietiger Weise: „Als die Engländer für zweckmäßig hielten, einen König der Mosquitoküste zu fabriciren, berief der Statthalter von Belize einige Häuptlinge zusammen, ließ tapfer Rum einschenken und dann von diesen Notabeln des Volkes Kreuze unter eine Urkunde setzen, vermittelst welcher sie einem von den Engländern auserkorenen Zambo die „Huldigung" leisteten. Natürlich kümmerten sie sich weiter gar nicht um diese Posse, und das war auch den Engländern vollkommen gleichgültig; sie bedurften lediglich einer Fiction, um als Protectoren eines von ihnen ins Dasein gerufenen „Königs" politische Ansprüche in Centralamerika geltend zu machen."

2) Schon bei Colom an der Stelle von Bluefields Town die Notiz: Indisch dorpjen.

Rede ist. Die Bevölkerung beträgt an 6000 Seelen, und obwohl die Stadt 1855 durch ein nordamerikanisches Kriegsschiff eingeäschert wurde, hat sie bald wieder raschen Aufschwung genommen. Ob Greytown als das, was es factisch ist, als ein souveräner Freistaat, gegenüber Nicaragua's Ansprüchen, die Anerkennung der Mächte erhalten wird, steht dahin.

Die vereinigten Staaten erkannten in der englischen Occupation der San Juan-Mündung sogleich die Absicht, sich der Herrschaft des künftigen Kanales zu bemächtigen, und garantirten in einem Vertrage mit Nicaragua das ganze Gebiet dieser Republik. Zugleich erkauften sie von der Republik Honduras die in der Fonsecabai liegende Insel Tigre. Die Gefahr eines Krieges zwischen England und der Union beseitigte der sogenannte Clayton-Bulwer-Vertrag vom 19. April 1850. Beide Mächte sollen kein ausschließliches Recht über den künftigen Kanal haben; sie sollen keine den Kanal beherrschende oder demselben nahe Befestigungen errichten; sie sollen überhaupt keinen Theil von Centralamerika (einschließlich der Mosquitoküste) einnehmen, befestigen oder colonisiren, oder Herrschaft darüber ausüben; sie sollen kein Protectorat und keine Allianz dazu benutzen, um die in den letzten beiden Punkten untersagten Zwecke zu erreichen, sie sollen für ihre Staatsangehörigen und deren Handel und Schifffahrt keine Rechte und Vortheile von einem der Kanalstaaten erwerben oder behalten, die nicht den Staatsangehörigen des andern Theils auch angeboten würden. Die Auslegung des Vertrages hat neue Streitigkeiten geboren. Die Union liest eine Verzichtleistung auf die Bay-Inseln, ein Aufgeben des Mosquitoprotectorates, ja eine Einschränkung von britisch Honduras in die Grenzen von 1786 heraus; freilich Auslegungen sehr zweifelhafter Natur, denen England seine Beistimmung versagt. Inzwischen sind nach der unter dem Volke der vereinigten Staaten nur zu sehr verbreiteten rechtslosen Anschauung Versuche gemacht, durch einen Gewaltstreich den Knoten zu zerhauen. Flibustierschaaren, von dem berüchtigten Walker (vgl. S. 630) geführt haben zu wiederholten Malen versucht, sich in den Besitz von Nicaragua zu setzen, das seit drei Jahren der Tummelplatz innerer Kriege geworden ist. So sind die Zustände von Centralamerika und die sich anknüpfenden politischen Fragen noch verworren; neben den großartigen Streitfragen gehen Grenzstreitigkeiten der Republiken unter sich her, die wir nicht ins Einzelne verfolgen.

Daß England in den centralamerikanischen Angelegenheiten mit Mäßigung auftreten will, beweist der am 27. August 1856 mit Honduras abgeschlossene Vertrag. Die Bay-Inseln werden ein freies Gebiet unter Oberhoheit von Honduras. Den Mosquitos will England rathen, gegen eine Entschädigung die Küste von Cap Gracias á Dios bis Cap Honduras abzutreten.

Centralamerika ist uns endlich noch wichtig als ein Ziel deutscher Emigration. Die Regierung von Nicaragua beschloß, der Berliner

Colonisationsgesellschaft unentgeldlich ein ziemlich großes Gebiet zu überlassen; allein die raub- und mordlustige Mischlingsbevölkerung dieses Staates, so wie die dort herrschenden politischen Wirren veranlaßten die Deutschen, welche die Absicht hatten, sich dort niederzulassen, Costa Rica vorzuziehen, welches vorzugsweise des milden Klimas, Bodenreichthums, der Sicherheit des Lebens und Eigenthums, besonders auch des harmlosen Charakters der Einwohner wegen deutschen Einwanderern, die einige Geldmittel haben, empfohlen wird. Trotzdem sind bis jetzt alle Colonisationsversuche gescheitert, sowohl die erste deutsche Ansiedlung, die am Fuße des Vulkans Miravalles begründet werden sollte, als die zweite, welche v. Bülow in das im Hochlande von Costa Rica gelegene Angostura führen wollte. Ein neuer Versuch sollte im Thale des San Carlosflusses gemacht werden.

Das Mißlingen vieler Ansiedlungen hat darin seinen Grund, daß sie an dem für Deutsche ungesunden Küstensaume angelegt werden, statt auf der Hochebene. „In den Hochebenen Centralamerikas," sagt Scherzer, „hat der Ansiedler weder die entnervende Hitze eines nordamerikanischen Sommers, noch die furchtbare Kälte eines nordischen Winters zu ertragen. In einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde, auf einem Boden, der nie gedüngt zu werden braucht und gleichwohl zwei bis drei Jahresernten giebt, kann er sich das ganze Jahr hindurch ungestört einer landwirthschaftlichen Thätigkeit hingeben, ohne darum irgend einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit zu besorgen. Auf den Plateaux von Costa Rica, Honduras und Guatemala, in einer Höhe von 3000—5000′ über der Meeresfläche, giebt es culturfähige Strecken von unermeßlicher Ausdehnung und Fruchtbarkeit, wo Millionen Ansiedler Raum und reichlich lohnende Beschäftigung finden."[1])

Die erste Bedingung alles Gedeihens bleibt bei alle dem ein geordneter und friedlicher Zustand der Republiken, der noch in weiter Ferne zu liegen scheint. Die Zerfallenheit, wenn nicht völlige Hoffnungslosigkeit der politischen Zustände ist gerade durch Scherzer's Werk in ein richtiges und helles Licht getreten.

§. 11.

Westindien.

Da die S. 623 ff. geschilderte Landbrücke nicht von der Mitte der beiden Hälften des Erdtheils ausgeht, sondern sich an die Westenden

1) J. Fröbel, Deutsche Auswanderung: Diese Länder werden schon in einigen Jahrzehnten etwas ganz anderes sein, als was sie jetzt sind, und in fernerer Zukunft wird man sie zu den bevorzugtesten Räumen auf der Erdoberfläche zählen, von denen die Culturgeschichte zu berichten hat. Für den Augenblick aber werden nur Menschen vom energischsten Charakter und vom abenteuerlichsten Sinne als Einwanderer hier ihre Rechnung finden, bis einmal die Bürgerkriege ihr Ziel erreicht haben werden, und bis entschieden ist, ob auch hier der anglo-amerikanische Geist die Oberhand bekommen, oder aus mannigfachen anderen Elementen sich ein eigenes centralamerikanisches Leben gestalten wird. In beiden Fällen wird das deutsche Element hier auch seine Rolle spielen; aber zu einer selbstständigen ist es zu spät, denn diese hätte sicher begründet werden müssen, ehe übermächtige anglo-amerikanische Interessen sich hier festsetzten.

ansetzt, so mußte schon dadurch ein großer östlicher Meerbusen, das amerikanische Mittelmeer, entstehen. Da nun aber Nordamerika auch an seinem Südostende eine Halbinsel, Florida, in das Meer streckt — da sich von Florida bis zum Orinocodelta eine der Landbrücke von Mittelamerika parallele Inselbrücke hinzieht, so bildet sich hier ein abgeschlossener Meerestheil, der mit dem atlantischen Ocean durch viele Durchfahrten und Straßen zusammenhängt. Aber dieses Binnenmeer zerfällt in zwei Hälften, eine kleinere nordwestliche und eine größere südöstliche, wie das Mittelmeer der Ostfeste in eine östliche und westliche Hälfte zerfällt. Die beiden Halbinseln Yucatan und Florida nähern sich nämlich auf 100 M., und von diesen nimmt noch an 50 M. die Nordwestküste der sich hier dazwischen erstreckenden Insel Cuba ein. Im Nordwesten der so entstehenden zwei Durchfahrten, der Straßen von Yucatan und Florida, liegt der Meerbusen von Mexico, nur im östlichen Theile 4000—7000′ tief, mit dem Zufluß mächtiger Ströme und meistens flachen Küsten; im Südosten das caribische Meer oder das Antillenmeer, ein vulkanisches Becken mit Gebirgsklüften und einer mittleren Tiefe von 6000′. In sein Becken strömt zwischen Trinidad und Tabago der Golfstrom ein, der aus dem Meerbusen von Mexico durch die Straße von Florida wieder ausströmt. Zwischen dieser Straße und 28° NB. ist in der Tiefe ein kalter Gegenstrom vorhanden. Die Durchsichtigkeit des Antillenmeeres ist eben so berühmt, als die Gefahren verrufen sind, welche es durch die vielen Inseln, Klippen und Bänke bei den hier so häufigen Stürmen für die Seefahrer hat.

Die hier verstreuten 300—400 größeren und kleineren Inseln mit 4600 □M. Flächeninhalt faßt man unter dem Namen Westindien[1] zusammen, weil die ersten Entdecker nicht einen neuen Continent, sondern das westliche Indien gefunden zu haben glaubten. Cuba galt für Cipango oder Japan. Auch bildet Westindien in der That ein Seitenstück des ostindischen Archipels. Die Bahamagruppe ausgenommen werden die westindischen Inseln auch unter dem Namen der Antillen zusammengefaßt. Sie liegen zwischen 10 und 27° NB., also fast ganz innerhalb des Wendekreises. Ihre Hauptrichtung geht von Nordwesten nach Südosten; ihr entspricht die längliche Gestalt der meisten Inseln. „Hingesät von den Mündungen des Orinoco bis zum Cap der Floridahalbinsel scheinen sie die Blumen einer Guirlande zu sein, welche das Schwesterpaar der beiden Amerika freundlich mit einander verbindet."

Die Antillen sind die höchsten Erhebungen eines ausgedehnten Seehochlandes, nach Andern die Reste eines zersprengten Festlandes, die Ruine einer untergegangenen Vorwelt, welche die beiden Hälften

1) Man hat den Vorschlag gemacht, Westindien den Columbischen Archipelagus zu nennen.

von Amerika verband. Die großen Inseln, wie die Halbinseln Yucatan und Florida, haben unterseeische Vorstufen von Sandbänken um sich und dadurch noch jetzt submarinen Zusammenhang. Jedenfalls waren zu der Zeit, als die Vierfüßler der neuen Welt sich über ihre weite Oberfläche verbreiteten, die Antillen schon Inseln, denn auf ihnen fehlen sie gänzlich. Die Spanier fanden hier nur verschiedene Affenarten, einige Beutelthiere und Armadille, Faulthiere und Fischottern; die europäischen Hausthiere sind eingeführt, so wie die zur Landplage gewordenen Ratten.

Die Antillen lassen sich ebenso ihrer Beschaffenheit wie ihrer Lage nach deutlich in eine innere, westliche, und eine äußere, östliche Reihe theilen. Die erste beginnt der Halbinsel Yucatan gegenüber mit Cuba, und endigt mit Granada; zu ihr gehören die größten und meisten Inseln. Diese Reihe ist durchaus gebirgig; die kleineren sind zugleich durch und durch vulkanisch. Die Westküsten derselben steigen hoch und steil auf, haben sichere Häfen und tiefen Meeresgrund; die Ostküsten sind flach und mit seichten, durch Korallenbänke verschlossenen Häfen versehen. Die östliche oder äußere Reihe enthält flache, trockene Kalkinseln. Zu ihr gehören die Bahama-Inseln, Anguilla, Barbados, Antigua. In den beiden Hälften von Guadalupe treten beide Reihen dicht an einander und bleiben weiter südlich auf mehreren Inseln vereinigt, bis Barbados wieder als reine Kalkinsel auftritt. Man könnte noch eine dritte Inselreihe annehmen, welche vom Orinocodelta an der Küste von Venezuela mit den großen Antillen parallel läuft. Sie ist gebirgig aber nicht vulkanisch, und, wie bemerkt, das Bruchstück einer der Küstencordillere von Venezuela parallelen Kette.

Gold und Silber fanden die europäischen Entdecker auf diesen Inseln nicht vor; aber vortrefflich gediehen in den Plantagen die sogenannten Colonialwaaren, vor allen Zuckerrohr und Kaffee, dann auch Baumwolle, Cacao, Taback. Die Wälder enthalten seltene und kostbare Holzarten, den Mahagony- und Campechebaum u. a. Da man aber den Boden durch den steten Anbau einer und derselben Pflanze erschöpft und durch Ausrottung der Wälder, welche in der Zeit der Entdeckung alle Inseln üppig bestanden, Wassermangel veranlaßt hat, so hat die Fruchtbarkeit, namentlich die der kalkgründigen kleinen Antillen, gegen früher sehr abgenommen. Unter die Plagen, die allen gemein sind, gehört ein für die Europäer in der nassen Jahreszeit ungesundes Klima (das gelbe Fieber hier vorzüglich heimisch), heftige Wirbelstürme (Tornados), die besonders von August bis October schnell hinter einander aus allen Weltgegenden losbrechen, Schiffe auf das Land werfen, die ältesten Bäume entwurzeln und zuweilen ganze Städte vernichten, die sündfluthartigen Regengüsse und häufige Erdbeben. Die Bahama-Inseln und Trinidad sind von den genannten Plagen nicht mehr heimgesucht.

Die Spanier fanden auf den Bahama-Inseln, auf Cuba und Haiti einen sanften, weichlichen Menschenstamm, schlichten und zutraulichen Gemüths. Unter Häuptlingen oder Caziken führten sie ohne Wildheit und Roheit ein patriarchalisches Kindesleben. Die Spanier erschienen ihnen als Söhne der Götter, begabt mit der Gewalt des Blitzes und Donners, verwachsen mit ihren Rossen. Aber bald zeigten sich die Göttersöhne von menschlicher oder vielmehr von teuflischer Seite. Das durch Frohnarbeit zu Tode gedrangsalte, von Bluthunden zu Tode gehetzte Volk war unter den Spaniern bald ganz verschwunden. Auf andern Inseln dagegen trafen die Entdecker wilde Cariben, das Schrecken ihrer unkriegerischen Nachbarn.[1] Als die Corsaren der neuen Welt, die auf ihren aus einem einzigen Baumstamme gehöhlten Kähnen Tod und Verderben von einer Insel zur andern trugen, traten sie den Europäern entgegen, furchtbar durch ihre Stärke, Grausamkeit und Gewandtheit. Dort galt es einen härtern Strauß; jedoch von einer Insel auf die andere gedrängt, wurden sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wie unten genauer anzugeben, aus dem westindischen Archipel deportirt. Hier und da soll es noch zerstreute Caribenfamilien auf den Inseln geben. So ist den Eingebornen keine Stätte geblieben, und sechs europäische Nationen und Neger haben sich in Westindien getheilt.

Die Gesammtbevölkerung schlägt man auf $3^2/_3$ Mill. an, die gedrängteste Bevölkerung, welche Amerika aufzuweisen hat. Auf einigen kleinen Inseln, z. B. Barbados, kommt die Dichtigkeit der Bevölkerung den volkreichsten Gegenden der Erde gleich. Unter jener Zahl befinden sich über 600,000 Europäer und Creolen, Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, wenig Dänen, Schweden, Deutsche; etwa 1,000,000 freie Farbige und Mulatten; 2,000,000 Neger, die auf den englischen, französischen und schwedischen Inseln frei sind. Die Bewohner sind auf den kleinen Inseln theils in einigen Seestädten zusammengedrängt, theils in einzelnen Plantagen, die aus dem Pflanzerhause, Wirthschaftsgebäuden und Negerhütten bestehen, über die ganze Insel zerstreut.

Spanien besitzt in den Generalcapitanaten Havana und Puerto Rico 2500 □M., 1,800,000 Einw., England 671 □M., 816,000 Einw., Frankreich in den Gouvernements Martinique und Guadalupe 48 □M., 263,000 Einw., die Niederlande in den Gouvernements St. Eustaz und Curassao 12 □M., 30,000 Einw., Dänemark 8 □M., 47,000 Einw., Schweden 2 □M., 18,000 Einw.

Das britische Westindien zerfällt in elf Gouvernements: Jamaica, St. Christoph, Nevis, Anguilla, Jungferninseln, Antigua (Barbuda, Monserrat), Dominica, St. Lucia, St. Vincent (nördliche Grenadillen),

---

1) Seb. Frank: Die jungen knecht so sy fahen, verschneiden sy wie die hammel, damit sy dester ee feyßt werden, zu tödten. So sy aber ein mann fahen, der nit mer zunimmet, so tödten sy yn also wie er ist, essen den leib, hend vnd füß auch das gederm also frisch, den kopff vnd ein teyl des cörpers saltzen sy eyn vnnd henckens auff, biß zu seiner zeit, so sy aber weiber fahen, die essen sy nit, behaltens aber nit anders dann wie die hennen der eyer halben, das sy soll kinder tragen, so sy alt werden, brauchen sys für Sclaue.

Grenada (südliche Grenadillen), Barbados, Tabago, Trinidad. Die Gouverneure regieren mit ziemlich unumschränkter Gewalt. Die gesetzgebende Gewalt theilen sie mit den Parlamenten der einzelnen Gouvernements. Dieselben bestehen aus dem Rathe (Oberhaus, Council), welchen der König ernennt, und aus dem Unterhaus (Assembly), das von den Einwohnern aus den Weißen gewählt wird. Die episcopalen Gemeinden sind am zahlreichsten und stehen unter den Bischöfen von Jamaica, Antigua und Barbados.

Als 1833 die Neger zur Bestimmung der an die Sklavenbesitzer zu zahlenden Vergütung gezählt wurden, fanden sich 587,118; ihren Besitzern wurden 20 Mill. Pfd. Sterl. ausgezahlt. Freilich zeigte sich auch hier, daß der befreite Neger unlustig zur Arbeit ist. Um die Plantagen nicht eingehen zu lassen, mußte man Kulis, Arbeiter aus Ostindien, kommen lassen.

I. Die großen Antillen.[1])

Sie haben einen Flächeninhalt von 3850 □M. und sind von Gebirgsreihen durchzogen, welche eine der Hauptausdehnung der Inseln parallele Richtung verfolgen, Trümmer einer Kette, welche einst, wie das Küstengebirge von Venezuela, in einer den Cordilleren entgegengesetzten Direktion gehoben wurde.

1. Cuba wurde von Colon den 28. October 1492 entdeckt, anfangs Juana (Johanna), auch Ferdinandina genannt, 1508 durch Sebastian Ocampo zuerst umsegelt und als Insel erkannt. 1511 waren die Spanier Herren des Landes, 1560 die Eingebornen völlig erloschen. Cuba bildet noch heute ein spanisches Generalcapitanat. Die reiche Insel wurde vom Mutterlande so vernachlässigt, so verkehrt verwaltet, daß 1627 die weiße Bevölkerung 60,000, noch 1774 kaum 96,000 Köpfe betrug. Sie brachte dem Mutterlande Nichts ein, sondern erheischte nur Geldopfer. Beschränkender Druck lastete auf der Insel, die z. B. nur mit den Städten Sevilla und Cadiz in Verkehr stehen durfte. Nachdem Spanien seine Besitzungen auf dem Continente eingebüßt hatte, wußte es den Werth der Insel richtiger zu würdigen. Die Bevölkerung und der Anbau hoben sich seit jener Zeit ungemein, obgleich immer noch der geringste Theil der Bodenfläche von der Cultur in Anspruch genommen ist. Im Jahr 1841 zählte man 419,000 Weiße, 88,000 freie Mulatten, 65,000 freie Neger, 436,000 Sklaven. 1846 hatten die Weißen um etwa 17,000 zugenommen, dagegen die übrigen Zahlen sich vermindert. Jetzt hat die Gesammtbevölkerung bedeutend zugenommen. Cuba gewährt Spanien jährlich über 12 Mill. Piaster reine Einnahme.

---

1) Der Name (bei Alten auch Antillanen) soll zuerst bei Martin Angbiera 1493 (S. 517.) vorkommen. Bei älteren Geographen findet sich der Name auf die kleinen Antillen beschränkt, die bei ihnen auch Camercanes oder caribische Inseln, bei Seb. Münster Canibaleninseln heißen. Später kommt auch der Name Zuckerinseln vor, von dem Hauptprodukt entlehnt.

Bald richtete ein begehrlicher Nachbar seine Augen auf „die Königin der Antillen“ und wußte sich unter den vielfach unzufriedenen Bewohnern Sympathien zu erwecken: die allmählig an den mexikanischen Golf und nach Florida vorgeschrittene Union. Cuba bildet den Schlüssel des genannten Meerbusens und hat mit seinen vielen vortrefflichen Häfen eine nicht minder wichtige Lage für den Handel, als für die maritime Vertheidigung der südlichen Staaten der Union. Havana, einer der schönsten Häfen von Amerika, einer der ersten Handelsplätze der Erde, ist die natürliche Niederlage für New-Orleans und Vera Cruz; ein natürlicher Vereinigungspunkt der von der Union, Mexico und Haiti auslaufenden Verkehrswege. Amerikaner sind nicht die Leute, vor solchen Vortheilen die Augen zu schließen, oder über die Wege zu ihrer Erreichung allzu scrupulös zu sein. Zu Anfang 1848 wurde im Senat „die Annexation Cuba's“ beantragt. Schon vorher hatte man Spanien 100 Mill. Dollars für die Insel geboten. Als diese Macht ablehnend antwortete, beschloß die demokratische Partei durch Freibeuterzüge den Knoten gewaltsam zu lösen. Im Mai 1850 unternahm General Lopez den ersten Flibustierzug, der völlig mißlang. Der zweite Einfall geschah im August 1851 und scheiterte ebenfalls; Lopez starb unter Henkershand. Bei dem Allen ist der Plan, Cuba von Staatswegen durch Unterhandlung, oder durch neue Raubzüge zu „annectiren,“ um so weniger aufgegeben, als sich 1855 auf Cuba selbst Bewegungen zeigten, die mit Strenge unterdrückt werden mußten. Die 1854 in Ostende versammelten Gesandten der Union in Europa gaben die merkwürdige Erklärung ab; „daß nach Zurückweisung einer entsprechenden Kaufsumme für Cuba durch Spanien, und bei der Vergewisserung, daß Cuba in seinem gegenwärtigen Verhältniß den innern Frieden und die Existenz der Union gefährde, letztere ganz in ihrem Rechte sein werde, die Insel Spanien zu entreißen, wenn sie die Macht dazu besitze.“ Die Regierung ist zwar dieser Ansicht nicht beigetreten, hat aber auch nie mit Frankreich und England zusammen Spanien den Besitz von Cuba garantiren wollen. Da jedoch jene beiden Mächte durchaus nicht geneigt sind, auf die Anschauungen des amerikanischen Volkes über „friedliche oder gewaltsame Annexation“ Cubas einzugehen, so dürfte die Cubafrage schwerlich ohne kriegerischen Zusammenstoß zu lösen sein, ein Conflikt, der auch wohl über das Geschick aller westindischen Inseln entscheiden würde.

Auf einer Jamaica und Haiti zugekehrten Kante, die vom Cap de Cruz bis Cap Mayfi, 20° 16′ 40″ NB., 56$^1/_2$° WL., 50 M. von Westen nach Osten zieht, streckt sich — wie Manche sagen in Raupengestalt — der Leib der Insel nach Nordwesten, bis am Ende ein nach Südwesten gerichteter Anhang sich Yucatan zuneigt. Das Cap San Antonio, 21° 50′ 37″ NB., 67$^1/_3$° WL., ist der westlichste Punkt. Die ganze Länge beträgt 180 M., die Breite von 6—22, durchschnittlich 11 M., der Flächeninhalt 2100, mit den vorliegenden

kleinen Inseln 2300 □M. Die Insel hat ausgedehnte Fruchtebenen (Vegas), ist aber doch vorherrschend gebirgig. Im Westen zieht ein 2000′ hohes Hügelland, im Osten an der Kante hohes Gebirgsland mit der Sierra de Tarquino, 7000′ (8400′?) und der Sierra de Cobre. Unter den 150 Küstenflüssen sind einige schiffbar. Die Küsten sind flach und durch eine Menge trefflicher Hafenbuchten ausgezeichnet; nur erschweren Untiefen und Riffe den Zugang. Die Colonialprodukte werden auf Cuba in vorzüglicher Güte gewonnen, der Taback ist vor allem berühmt, und eine ächte Havanacigarre, das (nur selten unzweifelhaft erreichte) Ideal aller Raucher.

Im Jahre 1819 hatte Cuba 1,832,062 Einw.; davon betrug die weiße Bevölkerung 564,698, Mulatten (Pardos) 216,176, Sklaven (Morenos) 662,587. Der Negerschleichhandel wird noch immer eifrig betrieben, und man rechnet, daß jährlich 30,000 Sklaven eingeführt werden. Nur ein kleiner Theil der Creolenbevölkerung ist einem Anschluß an die Union geneigt, Mulatten und Neger demselben abhold, die Kirche entschieden dagegen gestimmt.

Die Insel zerfällt in drei Departimientos, D. occidental mit der Hauptstadt Havana, D. oriental mit der Hauptstadt Santiago, und D. del Centro mit der Hauptstadt Puerto Principe. In den ersten Zeiten der spanischen Occupation hing sie kirchlich mit Louisiana und Florida von dem Erzbischof von St. Domingo ab. Seit 1518 giebt es ein Bisthum in Baracoa. 1788 wurde die Insel in zwei Bisthümer getheilt, Havana und S. Jago; das letztere ist 1804 zum Erzbisthum erhoben.

Die 1519 angelegte, später stark befestigte Hauptstadt (Cristoval de) Havana, la Habana, liegt an der Nordküste auf dem nördlichsten Punkte der Insel, in dem engen Eingange einer in drei Buchten zerspalteten Bai, die einen geräumigen, sichern Hafen (für 1000 Schiffe) bildet. Gegen 4000 Schiffe laufen jährlich ein und aus, die Küstenfahrer ungerechnet. Auf der westlichen Seite der Einfahrt liegt das Fort San Salvador de la Punta und die Stadt, auf der Ostseite das Fort Morro und die 1764 mit ungeheuren Kosten aufgeführte Citadelle oder Fort Cabaña; auch auf der Landseite ist Havana mit einer Kette von Befestigungen gegürtet. Die Stadt ist nicht schön; die Straßen sind enge und krumm, ungepflastert und schmutzig, die Häuser unansehnlich. Die schönste Straße ist der dreiviertel Stunden lange, breite, mit schönen Gebäuden besetzte Paseo de Isabel, der am Meere endigt, der Corso von Havana. Die Plaza de Armas ist einer der schönsten Plätze der Stadt. An ihm der Palast des Gouverneurs; eine Kapelle, in welcher die erste Messe jenseits des Oceans gehalten wurde. Die Statue Ferdinands VII. in der Mitte des Platzes ist von Gruppen der prachtvollsten Palmen und Brodbäume umgeben. Zur Abendzeit ist hier der Mittelpunkt des Lebens. Man ergeht sich in der köstlichen Abendluft, und der hier so hell strahlende Sternenhimmel, die sanften Lüfte von der See, die Wohlgerüche Westindiens machen einen erfrischenden und entzückenden Eindruck. Unter den Kirchen zeichnet sich die Kathedrale durch großartige und würdig-einfache Dimensionen aus. In der Nähe des Hochaltars ruhen seit 1794 die Gebeine Colon's. Die Grabschrift lautet zu deutsch:

Reste und Bildniß des großen Colon!
Währet tausend Jahrhunderte, in der Urne bewahrt
Und in der Erinnerung unseres Volks.

Universität. 180,000 Einw. Die Lage ist ungesund und die Stadt häufig vom gelben Fieber heimgesucht. Havana ist eine blühende Handels- und Fabrikstadt (Chocolade, Cigarren). Die Reichen haben in der nahe gelegenen Stadt Guanobacoa Villen und Landhäuser. Eisenbahn führt von Havana nach (San Carlos de) Matanzas, der zweiten Handelsstadt der Nordwestküste, die mit der Hafenstadt Cárdenas auch durch einen Schienenweg verbunden ist. 25,000 Einw. Remedios, 8000 Einw., Nuevitas, Baracoa, die älteste von Diego Velasquez 1512 gegründete Niederlassung, sind Hafen- und Handelsplätze an der Nordküste, von Nordwesten nach Südosten aufgezählt.

An der Südkante: Santiago de Cuba, 1514 von Diego Velasquez erbaut und bis 1589 die Hauptstadt der Insel, feste Hafenstadt und Sitz des Erzbischofs, der meist in Havana residirt. Gegen 30,000 Einw.

An der Südwestküste: Trinidad, 13,000 Einw. Xagua, an einer schönen Bucht mit engem Eingange, in welcher, mitten im salzigen Wasser, süße Quellen aus dem Meeresboden aufsprudeln. Cienfuegos. Die Plätze las Guines und Batabano durch Eisenbahn mit der Havana verbunden.[1]

Im Innern die größte Stadt Puerto Principe, 50,000 Einw., durch Bahn mit Nuevitas verbunden. Oberster Gerichtshof, Cigarrenfabriken. Espiritu Santo, 11,000 Einw. San Salvador de Bayamo, 12,000 Einwohner.

Unter den umliegenden Inseln ist die größte Isla de Pinos, d. i. Tanneninsel, mit viel Mahagonyholz, mit der Colonie Nueva Gerona. Sie liegt südlich vom nordwestlichen Zipfel, dem Hafen Guines gegenüber. Oestlich davon ein Archipel von Coralleninselchen; die nördlichen heißen Gärten des Königs, die südlichen Gärten der Königin (Jardines y Jardinillos del Rey y de la Reyna). So nannte sie Colon auf der zweiten Reise 1494, „weil durch das anmuthige Gemisch von der silberblätterigen Tournefortia gnaphaloides, von blühenden Dolichosarten, von Avicennia nitida und Manglehecken (Rhizophora), die Koralleneilande wie einen Archipel von schwimmenden Gärten bilden.“ A. v. Humboldt, dessen Worte wir eben angeführt, hat diese reizenden Inseln öfters besucht und untersucht.

2. Jamaica ward von Colon auf seiner zweiten Reise 1494 entdeckt und San Jago genannt. Auf der vierten Reise litt er 1503 an der Küste Schiffbruch und bewog durch erfüllte Vorhersagung einer Mondsinsterniß die Indianer, ihm Lebensmittel zu liefern. 1509 wurde Jamaica von den Spaniern besetzt, vor denen die Urbewohner bald zusammenschmolzen. Seit 1545 stand die Insel unter den Nachkommen Colon's, bis die männliche Linie derselben ausstarb und die Statthalterschaft durch weibliche Descendenz an das Haus Braganza kam. Als dieses 1640 sich des Thrones von Portugal bemächtigte, zog Spanien die Statthalterschaft ein, ohne sich ihres Besitzes lange zu freuen. Denn 1655 nahmen die Engländer die Insel ein; sie ward von da ab der Hauptstützpunkt englischer Macht in den westindischen Gewässern. Jamaica beherrscht das ganze Mittelmeer, die Küste von Mittelamerika und Venezuela und die Verbindung derselben mit den übrigen Antillen und mit Europa.

---

1) 1858 hatten die Eisenbahnen auf Cuba eine Länge von 360 engl. Meilen.

Die von Cuba 20, von Haiti 22 M. entfernte Insel ist 32 M. lang und 12 M. breit. Nördlichster Punkt: Cap Montegobai, 18° 32′ NB., südlichster Cap Portland, 17° 44′; der westlichste Punta South, 61° 5′ WL., der östlichste Cap Morant, 58° 35′. Der Flächeninhalt beträgt 269 □M. Die flache Küste ist mit vielen Bänken und Riffen umgeben und hat schwer zugängliche Hafenstellen. Im Innern erhebt sich ein bewaldetes, von vielen Thälern zerrissenes Gebirgsland. In den östlich liegenden blauen Bergen (Blue Mountains) der Coldridge, 7680′, der höchste Punkt auf den Antillen. Der Südabhang ist steil und bewaldet, am Nordhange allmähliche Abdachung in Hügellandschaften und Alluvialebenen, welche die fruchtbarsten Theile der Insel bilden. Ueber hundert kleinere und größere Bergflüsse; der einzige, Black-River, ist schiffbar. Mehrere Seen.

Die Zahl der Einwohner beträgt 400,000. Darunter 35,000 Weiße, meist Engländer, die übrigen Neger und Farbige. Die Zahl der Sklaven betrug sonst 300,000. Eine 1735 im Innern begründete Republik von Maronnegern mit der Stadt Nauny, wurde 1738 von den Engländern anerkannt, aber 1795 völlig bezwungen, die Neger nach Canada und Neu-Schottland geführt. Die Brüdergemeinde, die Methodisten und andere Dissenters haben hier Missionsplätze.

Die Insel zerfällt in die Grafschaften Middlesex, Surrey und Cornwall.

Die Hauptstadt Spanish Town (San Jago de la Vega) liegt am Flusse Cobre unweit der Südküste, Sitz des Gouverneurs und aller Behörden. Das Aeußere der 1520 angelegten Stadt ist alt und finster, doch enthält sie einige schöne Gebäude. 7000 Einw. An der Mündung des Cobre der Hafen und Handelsort Passage-Fort. Die größte Stadt Kingston, auch an der Bai gleiches Namens, eine neue, regelmäßig und schön angelegte Stadt, ist stark befestigt und treibt lebhaften Handel. Der Hafen faßt 1000 Schiffe. 36,000 Einw. Die ehemalige Hauptstadt Port Royal auf einer Landzunge der Bai von Kingston, unweit dieser Stadt, mit einem guten und stark befestigten Hafen. 1693 durch Erdbeben und später durch Orkane zerstört. 15,000 Einw. Schiffswerfte und Seehospital. Montego-Bai, Hafen und Handelsplatz an der Nordküste, 6000 Einw.

Zwischen Jamaica und Yucatan liegen die Caimaninseln, Groß- und Klein-Caiman und Caiman-Braque, reich an Schildkröten und Fischen. Nur die erste ist von 3000 Nachkommen der Flibustier bewohnt. Sie sind gute Lootsen und Matrosen und leben unter einem eigenen Oberhaupte; nur Friedensrichter werden von Jamaica aus angestellt.

3. Haiti (d. h. in der Sprache der Ureinwohner „gebirgig“), von Cuba durch die Windward-Passage geschieden, die gegliedertste unter den Antillen, mit vier bis fünf Halbinselfortsätzen und mehreren Gestadeinseln, wurde von Colon auf der ersten Reise am 6. December 1492 gefunden und Española, nachher gewöhnlich Hi-

spaniola (Klein-Spanien) genannt,[1]) später Santo Domingo nach dem Namen der Hauptstadt. Die Eingebornen bildeten fünf Reiche unter Caziken, verschwanden aber seit 1495 vor spanischer Vergewaltigung. Von einer Million waren 1507 noch 60,000 vorhanden. Um die Lücke in den Arbeitskräften zu füllen, wurden Neger eingeführt. So war die Insel spanisch, doch fast weniger von Menschen besetzt als von Stieren, die frei geworden in den Savannen des Innern sich unglaublich vermehrten. Auf den kleinen Nachbarinseln, besonders in Tortuga (Schildkröteninsel) aber hatten sich im 17. Jahrhundert Auswürflinge von Europäern als die kühnsten Freibeuter und Corsaren auf spanische Silberflotten angesetzt, Flibustier genannt,[2]) und wehe auch dem größten Orlogschiffe, das sie einmal geentert hatten. Sie standen mit Anderen in Verbindung, welche im Westen Domingo's vom Einfangen der Büffel, deren Felle ein guter Handelsartikel, und deren Fleisch eine ihrer Speisen war, lebten (Bukanier, von Bukan, Hütte). Erst unter Ludwig XIV., seit 1664, wurde daran gedacht, diese Menschen, meist Franzosen, zu einer bleibenden Ansiedelung auf dem westlichen Theile der Insel zu vermögen; sie wurden mit Weibern versehen, vertheidigten sich gegen die Spanier, und wurden im Frieden von Ryswick 1697 von König Karl II. als französische Colonie anerkannt. Sie gediehen vortrefflich, und 1789 hatte das französische Drittel 11,500 Plantagen und $^1/_2$ Mill. Einw., die spanischen zwei Drittel 5,500 Plantagen und 125,000 Einw. Die eigentlichen Europäer waren nicht zahlreich, bildeten aber mit den Creolen, d. i. den im Lande gebornen Weißen, die herrschende Kaste. Daneben freie Mulatten und die überwiegende Anzahl der Negersklaven. Seit dem Ausbruche der französischen Revolution zündete die Idee der Freiheit auf der Insel und mischte sich mit dem erbitterten Hasse und Kampfe der Racen. Da die Freilassung der Neger den weißen Pflanzern ungemein geschadet hätte, so stellte die Nationalversammlung durch das Decret vom 15. Mai 1790 nur die Mulatten den Weißen bürgerlich gleich. Deshalb brachen unter den Negern, die auch frei sein wollten, häufige Empörungen aus, so daß die Nationalversammlung jenes Decret wieder zurücknahm. Nun aber wollten die Mulatten nicht wieder unter das Joch und fingen an sich auch zu empören. Daher wurde das Decret vom 15. Mai wieder in Kraft gesetzt und am Ende selbst den Negern das Bürgerrecht ertheilt. Da nun letztere nicht mehr arbeiten, sondern sammt den Mulatten die Herren spielen wollten und große Unordnungen veranlaßten, so sandte die herrschende Jacobinerpartei im Herbst 1792 zwei Commissäre mit 6000 Mann hinüber, um die Neger und Mulatten den rechten Gebrauch der Freiheit zu lehren. Allein

1) Der Name Española bedeutet nicht Klein Spanien, sondern (sc. Tierra oder Isla) Spanisch-Land (oder Insel). Aber nichtspanische Geographen latinisirten das Wort, von dem ähnlichen Klange getäuscht, in Hispaniola.

2) Vom englischen Freebooter, d. i. Freibeuter, oder vom holländischen Flieboot, d. i. zweimastiges Handelsboot.

diese Macht war gegen die wuthentbrannten Neger viel zu schwach, und da die Weißen unter sich nicht einig waren, weil ein großer Theil royalistisch gesinnt war, so fielen die Neger auf der ganzen Insel über die Weißen her und ermordeten alle sammt Weibern und Kindern, diejenigen ausgenommen, die sich in feste Plätze geflüchtet hatten. Aber auch die Hauptstadt fiel zuletzt in die Hände der Neger, die auch hier alle Weißen, die sich nicht auf Schiffe retten konnten, ermordeten, worauf sie die ganze Stadt einäscherten und alle Pflanzungen verheerten.

Jetzt glaubten die Spanier im andern Theile der Insel, sich dadurch zu Herren der Insel machen zu können, daß sie die Negerhäuptlinge durch Geld, Titel und Orden zu gewinnen suchten; aber der klügste dieser Häuptlinge, Toussaint l'Ouvertüre,[1]) Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, benützte das französische Decret als eine Brücke zur Unabhängigkeit, indem er sich zum Schein für die französische Republik erklärte. Die Commissäre ließen sich täuschen und so kam es, daß allmählig die schwarze Republik auf dieser Insel unter seine Oberleitung kam und sich dem französischen Einflusse ganz entzog. Der Anführer Toussaint, der es wagte, „als der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen" (Napoleon) zu schreiben, proclamirte 1801 die Republik Haiti. Zwar erlag Toussaint und starb 1803 in einem französischen Kerker, aber neue Parteihäupter warfen sich auf und in Toussaint's Todesjahre räumten die Franzosen die Insel. Der Neger Dessalines wurde als Kaiser Jacob I. von Haiti ausgerufen und ließ die letzten Weißen niedermetzeln. Schon 1806 ward der schwarze Imperator ermordet. Nach fünfjährigen Wirren bestieg der Neger Christoph als König Heinrich I. 1811 den Thron. Die Formen europäischer Monarchie und Aristokratie wurden nachgeäfft, Orden, Herzöge und Grafen von Marmelade, Limonade u. s. w. Doch gehorchte dem Könige nur der nördliche Theil der Insel; im südlichen waren um Péthion die Republikaner geschaart. Im Jahre 1820 brach eine Soldatenrevolution aus und Heinrich I. erschoß sich selbst. Die ganze Insel constituirte sich als Republik. Frankreich, dem Spanien im Frieden zu Basel 1795 seinen Antheil abgetreten, erkannte die Republik erst 1825 gegen eine Entschädigung von 150 Mill. Fres. für die früheren Colonisten an. Aber 1843 sank der Mulattenstaat durch einen Negeraufruhr zusammen, 1849 erklärte sich Soulouque als Faustin I. zum Kaiser und wurde den 18. April 1852 gekrönt. Der früher spanische Theil der Insel unterwarf sich nicht und bildete die dominicanische Republik. Faustin wurde 1859 vertrieben und aus dem Kaiserreich ist vorläufig wieder eine Negerrepublik geworden.

Die Insel kehrt nach Osten, nach Porto Rico hin, eine schmale Kante mit den Caps Engaño, 18° 34′ 42″ NB., 50° 40′ WL. und Espada, 18° 19′ 48″ NB. Nach Westen hin verbreitert sie

[1]) Den Namen l'Ouvertüre legte er sich bei, „weil er einer neuen Ordnung der Dinge Bahn brechen wollte."

sich mehr und mehr und streckt von dort gegen die Nachbarländer zwei Halbinseln aus. Die gegen Nordwesten nach Cuba auslaufende kürzere endigt mit dem Cap S. Nicolas, 19° 49′ 20″ NB., 55° 47′ 40″ WL. Die südliche längere Halbinsel, welche nach Jamaica weist, läuft in die Caps Doña Maria, 18° 37′ 20″ NB. und 56° 53′ 35″ WL., und Tiburon, 18° 19′ 25″ NB., 57° WL., aus. Zwischen beiden Halbinseln liegt die große Bucht von Gonave, Gonaive oder Leogane, nach einer Insel genannt. Die Küsten von Haiti sind überhaupt zerrissener, als die der übrigen Antillen, daher eine Menge Buchten, Halbinseln und Vorgebirge. Wir nennen nur noch den nördlichsten Punkt, Cap Isabel, 19° 58′ 43″ NB., und die Samanabai, welche durch die nur vermittelst eines schmalen sumpfigen Isthmus mit dem Hauptlande zusammenhängende Halbinsel Samana gebildet wird. Die zweitgrößte Insel der Antillen hat 1390 □M. Flächeninhalt und beherrscht in der rechten Hand durch ihre centrale Lage die Nachbarinseln, ja den ganzen Archipel.[1])

Haiti wird von mehreren Gebirgszügen erfüllt, die aber nicht alle im Zusammenhange stehen. Man unterscheidet deutlich ein nordöstliches Küstengebirge, ein Plateau in der Mitte mit aufgesetzten Bergzügen, darunter das einst wegen Goldreichthum gerühmte Gebirge Cibao, mit dem 6722′ hohen Yaque, und ein südwestliches Küstengebirge in der langgestreckten Halbinsel. Unter den zahlreichen Flüssen kommt der größte, der Artibonite, vom Cibao und mündet nach einer Lauflänge von 22 M. in die Gonavebai. Die fünf großen Flüsse zertheilen die Insel in fünf Hauptabtheilungen und Thäler. Im Südwesten drei große Seen in der Tiefebene, welche das südwestliche Küstengebirge von dem centralen Gebirge scheidet.

Haiti ist die fruchtbarste Insel der Antillen, daher der Garten Westindiens genannt, die ehemals schöne Plantagen hatte und eine Menge von tropischen Produkten lieferte. Gegenwärtig ist die Plantagenwirthschaft und die Viehzucht sehr herabgekommen. Es wird hauptsächlich nur noch Zucker, Kaffee und Cacao, so wie Blauholz und Mahagonyholz aus den schönen Waldungen ausgeführt.

a. Negerrepublik Haiti, das westliche Drittel, 558 □M. mit 560,000, nach neueren Angaben 800,000 (?) Einw. Die römisch-katholische Kirche ist die herrschende, Geschäftssprache die französische. Dem Präsidenten steht ein auf drei Jahre erwählter Senat, und eine auf sechs Jahre zu wählende, jährlich vier Monate versammelte Kammer der Volksvertreter zur Seite, kein Weißer kann Bürgerrecht erwerben, aber alle Neger und Indianer. Die Ausgaben übersteigen bei weitem die

1) In der Geographie von v. Seydlitz ist Haiti und mit ihm die Gestalt von Westindien für leichteres Behalten also beschrieben: Haiti hat die Gestalt eines mit aufgesperrtem Rachen nach Westen schwimmenden Kaschelots. Die Verlängerung des Oberkiefers bildet die Insel Cuba, welche wie ein liegendes ∽ aussieht. Die Verlängerung des Unterkiefers bildet Jamaica, welches auf das Cap Gracias à Dios an der Mosquitoküste hinweist und mit Cuba und Yucatan das Meer von Honduras einschließt. Der Schwanz weist auf Porto Rico und die kleinen Antillen.

Einnahmen. (Letztere ungefähr 1 Mill. Dollars.) Das undisciplinirte und schlecht gekleidete Heer zählt 24,000 Mann, die Flotte 8 Fahrzeuge mit 16 Kanonen.

Die Haupt- und Residenzstadt Port au Prince, in der Revolutionszeit Port Republicain, 1842 durch Erdbeben verwüstet, liegt an dem Punkte, wo sich die südwestliche Halbinsel vom Körper trennt, an der Leoganebai. 20,000 Einw. Auf der südwestlichen Halbinsel selbst im Norden Leogane, im Süden Cayes. St. Marc, unweit der Mündung des Artibonite, Gonaives, an dem Lösepunkte der nordwestlichen Halbinsel. Mole St. Nicolas, an der westlichen Spitze derselben, Port de la Paix, auf der Nordküste sind Häfen und Handelsplätze, keiner über 5000 Einw. Die zweitgrößte Stadt ist Cap Haitien, auf der Nordküste in weiter, wohlbewässerter, fruchtbarer, aber auch heißer und ungesunder Ebene, 1670 von den Spaniern als Guarico erbaut, zu französischer Zeit als Cap Français Hauptstadt, dann Cap Henri, 1842 durch ein Erdbeben, bei dem der größte Theil der Bewohner umkam, zerstört. 12,000 Einw. Der bequemste und sicherste Hafen der Insel. Im Südosten der Flecken Sans-Souci mit König Heinrichs verödetem Residenzschlosse.

Unter den Inseln ist Gonave, 12 □M., wasserlos, ohne bleibende Einwohner. Die der Nordküste vorgelagerte Insel Tortue oder Tortuga genießt der blutigen Berühmtheit, Mittelpunkt des Flibustierstaates gewesen zu sein.

b. Republik Domingo, mit 810 □M. und etwa 200,000 Einw., Katholiken unter einem Erzbischof. Die Neger bilden die Minderzahl, Weiße und Mulatten sind sich an Anzahl ziemlich gleich. An der Spitze der ziemlich wohlgeordneten Regierung ein Präsident. Militär auf dem Kriegsfuße: 20,000 Mann; Flotte 1850: 2 Corvetten, 1 Brigantine und 4 Schooner.

Die 1494 von Bartolomeo Colon gegründete und reizend an der Mündung des schiffbaren Ozama gelegene und befestigte Stadt Santo Domingo war bis zur letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts Hauptstadt der Insel, und ist überhaupt die älteste von Europäern gebaute Stadt in Amerika. Die Bauart die uns bekannte: breite Straßen, regelmäßige Cuadras, großer Platz in der Mitte mit der Hauptkirche u. s. w. In der Kathedrale wurde Colon begraben und ruhte dort bis 1794. Der Hafen ist weit, tief und sicher, aber für tief gehende Schiffe durch eine Barre gesperrt. La Concepcion de la Vega, auf einer Hochebene, bis 1564 die blühendste Stadt der Insel mit reichen Goldgruben, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgebeutet wurden. 9000 Einw. Santiago, in der Nähe des Cibao, 1504 gegründet, 14,000 Einw. 9 M. nordwestlich lag die erste, 1504 von Colon angelegte Pflanzstadt Isabel.

4. Puerto Rico, von Colon 1493 entdeckt und 1511 von den Spaniern vollkommen besetzt, von Haiti durch die 15 M. breite Monapassage getrennt, bildet die Figur eines länglichen Rechtecks, von 24 M. Länge, 9 M. Breite und 188 □M. Flächeninhalt. Der nördlichste Punkt Cap San Juan, 18° 35′ NB., der südlichste Cap Malapascua, 17° 51′ NB. Der östlichste Punkt Cap Pinero, der westlichste Cap Aiguanda. Die meist hohe Küste umgeben auf der Südseite Riffe und Klippen. Von Westen nach Osten zieht eine

bewaldete, bis 4000′ hohe Gebirgskette, von der zahlreiche Küstenflüsse zum Meere gehen. Die Einwohnerzahl betrug 1849: 380,000 Weiße, Creolen, freie Farbige, 50,000 Neger; 1858 im Ganzen etwa 500,000 Einw. Die durch einträglichen Plantagenbau (Taback), Viehzucht, Bergbau und Handel blühende Insel, die gesundeste der Antillen, wird von einem spanischen Generalcapitän verwaltet.

Die stark befestigte Hauptstadt San Juan de Puerto Rico liegt auf einer Insel an der Nordküste und ist durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden 30,000 Einw. Sitz des Generalcapitäns und des Bischofs. Die kleinen Hafenorte Guayama und Aguadilla an der Nordküste; an der Südküste San German, 10,000 Einw.

II. Die kleinen Antillen.

264 □M.

Die Inseln der in Meridianrichtung gelagerten Reihe werden, von ihrer physischen Verschiedenheit abgesehen, nach der verschiedenen Stellung eingetheilt, welche sie dem Ostpassat gegenüber einnehmen. Sie liegen diesem Winde gerade entgegen oder von demselben mehr abgewandt; die einen erhalten diese Winde wegen ihrer östlichen Lage früher, die andern, mehr gegen Westen gelegenen Eilande später. Daher werden jene Inseln die Inseln im oder über dem Winde, diese aber die Inseln unter dem Winde genannt. Die Spanier nennen nämlich alle kleinen Antillen von Puerto Rico bis Tabago Islas barlo viento (= Inseln im Winde), dagegen die Inseln von Tabago an längs der Nordküste von Südamerika bis Arube Islas so viento (= Inseln unter dem Winde). Bei den Briten dagegen heißen die kleinen Antillen von Puerto Rico bis Dominica Leeward-Islands (= Inseln unter dem Winde, die den Ostpassat später erhaltenden Inseln), die kleinen Antillen aber von Martinique an bis Tabago Windward-Islands (= Inseln im Winde, die den Ostpassat früher erhaltenden Inseln).

Wir haben in dem Folgenden die kleinen Antillen in zwölf Gruppen zu theilen gesucht. Sonst kann man vier Abtheilungen unterscheiden: die nördliche oder nicht vulkanische Gruppe der Jungferninseln, die nördlichen Cariben bis Desiderade, Marie Galante und Les Saintes, die südlichen Cariben, die südliche vulkanische Gruppe Tabago und Trinidad.

1. Oestlich von Puerto Rico liegt die Gruppe der Jungferninseln (Virgin-Islands), welche auch der westöstlichen Direction der großen Antillen folgt.

a. Spanisch und zum Generalcapitanat Puerto Rico gehörig sind Groß- und Klein-Passage, Culebra und Culebrita. Vicques, Bieque oder Krabbeninsel ist unbewohnt, aber holzreich. Dänen und Engländern ist vertragsmäßig das Holzfällen und

Fischen gestattet. Alle spanischen Inseln 6—7 □M. und 1849 2600 Einw., überwiegend Sklaven.

b. Die englischen Jungferninseln sind meist unbebaute Felseninseln und Korallenklippen. Virgin Gorda, seit 1666 englisch. 3 □M., durch pittoreske Felsengestaltungen ausgezeichnet. 8000 Einw. Hauptstadt Spanish Town. Anegada, flach und niedrig, 2 M. lang, 200 Einw. Tortola, früher niederländisch, seit 1666 englisch, 4 □M., gebirgig, wasserarm. 12,000 Einw. Hauptstadt Road Harbour.

c. Südwestlich von Tortola liegen die dänischen Inseln St. Jean, 1 □M., und St. Thomas, 1 □M. Die erste seit 1717 dänisch, hatte 1855 2228 Einw. Hafenstadt Christiernsby. St. Thomas, seit 1671 dänisch, 1855 13,666 Einw. Die Hauptstadt Charlotte Amalie oder St. Thomas ist eine lebhafte Handelsstadt mit Freihafen. Citadelle. Kleinere Inseln umher sind meist nur Weideplätze.

St. Croix, 10 M. südlich von den vorigen Inseln, 3 □M., größtentheils flach, auf der Ost- und Nordseite von 1200′ hohen Felsen eingefaßt, von Korallenriffen umgeben, ist seit langer Zeit ein wechselnder Besitz der seefahrenden europäischen Nationen, 1733 von Dänemark gekauft, 1855: 23,720 Einw. Christiansstadt, 5000 Einw., und Frederiksstadt, 1600 Einw., sind befestigte Hafenstädte.

Auf allen drei dänischen Inseln hat die Brüdergemeinde Missionsstationen.[1])

2. Oestlich von den Jungferninseln folgt ein etwa 12 M. breiter insselloser Meerarm, dann eine 15 M. lange, von Norden nach Süden gelagerte Reihe meist kleiner Inseln.

Die nördlichste ist Anguilla, Snakes-Island (Schlangeninsel), von ihrer schlangenartigen Gestalt, eine niedrige und flache Kalkinsel, 5 □M., seit 1650 englisch. 3000 Einw., darunter 2715 Neger und Farbige. Keine Stadt, die Häuser an den Pflanzungen zerstreut. In der Mitte ein Salzsee, der jährlich 60,000 Ctr. Salz liefert. Im Nordosten das Eiland Anguillita, Little Anguilla, öde und unbewohnt.

Südlich folgt die Insel St. Martin, 2 □M., gebirgig, mit vielen Buchten und Salzseen. Seit 1638 von Franzosen und Niederländern gemeinsam angebaut. Zwei Drittel mit (1854) 3430 Einw. gehören den Franzosen, ein Drittel mit 2700 Einw. den Niederländern.

Zwei Meilen von St. Martin südöstlich St. Barthelemy, von Frankreich 1684 colonisirt, aber 1784 an Schweden abgetreten. $2^3/_4$ □M., 16,000 Einw., worunter vier Fünftel Farbige und Schwarze, 2000 katholische Iren. Der Boden hoch, felsig, nur mit

1) Wie Zinzendorf von „Crux, dem Todtengarten“ singt:

Du schwarze und erst kleine,
Doch liebliche Gemeine.

Salzsümpfen und Salzseen, so daß Süßwasser von benachbarten Inseln geholt werden muß. Die Ufer, durch Klippen und Untiefen schwer zugänglich, haben doch einen vorzüglichen Hafen, der gegen alle Winde sicher ist und für die größten Schiffe genügende Tiefe hat. Der Freihafen, früher Le Carenage, jetzt Gustavia, 12,000 Einw., ist einer der lebhaftesten Handelsplätze der kleinen Antillen.

Fünf Meilen südsüdwestlich von St. Martin Saba, $^1/_2$ □M., hohe, schwer zugängliche Kalkfelsen, 1600 Einw., niederländisch, wie das $2^1/_2$ M. im Süden liegende St. Eustaz, 1 □M. Die Insel besteht aus zwei Kegelbergen (der eine ein erloschener Vulkan) und einer Senke dazwischen. Keine Quellen, dafür Cisternen. Nur auf der Südwestseite zugänglich. Dort der gleichnamige Ort mit zwei Forts und einer Rhede. Die Niederländer besetzten die Insel 1635, wurden aber durch Franzosen und Engländer wiederholt vertrieben. 3000 Einw., darunter 500 Weiße.[1])

3. An dritter Stelle fassen wir fünf englische Inseln zusammen, von denen drei der innern, zwei der äußern Reihe angehören, und von der folgenden Antille Guadalupe durch eine 8 M. breite insellose Meeresstelle getrennt sind.

St. Christoph oder St. Kitts wurde 1493 von Colon entdeckt und benannt (San Cristoval). Englische Flibustier ließen sich 1623 hier nieder, 1627 neben ihnen französische. Die Insel gehörte bis zum Utrechter Frieden 1713 beiden Nationen gemeinschaftlich. Sie hält $3^1/_4$ □M. und ist vulkanischer Natur. Das steil abstürzende Gebirge erhebt sich in dem erloschenen Vulkan Misery zu 3711′, in der Mitte der Insel der St. Patrickberg. Rauchende Bergspalten und heiße Quellen; im südlichen Theile, der mit der Hauptmasse nur durch eine schmale Zunge zusammenhängt, die Berge dürr, die Thäler fruchtbar. 23,000 Einw. in neun Kirchspielen, worunter sonst 20,000 Sklaven. Zwei Städte: die Hauptstadt Basseterre, Hafen mit drei Batterien, 8000 Einw., und Sandy Point, 2000 Einw. Brimstone-Hill, Festung auf hohem Berggipfel. Missionsplätze der Brüdergemeinde.

Dicht am Südostende von St. Christoph liegt Nevis, $1^1/_2$ □M., ein erloschener Vulkan; heiße Quellen bis 58° R. 10,000 Einw., darunter über 8000 Neger und Farbige. Hauptstadt Charlestown, mit einer Rhede. Die Insel 1493 von Colon entdeckt, 1628 von Engländern colonisirt, danach französisch, seit 1783 im Besitze Englands.

A. 1) Merleker: „Der Punkt des ganzen Archipels um die Jungferninseln und südlich davon ist für die Geschichte einer der wichtigsten; es ist von jeher eine Art Asyl gewesen, dem sich nur selten der Krieg nahte und wo freier Verkehr aller Nationen die unbedeutendsten Inseln zu einem Glanze erhob, den weit größere und von der Natur begünstigtere Inseln nicht erreichen konnten. Hier liegen Thomas, Eustache, Barthelemy, alles bekannte Freihafen und in Kriegszeiten die Punkte, wo sich aller Handel concentrirt. Diese Erscheinung ist zum Theil auch eine Folge der Localität an dem Punkte, wo die beiden großen Ganzen, die nördliche und östliche Kette, zusammenstoßen, und von wo zugleich die leichteste Schiffahrt nach Europa und nach Nordamerika möglich ist. Auch trägt viel dazu bei, daß hier die bewohnten Inseln in größter Nähe bei einander liegen, so wie, daß sich die Besitzungen von sechs verschiedenen europäischen Nationen hier näher berühren, als sonst irgendwo.“

Die St. Christoph und Nevis parallele äußere Insel ist Barbuda, seit 1638 englisch. Das ganz niedrige und wasserlose Kalkeiland ist mit gefährlichen Riffen umgeben und ohne Hafen. 3 □M., 2500 Einw., fast lauter Neger. Seit 1680 Eigenthum der englischen Familie Codrington.

Sechs Meilen südwestlich von Nevis die innere Insel Montserrat, von Colon 1493 entdeckt und nach der Aehnlichkeit mit dem catalonischen Berge genannt, von 1632 — 1667 französisch, dann englisch. Die gebirgige Insel hält 2 □M., die vulkanischen Berge öde und steil, die Thäler gut bewässert und fruchtbar. 7000 Einw. Hauptstadt Plymouth.

Zwischen Nevis und Montserrat der thurmähnliche Felsen Redondo.

Montserrat parallel die äußere Insel Antigua. Schon von Colon entdeckt und Santa Maria Antigua benannt, galt sie lange wegen Wassermangel für unbewohnbar. Seit 1632 ließen sich Engländer darauf nieder und halfen sich mit Cisternen. Die durch Klippen und Sandbänke schwer zugängliche, aber mit guten Häfen und Buchten ausgestattete, hügelige Kalksteininsel ist $5^1/_2$ □M. groß und fruchtbar. Im Südwesten die basaltischen Shekerleyberge mit dem Monkshill. Das Klima für Fremde gefährlich. 41,000 Einw., darunter 30,000 Neger, in sechs Kirchspielen. Sitz des Gouverneurs St. Johnstown, an der Nordwestküste, 16,000 Einw. Hafen mit drei Forts. Die andere bedeutende Stadt English Harbour, an der Südwestküste, mit einem sichern, geräumigen Hafen, der zu den besten der Antillen gehört. Schiffswerfte, Marinehospital. Auf der Insel Missionsplätze der Brüdergemeinde.

4. Guadeloupe, die größte der kleinen Antillen, wurde im November 1493 von Colon entdeckt und Guadelupe genannt, seit 1635 französisches Besitzthum. Eigentlich besteht Guadeloupe aus zwei zusammen $29^1/_2$ □M. großen Inseln, die durch einen schmalen Meerarm, die Rivière Salée, und zwei durch diesen Salzfluß verbundene Meerbusen, Grand Cul de Sac und Petit Cul de Sac, geschieden sind. Die südwestliche größere Insel, Basseterre, ist das eigentliche Guadeloupe, nur auf der Nordostseite eben und sumpfig, sonst der Länge nach von einer bewaldeten, vulkanischen Kette durchzogen. In ihr der thätige Vulkan la Soufrière, 5000′ hoch, der Schwefeldämpfe aushaucht, und mehrere erloschene. Die nordöstliche Kalkinsel Grande Terre, größtentheils eben, ist durch Korallen und Seethierüberreste gebildet. Die Zahl der Einwohner betrug 1854 109,493. Von den 164,513 Hectaren der Insel waren in jenem Jahre 31,884 bebaut: 19,767 Hectaren Zucker-, 2374 Kaffee-, 44 Cacao-, 644 Baumwollenplantagen. Die Insel zerfällt in zweiundzwanzig Kirchspiele.

Die Westseite des eigentlichen Guadeloupe heißt Cabesterre,

die Ostseite Basseterre.[1]) An der südwestlichen Spitze liegt die 1635 gegründete Hauptstadt Basseterre, der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs, 10,000 Einw., unter denen früher 4000 Sklaven. Die durch das Fort Richepanse gedeckte Stadt hat keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede.

Auf der Osthälfte von Grande Terre Point à Pitre, vor dem Erdbeben von 1843 der Haupthandelsplatz mit 15,000 Einw.

Um Guadeloupe liegen mehrere kleinere den Franzosen gehörige Inseln.

Desiderade, Deseada, die Ersehnte, weil sie auf Colons zweiter Reise 1493 die erste Entdeckung war, 2 M. östlich. 1 □M (1854) 1580 Einw. Ein dürrer Kalkfelsen, seit 1728 französisch. Marie Galante, 2 M. südlich von Guadeloupe, seit 1648 französisch, 3½ □M., hügelig, wasserarm, von Kalkriffen umgeben. (1854) 13,067 Einw. An der Südküste die befestigte Hauptstadt Marigot. Westlich von Marie Galante die Inselgruppe Les Saintes, französisch seit 1648; zwei größere und sechs kleinere vulkanische, wasserlose Inseln schließen einen Hafen ein. Sie sind zusammen 1 □M. groß und hatten 1854 1303 Einw.

5. Dominica, Dominique, zwischen Les Saintes und Martinique, von jeder 5 M. entfernt, 1493 von Columbus am 3. November, einem Sonntage, entdeckt und nach dem Tage des Herrn benannt, war bis 1763 französisch. Von da ab ist sie ein Besitzthum Englands. Im Jahr 1790 gab es hier noch dreißig Caribenfamilien. Das bewaldete Innere ist gebirgig, von tiefen Schluchten und brausenden Gießbächen durchschnitten, und hebt sich bis 5000′ im Morne Diablotin; so ist Dominica die höchste der kleinen Antillen. Die Gebirgsarten vulkanisch, auch hier hauchen noch Kegel Schwefeldämpfe aus und dem Boden entsprudeln heiße Quellen. Die Küsten sind eben, aber ohne Häfen. Auf der 14 □M. großen Insel wohnen 22,500 Einw., darunter etwa 800 Weiße. Hauptstadt Roseau an der Südwestküste, 5000 Einw. Fort Young.

6. Martinique,[2]) von Dominique 5 M., von St. Lucia 4 M. entfernt, blieb lange Zeit nach der Entdeckung unbesetzt und den eingebornen Cariben überlassen. Seit 1635 ward es von Franzosen auf der Südwestseite colonisirt. Die Ureinwohner wurden besiegt und der Rest von 600 Mann 1758 nach St. Domingo und St. Vincent

---

1) Eine Eintheilung, die auf andern noch jetzt oder früher französischen Antillen, wie Martinique und St. Lucie, wiederkehrt. Sie bedeutet aber sonst Hochland und Niederland. Happel: „Die Insuln, so nach dem Osten liegen, werden auch insgemein unter dem Namen Cabesso Terre verstanden, die andern aber gegen Westen Basse Terre genannt, weil die Winde gegen diese Gegend fast immerdar aus dem Osten ins Westen blasen." Etwas anders bei v. Roon: „Dieser Widerspruch der Benennung (der beiden Hälften von Guadeloupe) gegen das Naturverhältniß schreibt sich von dem in den Antillen allgemeinen Gebrauch her, von zwei einander benachbarten Inseln diejenige, welche durch die andere vor den gefürchteten heftigen Ostwinden geschützt wird, das niedrige Land, oder das Land, die Insel unter dem Winde (Terre d'en bas), jene aber das hohe (oder große) Land (Terre d'en haut), d. i. Insel vor dem Winde zu nennen."

2) Auf alten Karten zuweilen Matanino.

übergesiedelt. Die 17 □M. große Insel ist ein vulkanisches Gebirgsland mit sechs Vulkansystemen, vorspringenden Vorgebirgen und einschneidenden Buchten. Der Mont Pellée, 4500′ hoch, hat einen Kratersee; les Pintons du Carbel umgeben als hohe konische Spitzen einen Krater u. s. w. Auf dieser bedeutendsten und reichsten französischen Besitzung lebten 1854 136,442 Einw., darunter an 70,000 Neger und Farbige. Von den 98,782 Hectaren der Insel waren in demselben Jahre 29,992 angebaut; davon kamen 16,406 Hectaren auf Zuckerplantagen, 750 auf Kaffee-, 750 auf Cacao-, 24 auf Tabacksplantagen und Pflanzungen. 668 Handelsschiffe vermittelten den Verkehr der Insel mit dem Auslande. Die Hauptstadt Fort Royal, zur Revolutionszeit Fort de France, 1672 gegründet, an der Westküste, an der Nordseite der großen Bai Cul de Sac Royal. Sitz des Gouverneurs und Bischofs, hatte vor dem Erdbeben von 1838 12,000 Einw. Festung, Hafen- und Handelsplatz. Die größte Stadt im französischen Westindien, St. Pierre, liegt auch an der Westküste. 20,000 Einw. An der Nordküste der Schnupftabackflecken Macuba. An der Nordküste Fort la Trinité, feste Hafenstadt. Unter den vorliegenden kleinen Eilanden die Islettes de Salines, wo Seesalz bereitet wird.

7. St. Lucie wurde 1640 durch Franzosen besetzt, 1713 für neutral erklärt, von 1739 — 1762 gemeinsamer Besitz der Franzosen und Engländer, 1765 an Frankreich zurückgegeben, von den Engländern öfter erobert und 1814 im festen Besitz behalten. Auch das 15 □M. große St. Lucie ist eine vulkanische Gebirgsinsel, 1800 — 2000′ hoch, mit Schwefel hauchenden Vulkanen und kleinen Seen mit schwefelhaltigem Wasser. 25,000 Einw. Hauptstadt Carenage an der Westküste, mit dem Fort Morne Fortune und dem schönen Hafen Port Castries, in dem eine ganze Kriegsflotte Aufnahme finden kann. 4500 Einw.

8. Zwischen 16° und 17° NB. treffen wir auf zwei parallele, 20 M. von einander entfernte Inseln, in welchen der Charakter der innern und äußern Reihe wieder sehr deutlich auftritt.

St. Vincent, von Colon am St. Vincentiustage 1498 aufgefunden. Die eingebornen rothen Cariben vermischten sich später mit den Negern eines 1675 hier gestrandeten Sklavenschiffs; so entstanden die schwarzen Cariben. Die Rothen, denen die Franzosen 1660 St. Vincent, Dominique und einen Theil von St. Lucie friedlich überließen (neutrale Inseln), lebten in stetem Streite mit den Schwarzen, wurden aber endlich verjagt oder ausgerottet. Nach mehrfachem Wechsel kam die Insel in festen englischen Besitz. Sie hatte 1791 22,000 Einw., darunter über 10,000 schwarze Cariben. Von 1795 — 1797 befanden sich diese im Aufstande, wurden besiegt und nach der Hondurasbai verpflanzt. Die 7 □M. große Insel ist vulkanisch, der thätigste Feuerspeier der Antillen, Morne Garou, 4710′ hoch, hatte 1812

einen Monat nach dem Erdbeben zu Caracas eine heftige Eruption. Der Eruptionskegel von 1718 versank in den Krater, der jetzt einen Durchmesser von 2200—2400′ und 500′ Tiefe hat. Unten steht ein See klaren grünen Wassers von 500 — 600′ Durchmesser. 30,000 Einw. Hauptstadt Kingston an der Südwestküste. Sichere Rhede, Fort Charlotte. 8000 Einw. Calliagua, bester Hafenort an der Südwestküste.

Die parallele äußere Insel, die östlichste der Antillen, ist Barbadoes, Barbados, wurde von Portugiesen entdeckt, von dem Engländer Dean mit dreißig Gefährten 1625 colonisirt. Die $10^3/_4$ □M. große Insel ist niedriges Kalkland, das in der höchsten Erhebung 900′ steigt; die Küste erhebt sich nur im Osten steil über dem Meere. Bequeme Häfen sind selten, das Klima gesunder als auf den andern Antillen. Die Zahl der Einwohner betrug 1858: 135,939, darunter 85,000 emancipirte Neger und 8000 Farbige. Die Insel ist in fünf Verwaltungsbezirke und elf Kirchspiele getheilt. Hauptstadt Bridgetown auf der Südwestküste, Hafen an der Carlislebai, Citadelle, schöne Michaelskirche, überhaupt eine der schönsten westindischen Städte. 25,000 Einw. Die drei andern Städte der Insel heißen Speightstown, Hafen an der Südküste, 6000 Einw., Charlestown, Jamestown, die älteste Niederlassung vom Jahre 1625. Die ganze fruchtbare Insel ist wie ein großer Garten, übersäet mit zahllosen Wohnungen. Missionsplätze der Brüdergemeinde.

9. Der 18 M. weite Raum zwischen St. Vincent und Grenada ist durch die Reihe der Grenadillen oder Grenadinen ausgefüllt. Diese den Engländern seit 1763 gehörige Gruppe besteht aus dreißig Inselchen und Klippen, die steil, gebirgig, wasserarm, dennoch fruchtbar sind. Die größern Inseln im Norden sind Bequia, mit vorzüglichem Hafen, aber ohne süßes Wasser, und Páxaros; im Süden Cariacou, mit dem Orte Hillsborough und gutem Hafen. Alle Inseln zusammen 3 □M. und 2400 Einw.

Grenada, damals von Cariben bewohnt, wurde von Colon 1498 entdeckt. Im Jahre 1650 kamen französische Ansiedler von Martinique, 1674 wurde sie Eigenthum der französischen Krone, seit 1763 englische Besitzung. An der Küste ragt ein Felsen, der Springer. Von ihm stürzten sich die letzten von den Franzosen bedrängten Cariben in das Meer. Diese südlichste der höheren vulkanischen Antillen hat zwei Vulkane, Morne Michel, 3000′, und Morne rouge und mehrere erloschene Krater, die zum Theil mit Seebecken gefüllt sind. Die Insel ist gut bewässert. Flächeninhalt $8^1/_4$ □M., 30,000 Einw., theils Anglicaner, theils Katholiken. Die Insel zerfällt in sechs Kirchspiele. Hauptstadt Georgetown, an einer geräumigen Bai der südlichen Westküste. Fort St. George, gegen 10,000 Einw., mit gutem Hafen, Greenvillebai, Stadt und Hafen an der Ostküste.

10. Tabago, 19 M. nordöstlich von Grenada, und von Trinidad durch einen 6 M. breiten Kanal getrennt, wurde 1498 von Colon entdeckt, und, wie Einige wollen, nach der Pfeife benannt, deren sich die Eingebornen zum Rauchen des Krautes Cohiba oder des Tabacks bedienten. Nach Andern hat umgekehrt der Taback von Tabago seinen Namen. 1632 errichteten die Holländer die Colonie Neu-Vliessingen; eine Colonie Curländer, vom Herzog Jakob abgesandt, taufte die Insel Curland. Sie mußten sich bald den Holländern unterwerfen. Die Spanier zerstörten, im Verein mit den wilden Eingebornen von Trinidad, auch die niederländische Colonie. 1677 nahmen die Franzosen die Insel in Besitz, verloren sie 1763 und gewannen sie 1783 wieder. Im Pariser Frieden 1814 wurde Tabago an England abgetreten. Die $6^2/_3$ □M. haltende Insel ist sanftes Hügelland und weder den vulkanischen Antillen noch den Kalkinseln ähnlich. 20,000 Einw., darunter sind 12,000 Neger. Im Jahre 1787 gab es auch noch einige Caribenfamilien. Die Insel zerfällt in sieben Quartiere. Hauptstadt Scarborough auf der Südküste, 3000 Einw. Fort King George, auf dem 422′ hohen Georgehill. Courland, an der gleichnamigen Bai. Im Nordwesten das Inselchen Klein-Tabago.

11. Trinidad, 110 □M., kann nur politisch zu den Antillen gezählt werden, da es deren klimatische Eigenthümlichkeiten nicht theilt; es ist eine begleitende Insel des südamerikanischen Continents, dessen Thierwelt sich hier wiederfindet. Die Insel bildet ein Viereck, das an seiner Westseite zwei Halbinseln ausstreckt, und wird von spanischen Geographen mit einer Ochsenhaut verglichen. Die kürzere nördliche Halbinsel ist gegen das Cap Paria gekehrt, die längere südliche gegen das Orinocodelta. Ueber den vom Festlande und Trinidad gebildeten Golf von Paria und seine Einfahrten S. 530. Das Innere ist eine Waldwildniß. Die Gebirge sind die Fortsetzung der Küstenkette von Venezuela. Drei Ketten von hohen Hügeln bilden zwei Abzugsthäler. Die nördlichste ist die höchste und erstreckt sich längs der Nordküste von Point Galera nach Point Mono, von O. nach W. Der Tocuche, zwischen Maraccas und Las Cuevas steigt über 3000′ empor. Die südliche Kette ist die niedrigste. Die mittlere Kette bildet an ihrem östlichen und westlichen Ende eine Bifurcation. Beide schließen die Thäler Labranche im O. und Guaraca im W. ein. Unter den Flüssen sind mehrere schiffbar; unter den Seen ist der Pechsee einzig in seiner Art. Dieser See liegt 8 M. südlich von Puerto de España bei dem nach dem Pech benannten Dorfe La Brea. Dieses Dorf selbst ist auf Pechboden aufgebaut, den auch die ganze Umgebung zeigt. Südlich von dem Dorfe erhebt sich der Boden zu einem Hügel von etwa 90′ Höhe, dessen Gipfel einen überaus merkwürdigen und seltsamen Anblick darbietet. Eine schwarze runde Pechfläche von ungefähr einer Viertelmeile im Umkreis, ist von Wald umgeben, aus dem mächtige Palmen hoch empor ragen. Diese Fläche selbst ist mit Aus-

nahme weniger Stellen, wo einzelne Bäume wachsen, ganz ohne Vegetation, aber von vielfach sich kreuzenden Wasseradern durchschnitten. Jede der so gebildeten Pechinseln befindet sich in beständiger Bewegung, so daß die Pechmasse sich in der Mitte unaufhörlich emporhebt und wieder zurücksinkt, wie das beim langsamen Sieden einer zähen Masse zu geschehen pflegt. Früher ist das Pech aus dem See nach allen Seiten hin abgeflossen und hat weit umher das Land mit einer Pechdecke überzogen, die z. B. in La Brea auf Tiefen von 15—18′ durchgraben worden ist. Wo aber nur ein wenig Erde das Pech überlagert, da gedeihen Bäume, und in den Wasserkanälen zwischen den Pechinseln tummeln sich Fische und Lurche, ja erwählen sich das nackte Pech zu ihren Brüteplätzen. Neben dem Pechsee auf der Spitze Icaco sind Schlammvulkane.

Trinidad wurde von Colon auf der dritten Reise am 31. Juli 1498 entdeckt, aber erst 1545 von Spaniern besetzt. Seit 1797 ist die Insel englisch. 1858: 60,319, jetzt etwa 70,000 Einw., Spanier, Briten, Franzosen, 9000 Indianer. Die spanische Sprache ist die herrschende. Die Insel ist für England eine wichtige, orkanfreie Seestation, wo eine Flotte zu jeder Jahreszeit sicher liegen kann.

Die Hauptstadt Puerto de España (Port of Spain, Spanish Town) am Busen Paria, Sitz eines katholischen Bischofs, schöner befestigter Hafen. 7000 Einw., zählte 1786 nur 78 dürftige Hütten. Ana Parima mit schönem Hafen. San José de Oruña, ehemalige Hauptstadt, im Innern; Chagaramos oder San Fernando an der Boca del Dragon, Hafen für Kriegsschiffe.[1])

Gaspard Grande, Inselchen und Fort, deckt den Eingang zum Golf von Paria.

12. Die Inseln, welche die Nordküste von Südamerika begleiten, können ebenfalls von der physischen Geographie nicht zu Westindien gezählt werden. Mehrere, die zu Venezuela gehören, wurden auch schon früher erwähnt. Oestlich vom Golf von Maracaibo liegt eine Gruppe niederländischer Eilande, die an dieser Stelle aufzuzählen sind.

Curassao, Curaçao, 1527 von Spaniern entdeckt, seit 1631 niederländisch. 8 □M. 19,000 Einw. (6000 Neger), ist ein dürrer, wasserloser Felsen, dem nur der holländische Fleiß die gewöhnlichen tropischen Produkte abgerungen hat. An der Südküste die schöne und reinliche Hauptstadt Willemstad mit dem Fort Amsterdam, das den Hafen Santa Barbara vertheidigt. 8000 Einw.

Nordwestlich 10 M. von Curassao Oruba, $3\frac{1}{2}$ □M., gebirgig und reich an Holz und Cochenille, aber ohne Hafen und nur für kleine Fahrzeuge zugänglich. 2500 Einw. Hauptstadt Oranjestad. Hier wurde 1824—1826 viel gediegenes Gold gefunden.

---

1) Eine gute Monographie über die Insel ist von L. A. de Verteuil 1858 herausgegeben. Nach seinen Beobachtungen beträgt die Regenmenge im allgemeinen Mittel 70,2. Mittlere Temperatur 81,5° F.

Westlich 7 M. von Curassao Bonaire, Buenaire, $4\frac{1}{2}$ □M. Gebirgsinsel mit einem Hafenort und 2000 Einw. Noch westlicher die Avesinseln, von den unzähligen Vögelschaaren benannt, 2 □M. Die Insel Aves wird von einigen Fischern bewohnt.

III. Die Bahama- oder lucayischen Inseln.[1]

Von der Südwestseite der Halbinsel Florida, durch die Florida- oder neue Bahamastraße geschieden, zieht sich eine zahlreiche Inselreihe nach Südosten, gegen Haiti hin, von Cuba durch die alte Bahamastraße, einen für die Schifffahrt gefährlichen Kanal, getrennt. Der 130 M. lange Gürtel vollendet mit den kleinen Antillen, in deren Richtung er gezogen, den großen gegen Nordwesten gekrümmten westindischen Inselbogen. Die Zahl der Inseln beträgt 500—600, niedrige Kalkinseln und Kalkklippen (Cayos), die sich in ihrer Natur der äußern Antillenreihe anschließen, mit schmaler gekrümmter Gestalt. Zwölf treten als größere hervor. Der Archipel ruht auf zwei großen und vielen kleinen Sand- und Muschelbänken, außerhalb der Bänke ist unergründliche Meerestiefe. So beginnt die Gruppe mit der kleinen Bahamabank, welche die Inseln Bahama und Abaco umschließt; der Providencekanal trennt von derselben die große Bahamabank. Die Inseln erscheinen als Kuppen eines submarinen Plateaus korallischer Bauten. „Aber sie unterscheiden sich von den auf gleiche Weise entstandenen Eilanden der Südsee durch die Unvollendetheit ihrer Form; denn wenn jene Inseln in Hufeisengestalt aus dem Meere hervorragen, so ist hier, in Folge örtlicher Verhältnisse, diese Form nur zum Theil erreicht worden, indem die Lagune auf der offenen, der Rotationsströmung nicht ausgesetzten Seite theilweise nur durch bunte Klippen geschlossen ist, so daß die Inseln nicht in rundlicher, sondern in länglicher Gestalt erscheinen." Die Schifffahrt auf den Inselkanälen[2] ist äußerst gefährlich und eine besondere Klasse der Bevölkerung (Wrackers) mit Rettung der Schiffe und Waaren beschäftigt.

Die Inseln haben über ihrem Kalkboden eine dünne fruchtbare Erdkrume, leiden aber Mangel an Trinkwasser und haben dafür nur Salzsümpfe, die mit den Gezeiten steigen und fallen. Den Anbau von Colonialprodukten überwiegt hier Fischerei und Schildkrötenfang.

Die Bahamagruppe, bald durch die Grausamkeit der Spanier entvölkert, blieb längere Zeit unbewohnt. Hernach war sie lange ein Hauptsitz der Flibustier. Seit 1632 ist sie englisch. Man rechnet sie auf 257 □M. mit 27,519 Einw., darunter 10,000 Neger und Farbige.

---

1) Einige Geographen unterscheiden: 1) die eigentlichen Bahama-Inseln oder die nördliche Gruppe, Bahama und Abaco; 2) die lucayischen Inseln oder die mittlere Gruppe; 3) die Passage-Inseln oder die südliche Gruppe, Inagua, Yuma, Crocketinseln u. s. w.

2) Providence südlich von Abaco, Crooked Island Passage zwischen der Long und Crooked-Insel, Turks Insel Passage, Mouchoir Carré Passage südlich von den Turks-Inseln und noch weiter nach SO die Silver Bank Passage. Auf diese folgt dann die Mona Passage zwischen Haiti und Portorico.

Bahama, $16^1/_2$ □M., unbewohnt. Abaco, $4^1/_2$ □M. Stadt Carleton, erste englische Niederlassung auf den Bahama-Inseln. Andrews. New-Providence, 8 □M., 8000 Einw. Die Stadt Nassau, der größte Handelsplatz des Archipels, Sitz des Gouverneurs. Vor dem Gouvernementshause Colons Statue. Eleuthera. Royal-Island. Cat-Island, 16 □M., sonst für Guanahani oder San Salvador gehalten, wo Colon zuerst landete. Ein nach ihm benanntes Landhaus steht auf der Landungsstelle. Watling-Island, das richtige Guanahani. Exuma. Yuma oder Long Island, 12 M. lang, 2600 Einw. Crooked-Gruppe, reich an Salz. 10,000 Einw. Stadt Pittstown. Acklins-Island oder Acklands-Island. Mariguana. Inagua. Los Caycos, eine Gruppe mit 1300 Einw., die Turksinseln, wo viel Salz gewonnen wird.

Nordamerika.

§. 12. Räumliche Dimensionen. Umfahrt.

Der südlichste Punkt von Nordamerika ist die Bai von Tehuantepec. Der nördlichste die Roddbay. Der östlichste Punkt das Cap Charles, 52° 11' NB. Der westlichste Cap Prince of Wales an der Berings-Straße.

Der Flächeninhalt kann annäherungsweise auf 340,000 □M. bestimmt werden.

Auch Nordamerika stellt sich uns als rechtwinkliges Dreieck dar. Die über 1000 M. lange Hypotenuse erstreckt sich von der Tehuantepecbai bis Prince of Wales Cap, die nördliche Kathete von da bis zur Spitze des rechten Winkels, dem Cap Charles. Sie ist 900 M. lang. Die östliche Kathete, 730 M. lang, von Cap Charles bis zur Bai von Tehuantepec, ist durch den Busen von Mexiko zerbrochen. Ueberhaupt ist das nordamerikanische Dreieck an Entfaltung und Gliederung dem südamerikanischen weit überlegen. Am meisten ist es auf der Ostseite, nach Europa hin, durch eindringende Busen und Glieder, Florida, Neu-Schottland, Labrador, auseinander gethan. Die Glieder der Westseite, Alaschka und Californien, sind unbedeutender. Von den arktischen Halbinseln abgesehen nehmen die Glieder ein Areal von 31,690 □M. ein, von denen 3450 □M. auf die der Westküste kommen. Zwei große Archipelage sind dem Dreieck vorgelagert: der arktische an der Nordküste, der westindische an der Südostseite.

Die Küsten machen eine Linie von 6000 M. aus. Davon sind dem großen Ocean 2280 M., dem atlantischen Ocean von der Hudsonstraße bis zum Golf von Darien 2970 M. zugekehrt. Die Küste des nördlichen Eismeers, zum guten Theil unbekannt, wird auf

750 M. angeschlagen. Danach käme auf 6 — 7 □M. Binnenland 1 M. Küstenstrecke.

Indem wir die arktische Küste bei der Umfahrt jetzt unberücksichtigt lassen, segeln wir von dem Golf von Tehuantepec aus.

Von da bis zur Punta San Augustin del Sacrificio zieht die Küste 22 M. nach Südwesten. Hier schließt sich ein 150 M. langer westsüdwestlicher Strich bis zum Cap Corrientes, 20° 25′ NB., 87° 56′ WL., an. Vorgebirge der Strecke sind: Punta de los Angeles, Punta Tequepa, 17° 32′ B., 83° 41′ L., Cap Tetas, Cap Natividad, Punta de Farellones, Punta Tamatlan oder Tomatlan.

Das Küstenland vom Golf von Tehuantepec bis Cap Corrientes zeigt Mannigfaltigkeit. Bald bilden das Ufer schwarze Berggruppen, welche das Hochland von Mexiko begrenzen, bald zieht sich ein wellenförmiger Rücken dem Ufer parallel, und die grüne Ebene an seinem Fuße verliert sich endlich in den Sand des Strandes. Buchten und Häfen folgen rasch auf einander.

Vom Cap Corrientes bis zur Mündung des Flusses San Pedro zieht die Küste mit einer Einbiegung nach Osten in der Hauptrichtung nach Norden 25 M. weit. Punta de Mita.

Von der Mündung des San Pedro streicht die Küste 200 M. nach Nordwesten bis zur Mündung des Rio Colorado 32° 50′ NB. Punta Negra, Punta de San Ignacio, Punta de los Lobos, Cap del Haro.

Westlich von der Coloradomündung streckt sich das 160 M. lange Glied Californien nach Südosten. So entsteht der Golf von Californien oder das Purpurmeer (Mar Rojo oder Mar Bermejo), auch Meer des Cortes genannt. Es zerfällt in einen nördlichen geschlossenen und einen südlichen offenen Theil. Die Scheide bildet eine nach dem Cap de los Angeles nach Südosten vortretende Ausbiegung der californischen Küste und die Inseln de los Angeles de Guardia oder Santa Inez und Tiburon.

Südlich vom Cap de los Angeles ist die Küste von Californien durch Baien, Vorgebirge und kleine vorgelagerte Inseln mannigfaltig. Cap San Juan, Punta San Carlos, Cap las Virgenes, Cap San Marco, Bai und Cap de la Concepcion, 34° 31′ NB., Punta de Pulpito, die Bahía de la Paz, Cap San Lorenzo, Cap Arenas, Cap Palmas. Von da die Küste 21 M. nach Südwesten zum Cap San Lucas, 22° 52′ NB., 93° WL.

Von da bis zum Cap Grajero ist die 160 M. lange Küste von Californien im nordwestlichen Zuge dem stillen Ocean zugekehrt. Bai Santa Magdalena, 24° 30′ NB., Cap San Lazaro, 24° 47′ B., 94° 40′ L., Punta San Domingo. Punta de Abreojos, Morro Hermoso oder Cap San Eugenio, 27° 30′ NB., die große Bai im Norden dieses Caps, welche die Halbinsel bis auf

7 M. Breite ausschneidet, Punta Canoas, Cap Anclote, Punta de las Virgines, Cap San Quentin.

Die Küste vom Cap San Lucas bis Cap Grajero ist ein hoher, schroffer Damm von Kalkfelsen ohne Vegetation. Das Meer brandet an seinen Felsen, Adler und Seevögel kreisen um die Kuppen, in denen sich ihre Wohnungen befinden.

Vom Cap Grajero bis Cap Concepcion sind 66 M. Die Richtung bleibt nordwestlich mit einer Einbiegung nach Osten. Bai de Todos los Santos, 32° NB., Punta Loma, Bai de Temblores, Punta San Vincente. Vorgelagerte Inselchen: Santa Catalina, Santa Cruz, Santa Rosa u. s. w.

Vom Cap Concepcion bis zur Bai Esteros ein kurzes, 12 M. langes, fast nach Norden gerichtetes Stück. Punta Arguilla, Punta Sol.

Von da bis Cap Mendocino, 10° 29′ B., 107° WL., der Zug 80 M. nordnordwestlich. Punta Gorda, Punta Pinosa am Südende des Busens von Monterey, 36° 45′ B., und die geräumige und tiefe Bucht von San Francisco, zwischen der Punta Almejas im Süden und der Punta de los Reyes im Norden, 37° 48′ 30″ NB. Gegenüber liegen die Felsenklippen Farellones de los Frayles, 37° 48′ 10″ B. Von der San Franciscobai bis Cap Mendocino hat die Küste kahlen, felsigen Charakter. Punta Reyes, Bodegabai, Punta de Arena, Punta Bizcaino, Punta Gorda.

Der ganze Zug von Cap Grajero bis Cap Mendocino ist überhaupt durch viele Buchten und Häfen charakterisirt. Im Hintergrunde die Bergkette, zwischen ihr und der Küste Terrassenland. Zuweilen ist der Zug von einem breiten Thale durchbrochen. Ein Gewässer fließt durch die Spalte in eine Bucht, die mit einem Städtchen oder einer Ansiedelung besetzt ist.

Von Cap Mendocino bis Cap Flattery oder Punta Martinez verfolgt die Küste 120 M. weit eine Richtung nach Norden, fast nach Nordnordwesten. Bis Trinidad Head, 10 M. nach Norden ist ein niedriges sandiges Ufer, weiter nach Norden treten wieder Felsen ans Ufer. Auf jener niedrigen Strecke, 40° 44′ 46″ NB., die Humboldtbai.

Das steile Cap Blanco oder Oxford, das sich am Ende einer niedrigen, bewaldeten Landspitze erhebt, Cap Gregory, 43° 26′ B., Cap Foulweather, hoch und steil abfallend, 44° 49′ B., Cap Disappointment, an der Mündung des Oregon.

Bis zu 49° hatte die Küste des stillen Oceans nur wenige und nicht tief eindringende Einbuchtungen, im Norden jenes Breitegrades nimmt sie einen ganz andern Charakter an. Eine Bucht, eine Einfahrt folgt auf die andere. Vorgelagert ist eine ganze Reihe von Eilandfluren, die durch schmale Straßen von der Küste gesondert sind.

Die Insel Quadra oder Vancouverland, von Cap Flattery durch die Juan de Fucastraße geschieden, die in den Kanal der Admiralität übergeht und mit dem Pugetsunde, 47° 15' B., endigt. Zwischen Quadra und dem Continent ein Archipel kleiner Inseln. Die Königin Charlotten-Einfahrt im Norden von Quadra mündet in das offene Meer. Es folgen nach Norden zu Königin Charlotten-Insel, Dicksons-Einfahrt, Prinz Wales-Insel, Admiralitätsinsel, durch den Croßsund, 58° NB., vom Festlande geschieden.

Durch den mit kleinen Inseln gefüllten Prinz William- oder Tschugatzkisund, 60° NB., und die Cooks-Einfahrt, 59° NB., ist die Halbinsel der Tschugatschen ausgeschnitten. Sie gehört schon der entschieden westlichen Küstenstrecke an, welche nach einem Zuge von 160 M. mit dem Westende der schmalen Halbinsel Alaschka endigt, 55° NB., 143° WL. Auch hier treten begleitende Inseln auf, unter denen Kadjak die größte ist. Von der Westspitze Alaschka geht nach Asien die Guirlande der Aleuten hinüber.

60 M. zieht die Nordküste von Alaschka nach Osten zurück. Dann folgt ein 80 M. nach Norden gerichteter Strich, ebenfalls mit vielen Einrissen und Buchten; das östlichst und das nördlichst gelegene Stück schließen die Bristolbai ein. 70 M. bis in die Spitze des Nortonsundes wieder östliche Richtung, dann 40 M. nordwestliche bis Prince Wales-Cap. Die begleitenden Inseln, unter denen Nuniwak und St. Lorenzinsel zu merken sind, ziehen sich auch an diesen äußersten Nordwestküsten des Continents hin.

Wenden wir uns nun zur Ostküste von Nordamerika, so bildet sie, im Allgemeinen gesprochen, zuerst einen großen, durch den mexikanischen Golf eingeschnittenen rechten Winkel.

Von der Punta Morillos, am Busen von Campeche, die mit dem Golf von Tehuantepec unter ziemlich gleichem Meridian liegt, zieht die Küste bis zum Cap Rojo 60 M. nach Nordwesten. Punta del Gada.

Von Cap Rojo bis zur Corpus-Christi-Bai, eine nach Norden gerichtete Strecke von fast 100 M. An der Küste beginnt Lagunenbildung.

Von der Corpus-Christi-Bai bis zur Mündung des Sabineflusses wird der Zug auf 60 M. nordöstlich. Die Lagunenbildung dauert fort.

Von der Sabinemündung bis zum Mississippidelta eine nach Osten gerichtete Strecke voll Sumpfniederungen und Lagunen, 60 M. lang.

Bis zum St. Louis-Hafen und zur Galvestonbai streicht die Küste 18 M. nach Norden.

Von der Bai St. Louis bis zum St. Andrewssunde 54 M. östlich.

Die Küste zieht sich 15 M. südöstlich zum Cap St. Blas und der Bai von Appalachicola, welcher drei Inselchen vorgelagert sind.

Mit der Appalachebai beginnt der Ausschnitt der Halbinsel Florida. Die Nordwestspitze der Bai ist von der Südostspitze gegen 40 M. entfernt; ihre Tiefe beträgt 15 M.

Von der Appalachebai bis zum Cap Sable, 24° 50′ NB., 63° 35′ 10″ WL., der Südwestspitze von Florida, sind gegen 50 M. Die Westküste des Halbinselgliedes ist buchtenreich und von Inselchen begleitet.

20 M. nordöstlich von Cap Sable liegt Cap Florida, 25° 40′ NB., 62° 25′ WL.

Von da zieht die Ostküste des Halbinselgliedes 65 M. nordwestlich bis zum Cumberlandsund.

Von Cumberlandsund bis Cap Hatteras, der Spitze einer Laguneninsel, 35° 14′ 30″ B., die von Klippen und Untiefen umgeben, von den Seefahrern gefürchtet wird, 100 M. nordöstlich Cap Fear, an der Südspitze die kleine Insel Smith, 33° 48′ 30″ NB., 60° 17′ WL., Cap Lookout.

Von Cap Hatteras 54 M. nach Nordwesten bis zur Mündung des Susquehannah. Eine zwischen diesem Strome und dem nördlich folgenden Delaware 30 M. nach Süden ziehende Halbinsel bildet mit der nordwestlichen Küstenstrecke die Chesapealbai zwischen 37° und 39° 15′ NB. Die Caps Henry, 36° 57′ NB. und Charles, 37° 11′ NB., beide unter 62¼° WL., liegen an ihrem Eingange, der neun Faden tiefes Fahrwasser hat. Die Bai hat 936,000 Hectaren Flächeninhalt, viele Seitenbuchten, tiefes Fahrwasser und mehrere Inseln.

Die Küste südlich vom Cap Fear bis Cap Henry ist von einer Reihe lang vorliegender Düneninseln mit Strandlagunen begleitet. Eine Reihe von Sunden dringt in das Land und erleichtert die Binnenschifffahrt, während gute Hafenstellen fehlen. Der Albemarle- und Pamlicosund sind die tiefsten, ungefähr 36° NB.

Von der Delawaremündung oder Bai 39° NB., welche im Süden Cap Henlopen, 38° 47′ 16″ NB., im Norden Cap May einfaßt, zieht die Küste 15 M. nordöstlich, dann 15 M. nördlich zur Mündung des Hudson. Von hier zieht sich die 25 M. lange Insel Long Island nach Nordosten in das Meer. Die Küste des Continents zieht ihr von der Hudsonmündung parallel. So entsteht der Long-Island-Sund, 54—57° WL.

Die ostnordöstliche Richtung der Küste geht aber über Long-Island hinaus bis Cap Malabar. Von da geht eine sehr schmale 12 M. lange Landzunge, die Landspitze von Massachusetts, in das Meer und endigt mit Cap Cod, 42° 2′ 22″ NB., 52° 21′ 5″ WL. Sie bildet mit dem Continent die Codbai.

Die Küste verfolgt von der Tiefe der Codbai bis Cap Elizabeth 30 M. noch fast nördliche Richtung und wendet sich dann 70 M. weit nordöstlich. Fiorden, wie die Passamaquoddybai, dringen in das Land.

Durch den Isthmus von Chignecto (Cobequid), von nur 5 M. Breite, ist die Halbinsel Neu-Schottland an den Continent gesetzt. Da das Festland ihrer südwestlichen Hälfte parallel läuft, so entsteht die 30 M. tiefe Fundybai, zwischen 43° 27′ und 45° 43′ NB., welche zuletzt in zwei Zipfel, die Chignectobai und Minesbai ausläuft. Sie hat auch sonst Seitenbuchten, Inseln und viele Klippen, die für die Schiffe gefährlich sind. Die Fluth steigt 30, 40, ja 60′ hoch.

Caps und Baien von Neu-Schottland sind Cap St. Mary, Cap Sable, oder richtiger Sable-Island, 43° 59′ 5″ NB., die Südspitze, Cap Negro, Cap Canso-Harbour, 45° 19′ 33″ NB.

Am Nordostende ist Neu-Schottland die Insel Cap Breton vorgelagert, und dem Isthmus zwischen dem Continent und Neu-Schottland gegenüber liegt die Prinz Edwards-Insel. Zwischen ihr und dem Festlande die Northumberlandstraße.

Die Küste des Continents zieht vom Isthmus bis Bai und Cap Gaspé, 48° 45′ 10″ NB. und Cap Rozière, 42 M. nach Nordnordwesten. Die Miramichibai, die 20 M. tief einschneidende Bai des Chaleurs, Cap Despair.

Von Cap Rozière bis Cap Chat, 49° 6′ NB., läuft die Küste 20 M. südwestlich. Wir sind an der 5 M. breiten Mündung des St. Lorenz angelangt.

Jenseits setzt sich die Küste, mit einer fast nördlichen Einbiegung von 12 M., bis Cap Whittle 70 M. nach Nordosten fort, von da 60 M. nordnordöstlich bis Cap Charles, 52° 11′ NB. Die Straße Belle Isle trennt hier die Insel New-Foundland vom Continent. Ihr Südende ist von Cap Breton nur 12 M. entfernt, und so entsteht ein abgeschlossener Meerestheil, die Bucht von St. Lorenz, die von Nordosten nach Südwesten 110 M. lang ist.

Von Cap Charles setzt der Continent den nordöstlichen Hauptzug nicht fort, sondern wendet sich 240 M. weit bis Cap Wolstenholme nach Westen. Die Küste ist durch tiefe Fiorden und größere Buchten gegliedert. Die Hamiltons-Einfahrt, Cap Cudleigh, die tiefe Ungavabai.

Von Cap Wolstenholme 160 M. nach Südsüdosten. So ist nach den angegebenen Dimensionen ein großes Halbinselglied Labrador ausgeschnitten. Die Mosquitobai, Cap Jones.

65 M. bis zum Cap Henriette Marie, 55° 10′ NB., zieht die Küste nordnordöstlich, der Küste von Labrador parallel; vom Cap Jones ist das Cap Henriette Marie 40 M. entfernt. Der so eingeschlossene Meerestheil heißt Jamesbai.

Vom Cap Henriette Marie zieht die Küste 95 M. weit ostnordöstlich, geht dann bis zur tiefen Chesterfields-Einfahrt 100 M. nördlich und wendet sich dann nordwestlich, so daß sie sich Cap Wolstenholme auf 70 M. nähert. Da aber auf dieser Strecke

auch die 40 M. breite Insel Southampton liegt, so entsteht wieder ein Binnenmeer, von Norden nach Süden 200 M. lang, von Westen nach Osten 120 M. breit, das man nach seinem Entdecker Henry Hudson, 1610, Hudsonsbai zu nennen gewohnt ist, während es den Namen eines Binnenmeeres verdient. Nur 4 Monate ist die Schifffahrt frei, und auch da noch der Untiefen und Klippen wegen gefahrvoll.

Zwischen Labrador und arktischen Inseln führt die 100 M. lange Hudsonsstraße aus der Hudsonsbai in den atlantischen Ocean.

Der ganze atlantische Küstenzug hat also im Ganzen angesehen die Richtung von Südwesten nach Nordosten; parallel läuft die Westküste des alten Continents von den Caps Blanco und Bojador bis zum Nordcap in Norwegen. Auch die Ostküste von Südamerika zeigt vom La Plata bis Olinda nordöstlichen Zug.

Die arktischen Gestade und Inseln betrachten wir später im Zusammenhange.

§. 13. Bodengestalt und Gebirge von Nordamerika.

Das Gebirgsland nimmt in Nordamerika einen Raum von 180,000 □M. ein. Bergland und Tiefland stehen sich an Ausdehnung ziemlich gleich.

1. Nördlich von der Senke des Golfes von Tehuantepec, ungefähr unter 17° NB., steigt ein Gebirgsland auf, das in der Richtung nach Norden breiter wird und bis 21° fast den ganzen Raum zwischen beiden Oceanen ausfüllt. Es ist das Tafelland von Anahuac.[1]) Hügelreihen zerschneiden es in einzelne wellenförmige oder ganz wagerechte Hochebenen. Die ausgedehntesten liegen zwischen 5000 und 9000′ über dem Meere. Kleinere sind muldenartig tief eingesenkt. Aus den Tafelländern steigen isolirte Gipfel von bedeutender Höhe. Die höchsten Gipfel, zugleich die Vulkane des Landes, dreizehn an der Zahl, liegen in einer Spalte vulkanischer Thätigkeit, welche in 90 M. Länge und in geringer Abweichung vom 19. Breitengrade von Osten nach Westen von Meer zu Meer zieht, 75 M. von den centralamerikanischen Vulkanen entfernt. So durchschneidet diese Spalte fast rechtwinklig die Richtung der großen von Südost nach Nordost streichenden Gebirgskette; ihre Verlängerung führt in 840 M. Entfernung zu dem Vulkan Mauna Roa, 19° 28′ NB., auf den Sandwichinseln. Von Osten nach Westen ist aus der Spalte erhoben der Pic von Orizaba oder Citlaltepetl, d. i. Sternberg, 16,302′; nördlich von diesem Vulkane der Cofre de Perote, 13,416′ in der linearen Folge weiter, der Iztaccihuatl, d. i. die weiße Frau, der Popocatepetl, d. i. rauchender Berg, (Pico mayor) 16,702 Pariser Fuß, also der höchste Berg Nordamerika's, der Vulkan von Toluca, der in der

1) D. i. in der Nähe des Wassers, zunächst nur die Seemulde von Mexiko.

Nacht vom 28.—29. September 1795 gehobene Jorullo, 3918′, und der Vulkan von Colima. Isolirt liegt der Vulkan von Tuxtla, 32 M. östlich vom Orizaba, nahe der Küste des mexikanischen Golfs. Fast alle diese majestätisch geformten, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten und mit Gletschern gepanzerten Vulkane schlummern in tiefer Ruhe. Eruptionen sind seit länger als einem halben Jahrhundert nicht vorgekommen. Der Popocatepetl, zuerst von Ordaz, einem Begleiter von Cortes, dann erst wieder 1827 zweimal von Engländern, 1834 von dem preußischen Generalconsulatssecretair v. Gerolt und dem französischen Baron Gros, 1848 von Charles Stone und fünf andern nordamerikanischen Officieren bestiegen, haucht aus einem dreiviertel Stunden im Umfange haltenden, mit schroffen Wänden spitz zulaufenden Kessel Schwefeldämpfe aus. Ein gleiches beobachtete neuerlich Hollen bei dem Orizaba. A. v. Humboldt rechnet die Vulkane von Anahuac zu den „schwach entzündeten."

2. Von 21° NB., dem Plateauknoten von Guanaxuato an, beginnt der Charakter der Gebirgserhebung sich zu wandeln. Die angesetzten Randberge, die isolirten Erhebungen werden zu eigentlichen Bergketten. Drei Gebirgsstrahlen sind zu unterscheiden: der nordwestliche Zweig, die Cordillere von Sonora, begleitet die Küste des californischen Busens bis zu seiner Nordspitze, 33° NB.; der mittlere Ast oder die Centralcordillere, auch Sierra Madre, geht nach Norden weiter; die östliche Cordillere ist niedrig bis zum Durchbruch des Rio del Norte. Bei dem nördlichen Weiterziehen wird sie immer höher, bis sie in der Quellgegend des Rio del Norte wieder zur Centralcordillere herantritt und mit ihr eine wilde Gebirgslandschaft bildet, mit Gipfeln von 11,000′ Höhe. Von der mittlern und östlichen Cordillere und einem unter 38° 30′ von Osten nach Westen ziehenden Querriegel ist das steppenartige Längenplateau von Neu-Mexiko eingeschlossen, das noch bis über 35° hinaus eine Höhe von 4000—5000′ über der Meeresfläche besitzt. Es bildet mit dem Plateau von Anahuac das große Tafelland von Neu-Spanien, so mählig von Süden nach Norden gesenkt, daß von Mexiko 7008 bis Santa Fé 6612′ weiter als 240 M., Wagen ohne Kunststraße auf fortlaufender Ebene fahren können. Ein nordöstlicher Zweig der östlichen Kette ist die Sierra von Texas, welche mit den nur noch 2000′ hohen Ozarkbergen am Zusammenflusse des Missisippi und Missouri sich in einzelne Vorsprünge und isolirte Bergkegel zersplittert. Als niedrige Bodenscheide (800′) ist der Zug auch noch auf dem rechten Ufer bis zu den canadischen Seen hin zu verfolgen.

Im Westen des Plateaus von Neu-Mexiko zwischen 33° 48′ und 35° 40′ NB., liegt ein erst neulich erforschtes isolirtes Gebiet erloschener vulkanischer Thätigkeit. Der 11,500′ hohe Kegelberg des Mount Taylor ist strahlenförmig von Lavaströmen umgeben, die

noch jetzt von aller Vegetation entblößt sind. Westlicher liegt die Sierra de Francisco, auf 15,000′ geschätzt.

Ein unmittelbarer Zusammenhang findet zwischen der Centralcordillere und den weiter nördlich ziehenden Ketten nicht durch eine Bergkette, sondern nur durch Plateaulandschaften statt. Neuere Untersuchungen stellen immer mehr heraus, daß hier eine vierte Senke in dem großen amerikanischen Gebirgssysteme anzunehmen ist.

3. Von diesem Plateaulande verzweigen sich unter verschiedenen Namen Gebirgszüge nach Nordwesten und Südosten. Sie tragen zwischen 37° 20′ und 40° 13′ NB., „drei Schreckhörner von glimmerarmen und hornblendereichem Granit,“ Spanish-Peak, James-Peak (von James 1820 zuerst erstiegen), Long-Peak, über 10,000′. Unter 42° 24′ liegt 7027′ hoch der South-Paß, eine Hauptpassage über das vom Osten her sanft aufsteigende Gebirge, das die Communication zwischen Osten und Westen nicht sehr erschwert. Das Gebirge führt hier den Namen Parkberge; denn die schönen und weidereichen Thalgründe, welche sich hier ausbreiten, werden von den „trappers“ oder Biberfängern und Pelzhändlern Parke genannt. Von 42—44° lagert der Gebirgsknoten der wunderbar gezackten Wind-River-Mountains, denen unter 43° 10′ NB. der Fremonts-Peak, 12,732′, ein erloschener Vulkan, aufgesetzt ist. Er trägt den Namen des Capitain Fremont, der 1842—1844 auf Befehl der Regierung der vereinigten Staaten dies Gebirge untersucht hat. Hier thun sich vier Gebirgszüge auseinander, und vier nach verschiedenen Richtungen fließende Flüsse erinnern an den St. Gotthardsknoten. „Von dem Culminationspunkte,“ sagt Capitän Fremont in seinem officiellen Berichte, „sahen wir auf der einen Seite zahllose Alpenseen und die Quellen des Rio Colorado, welcher durch den Golf von Californien seine Wasser der Südsee zuführt; auf der andern Seite das tiefe Thal des Wind-River, wo die Quellen des Yellowstone-River liegen, eines der Hauptzweige des Missouri. Gegen Nordwest erhebt ihr mit ewigem Schnee bedecktes Haupt die Trois Tetons, in denen sich der eigentliche Ursprung des Missouri befindet, unfern der Quellwasser des Oregon oder Columbia River, nämlich des Zweiges, welcher Snake-River oder Lewis-Fork genannt wird.“ — Der westliche Zweig und der südwestliche Ast, die Wahsatch-Mountains, umschließen ein weites, 8000 □M. haltendes Becken, the great Basin, 4000—5000′ über dem Meere, das sein eigenes, von aller Verbindung mit dem Meere abgeschlossenes System von Seen und Flüssen besitzt. Der bedeutendste unter den Seen ist der große Salzsee (the great Salt-Lake) der Mormonen, 12 M. lang und ungefähr halb so breit. [1])

---

1) Die gewöhnliche Straße der nach dem Salzsee ziehenden Mormonen beginnt beim Fort Leavenworth am Missouri und zieht sich über die Wellenprairien von Kansas und Nebraska nach dem Platte-Fluß, oder sie beginnt bei Council Bluffs, dem alten Berathungsplatz der Missouri-Indianer oberhalb

Der nordöstlich von dem Knoten der Wind-River-Mountains auslaufende Ast sind die schroffen und grotesk gestalteten **Black Hills**, welche an den Missouri unter 46° NB. endigen.

Neben jenen Schneegipfeln bietet das Gebirge von 37—43° NB. Hochebenen in einer Ausdehnung dar, welche die des Anahuacplateaus fast um das Doppelte übertreffen.

Der nördlichste Gebirgsstrahl ist der bedeutendste und zieht unter dem Namen der Rocky-Mountains oder des Felsengebirges nach Nordwesten bis zum Ufer des Polarmeeres. Zwischen 42 und 53° ragen viele Pics über die Schneegrenze. Ungefähr unter 49° NB. führt der Kootanie-Paß hinüber und am Westabhang fließt parallel mit dem Gebirgskamm der Kootanie. Dann folgt der Crownest-Paß und zwischen dem Backs, Fox und Sabine-Berge der Kananaski-Paß, der bis 5985′ ansteigt. Unter 51° NB. führt südlich vom 8800′ hohen Cascade-Berge der Ermillion-Paß, weiter nördlich am Richardson der Kicking-horse-Paß (5420′), am 14,400′ hohen Murchison der bis 6347′ ansteigende Little Fork-Paß über das Gebirge. Westlich von ihm steigt der Forbes 13,400′ empor. Zwischen 52 und 53° liegen Mount Hooker und Mount Brown, über 15,000′ hoch; zwischen beiden die merkwürdige 7000′ hohe Einsenkung, die unter dem Namen der Athabasca-Portage bekannt ist. Nahe der Region des ewigen Schnees, und von großartigen Gletschern umgeben, entläßt ein kleiner See nach Westen einen Ausfluß zum Systeme des Columbia, nach Osten zum Systeme der Mackenzie. Von 53°, besonders von 55° an sinkt der Zweig bis auf 4000′, zerspaltet sich in mehrere Ketten und endigt am Unterlaufe des Mackenzie mit nur 2000′ Erhebung.[1])

4. Unter die isolirten Systeme von Nordamerika pflegen im Westen die Seealpen, im Osten die Alleghanies gerechnet zu werden. Da jedoch eine Westgrenze der Rocky-Mountains sich nicht feststellen läßt, vielmehr Berglandschaften und Längenthäler sich ununterbrochen anschließen, so muß das westliche Nordamerika als ein zusammenhängendes Bergland angesehen werden, das im Osten und Westen durch mächtige Ketten gegürtet ist. Den westlichen Rand bilden die Seealpen, die von Süden nach Norden verschiedene Namen annehmen. Sie beginnen als Sierra Nevada de California mit Cap San Lucas, der Südspitze von Californien, ohne auf diesem Halbinselgliede bedeutende Höhe zu erreichen. Am Ostabhange die Minen-

---

der Mündung des Platte in den Missouri. Beide Straßen vereinigen sich in der Nähe des Fort Kearney und die Straße folgt nun dem höchstens 1 Meile breiten Platte-Thale bis zum oben erwähnten Südpasse. Die Thalränder, Bluffs, steigen auf beiden Seiten meist sehr steil empor und die Höhe dieser Bluffs liegt dann fast im Niveau der sich dahinter wellig ausbreitenden Ebene.

1) Erman hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Streichen der großen astasiatischen aldanischen Gebirgskette, welche das Lenagebiet von den Zuflüssen des großen Oceans trennt, als größter Kreis auf der Erdkugel verlängert durch viele Gipfel der Rocky-Mountains zwischen 49 und 55° Breite geht. „Eine amerikanische Bergkette und eine asiatische scheinen dergestalt nur Theile von derselben auf kürzestem Wege ausgebrochenen Spalte.“

distrikte Washoe und 20 M. südlich davon Esmeralda östlich vom Mono=See, Silver Mountain, Humboldt und Reese River. Der Vulkan la Giganta, die Riesin, 4210′. Weiter nördlich bilden die Seealpen in dauerndem Parallelismus mit der Küste einen mächtigen Gebirgswall, der nur an zwei Punkten Lücken für durchbrechende Ströme frei läßt. Einzeln gleich Pyramiden steigen von massenhaften Plateaux schneebedeckte Pics, oft vulkanischer Natur, zu 15,000—17,000′ Höhe. Nördlich von der Lücke, durch welche der Columbia ausströmt, im Cascadengebirge, liegen die drei Colosse Mount Jefferson, 44° 35′, Mount Hood, 45° 10′, Mount St. Helens, 46° 12′ NB. Der letztangeführte ist ein rauchender, mit ewigem Schnee bedeckter Kegel von sehr schöner, regelmäßig konischer Gestalt, und hatte am 23. November 1843 einen Aschenauswurf, der in 10 engl. Meilen Entfernung die Ufer des Columbia wie mit Schnee bedeckte. Die Höhe dieser Kegel, denen sich andere entzündete und ruhende anschließen, ist nicht genau festgestellt, und noch ungewiß, ob der Mount Hood (der am 8. August 1853 erstiegen ist) den Mount St. Helens von 15,000′ noch um 2000′ (18,361 engl. Fuß) übersteigt und so als der höchste Berg des nördlichen Amerika anzusehen wäre.[1]) Bis in die Spitze der Halbinseln Alaschka zieht sich die Kette der Seealpen, mit ihren zerrissenen und zerspaltenen Küsten und Fiorden dem scandinavischen Gebirge ähnlich, und sinkt nicht wie die Rocky=Mountains zu unbedeutender Höhe herab. In einem Parallelaste ragen die Kegel Mount Fair Weather oder Schönwetterberg (58° 50′ 40″ NB.) 13,824′ und der St. Elias Berg (60° 17, 35″ NB.) 16,000′, nach neuerer Messung nur 14,044′ hoch, beide für noch thätige Vulkane gehalten. Inseln, welche als Trümmer der Seealpen anzusehen sind, tragen thätige Vulkane, und an der Franklinsbucht hauchen Erdspalten Rauchsäulen und heiße Schwefeldämpfe aus.

5. Ein wirklich isolirtes System, von den übrigen Gebirgen durch weite Tiefebenen getrennt, das man nicht untreffend mit dem brasilischen Berglande verglichen hat, bildet das apalachisch=akadische Gebirge, nach einem seiner Theile auch Alleghanies genannt. In mehreren Parallelketten, 30 M. breit, zieht es in einer Länge von 350 M. der Küste parallel dahin. Die Kammhöhe beträgt 2700′, die höchsten Gipfel steigen kaum über 6000′. Demungeachtet machen die Alleghanyketten wegen des steilen Emporschießens einen mächtigen Eindruck. Nördlich von New=York wird dieses Gebirge durch eine tiefe, mehrere Breitegrade einnehmende Querspalte, welche den Hudson, den Champlainsee und einen Abfluß zum St. Lorenz enthält, in zwei Haupttheile geschieden. Den südlichen Theil bilden die eisen= und kohlen=

1) Nach Whitney ist der Shasta mit nur 14,440 engl. Fuß der Culminationspunkt der nordamerikanischen Gebirge. Der Mount Hood in der Cascade=Kette ist wahrscheinlich nicht so hoch als dieser und der Rainier und Adams noch nicht 12,400′. In der Sierra Nevada nördlich vom Owen=See sind jedenfalls höhere Gipfel als die letztern. Vgl. S. 671.

reichen Alleghany-Mountains im engern Sinne. Im bestimmt nordwestlichen Zuge reichen sie von 34—35° NB. bis 41—43°; schmale parallele Ketten, deren Zahl an einigen Stellen bis auf zwölf steigt, werden durch zwischenliegende flache Thäler geschieden. Der Black Mountain, 6476 engl. Fuß, ist der höchste Gipfel. Der nördliche Theil, die Akadian-Mountains, steigen im Osten der Hudsonspalte unter 44° NB. im Mount Washington, der höchsten Spitze der weißen Berge, zu 6234'. Dieser Berg galt bisher als höchste Erhebung des Systems. Nach neuesten Messungen des Prof. Guyot übertreffen ihn zwölf Gipfel, unter denen der Clingmans Peak 6288' hoch ist. Weiter nach Norden schließt sich ein mit Seen und Hügeln besetztes Felsenplateau an, das zwischen dem atlantischen Ocean und dem untern St. Lorenz sich ausdehnt. Es hat eine Mittelhöhe von 1000—2000'. Der höchste Punkt Mount Kathadin, 5335 engl. Fuß. Durch den in die Fundybai mündenden St. John ist dieses Plateau, ähnlich wie das ganze System durch den Hudson, in einer tiefen Depression zerlegt. Als eine Fortsetzung des akadischen Systems kann im Norden des St. Lorenz das Felsenplateau von Labrador, im Mittel 2000' hoch, angesehen werden.

§. 14. Die Ströme und Ebenen von Nordamerika.

Nordamerika ist ein überaus wasserreicher Continent, der die Vorzüge des europäischen und asiatischen Wassersystems in sich vereinigt. Denn wenn in Asien die Ströme riesengroß sind, aber die Quellen der entgegengesetzt laufenden Ströme durch große Wüsten und Gebirge geschieden; wenn die europäischen Flüsse klein sind, aber von einem Punkte nach verschiedenen Richtungen ausgehen, so sehen wir im nordamerikanischen Dreieck Ströme ersten Ranges, die von einem Punkte nach den verschiedensten Richtungen und Meeren auseinander laufen, und zwischen denen die Natur die Verbindung entweder selbst gegeben oder wenigstens überaus leicht gemacht hat.

Auf Parallelen mit dem südamerikanischen Dreieck ist schon früher hingewiesen. Hier wie dort die höchsten Kettengebirge im Westen, isolirte niedrigere Bergsysteme im Osten; hier wie dort die Richtung der meisten und größten Ströme noch Osten oder Südosten zum atlantischen Ocean; hier wie dort zwischen den Hochgebirgen und den isolirten Höhen weite Ebenen, die in offenem Zusammenhange stehen oder durch niedrige Erhebungen geschieden sind. So dehnt sich in Nordamerika vom mexikanischen bis zum arktischen Meere im Grunde nur eine große, reich bewässerte Ebene, das „Interior Valley of North-America“ der amerikanischen Geographen. Die dürre und menschenleere Hochebene zwischen den Rocky-Mountains und den Seealpen findet dagegen in Südamerika kein Gegenstück.

1. Das Plateau von Anahuac bleibt mit seinen Rändern und Vorstufen den beiden Oceanen so nahe, daß sich bedeutendere Flüsse

nicht zu entwickeln vermögen. Dagegen sammelt es einen bedeutenden Theil seiner Gewässer in Binnenseen an, immer mehr sich verkleinernde Reste großer Wasserbehälter, welche einst die sohligen Ebenen des mexikanischen Gebirgslandes einnahmen. Weiteren Raum gewährt das Plateau von Neu-Mexiko, das vom Rio del Norte oder Rio Grande (Bravo) del Norte durchflossen wird. Seine Hauptquelle liegt zwischen 37 und 38° NB. Der vielfach gewundene Strom bildet ein ausgedehntes Längenthal der nordamerikanischen Cordillere, durchschnittlich 20 M. breit und von 6000—8000' hohen Bergen eingeschlossen. Endlich bricht er in die Tiefebene durch und mündet in den Golf von Mexiko. Ungeachtet seiner Lauflänge ist die Schiffbarkeit im Oberlaufe durch Wasserarmuth, im Unterlaufe durch Sandbänke und Untiefen äußerst erschwert.

2. Wie der große Ocean im südamerikanischen Dreieck ein verhältnißmäßig unbedeutendes Wassergebiet hat, so fließen ihm auch aus Nordamerika nur wenige größere Ströme zu. Unter diese gehört der Colorado (nicht mit einem atlantischen Küstenflusse gleiches Namens zu verwechseln). Er strömt aus zwei Quellflüssen zusammen. Der nordwestliche Green River oder Scheetscadic entspringt etwa unter 43° B. am Wind-Rivergebirge in einer Höhe von 10,000'. Durch sein oberes Thal zieht sich vom Southpaß her die große Verbindungsstraße zwischen dem Osten und Westen. Unter 44—45° B. liegt ein Lagerplatz, „die Messe der Wildniß", weil dort zu bestimmten Zeiten die Agenten verschiedener Handelsgesellschaften mit Jägern und Indianern Waaren zu tauschen pflegen. Der südöstliche Arm des Colorado, der Grand River, kommt von dem Plateau zwischen den Rocky-Mountains und der Cordillere. Beide Quellflüsse fließen unter 37° 45' B. zum Colorado zusammen, der durch öde Felsenplateaux, einmal gegen 90 Meilen weit durch eine Spalte, Cañon, von 1000 bis 2000' senkrechter Tiefe, dem californischen Busen zuströmt. Die Mündung unter 32° 30' B. Mehrere Erscheinungen des unteren Coloradogebietes, die Salzstrecken, Nebenflüsse, die sich im Sande verlieren, oder in einer Bildung kleiner aneinander gereihter Seen und Teiche aufgehen, erinnern an den australischen Continent. Uebrigens bedarf sein Gebiet noch sehr der genaueren Erforschung.

Durch die von dem Knoten der Wind-River-Mountains westlich laufenden Gebirgsäste ist von dem Gebiete des Colorado der Columbia oder Oregon geschieden, der für die Gewässer eines weiten, zwölf Grade der Länge und eben so viele der Breite umfassenden Raumes die ausführende Hauptader bildet. Dieser seltsame Strom, ganz und gar einer gebirgigen Plateaulandschaft angehörig, ist fast ganz Oberlauf, nur auf einer kurzen Strecke Unterlauf. Sein Nordostarm, der von Anfang an den Namen Columbia führt, entsteht unter 50° B. aus zwei Seen, bald fließt er in Stromschnellen über ein von Felsen und Klippen starrendes Bett, und bildet in großartigerer Weise als die

Holzemme im Harz „steinerne Rennen" — bald erweitert er sich zu Seen, deren Ufer Wälder oder Grassteppen umschließen. Unter 48° 50′ B. strömt der südöstliche Quellfluß, der Clarkes-River oder Flathead, hinzu. Der vereinigte Columbia ist an dieser Stelle noch 2500′ über dem Meere. Noch immer folgen Wasserfälle und Stromschnellen. Unter 46° 15′ B. strömt von dem Wind-River-Knoten der große Lewis ein. Der zu bedeutender Wassermenge angewachsene Strom wird doch noch zu wiederholten Malen von steil abfallenden Basaltwänden eingeschlossen; Felsenleisten durchkreuzen sein Bett und bringen Fälle, Wirbel und Stromschnellen hervor. An einer neuen steinernen Renne ist der Fluß auf 300′ Breite eingeklemmt. Zuletzt bricht der Strom mit 46′ hohen Cascaden durch eine Spalte der Seealpen und tritt in seinen Unterlauf in den Küstensaum. Welcher Wechsel! Der Strom erweitert sich zu 1 M., darauf bis zu 5 M. Breite und trägt Seeschiffe. Doch ist die Mündung enger, durch Winde, Nebel, Strömungen und Sandbarren wieder gefährlich.

Nördlich vom Columbia, der Vancouversinsel gegenüber, mündet der von Norden nach Süden strömende Frasersfluß, der durch die an seinen Ufern entdeckten Goldlandschaften jetzt viel genannt wird. Beide Flußbetten scheidet die von den Küsten-Alpen in der Nähe des Puget-Sundes nordwärts auslaufende Okonnagan-Bergkette.

3. Wir überschreiten jetzt das große centrale Strombecken von Nordamerika, um dem Gebiete des großen Oceans die atlantische Küstenterrasse im Osten der Alleghanies gegenüberzustellen. An dem südwestlichen Ende 25 M. breit und mit dem Becken des Missisippi im Zusammenhang, wird sie gegen Norden schmaler, mit Ausnahme der sandigen Strandgegenden im Süden eine fruchtbare, wellenförmige Tiefebene. Sie besteht aus Ablagerungen der Tertiärformationen und angeschwemmtem Lande. An der durch zahlreiche Einschnitte gefurchten Küste geht die Niederung stellenweise in große Sümpfe (Swamps) über. Der größte der Alligatorsumpf und der Great Dismal-Swamp. Eine Menge wasserreicher, mehr oder weniger schiffbarer Küstenflüsse, durch deren weite Mündungsbusen die Gezeiten weit aufwärts wirken, durchschneiden die Küstenterrasse. Sie zerfallen hydrographisch in drei Gruppen. Entweder entstehen sie nämlich am Ostrande der Alleghanies, oder bilden zwischen ihren Ketten Längenthäler und brechen mit einem Querthale in die Küstenterrasse, oder ihre Quelle liegt im Westen der Alleghanies und sie wühlen sich durch das ganze Gebirgssystem hindurch. Die beiden letzten Klassen haben Wasserfälle und Stromschnellen.

In den mexikanischen Busen fließen aus den Alleghanies der Mobile mit dem Alabama und der Appalachicola.

In den offenen atlantischen Ocean von Süden nach Norden der Savannah, Santee, Peden, Cape Fear, lauter Randflüsse. Der James und Potomac sind Kettenströme mit Längen- und Quer-

thälern. Der Susquehannah ist von Süden aus der erste Durchbruchfluß, der aus zwei Quellflüssen im Westen der Alleghanies entspringt; er ist nur auf einer kurzen Strecke des Unterlaufes schiffbar. Durchbruchflüsse sind auch der Delaware und Hudson mit dem Mohawk. Der Hudson ist durch die schon besprochene Depressionsspalte, in welcher er fließt, besonders ausgezeichnet.

Nordöstlich von der Depression folgen wieder Randflüsse, wie der Connecticut und viele kleinere. Der in die Fundybay mündende St. John zerspaltet zum zweiten Male das ganze System. Die steile, felsige Küste ist von dem flachen Ufersaum im Süden des Hudson völlig verschieden.

4. Der König der amerikanischen Ströme ist der Missisippi. „Er berührt neun Staaten und ein Gebiet, er und seine Nebenflüsse sind auf einer Strecke von mindestens 9000 Wegestunden für Dampfschiffe zu befahren; mehr als ein halbes Tausend dieser letzteren sind auf seinen Wellen in steter Thätigkeit; an seinen Ufern wachsen Baumwolle, Zuckerrohr und Südfrüchte, nordische Tannen und nordisches Moos; er entspringt, wo Schnee und Eis fast ein halbes Jahr den Boden bedecken, und mündet, wo in einem fast tropischen Klima beide nur dem Namen nach bekannt sind." Siebenundfunfzig Flüsse, unter denen viele den Hauptströmen Europas gleich stehen, ergießen sich in den mächtigen Strom. Die Lauflänge 660 M.

A. Der Quellbezirk des Missisippi wurde erst 1832 von Allen und Schoolcraft aufgefunden. Unter 47° 13′ 35″ NB. und 77° 22′ WL., 1575 engl. Fuß über dem mexikanischen Golf liegt der kleine hufeisenförmige Itascasee. In einiger Entfernung, so daß fünf Bäche von dort in den See rinnen, umgiebt ihn eine Sandsteinkette, die über den Seespiegel 83—100′ erhaben ist. Sie ist dicht mit Nadelholz bestanden; mächtige Granitblöcke liegen zerstreut. Dieser unbedeutende Höhenzug der schwarzen Hügel ist ein Theil der Wasserscheide zwischen dem mexikanischen Busen, der Hudsonsbai und dem atlantischen Ocean. Dieser Scheidezug lehnt sich in Hochebenen, die 5000′ hoch liegen, enge an die Rocky-Mountains an, und sinkt gegen Osten, wo er am Oberen See endigt, zu Hügeln unbedeutender Höhe, die auf verschiedenen Stellen die Namen Côteaux des Prairies oder Hauteurs de terre führen. Im obersten Missisippigebiet ist dieser Scheidewall ein schöner, von Hügeln und Thälern, Seen und Waldland auf liebliche Weise unterbrochener Landstrich.[1]) Aus dem Itascasee also tritt als ein kleiner Bach von 16′ Breite und 14″ Tiefe der Missisippi.[2]) Er läuft in nordöstlicher Richtung, bildet eine Reihe

1) Die Undineregion, wie Nicolet (der 1836—1840 eine große Karte des oberen Missisippi aufnahm) diesen Strich nach den unzähligen kleinen Seen, Flüssen und Bächen genannt hat.

2) In der Algonkinsprache bedeutet Missi Alles, das Ganze, Sipi Fluß, also Missisippi der Strom, der alle Flüsse in sich vereinigt, oder wie es gewöhnlich poetischer ausgedrückt wird: der Vater der Gewässer. Nipi heißt Wasser, daher auf der arktischen Seenplatte ein Fluß Missinippi. Auch in „Winipeg", schlammiges Wasser, steckt diese Wurzel Nipi.

von Stromschnellen und vereinigt sich bei dem Temidji- oder Traverssee mit seinem andern Quellflusse, dem gleich langen La Place. Der weitere Oberlauf geht durch eine Reihe kleinerer und größerer Seen. Aus dem Caßsee tritt der Fluß schon mit einer Breite von 172', aus dem Sandy-Lake 301' breit.

Bei Fort St. Anthony sind die letzten Fälle (17' hoch) und bedeutende Stromschnellen; sie bezeichnen das Ende des Oberlaufes.

B. Der Mittellauf des Stromes wird bis zu dem Punkte gerechnet, wo links Ausläufer der Alleghanies, rechts die Ozarkberge an seine Ufer treten. Der Strom wälzt hier schon trübe Fluth, doch wird sein Wasser von den Amerikanern für heilsam gehalten und gern getrunken. Die Befahrung des Missisippi gilt für sehr gefährlich und eine Menge von Schiffen geht auf ihm zu Grunde. Sandstein- und Kalkmassen, oft zu seltsamen Formen ausgewaschen, erheben sich über dem Wasserspiegel, mächtige Baumstämme treiben auf dem Strome; viele bohren sich in dem schlammigen Grunde fest (Snags) und sind für unvorsichtige Schiffer gefährlich. Eigenthümlich ist die Gleichförmigkeit der Uferbildung in Vorsprüngen und Buchten. Diese Buchten sind meistens so völlig abgerundet, als wäre es mit einem Zirkel geschehen, und liegen sich auch stets schräg an entgegengesetzten Ufern gegenüber, indem der Strom quer durch sein Flußbett von einer Bucht in die andere geht, wodurch viele für die Uferränder gefährliche Strömungen entstehen. Das Fahrwasser ändert sich sehr häufig. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer los und setzt sie dort oder in seiner Mitte wieder ab; im Schlamme sproßt dann bald eine Art Pappel auf und befestigt den Grund.

Rechts empfängt der Missisippi im Mittellaufe den an Lauflänge (900 M.) und Wasserfülle weit überlegenen Missouri, den einige Geographen jetzt als den Hauptstrom betrachten. Seine drei Quellflüsse, Jefferson, Madison, Gallatin strömen von dem Ostabhange des Wind-River-Knotens, in dem in geringer Entfernung auch die Columbiaquelle entspringt, herab. Im engen Bette, zwischen 1200' hohen Steilwänden, bricht sich der Missouri durch das Felsengebirge (Gates of the Rocky-Mountains) und bildet unter 47° B. mit schon bedeutender Wasserfluth drei Katarakte, von denen der höchste 97' Fallhöhe hat. Doch tritt der Strom mit diesen Fällen noch nicht in das Mittelland des Missisippi, sondern muß sich zuvor noch durch die schwarzen Hügel durchbrechen. Dann tritt er in sein unteres Stufenland, behält aber eine ungemein schnelle Strömung; sein Wasser ist trübe und schlammig. Die größten Zuflüsse kommen von der rechten Seite: der Yellowstone, der Platte, unter 41° 3' B., der Kansas, unter 39° 5' B. Der Platte ist der mächtigste und fließt aus zwei Armen zusammen, der North-Fork oder Nebraska vom Wind-River-Knoten, der South-Fork vom Jamespic. Zur Zeit der Schneeschmelze und des Regens ist der Platte breit und reißend,

drei Vierteljahre aber selbst für Kähne zu seicht. Aber trotzdem ist er von Wichtigkeit, weil ihm entlang die große Route durch das Westland nach Oregon und Columbien zum Südpaß führt. Irving nennt den Platte den schönsten, aber unnützesten Fluß der Welt. Eine Eigenthümlichkeit dieser Flüsse der sandigen Region ist, daß sie selbst bei niedrigem Wasserstande ihr Bett ganz ausfüllen.

„Der Missouri," bemerkt Andrée, „ist ein gewaltiger Strom, aber wegen der Eigenthümlichkeit des Landes, durch welches er fließt, kann er immer nur eine untergeordnete Bedeutung für die Cultur haben. Es fehlt seiner Ufergegend an Holz und Kohlen; sein Lauf ist vielfach gekrümmt, sein Bett voll Sandbarren und Baumstämme, die Tiefe sehr ungleich. Von der Mitte Februar bis Ende Juli hat er die Zeit seiner Anschwellungen; dann ist er bis zur Mündung des Yellowstone für Dampfboote von 4—5' Tiefgang fahrbar; in den übrigen Monaten können nur flachgehende Dampfer bis zu den Council=Bluffs (etwas oberhalb der Plattemündung) hinauffahren." Und so wird der Mississippi, der einen großartigen Verkehrsweg bildet, um so mehr als Hauptfluß festzuhalten sein, als er die Hauptrichtung des vereinigten Stromes von Süden nach Norden fortsetzt. Uebrigens sind Mississippi und Missouri ganz eigentliche Parallelflüsse, welche von der Quelle bis zum Zusammenflusse die Hauptrichtungen des Laufes von Süden nach Norden u. s. w. mit einander gemein haben, nur daß die Dimensionen des Missouri die bei weitem ausgedehnteren sind.

Links empfängt der Mississippi im Mittellaufe unweit der Missourimündung den Illinois und den Ohio, dessen klare Fluth mit scharfgeschnittenen Rändern sich lange Zeit gegen die schmutzigen Wellen des Hauptstromes zu wehren scheint. Auch für diesen Strom werden zwei Quellflüsse angenommen. Der östliche Alleghany fließt in einem Längenthale des gleichnamigen Gebirges, der westliche Monongahela ist ein Randfluß der Alleghanies. Bei Pittsburg vereinigen sich beide Flüsse zum Ohio, der bei Louisville auf einmal durch hervortretende Felsenzüge zu Stromschnellen eingeschnürt wird. Nur bei Hochwasser kann diese Stelle von Schiffen passirt werden, darum ist hier ein 3 M. langer Kanal gezogen. Von dieser einen bösen Stelle abgesehen ist der Ohio ein sanfter, gefälliger Fluß, auch von schiffsmörderischen Baumstämmen frei gemacht. Die ersten französischen Colonisten nannten ihn la Belle Rivière, was auch der indianische Namen Ohio bedeutet, und wegen der malerischen Ufer führt er den Namen des amerikanischen Rheins. Auf dem linken Ufer empfängt der Strom im Unterlaufe die bedeutenden Zuflüsse, den Cumberland vom Rande, den weit aufwärts schiffbaren Tennessee aus dem längsten Längenthale der Alleghanies; auf dem rechten Ufer den Wabash. Die Lauflänge des Ohio beträgt **250 M.**

Unweit der Missourimündung ist der Missisippi noch 320 M. von der Mündung, aber nur 357', bei dem Einflusse des Ohio 281' über dem Meere.

Das Gebiet des Missisippi ist im Mittellaufe am weitesten gedehnt und bildet ein muldenförmiges Becken zwischen den Rocky=Mountains und Alleghanies, das namentlich auf dem westlichen Rande aus dem Felsengebirge vorgelagerten Hochebenen besteht und sich gegen den Strom hin senkt. Auch von den Alleghanies senkt sich das Land, doch ist die Hauptabdachung von Westen nach Osten gerichtet. Jene etagenförmig über einander gelagerten Bergebenen (Barren Grounds) verbinden mit ihren Baumgruppen und Grasfluren den Charakter des Waldes mit dem der Steppe, und gehen in weiterer Senkung in eine von beiden Formen über. Der Uebergang in die Ebene wird oft durch wunderlich gestaltete Bildungen röthlichen Sandsteins bezeichnet, die man mit den Formen der sächsischen Schweiz verglichen hat. Die Flüsse haben ihr Bett so tief in die Ebenen eingegraben, daß sie von steilen Hügeln (Bluffs) überragt zu sein scheinen. Ersteigt man die Bluffs, so bemerkt man, daß sie sich landeinwärts in einer großen Ebene fortsetzen. Besonders tief gefurcht sind diese Schluchten (Cañones vergl. S. 676) in den öden, vegetationslosen Hochebenen (Mesas), welche das Missisippi= und Coloradogebiet von einander scheiden.

Einen großen Theil des östlichen und nördlichen Gebietes nimmt noch immer der Urwald ein, der auch die Flußufer und Flußgründe (Bottoms) begleitet. Die Waldungen Nordamerika's unterscheiden sich von den unsrigen unter gleicher Breite gelegenen namentlich dadurch, daß in ihnen nicht eine Baumart vorherrscht, sondern eine reiche Abwechselung von 20—30 Baumarten stattfindet. Es giebt hier allein sechsundzwanzig Eichenarten, während z. B. Deutschland nur neun hat, achtzehn Arten des Walnußbaums. Andere Bäume, wie der merkwürdige Tulpenbaum (Liriodendron Tulipifera), viele Arten des Ahorn, unter ihnen der einträgliche Zuckerahorn, die Robinie, Gledidschie. Der prächtigste Baum jener Wälder ist aber die Weymouthskiefer (Pinus Strobus), welche 150—200' hoch wird, in einzelnen Fällen über tausend Jahresringe zeigt und werthvolles Bau= und Mastenholz liefert. Hunderte von Meilen kann man wandern, ohne daß ein Sonnenstrahl den dichten Schatten der gigantischen Bäume unterbricht. Der Boden ist von dem angehäuften Pflanzenmoder schwarz wie ein Kohlenlager. Im October und November, „dem indianischen Sommer" (unsern Alteweibersommer), ist die Farbenschattirung des verschiedenen Laubes von herrlicher Wirkung. Gold= und silberfarbige Blätter erglänzen auf dem dunkeln Hintergrunde eines noch frischen Grün, das braune gezackte Eichenlaub wird durch die Cedern angenehm schattirt, während das ziegelrothe Laubwerk einer Ahornart und das brennendrothe eines Sumach aus dem übrigen Blättergebüsch hell hervorleuchten. Von reißenden und gefährlichen Thieren, etwa Klapperschlangen abge=

rechnet, sind die Wälder eben nicht gefüllt; am häufigsten ist das Elenn, die Gattung der Eichhörnchen, das Opossum oder die virginische Beutelratte (als Leckerbissen geschätzt), das Stinkthier u. a.

Einen andern bedeutenden Theil des mittlern Missisippibeckens, vornehmlich am rechten Ufer, nehmen die Prairien oder Savannen ein. Man unterscheidet niedrige und hohe Prairien. Die ersteren, unmittelbar an den Strömen gelegenen, sind ungemein fruchtbar, aber wegen der vielen Sumpfstrecken und Lachen höchst ungesund. Unter den hohen, die selten vollkommen eben, meist wellenförmig sind (rolling Prairies), giebt es zwar auch gut bewässerte, tragbare Flecke, aber ihrer bei weitem größten Ausdehnung nach sind es holz- und wasserleere Flächen mit einer auf Graswuchs beschränkten Vegetation, wo der Reisende Tage lang den Horizont auf allen Seiten in einem ungeheuren Gräser- und Blumenmeere verloren sieht, das vom Winde bewegt wie in Wogen auf- und niedersteigt. Selten nur zieht sich am Uferrande eines Baches eine Zickzacklinie von Erlen und Haselsträuchen hin, mit Wein und andern Schlinggewächsen überrankt. Vereinzelte Baumgruppen erscheinen dem auf dem unendlichen Grasocean irrenden Auge wie Masten segelnder Schiffe. Diese Prairien sind die letzte Zuflucht der Bisons oder amerikanischen Auerochsen, gewöhnlich Büffel genannt, deren Labsal im Büffelgrase (Sesleria dactyloides) besteht. Zahllose Heerden dieser Thiere treiben sich in den weiten Räumen umher; Reisende haben öfters die ganze Steppe von ihnen schwarz, und an 10,000 bei einander gesehen. Sie haben erbliche Pfade und Straßen durch das Land, welche tief ausgetreten sind und nach den bequemsten Gebirgspässen wie nach den sichersten Furten der Flüsse, oder in den Winteraufenthalt, die warme Zone südlich vom Arkansas, führen. Vom Bison ist Alles gut zu gebrauchen, Haut, Haare, Talg, sein Fleisch ist schmackhaft, und besonders sein Höcker ein wahrer Leckerbissen. Darum ist die Bisonjagd Hauptbeschäftigung der hier streifenden Indianerstämme; aber auch weiße Jäger kommen in die Prairien.

C. Der Unterlauf des Missisippi bewegt sich in einer weiten Tiefebene, die an dem Ufer des Stromes und Meeres den Charakter des Sumpfes annimmt. Auf dem rechten Ufer dehnen sich bis zur Mündung des Rio del Norte die Savannen und Prairien von Texas.

Aus diesem Prairielande des rechten Ufers kommen dem Missisippi noch zwei bedeutende Nebenflüsse zu. Der Arkansas oder Arkansa (Ton auf der letzten Silbe) entspringt unter 41° B. in den Rocky-Mountains und nimmt rechts den Canadian auf. Der Red River oder rothe Fluß hat seine 1852 aufgefundene Quelle auf dem saharaähnlichen, zwischen vier Breiten- und vier Längengraden sich hinziehenden Plateau des Llano estacado [1]) unter 34° 12′ B. Beide Ströme haben, wie alle ihre Zuflüsse, in der Prairie ein breites, seich-

---

1) D. i. „Abgesteckte Ebene," weil man einst den Weg durch dieselbe mit Stangen absteckte.

tes Bett und niedrige Ufer. Ein Zufluß des Arkansas, der **Cimarron**, verschwindet auf weite Strecken im Sande und kommt dann wieder zum Vorschein; in manchen Gegenden ist sein Sandbett so locker, daß das Wasser außer der Zeit der Flußanschwellungen niemals über der Erde fließt. Die Reisenden kennen solche „trockene Ströme" im Prairielande, und finden in ihrem Bette allemal Wasser, sobald sie einige Fuß tiefe Löcher graben.

30 M. vom Meere beginnt das Delta des Missisippi, eine Niederung von 750 □M., die, wenn die Schneeschmelze den Strom vom April bis Juli zum Steigen bringt, überschwemmt ist. Längs des Stromes und seiner Arme ragen Dämme aus der weiten Wasserfläche. Die zahllosen Arme des Stromes, **Bayous** genannt, münden meist in seichte Strandlagunen, die niedriger als der Missisippispiegel liegen. Fünf Mündungsarme erreichen den Ocean; sie sind an den tiefsten Stellen 320′, an den seichtesten doch noch 90—120 tief. Das feuchte Mündungsgebiet ist die Heimath der riesenhaftesten Pflanzenformen; undurchdringliche Schilfwaldungen bedecken in unabsehbarer Einförmigkeit die Ufergegenden, aus denen wie Thürme die Stämme der Cypressen und Moorpalmen hervorragen. Ungeheuer ist die Menge des Schlammes, welchen der Strom dem Meere zuwälzt. Man hat das Anwachsen des Delta auf jährlich 1000′ berechnen wollen, doch entspricht eine 130 Jahre alte Karte noch so ziemlich den Verhältnissen der Gegenwart. Das Treibholz des Stromes hat im Delta eine meilenbreite Zone von Meertorf gebildet; viele Stämme gelangen ins Meer und werden von den Strömungen nördlichen Ländern als erwünschtes Brennmaterial zugeführt.

5. Nördlich und nordöstlich vom Missisippibecken liegt das **Gebiet der großen Seen von Canada und des St. Lorenzstromes.** Jene Seen bilden zusammen die größte Süßwasseransammlung der Erde, bedecken einen Flächenraum von der halben Größe Deutschlands, und werden treffend als ein süßes Meer bezeichnet. Bei Stürmen schlägt es Wellen von der Höhe der Wogen auf dem atlantischen Ocean. Fünf Süßwasserbecken liegen treppenförmig über einander, doch **Michigan**- und **Huronensee** auf einer und derselben Stufe. Der **Obere See** (Superior Lake) ist von Westen nach Osten 82, von Norden nach Süden 35 M. ausgedehnt, hat einen Flächeninhalt von mehr als 1500 □M., liegt 613′ über dem Meere und besitzt eine Tiefe bis zu 900 und 1200′. Sein Boden bildet also, wie bei den übrigen Seen, eine Depression unter dem Meeresspiegel. Seine krystallklare und durchsichtige, fischreiche Fluth wird von vierzig kleinen Flüssen und gegen zweihundert Bächen gespeist. Der größte Zufluß ist der von Westen her einströmende **St. Louis**. Unter den Inseln sind einige größere. Die Uferränder sind meist steil und felsig. Die Nordküste ist von 400′ hohen Felsen eingefaßt. Am Südostufer bilden die Pictured Rocks (malerischen Felsen) auf eine Strecke von 3 M. eine

300' hohe senkrechte Felsenwand mit grotesken Einzackungen und Höhlen. Die Kaskade bei Portaille stürzt sich über die Wand 70' in einem so weiten Bogen in den See, daß ein Boot unbenetzt darunter weg segeln kann. Die Felsen sind mit dichten Wäldern von Fichten und Tannen bedeckt. Am Südostende fließt der Obere See durch die schmale 10 M. lange St. Marystraße, in der er die St. Maryfälle, eine ununterbrochene Reihe von Fällen und Stromschnellen bildet, in den Huronensee ab. Dieser liegt 594' über dem Meere, hält etwa 800 □M., und erreicht eine Tiefe von 1000'. Dem Nordufer sind wildgeformte, meist bewaldete Felseninseln vorgelagert, welche den North-Kanal von dem eigentlichen offenen See trennen. Zwischen der östlichsten Insel und einer vorspringenden Zunge des Festlandes geht es nordöstlich in die tiefe Georgianbai, welche man als einen besondern See ansehen könnte. Im Nordwesten verbindet die Michilli-Mackinackstraße den Huronensee mit dem über 600 □M. großen Michigansee.

Aus der südlichen Bucht des Huronensees führt eine 7 M. lange Straße, der St. Clairfluß, zu dem kleinen St. Clairsee, und aus diesem südlich der Detroitfluß zum Eriesee, unter allen verbindenden Flußstücken allein für die Schifffahrt brauchbar, daher auch hier kein Kanal gezogen zu werden brauchte. Bis hierher hatte der Strom der großen Süßwasseransammlung eine südliche oder südöstliche Richtung, von nun an geht dieselbe bis zur St. Lorenzmündung nach Nordosten.

Der Eriesee, 446 □M. groß, liegt 564' über dem Meere, und ist der mindest tiefe. Er bildet den Mittelpunkt der Binnenschifffahrt und steht durch Kanäle mit dem Missisippi und Hudson in Verbindung. Die 8 M. lange Treppenstufe zum Ontariosee ist höher als die vorhergehenden, und der verbindende Fluß, der Niagara, hat auf diesem kurzen Wege ein Gefälle von 331', fließt jedoch den größern Theil desselben ohne besondere Schnelligkeit und wird ohne Schwierigkeit mit Dampfschiffen befahren.[1]) Am Ende des zweiten Drittheils erweitert er sein Bett zugleich bis zur Breite von beinahe einer halben Stunde und stürzt in die Tiefe. Unmittelbar am Absturze des Falles liegt eine schmale Insel, Goats-Island (Ziegeninsel), die in einer Länge von beinahe 1000 engl. Fuß den Strom und zugleich den Wasserfall in zwei ungleiche Theile scheidet, deren größerer auf der linken

1) Kohl, Reisen in Canada: Andere Wasserfälle beginnen ihre malerische Arbeit hoch oben in den Gebirgen und in den Wolken. Sie gehen lange Zeit auf wilden für den Menschen kaum gangbaren Wegen, bis sie nach verschiedenen einleitenden Purzelsprungen ihren Haupt-Saltemortale ausführen. Wie sie bei dem Ansatze zu diesem Sprunge zu Werke gehen, bleibt dem neugierigen Beobachter verborgen. Er kann das Ganze nur am Fuße des Kataraktes und aus einer gewissen Entfernung als ein Bild genießen. Hier beim Niagara ist das anders. Er kommt auf einem völlig horizontalen Plateau ziemlich ruhig herabgeflossen. Seine Unterlagen sind Tafelfelsen, die ihn bis ans Ende tragen und dann auf einmal eine scharfe Kante bildend, ihn verrätherisch im Stiche lassen. Er schlägt stellenweise so plötzlich über, daß wilde Enten und Gänse schlafend bis an den Rand heran gleiten und dann beim Ueberkippen erwachend nicht einmal so viel Zeit haben, die Flügel zu entfalten, um dem Tode zu entrinnen.

Seite gegen Canada hin eine Breite von mehr als 2000′ in gerader Linie hat, während der Sturz des Wassers selbst in einem gegen diese Linie sehr concaven Bogen erfolgt, wovon dieser Theil des Falles der Hufeisenfall (Horseshoe) genannt wird. Der dem rechten Ufer angehörige Theil hat eine Breite von 1140′. Die Fallhöhe beträgt bei diesem 164′, bei dem andern 158′, eine Differenz, die sich daher erklärt, daß der Zug des Stromes oberhalb des Falles auf den schmaleren Theil gerichtet ist und so das Niveau des Wassers auf dieser Seite erhöht wird. Der Sturz der beiden mächtigen Wassermassen (man schätzt sie auf 15 Mill. Kubikfuß in der Minute) aus solcher Höhe bietet ein Schauspiel dar, dem kein anderes zu vergleichen und das durch keine Schilderung würdig darzustellen ist. Der Donner des Sturzes wird bei günstigem Winde über 9 deutsche Meilen weit in Toronto am Ontariosee gehört. Einen ganz eigenthümlichen Charakter erhält der Fall dadurch, daß das Wasser im Sturze selbst nicht weiter gebrochen wird, so daß es unterhalb des Falles aus hinlänglicher Entfernung den wunderbaren Anblick zweier ungeheurer senkrechter Wasserwände sich darbietet. Die Umgebungen des Niagara stehen hier in keinem Verhältnisse mit der majestätischen Größe des Falles selbst. Wenn man in Europa Wasserfälle aufsucht, so verfolgt man seinen Weg in grünen Gebirgen unter kühlen, hallenden Felsen und Wäldern; davon ist bei dem Niagara nichts zu spüren. Der Weg vom Eriesee her geht durch ebenes, leicht hügeliges Land, bis man auf einmal in das tief in den Felsen eingerissene Flußbette hinabschaut, in dem das Gewässer hinunterdonnert. Die Ufer behalten unterhalb des Falles ihre frühere Höhe, treten aber alsbald so nahe zusammen, daß eine Hängebrücke mit einer Spannung von 852′ und 245′ über dem Wasserspiegel erbaut werden konnte, eins der kühnsten Bauwerke aller Zeiten Sie wird von vier Drahttauen getragen, die je zwei über zwei steinerne Thürme gespannt und 25 — 30′ in massives Mauerwerk eingelassen sind. Die Thürme am linken Ufer sind 78′, die am rechten 88′ hoch. Jedes der vier großen Taue hat 10″ Durchmesser und besteht aus 3640 Drähten. Vertical von jeder Kette hängen von 4 zu 4′ kleinere Drahttaue von $1\frac{1}{2}$″ Durchmesser und tragen eine untere Etage der Brücke, die für Wagen und Fußgänger dient, während der Oberbau den Uebergang für die Eisenbahn bildet. Der ganze Bau ist so vortrefflich befestigt, daß selbst der stärkste Sturm kein merkliches Schwanken hervorbringt. — Vielfach wird jetzt behauptet, der Niagarafall sei ursprünglich da gewesen, wo das Land plötzlich zum Niveau des Ontariosees abfällt, und er habe im Laufe der Zeit durch fortwährendes Abnagen seiner Felsenunterlage sich unausgesetzt rückwärts bewegt, werde auch auf dieselbe Weise noch bis hinauf zum Eriesee zurückweichen. Nach Einigen soll er jährlich 1′, nach Andern $\frac{3}{5}$′, nach noch Andern 3′ weiter rücken, und man giebt ihm in diesem Verhältnisse bis zu seiner Ankunft am Eriesee noch zwischen 35,000 und 140,000 Jahre Zeit, wie man aus

jenen Annahmen berechnet hat, daß er seit 14,000 bis 60,000 Jahren bereits in Thätigkeit sei. Schon die Verschiedenheit dieser Ziffern zeigt wenigstens, daß es bisher an genügenden Beobachtungen fehlt, die derartigen Berechnungen mit Sicherheit zu Grunde gelegt werden könnten. Es giebt ein von dem Entdecker des Niagarafalles, dem Missionar Hennepin, im Jahr 1679 sehr sorgfältig aufgenommenes Bild desselben, an welchem sich keine Verschiedenheit von der gegenwärtigen Gestaltung des Falles wahrnehmen läßt, welche im Stande wäre, die Annahme von seinem merklichen Zurückweichen zu unterstützen. So sind denn auch Andere der Ansicht, der Wahrheit näher zu kommen, wenn sie in den obigen Angaben Jahrhunderte anstatt der Jahre setzen; und aus der Gestalt des amerikanischen Falles im Verhältniß zum Ufer und der Ziegeninsel wird wahrscheinlich gemacht, daß dieser Fall überhaupt seit seiner Existenz in einem Theile so gut wie gar nicht, und an dem Punkte der weitesten Regression 40 Meter (17½′) zurückgewichen sei. Jedenfalls wird, bevor nicht längere Beobachtungen des Thatsächlichen vorliegen, die Frage nach dem Wieviel des Zurückweichens der Fälle mindestens als nicht spruchreif zurückgeschoben werden müssen. — Etwas über eine Stunde unterhalb des Falles, nachdem die Wasser schon wieder beruhigt dahingeströmt sind, treten die Felsen plötzlich noch enger zusammen und bilden so einen Kessel, den sogenannten Whirlpool (Wirbelkessel), in welchem der Strom sich in wilden Drehungen herumtreibt, um beinahe in rechtem Winkel gegen den Einfluß wieder heraus und zwischen eben so engen und steilen Ufern weiter zu strömen. Etwa ¾ M. abwärts und 100′ unter dem Niveau der Wasserfläche unterhalb des Falles selbst wird der Niagara wieder schiffbar, eilt aber immer noch mit starkem Gefälle weiter. Bei Queenstown erst tritt der Strom aus der Hügelkette heraus, und strömt in einem breiten und sanften Bette dem untersten der fünf großen Seen zu.

Der Ontariosee, 360 □M. groß, liegt noch 231′ über dem Meere. Am östlichen Ende tritt der mächtige Strom heraus, welcher der Sohn aller Seen genannt werden kann, der St. Lorenz, auf alten Karten der große Fluß von Canada. Das Bett ist anfangs noch seenartig erweitert und bildet den See der Tausend Inseln. Auf einer Strecke von 15 M. ragen hier 1692 Eilande wenige Fuß über den Wasserspiegel. Der Umfang derselben ist überaus verschieden, von der Größe einer englischen Quadratmeile bis zum Durchmesser weniger Ellen. Einige deckt dichter Hochwald, andere Gesträuch, noch andere sind kahl. Man hält sie für Ueberbleibsel einer Erd- und Felsenbildung, welche der Strom in diese anderthalbtausend Inseln zerwaschen habe.[1]) Weiter abwärts behält der St. Lorenz, wenn auch in mäßigem Grade, den Hang zur Inselbildung und seenartigen Erweiterung (Seen St. Francis, St. Louis, St. Pierre). Fälle und

1) Auffallender Weise verlegen mehrere geographische Lehrbücher den See der Tausend Inseln in die großartige Mündung des St. Lorenz.

Schnellen, die durch Kanäle umgangen werden müssen, erschweren die Schiffbarkeit. Links geht ihm der mächtige Ottawa, rechts in der Depressionsspalte der Abfluß des Champlainsees zu, welcher unter drei Namen, St. John, Richelieu und Sorel vorkommt. 50 M. vom Meere fängt die Mündung an sich immer mehr bis zu einer Breite von 5—6 M. zu erweitern; das Wasser geht allmählig in Salzfluth über. Der mächtige Strom trägt Seeschiffe 80 M. weit stromaufwärts.[1])

Nach v. Roon fehlt dem St. Lorenz eine eigentliche Stromform: „Erst wenn die Hemmungen, welche heute die Seespiegel seines oberen Laufes aufstauen, durch die abspülende Kraft des Wassers hinweggeräumt, und ihre bedeutenden Niveauunterschiede nach Jahrhunderten ausgeglichen sein werden, kann der Strom, nach Trockenlegung jener Seespiegel, eine normale Gestalt gewinnen." In der That sinken die Spiegel der Seen, besonders der des Obern Sees, in allmähliger Abnahme. Doch dürfte die Zahl der Jahrhunderte bis dahin, wo der ganze Strom eine normale Gestalt genommen haben könnte, sehr hoch anzuschlagen sein, da es sich hierbei nicht blos um Ueberwindung localer Hindernisse handelt, sondern um tiefere Auswühlung des ganzen Bette von unterhalb des Ontariosees aufwärts in immer steigendem Maße. Und die Seespiegel werden auch dann immer bleiben, wenn auch etwas verkleinert, da die Boden der Seen, wie oben bemerkt, Depressionen bilden. An unausgebildete südamerikanische Wassernetze erinnert die undeutliche Wasserscheide zwischen den canadischen Seen und dem Missisippi. Nur stellenweise ist sie durch niedrige Hügelzüge bezeichnet. Einige Zuflüsse des Missisippi entspringen fast auf dem niedrigen Uferrande des Michigansees. Unter diesen steht der Illinois periodisch mit dem Michigan in Verbindung.

6. Im Osten des Felsengebirges, im obern Missourigebiet und im Norden der canadischen Seen bis zum Polarmeer, von 42—67° NB., durch eine geringe Bodenschwelle von den südlichen Wassersystemen geschieden, dehnt sich die arktische Felsen- und Seenplatte aus. Die Oberfläche des Landes ist ohne Gebirge, aber rauh und uneben durch viele niedrige Felsenkämme und Klippenreihen, welche meist die Richtung von Osten nach Westen verfolgen. Die Platte erreicht nirgends eine Höhe von mehr als 1600′. Die regellose Oberflächenbildung, welche bei dem Mangel einer entschiedenen Abdachung entstehende Flußbildung gleichsam in Verwirrung und Ungewißheit setzt, verhindert eine normale Entwickelung größerer und vollendeter, begünstigt die Existenz unfertiger Stromsysteme. Ueber die ganze Platte ist eine Unzahl größerer und kleinerer Seen verstreut, welche durch Flußläufe mit

1) Die Namen der canadischen Seen haben sich mit Ausnahme der Bezeichnung „Oberer See" erst im letzten Jahrhundert fixirt. Auf einer Homann'schen Karte heißt der Michigan „Illinois," dem Namen Huronensee ist dagegen „Michigan" beigefügt, der Erie heißt auch „Katzensee," der Ontario, eigentlich Skanadario, „Lac Frontenac." Jansson kennt nur einen großen See, den „Irokesensee."

einander in Verbindung stehen. Nicht zu erwähnen, daß sie einen großen Theil des Jahres hindurch Eisdecken tragen, sind sie durch zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle für Befahrung ungünstig, bilden aber doch für leichte Barken aus Birkenrinde die einzigen prakticabeln Verbindungswege dieser arktischen Regionen. Oft ist die Furche von einem See zum andern nur durch eine Reihe stehender Lachen bezeichnet, die erst in der Regenzeit durch strömenden Flußlauf verbunden sind. Darum stehen auch auf diesem unentwickelten Terrain verschiedene Systeme und Gebiete mit einander in Verbindung. Die größten Wasserbecken liegen in einer von den canadischen Seen nach Nordwesten geworfenen Linie, die zugleich eine wichtige geognostische Scheidelinie ist. Im Osten der Distrikt der Urgebirgsformation, westlich das Gebiet des Sand- und Kalksteins, und der Prairien, die sich südlich an das Missisippibecken schließen. So liegt nordwestlich vom Obern See der Winipegsee, etwa 450 □M. groß, weiterhin der Deersee, Wollastonsee, Athapescow- oder Athabascasee, der gegen 600 □M. haltende große Sklavensee, 91—101° WL., zuletzt der große Bärensee von ungefähr 400 □M. Der gegen 140 □M. große Athabascasee ist das Centrum großartiger Wassercommunicationen. In sein Westende strömen zwei Flüsse, der Athabasca, der mit seinen letzten Fäden an die Athabasca-Portage reicht, und nördlicher der Friedensfluß, der sich durch einen seiner Arme auch unmittelbar mit dem sogleich zu nennenden Abflusse des Sees verbindet. Am Nordende tritt nämlich der Sklavenfluß heraus und eilt zum Sklavensee. Der Abfluß dieses Beckens heißt nun Mackenzie, begleitet in reißender Strömung den Ostfuß des Felsengebirges, nimmt noch den großen Bärenfluß, einen Abfluß des großen Bärensees auf, und tritt nach Stromschnellen in ein sandiges Deltaland. Seine Mündung ist unter 69° NB. Auf einer Deltainsel landete 1789 Alexander Mackenzie, nach dem der damals entdeckte Strom benannt ist.

Die bisher entwickelten Communicationen des Athabascasees zogen nach Südwesten und Nordwesten, er hat deren aber auch nach Südosten. Der am Ostrande einströmende Stone- oder Steinfluß geht auch durch den Wollaston- und Deersee und steht mit dem Churchill oder Missinippi in Verbindung, einem Flusse, der aus dem Winipegsee zur Hudsonsbai geht.

Der Winipegsee hat nicht die centrale Lage des Athabascasees, weiteifert aber im Reichthum der Communicationen. Am Westende empfängt er (82° WL.) den aus zwei Quellflüssen entstehenden Saskatschewan, der mit seinem Quellbezirke dicht an das Columbiagebiet rührt; der am Südende mündende Red River oder rothe Fluß entsteht aus einem See, der in einer nur 900′ hohen Depression der Hauteurs de Terre, ganz nahe bei einem zum Missisippigebiet gehörigen Wasserbecken liegt. Mit dem zur Hudsonsbai gehenden Churchill und Nelson, wahrscheinlich auch mit dem Obern See findet

Verbindung statt. Denn allerdings herrscht auf Karten und in Büchern über das wunderbar verschlungene Wassernetz der arktischen Platte noch nicht in allen Punkten Klarheit und Uebereinstimmung.[1]) Da auch die an der Nordküste in das Eismeer fließenden Flüsse, der Kupferminenfluß (Mündung 68° B., 98° WL.) und der große Fischfluß (Mündung 67° B., 77° WL.), der den im größten Theil des Jahres unter einer grotesk gestalteten Eiskruste dahinstürzenden Wilberforcefall, den schönsten der Erde, bildet, bei hohem Wasserstande mit dem großen Sklavensee in Verbindung stehen, so wären in der That alle großen Flußsysteme in einander geflochten.[2])

§. 15.

Das Kaiserthum Mexiko.

(Früher: Estados unidos de Mexico.)

Vom 6. bis 13. Jahrhundert n. Chr. hat im mittleren Amerika eine Völkerwanderung von Norden nach Süden stattgefunden, welche man wohl mit der Völkerbewegung zusammengestellt hat, zu der im Beginn des Mittelalters die Hunnen den ersten Anstoß gegeben. Aber während die Züge der Barbaren meist nur von Zerstörungen der früheren, aus dem Alterthum erhaltenen Cultur und der Monumente griechischer und römischer Kunst begleitet waren, bezeichneten die amerikanischen Wandervölker die Stationen und Ruheplätze ihres Weges durch grandiose Werke der Civilisation und Kunst. In dem jetzt so wüsten Bereich des Colorado und seines Nebenflusses Gila, auf dem öden Plateau seines Oberlaufes und Quellgebietes nördlich vom Colorado hat man zahlreiche verfallene Häuser, ja ganze Ruinenstädte und eine 84′ hohe Pyramide aufgefunden, schlanker und spitziger als die ägyp-

1) Eine treffliche Karte des südlichen britischen Nordamerika's giebt Dr. Petermann im Jahrgang 1860 seiner geographischen Mittheilungen.

2) Die Mündung des großen Fischflusses oder die Gegend um die König Wilhelms Insel ist der wahrscheinliche Schauplatz des Untergangs der Franklinschen Expedition. Sir John Franklin war 1845 zur Auffindung einer Nordwestpassage von England mit dem „Erebus" und „Terror" aufgebrochen, und seit 1848 hat man mit großem Aufwand an Geld und Menschenkräften nach ihm und seinen verschollenen Schiffen gesucht und dadurch Geographie und Naturkunde ungemein bereichert. Erst der M'Clintockschen Expedition, welche am 1. Juli 1857 von Aberdeen auslief, gelang es, über die Route Franklin's, der schon im Juni 1847 gestorben war, Aufschluß zu geben. Der Erebus und Terror waren im September 1846 unfern der Nordwestküste der König Wilhelms Insel von Eis eingeschlossen und im April 1848 von den überlebenden Gefährten Franklin's verlassen worden. Officiere und Mannschaften waren dann von Point Victory mit Schlitten und Booten nach der Mündung des Fischflusses aufgebrochen, um wo möglich, die nördlichsten Ansiedlungen im Hudsonbai-Gebiet zu erreichen, aber das Klima und die Strapazen der Reise hatten sie alle getödtet. M'Clintock, dem man schon die Erforschung eines großen Theils der Melville- und Prince Patrick's Insel verdankt, nahm zunächst die Bellotstraße auf, verfolgte dann die Westküste von Boothia, fand in 71¼° NB. eine geräumige Bucht, die er Wrottesley Inlet nannte und südlich davon eine Halbinsel mit den Caps Hobson und Rendel, welchen die Murchison Inseln vorliegen. Er umging darauf die King William Insel, wobei sich zeigte, daß das Cap Herschel der frühern Karten, gegenüber der Matty Insel, durch den Humboldtkanal von der Hauptinsel getrennt ist. Auf der östlichen Küstenstrecke entdeckte man die La Trobe Bai. Die Schlittenexcursion des Capitän Allen Young stellte die Insularität von Prince of Wales' Land fest. Ferner wurde die Straße aufgenommen, welche den Peel-Sund mit der Victoria-Straße, also auch mit den Gewässern im Westen von Boothia, verbindet und Franklin-Straße genannt. Die größern Landmassen welche frühere Karten ausfüllten, sind zu kleinen Inseln zusammengeschrumpft. (Vgl. Petermanns geogr. Mittheilungen 1859 S. 471 flg. und Karte 18, und unten S. 823, Nordpolar-Länder.)

tischen, im obersten Theile defect. Zwei Völker waren es besonders, die sich aus diesem einst blühenden, jetzt ganz verödeten Culturgebiete nach Süden bewegten. Die Tolteken erschienen als erste Einwanderer auf dem Plateau von Anahuac um das Jahr 648. Reich und Volk verschwinden um 1050. An ihre Stelle wanderten in den folgenden Jahrhunderten andere Völker, die Chichimeken, Acolhuas, Tepaneken u. a. ein. Volle fünf Jahrhunderte später, 1196, folgten den Tolteken die Azteken,[1] aus einem Lande Aztlan, nur ein Stamm der siebenstämmigen Nation der Nahuotlaken. Nach göttlicher Weisung sollten sie da Halt machen, wo ein Adler, eine Schlange im Schnabel, auf einer Nopalpflanze sitzen werde.[2] So geschah es, und sie unterwarfen sich die Stämme der Hochebene. Im Jahre 1335 ward die Hauptstadt Tenochtitlan (tetl Stein, nochtl Nopalpflanze) oder Mexiko (Mexitli der Kriegsgott, co Ortssuffix) gegründet.

Die Regierungsform der Azteken war anfangs aristokratisch. Acamapitzin wurde 1352 ihr erster König, doch blieb die Adels- und Priesteraristokratie immer mächtig. Er unterwarf sich alle benachbarten Stämme und dehnte die Grenzen seines Reiches bis an beide Oceane aus. Doch behielten die unterworfenen Völker ihre angestammten Caziken und suchten zu wiederholten Malen das Joch der Eroberer abzuschütteln. Denn harte Kriegspflicht und schwerer Tribut, selbst an Menschen für die aztekischen Opferfeste, lasteten schwer.

Die Azteken besaßen eine nicht geringe Cultur, eine Sprache, die in ungeheuerlichen Worten eine Menge von Begriffen und Beziehungen zusammenhäufen konnte,[3] kannten Malerei und Schreibkunst. Ihr Kalender war vollkommener als der der Griechen; sie hatten die Länge des Sonnenjahres genau bestimmt, trieben Baumwollen- und Maiscultur und Bergbau, faßten Edelsteine in Silber und Gold, schrieben auf Papier und Baumrinde, brachten bewundernswürdige Kunstwerke hervor und errichteten ungeheure Gebäude, welche den ägyptischen den Rang streitig machten und in ihren Trümmern noch vorhanden sind; aber sie besaßen keine Hausthiere und übten blutigen Götzendienst.

Die prächtige und feste Hauptstadt Tenochtitlan lag in einer mit fünf Seen besetzten Mulde des Plateaus in der Lagune des Sees Tezcuco, nahe dem See Xochimilco, durch lange, hie und da mit

1) Neuerlich hat Barlett eine neue Ansicht über jene Baureste zu begründen versucht. Nach seinen Forschungen sind sie von Aztekenbauten völlig verschieden und von den noch jetzt in jenen Strichen heimischen Indianern aufgeführt, die von einer frühern hohen Cultur nur Reste und Anklänge bewahrt haben. Damit würde stimmen, daß Buschmann bei genauer Untersuchung des Athabasca-Sprachstammes, zu dem z. B die Tschippewäs gehören, viele Anklänge an aztekische Worte gefunden hat. Die Azteken wären also ursprünglich an den großen Seen oder auf der arktischen Seenplatte zu suchen.

2) Das Wappen der Republik Mexiko ist nach dieser Sage arrangirt. Die Nopalpflanze ist der Cactus coccinellifer, von dem die Cochenille gewonnen wird.

3) Notlazomahuizteopixcatatzin heißt z. B.: Ehrwürdiger Priester, den ich wie meinen Vater verehre; mit diesem bequemen Worte redet der Mexikaner seinen Pfarrer an. Amatlacuilolitquicatlaatlahuilli heißt: Der Lohn, welcher einem Boten gegeben wird, der Papier mit einer gemalten Botschaft überbringt.

überdeckten Lücken versehene Dämme mit dem Festlande verbunden. „Die gewaltige Stadt Themistitan,“ erzählt Seb. Münster, „liegt in einem sehr großen und tiefen See, welcher mit vielen Pfählen, aus Pappelbäumen und Sarbäumen gemacht, eyngefaßt ist, und liegt die Stadt darin gleichwie Venedig im Adriatischen Meer. Der See, darin die Stadt liegt, ist sauer und hat sein anlauff und ablauff gleichwie das Meer. Sie hat nur zwei Thore, zu welchen man aus und eyngehen mag. Es sind viel schöner weiter Gassen darin, auch viel Brucken und heimlich Gänge.“ Es gab 2000 kleinere und größere Tempel. In der Mitte der Stadt nahm der Haupttempel Teocalli ein großes ummauertes Viereck ein, enthielt viele einzelne Heiligthümer, Priesterwohnungen u. s. w., und zeigte schon in dem Vorbau, an welchem die Köpfe geopferter Menschen zur Schau standen, den schrecklichen Charakter des mexikanischen Götzendienstes. Die scheuslichen Götzenfratzen dürsteten nach Menschenblut. Die Göttin Teoganiqui, eine scheusliche Vereinigung von Mensch, Tiger und Klapperschlange, trug ein Halsband aus menschlichen Herzen, Händen und Schädeln zusammengesetzt. Auf dem fünften und höchsten Stockwerke des Tempels stand der grüne Opferstein. Ueber ihm wurden die Kriegsgefangenen peinlich ausgestreckt, mit einem Steinmesser schnitt der Opferpriester die Brust auf, riß das Herz heraus und legte es noch dampfend und zuckend in einem goldenen Löffel dem Kriegsgotte Huizilopochtli in den Mund.[1]) Bei der Eroberung fand man 136,000 Schädel geopferter Menschen in diesem Tempel vor.

Mexiko's Despoten waren eigentlich nur Statthalter, Statthalter des Luftgottes Quetzalcoatl, der, so ging die Sage, einst von Osten her zu den Azteken zurückkehren und die Regierung wieder an sich nehmen werde.

Und diese Weissagung schien in Erfüllung zu gehen, als 1519 der vom Statthalter Velasquez auf Cuba ausgesandte Hernando Cortes mit 600 Mann, 18 Pferde und 16 Kanonen landete. Vergebens suchte darum der damalige Herrscher Montezuma, der neunte seit des Königthumes Gründung, die gefürchteten Gotteskinder zur Rückkehr zu bewegen; die reichen Geschenke lockten nur um so mehr nach der üppigen Hauptstadt, und rasch entschlossen ließ Cortes seine Schiffe stranden. Das Kreuz und Spaniens Flagge in Tenochtitlan aufzupflanzen war ihm unwiderruflich Plan und Ziel. Wohl hat jene Sage und die von den Azteken unterjochte Bevölkerung, die sich mit den Spaniern verband, die Unternehmung erleichtert oder möglich gemacht, dem-

1) Denn der Gott hatte, als er seine Azteken aus den Ursitzen nach Mexiko führte, solche Opfer ausdrücklich verlangt und gutgeheißen. Happel: „Niemals hat man erfahren, daß nirgends wo der Teuffel mit den Leuten sich so gemein gemacht, als wie dieser Mexicanische Teuffel oder Abgott Vitzliputzli gethan, welcher bei diesem Auszug der Mexicaner allem Ansehen nach unseres Herrn Gotts Affen spielen und gleichsam eine Israelitische Ausführung aus Egypten allhier anstellen wollen. Erwähnte 4 Priester, die ihn als in einer Lade des Bundes tragen mußten, waren gleichsam sein Moses und Aaron u. s. w.“ Unsere Vorfahren hatten für mexikanische Geschichte und Alterthümer viel Interesse; im zweiten Theile der Happel'schen Cosmographie finden sich darüber 37 Seiten vor.

ungeachtet bleibt Mexiko's Eroberung durch Cortes ein Heldenstück, das so leicht kein zweites der Art zur Seite hat. Sich in einer inselartig isolirten Stadt unter einer fanatischen Bevölkerung in einem zur Festung umgewandelten Palaste mit einem kleinen Häuflein zu behaupten, den Montezuma in seiner eigenen Hauptstadt zum Gefangenen zu machen, ein nachgesandtes Heer des feindlich umgestimmten Velasquez zu sich überzuführen, aus der Wasserstadt über die durchstochenen Dämme in einem entsetzlichen Nachtkampfe (la noche triste) mit schrecklichem Verluste herausgeschlagen noch ein Heer von 60,000 Feinden zu überwinden — das Alles vermochte nur ein so kühner, heldenhafter Mann, wie Cortes war. Bald konnte Tenochtitlan zum zweiten Male belagert werden, und fiel nach einer hartnäckigen Vertheidigung von 93 Tagen, Straße für Straße, Haus für Haus erobert, am 13. August 1521. Der letzte König Guatimozin ward, um Anzeige über die in den See versenkten Schätze von ihm zu erlangen (wider Cortes Wissen und Willen) über Kohlen gelegt, später, einer Verschwörung wohl mit Unrecht verdächtig, gehängt.

Cortes, der ungeachtet mancher grausamen That sich doch zu Pizarro verhält wie der Ritter zum Räuber, erfuhr, wie alle Conquistadoren, nur Mißgunst und Undank; der Gram brach ihm das Herz 1547. Das alte Aztekenreich war unter dem Namen Neu-Spanien ein Vicekönigthum geworden. Dazu gehörten drei Audiencias oder Gerichtsbezirke, das Generalcapitanat Guatemala mit Yucatan, Mexiko (Intendancias oder Provinzen: Mexiko, Valladolid de Mechoacan, Panuco, Tlascala, Oaxaca, Tabasco), Guadalaxara oder Neu-Gallicien (Intendancias: Guadalaxara, Zacatecas, Neu-Vizcaya, Jalisco, Chiamatlan, Culiacan). Ungestört blieb spanische Herrschaft, bis 1810 auch hier eine Insurrection der Creolen unter dem Pfarrer Hidalgo ausbrach. Damals noch unterdrückt, wiederholten sich revolutionäre Bewegungen 1821. General Iturbide erklärte sich unter dem Namen Augustin I. zum Kaiser. Schon 1823 mußte er der Krone entsagen, und nach der Verfassungsurkunde vom 4. October 1823 wurde Mexiko eine föderative Republik mit einem Bundesdistrikte, zwanzig Staaten und mehreren Gebieten. Doch nahmen die Bürgerkriege kein Ende und Spanien benutzte die Verwirrung, um wieder festen Fuß in seinem Neu-Spanien zu fassen. Der Versuch mißlang und das Cabinet von Madrid erkannte am 28. December 1836 die Unabhängigkeit von Mexiko an.

Die Verwirrung der politischen Verhältnisse wurde wo möglich immer größer. Auch hier, wie in den südamerikanischen Staaten, traten die Centralisten und Föderalisten als Factionen von überwiegender Wichtigkeit hervor. Kein Land der Welt hat in einem gleichen Zeitraume so zahlreiche und häufige Empörungen und Aufstände aufzuweisen gehabt, wie Mexiko. Eine vor zehn Jahren entworfene Schil-

derung hat ihre Gültigkeit noch jetzt nicht ganz verloren: „Sobald in diesem aufgeregten und zerrütteten Lande irgend ein Officier oder General, oder überhaupt irgend Jemand anders irgend eine Partei gewonnen hat, die er zum Aufruhr gegen die bestehende Regierung benutzen zu können glaubt, erläßt er an seine Anhänger und an das ganze Land eine Erklärung seiner Mißbilligung und Beschwerden, eine solche Erklärung wird ein Pronunciamento genannt. Dann folgen Kampf, Blutvergießen und alle Schrecken des Bürgerkrieges, bis eine der streitenden Parteien besiegt und unterdrückt ist." Föderalrepublik, Centralrepublik, Dictatur folgten sich im bunten Wechsel. Man rechnet seit 1823 gegen funfzig Präsidenten, und so ziemlich auf jedes Jahr eine Revolution. 1835 siegten die Centralisten unter Santa Ana: „Untheilbare Republik Mexiko" mit vierundzwanzig Departimientos; 1846 wurde der Föderativstaat mit neunzehn Staaten und drei Gebieten hergestellt; 1853 untheilbare Republik unter der Alteza Serenisima Santa Ana's und Departimientos. Mitten in diese Wirren fiel ein unglücklich geführter Krieg mit den vereinigten Staaten. Im Frieden von Guadalupe Hidalgo, am 2. Februar 1848 wurde mehr als die Hälfte des Gebietes mit einer freilich sehr dünnen Bevölkerung an den siegreichen Feind überlassen. Die neue Grenzlinie (welche 1853 noch näher bestimmt wurde) folgt dem Rio del Norte von der Mündung bis zum Paso del Norte und zieht sich dann westlich zum Hafen San Diego am stillen Ocean. Auch in den letzten Jahren sind die Zustände Mexiko's durchaus wirre und unbefestigte geblieben. Das Jahr 1858 brachte neue Umwälzungen, welche den Freistaat mit völliger Auflösung bedrohten. Die Centralregierung, die in der Hauptstadt saß, und die Föderalpartei, welche die Haupthäfen des Landes in ihrer Gewalt hatte, hielten einander die Wage.

Die nördlichen Staaten standen inzwischen im Begriff, vom mexikanischen Bunde sich zu trennen. Neu-Leon und Coahuila traten als freie, souveräne Staaten auf, Tamaulivas sagte sich ebenfalls von der Centralregierung los. Sonora und San Luis de Potosi schienen der Gründung einer Republik Nord-Mexiko nicht abgeneigt.

Und bei alle diesem Elend menschlichen Treibens — welche Fülle und Ueppigkeit des Natursegens lag und liegt auf diesem Lande, dem nur die rechten Menschen fehlen, in denen, wie Andrée treffend bemerkt, die Verwirrung im Blute sitzt, ein Ergebniß anthropologischer Elemente ist!

Seit 1858 traten nun die französischen Pläne hervor. Im Jahre 1860 erhielt Napoleon's Plan, Mexiko in eine Monarchie umzuwandeln und damit den Anfang zu einer Regeneration des lateinischen Amerika anzubahnen, schon eine feste Gestalt. Es konnte demselben nur förderlich sein, wenn die innere Zerrüttung zunahm. Die Radikalen, der Präsident Juarez, ein unvermischter Mije-Indianer aus dem Staate Oaxaca, der Vorkämpfer der Republik, voran, schlossen im December

1860 in Veracruz einen Vertrag mit Nordamerika ab, der in der nächsten Zeit zu weitern Verwicklungen mit den wiedervereinigten Staaten Nordamerika's führen wird. Dieser Vertrag sicherte den Amerikanern freien Durchzug auf drei Linien zu, nämlich 1) über die Landenge von Tehuantepec, also durch die Staaten Veracruz und Oaxaca; 2) vom Rio Grande, also von der Grenze von Texas durch die Staaten Coahuila, Durango und Cinaloa nach Mazatlan; 3) aus Arizona, dem amerikanischen Territorium am Rio Gila, also dem nördlichen Senora nach dem Hafen Guaymas am californischen Meerbusen. Inzwischen mußte Juarez vor den siegreich nach der Hauptstadt vordringenden Franzosen fliehen und der Erzherzog Maximilian nahm das Danaergeschenk der mexikanischen Kaiserkrone wirklich an. Im April 1864 fuhr er als Kaiser hinüber in das neubegründete Reich, das vorläufig nur von den Franzosen aufgerichtet ist. Die Zukunft wird lehren, ob er sich aus dieser nicht beneidenswerthen Stellung eines Schutzbefohlenen des Beherrschers der Franzosen emporzuarbeiten vermag. Selbst die Macht des Juarez ist bis zum Augenblick (August 1865) noch nicht ganz gebrochen und ein versuchtes Attentat auf die edle Kaiserin hat bewiesen, welche Unsicherheit selbst auf den Landstraßen in der Nähe der Hauptstadt herrscht. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten sich schon bald in die mexikanischen Wirren, wenn deren Lösung nicht bald gelingen sollte, einmischen werden.

Das Gebiet der Republik betrug zur Zeit der Independenz-Erklärung über 68,000 □M., von denen nach dem Frieden von Guadalupe nur noch etwa die Hälfte (33,900) übrig geblieben ist. Der Kaiserstaat umfaßt jetzt einen Theil der Landbrücke, das Plateau von Anahuac und einen Theil des Tafellandes von Neu-Spanien mit schmalen Küstensäumen verbrämt. Im Lande selbst werden sehr treffend drei große physische Abtheilungen dieses weiten Raumes unterschieden: die Küstensäume oder Tierras calientes, die heiße Zone; die Terrassenländer der Plateaux, Tierras templadas, die gemäßigte Zone, zwei Drittel des Landes; die höheren Gebirgsgegenden mit den innern Hochebenen, Tierras frias, die kalte Zone.

Die Westküste ist steil und bergig, an der Ostküste stößt man dagegen zunächst auf einen ebenen, fast vegetationslosen Küstenstrich, der aus feinem, veränderliche kleine Hügel bildenden Meeressande besteht. Das Meer wirft fortwährend Massen von Seethieren auf den flachen Strand und überläßt sie einer raschen, furchtbare Miasmen verbreitenden Fäulniß. Die Küste liegt in der Isothermenzone von 25° C. und gehört zu den heißesten des Festlandes von Amerika, da nur wenige Punkte Südamerika's, wie z. B. Paramaribo mit 26,5°, Cumana mit 27,4°, Maracaibo mit 29° mittlerer Jahrestemperatur höhere Wärmegrade zeigen. Dieser vorwiegend sandige Küstenstrich hat eine durchschnittliche Breite von etwa 3 deutschen Meilen, kann aber höchstens in einer Breite von 1 M. als vegetationsles bezeichnet werden; denn her-

nach beginnen Savannen, Grasflächen, aus büschelweise beisammen stehenden Gräsern und Halbgräsern gebildet. Das Steigen des Landes wird nun fühlbar, die Wege führen ununterbrochen bergan, bis man auf die erste Stufe der Cordillere gelangt ist. Die Bodenbeschaffenheit bleibt im Allgemeinen dieselbe und auch die Vegetation bleibt sich gleich. Tropische Ueppigkeit ist da nirgends. Man ist jedoch nicht lange in dieser traurigen Region gewandert, so stößt man auf Barrancas, tiefe Schluchten, welche von Westen nach Osten das Land vielfach durchziehen. Da, wo sie in die Ebene ausmünden, möchte man, ihrer großen Breite und geringen Tiefe wegen, sich verleitet fühlen, sie für enge Thäler oder große Flußbetten zu halten; sie verlieren aber mit ihrer Erhebung sehr bald diesen Charakter und erscheinen als enge Spalten mit steil abfallenden Wänden, in denen bei oft 1000′ betragender Tiefe das kleine Flüßchen eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Die nahen Vulkane lassen über ihre Entstehung überdies keinen Zweifel. Es sind gewaltige Sprünge oder Risse, welche die Erdrinde an ihrer Oberfläche durch die Erhebung der Krater erlitten hat. Diese Barrancas, gleichsam Verbindungswege zwischen der heißen und gemäßigten Zone, sind in allen Höhen unerschöpfliche Fundgruben für den Naturforscher. Schon in der Tierra caliente entwickelt sich in ihrem Schatten und in der feuchtwarmen Atmosphäre ihrer Tiefen eine Pflanzenwelt, die im vollsten Schmucke tropischer Ueppigkeit prangt. Mag die Dürre sonst noch so groß sein, in den Barrancas ist es immer grün, immer schön. Sie sind die Zufluchtsorte der gesammten tropischen Pflanzen- und der sie begleitenden Thierwelt. Hoher und dichter Waldwuchs deckt den Boden der Schluchten, nur in den größeren durch Anbau verdrängt; aus jeder Spalte treiben Sträucher und Schlingpflanzen hervor, auf den höheren Absätzen und Vorsprüngen starren Cactus, Agaven und Cycas, oder im Kalkgebirge verschiedene Arten Fächerpalmen, Cereus und andere Fleischgewächse. In der Regenzeit wird das nackte Gestein ganz mit Flechten und Moosen bekleidet, und bietet das schönste Farbenspiel von Schwarz und Silberfarbe, Dunkelgrün, Gelb und Hochroth mit dazwischen liegenden Farbenstufen.

Die Cultur baut in der heißen Zone Zuckerrohr, Cacao, Indigo und Baumwolle.

Die Landstriche zwischen 4000′ und 6000′, die Tierra templada, sind jene glückliche Gegend, wo weder Kälte noch Hitze empfindlich ist, die mittlere Temperatur 20° beträgt und ewiges Grünen und Blühen herrscht. Das ist die Gegend, wo der Wanderer ohne Furcht vor dem gelben Fieber oder schwarzen Erbrechen sich allen erhabenen Naturgenüssen überlassen kann, und wo er, in mächtigen Eichenwäldern wandelnd, doch bei jedem Schritte an die Tropen erinnert wird. Freilich sind diese Gegenden oft lange Zeit, während der Nordwinde, in dichte Nebel gehüllt, Alles trieft von Nässe, und die Wege sind kaum gangbar; aber wie vielfältig ist die kleine Unannehmlichkeit durch die unend-

liche Fruchtbarkeit des Bodens und durch das gesunde Klima aufgewogen! Die bedeutendsten Städte, die größten Dörfer und die reichsten Haciendas liegen daher nur in dieser Region, die auch in der That Alles bietet, was die Natur irgend eines Landes zu bieten vermag. Unermeßliche Eichenwälder bedecken großentheils das Hügelland, aber allenthalben bilden Chamädoreen, Melastomeen, Terebinthineen, Myrteen und Tiliaceen das Unterholz; Ceratozamien, Aerozamien und Erdorchideen finden sich am Fuße dieser immergrünen Laubhölzer, deren Blätter und Früchte bei einzelnen Arten eine fast unglaubliche Größe erreichen. Laurineen, Myrteen, Sapoteen, Annonaceen, Malpighiaceen, Araliaceen und Mimosen sind noch überall häufig, und so finden sich hier die Gewächse zweier Regionen oft in merkwürdiger Weise gemengt, während andrerseits unfern des Zuckerrohrs, Kaffees und der Banane der Reiß, Mais und europäische Fruchtbäume gedeihen. Die Traube, die Pfirsiche, Birne, Orange werden nur durch die köstlichen, im Lande selbst heimischen Ananas, Tunas, Granaditas u. s. w. übertroffen.

Die dritte Gebirgsstufe endlich mit einer durchgängigen Seehöhe von 7000′ bildet mit der innern Hochebene die Tierra fria mit einer mittleren Temperatur von 14° C. Das Klima ist demnach, wenn auch kein warmes, doch immerhin ein so mildes, daß dort vorkommende Gewächse nur mit Mühe im südlichen Italien akklimatisirt werden können. Die Eichen der unteren Region steigen häufig diese Stufe hinan, charakterisirt ist sie jedoch ganz besonders durch das Auftreten der Fichten, die in vielen prachtvollen Arten unbeschreiblich schöne Wälder bilden, ohne daß sie das Laubholz früher als bei 10,000′ ausschließen. Unter letzterem erscheinen viele europäische Gattungen als sehr bezeichnend. Nebst diesen Bäumen finden sich viele strauchartige Ericaceen, Fuchsien und Labiaten, während die vorwiegend tropischen Familien erst bei 8000′ ganz verschwinden. Ipomoea Purga, welche die Jalappenwurzel liefert, hat hier ihre wahre Heimath. Die Luft ist gesund und belebend und von fast immer ungetrübter Durchsichtigkeit.

So gewahrt der Reisende, der vom Meere aus die Höhen heransteigt, eine Stufenfolge von Klimaten mit ihren mannigfaltigen Naturreichthümern; von der erstickenden Hitze des Senegal bis zu der erquickenden Frühlingsluft des mittleren Europa, von den tropischen Erzeugnissen des Kaffees, des Zuckerrohrs, der Vanille und des Cacao (woraus schon die Azteken Chocolade bereiteten), von der Banane, dem Mahagonybaum und köstlichem Farbeholz an bis zu den Getreidearten Europa's, den Olivenbäumen Spaniens und Italiens und den Tannen der Alpen.

Die Bevölkerung des mexikanischen Staatenbundes belief sich 1854 auf 7,853,394, 1856 auf 8,218,000 Seelen. Eine Million ist von rein europäischer Abkunft, theils eingewanderte Spanier (hier Chapetones genannt), theils die jetzt zur Herrschaft gelangten eingebornen

Creolen, theils etwa 20,000 Engländer, Franzosen, Deutsche[1]) u. s. w., gegen vier Mill. Indianer, entweder Nachkommen der Azteken, oder nichtaztekische Stämme neben und zwischen jenen — A. v. Humboldt zählt zwanzig, deren Sprachen weder unter sich, noch mit der aztekischen Verwandtschaft zeigen. Die Indios fieles sind Christen, treiben Ackerbau und Gewerbe, die Indios bravos oder barbaros in den nördlichen Staaten sind unabhängige Nomaden. Die Cumanches und Apaches sind ihre vorzüglichsten Stämme; 5000 freie Neger oder Zambos, der Rest Leute gemischter Abkunft, bald mehr den Weißen, bald mehr den eingebornen Racen verwandt. Die Verhältnisse der Gesellschaft zeigen einen grellen, unvermittelten Gegensatz zwischen Reich und Arm. Drei Viertheile der ganzen Bevölkerung fallen auf ein dürftiges und faules Proletariat. Der Volkscharakter hat seine ansprechende Seite, aber eine schlaffe Energielosigkeit, mit der auch hier ein ungemessener Dünkel in grellem Widerspruche steht, geben dem ganzen Wesen doch mehr Schatten als Licht. Die römisch-katholische Kirche ist die herrschende und hatte hier ihren Reichthum und ihre Macht die Revolution hindurch gerettet. Unter dem Erzbischof von Mexiko stehen die Bischöfe von Pueblo, Chiapa, Durango, Guadalaxara, Mechoaca, Nuevo Reino de Leon, Oaxaca, Sonora, Tlascala und Yucatan. Die Erzdiöcese Mexiko gilt als die größte der katholischen Welt.[2])

Die Einnahme wurde vom 1. Juli 1851 bis 30. Juni 1852 auf 8 Mill. Piaster, die Ausgabe über 11 Mill. Piaster angeschlagen; 1855 war die Einnahme auf etwa 15 Mill., die Ausgabe auf $14^1/_4$ Mill. gestiegen. Innere, äußere und ungeregelte Schuld betrug zusammen 118 Mill. Piaster. Die französische Occupation und das Kaiserreich haben bedeutende Anleihen veranlaßt und die Schuldenmasse fast verdoppelt.

---

1) Im Jahre 1855 befanden sich 495 Deutsche in den Bundesstaaten. Ganz kürzlich erließ der preußische Consul in Vera Cruz nachfolgende Warnung: „Unter den gegenwärtigen und fast möchte man behaupten unter allen Umständen ist es keinem deutschen Einwanderer zu rathen, nach Mexiko behufs der Ansiedelung zu kommen. Trotz aller officiellen und halbofficiellen Versprechungen wegen Anweisung von Ländereien, Unterstützung von Colonisten mit Transport- und Lebensmitteln, trotz dem daß man Colonialbeamte ernannt hat, sehen die Einwanderer gleich bei der Ankunft ein, daß sie schmählich hintergangen sind. Alle Gouverneurs leugnen die gedruckten Decrete und Verordnungen als in Kraft bestehend ab, und somit werden die Einwanderer entweder eine Beute des tödtlichen Klimas oder eine Plage ihrer Landsleute, die über ihre Kräfte hinaus Unterstützungen zur Rückreise geben sollen. Von etwa 30 Preußen, die 1854 in mexikanische Militärdienste traten, sind kaum noch 10 am Leben und fast alle in klägliche Stellung gerathen. Ich halte es für eine Gewissenssache, allen mexikanischen Colonisationsprojecten, wobei man es auf deutsche weiße Sklaverei abgesehen hat, entschieden entgegen zu treten und davor zu warnen." Wenn es dem Kaiser Maximilian gelingen sollte, geregeltere Zustände in Mexiko herbeizuführen, so wird diese Warnung natürlich nicht mehr nöthig sein.

2) Am 5. Februar 1857 wurde die neue, aber 1858 durch den ausgebrochenen Bürgerkrieg wieder völlig in Frage gestellte Verfassung vom Präsidenten Comonfort beschworen und am 11. März veröffentlicht: Die mexikanische Union wird durch vierundzwanzig „souveräne" Staaten und das Territorium Unter-Californien gebildet. Die executive Gewalt ist in der Hand eines Präsidenten, alle vier Jahre indirect und in geheimer Abstimmung gewählt; seine Gesetze bedürfen zur Geltung der Gegenzeichnung des betreffenden Ministers. Die legislative Gewalt beruht in einer einzigen Kammer, zu der je 40,000 Einwohner einen Deputirten und einen Stellvertreter in indirecter und geheimer Wahl ernennen. Der Congreß versammelt sich jährlich zweimal, vom 16. September bis 15. December und vom 1. April bis 31. Mai. Der Congreß behält sich ausschließlich das Recht vor, in Sachen des religiösen Glaubens und der Disciplin zu interveniren. Die Arbeit ist frei, die Sklaverei ausgeschlossen.

Heer und Flotte sind in schlechtem Stande. Nach der neuen Verfassung sollte das Heer aus 26,353 Mann permanenten und 64,946 Mann activen Truppen bestehen. Gegen Mitte 1855 war erst die Hälfte organisirt. Die Marine besteht aus 9 kleinen Schiffen mit zusammen 35 Kanonen und 300 Mann Besatzung. Im Jahre 1857 besaß Mexiko 50 Handelsschiffe; seine Lage an zwei Oceanen giebt ihm eine für den Handel mit beiden Continenten gewichtige centrale Weltstellung, welche jedoch durch die Hafenarmuth der ungesunden Küsten, welche überdem von gefährlichen Stürmen heimgesucht werden, sehr beeinträchtigt ist. Der Gesammtwerth der Einfuhr betrug 20 Mill. Pesos, die Ausfuhr eben so viel. Davon kamen 14½ Mill. auf ausgeführte edle Metalle. Denn das mexikanische Hochland mit tausend Gruben und Schächten ist das erste Silberland der Erde. Drei Jahrhunderte lang kam die Hälfte alles Silbers aus Mexiko, seit der Revolution liegt der Minenbetrieb darnieder, und es werden jährlich nur noch etwa 4000 Mark Gold und 2 Mill. Mark Silber gewonnen; und auch das ist nur durch ausländische Kräfte und Capitalien möglich geworden. Nach neuen am Popocatepetl angestellten Untersuchungen verschwinden die Reichthümer der mexikanischen Silbergruben gegen den unermeßlichen Vorrath reinen Schwefels, der an jenem Vulkane lagert. Er übertrifft den neapolitanischen und sicilischen bei weitem an Güte. Auch der vulkanische San Andres in Mechoacan hat einen kraterähnlichen Kessel, an dessen Rändern sich fortwährend Schwefel ansetzt. Cacao, Vanille, Cochenille, Indigo, die Arzneistoffe der Jalappewurzel und des Guajacbaums, Campeche- und Mahagonyholz, in neuester Zeit auch Istle,[1]) sind außerdem Hauptartikel der Ausfuhr.

Der Einzelbeschreibung schicken wir ein Gesammtbild mexikanischer Städte und Wohnplätze voraus, das eine Wiederholung im Einzelnen erspart.

Mexiko hat viele und große Städte. Sie liegen fast alle auf dem Plateau oder auf Terrassen der Randgebirge, nicht aber auf den ungesunden Küstensäumen, und entsprechen im Wesentlichen den südamerikanischen. Das Ganze in regelmäßige Cuadras zerlegt, breite Straßen mit Basalttrottoirs, große Plätze, steinerne Gebäude mit platten Dächern, Kirchen im französischen und italienischen Zopfstil, mit glänzenden Kuppeln, ausgedehnte festungsartige Klöster, großartige Wasserleitungen, Glanz und Luxus auf der einen, Schmutz und Blöße auf der andern Seite. Glanz- und Mittelpunkt alles öffentlichen Lebens ist darum die große viereckige Plaza vor der Hauptkirche, öffentliche Gebäude, mit strahlenden Schaufenstern eingefaßte Läden, in der Mitte mit einem Brunnen oder einer Denksäule geziert. Dort werden Wahlen vorgenommen und Reden gehalten, dort mustert man die Bürger-

1) Istle, Mexican Fiber der Engländer, ist eine im Staate St. Luis und einem Theile von Tamaulipas wild wachsende Pflanze, deren Fibern wegen ihrer Stärke und Biegsamkeit sich besonders gut zu Tauwerk u. s. w. eignen.

garde und hält die Processionen ab, dort werden Feuerwerke abgebrannt, immer aber wird in den Portales (Säulenhallen) rings herum mit der Cigarre umhergeschlendert, um Neuigkeiten zu hören oder Geschäfte abzumachen. Ein dichtes Menschengewühl drängt sich durch einander, und die Lepéros oder mexikanischen Lazzaroni (eigentlich „Aussätzige," wegen der unter ihnen häufigen Hautkrankheiten) zieht ihr Lebensunterhalt nach der Plaza, um auf rechtlichem oder unrechtlichem Wege etwas zu verdienen. Solcher „Aussatz" der Gesellschaft macht meist den vierten Theil der Städtebevölkerung aus.[1]) Auch den Hauptstraßen der Umgebung theilt die Plaza von ihrem geräuschvollen Leben mit, das in zwei Gezeiten, am Vormittag und am Abend auffluthet. Die schwülen Stunden dazwischen bilden die Ebbe alles Verkehrs. Vormittags drängen sich Geschäftsleute und Beamte, Geistliche, die zu den Kirchen gehen, Damen in schwarzer Seidentracht, die Spitzenmantille über den Kopf gezogen auf dem Gange zur Messe, Verkäufer aller Art und von allen Farben durcheinander. Die Buden der Handwerker stehen offen und man sieht von der Straße ihre Thätigkeit. Die überall beweglichen Schneider rücken mit ihren niedern Stühlen auf das Trottoir, wenn das Licht im Innern der Hölle fehlt.

Nun auch ein Blick in das Landleben, welches sich weniger an Dörfer, als an Haciendas, d. i. einzelne in der Mitte ihrer Aecker und Weiden gelegene Meierhöfe, knüpft. In der Mitte des Landes gleichen die Haciendas oft Castellen und sind in den Bürgerkriegen häufig als solche benutzt, in den Grenzdistrikten zeigen sie ein mehr ländliches Gepräge. Auf jeder Meierei arbeiten freie Leute, die aber zu dem Herrn, dem sie bald tief verschuldet werden, in lästigeren Verhältnissen stehen als Sklaven. Feldbau und Viehzucht werden nachlässig betrieben. Ställe sind für Pferde und Rinder nicht vorhanden; die wild eingefangenen überläßt man der Zucht der Vaqueros. Das ist ein kräftig-wilder, von Kindesbeinen an mit seinem Thun vertrauter Menschenschlag, eben so thätig und willig, wenn es z. B. gilt, einen wilden Hengst zu bändigen, aber beispiellos faul, wenn es sich um die gewöhnliche Hut der Thiere handelt.

Die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung, ehemals der Bundesdistrikt von Mexiko, hat auf $4^1/_3$ □M. 200,000 Einw. Von den Rändern des Thales von Tenochtitlan bietet sich reizende Aussicht. Breite funkelnde Seen, Cy-

1) Mason giebt ein anschauliches Bild von der gefährlichen Zungenfertigkeit dieser Leperos. Ein Lepero bettelt: Um der Liebe der heil. Jungfrau willen habt Erbarmen mit mir! Bei den Seufzern und Wunden des sterbenden Erlösers beschwöre ich Euch, habt Mitleid mit meinen Qualen! Bei Eurer Hoffnung auf himmlische Seligkeit bemitleidet meinen Jammer! Habt Ihr eine Mutter? — Um ihretwillen, um der heil. Mutter willen da oben im Himmel, schaut mit Erbarmen auf mich! Möchte das theure Andenken an sie Euch bewegen, mein Elend zu lindern! Um ihretwillen, um jenes heiligen Kindes willen — hört mich an und schenkt mir Euer Mitleid! Ich will beten und flehen, daß alle Segnungen der Erde und des Himmels auf ewig Euer Theil sein mögen. — Die Gabe wird abgeschlagen. — Mögen alle Furien der bodenlosen Hölle Dich verfolgen! Mögen Schlangenzungen und Natterngift Dich vernichten! Mögen alle Heiligen des Himmels auf ewig Dich verdammen! Möge jedes Labsal Dir versagt, der Himmel auf ewig Dir verschlossen sein! Dein Weib und Deine Kinder mögen Deinen Armen entrissen werden und vor Deinen Augen jämmerlich umkommen! Möge Dein Fleisch an Deinen Knochen verfaulen, Dein Tod von Qualen und Grauen begleitet sein und Dein Körper auf ewig unbegraben bleiben!

pressen- und Fichtenhaine, üppige Getreidefelder, und als Kern des Ganzen die großartige Hauptstadt Mexiko (Méjico), die wie eine mathematisch-regelmäßige Figur sich tief unten ausdehnt. Sie liegt in der Mitte des Plateaus von Anahuac, das den geschichtlichen Kern des Staates bildet, ziemlich gleich weit von beiden Oceanen, 7000' über dem Meere unter ewigem Frühling, zwischen einem salzigen und einem süßen See, Tezcuco und Xochimilco,[1]) weiter von diesen Wasserbecken entfernt als das alte Tenochtitlan, doch noch von einigen Kanälen durchflossen. Sie nimmt nicht völlig den Raum der alten Stadt ein. Unter den hundert Kirchen ist die auf der Stelle des Tempels Teocalli erbaute, 500' lange Kathedrale, das prächtigste Gotteshaus in Amerika. Sie starrt von Gold und Silber und Diamanten. Den Hochaltar umschließt ein weit ausgedehntes Geländer mit goldenen und silbernen Säulen von 4' Höhe und 4' Stärke. Unter den vierzig Klöstern hat das der Dominikaner Raum für 1200 Mönche. In einem großartigen Hospital liegt Cortes begraben. Auch der kaiserliche Palast gehört unter die bedeutendsten Prachtgebäude der Stadt, welche die schönste Amerika's genannt wird. Universität, 1551 gegründet, und andere Lehranstalten. Mexiko gilt unter den Städten des ehemaligen spanischen Amerika für die Stadt der Gelehrten. Die Straßen in den Vorstädten sind mit Bäumen besetzt, und eine Menge Gärten sind der Cultur der Blumen und der Obstbäume bestimmt. Wichtige Fabriken, besonders in Bijouteriewaaren und Metallarbeiten. Die Gold- und Silberläden füllen eine eigene Straße.[2])

In der Umgegend Chinampas, Flöße von Schilf, Aesten und Wurzelwerk, schon zur Aztekenzeit vorhandene schwimmende Inseln, jetzt fest und zur Erzeugung von Blumen und Küchengewächsen dienend. Das Dorf Tacubaya mit schönen Landhäusern, Chapoltepec, Stadt bei einem Felsen, der erst einen Palast Montezuma's, dann das Schloß eines spanischen Vicekönigs trug. Von der 41' im Umfange haltenden Montezuma-Cypresse schöne Aussicht in die Seemulde. Von Chapoltepec gehen drei Wasserleitungen aus, welche Mexiko mit süßem Wasser versorgen.

Von Mexiko gehen drei Hauptstraßen des oft genug durch Räuber belästigten Binnenverkehrs nach Vera Cruz (40 M. in directer Entfernung, 60 M. auf der Straße) und Acapulco (40 M.) nach dem atlantischen und stillen Ocean, die dritte nach der Binnenstadt Durango (100 M.). Ueberhaupt sind alle Heerstraßen des Staatenbundes Längenstraßen, die in Meridianrichtung auf dem Plateau ziehen, oder Querstraßen, die vom Plateau nach einem der beiden Meere führen.

Die Straße nach Vera Cruz führt aus der Seenmulde über die Randgebirge (11,835') nach Puebla (de los Angelos), der zweiten Stadt des Staatenbundes und ältesten spanischen Stadt auf dem amerikanischen Festlande. Sie macht einen reinlichen, freundlichen Eindruck. Unter den zahlreichen Kirchen und Klöstern steht die Kathedrale dem Dome von Mexiko an Pracht wenig nach. So trägt z. B. ein Marienbild eine goldene, mit großen Smaragden besetzte Krone, der Hals ist mit langen Perlenschnüren geschmückt und der Gürtel eine Kette von Diamanten. Die Gold- und Silberleuchter um den Hochaltar sind so massiv, daß man sie nur mit Mühe von der Stelle rücken kann. Sechzig andere Kirchen und Klöster. Puebla ist der Hauptsitz mexikanischer Industrie. 71,631 Einw. Von der Ebene von Perote[3]) an übersteigt man das Randgebirge des Plateaus und nähert sich dem steilen Abfalle des Tafellandes. Düstre Fichten, wilde Schluchten und ungeheure Felsen bilden den Saum des Pfades. Auf einer Terrasse an dem Abhange des

1) Wie Seeburg in der Grafschaft Mansfeld, nur daß dieser Ort dem süßen See näher liegt.
2) Nach gemeiner Rede, bemerkt Happel, sollen allda vier Dinge vor andern schön und vortrefflich sein, die Weibsbilder, die Pferde, die Kleidungen, und die Marktplätz.
3) Die kürzere Straße von Puebla nach Vera Cruz führt über Orizaba.

Cofre de Perote in paradiesischer Umgebung, zwischen den reizendsten Baum- und Fruchtgärten liegt Xalapa (Jalapa). Etwa 12,000 Einw. Die thauige Frische der Vegetation wird durch die vom Meere landeinwärts geführten Nebel unterhalten. Die Häuser liegen auf Höhen und die Straßen sind gewissermaßen verbindende Thäler. Wegen der lieblichen Kühle gilt Xalapa in der heißen Jahreszeit als Sommerfrische und Sanatarium, seine schönen Frauen sind im ganzen Lande berühmt. Nun geht es wieder steil die letzten Vorstufen des Plateaus herunter, man tritt in die Tierra caliente und gelangt nach (Villa Rica Nueva de — oder Villa Eróica de) Vera Cruz, der wichtigsten Seestadt. Sie liegt nicht auf derselben Stelle, wo Cortes sein Vera Cruz gründete, sondern etwa 1½ M. davon entfernt in dürrer, nur durch Sümpfe unterbrochener Sandgegend. Der Hafen hat unsichern Ankergrund und ist den Nordwinden oft Tage lang ausgesetzt, dagegen waren die Verhältnisse starker Befestigung günstig. Nur 700—800 Ellen vom Molo liegt die Insel San Juan de Ulloa oder Ulúa, ganz von Fortifikationen bedeckt, entfernter die Insel Sacrificios; das schmale Fahrwasser zwischen ihr und der Stadt wird von den Kanonen der Festung beherrscht. Die Stadt hat einen schönen und reinlichen Theil, wo die wohlhabenden Kaufleute wohnen, und einen alten, verödeten, voll Trümmer und Unkraut. Der Handel des Platzes ist bedeutend, das Klima höchst ungesund. In der Regenzeit herrscht unerträgliche Hitze und aus den nahen Sümpfen steigen erstickende Dünste. So ist Vera Cruz im Sommer ein Grab für Europäer, und selbst die Bewohner des Hochlandes wagen sich dann nicht hinein. 8228 Einw.

Der Weg nach Acapulco führt über den Gipfel La Cruz del Marques und das Indianerdorf Cuchilaque und Cuernovaca und berührt keine bedeutende Stadt. Er führt schneller von der Plateaufläche abwärts und ist mehrfach durch tiefe Einschnitte unterbrochen. Acapulco liegt an einem schönen, wie aus dem Granitgestein herausgeschnittenen Becken; der größte Theil der Stadt liegt an der Küste. Die hohen Berge umher halten alle heilsame, aus dem innern Berglande kommende Winde zurück, und so liegt Acapulco wie in einem ungesunden Kessel voll schrecklicher Hitze und schädlichster Dünste. Die Umgebung ist so unfruchtbar, daß die Bewohner selbst die geringsten zu ihrem Lebensunterhalte nöthigen Bedürfnisse aus dem Innern beziehen müssen. Der Hafen ist so sicher, tief und geräumig, daß fünfhundert Schiffe bequem vor Anker liegen können. Die nach Südwesten gekehrte Mündung wird durch das Inselchen Roqueta in zwei Fahrwasser getheilt. Die Glanzzeit von Acapulco, in der es den Handel zwischen Mexiko und den Philippinen vermittelte, ist vorüber. Zerstörendes Erdbeben in der Nacht vom 4. zum 5. December 1852. 4000 Einw.

Der dritte Hauptstraßenzug bleibt als Längenstraße auf dem Tafellande und zieht von Mexiko nach Nordwesten. Ueber Guantitlan, Huehuetoca und Puente de Reyes gelangt man nach Queretaro, am Abhange und auf dem Gipfel eines flachen Hügels, dem Geburtsort zahlloser Pronunciamentos, mit Baumwollenfabriken. Die Bewohner (29,702) stehen im Rufe großer Unwissenheit. (Santa Fe de) Guanaxuato ist seiner Silberbergwerke wegen berühmt, doch ist der bessere Theil des Erzes ausgebeutet. Gold und Silber kommen hier in einem und demselben Erzlager vor. Die Stadt liegt meistentheils in einer tiefen und engen Schlucht, die Straßen fallen und steigen mit Thal und Berg; ein Waldstrom fließt hindurch. 63,000 Einw. Noch berühmter als Bergstadt ist Zacatecas, zwischen nackten silberhaltigen Höhen, mit engen, gekrümmten und steilen Straßen. Ueberall Schachte und Gruben, Pochwerke und Schmelzhütten. 20,000 Einw. 100 M. nordwestlich von Mexiko Durango, mit eben so viel Bodenfläche als die Hauptstadt, aber nur 15,000 Einw. Die Alameda der Plaza de los Toros (Stierplatz) für die Stiergefechte

gilt für eine der schönsten in Mexiko. Ehemaliger Inquisitionspalast. Im Winter sinkt das Thermometer zuweilen bis — 8° R.

Wir führen nun die einzelnen Staaten mit möglichster Berücksichtigung physischer Verhältnisse auf.

I. Staaten, die auf der Landbrücke liegen.

1. Yucatan mit dem Territorium der Isla del Carmen (S. 705), 2182 □M. 1850: 668,623 Einw., eine Halbinsel, die bei ihrer gesonderten Lage in sehr losen politischen Verhältnissen zu Mexiko zu stehen pflegt. Seit 1848 wüthet hier ein Racenkrieg, der schon an sich die Bevölkerung sehr verringert, und überdem großartige Auswanderungen veranlaßt hat (S. 610). Ein officieller Bericht von 1853 giebt die Einwohnerzahl nur noch auf 360,855 an. Reich an ausgedehnten Wäldern, die besonders Mahagony- und Campecheholz liefern. Die Hauptstadt Mérida, 23,500 Einw. steht an der Stelle von Tihoo, der Hauptstadt der Mayas, der Ureinwohner. Die Stadt liegt 6 M. von der Küste, Sizal gilt als Hafen. (San Francisco de) Campeche, 10,000 Einw., mit dem besten, aber doch nicht sichern Hafen. Befestigungen. San Felipe de Bacalar, eine in den Racenkriegen und neuerlich von Indianern ganz verwüstete Stadt. — Auch in Yucatan giebt es eine Menge „alter Mauern," wie die Indianer die Bautrümmer der Vorzeit nennen. Der Amerikaner Stephens will die Trümmer von vierundvierzig alten Städten entdeckt haben. Davon sind als die großartigsten die Ruinen von Uxmal, die Reste der Stadt Itzalane, bekannt, die 3 M. im Umfange haben. Unter ihnen zeichnen sich aus die sogenannte Casa del Adivino (Prophetenhaus), eine abgestutzte Pyramide von 225' Länge, 135' Breite und 105' Höhe, mit einer Plattform von 70' Länge und 20' Breite, auf der sich noch ein 20' hohes Gebäude erhebt. Ferner die Casa de las Monjas (Nonnenhaus), ein Rechteck von vier Gebäuden gebildet, gegen 300' lang und gegen 200' breit, mit achtundachtzig Zimmern. Die Casa del Gobernador (Regentenhaus), 320' lang, 40' tief und 26' hoch. Außer diesen sind zu merken die Casa de las Tortugas (Schildkrötenhaus), so genannt wegen des mit aus Stein gehauenen Schildkröten verzierten Gesimses; die Casa de las Palomas (Taubenhaus), welches seinen Namen von einer mit vielen kleinen Oeffnungen versehenen Mauer hat; die Casa de la Vieja (Haus der alten Frau), nach einer dort gefundenen Frauenstatue benannt, jetzt ganz verfallen. Diese großen Gebäude stehen meist auf besonders aufgeführten Terrassen und zeigen noch viele Ueberreste von Sculpturen, die einen nicht geringen Grad von Kunstbildung der Erbauer voraussetzen. Diese Ruinen stellen sich in aller Hinsicht würdig neben die berühmten Trümmerstädte der alten Welt. Bemerkenswerth sind auch die Ruinen der Stadt Mani, die erst seit ihrer Unterwerfung unter die Spanier (1541), wie viele andere, in Verfall gerieth.

Unter den vorgelagerten Inseln Cozumel die größte.

Nach neuesten Nachrichten hat sich Yucatan in zwei von einander unabhängige Staaten geschieden. Der nördliche Staat mit der Hauptstadt Mérida, über 20,000 Einw., behält den Namen Yucatan, der südliche heißt Campeche mit gleichnamiger Hauptstadt.

2. Tabasco, am atlantischen Ocean, 802½ □M., 1850: 63,580 Einw., erzeugt viele vortreffliche Früchte und werthvolle Holzarten, ist aber heftigen Stürmen und Orkanen ausgesetzt und ungesund. Hauptstadt (Villa Hermosa de) San Juan Batista, 5000 Einw., mit starkem Tabacksbau.

3. Las Chiapas, 906 □M., 1854: 161,914 Einw., Binnenstaat auf dem Plateau von Guatemala. Landbau und Handel gering, die Viehzucht Haupterwerb. Hauptstadt San Cristoval, 6500 Einw., auch Ciudad real, jetzt Ciudad de las Casas genannt. Bartolomeo de las

Casas war der erste Bischof, † 1566. Es ist ihm 1826 ein Denkmal errichtet. Die größte Stadt Chiapa de los Indios, jetzt in Verfall und meist von Indianern bewohnt. — In diesem Staate liegen die berühmten Ruinen, die 1787 unweit des Indianerdorfes Palenque aufgefunden wurden, eine Trümmerstadt von 3 M. Umfang. Noch stehen Trümmer von Palästen, Tempeln; Wände mit halb erhabener Bilderarbeit, die meist religiöse Handlungen darstellt, zeigen eine ganz andere Menschenrace, als die von den europäischen Entdeckern aufgefundene. Bilderschrift. „Das Pompeji der neuen Welt."

II. Staaten am atlantischen Ocean.

4. Vera Cruz, 1216 □M., 274,686 Einw. Hauptstadt Vera Cruz in einer dürren Ebene, etwa 8000 Einw. Xalapa, 4205' über dem Meere, früher an der Hauptstraße von Vera-Cruz nach Mexiko, die jetzt über Orizaba führt. Perote. Orizaba, am Südfuße des gleichnamigen Pics, 16,000 Einw. Tuxtla, in der Nähe des gleichnamigen Vulkans. Misantla und Tuspan, Hafenorte. Viele Reste alter Bauwerke, wie eine aus ungeheuren Porphyrstücken aufgeführte Opferpyramide in den Wäldern des Dorfes Papantla (Basis 120', Höhe 85'); früher, wie die Trümmer umher andeuten, der Mittelpunkt einer großen Stadt. In der Umgegend wird viel Vanille gesammelt.

5. Tamaulipas, 1446 □M. 1850: 100,064 Einw. Hauptstadt Nuevo Santandér, jetzt Victoria, 5500 Einw. An der Südgrenze der Hafen Tampico, unbequem (nur kleinere Fahrzeuge können einlaufen, und Felsenriffe sind den Mündungsöffnungen der Lagune vorgelagert) und ungesund wie Vera Cruz, erst 1824 gegründet, 12,000 Einw. Das dicht dabei liegende Puebla Vieja de Tampico gehört zum Staate Vera Cruz. Matamoros, Stadt oberhalb der Mündung des Rio Grande del Norte, Brownsville in Texas gegenüber. Der von der Stadt entfernt liegende Hafen El Refugio hat guten Ankergrund, im August und September aber der Stürme halber wenig Sicherheit. Auch hier lästige Riffe. Ueber 10,000 Einw.

III. Staaten am stillen Ocean.

6. Oaxaca, 5000' hohe Hochebene und Küstenland, 1577 □M., 1852: 489,969 Einw., der Staat der Cochenilleproduktion. Hauptstadt Oaxaca, 25,000 Einw., liegt 4800' über dem Meere in herrlicher Gebirgsgegend, einst von Karl V. an Cortes zur Belohnung geschenkt und auf seine Nachkommen vererbt. Hauptort für die Chocolade- und Cochenilleproduktion. Bei Mitla „alte Mauern," Paläste und Tempel aus der Zeit der Zapoteken, die erst 1494 von den Azteken unterworfen wurden. Mitten unter den Ruinen eine Kirche.

Der Staat besitzt einen guten Hafen, Puerto de Guatulco oder Puerto de Santa Cruz, ein geräumiges in den Granit eingeklüftetes Bassin wie Acapulco. Das Klima ist aber hier so ungesund, daß nur einige große Schuppen mit leichten Palmendächern am Ufer stehen, um die gelandeten Waaren vorläufig zu bergen. Der nächste, mehrere Meilen entfernte Ort ist Guatulco. Perlentaucherei.

7. Puebla, 667 □M., 1849: 683,725 Einw. Hauptstadt Puebla oder La Puebla de los Angelos, Stadt der Engel, weil Engel beim Bau der herrlichen Kathedrale mitgeholfen haben sollen. 75,000 Einw. Cholúla, südwestlich von Puebla, die zweite Stadt des Aztekenreiches, einst 60,000 Einw. und vierhundert Götzentempel. Jetzt kaum 6000 Einw. Viele mexikanische Alterthümer, darunter die Ruinen der Tempelpyramide des Quetzalcoatl, die in der Basis 1350' maß und 166' hoch war.

8. Guerrero, 1386 □M., 1849: 270,000 Einw. Hauptstadt Tixtla, etwa 6000 Einw. Acapulco, Seehafen; in der Nähe das Fort San Carlos.

9. Michoacan, eine 6000' hohe Hochebene, 1246 □M. 1850: 491,677 Einw. Hauptstadt Morelia, sonst Valladolid, 25,000 Einw. Patzcuaro mit dem Grabe des 1556 verstorbenen ersten Bischofs von Michoacan, des Vasco de Quiriqo, der ein Wohlthäter der Indianer war.

10. Xalisco oder Jalisco, mit den Queretaro-Bergen, dem größten Küstenflusse, dem San Jago, und dem größten See, Chapala, von 57 □M. Flächeninhalt, 2390 □M. 1849: 774,461 Einw. Hauptstadt Guadalaxara, 1542 in lieblicher Umgebung begründet, mit vielen schönen Plätzen, Springbrunnen, Kirchen und Klöstern. Viele Gold- und Silberschmiede. Für 1846 wurden 46,804 Ew. angegeben, jetzt 70,000. Tepic, 10,000 Ew. San Blas, Hafenort auf einem Basalthügel, der nur von einer Seite zugänglich ist. Der vortreffliche Hafen ist tief, geraumig und gegen Stürme sicher. Aber die Stadt ist nur in der trocknen Jahreszeit, vom December bis Ende Mai, gesund und bewohnt, vom Juni bis November, in der Zeit der Regen und Stürme, ungesund und verlassen. 18 M. in das Meer die unbewohnte Inselgruppe Tres Islas Marias.

11. Cinalóa oder Sinalóa, 1621 □M 1850: 160,000 Einw. Zahlreiche Indianerstämme. Hauptstadt Culiacan, 12,000 Einw. Cosala, Hauptort eines Bergwerkodistriktes, in welchem sich die reiche, der Familie Iriarte gehörige Goldgrube Nuestra Señora de Guadalupe befindet.[1]) Hafenstadt Mazatlan, 6700 Einw., ein buntes Gemisch von allerlei Racen und Farben; ein Hauptdepot für Schiffe, die von China und den Sandwichinseln nach Europa und Amerika fahren.

12. Sonóra, gegen Norden an die Vereinigten Staaten grenzend, nach der Gebietsabtretung im Jahre 1853 noch etwa 4000 □M, 1850: 147,133 Einw., zum Theil eine öde Hochfläche. Großer, noch bei weitem nicht ausgebeuteter Reichthum an Metallen. Hauptstadt Los Ures, 7000 Einw. Petic oder Hermosillo, 8000 Einw. Neuer Hafenort San José de Guaymas.

In den beiden letzten, am californischen Busen gelegenen Staaten wilde und angesiedelte Indianerstämme (über 100,000). Besonders im Norden und Osten des Staats schwärmen Apaches, treffliche Reiter, plündernd und mordend herum.

IV. Binnenstaaten.

13. Mexiko, 755 □M. 1853: 1,001,876 Einw. Hauptstadt Toluca, 12,000 Einw., auf der höchst gelegenen Hochfläche (8300'). Im Gebiete des Staates viele mexikanische Alterthümer, Priesterpaläste, Opferpyramiden, Grabstätten, pyramiden- und kegelförmige Gebäude mit theils convexen, theils ebenen Seitenflächen.

14. Queretaro, 115 □M. 1851: 132,121 Einw., eine Hochfläche von 6000' mit dem 10,000' hohen Cerro de los Santos Angeles. Hauptstadt Queretaro. Gegen 30,000 Einw.

15. Guanaxuato, 591 □M., 1852: 718,775 Einw., darunter 200,000 Indianer, einer der reichsten, fruchtbarsten und bevölkertsten Staaten, mit vielen Silberbergwerken. Hauptstadt Guanaxuato, 63,000 Einw. Celaya, 14,000 Einw., mit dem höchsten Kirchthurme in Mexiko. Salamanca, 13,000 Einw., auf der gegen Guanaxuato emporsteigenden Ebene (Baxio) hübsch gelegen. Bedeutende Baumwollen-Manufakturen.

---

1) Die Jungfrau Maria mit dem Beinamen von Guadalupe gilt als Hauptpatronin von Mexiko und es wird ihr im ehemaligen spanischen Amerika, aber nicht überall an demselben Tage, ein besonderes Fest gefeiert. Das kirchliche Lesestück knüpft die Entstehung der Feier an ein 1533 bei Mexiko erschienenes Marienbild. Der Orden, den die Republik Mexiko besitzt, ist ebenfalls nach Nuestra Señora de Guadalupe benannt.

16. Zacatecas, 1264 □M., 1850: 305,551 Einw. Hauptstadt, die schon 1588 zur Ciudad erhobene Bergstadt Zacatecas, mit 150,000 Einw. Sombrerete mit den früher äußerst ergiebigen Silbergruben Veta Negra und El Pavellon.

17. Aguas Calientes, 160 □M., 1853 von Zacatecas abgelöst, 1854: 81,727 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt, unter mildem Klima und von reichen Fruchtgärten umgeben, 20,000 Einw. In der Nähe Thermalquellen, woher der Name.

18. San Luis Potosi, 1519 □M., 1853: 394,592 Einw. Hauptstadt San Luis de Potosi, gegen 40,000 Einw., am Flusse Panuco. Bergstadt Catorze, auf so gebirgigem Terrain, daß eigentliche Straßen gar nicht existiren. Dicht dabei die berühmten Minen, welche früher jährlich 4 Millionen Pesos (jetzt noch etwa 1 Million) lieferten.

19. Nuevo Leon, 837 □M., 1849: 133,361 Einw Reichthum an Metallen, bis jetzt wenig ausgebeutet. Hauptstadt Monterey, 13,354 Einw.

20. Cohahuila, früher mit Texas vereinigt, 3020 □M., 1852: 66,228 Einw. Der östliche Theil des Gebietes ist eine Wüste. Hauptstadt Saltillo, früher 20,000 Einw., jetzt kaum die Hälfte. Cohahuila, 4000 Einw.

21. Durango, 2200 □M., 1850: 137,593 Einw., mit bedeutendem Bergbau. Hauptstadt Durango, in neuester Zeit auch Don Guadalupe Victoria oder Ciudad de Victoria genannt. 13,000 Einw.

22. Chihuahua, gegen 4000 □M., 147,600 Einw, meist eine vegetationslose Hochebene von 5000'. Indianerstämme der Cumanches u. a. Wichtige Gold-, Silber- und Kupfergruben. Hauptadt Chihuahua, früher 76,000, jetzt kaum 13,000 Einw. Stapelplatz für das Gold und Silber der umliegenden Minen, 1691 gegründet. Im Staatsgebiete die Casas grandes. Reste altindianischer Baukunst; die südlichen im Stil der Bauten im Coloradobecken (S. 690.).

Die nördlichen Binnenstaaten sind in vieler Beziehung von den südlichen verschieden. Ihre üppigen Savannen sind voll von Heerden wilder Pferde und Rinder.

Zu den Gebieten gehört Collima am stillen Ocean, 137 □M., vom Staat Jalisco eingeschlossen, 1849: 61,213 Einw. Hauptstadt Colima, 31,774 Einw, am Fuße des gleichnamigen Vulkans. Manzanillo, Hafenort.

Tlascala, 90 □M., jene Republik, die anfangs gegen Cortes feindlich, dann mit ihm verbündet, den Spaniern Mexiko's Unterwerfung erleichtert hat. Die Spanier ließen aus Dankbarkeit dem Distrikte von Tlascala eigene Caziken und viele Privilegien und Freiheiten, die zum Theil noch fortbestehen. Hauptstadt Tlascala, 3423 indianische Einw., auf einer 6700' hohen Hochebene, zu Cortes Zeit 100,000 Einw., noch zu Anfang des Jahrhunderts 50,000. Das ganze Gebiet 1850: 80,171 Einw.

Isla del Carmen, 115 □M., an der Küste von Yucatan, 1854: 12,325 Einw. Laguna oder Villa del Carmen auf der Insel, mit trefflichem Hafen und starker Ausfuhr werthvoller Hölzer.

Tehuantepec, 82,171 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt 14 000 Einw.

Californien oder Nieder-Californien, die 170 M. lange, 10—18 M. breite Halbinsel. Californien wurde 1536 von Cortes aufgefunden und von älteren Geographen ganz richtig für eine mit dem Continent zusammenhängende Halbinsel gehalten Auf der Karte von Jansson erscheint es als Insel, und eine beigedruckte Note erklärt diese Auffassung als Fortschritt der Länderkunde. Selbst noch auf Homann'schen und Schenck'schen Karten zeigt sich die Insel Californien.

Das im Ganzen sandig-unfruchtbare Land wird von faulen und schmutzigen Indianern bewohnt und gehört zu den menschenleersten Strichen der

Erde. Man zählt nur 12,000 (nach Andern sogar nur 7921) Einw. auf etwa 2700 □M. Es giebt keine Städte, sondern nur Missionsplätze und Soldatenposten (Presidios). Die Missionen bestehen aus Kirche, Wohnungen der Missionare und bekehrten Indianer und Magazinen; die bürgerliche Verwaltung der Missionen ist ihnen durch Regierungsbeschluß vom 17. August 1833 genommen.

Loreto, Presidio und Mission, Sitz des Militärcommandanten, auf der Ostküste Gründung eines deutschen Missionars. Südlicher La Paz. In der Nähe Perlenbänke. San Tomas ist das nördlichste Dorf auf der Halbinsel.

§. 16.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(The United States of America.) [1])

Der noch nicht hundert Jahre alte Riesenbund der vereinigten Staaten reicht quer durch ganz Nordamerika vom atlantischen bis zum stillen Ocean durch 24 Breitengrade und 58 Längengrade. Nach den natürlichen Verhältnissen des Erdtheils gehören zu ihm das Küstenland der Alleghanies von der Halbinsel Florida bis gegen die Mündung des St. Lorenz; das ganze Gebiet des Missisippi und Missouri, zum großen Theil auch des Rio del Norte; das Gebiet des Oregon und Colorado zwischen den Rocky-Mountains und dem stillen Ocean. Im Norden stößt der Staatenbund in seiner ganzen Breite an das britische Nordamerika. Diese politische Nordgrenze läuft vom atlantischen Ocean aus durch die Mündung des St. Croix diesen Fluß aufwärts bis zur Quelle, von da in gerader Linie nördlich bis zum St. John. Diesem folgt sie aufwärts bis zur Einmündung des St. Francis, von da zieht sie bis zum Ausfluß des Sees Pohenagamook. Dann geht sie südwestlich in einer geraden Linie zum nordwestlichen Zweige des St. John, und zwar zu einem Punkte 10 englische Meilen in gerader Linie von dem Hauptzweige dieses Flusses; von da in gerader Linie fast südlich zu dem Punkte, wo der Parallel von 46° 25′ den Südwestzweig des St. John schneidet, dann südlich diesem Zweige entlang zu seiner Quelle, weiter zur Quelle des Hall's Stream, eines Nebenflusses des Connecticut. Darauf folgt die Grenzlinie dem genannten Flusse bis zu der 1774 als 45. Breitengrad angenommenen Linie (die aber etwas nördlicher liegt) und geht auf dieser bis zum St. Lorenz bei dem Dorfe St. Regis am westlichen Ende des St. Francissees. Von hier läuft die Linie durch die canadischen Seen bis zur Mündung des Pigeon in den Oberen See, folgt dem Pigeon nach den Seen

1) Auch wohl bles Amerika, wie sich denn die Burger der vereinigten Staaten gern bles Americans nennen. Wir haben neben Andree und Wappäus noch die Werke von Löher, Olshausen, Gerstäcker, Kohl u. a. zu Rathe gezogen. Daß wir aus den Berichten von G. A. Wislicenus hie und da Mittheilungen gebracht, hat besondere Gründe Der mir vor Jahren persönlich bekannte Verfasser machte, bei aller sonstigen Abweichung der Ansichten, auf mich in so hohem Grade den Eindruck offener Geradheit, die Niemanden zu Liebe und zu Leide redet, daß ich gerade auf seine (des auch einst für Amerika begeisterten Mannes) Erfahrungen großes Gewicht lege.

der Landhöhe zwischen dem Oberen See und dem Lake of the Woods (Wäldersee), geht längs der Wassercommunication zum Saisaginasee, durch diesen und den Cypressensee, folgt einer Reihe kleinerer Seen und ihren Flußverbindungen bis zu einem Punkte am Lac la Pluie bei den Chaudièrefällen, dann geradlinig zum nordwestlichsten Punkte des Lake of the Woods, und wieder geradlinig gegen Süden bis zum 49. Breitengrade, dem sie folgt bis zum stillen Ocean, der (englischen) Insel Quadra gegenüber. Die politische Südgrenze gegen Mexiko ist S. 694. gezogen. Auf wenigstens 150,000 □M. kann man den ganzen Raum anschlagen.

Ein in englischem Dienste stehender Venetianer Cabot entdeckte 1497 die Ostküste von Nordamerika; da aber hier kein Gold und Silber lockte, achteten die europäischen Völker auf diese Gegenden lange Zeit gar nicht. Ganz verschieden gestaltete sich das Geschick der beiden Hälften des Erdtheils: Südamerika wurde erobert, Nordamerika colonisirt. Fast hundert Jahre später, als Elisabeth auf dem englischen Throne saß, landete 1585 Walter Raleigh an dem Küstenrande der Alleghanies und gab der Küste seiner „jungfräulichen" Königin zu Ehren den Namen Virginia, ein Name, der lange Zeit für die ganze Ostküste gebraucht wurde. Die ersten Versuche der Ansiedelung mißlangen. Colonisirung in größerm Maßstabe datirt sich von zwei Privilegien König Jacob I., die er 1606 und 1609 zwei Compagnien auf das Land vom 38° bis 45° NB. ausstellte. Den Mangel an Frauen glich eine Sendung von 150 Mädchen aus, die jede für 100—150 Pfund Taback an den Mann gebracht wurden. Bis 1640 entstanden nach einander die Colonien: Massachusetts, New-Hampshire, Connecticut, Rhode-Island. Ganz anders war das Verhältniß dieser Niederlassungen, als das der spanischen und portugiesischen in Süd- und Mittelamerika. Die Erwartung, auch hier Silber- und Goldminen zu entdecken und durch dienstbare Knechte oder Sklaven ausbeuten zu lassen, erwies sich bald als völlig unrichtig. Die „unruhigen Spatzen, arme Edelleute, bankerotte Kaufleute, Taugenichtse, lüderliches Volk, davongelaufene Bedienten," aus welchen vornämlich das erste Einwanderungsheer bestand, fanden hier nicht ihre Rechnung. Man fand unwirthbare, bewaldete Küstenländer, von einem kriegerischen und wilden Volke bewohnt.[1]) Diese kupferfarbigen Indianer von Nordamerika zerfielen in eine große Anzahl von Stämmen. Jagd und Fischerei war der Männer Handwerk, der Weiber Loos ein

1) In den ältesten Zeiten hat jedenfalls das Missisippibecken ein Culturvolk wie die Tolteken oder Azteken inne gehabt. Von diesem Culturvolke stammen viele Denkmäler. Sie bestehen in Befestigungswerken, in künstlichen Erdhügeln, in unterirdischen Mauern von Erde und Ziegeln, sowie in verschiedenen beträchtlich tief vergrabenen Gegenständen, in Erdöffnungen, gewöhnlich Brunnen genannt, in hieroglyphenartigen Inschriften an Felsen, in Götzenbildern, in Muscheln fremder Länder und in Mumien. Daß jene Baureste sehr alt sind, beweisen die auf ihnen wachsenden Eichen, die Jahrringe von drei bis vier Jahrhunderten zeigen. Ob die Indianer als verwilderte Ueberreste dieser hochgesitteten Völker anzusehen sind? Die Beschaffenheit der Mumien scheint dagegen zu sprechen. Sie sind nur 4–5' lang, haben einen niedrigen Vorderkopf, vorstehende Backenknochen, stark hervorragende Kiefer, und scheinen überhaupt einem ganz andern Menschenschlage anzugehören als den heutigen Indianern.

schwerer Dienst. Krieg war unter den Stämmen fast beständig, und er wurde listig und grausam geführt. Wilde Kriegstänze kündigten ihn an; die Farben der tättowirten Haut wurden glänzender und schrecklicher aufgetragen, mit entsetzlichem Geheul stürzte man auf einander. Hatte der Wilde den Feind mit der steinernen Streitaxt, dem Tomahawk, getödtet, so scalpirte er ihn „mit dem Messer, scharf geschliffen, das vom Feindeskopf rasch in drei geschickten Griffen schälte Haut und Schopf,“ und befestigte die Scalpe am Gürtel. Schrecklich war das Schicksal derjenigen Kriegsgefangenen, welche am Marterpfahle zu Tode gepeinigt wurden; und doch sangen sie, von Kindesbeinen her an würdiges, lautloses Ertragen von Schmerzen gewöhnt, unter den ausgesuchtesten Qualen einen muthigen, der Feinde spottenden Todtengesang. Zum Zeichen geschlossenen Friedens wurde der Tomahawk begraben, und unter den Versöhnten die Friedenspfeife geraucht. Die Pfeife ging auch in den Versammlungen der Häuptlinge am Berathungsfeuer von Munde zu Munde, und eine ganz eigenthümlich-kräftige, in erhabener Bildersprache kühn sich bewegende Rede stand jenen Söhnen der Natur zu Gebote. Auch in ihren Religionsbegriffen war etwas Großes und Einfaches. Sie verehrten einen großen Geist als den Beschützer aller Tapfern und Guten; sie glaubten an ein glückliches Leben des Jenseits, „wo mit Vögeln alle Sträuche, wo der Wald mit Wild, wo mit Fischen alle Teiche lustig sind gefüllt.“ Dieses frei in seinen ungeheuren Wäldern umherziehende Geschlecht der Rothhäute sah nun mit Erstaunen die „bleichen Gesichter“ über den großen Salzsee kommen. Für die Gaben einer ihnen fremden Welt, besonders für das berauschende Feuerwasser, verkauften sie ihnen Striche an der Küste, welche von den Colonisten nun gegen den oft wechselnden und doch immer nach Beute und Scalpen gierigen Sinn der Wilden behauptet werden mußten. Ausrotten der Wälder, Fischerei und Pelzhandel mit den Indianern beschäftigten die Ansiedler.

So erwuchs in diesen Niederlassungen ein kräftiges, abgehärtetes Volk, das auf die Arbeit und den Kampf angewiesen war. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts mehrte es sich vornehmlich durch die religiösen Streitigkeiten im Muttererdtheil. Verfolgte Katholiken, besonders Irländer, deutsche Protestanten aus der Pfalz, Anhänger der in England so zahlreichen Secten — alle suchten in Amerika Ruhe und Duldung. So gründete der Quäker William Penn 1681 Pennsylvanien. Auch durch Eroberung mehrte sich der Engländer Gebiet; den Holländern wurde das spätere New-York, den Schweden ihre Niederlassungen Delaware und New-Jersey abgenommen. Um 1700 war der ganze 900 M. lange Küstensaum der Alleghanies in Besitz genommen, und nach der Anlegung von Georgien die Reihe der dreizehn Colonien (alten Staaten) geschlossen. Da die Einwanderungen aus Europa auch im 18. Jahrhundert sich immer mehrten,

wurden die Indianer über das Gebirge zurückgedrängt, und einzelne Niederlassungen an den Zuflüssen des Missisippi gegründet.

Inzwischen hatten auch andere europäische Nationen Colonien in Nordamerika gegründet, welche lange Zeit die englischen überflügelten. Dies gilt weniger von dem spanischen Florida, als von den französischen Besitzungen. An der Mündung des Missisippi gründeten Franzosen das ihrem König Louis XIV. zu Ehren genannte Louisiana, am St. Lorenz wurde Canada eine blühende Provinz; die Halbinsel rechts von der Mündung des St. Lorenz, Acadien genannt, die Insel New-Foundland (Terre neuve) — das Alles gehörte zu den Besitzungen Ludwig XIV. Sobald in Europa im 18. Jahrhundert Frankreich und England einander feindselig gegenüberstanden, so begann auch in den amerikanischen Colonien zwischen ihnen der Kampf. So wurde der spanische Erbfolgekrieg 1700—1713, der siebenjährige Krieg 1756—1763 zugleich auch in den Thälern der Alleghanies und an den canadischen Seen ausgefochten; es handelte sich besonders um den Besitz einzelner Castelle und Forts, welche beide Nationen in noch streitigen Landschaften angelegt hatten. Die Indianerstämme nahmen für die beiden streitenden Theile Partei, und ihre Theilnahme brachte in die Kämpfe einen blutigen und wilden Charakter. Am Ende verlor Frankreich alle Colonien um den St. Lorenz an England: Acadien[1]) und New-Foundland schon 1713, Canada 1763. Doch für die neuen Erwerbungen sollten die Sieger bald ihre alten Niederlassungen auf der Alleghanyterrasse einbüßen.

Eingriffe in die verbriefte Handelsfreiheit von Seiten Englands, die, wenn auch aus Geldnoth des Mutterlandes hervorgegangen, dennoch von den Amerikanern als Todesstoß für die ihnen eigenthümlichen Rechte erkannt wurden, führten 1773 einen Aufstand zunächst in der Hauptstadt von Massachusetts, Boston, herbei, der seit 1775 sich in den allgemeinen nordamerikanischen Freiheitskrieg verwandelte. Zuerst hatte es sich nur um Aufrechterhaltung von Rechten und Privilegien gehandelt, am 4. Juli 1776 (dem großen Nationalfesttage) erfolgte, was eine Partei von Anfang her angestrebt hatte, die feierliche Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Colonien New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien. Nun galt es, den kühnen Schritt zu behaupten und durchzuführen. Auf nordamerikanischer Seite zeichnete sich der edle George Washington (geb. 1732, gest. 1799), „der erste im Kriege, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute," als umsichtiger Feldherr aus; Benjamin Franklin († 1790) wußte seinen Landsleuten

1) Die sogenannten Acadier, weiße Ansiedler, waren damals wirklich nur Franzosen und deren Nachkommen. Dorthin verlegt Longfellow die Scene seiner „Evangeline" und in dem Lied von Hiawatha sucht er das Leben und die Sagen der Indianer poetisch zu schildern.

Freunde in Europa zu erwerben, und wirklich fochten am Ende Frankreich, Spanien und Holland mit ihnen gegen ihr Stammland. Die drei Staaten zog politische Rücksicht in den Kampf, die französische Nation entzückter Enthusiasmus für die Theorien aufklärerischer Philosophie, die hier zuerst einer ersehnten Verwirklichung entgegen schritten. Männer wie Lafayette und Kosciusko fochten für die Idee der Freiheit mit. Nach lange unentschieden hin und her schwankendem Kampfe, nachdem 1781 von Washington noch ein glänzender Sieg über den englischen Feldherrn Cornwallis errungen und die Festung Yorktown erobert war, erkannte England im Frieden 1782 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Ihr Beispiel reizte ganz Europa zu mehr oder minder klarer Nachahmung. Sie wurden für europäische, bald auch für amerikanische Verhältnisse ein revolutionäres Ferment.

„Man kann nicht leugnen," bemerkt Leo, daß die Grundlagen republikanischer Zustände in Amerika eine ganz andere Berechtigung haben, als da, wo man sie in Europa hat neu durchfechten wollen. Wir haben gesehen, wie die Gewalt, welche die Könige des Stuartischen Hauses in England der Entwickelung der Consequenzen der streng reformirten Lehre gethan, in England Oppositionen gegen die Monarchie nothwendig hervorrief; so lange diese Oppositionselemente in England die verfolgten waren, später als sie es wieder wurden, suchten sie — und fast stets mit Bewilligung der Regierung — eine Zuflucht in Amerika. Die Republik selbst hat in dem Interesse, einerseits diese Elemente in England zu schwächen, andrerseits die amerikanischen Colonien rascher zu bevölkern und in die Höhe zu bringen, lange die Hände geboten, daß in Amerika Raum gewährt und erhalten ward für republikanischen Sinn. Er ist also hier mit Bewilligung der Regierung stark, und dann durch neues Unrecht der Regierung frei geworden."

Als die Nordamerikaner sich unabhängig machten, stellten sie keine Theorie auf, entwarfen keine neuen Pläne zur Organisation ihres Staates, sie bedurften ihrer nicht. Sie hingen mit Vorliebe an ihren alten freien Einrichtungen, die sie aus England mitgebracht und die sie mit gutem Recht unter Ringen und Kämpfen mit den widerstrebenden Naturelementen ihres neuen Vaterlandes sich erobert hatten. Und zu dem Allem der unermeßliche Vortheil, alle Verhältnisse neu und frisch gestalten zu können, ungehemmt durch alte Ueberlieferung, nicht angewiesen auf die schwere Aufgabe, Institutionen der Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen! Wie man später die Grenzen neuer Staaten aus dem frischen Ganzen unermeßlicher Landstriche wie die Quadrate einer Freundschaftsdecke zurechtschnitt, so gestaltete man die Verfassung auf den günstigsten und frischesten Verhältnissen, für Bürger, deren überwiegende Masse Grundeigenthum besaß, für Einwanderer, die auf lange Zeiträume hinaus Platz und Arbeit, Brod und Grundbesitz finden mußten. Solche Vortheile hatte Göthe im Auge mit seinem bekannten:

„Amerika, du hast es besser als unser Continent, der alte, du hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte.“ Nachdem eine Zeitlang zwischen Staatenbund und Bundesstaat geschwankt war, entstand 1787 die jetzt bestehende Staatsform. Sie beruht, so rühmen ihre Verehrer, auf Föderalismus, auf einem Principe, das den einzelnen Theilen so viel Freiheit und Selbstthätigkeit gestattet, als das Interesse des Ganzen irgend vertragen will. Das leitende Princip der Selbstregierung oder der Selbstbestimmung in allen speciellen Fragen des bürgerlichen und religiösen Lebens ist nicht eingeführt, sondern durch die vorhandenen Verhältnisse an die Hand gegeben. Es steht in unbestrittener Geltung, durchdringt das gesammte Volks- und Staatsleben, ist dem Nordamerikaner zur andern Natur geworden und durchaus naturgemäß, weil er überall für sich selbst einzustehen hat und schrankenlosen Raum zur freien Bewegung verlangt. Die Selbstregierung erstreckt sich in allen Verhältnissen der einzelnen Bürger wie der einzelnen Staaten so weit, als das föderative Princip es irgend gestattet; dieses allein beschränkt jene, und diese Beschränkung ist eine freiwillig auferlegte und nothwendige. Denn der Föderalismus wird vermittelt durch die allgemeine Volksrepräsentation im Congresse und gründet sich auf die Gemeinsamkeit der Interessen. Die Bewohner dieses Riesenstaatenbundes bilden eben eine Bevölkerung mit gemeinsamen moralischen, politischen und mercantilischen Interessen; ungeachtet der großen Ausdehnung ihres Gebietes, ungeachtet der sehr verschiedenen physischen Verhältnisse ist doch weit mehr vorhanden, was sie zusammenknüpft, als was sie trennt. Durch die Union sind die einzelnen Staaten mit einander verschwistert; sie gewährt allen ihren Gliedern Macht, Ruhm, Vortheile und Wohlthaten. Nur in und mit der Union gelten die Einzelnen in der Welt; die Verbindung der Staaten ist zu ihrer Größe unentbehrlich.

Und diese in staunenswerther Schnelligkeit erwachsene Größe — so fährt man bewundernd fort — ist der beste Beweis für die Trefflichkeit der Unionsverfassung. Im Jahre 1750 ergab eine Abschätzung der Bevölkerung in den dreizehn englischen Colonien die Summe von 1,046,000 Seelen; zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zählte die Union noch nicht 4 Mill., 1840 17 Mill.; die Zählung von 1850 ergab als Resultat 22 bis 23 Mill. und darunter gegen 19 Mill. Weiße. Vor 60 Jahren war das ganze Mississippiland noch eine Einöde, eine ausgedehnte Wildniß, in welcher nur einzelne Ansiedlungen zerstreut lagen. Auch dieses Reich ist, wie einst Mexiko und Peru, erobert worden, aber nicht von blutdürstigen Kriegern, sondern vom friedlichen Fleiße und Schweiße der Bauern, der Geschicklichkeit der Handwerker, dem kühnen Unternehmungsgeiste der Kaufleute. Sie haben binnen zwei Menschenaltern jene Wüstenei mit 10 Millionen betriebsamer Menschen bevölkert, und gegenwärtig gleichen die Staaten zwischen dem Meere und den Alleghanies einem mächtigen Bienenkorbe, der seine Schwärme über die ganze Breite des Continents aussendet. In

rascher Folge wurde von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida erworben, das westliche Oregon durch die Besiedelung der Stromthäler des Columbia gewonnen, und den trägen Mexikanern Texas, Neu-Mexiko und Californien abgenommen. Nun taucht der nordamerikanische Adler seine Schwingen in die großen canadischen Seen, in den atlantischen Ocean, in den mexikanischen Golf und in die Wogen des stillen Weltmeers.

Die materielle Wohlfahrt der Vereinigten Staaten hat in der Weltgeschichte kein Gegenstück, und für die Raschheit eines solchen Fortschrittes giebt es kein Beispiel. Das alte Louisiana war in den Händen der Franzosen gleichsam leblos; erst nachdem es der Union einverleibt und germanischer Cultur und Betriebsamkeit erschlossen ist, sind daraus eine Menge blühender Staaten erwachsen. Erst seit Californien dem Unternehmungsgeiste germanischer Männer eröffnet worden, ist die ganze Westküste Amerika's vom Oregonlande bis zum südlichen Chile zu thätigem Leben erweckt, und in den von ihrem Fußtritt kaum berührten Strecken im Westen der Seealpen und der Cordillere steigen große Städte voll geschäftigen Lebens gleichsam über Nacht empor. Der Osten und Westen sind nach und nach durch ein weit verbreitetes Netz von natürlichen und künstlichen Wasserstraßen und von schon jetzt über mehr als 2500 deutsche Meilen ausgedehnten Eisenbahnen in bequeme Verbindung mit einander gebracht werden und vom canadischen St. Lorenzstrome bis in das Delta des Mississippi ziehen sich über 3000 Meilen elektromagnetische Drähte. Der Mississippi und die westlichen Binnengewässer werden jetzt auf einer Strecke von 8000 Stunden mit Dampfschiffen befahren, deren die Vereinigten Staaten auf Strömen, Seen und Meeren weit über 1500 zählen. In der Gewerbthätigkeit beginnen die Nordamerikaner selbst gegen England den Mitbetrieb auszuhalten; ihre Handelsmarine, 2½ Mill. Tonnen enthaltend und mit 100,000 Seeleuten bemannt, steht lediglich der von Großbritannien nach. Auf ihren Strömen wird ein Binnenhandel getrieben, der dem zwischen Europa und Nordamerika gleichkommt, und die Einfuhr dieses letzteren übersteigt bereits den Werth von 350 Mill. preußischer Thaler.

Durch den Handel mit dem Morgenlande, besonders durch die Schätze Indiens, haben sich einst Alexandria, Venedig, Portugal, Amsterdam und die Städte Oberdeutschlands zu Macht und Reichthum erhoben. Das Erbe aller hat England angetreten. Fortan wird es seinen Gewinn und seine Herrschaft mit den Nordamerikanern wenigstens theilen müssen. Ihrer unvergleichlichen Weltlage sich wohl bewußt legen diese jetzt Hand an die Verwirklichung des Planes, den Handel zwischen dem Osten Asiens und Europa quer durch ihr Land zu leiten, indem sie einen Schienenweg vom Mississippi nach San Francisco und über den Isthmus von Tehuantepec anlegen. Gelingt ihnen dieser Plan, so werden sie der Betriebsamkeit eine neue Bahn eröffnen, die sie zu Herren des gesammten Welthandels machen muß. Der junge,

gewaltige Riese hat die europäischen Bande gesprengt; er rührt seine Glieder in frischester Jugendkraft und froher Jugendlust. Dem alten Europa ist er längst über die Schultern gewachsen. Er hat einen ungeheuren Raum zu freiester Entwickelung aller seiner Kräfte. Ihn hemmt kein veraltetes europäisches Erdgetrümmer. Und bevor einige Menschenalter verfließen, werden die Vereinigten Staaten nicht blos die Geschicke von ganz Amerika, sondern auch die Europa's und des alten Orientes bestimmen. „Westward the star of empire takes its way." [1])

Hören wir schließlich, wie ein Amerikaner, Bancroft, in der Einleitung zu seiner Geschichte der Vereinigten Staaten die Vorzüge seines Vaterlandes preist. „Die Vereinigten Staaten von Amerika bilden einen wesentlichen Bestandtheil eines großen politischen Systems, das alle gesitteten Völker der Erde umfaßt. In einem Zeitabschnitte, in welchem die Macht einer moralischen Macht rasch im Anwachsen ist, schreiten sie voran in der Ausübung und Vertheidigung gleicher Menschenrechte. Hier ist die Souveränetät des Volkes ein anerkannter Grundsatz, und die auf solcher Grundlage ruhenden Gesetze werden mit aufrichtigem Patriotismus geliebt. Während die Nationen Europa's nach Veränderungen trachten, erregt unsere Verfassung die tiefe Bewunderung des Volkes. Dem Vollzuge einer für Alle gleichen Justiz folgt Segen und Gedeihen. Der Erfindungsgeist wird durch volle Freiheit des Mitbewerbes angefeuert, und die Arbeit mit sicherm und anderwärts beispiellosem Ertrage belohnt. Der Friede im Innern wird ohne Beihülfe einer Soldatenmacht aufrecht erhalten [2]); die öffentliche Meinung duldet nur wenig stehende Truppen, und auch diese nur an den Grenzen und an der Meeresküste. Eine tapfere Flotte schützt unsern Handel, der seinen Unternehmungsgeist über alle Himmelsstriche ausdehnt, und seine Flagge auf allen Meeren wehen läßt. Mit den mächtigsten Staaten der Welt stehen wir durch diplomatische Verbindungen in einem Verhältnisse der Gleichheit und aufrichtigen, guten Einvernehmens, während wir es vermeiden, an ihren Leidenschaften, Intriguen und Kriegen uns irgendwie zu betheiligen. Die Hülfsquellen unseres Staates werden durch emsige und eifrige Pflege der Künste des Friedens entwickelt. Hier kann Jeder die Früchte seiner Betriebsamkeit genießen. Keinem ist es verwehrt, seine Ansichten und Ueberzeugungen öffentlich auszusprechen. Unsere Regierung ist vermöge ihrer ganzen Organisation nothwendig und durchaus mit den Interessen des Volkes identificirt, und beruht ausschließlich auf der Anhänglichkeit desselben, wenn sie von Dauer sein und sich unterstützt sehen will. Sollten etwa Feinde des Staates unter uns sein, so genießen auch sie die ungestörte Freiheit ihre Ansichten auszusprechen; man begnügt sich ihre Irrthümer zu widerlegen. Bei uns ist die Verfassung kein todter,

---

1) Zum Westen nimmt des Reiches Stern den Lauf.
2) Das letzte Lustrum hat freilich eine sehr kostspielige Ausnahme zu dieser „Regel" aufgestellt.

unabänderlich festgestellter Buchstabe; sie ist der Verbesserungen fähig, nimmt in sich auf, was Zeit und Volk für nöthig erachten, und ist vor dem Verfall gesichert, so lange der Volkswille seine Energie behält. Neue Staaten bildeten sich in der Wildniß, Kanäle durchschneiden unser Flachland, sind über unsere Gebirge geführt, und eröffnen unserm Binnenhandel zahlreiche Verkehrsbahnen. Unseren Wasserstraßen entlang gedeihen Manufacturen; der Dampf auf unsern Strömen und Eisenbahnen vernichtet gleichsam Zeit und Raum. Durch Reichthum und Volkszahl sind wir bereits in die vorderste Reihe der Nationen getreten, und beide sind in so raschem Anwachsen, daß im Laufe eines Zeitabschnittes von etwa 23 Jahren der erstere um das Vierfache, die letztere um das Doppelte anwächst. Wir haben keine Nationalschuld [1]); das gemeine Wesen ist wohlhabend, die Regierung haushälterisch, der Staatsschatz gefüllt. Die Religion wird vom Staate weder bezahlt noch verfolgt; sie wird durch Rücksicht für die öffentliche Moral und die Ueberzeugung der Gläubigen aufrecht gehalten. Alles, was wissenswürdig erscheint, wird so allgemein und weit verbreitet, wie in keinem andern Lande; und eine freie Presse stellt der Nation die besten Geisteserzeugnisse aller Völker und Zeiten zur Verfügung. Die Vereinigten Staaten haben mehr Zeitungen und Zeitschriften, als die übrige Welt zusammengenommen. [2]) Oeffentliche Documente von allgemeinem Interesse sind binnen Monatsfrist in mindestens einer Million Abdrücken verbreitet, und jedem freien Manne im Lande unter die Augen gekommen. Fortwährend steigert sich der Andrang von Einwanderern verschiedener Abkunft, und die Grundsätze der Freiheit, welche durch die Wirkungen gleicher Gesetze alle Interessen vereinigt, verschmelzen die verschiedenen Elemente in eine harmonische Vereinigung. Andere Regierungen werden durch Neuerungen und die Reformen in benachbarten Staaten zerrüttet; aber unsere Verfassung stützt sich auf die Liebe und Billigung des Volkes; sie verdankt ihren Ursprung der freien Wahl der Nation, neutralisirt den Einfluß ausländischer Grundsätze, und gewährt ohne irgend welche Furcht den tugendhaften Unglücklichen und Bedrängten aller Länder eine Zuflucht. Und doch sind erst wenig mehr als 200 Jahre verflossen, seit der älteste unter unsern Staaten seine ersten Ansiedler erhielt. Vor dieser Zeit war das ganze Gebiet eine Einöde!"

Man sieht, Niemand kann von allen Vorzügen des jungen Staates mehr überzeugt und inniger durchdrungen sein, als der Amerikaner selbst, als der echte Yankee. [3]) Und obwohl uns bei aller amerika-

---

1) Jetzt gegen 3000 Millionen Dollars! Siehe weiter unten.

2) Im Jahre 1850 2526, darunter 1631 politische, 191 religiöse u. s. w.

3) Dieser Name soll aus einer indianischen Corruption des Wortes English entstanden sein. Im Freiheitskriege wurde er von den Engländern als Spottname gebraucht, hernach von den Amerikanern selbst angenommen. Ein anderer Spitzname des Amerikaners ist Bruder Jonathan, und Onkel Sam (Uncle Sam) eine scherzhafte Bezeichnung der Bundesregierung, entstanden aus den Buchstaben U. S. d. i. United States.

nischen Herrlichkeit des guten Claudius Wort einfällt: „Unser Leben hier ist doch kein bloßes Manufacturwesen und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe“ — wer wollte zunächst einem solchen nationalen Hochgefühle, wie es sich etwa in dem wohlbekannten Nationalliede [1]) ausspricht, seinen Schwung und seine Energie verargen?

Widerwärtiger ist aber der Amerikataumel bei Ausländern und bei den Deutschen insonderheit. So feiert Heine in seinem Romanzero die neue Welt, die Columbus aus dem Ocean hervorzog, die „noch in Fluthenfrische glänzt,“ die kein Kirchhof der Romantik, kein alter Scherbenberg von verschimmelten Symbolen und steinernen Perrücken ist, nicht im Rückenmark die Schwindsucht hat u. s. w. Unzählige schwatzen das Wort nach, das einst Napoleon gesprochen haben soll: „Cette vieille Europe m'ennuie,“ und beachten nicht, daß Amerika bis jetzt doch weiter nichts ist als ein Wiederhall der alten Welt. Und wie von dem alten Dessauer berichtet wird, er habe alle Lieder nach der einzigen ihm bekannten Weise des Dessauer Marsches gesungen, so haben die politischen Mißvergnügten (so lange sie Amerika nicht mit eigenen Augen gesehen haben) einen Refrain, eine Schlußcadenz, in welche alle ihre Declamationen und Klagelieder auslaufen: Amerika! Bei uns Alles hohl, morsch, faul, widersinnig — dort Alles jugendfrisch, vernünftig, herrlich, kurz, was dasselbe sagen will, amerikanisch. Europa das Schlimmste was es geben kann, eine alternde Jungfrau, Amerika der jugendlich aufstrebende Riese.

---

1) Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude,
Es paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte!
Yankee doodle, drauf und dran.
Trommelt, blast und fiedelt.

Frankreich, Spanien, Engelland
Soll'n unser Land bekriegen:
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Könn'n sie noch all' besiegen.
Yankee doodle &c.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir sei'n so leicht zu schlagen:
Wir dämpfen seinen kühnen Muth,
Könn'n auch noch Waffen tragen.
Yankee doodle &c.

Ich wett' euch Punsch ein ganzes Maß,
Und laß' es gleich auftragen,
Daß Yankee-Buben auch mit Spaß
Zu Schiff sie können schlagen!
Yankee doodle &c.

Und giebt es Gründe schwarz auf weiß,
So sind wir auch nicht hinten:
Denn Zungen, scharf und spitz und heiß,
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee doodle &c.

Amerika ist ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern;
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.
Yankee doodle &c.

Wir schaffen, schlafen, beten auch,
Sind arbeitsame Leute,
Doch geb'n wir unsern Honig nicht
Den Drohnen hin als Beute.
Yankee doodle &c.

Und dann am großen Freiheitstag,
(Wer sollte da sich plagen?)
Da gehn wir Sauf' und Brausen nach
Und sorg'n auch für den Magen.
Yankee doodle &c.

Seht unsre Mädchen, wie sie blühn,
Seht unsre starken Knaben,
Seht unsre Alten, frisch und grün:
Was woll'n wir mehr noch haben!
Yanke doodle &c.

Ja glücklich sind wir, freie Leut',
Auch nicht ganz ungebildet,
Durch gute Schulen weit und breit
Wird unser Volk gebildet.
Yankee doodle &c.

Wir pflügen unser eigen Land,
Wir haben's wohl errungen;
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, Platz zur Mitte!
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blast und fiedelt!

Für den Augenblick angenommen, alle gerühmten Vorzüge amerikanischer Verhältnisse seien wirklich vorhanden, so ist schon unzählige Mal mit Recht geantwortet und bemerkt, daß trotzdem eine jede Parallele mit Europa ihr Mißliches, Schiefes und Irreführendes haben müsse. „Eine Vergleichung mit europäischen Ländern, bemerkt Hegel, ist unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluß der Bevölkerung, trotz aller Auswanderungen, nicht vorhanden; hätten die Wälder Germaniens noch existirt, so wäre freilich die französische Revolution nicht ins Leben getreten. Mit Europa könnte Nordamerika erst verglichen werden, wenn der unermeßliche Raum, den dieser Staat darbietet, ausgefüllt und die bürgerliche Gesellschaft in sich zurückgedrängt wäre." Wir leben in Zuständen, die in der geschichtlichen Entwickelung von Jahrhunderten geworden sind, und haben die große Aufgabe, Vergangenheit und Gegenwart schonend zu vermitteln; die Vereinigten Staaten sind von vorn herein nach einer modernen Staatstheorie angelegt und entbehren die Herrlichkeit, aber auch die Schwierigkeit eines althistorischen Hintergrundes. Wir kämpfen mit den Gefahren der Uebervölkerung, eines nahrungslosen Proletariats u. s. w.; dort sehnen sich unendliche Wälder und Prärien nach dem Herrn der Schöpfung, der sie sich dienstbar machen und in den Kreis der Cultur hereinziehen soll. Diese Vortheile sind so in die Augen springend und so gewaltig, daß, wenn auch alle Declamationen aller Amerikomanen nur Wahres enthielten, man daraus dem jungen Welttheile so wenig ein großes Verdienst machen könnte, als man es bei einem blühenden Jünglinge als etwas Besonderes ausgiebt, daß er nicht an Marasmus leidet oder am Stocke hinkt.

Aber wie nun, wenn eine genauere Prüfung eine bedeutende Ermäßigung dieser Triumphgesänge als räthlich erscheinen ließe? Wenn sich nachweisen ließe, daß bedenkliche Symptome von Altersschwäche in dem jungen amerikanischen Leben bemerkbar würden, wenn man dort im Wesentlichen an denselben Schäden und Gebrechen laborirte wie das viel beklagte Europa, und im acuten Verlaufe ein Jahrhundert dieselben Verwickelungen herbeigeführt hätte, wie bei uns ein Jahrtausend? [1])

Sehen wir uns denn darauf die amerikanischen Verhältnisse etwas genauer an.

---

1) Bei solcher Ansicht können wir die Gebrechen amerikanischer Zustände nicht mit der Jugendlichkeit entschuldigen, wie Reuschle thut: „Amerika ist vorzugsweise das Land der materiellen Interessen, der ganz auf das Praktische gerichteten Bildung, allein wir möchten deshalb nicht in das Verdammungsurtheil derer einstimmen, welche in ihm nur ein Land des Schachers, des Schwindels und des Humbugs sehen, wo einzig der Dollar herrsche. Ebensowenig aber werden wir bei aller Achtung vor dem transatlantischen Riesen in die übertriebene Bewunderung des Sternenbanners einstimmen, die sich von anderer Seite geltend macht, und geben den europäischen Culturzuständen so gewiß den Vorzug, wie dem gereiften Mann vor dem Jüngling. Darin liegt aber auch die Würdigung jener Vorwürfe; die einseitige Richtung aufs Materielle und Praktische ist durch die Jugend des Gemeinwesens im Kampf mit einer wilden Natur gegeben, und die von amerikanischer Seite selbst ertönenden Klagen über Schwindelei und Sittenlosigkeit, die sich ebenso in Gaunerei als in Prostitution, besonders in den großen Städten, entwickelt, und eben wie anderwärts die Schattenseite der Civilisation, die auf der andern Seite auch schon weit vorangeschritten ist, ganz anders als bei den jungen Staaten des Alterthums mit ihren einfachen Verhältnissen."

Amerika das Land der Freiheit — so wird uns wieder und wieder entgegengerufen; und was nach dieser Seite anzuerkennen und zu preisen ist, wir sind die letzten es in Abrede ziehn zu wollen. Nur können wir die Augen nicht vor den argen Mißständen verschließen, die im Gefolge dieser Freiheit einhergehn, oder uns für einen Namen enthusiasmiren, wenn Thatsachen widersprechen. Wenn schon Washington klagen mußte: „Ueberall sehe ich Trägheit, Zügellosigkeit und Ausschreitungen der bedenklichsten Art, und Parteigezänk und persönlicher Hader ist an der Tagesordnung," so hat zunächst der Kampf der mit rasender Leidenschaft sich bekämpfenden Parteien nie aufgehört und der Freiheit ein sehr lästiges und zweideutiges Gefolge gestellt.

In den Vereinigten Staaten siegte bei der Feststellung der noch jetzt geltenden Bundesverfassung das Princip der Demokratie vollständig, und das der Legitimität fand keine Vertheidiger mehr. Jedermann stand also auf dem Boden der Volkssouveränetät, und von den zahlreichen Parteien, welche seit 1789 in der großen Republik auftauchten und verschwanden, hat jede ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzig berechtigte Quelle jeder Staatsgewalt anerkannt. Allein über die Art und Weise, diesen Willen zur Geltung zu bringen, herrschten von Anfang an verschiedene Ansichten. Zunächst standen zwei Parteien sich gegenüber, deren eine die Bundesregierung gegenüber den Einzelstaaten mit ausgedehnten Befugnissen versehen wissen wollte; die Partei der Föderalisten,[1]) während die andere dahin strebte, den Regierungen der einzelnen Staaten gegenüber der Bundesregierung möglichst große Freiheit zu wahren, die Partei der Demokraten. Der Conflikt zwischen Föderalismus und Centralismus ist durch wechselnde Namen hindurch der oberste Parteigegensatz der Union. Seit dem Jahre 1801, wo zuerst ein Präsident aus dem Lager der Demokraten, Jefferson, ans Ruder kam, änderten sich die politischen Grundsätze der Parteien in der Art, daß die jeweilig regierende Partei sich im Wesentlichen dem Principe des Föderalismus zuwandte, während die andere als Oppositionspartei sich mehr der bisherigen demokratischen Doctrin zuneigte. Gerade die Demokraten als Inhaber der Centralgewalt thaten solche Schritte, welche sie früher, als der Erweiterung der Macht der Bundesregierung förderlich, von ihrem Princip aus bekämpft hatten; sie kauften Louisiana, erklärten Krieg, schufen eine Seemacht, gründeten eine Nationalbank. Das Staatsinteresse trug hierbei den Sieg über das Parteiinteresse davon. Die Föderalisten dagegen begaben sich auf den von den Demokraten verlassenen Boden als das Feld der Opposition. Nach dem allgemeinen Frieden von 1815 zerfielen diese beiden Parteien nach und nach, weil die meisten Punkte, durch welche sie bisher in Odem gehalten waren, aufgehört hatten, streitig zu sein, und das politische Interesse

1) Der Name Föderalisten gehört eigentlich der Partei, welche nicht die Union, sondern nur eine Conföderation der einzelnen Staaten gewollt hatte, also einer Partei von ganz entgegengesetzter Richtung. Die oben bezeichnete Partei trug diesen Namen anfänglich als Spottnamen.

sich um andere Fragen zu concentriren begann. Unter den Demokraten hatte sich eine Partei gebildet, deren Haupttendenz Bekämpfung der Monopole, und namentlich der Banken war, anfänglich unter dem Namen Working Men's Party, dann als Equal Right's Men, endlich mit dem Namen Locofocos[1]) bezeichnet, der nachher auf die gesammte, neu organisirte demokratische Partei überging. Aus den Elementen der zerbröckelten Föderalistenpartei bildete sich 1835 die Partei der Whigs, welche diese Benennung annahm, weil sie ihrerseits die Demokraten, deren gewaltsame Regierungsmaßregeln sie bekämpfte, „aristokratische Tories" schalt. Auch jetzt hatten die theoretischen Grundsätze der Parteien keinen entscheidenden Einfluß auf die Praxis des Regierens, und der wigghistische Präsident Tyler ließ klugerweise „das Schiff des Whiggismus mit demokratischem Winde segeln." Viele kamen seitdem zu der Ueberzeugung, daß die Demokratie in den Vereinigten Staaten immer nur eine und dieselbe sein könne, möge sie sich Whig= oder Locofocodemokratie nennen.

Von 1844 an beginnt eine Scheidung in der Whigpartei. Die Conservativen Whigs sonderten sich von den Progressiven Whigs ab. Jene sind lediglich Republikaner, aber nicht Demokraten im amerikanischen Sinne, diese sind Demokraten mit der Tendenz, eine vorzugsweise „nationale" Politik zu verfolgen, deren Bestreben vernehmlich auf Beförderung der materiellen Wohlfahrt gerichtet ist. Die Locofocos haben sich in Barnburners und Old Hunkers geschieden. Jene wollen „mit der Scheuer auch den Inhalt verbrennen," sie sind die Radicalen; diese wollen die Scheuer zwar auch verbrennen, aber den Inhalt erst zu weiterer Benutzung ausräumen, sie heißen deshalb auch conservative Demokraten.

Seit der Präsidentenwahl von 1861 ist eine Auflösung der beiden großen Parteien, der Republikaner und Demokraten erfolgt. Die besten Elemente der republikanischen Partei, darunter die Elite der deutschen Intelligenz haben sich zur „radicalen demokratischen" Partei gesammelt. Auf einer Convention in Cleveland (Ohio) am 31. Mai 1864 entwarf diese Partei ein radicales Programm und stellte General Fremont als Präsidentschafts=Candidaten auf. Zum ersten Male in der Geschichte Amerika's hat damals die deutsche Nationalität eine selbständige politische Rolle gespielt, namentlich im Westen. Obgleich nun Fremont von der Candidatur zurücktrat, so hat doch diese radicale Partei gewiß eine Zukunft trotz der Wiederwahl Lincoln's, die nur möglich wurde durch den Einfluß und Druck der in Folge des Kriegs gewaltig angewachsenen Menge von Civil= und Militär=

1) Bei einer Parteiversammlung der Equal Right's Men im Jahr 1835 verschlossen ihre Gegner die Röhren der Gasleitung, und jene befanden sich plötzlich im Dunkeln. Aber eines derartigen Streiches sich versehend, hatten mehrere von jenen Kerzen mitgebracht, die nun mit den damals eben erst in Gebrauch kommenden Streichzündhölzern (Locofoco Matches) schnell angezündet wurden. Von diesem Vorfalle wurden die Equal Right's Men Locofocos genannt.

beamten; durch den conservativen Charakter der Amerikaner, der nicht so leicht einen neuen Mann aufstellt; durch die herrschende Corruption. Die radicale Partei will nicht bloß Aufhebung der Sklaverei, sondern auch die Ertheilung aller bürgerlichen und politischen Rechte an die Farbigen. Was noch von der alten republikanischen Partei übrig ist, das ist ein charakterloser Haufe von Stellenjägern und Geldspeculanten, die sich an die herrschende Gewalt (Lincoln und Johnson) anschließen. Die radicale Partei arbeitet jetzt diesen Leuten entgegen.

Die Demokratie, seit Anfang des Krieges in Kriegs- und Friedensdemokratie getheilt (Führer der letztern ist der Gouverneur Seymour) ist jetzt eigentlich in voller Auflösung begriffen. Schon vor der Beendigung des Krieges stimmte die Mehrzahl der Partei für Abschaffung der Sklaverei.

Wir müssen in dieser Skizze des amerikanischen Parteiwesens auch noch einer Fraction gedenken, die neuern Ursprungs ist, aber der europäischen Einwanderung in geschlossenen Reihen gegenübertritt; wir meinen die Partei der Eingeborenen, Natives, die sich seit 1845 organisirt hat. Sie will anstatt des fünfjährigen Zeitraumes, der zur Erlangung des Bürgerrechtes gegenwärtig erforderlich ist, einen einundzwanzigjährigen haben, und überhaupt durch verschiedene Beschränkungen der Einwanderung entgegenwirken.[1]) Zugleich will diese Partei das Recht des Präsidenten in Beziehung auf Anstellung und Entsetzung höherer Beamten einschränken.

Der fanatische Ausläufer dieser Richtung ist die exclusiv-nationale Gesellschaft der Know-Nothings [Nicht-Wisser[2])], welche das ursprüngliche, echte Yankeethum der Einwanderung besonders der Deutschen und Irländer gegenüber festhalten will. Nur echte, eingeborne, streng protestantische Amerikaner sollen in Amerika geduldet werden. Dabei ist Kampf gegen die Anmaßungen der römischen Kirche in einer durch protestantisches Blut geheiligten Republik die Parole. Die Sklavenzüchter unterstützen diese Partei, da die Einwanderer meist Gegner der Sklaverei waren. Die Know-Nothings hatten ebenso sehr unter den Republikanern als unter den Demokraten ihre Anhänger. Gegenüber der Bornirtheit der fanatisch-katholischen Irländer und der Unerfahrenheit und selbst Dummheit deutscher Einwanderer, die sich aus reiner Unwissenheit zur Demokratie schlugen, hatte jene Partei einmal eine gewisse Berechtigung. Durch die Ereignisse des Krieges und den hervorragenden Antheil namentlich der Deutschen an demselben, ist sie wenigstens für die nächste Zeit vernichtet. Dagegen gehört es für die Zukunft nicht zu den Unmöglichkeiten, daß der Puritanismus und der

1) Nativistische Tendenzen haben sich schon früher gezeigt. W. Crawford empfahl in einem amtlichen Berichte Verbindungen der eingebornen Weißen mit den Indianern, „weil diese Vermischung der Ehre seiner Nation mehr entsprechen würde, als die Aufnahme von Flüchtlingen aus der alten Welt, einerlei ob diese wegen ihrer Verbrechen oder wegen ihrer Tugenden flüchtig geworden seien."

2) Die versprechen, die Geheimnisse der Partei nicht zu verrathen.

irische Katholicismus wegen des auf beiden Seiten gleich starken Fanatismus zu neuen Kämpfen führen wird.

Daß wir den Amerikanern nicht etwa die Existenz politischer oder religiöser Parteien, nicht den Kampf verschiedener Meinungen und Systeme an sich zum Vorwurf machen, versteht sich von selbst. Ohne politische Gegensätze ist vielmehr kein lebendiges Staatswesen und namentlich keine Republik zu denken. Wenn aber die Parteien weniger mit geistigen Waffen als mit dem Apparat des glühenden Hasses und der niedrigsten Verläumdung einander bekämpfen, wenn die Differenz politischer Richtungen nicht mehr eine gesunde Circulation sonst stockender Säfte, sondern ein wildes, die Lebenskraft aufzehrendes Fieber hervorruft, wenn in roher Zügellosigkeit oft nicht Argumente sondern Bowiemesser den Ausschlag geben und die Gewaltthat nicht selten in blutiger Gestalt auf den politischen Kampfplatz tritt und selbst in das Capitol eindringt, — dann sind dies Symptome großer Zerrüttung, die weniger auf Jugendkraft als auf Altersschwäche deuten.

Aber Amerika ist doch das Land der Freiheit, denn es ist das Land der freien Presse. Gewiß ist die Presse in keinem Lande der Welt so frei, wenn man Freiheit mit Zügellosigkeit verwechselt, nirgends so unfrei, wenn wir an ihre Käuflichkeit denken. Sie dient nur der wüthendsten Parteisucht und ist mit den unwürdigsten Persönlichkeiten, Verleumdungen und offenbaren Lügen gefüllt, „der eignen Partei gegenüber hündisch, der gegnerischen zugewendet bübisch.“ Einige Unabhängigkeit hat sich noch die deutsche Presse bewahrt, wenn auch nur in wenigen Blättern, wie z. B. im „Pionier“ von K. Heintzen in Boston. Dieses äußerst radicale Blatt ist aber leider zugleich voll fanatischen Hasses gegen alle und jede Religion, der Herold des entschiedensten Atheismus und Materialismus. Auch die Quincy Tribune (Illinois) von K. Rotteck (dem Sohne des Geschichtsschreibers) und der Demokrat in Davenport (Jowa) zeigen eine gewisse Unabhängigkeit.

Aber Amerika ist doch das Land der Freiheit! Und freilich, man lebt nicht in dem Lande eines Despoten, der eine Krone trägt, aber man steht unter dem viel schlimmeren tausendköpfigen Despoten, dem Volke. Wehe dem, der in dem Lande der Freiheit über Mängel des amerikanischen Charakters oder amerikanischer Zustände frei seine Meinung zu sagen wagt. In einem Sklavenstaate konnte es bei einer liberalen Aeußerung über die Verwerflichkeit der Sklaverei vorkommen, daß der Sklavenemancipator gelyncht oder ihm das Haus über dem Kopfe angezündet wurde. „Man erkennt bald,“ sagt G. Wislicenus, „daß hier zu Lande ganz dieselben Gegensätze mit einander ringen, wie anderswo. Die Gestalt ist etwas anders, aber das Wesen ist dasselbe. Freilassen und Freisein auf der einen, Unterdrücken und Sklavesein auf der andern Seite. Hier in Nordamerika ist nur der Kampf frei, das ist der ganze Unterschied.“ Es giebt keine Aristokratie der

Stände, aber eine desto drückendere des Besitzes, die noch viel widerwärtiger ist. Es giebt keinen Unterschied zwischen Adel und Bürgerthum, aber eine viel einschneidendere Differenz zwischen Racen und Farben.

Und Amerika ist doch das Land der Freiheit. Da giebt es keine einengenden Concessionen und Privilegien, keine Befreiungen und Vorrechte, keine Kasten- und Ständeunterschiede. „Der Begriff eines festen Berufes,“ bemerkt J. Fröbel, „als Theiles der Individualität eines Menschen, ist der dortigen Gesellschaft ganz unbekannt. Es macht, wenn man nach längerem Aufenthalte in Nordamerika nach Europa, und namentlich nach Deutschland zurückkehrt, einen eigenthümlich beengenden, man möchte fast sagen beleidigenden Eindruck, hier wieder nach Beruf, Stand oder „Charakter“ registrirt zu werden, nachdem man sich daran gewöhnt hatte, Herr N. N. zu sein, welcher nebenbei auch heute dieses, morgen jenes Geschäft betreiben mag, nach dessen Geschäft aber Niemand auf dieser Welt zu fragen hat. Man ist in den Vereinigten Staaten kein Bauer, sondern man ist Herr X., welcher so und so viel Acker Land besitzt, die er bearbeitet oder bearbeiten läßt; oder welcher kein Land besitzt, aber einem Andern das seinige bearbeiten hilft. Man ist kein Schneider, sondern man ist Herr Y., welcher seine Capitalien in einer Kleiderfabrik angelegt hat, oder welcher ein Kleidermagazin hält, oder welcher Commis in einem Kleidermagazin ist; oder man ist Vorschneider in einer Kleiderfabrik, oder man näht für eine Kleiderfabrik, oder man besitzt eine Nähmaschine, die man in Bewegung setzt, oder man exportirt Kleider beim Tausend Dutzend nach andern Städten und Seehäfen. Man ist nicht ein Literat oder ein Buchdrucker, sondern man ist Herr Z., der Zeit Eigenthümer oder Herausgeber oder Mitherausgeber dieses oder jenes Blattes, oder man ist an dem Blatte als Setzer beschäftigt, oder man besitzt eine Dampfpresse, auf der das Blatt gedruckt wird. Herr Z. aber war im vorigen Jahre Schullehrer und wird in vier oder fünf Jahren Diplomat, Alterthumsforscher oder Präsident einer Eisenbahngesellschaft sein. Vielleicht kauft auch Herr Z. dem Herrn X. sein Landgut und dem Herrn Y. sein Kleidermagazin ab, practicirt dabei als Arzt, wird Theilhaber einer Advokaturfirma, Oberst in der Miliz, und was weiß ich sonst noch. Man sieht, es giebt in den Vereinigten Staaten Wenig von dem, was man in Europa einen Beruf nennt; es gibt Beschäftigungen, und diese werden sämmtlich, soweit es nur immer möglich ist, geschäftsmäßig, fabrikmäßig und kaufmännisch betrieben. Nur die Beschäftigungen, welche eine längere wissenschaftliche Vorbereitung erfordern, erhalten dadurch eine gewisse Stabilität, welche indessen durchaus nicht nach europäischem Maßstabe beurtheilt werden muß. Diese Beschäftigungen, nämlich die des Pfarrers, des Arztes, des Advokaten und des eigentlichen Gelehrten nennt man in den Vereinigten Staaten vorzugsweise Berufe oder Professionen (professions), und die welche, sie betreiben, machen die Classe der professional gen-

tlemen aus. Aber ich kenne einen Pfarrer, der zugleich Apotheker, einen Arzt, der zugleich Viehhändler, und einen Advokaten, der zugleich Musiker ist, oder gewesen ist." Noch ganz neulich berichteten die Zeitungen von einem gewissen Hölzlhuber aus Oberösterreich, der in Milwaukee ein Handwerk treibt, in der Musik unterrichtet, die Domcapelle dirigirt und nebenbei zugleich die Linzer Torte im Staate Wisconsin eingeführt hat. Aber allen und jeglichen Zopf der alten Welt willig preisgegeben, liegt doch in dieser allergrößten Gewerbefreiheit die Gefahr der Unzugänglichkeit, Charlatanerie und Betrügerei überaus nahe, und mit dem schlichten Herr N. N. steht der verschwenderische Gebrauch aller möglichen, besonders der militärischen Titel, das Kokettiren mit aristokratischen Bekanntschaften, der Stolz auf englische Abstammung u. s. w. in seltsamem Widerspruche.

Wir unterziehen nächst der amerikanischen Freiheit den Charakter des amerikanischen Volkes einer nähern Betrachtung.

Von einem solchen Charakter zu reden, scheint bei der bunten Mischung der amerikanischen Bevölkerungselemente schwierig zu sein. Ueberwiegend ist das germanische Blut. Die in Europa vereinzelten Glieder der großen germanischen Völkerfamilie wachsen auf dem neuen Boden zu einem Leibe, die sich in einander verflechtenden Zweige zu einem gewaltigen Stamme zusammen: Engländer, Deutsche, Holländer, Schweden und Norweger; und dazu kommen noch Irländer von dem leichten keltischen Blut. Im Mississippibecken treten nicht unbedeutende französische und spanische Elemente hinzu, dort sind auch die Reste der Indianer nicht unbeträchtlich; eine starke Negerbevölkerung macht den Beschluß. Die Vermischung der verschiedenen Racen und Nationen schreitet immer mehr vorwärts. In den Grenzdistrikten verheirathen sich vorzüglich die französischen und spanischen Creolen und auch Anglo-Amerikaner mit Indianerinnen. Nach einigen Generationen ist das indianische Blut nicht mehr zu erkennen. In den Sklavenstaaten und in den meisten Staaten des Südwestens war zwar die Ehe zwischen Weißen und Negern bis auf die neueste Zeit verboten, dagegen fanden illegitime Verbindungen zwischen Weißen und Negerinnen und anderen Farbigen statt; die daraus hervorgehenden Mulatten, Quadronen u. s. w. schließen gern Verbindungen mit solchen, die weißer sind als sie selbst. Verbindungen mit Abkömmlingen von Weißen und Negerinnen gehen am leichtesten die spanischen Creolen ein, dann folgen die französischen Creolen, darauf die Engländer, Iren und Deutschen, am seltensten die Anglo-Amerikaner. Heirathen zwischen Franzosen und Anglo-Amerikanern sind so gewöhnlich, daß die französische Nationalität der Creolen dadurch ganz verschwindet. Dasselbe gilt in etwas geringerem Grade von den Spaniern. Auch Engländer und Irländer verheirathen sich vielfach mit Anglo-Amerikanern. Die Deutschen werden zwar für die erste Zeit ihrer Einwanderung durch die Verschiedenheit der Sprache mehr von solchen Ehen zurückgehalten, doch erfolgen dieselben bald.

Das eigentlich anglo=amerikanische Element, das den Staat gegründet hat und in dem stark präponderirenden Osten vorherrscht, ist so übermächtig, daß es wie ein durchdringender Farbestoff der ganzen Mischung seine Farbe, sein Wesen gegeben hat.

Der kraftvolle und schrankenlose Unternehmungsgeist, die „stiermäßige Energie" ist es zumeist, die man bei dem Anglo=Amerikaner gepriesen hat. Sie sind mit ihrer Kühnheit, klugen Umsicht, Selbstbeherrschung und Stetigkeit ohne Zweifel dasjenige Volk, welches am geeignetsten ist, die Cultur zu verbreiten und fremde Nationalitäten zu assimiliren. Der Amerikaner schreckt vor keiner noch so großen Aufgabe wegen anscheinend unzureichender Mittel zurück, wenn er sie einmal als nothwendig oder überwiegend nützlich erkannt hat. Wie der Pionier mit seiner einzelnen Axt den dichtesten Urwald angreift und sich seinen Acker klärt, so ist der wenig bemittelte Geschäftsmann bereit, Tausende von Meilen zu Kanälen oder Eisenbahnen bauen zu helfen, wo das Zustandekommen eines so kolossalen Werkes weder wahrscheinlich, noch als sofort dem einzelnen Theilnehmer Nutzen versprechend erscheint. Die Speculation, die sich in ihren caricaturmäßigen Ausläufern zum amerikanischen Humbug (Schwindelgeist) gestaltet, reißt Alle mit sich fort, die Amerika's Boden betreten. Der Europäer merkt auch bereits in den ersten Stunden nach seiner Ankunft, daß im hiesigen Leben eine gewisse Triebfeder mit ganz anderer Kraft als in Europa geschäftig, daß er in das Land des „leidenschaftlichen Realismus" eingetreten ist. Hier geben nicht höhere Stände den Ton an, der sich durch das übrige Volk fortpflanzt. Auch ist es nicht der Druck einer geschichtlichen Vergangenheit oder eine ererbte Volksneigung für Krieg und Seefahrt, Kunst und Religion, was dem Streben der Amerikaner Farbe und Richtung giebt. Deutlich hört man durch alles, was der Amerikaner redet oder thut, das ewige Tiktak hindurch: mach Geld! mach Geld! Wo bei uns in politischen, kirchlichen, künstlerischen oder literarischen Dingen die Idee den Vorrang hat und in zweiter Linie der Geldpunkt zur Beachtung kommt, da sind in Amerika, sobald der erste Gedanke zu irgend einem religiösen oder sonstigen Unternehmen entspringt, sofort auch im Kopfe seines Urhebers Idee und Geldpunkt innig mit einander verwachsen. Für rein sittliche Zwecke, für Volksbildung, für religiöse Institute geschieht in Amerika vielleicht noch mehr als in Europa, allein man weiß nicht, wo dabei das Geldgeschäft aufhört und der sittliche Zweck anfängt. Zum allgemeinen Besten, sei es auch nur zur Befriedigung einer Laune, hat der Amerikaner eine großartige Manier des Geldausgebens, aber er sieht in dem Zeitstrome, der während seiner Lebensdauer an ihm vorüberrauscht, nichts als das Goldblinken, und sitzt unablässig am Ufer, um jede vorüber rinnende Minute in Goldkörnchen zu stempeln. Und wer das nicht mitthut, der ist ihm lästig oder ein Gegenstand des Mitleides. Also Löhers scharfes Urtheil, das aber doch nicht allgemein richtig ist. Noch höher als

der Golderwerb steht dem Amerikaner die Liebe zur Unabhängigkeit, erstern betrachtet er als das wirksamste Mittel dazu. Dabei hat das kühne Wagen einen großen Reiz für ihn. Von dem Geldstolze und Geize, wie er im alten Europa den Emporkömmlingen eigen zu sein pflegt, weiß der Amerikaner nichts. Er ist großartig freigebig für humane und sittliche Zwecke. Die Ausstellungen, z. B. zum Besten verwundeter Soldaten, haben in den letzten Jahren hierzu glänzende Beispiele gegeben. So brachte z. B. die in New-York in kurzer Zeit 1 Mill., die in Brooklyn 1½ Mill., in Cincinnati 300,000, Chicago 200,000 Dollars und ähnliche Summen in den andern Staaten. In Deutschland würden bei ähnlichen Gelegenheiten und Sammlungen etwa ebenso viel Silbergroschen zusammenkommen. Obwohl help yourself ein ächt amerikanisches Sprüchwort ist, hilft der ächte Amerikaner doch auch dem deutschen Ankömmling bereitwilliger als mancher in Amerika reich gewordene Deutsche.

Bei dem rastlosen Rennen und Jagen nach Erwerb und Gewinn, unter dem das ganze Firmament des Denkens und Handelns beherrschenden Doppelsterne: Geschäft und Dollar,[1]) gilt das Leben wenig oder nichts. Der über alles Maaß leichtfertige Bau der Eisenbahnen, das gefährlich schnelle Fahren der überbürdeten Dampfschiffe resultirt aus der Freiheit. Die polizeiliche Bevormundung Europa's kennt und will man nicht. Jede Gesellschaft baut nach ihrem Gutdünken so wohlfeil und so schnell als möglich. Schnelle und wohlfeile Beförderung ist demnach Hauptsache, die Sicherheit wird fast nicht beachtet. Die Zahl der Eisenbahnunfälle ist daher bedeutend. Im Jahre 1861 sind, die Verwundeten nicht gerechnet, 440 Personen auf den Eisenbahnen der Nordstaaten umgekommen. Durchschnittlich läßt sich auf jeden Tag des Jahres ein Eisenbahnunfall rechnen. Das gewaltige Drängen der Concurrenz[2]) und des möglichsten und raschesten Gewinnes läßt Sicherheitsmaßregeln hinten an. Hat doch das ganze Treiben der amerikanischen Welt den Charakter einer unablässigen Jagd, einer gehetzten Ruhelosigkeit! Darum kommt es auf gründliche Arbeit und sorgfältige Ausführung mechanischer Werke weniger an als auf rasche Ausführung bei wenn auch nur nothdürftiger Brauchbarkeit. Der Amerikaner hat eine abstracte Leidenschaft für die Geschwindigkeit, auch wenn er nichts dabei gewinnt. Er zieht das schnellste Schiff vor, selbst wenn

1) Der Dollar wird in 100 Cents getheilt. Nach der Acte des Congresses vom 22. Mai 1846 gilt der preußische Thaler 69 Cents, der rheinische Gulden 40 Cents, der österreichische Gulden 48½ Cents u. s. w.

2) Oft überbietet der Dämon der Concurrenz noch den Dämon Dollar. „Kurz vor der Zeit, ehe ich in Amerika war," erzählt ein Reisender, „bestand ein solcher Wetteifer zwischen den Dampfschiffen, daß die Capitäne, auf dem Radkasten stehend, das Publikum einluden und sich förmlich Dollar für Dollar abboten, bis der Eine erklärte, er nehme die Passagiere umsonst mit. Alles strömte natürlich nach seinem Schiffe, als in der Brust des andern ein heroischer Entschluß reifte. Mit einem Fluche rief er: „Well, and I give the tea in!" Er bot dem Publikum außer freier Fahrt noch freien Thee obendrein, und überwand durch diese großartige Aufopferung seinen Gegner vollständig." Diese Wettfahrten haben indeß in den letzten Jahren aufgehört; die Verluste und die zu zahlenden Entschädigungen waren zu groß. Indeß hört man immer noch fast wöchentlich von verunglückten Dampfbooten, ohne daß davon sonderlich Notiz genommen würde.

es das gefährlichste ist und er gar keinen Grund zur Eile hat, und dieser Geist reißt mehr oder minder Jeden mit sich fort. „Go ahead,“ zu Deutsch „Immer zu, ohne Rücksicht auf etwas,“ ist des amerikanischen Lebens Wahlspruch. Die Bauart der Eisenbahnen scheint geradezu auf Mord abgesehen. Curven, deren Krümmungshalbmesser 50—100′ beträgt, sind gar keine Seltenheit; in solchen Fällen ist die eine Schiene eine sehr vertiefte Rinne, in die sich die Wagen hinabsenken müssen, während die Räder auf der andern Seite einige Zoll über dem Boden schweben; und über solche Curven wird oft mit einer Geschwindigkeit von 40 Miles in der Stunde hinweggejagt; die Steigungen betragen manchmal 30—50′ auf 1 engl. M.; auf Anhöhen von 400—500′ geht das Geleise unmittelbar neben dem Abhange meilenweit hin (auf der Baltimore-Ohiobahn stürzten zwei Passagierwagen 120′ tief hinab!); die Schienen bestehen oft aus bloßen Streifen Walzeisen, die mit Nägeln ohne Köpfe auf Balken „befestigt“ sind; wirft sich das Holz, so springt das Eisen in die Höhe und steht oft 3″ hoch ab; kommt der Zug von hinten dagegen, so drückt er die Schiene nieder; stößt er von vorn daran, so bricht entweder das Eisen, oder der Zug wird vom Geleise geworfen. Das Scheuslichste von Allem ist, daß zwei Geleise verschiedener Bahnen sich im rechten Winkel und auf gleicher Ebene schneiden. Und es wird vollkommen unglaublich klingen, daß in diesem Falle die beiderseitigen Bahnverwaltungen mit dem Fahrreglement der andern nicht bekannt sind, so daß also blindlings darauf los gefahren werden muß. Entsetzenerregend sind auch die elenden Holzbrücken über die Flüsse, von denen fast jede Woche irgendwo eine einstürzt; trotzdem wird stets wieder gleich schlecht, d. h. so wohlfeil als möglich, gebaut.[1]) Daß von Bahnwärtern, Telegraphen u. s. w. hier keine Spur vorhanden ist, wird schon bekannt sein. An Stellen, wo ein Weg über das Bahngeleise geht, und das ist oft unmittelbar hinter einer verdeckten Curve, steht eben nur ein Pfosten mit der kaltblütigen Inschrift: Look out for the Locomotive, oder Look out when the bell rings. Natürlich passirt es dabei jede Woche einmal, daß irgend ein Fußgänger oder Fuhrwerk überfahren wird; — das rechnet man noch nicht einmal unter die Eisenbahnunfälle. Wiederum wo die Bahn durch Wald- und Wiesengrund geht, geschieht es nicht selten, daß irgend eine Kuh oder ein Pferd von der Weide sich dem Zuge in den Weg stellt, überfahren wird und — den Zug aus dem Geleise wirft. Das Alles sind Alltäglichkeiten, die nicht schwinden werden, so lange das Publikum selbst die größtmögliche Geschwindigkeit der größern Sicherheit vorzieht. Wenige Tage, und auch die gräßlichste Katastrophe ist vergessen. Nicht

1) Neuerdings (Januar 1865) hat sich eine große Versicherungsgesellschaft für alle Reisenden gebildet. Es ist auch wirklich jedem anzurathen, vor jeder Eisenbahnreise sein Testament zu machen. Uebrigens muß seit einigen Jahren jede Eisenbahncompagnie dem Beschädigten Ersatz bezahlen (1000 bis 25,000 Dollars je nach Stand und Lebensverhältnissen). Die Hauptschuld daran tragen die Legislaturen aller Staaten, die sämmtlich von den Gesellschaften bestochen werden, um eine energische Gesetzgebung in dieser Beziehung zu verhindern. Ueberhaupt sind die Repräsentanten meist käuflich. Nicht der Volkswille herrscht, sondern die Macht des Capitals.

anders ist es mit den Dampfschiffen. Hier in Canada, äußerte sich ein junger Yankee zu Kohl, geht alles noch so ziemlich vorsichtig und schrecklich langsam. Ich kann das Land nicht ausstehen. Sie gehen mir hier gar nicht über Kopf genug. Da kommen Sie erst einmal nach dem Missisippi. Da geht es anders her. Da liegt man keinen Augenblick in seiner Koje sicher. Die Schiffe sind sehr flach und dünn gebaut, und solche alte Baumäste oder Snags, wie es deren so viele im Missisippi giebt, gehen oft geradeweges durch den Körper des Schiffs und erdolchen einen mitten im Bette. Dann ereignet es sich, daß so ein Schiff Feuer fängt, besonders im heißen Sommer, wo alles Holzwerk so trocken wie Zunder ist, oder in der Zeit des Baumwollentransports, wo alle Schiffe mit diesem entzündlichen Stoffe überladen sind. So kommt es alle Tage vor, daß so ein Schiff in wenig Augenblicken mit allem Lebendigen und Todten, was es enthält, bis auf den Rand des Wassers hin abbrennt. Oft bei kurzen Wendungen oder sonst läuft das Wasser aus dem einen Boiler in den andern über. Dieser wird leer und berstet dann „and up you go in the air.“ Das schlimmste Uebel aber auf dem Missisippi war wenigstens früher das racing, diese krankhafte und unwiderstehliche Leidenschaft, von der sowohl die Capitäne und Schiffsmannschaften, als auch das ganze Publikum inficirt sind. So wie ein Paar Schiffe, die den gleichen Curs halten, sich begegnen, ist es, als wenn sie von der Mastspitze bis zum Kiel von Eifersucht und Kampflust, gleich zwei Puterhähnen, ergriffen würden. Sie drängen sich nahe an einander, schneiden einander den Weg ab und schieben den Gegner wo möglich aus dem Fahrwasser hinaus. Das Publikum hilft den Capitänen, regt sie noch mehr auf und applaudirt ihnen. Selbst der Aengstlichste fühlt sich excitirt, und wenn er auch den Tod vor sich sieht, kann er doch nicht umhin, Partei zu nehmen. Bei diesem Unfug gehen die meisten Schiffe zu Grunde, sinken, fliegen auf, verbrennen oder gehen sonst wie verloren.

Aber auch im Andern gilt das Leben, das Leben mit dem, was wir Gemüthlichkeit und unschuldigen Lebensgenuß nennen, das Leben, das an den Künsten seine Erholung sucht — Nichts. Oeffentliche Bälle sind selten geschmackvoll arrangirt; Theater und Concerte zeugen von einem niedrigen Grade der Kunstbildung; Kunstmuseen und Gemäldegalerien giebt es nicht; öffentliche Gärten sind selten und gewöhnlich schlecht in Ordnung gehalten, und Spaziergänge kennt man sogar bei den größten Städten nicht. „Daß es hier irgendwo einen hübschgelegenen Kaffeegarten gebe,“ schreibt G. Wislicenus aus Boston, „bezweifle ich sehr stark; ich habe davon noch nichts gehört und gesehen, ja ich bin bis diesen Augenblick noch gar nicht auf den Einfall gekommen, weil das ganze Aussehen des hiesigen Lebens den Gedanken abschneidet. Wo wäre eine deutsche Stadt, die so etwas nicht böte! Auch die kleinste hat doch wohl wenigstens ihr Schießhaus auf einem Anger oder einer Höhe; und die bedeutenderen laden überall durch Anlagen

der Art zum heitern Genusse in freier Luft und Gegend ein. Hier ist mir das bereits wie eine Erinnerung aus einem frühern Dasein. Hier sehe ich Niemand fröhlich. Geschäfte in der Woche, Kirchengehen am Sonntag, weiter sehe ich nichts. Viele wohnen freilich für ihre Person in den hübschen Landhäusern; für die Menge aber und für gemeinsame Freude ist nichts vorhanden."[1]) Der Amerikaner — so würde uns geantwortet werden — hat für solche müßige Dinge *keine Zeit*, und das ist wahr. Er hat aber auch keine Zeit für Wissenschaft im höheren Sinne, die weder durch Ruhm, noch durch Aemter, noch durch Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft zu lohnen pflegt, die blos geschätzt wird, wenn sie helfend ins praktische Leben greifen kann. Amerika hat noch keinen Gelehrten und Künstler ersten Ranges hervorgebracht.[2]) Die Zeitungen sind die eigentliche Lectüre des Volkes. Der kleinste County-Seat (Hauptstadt einer County) hat seine Zeitung, sie ist dem Amerikaner beinahe unentbehrlicher als die Kirche, jedenfalls steht sie auf einer Linie mit dem täglichen Brod. Der Amerikaner hat auch *keine Zeit*, dem Leben die gute und feine Sitte zu verleihen, die doch so wohlthuend ist. So erscheint die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit dem an europäische Sitten Gewöhnten im Verkehr des täglichen Lebens als rücksichtsloses Benehmen, wobei freilich anzuerkennen ist, daß ein gleiches Verfahren nicht übel genommen zu werden pflegt; das fast

---

1) Freilich läßt sich solchen Klagen eine komische Seite abgewinnen, und J. *Fröbel* eifert beißend genug gegen alle, denen der Schoppen zu den Bedingungen der Wahl eines Vaterlandes gehört: „Freilich — wer wird verkennen, daß der innere Reichthum der Seele an bewußten und gebildeten Vorstellungen und Gefühlen, welchen wir Gemüth nennen, zu den höchsten Vorzügen des Menschen gehört. Aber was hat dieser hohe Vorzug mit dem Schoppen und dem Bierkruge, der Kaffeetasse und der ewig glimmenden Cigarre, was hat er mit dem ewigen Gedudel trivialer Musik zu thun, hinter das sich gerade die Leerheit des Kopfes und Herzens und die Faulheit im Denken verbirgt! Und doch sind dies Genüsse, denen sich der ausgewanderte Deutsche in den großen amerikanischen Städten, und wo er sonst einen Punkt des Zusammenlebens mit seinen Landsleuten in der Fremde findet, bei allen Klagen nur zu viel hingeben kann." Aber, wie auf folgenden Seiten theilweise geschieht, darf doch nicht verkannt werden, daß diese kleinen Behaglichkeiten, für die wir *an sich* uns gar nicht begeistern, nur die gleichgültigen Symptome eines tieferen Gegensatzes sind, des Gegensatzes zwischen der wilden Jagd, welche den Amerikaner durch das Leben peitscht, und dem höheren geistigen Lebensgenusse, der bei Tausenden nur in Bierkrug und in Cigarre zum Vorschein kommen mag, wieder aber in Tausenden in der tüchtigsten Geistesarbeit und in der rechten Freude am Schönen und Idealen in die Erscheinung tritt. Uebrigens darf nicht geläugnet werden, daß in den letzten Jahren, Dank dem Einflusse des Deutschthums, in dieser Beziehung ein Umschwung eingetreten ist. Gegenwärtig hat jede größere Stadt ihre öffentlichen Vergnügungsgärten, die auch von Amerikanern, selbst an Sonntagen, besucht werden. Nur die Neu-England-Staaten, wo das deutsche Element fast verschwindet, machen eine Ausnahme. Ebenso haben alle großen Städte deutsche Theater und die deutsche Oper von New-York durchwandert alljährlich die großen Städte des Ostens und Westens und findet auch bei den Amerikanern Anklang.

2) Der Mangel an Sinn für die höhere Wissenschaft erklärt sich aus der *Jugend* des Landes. Noch ringt Alles um materielle Interessen. Dies wird anders werden, wenn Amerika sich erst weiter entwickelt und dichter bevölkert hat. Zur Zeit freilich sind die Schulen, namentlich die höhern, meist eine Stätte des Humbugs. Auswendiglernen, Dictiren, mechanischer Gedächtnißkram herrscht vor, wahre Bildung an Geist und Gemüth ist äußerst selten. Die Deutschen pflegen in Amerika dasselbe System anzunehmen. **Dieser Mangel an eigentlicher Erziehung** ist das schlimmste der nationalen Gebrechen. Ein sittliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler existirt fast nirgends. Der Lehrer richtet ab, hat aber nicht zu erziehen. Der „Herr" Amerikaner darf nicht geschlagen werden, gesetzlich darf nicht einmal Vater oder Mutter züchtigen. Es sind Fälle vorgekommen, daß der Herr Sohn oder Schüler (ein 10- bis 12jähriger Bube) deshalb den *Vater* oder Lehrer verklagt hat. So wächst denn die Jugend zuchtlos auf und lernt nie gehorchen. Das ist die Wurzel vieles Unheils. Dieser maßlos ungezogenen amerikanischen Jugend wäre die Ruthe ganz gesund. Disciplin ist deßhalb in den meisten Schulen *gar nicht vorhanden*. Wir erklären daraus die Zügellosigkeit des amerikanischen Volkes, das Ueberhandnehmen des Rowdie-Unwesens. Die Gesetze des Landes werden später ebenso frech übertreten, wie die Schulgesetze verhöhnt wurden. Aus diesen Zuständen droht der Republik selbst Gefahr, denn auch der blutige Krieg hat sie nicht geläutert, sondern nur noch zügelloser gemacht.

allgemein verbreitete Tabackskaunen und das häßliche Spucken dabei, die ekelhaften Stellungen bei den ernstesten Dingen sind bekannt genug. Und diese Rohheit begleitet den Amerikaner bis in die höchsten Regionen des Staatslebens. Besonders seit einigen Jahren ist gemeines Schimpfen, gegenseitiges Anspucken und Prügeln im Repräsentantenhause nichts Ungewöhnliches. Der eben neueste Vorfall der Art diene zum Exempel: Es war in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1858, und das Haus saß bis gegen 4 Uhr Morgens. Gegen 2 Uhr, als die Debatte sehr langweilig geworden war, viele Mitglieder schnarchten, andere rauchten, wieder andere von Bank zu Bank spazieren gingen, entspann sich Angesichts des Präsidenten ein Zank zwischen den Abgeordneten Keitt und Grow, von denen der erstere ein Prosklavereimann, der letztere ein Freesoiler und somit gegen die Einführung der Sklaverei in Kansas ist. Ersterer gab die Veranlassung dazu, letzterer schlug endlich zu und warf seinen Gegner zu Boden, worauf er ihn einige Zeit mit Püffen und Fußtritten bearbeitete. Andere mischten sich in den Streit, und es währte geraume Zeit, bis der Präsident durch die wiederholte Drohung, jeden Ruhestörer verhaften zu lassen, die Ordnung unter den erbosten Herren Gesetzgebern wieder herzustellen im Stande war. Die Prügelei wurde endlich dadurch gesühnt, daß die beiden Hauptbetheiligten dem Hause Abbitte leisteten.[1]) — Natürlich noch weniger kann die Obrigkeit die wilden Ausbrüche der Volkswuth zurückhalten, welche von Zeit zu Zeit in den angesehensten Städten der Union vorkommen. So ist es ein Zeichen eines rohen und ungeordneten Zustandes, daß der Pöbel öfters an wirklichen oder zuweilen auch vermeinten Verbrechern blutige Selbstgerechtigkeit übt (Lynchgerichte). Wenn nach der Meinung des Volks die Gerichte einen Schuldigen gar nicht oder zu leicht bestraften, oder gegen verhaßte Individuen überhaupt erhebt sich oft ein kleiner Haufe Menschen, von einer Zahl Buben gefolgt, zerstört das Eigenthum des Opfers und schreitet nicht selten zu Mord und Todtschlag. Manchmal trifft solches Verfahren einen Bankhalter und Hazardspieler, früher traf es besonders die Gegner der Sklaverei.[2])

In solcher Formlosigkeit oder Rohheit der Sitte bleibt einer hohen und glücklichen Ausnahme zu gedenken, die gegen die unheimliche Kälte und Ruhe, mit welcher das gesammte Leben erfaßt wird, ein Gegengewicht bildet. Es giebt kaum ein Land, wo das weibliche Geschlecht so respectirt, wo das Band der Ehe so geachtet, wo Familienglück mehr nach seinem Werthe geschätzt wird, als in Amerika. Viele Erschei-

1) Es ist indeß zu erwähnen, daß die Sklavenbarone des Südens sich von dem eigentlichen Yankee der Neu-England-Staaten, der meist ein feiner Gentleman ist, unvortheilhaft unterscheiden.

2) In Pennsylvanien wurde ein der Dieberei Verdächtiger von seinen Nachbarn unter Vorsitz eines gewissen Lynch zu Hieben und zum Verlassen der Gegend verurtheilt. Daher der Name eines Brauchs, der für ganz ungeordnete Zustände werdender Staaten und Gebiete Vertheidiger gefunden hat, aber jedenfalls den entsetzlichsten Mißbräuchen und henkerhaftem Betrieb Thür und Thor öffnet. Die Verachtung, die in Europa auf dem Henker ruht, ist Vorurtheil. Doch liegt auch Richtiges darin, und es hat etwas Grausiges, mit welcher Leichtigkeit man sich bei solchen Lynchgerichten zum Henkeramte entschließt.

nungen sind freilich wieder nach unsern Begriffen nicht damit zu vereinigen, z. B. die immer mehr überhand nehmende Sitte, daß Familien auf viele Jahre im Gasthofe wohnen, so daß unzählige Amerikaner nicht von einem Vaterhause zu reden im Stande sind.

Ist uns im Ganzen das amerikanische Leben als ein in irdischen Interessen aufgehendes, als ein ganz vom Geiste des Materialismus getragenes Treiben erschienen, so überrascht es um so mehr, daß Amerika zugleich ein so frommes und religionseifriges Land sein soll. In der That findet sich hinter den einem Fremden zuerst ins Auge fallenden disciplinarischen Einzelnheiten, wie z. B. der jüdisch-puritanischen Sonntagsfeier,[1]) der Menge von religiösen Gesellschaften, sehr wirksamen Mäßigkeitsvereinen[2]) u. s. w., ein bedeutender Grundstock von Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und einer gewissen religiösen Bestimmtheit und Gehaltenheit des ganzen Lebens. Und wie wäre das anders zu erwarten? Die alten Colonien sind von Leuten gegründet, die um der Religion willen, um Gott nach ihrem Gewissen zu dienen, ihr Vaterland aufgegeben hatten, sie haben religiösen Ernst besessen und ihn auf ihre Nachkommen vererbt. Noch in den Freiheitskampf ist diese religiöse Ehrfurcht sichtlich verschmolzen. George Washington war ein wahrhaft frommer Mann, nicht ohne Gebet zum Herrn ist Amerika's Freiheit erkämpft. Solche Verhältnisse geben einen Nachhall, der durch lange Zeit hin nicht ausklingen kann. Mit Recht nennt man Religion und Kirche das einzige geistige Interesse, welches neben der politischen Freiheit einen Amerikaner in Bewegung setzt. So nach der einen Seite gerecht dürfen wir die Augen vor der Kehrseite nicht verschließen. Die meisten der zahllosen religiösen Bekenntnisse (nach dem amerikanischen nivellirenden Worte Denominationen) sind Bruchtheile, von dem großen Ganzen der Christenheit losgerissen, und stehen auf dem Boden subjectiver, sectirerischer Frömmigkeit. Damit ist für das unbefangene Urtheil von vorn herein viel Ungesundes und Verkehrtes mit Nothwendigkeit gegeben. Wir erinnern nur an die immer zunehmende Zersplitterung und den glühenden Haß gegen alle abweichenden kirchlichen Richtungen, an die hier bis zur erschreckenden Verzerrtheit steigende Caricatur, welche die nur Gott bekannten (und bekannt sein sollenden) Bußkämpfe und Bußkrämpfe einer Seele zum Gegenstande öffentlichen Spectakels macht, an die Versammlungen, die das Höchste leisten, wenn auf methodistische Predigt möglichst viele in ver=

---

1) Und die doch wieder durch die mechanische Fassung des Gesetzesbuchstabens umgangen wird. Concerte sind am Sonntag verboten, aber nicht geistliche Musik, und man läßt nachsichtig auch einen Walzer von Straus als Kirchenmusik passiren. Schenkwirthe (leider besonders deutsche) halten Trinkgelage, aber die Zeitung verkündigt, daß religiöse Vorträge in ihrem Local gehalten werden u. s. w.

2) Um der besonders durch die Irländer und Deutschen in Schwung gekommenen Trunksucht zu steuern, haben schon mehrere Staaten, dem Beispiele Maine's folgend, den Vertrieb des Branntweins zu andern als medicinischen und gewerblichen Zwecken, und einige auch den Verkauf von Bier verboten; so Rhode Island, Massachusetts, Minnesota und Neu Braunschweig schon 1852, Vermont und Michigan 1853, Connecticut und Texas 1854; ebenso auch neuerlich in New York, wo man aber Noth hat durchzudringen, da der Gouverneur gegen das Gesetz ist. Und überall zeigen sich von diesem Verbote die erfreulichsten Folgen, so daß z. B. in Portland (in Maine) die Gefängnisse ziemlich leer geworden sind, in Vermont drei ganz leer und in New-London eins zu vermiethen war.

zückte Convulsionen fallen, — was für Abirrungen von einem schlichten und gesunden Christenthume, und dagegen, wie viel specifisches Yankeethum! Unter den verschiedenen Denominationen ist auch Concurrenz, jede will es der andern an dem Auge der Publicität bloßgelegten Bekehrungen zuvorthun. Der Name eines methodistischen Bekehrungsvereins „Fliegende Artillerie des Himmels" ist sehr bezeichnend. Das Schiff oder die Schiffe der Kirche segeln auch racing, wie die Dampfboote auf dem Mississippi. Auch durch die zahlreichen Erweckungen (Revivals), die zuweilen [besonders nach großen Geld- und Handelskrisen [1]] wie epidemisch — als eine Epidemie des heiligen Geistes, wie die amerikanischen Prediger sagen — ganze Schichten der Bevölkerung ergreifen, geht neben dem Ernste viel Mode, viel unklarer Taumel und Krankheit, die sich mit einer wahren und tiefen religiösen Erregung nicht vereinigen läßt. Eine zum Schauspielhause entwürdigte Kirche, die dann wieder für gottesdienstliche Versammlungen gewonnen wurde, gab den Anlaß zu den neuesten Revivals in New-York, aber es will scheinen, als hätten die theatralischen Geister ihr altes Local nicht sogleich verlassen können. Es freut uns, daß ein deutsches Blatt in New-York es ausspricht: „Dieser handwerksmäßig und in Bausch und Bogen (wholesale) betriebene geistige Durchbruch, die für unser Gemüth so verletzende Plötzlichkeit und ruckweise Heftigkeit der sogenannten Bekehrungen, der nüchterne Ernst, womit ganze Versammlungen den oft auf sehr groteske Weise ausgesprochenen Gesuchen um „eine kräftige Fürbitte bei Gott für die nach Erleuchtung ringende Seele des Ex-Alderman Smith, oder des Faustboxers Millers, oder des Rentiers Brown, oder der verwittweten Frau Black" auf die buchstäblichste Weise entsprechen, die prosaische Buchführung über Erfolge dieser Gebete, wie man sie in den öffentlichen Blättern findet — alles das ist so himmelweit verschieden von dem ruhigen und ebenmäßigen Walten der Ueberzeugung einer nach Erkenntniß ringenden Seele, die wir Deutschen als den Vorgang der Bekehrung anzusehen gewohnt sind, daß es uns weit eher an die burlesken Possen von Fetischdienern oder Buddhisten, als an das mahnt, was in unserer Heimath gläubige Seelen mit dem Wort geistige Wiedergeburt zu bezeichnen pflegen." In der That, wenn die Zeitungen in jeder Nummer die Liste der neu Erweckten bringen, Riesenplacate an allen Orten zu den Erweckungen einladen, wenn bei aller Verzückung ein Geistlicher erweckten Kauf- und Geschäftsleuten ankündigt, es seien Streifen mit Bibelstellen bedeckt zu haben, und keiner solle forthin einen Geschäftsbrief absenden, ohne solche Streifen beizulegen, dann aber vertraulich hinzugefügt, die Streifen seien so eingerichtet, daß eine Erhöhung des Porto nicht zu besorgen sei — so wird **uns** wenigstens unbeschreiblich unwohl.

1) „In denen selbst der ewig calculirende Yankee dann und wann von Strazze und Hauptbuch, die ihm nur geringen Trost geben, zum Himmel aufblickt."

Was kirchliche Organisation vieler Secten betrifft, so erinnern wir nur an die völlige Abhängigkeit der Geistlichen, die von den Gemeinden (oft auf Zeit) angenommen, aber auch wieder fortgeschickt werden [1]) — „denn die Kirche," bemerkt Hegel, „ist nicht ein an und für sich Bestehendes, die eine substantielle Geistlichkeit und äußere Einrichtung hätte, sondern das Religiöse wird nach besondern Zwecken zurecht gemacht."

Sollte nun aber der Vorwurf erhoben werden, unsere Schilderung sei selbst in den amerikanischen Fehler der Subjectivität verfallen, so mögen objective Thatsachen unsere Behauptung unterstützen. Wie übel stimmt es mit einer wahren im Volke tief wurzelnden Religiosität, daß Amerika als das günstigste Terrain für den plumpsten Aberglauben, als das Paradies aller Tischrücker, Geisterklopfer und Todtenbeschwörer erscheint! Die Sklaverei ist ein Flecken, der auch andern christlichen Ländern anhaftet; aber nirgends, so ich nicht irre, ist sie so systematisch sogar von „Dienern des Wortes" vertheidigt worden. Wie der puritanische Geist ein insonderheit alttestamentlicher ist, so mußte theils der über Ham ausgesprochene Fluch 1. Mos. 9, 25., theils die Stelle 3. Mos. 25, 44—46.: „Willst du leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie kaufen von den Heiden, die um euch her sind, von den Gästen, die Fremdlinge unter euch sind, und sollt sie besitzen und eure Kinder nach euch zum Eigenthum für und für, die sollt ihr leibeigene Knechte sein lassen" — die Sklaverei rechtfertigen, während man 5. Mos. 23, 15. 16.: „Du sollst den Knecht nicht seinem Herrn überantworten, der von ihm zu dir sich geflüchtet hat. Er soll bei dir bleiben an dem Ort, den du erwählet in deiner Thore einem, wo ihm wohl ist, und sollst ihn nicht drücken" — bei der Fugitive-Slave-Bill nicht berücksichtigte. Die Presbyterianer von Südcarolina lehren, „daß die Sklaverei von Gott gebilligt und sanctionirt sei durch das Beispiel der Patriarchen und Propheten, daß ohne eine neue Offenbarung vom Himmel Niemand das Recht habe, die Sklaverei für Unrecht zu erklären, daß Eheleute, die, durch Verkauf von einander getrennt, sich weigerten, auf Befehl ihrer neuen Herren anderweitige Verbindungen einzugehen, kirchliche Strafe dafür verdienen, weil sie ihren Herren ungehorsam seien. [2]) Endlich herrscht in den amerikanischen Städten eine

---

1) Neulich wurde berichtet, daß eine Gemeinde sich einen Neger zum Prediger kaufte, der nun im eigentlichen Sinne ihr Eigenthum ist. Gegen die Abhängigkeit der Geistlichen ist indeß zu bemerken, daß die deutschen Gemeinden, die zu einer Synode gehören — und dies sind die meisten und angesehensten — ihren Prediger allenthalben auf Lebenszeit wählen, wie dies alle Synodal-Verfassungen verlangen. In den übrigen — den sogenannten wilden — Gemeinden muß sich freilich der Prediger alljährlich einer neuen Wahl unterziehen und kommt dadurch natürlich in eine ganz abhängige Stellung von der Gemeinde, deren religiöser Charakter dann auch meist sehr zweifelhaft ist. Solche Neuwahlen sind jedoch deßwegen wieder weniger auffällig, weil in der Union überhaupt öffentliche oder private Aemter in der Regel nicht auf Lebenszeit, sondern auf wenige Jahre, letztere überdies auf jederzeitige Kündigung gegeben zu werden pflegen. Der ächte Amerikaner ist überhaupt jeden Tag darauf gefaßt, ein neues Feld der Thätigkeit zu bebauen, einen neuen Beruf zu wählen oder zu erfinden.

2) Uebrigens vergessen wir nicht zu bemerken, daß mehrere Secten, wie z. B. die bischöflichen Methodisten, durch die Sklavenfrage geradezu gespalten sind. Von der gegenwärtigen Lage der Sklaven wird weiter unten die Rede sein.

Entsetzen erregende Sittenlosigkeit, welche die Zustände europäischer Capitalen weit hinter sich läßt. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß Europa den Abschaum seiner Bevölkerung nach Amerika sendet. „Die Zunahme der Verbrechen in unsrer Metropole," schreibt 1859 der New-York Herald, „ist in den letzten Wochen wahrhaft schaudererregend gewesen. Die stärksten Züge aus dem Räuberleben in Kansas erblassen vor der schrecklichen Wirklichkeit, die jeder Tag und jede Nacht in dieser Stadt gebiert. Unsere Straßen wimmeln im vollen Sinne des Wortes von wilden Unmenschen und die von denselben begangenen Scheuslichkeiten dürften nur von denjenigen der Sipoys in Cawnpore und Delhi übertroffen werden. Junge Mädchen wie arme alte Frauen fallen gleichmäßig als Opfer unserer städtisch erzogenen Cariben, während unsere jungen Tigersprößlinge das Garrottiren wie ein Handwerk und Geschäft betreiben, indem sie ohne Unterschied über einsame Fußgänger herfallen, deren Aussehen ihnen ein Portefeuille, eine Uhr oder Demantnadel als Beute verheißt. Die scheuslichsten Löcher und Schlupfwinkel aller Art, die unsere Stadt unterhöhlen wie die Rattenlöcher unter einem Fruchtboden, haben, wie es scheint, all ihre Banditen, Räuber und Vagabunden jeder Art zu einem großen Carneval des Verbrechens in unsere Straßen geschleudert." Aehnlich treiben in großen und kleineren Städten Mörderbanden offen ihr Wesen. In Washington (was doch kaum 50,000 Einwohner zählt) hat sich der Gemeinderath für unfähig erklärt, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten, und beim Congresse nachgesucht, daß dieser von Bundes wegen Polizei einsetze. Am hellem Tage ist man auf der Straße seines Lebens nicht sicher. Merkwürdiger Weise wird beliebiges Schießen auf eine Person, wenn der Versuch nur nicht den Tod herbeiführt, geringer bestraft als gewöhnlicher Diebstahl oder — aus besondern Gründen — der Verbrecher vom Richter gar nur mit einer Strafrede entlassen.

Bei der rapiden Entwickelung der amerikanischen Zustände wird eine nicht ferne Zukunft die Beweise liefern, daß die Zersetzung der Sitten und der Interessen, die immer steigende Entfesselung aller Leidenschaften, das Bestehen der Union dereinst gefährden kann. Die viel vernommenen Wendungen von der majestätisch ausgedehnten Union, die am Busen zweier Oceane ruht, die immer neue Gestirne ihrem Sternenbanner hinzugefügt u. s. w., bringen uns auf eine andere Gefahr, von welcher nach geschichtlicher Erfahrung jede Förderativrepublik bedroht wird: auf die Gefahr, wenn die Zeit der Begeisterung vorüber ist, welche einst die Glieder zu einem Leibe zusammenwachsen ließ, in Bruchtheile aus einander zu fallen und damit nicht allein den Charakter imposanter Erhabenheit völlig aufzugeben, sondern auch in einen Kampf widerstrebender Elemente einzugehen, der erst nach unendlichem Wirrwarr eine gesunde Neubildung aus sich hervorgehen läßt.

Wir können hoffentlich eine Anschauung als allgemein zugegeben ansehen. Der geographische Umfang von Staaten, welche auf eine

längere geschichtliche Dauer begründete Ansprüche erheben, ist nicht ein zufälliger, der heute so und morgen anders verrückt und verschoben werden kann. Ihr Besitzstand ist eben von geographisch-ethnographischen Verhältnissen bedingt. Die Geburtsstätte der Vereinigten Staaten ist die Gegend der großen Seen und die Alleghaniesterrasse. Dort liegen die alten Staaten, welche den Kampf der Unabhängigkeit stritten, welche die Union abschlossen und sich eine Verfassung gaben, welcher der Ruhm einer großartigen republikanischen Simplicität durchaus nicht genommen werden soll. Aber darauf müssen wir hinweisen, daß eben jener Geist der Einfachheit eine weise Beschränkung forderte, und die Geschichte aller Republiken dringend die Wahrheit predigt, daß nie auf die Dauer in weit ausgedehnten Räumen sich eine demokratische Staatsform erhalten hat. Statt dessen trat bald das Streben auf, das zusammenhaltende Band der Föderativrepublik immer mehr zu erweitern, dem bis dahin gesunden Staatsleibe ein Glied nach dem andern beizufügen, ohne zu fragen, ob nicht gerade dadurch fremdartige und krankhafte Stoffe in seinen Organismus hineingeleitet werden möchten.

So ist denn das vielbewunderte Länderwachsthum der Vereinigten Staaten nur eine gegründetes Bedenken erregende Hypertrophie. Von den vorher bezeichneten, so scharf geschiedenen amerikanischen Naturgebieten sind bis jetzt schon das Missisippi- und Missourigebiet, Oregon und Californien dem Riesenleibe angehängt. Washington, der projektirte Mittelpunkt des Kreises, liegt schon in der Peripherie. Aber weit entfernt, daß mit diesen kolossalen Erwerbungen der Heißhunger gestillt wurde, scheint er mit dem Vorrücken der Jahre in gesteigerte Stadien zu treten. Die englischen Besitzungen am St. Lorenz sieht Bruder Jonathan als ein bald anzutretendes Erbe an, „welches der Anziehungskraft der Union nicht zu widerstehen vermag;" das Aufgehen von Canada in der Union ist ihm unzweifelhaft. Den andern Arm hat er nach Süden ausgestreckt, und nach der vorbereitenden Erwerbung von Texas, Neu-Mexiko und Californien reicht er gerade jetzt an das Plateau von Anahuac, an das mexikanische Kaiserreich. Amerikanische Zeitungen betrachten die Eventualität einer Vereinigung der spanischen Republiken als etwas im Reiche der Wahrscheinlichkeit liegendes. Der Name Cuba braucht blos genannt zu werden, um einen schlagenden Beweis für unsere Darstellung zu gewinnen. Der Besitz des schönen Eilandes ist nun vollends eine Lieblingsidee in vielen Strichen der Union und darum die Bestrafung eines Piratenzuges von Seiten der rechtmäßigen Obrigkeit als eine Beleidigung, wenn nicht der Regierung, des amerikanischen Volkes angesehen. Und wer kann sagen, was die Zukunft bringt? „Es wächst das Riesenmaß des Leibes weit über Menschliches hinaus."[1])

1) Recht naiv tritt der amerikanische Länderappetit in der Rede eines Mr. Train hervor, die er in Gegenwart seines Gesandten in London am 4. Juli 1858 gehalten: „Amerika und England müssen entweder Freunde oder Feinde sein; es giebt zwischen ihnen kein Drittes. Indien, Australien, Gibraltar,

Wenn wir das „Menschliche" gleichstellen dem durch geschichtliche Erfahrung Bewährten, so ist ein Zerbröckeln des gigantischen Aufbaues über kurz oder lang zu befürchten. „Eine Kraft der Ausdehnung — wie Alexander Mackay bemerkt — trägt noch nicht mit Nothwendigkeit eine Fähigkeit zu unendlicher Ausdehnung in sich. Das amerikanische System kann sich gleich einem Reifen von Federharz so zusammenziehen, daß es nur wenige Staaten umspannt, oder sich so weit ausdehnen, daß es deren viele umfaßt. Aber man sollte nicht außer Acht lassen, daß der Reifen um so schwächer wird, je mehr man ihn ausdehnt, und daß am Ende das stärkste Band reißt." Natürlich droht diese Gefahr nicht blos wegen der gehäuften Massen an sich, sondern weil eben dadurch in den Staatenverband eine Menge der verschiedenartigsten Strömungen und Interessen hineingebracht ist, welche, durch natürliche Verhältnisse gleich berechtigt, einander nicht nachgeben wollen und können, also keine andere Wahl haben, als auf dem Wendepunkte des Streites den Verband zu zerreißen, damit in Gesondertheit das einzelne unabweisbare Interesse zur Geltung komme. Indeß so groß auch diese Gefahr der Zersplitterung erscheint, so darf man doch nicht vergessen, daß die angelsächsische Race ein bedeutendes Colonisationstalent besitzt und daß das gemeinsame Streben, die etwa neu annectirten Länder auszubeuten, vorläufig mit einigender Kraft wirken dürfte. Amerika hat in dem letzten großen Kriege seine Kräfte geprobt und es ist nicht unmöglich, daß es, wenn es sich krank fühlt, gleichsam homöopathische Mittel anwenden, daß es durch Krieg nach außen die von dem innern Kriege geschlagenen Wunden heilen wird.

Die brennendste Frage ist vorläufig die Sklavenfrage. Daß die Männer des Freiheitskrieges bis zu einem gewissen Zeitpunkte Sklaveneinfuhr und Sklaverei gestatteten, läßt sich nur aus einem Irrthum erklären, dessen Obwalten bei den Gründern der Verfassung durch zahlreiche Zeugnisse feststeht. Sie wähnten, die Sklaverei werde nach einem Menschenalter durch die Zunahme freier Arbeit von selbst erlöschen; der Termin, zu welchem dem Congreß das Verbot der Sklaveneinfuhr freigestellt wurde, galt ihnen für den Endpunkt der Sklaverei selbst. Sie hielten deshalb das Opfer, das sie der Einheit und Macht des Vaterlandes brachten, für ein vorübergehendes; sie sahen darin eine der ersten Jugend der Sklavenrepubliken geschenkte Nachsicht, welche diese, zum Mannesalter herangereift, fortan zu benutzen verschmähen würden. Aber leider hat diese falsche Erziehungsmethode, wie immer, bittere Früchte getragen; die zu männlicher Kraft Erstarkten halten mit mächtigem Trotze die Gewalt fest, die vielleicht den Händen der jugendlich Schwachen konnte entwunden werden. Indessen dürfen

Malta, Aden, und Perim, das sind einige der gestohlenen Perlen, die Englands Krone zieren. Wenn nun Columbien auf Cuba, Mexiko, Centralamerika und die Sandwichsinseln Liebesblicke wirft, so tritt es nur in die Fußstapfen von Hengist und Horsa — diese altsächsischen Räuberkönige sind ja die Urbilder des modernen Flibustierthums" u. s. w. — Die neugebauten Säle im Capitol zu Washington sind auf 2000 Repräsentanten und auf 400—500 Senatoren (gegen 200 Staaten) berechnet.

wir den Irrthum selbst nicht anklagen; er war ein unverschuldeter, denn die ungeahnte Wendung der Dinge beruht auf einer nicht zu berechnenden Thatsache. Die Sklavenarbeit wurde zur Zeit der Gründung der Verfassung fast ausschließlich zur Tabacks-, Reis-, und Indigocultur, und zwar ganz vorzugsweise für die Erstere verwendet. Daß aber der Taback eben so gut durch freie Arbeiter gebaut werden kann, bezweifelt Niemand. Alle Amerikaner, die die Geschichte der Sklaverei studirt haben, sind darüber einig, daß dieselbe, wäre sie auf diese Culturen beschränkt geblieben, den Anfang dieses Jahrhunderts nicht überlebt haben würde. Der verhängnißvolle, unvorhergesehene Wendepunkt liegt in dem riesenhaften Aufschwunge der Cultur der Baumwolle.[1]) Nur in den Verfassungen der einzelnen Staaten konnte sich später die Differenz in der Sklavenfrage herausstellen. Die nördlichen, mehr dem Handel zugekehrten Staaten der Union, verwarfen in ihren Verfassungen die Sklaverei, und obwohl auch dort eine souveraine Verachtung des schwarzen Menschen,[2]) des Nigger, scharf ausgebildet ist, so gab es

1) Aus den sehr zahlreichen Aufsätzen, welche in diesem Jahre **Haym's Preußische Jahrbücher** über Amerika brachten. Wir entnehmen denselben noch weiter unten einzelne Stellen.

2) Auch die freien Schwarzen und Farbigen haben kein viel besseres Loos; selbst wo das Gesetz ihnen alle bürgerlichen Rechte gestattet (und in den wieder vereinigten Staaten ist ja seit dem 1. Febr. 1865 die Sklaverei durch Congreßbeschluß abgeschafft), werden sie doch durch die Allmacht der Sitte und die unüberwindliche Abneigung der Weißen nicht allein von allen Aemtern, sondern auch von den meisten Handwerken ausgeschlossen. Kein Farbiger hat zu irgend einer Gesellschaft von Weißen Zutritt, auch nicht für sein Geld im Theater; sein Zeugniß vor Gericht wird für nichts geachtet, und selbst in den Kirchen müssen die Farbigen sich auf einen abgelegenen Winkel beschränken. Zur Ehre der katholischen Kirche muß aber bemerkt werden, daß diese eine so empörende Absonderung nicht duldet und nicht kennt. Gefällige Advocaten sind auch hier den lieben Amerikanern zu Hülfe gekommen und haben von einer durch die Natur selbst gezogenen Scheidewand des Hasses und des Ekels gesprochen. Aber ich glaube — bemerkt der Verfasser des Artikels in Haym's Jahrbüchern — daß eine unbefangene Beobachtung ergiebt, daß jener vielbesprochener Widerwille viel weniger ein natürlicher, instinktmäßiger, als ein durch die Schmach der Sklaverei und alle daran hängende Unnatur **künstlich genährter** ist. Es ist ein durchgehender Charakterzug dieses Widerwillens, daß er schlummert, da wo der Farbige als Sklave oder doch als Dienender mit dem Weißen in Berührung, und sei sie auch die allernächste, tritt, daß er aber da plötzlich mit aller Energie erwacht, wo der Eine sich dem Andern auf dem Fuß der Gleichheit beigesellen möchte. Lassen wir die Thatsachen der Reihe nach an uns vorübergehen. Die Ausschließung der Farbigen von den Eisenbahnwagen der Weißen gilt, da wo sie noch besteht — es ist ihr in den meisten Staaten des Nordens in den letzten Jahren durch Entscheidungen der Gerichte und Beschlüsse der Staaten-Legislaturen ein Ende gemacht worden — nur den freien und selbstständigen, oder doch allein reisenden; der weiße Herr kann so viele schwarze Sklaven oder Diener, als er will, mit in den Wagen bringen; es nimmt Niemand Anstoß daran. In den städtischen Omnibus des Südens — schon in Washington — werden Farbige nicht zugelassen, d. h. wenn sie allein kommen; aber die häßlichste Negerin braucht nur ein weißes Kind auf dem Arm zu tragen und sie wird unter diesem Schutz ohne alles Widerstreben aufgenommen. Daß Kinder, bei denen ein **natürlicher** Widerwille doch am ehesten an den Tag treten müßte, einen solchen gegen ihre schwarzen Wärterinnen oder gegen die Sklavenkinder zeigten, die häufig ihre Gespielen sind, ist nirgends wahrzunehmen; und daß Eltern den verachteten Geschöpfen, denen sie, wenn es sich um ihre Freiheit handelt, nichts Uebles genug nachzusagen wissen, doch ganz regelmäßig ohne Arg und Sorge ihre Kinder anvertrauen, ist auch eine Thatsache, die zu denken giebt. — Bekanntlich sind den Farbigen in den Theatern und an ähnlichen öffentlichen Orten besondere Plätze angewiesen; es wird auf diese Scheidung im Ganzen — meistens auch im Norden — streng gehalten, und zu ihrer Vertheidigung wird ganz gewöhnlich in ernsthafter Weise das Argument geltend gemacht, daß den Farbigen ein durch die Beschaffenheit ihrer Haut erzeugter, nicht zu beseitigender und nicht zu ertragender Geruch eigen sei. Indessen nimmt der empfindlichste Weiße keinen Anstand, sich von einem farbigen Barbier den Bart scheeren oder von einem farbigen Aufwarter bei Tisch bedienen zu lassen; beide Berührungen dürften aber in rein physischer Hinsicht nähere sein, als die mit dem Nachbar im Theater. Schwarze Bedienung vollends ist die Sache der Eleganz. Ich habe in dem größten Hôtel des belebten Kurorts Saratoga fünf bis sechshundert Gäste von mehr als hundert Schwarzen bei Tisch bedienen sehen. Dieselbe Proportion der Farben im Parterre eines Schauspielhauses würde ohne Zweifel für luftverpestend erachtet werden; hier aber habe ich nicht wahrgenommen, daß sie irgend Einem auch nur den Appetit verdorben hätte. Wir sehen also, der Schwarze ist ein Gegenstand des **Luxus**, wo er dient; er wird ein Gegenstand des **Ekels** erst, wo er als Freier und Gleichberechtigter dem Weißen an die Seite zu treten vermöchte. Noch jetzt, nach Abschaffung der Sklaverei, werden die Farbigen im Norden nur etwa von den Deutschen

doch eine starke Partei von **Abolitionisten**, welche die Negersklaverei überhaupt abgeschafft wissen wollen. Die südlichen, mehr auf Plantagenbau angewiesenen Staaten, haben eine weiße Bevölkerung von 6,222,318 Seelen, worunter 347,525 Sklavenhalter. Sie vertheidigten natürlich die Sklaverei, und wollten dieses Institut auch durch Gesetze der andern Staaten, z. B. über Auslieferung flüchtiger Sklaven, geschützt sehen. Natürlich lag es in ihrem Interesse, in neu aufzunehmenden Staaten das Princip der Sklaverei zur Herrschaft zu bringen. Sie drohten mit dem Austritte aus der Union, wenn man die Sklavenfrage auf dem Congresse gegen sie entscheide (**Secessionisten**). Im Jahr 1819 bestimmte der Congreß, daß in keinem neuen Staate nördlich von 36° 30′ Sklaverei gestattet sein solle (**Missouri-Compromiß**), 1854 wurde diese Einschränkung wieder zurückgenommen (**Nebraska-Bill**), nachdem schon 1851 ein strenges Gesetz die Auslieferung flüchtiger Sklaven befahl. Der Präsident **Buchanan** erklärte bei seinem Amtsantritt; man dürfe die Sklaverei weder sanctioniren noch ausschließen, vielmehr dem Volke die nöthige Freiheit lassen, seine Institutionen in diesem Punkte zu regeln. Damit ist aber die Ansicht der dritten, vermittelnden Partei, der **Unionisten**, ausgesprochen, welche die Union unter allen Umständen aufrecht erhalten und die Sklavenfrage jedem einzelnen Staate überlassen wollte.

„Mit Recht" — so bemerkt eine mildernde Auffassung dieser Verhältnisse — „empört sich das Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Mensch des andern Menschen willenloses Werkzeug sein solle. Aber die Sklaverei ist eine Thatsache, welche vorhanden war, so weit unsere geschichtliche Kunde reicht. Der schwarze afrikanische Mann, der Neger, ist immer und allemal, wo er mit Menschen andern Stammes in Verbindung kam, denselben untergeordnet gewesen. Selbst der Indianer Nordamerika's, gegen dessen Ebenbürtigkeit der ächte Yankee viel weniger einzuwenden hat, macht ihn zu seinem Sklaven, wie einst der Aegypter, wie der Araber und Maure, wie der Weiße in der neuen Welt. Es giebt kein schöneres Bestreben, als dahin zu wirken, den Schwarzen aus der Sklaverei zu erlösen. Vom moralischen Standpunkt aus wird niemand die Sklaverei vertheidigen wollen, vielleicht mit Ausnahme einzelner Sklavenhalter und Negerzüchter. Wenn es sich aber praktisch um die Abschaffung einer Einrichtung handelt, die ziemlich allgemein in Amerika selbst als ein Uebel und als ein Unglück anerkannt wird, dann reichen die Wünsche der Philanthropen und Abolitionisten nicht aus, sondern es kommen auch die Interessen und das ganze Dasein

---

als gleichberechtigte Menschen angesehen. Der Amerikaner gesteht ihnen wohl Freiheit zu, aber gegen ihre Ebenbürtigkeit und Bürgerrecht sträubt er sich. Selbst in der radikalen Verfassung Missouri's hat man die Ertheilung des Bürgerrechts an Farbige abgelehnt. Noch immer sind in fast allen Staaten des Nordens die Farbigen von den Eisenbahnwagen ausgeschlossen. Man leidet sie höchstens auf der Plattform des Wagens. Selbst die farbigen Soldaten (deren Zahl einmal bis 150,000 gestiegen war) können trotz aller Auszeichnung nicht Officiere werden. Ueberhaupt wird der Schwarze im Norden keineswegs besser behandelt als im Süden. Man erkennt daraus, in welchen scharfen Gegensatz die berühmte Emancipations-Proclamation Lincoln's zu den bestehenden Verhältnissen treten mußte.

vieler Staaten und vieler Millionen einzelner Bürger in Frage. Ohne Sklaven können die südlichen Länder, welche vorzügliche Baumwolle, Reis und Taback bauen, von dem Weißen nicht benutzt werden, da kein Weißer in dem verderblichen Klima Feldarbeit verrichten darf. England hat in seinen westindischen Colonien einen großen, zugleich durch Menschenfreundlichkeit und politische Beweggründe bestimmten Versuch gemacht und mit ungeheuren Geldopfern seine Sklaven freigekauft. Die französischen Antillen unterliegen demselben Experimente. Der Erfolg ist bis jetzt entschieden ungünstig gewesen, denn im heißen Klima arbeitet der Neger freiwillig nur, um seine einfachen Bedürfnisse bestreiten zu können. In den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei als die wahre Achillesferse erscheint, wird sie nur allmählig beseitigt werden können, und es gehört zu den Freveln menschenfreundlicher Abolitionisten, daß sie durch unverständigen Eifer den Sklaven ein härteres Loos bereitet und den Tag der Freilassung weiter in die Ferne hinaus gerückt haben.[1]) Die Abschaffung der Sklaverei ist eben so wohl eine Frage der materiellen Interessen und der Zeit als der Philanthropie."

Schließlich ruhte der Nerv der Vertheidigung nur in der Thatsache: Die materiellen Interessen gestatten nicht die Abschaffung der Sklaverei. „Auch die gemäßigten Vertheidiger der Sklaverei stimmen darin überein, daß die südlichen Staaten auf die Dauer glücklicher und wohlhabender sein würden, wenn sie niemals Sklaven gehabt hätten. Ein so beispielles rasches Aufblühen der Baumwollencultur hätte dann freilich nicht statthaben können; aber ein mannichfacher Anbau, eine größere Schonung des in Wirklichkeit durch Ueberarbeitung unfruchtbar gewordenen Bodens würde eine zwar langsamere, aber dauernde und gesichertere Entwickelung des Wohlstandes gefördert haben. Das starre Festhalten an der Sklaverei, gegenüber der freien Arbeit, beruht nicht auf einem Vorzug, welcher der Ersteren ihrer Natur nach beigelegt wurde, sondern auf der ungeheuren Schwierigkeit des Ueberganges von der einen zur anderen, und eben in dieser Schwierigkeit liegt die schwerste Anklage wider die Sklaverei. Sie hält den Herrn so gut wie den Knecht in ihren Banden, indem sie ihm Gewohnheiten und Interessen künstlich einpflanzt, die es ihm nicht gestatten, die Arbeit der Freien für seine Zwecke zu benutzen, gleichwie sie dadurch, daß sie die Arbeit schändet, jeden Versuch der freien Arbeit, mit ihr in die Schranken zu treten und sie durch Concurrenz allmählig zu beseitigen, unmöglich macht."

1) Mit diesem Deckmantel sollten die empörenden Gesetze der Sklavenstaaten einigermaßen zugedeckt werden. Ein Gesetz verbot die Unterweisung der Sklaven im Lesen und Schreiben, da es sie „unzufrieden" mache. Ein Schwarzer, der sich dieses Vergehens schuldig machte, wurde in Nordcarolina mit 39 Peitschenhieben, ein Weißer mit 200 Dollars bestraft. In Georgia erhöhte das Gesetz diese Strafe bis auf 500 Dollars mit Hinzufügung von Gefängnißstrafe, und hier wurde sogar ein Notar, der Sklave war, gestraft, weil er sein Kind unterrichtet hatte, und in Virginien war jede Versammlung von Sklaven, um sich zu unterrichten, eine gesetzwidrige und strafbare. Auch Missionare durften in dem frommen Lande sich der Nigger nicht annehmen: als Simeon den Herrn als ein Licht der Heiden pries, hat sich das nur auf weiße Heiden bezogen.

Der Statistiker Tucker in Virginien hat berechnet (aber sich freilich dabei verrechnet), daß im Jahre 1910 die Sklavenbevölkerung der Union 30 Millionen betragen werde.[1]) In Südcarolina wohnten schon 1859 mehr Sklaven als Freie, und andere Staaten gehen einem ähnlichen Verhältnisse rasch entgegen, das gewiß ein höchst gefährliches genannt werden muß. Die plötzliche allgemeine Emancipation stößt in der That auf große Schwierigkeiten — und in der Verkennung dieser Schwierigkeit liegt das Unrecht der extremen Abolitionisten, — eine allmählige Emancipation der von einem gewissen Zeitpunkte an Geborenen wäre gewiß ein besseres Mittel gewesen, den drohendsten Gefahren aus dem Wege zu gehen.

Wenn es Jefferson bei dem Gedanken schauderte, daß nicht die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an den Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten, so möchte, die Frevel an den Schwarzen hinzugethan, es ein voll und gerüttelt Maß geben, das einst über die Union ausgeschüttet werden muß.

Schneller als dies nach menschlicher Berechnung zu erwarten war, ist dieses gerüttelt volle Maß übergelaufen. Am 14. April 1861 mußte der Major Anderson nach 48stündigem Bombardement, auch dann mehr durch Hunger als durch die feindlichen Geschosse bezwungen, die Flagge des Forts Sumter senken und der große Krieg begann, der die Union in zwei Theile zu zerspalten drohte. Genau vier Jahre hat er gedauert, denn am 14. April 1865 zog derselbe Andersen, als Divisionsgeneral, die nämliche Flagge auf der Ruine des Forts Sumter auf und der Prediger Beecher, einer der „Fanatiker", welche die Sklavenhalter geächtet hatten, der Bruder der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" spricht die Weihrede dazu. Der milde und dabei doch energische Lincoln steht im Begriff, die Hand zum Frieden zu bieten und seine ganze Politik läßt auf versöhnliche Maßregeln schließen, da streckt ihn an demselben 14. April, einem Charfreitag, im Ford's Theater zu Washington die tödtliche Kugel eines fanatischen Schauspielers Booth nieder und zugleich wird gegen den krank darnieder liegenden Staatssecretär Seward ein Mordanfall versucht. Andrew Johnson, der bisherige Vicepräsident wurde am 15. April 10 Uhr Vormittags in Kirkwood-House seiner Wohnung in Washington als Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt.

Die Geschichte des großartigen amerikanischen Krieges selbst kann hier nicht gegeben werden. Nur einige Betrachtungen wollen wir uns noch einzufügen erlauben.

„Einige Millionen hat die Union binnen vier Jahren ins Feld gestellt und vielleicht mehr Schlachten geschlagen als die ganze napoleonische Epoche aufzuweisen hat und doch hat das Volk während dieses gewaltigen Krieges seine bürgerlichen Freiheiten auf das eifersüchtigste

1) Im Jahre 1841 gab es noch nicht 3 Mill. Schwarze und Mulatten, jetzt 6—7 Millionen.

bewahrt und im Augenblicke des Sieges das Schwert ruhig in die Scheide gesteckt. Was hat aber dieser größte Krieg der Neuzeit bewirkt? Eigentlich keineswegs eine Wiederherstellung der Republik, sondern eine tief eingreifende Umgestaltung derselben. Der Kampf des Nordens gegen den Süden war nur formal eine executorische Herstellung der legitimen Landesautorität; soweit der principielle Inhalt in Betracht kommt, war er ein Revolutionskampf der modernen Demokratie, des absoluten Individualismus gegen die mittelalterliche Auffassung der Demokratie, die corporative Freiheit. Es mag ganz gut klingen, daß die Errungenschaften des vierjährigen Krieges als die Erfüllung der in der Unabhangigkeitserklärung aufgestellten Postulate (alle Menschen sind frei und gleich geboren und vom Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten auf Leben, Freiheit und Erlangung von Wohlergehen versehen) bezeichnet werden, aber der philosophische Geschichtsforscher wird dazu den Kopf schütteln. Er weiß unter Anderem, daß die Stifter des Bundes sich durch ein solches Postulat keineswegs daran hindern ließen, nicht blos den Rechtsbestand der Sklaverei, sondern auch sonst noch viele Einrichtungen anzuerkennen, welche mit dem Sinn, der obigen Worten heute beigelegt wird, in schroffem Widerspruche standen, so z. B. eine durch und durch aristokratische Regierungsform in Süd-Carolina, eine fast an die Organisation der alten ostindischen Compagnie erinnernde in Rhode-Island, eine Vertretung des Areals ohne Rücksicht auf die Bevölkerung in Delaware, einen Vermögenscensus der zur activen Theilnahme am Staatsleben Berechtigten in fast allen Staaten. Der Norden der Vereinigten Staaten hat die Lehren der Stifter des Bundes zu erfüllen geglaubt, während er nur die Phraseologie derselben zur Trägerin einer nationalen Anschauung gemacht hat, welche vor drei Menschenaltern noch gar nicht bestand. Man dachte damals an einen Staatenbund, heute denkt man an eine organische Einheit, an geeinte Staaten, an die unity of the republic. Ein zweites wichtiges Moment dieser neuen Entwicklung liegt in der Negeremancipation. Der freie Neger leidet an dem Wahne, sich von der Arbeit emancipirt zu halten. Er wird von Neuem zum Sklaven, nämlich seiner Trägheit. Schon jetzt nimmt deshalb das Verhungern und Verkommen unter den Negern furchtbar zu und man kann, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt, die Neger des Südens als im Aussterben begriffen ansehen. Diese Ausrottung der Neger ist aber eine Unthat raffinirterer Grausamkeit als die der Rothhäute. Letztere wollten nicht Antheil nehmen an dem Culturwerke der europäischen Race; die Neger aber nahmen die ihnen angewiesene Stellung im Organismus der amerikanischen Gesellschaft an und wurden zu untergeordneten Mitarbeitern in der Culturwerkstätte des amerikanischen Volkes. Jetzt wo er plötzlich und ohne Uebergangsphase mit den ihm geistig wie körperlich überlegenen Weißen in freieste Concurrenz treten soll, läuft er die größte Gefahr, einem grausamen Schicksal anheim zu fallen. Auf Commando kann

die Negerfrage nie und nimmermehr gelöst werden, sie ist ein Problem des gesellschaftlichen Organismus und deshalb muß auch ein organischer Proceß, d. h. eine Lösung von innen heraus vor sich gehen. Der Bund hat das alte Dienstbarkeitssystem zerstört, was an der Stelle des Niedergerissenen aufgebaut werden soll, hat nun der Süden zu bestimmen. Sein ist das Material, sein der Grund und Boden, auf dem der Neubau sich erheben soll. Nur Unkenntniß der Verhältnisse oder Heuchelei auf politischem Gebiete kann aber verlangen, daß der Neger sofort das Stimmrecht ausübe, d. h. selbst als Baumeister mitwirke. Unter diesen schwierigen Verhältnissen bleibt es schwer zu sagen, welche Lösung die Negerfrage schließlich finden werde."

§. 17. Die Vereinigten Staaten. Statistische Notizen[1])

Nach dem American Almanac für 1857 beträgt der Flächeninhalt der Union (33 Staaten, 5 Gebiete, 2 Distrikte) 135,302 □M., nach andern Angaben 146,000 □M. Der Grenzzug beläuft sich auf 3300 Meilen, wovon 1800 Landgrenzen sind.

Die Bevölkerung, welche 1800: 5,305,000, 1820: 9,640,000, 1850: 23,191,918 betrug, war 1856 auf 27,605,208 Seelen gestiegen, darunter 19,987,571, 1858: 23,191,876 Freie. Sie hat sich also in 60 Jahren um das sechsfache vermehrt.

Sehr verschieden ist natürlich die Dichtigkeit. In Massachusetts leben 2916 auf der □M., in New-York 1431, in Virginien 291, in Iowa 80, in Californien und Texas 10, im Territorium Utah 1, im Durchschnitt auf eine Quadratmeile 149. Erst wenn die Union 500—700 Mill. Einwohner zählt, steht sie den Staaten in Mitteleuropa an Volksdichtigkeit gleich.

Zwei Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Bevölkerung treten sprechend hervor. Die erste besteht in dem bunten Gemisch der Racen und Stämme. Mit Ausnahme der slavischen Völker haben alle Nationen Europa's ihre Beisteuer gegeben. Der kaukasische Menschenstamm ist der eingewanderte, aber der zahlreichste und herrschende; er bildet fünf Sechstel der Volksmenge. Unter den Kaukasiern überwiegt wieder bei weitem das Germanenthum. Von dem germanischen Stamme machen die Engländer vier Fünftel der Bevölkerung aus. Am zahlreichsten sind sie in den sechs alten Staaten von Neu-England, in den mittlern atlantischen Staaten, aber auch im Süden und im fernen Westen. Die englische Sprache ist die vorwaltende und die Staatssprache, welche sich auch die Sprachen anderer Nationalitäten in wundersamer Weise beimischt. Sitte, Lebensart und Gesetze dieser Anglo-Amerikaner bilden den Grundtypus der Union. Die Deutschen

1) Wie rasch solche Notizen gerade für die Vereinigten Staaten veralten, das wollen wir mit J. G. Kohl's Worten erinnert haben: In Amerika lohnt es kaum der Mühe, sich mit statistischen Daten und Zahlen das Gedächtniß zu beschweren. Sie sind doch nur wie Treibsand. Kaum hat man eine Zahl gefaßt, so gilt sie schon nicht mehr. Der Kalender vom vorigen Jahre und der allerletzte und neueste Census, sie sind in diesem Jahre kaum noch zu gebrauchen.

(wozu wir die Schweizer zählen) sind am zahlreichsten in Missouri, Wisconsin, Minnesotah, Illinois und Ohio, sodann in New-York, New-Jersey, Maryland, Nordcarolina und im Mississippibecken. Bei ihnen haben sich deutsche Sprache und Gebräuche so ziemlich erhalten; jedoch hat sich bei vielen Deutschen ein eigenthümliches Kauderwelsch aus Deutsch und Englisch gebildet. Die wenigen Holländer wohnen hauptsächlich in New-York und New-Jersey und sind meist mit der übrigen Bevölkerung zusammengeflossen. Schweden und Norweger in Wisconsin und Illinois. Zu den Germanen kommen als ein bedeutender Bevölkerungstheil celtische Irländer, hauptsächlich in den mittlern atlantischen Staaten und in Kentucky, deren Rohheit und Verwilderung in der Union sprüchwörtlich ist. Die Verbrecherstatistik weist nach, daß unter zehn Verbrechen sieben von Irländern begangen werden. Franzosen, besonders in Louisiana, wo indeß die französische Sprache auch durch die englische verdrängt ist, Mississippi, Illinois, Missouri und New-York. Italiäner und Spanier hauptsächlich in den Seestädten. Juden, besonders in den Seestädten und in Cincinnati. — Der amerikanische Menschenstamm bildet die Urbevölkerung. Der afrikanische Menschenstamm ist von den Europäern eingeführt. Dazu kommen endlich Mischlinge von Europäern, Negern, Indianern; die mindeste Färbung der Haut, die von einer Mischlingszweigung herrührt, stempelt zu einem verachteten Gliede der Gesellschaft.

Eine andere Eigenthümlichkeit giebt der Bevölkerung die dauernde Einwanderung, für welche New-York den Haupthafen abgiebt. Im Jahre 1849 z. B. kamen hier 220,600 Personen an, darunter 52 Procent Irländer, 25 P. C. Deutsche, 14 P. C. Engländer, 4 P. C. Schotten, 2 P. C. Norweger und Schweden, 3 P. C. andere Nationen. Man sieht, die englische, irische und deutsche Emigration sind wahre Volkswanderungen. Im Jahre 1850 zählte man 2,210,839 im Ausland Geborene, im Jahre 1860 aber 4,136,175. Aus Irland 1,611,314, aus Deutschland 1,301,136, aus England 431,692, aus Britisch-Amerika 249,970, aus Schottland 108,518, aus Frankreich 109,870, aus der Schweiz 53,327, aus Mexiko 27,446, aus Norwegen 43,995, aus Preußen 227,661, aus Holland 28,281, aus Westindien 7,353, aus Italien 10,518, aus Schweden 18,625, aus Spanien 4,244, aus Dänemark 9,962, aus Südamerika 3,263, aus Rußland 3,160, aus Polen 7,298, aus Belgien 9,072, aus Portugal 4,116, aus Oesterreich 25,061, aus China 35,565, von den Sandwichinseln 435, aus Afrika 526, aus Asien 1,231, aus Centralamerika 233, aus der Türkei 128, aus Griechenland 328, aus Sardinien 1,159, aus Australien 1,419, aus den atlantischen Inseln 1,361, aus Polynesien 286. Nach diesen Angaben besteht die Hauptmasse der Einwanderer aus Irländern, Deutschen und Engländern.

Nach genaueren Angaben wanderten 1815—1830 jährlich im Durchschnitt 12,000 Deutsche ein, 1831—1845 40,000, 1846—1847

100,000; jetzt rechnet man auf das Jahr 400,000. Oder nach New-York abgemessen: 1844 landeten 17,000 Deutsche, 1846 52,000, 1853 120,000. Seit einigen Jahren nimmt das Missisippibecken die Hauptmasse der einwandernden Deutschen auf.

Auf zwei Elemente der Bevölkerung müssen wir näher eingehen. Zunächst nehmen die Deutschen unser Interesse in Anspruch.

Unbefangene Berichterstatter bestätigen die traurige Wahrheit: Die Deutschen sind als Nation in den Vereinigten Staaten verachtet, ja gehaßt, und erhalten in der nordamerikanischen Presse die Rolle der Dummköpfe und Narren. Die gebildeten Deutschen, welche sich durch feinere Sitten und Kleidung von der Masse der Armen, weniger civilisirten Leute auszeichnen, halten die Amerikaner für einen besondern Volksstamm und nennen sie Germans, wogegen die letzteren für Dutch (eigentlich Holländer) gelten. Indessen hält der dümmste Amerikaner sich für etwas Besseres als den gescheidtesten German, und Dutch boor (deutscher Lümmel), Dutch beggars (deutsche Bettler), a damned shabby Dutchman (ein verdammter lumpiger Deutscher) sind sehr verbreitete Formeln.

Deutsche selbst haben es versucht, das Betragen der Amerikaner gegen ihre Landsleute zu rechtfertigen. Oft ist darauf hingewiesen, daß der Deutschen Unglück sei, keinem großen einigen Volke anzugehören. Und wer wollte das kein Unglück nennen? — Andere machen auf die Trägheit, Trunksucht, Serviltät, unter Umständen religiöse Frivolität aufmerksam, die sich häufig unter den deutschen Einwanderern finden. Ja, Busch (Wanderungen zwischen Hudson und Missisippi 1854) geht bis zu dem Urtheile vor: Die Deutschen spielen, und zumeist durch ihr Verschulden, eine klägliche Rolle; sie verdienen nach allen Beziehungen die Geringschätzung, mit der ihnen von der großen Masse der Anglo-Amerikaner begegnet wird.

Daß gerade derjenige Theil der deutschen Einwanderung, welcher am massenhaftesten auftritt, die ärmliche ländliche Bevölkerung gewisser Gegenden Deutschlands, in ihren wunderlichen Trachten und ihrer blöden Unbeholfenheit, die durch Unkenntniß der englischen Sprache noch schwerfälliger erscheint, nicht sehr geeignet ist, den Amerikaner, welcher nicht mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit beobachtet, von vorn herein zu einer günstigen Beurtheilung zu stimmen, muß zugestanden werden. Schält sich dann hinterher aus solch einer verdächtigen Hülle ein tüchtiger Kern heraus, so ist wohl für den Amerikaner aus dem Dutchman ein German geworden. Von einem Deutschen aber sollte man ein Urtheil wie das obige nicht so allgemein ausgesprochen erwarten, wenn es auch allerdings unter den in Amerika einwandernden Deutschen nicht an solchen fehlen mag, für die jenes Urtheil nicht zu hart ist. Handelt es sich aber um den Werth der deutschen Bevölkerung in der Union im Allgemeinen, so steht die Sache doch bei weitem anders. Von jeher war der Deutsche in Amerika vorzugsweise Landbauer, mehr

als selbst der Yankee, der wohl in seinem steten Vordringen nach Westen den Boden aufbrach, aber nicht um eine bleibende Heimath zu finden, sondern um später ein gutes Geschäft machen zu können. „Diese Deutschen füttern und pflegen den Acker wie ihr Kind," bemerkte ein amerikanischer Kutscher ganz richtig, als er Kohl durch die gesegneten Kornauen von Deutschpennsylvanien fuhr. Der Deutsche zuerst betrieb die Viehzucht rationell, er führte den Wein- und Indigobau ein, er legte sich zuerst auf den Seidenbau. In den Gewerken zeichneten sich die Deutschen rühmlich aus: deutsche Pennsylvanier erfanden die berühmte amerikanische Axt, den Schraubenbohrer, die großen Sensen und andere nützliche Geräthe. Hohe Verdienste um die ins praktische Leben eingreifende Wissenschaft erwarb sich David Rittenhaus, „der an Ruhm und Verdienst würdig neben Franklin steht, an Edelmuth des Charakters gewiß nicht hinter ihm zurück, sondern über ihm;" er und ein anderer deutscher Pennsylvanier, Henry, setzten das erste Dampfboot zusammen und in Bewegung, verfolgten indessen ihre Erfindung nicht weiter, weil sie sich eifrig mit der besten Methode der Breiten- und Längenbestimmung beschäftigten. Dazu hatte Thomas Gottfried in Germantown schon durch Verbesserung des Schiffsquadranten vorgearbeitet. Deutsche hatten sich zuerst am Ohio angesiedelt, und Deutsche fuhren im October 1811 im ersten Dampfboote den Ohio hinab, Rosenfeld, der Unternehmer, Becker, der Maschinenmeister, und Heinrich, der Schiffscapitän. Und der Deutsche Schreve war der erste, welcher mit seinem Dampfboote den ganzen Weg zwischen Pittsburg und New-Orleans stromab und stromauf fuhr.

Auf Penn's ausdrückliche Einladung kamen die Deutschen nach Pennsylvanien. Dieser hatte Deutschland bereist und kannte die Deutschen. Von da breiteten sie sich westlich und südlich aus, überall tüchtig und ehrenwerth. Auch durch milde Behandlung der Neger, sowie durch freundliches Hinkommen mit den Indianern zeichneten sie sich immer vor den andern Nationalitäten aus. Und in Pennsylvanien konnten sie schon vor hundert Jahren von sich sagen, was sie in neuer Zeit dem Landtage in Harrisburg zuriefen: „Wir Deutschen sind das Mark und die Kraft dieses Landes." Und dasselbe können sie heute auch in Ohio und anderen Staaten im Westen und Norden von sich rühmen. Die Geschichte der ehemaligen englischen Colonien zeigt überall die Fußstapfen der Deutschen in der Richtung zur Vermehrung der Wohlfahrt des Landes. Und wahr ist auch heute, was Löher, nachdem er den creolischen Jäger, den Yankeeholzhacker und den südländischen Pflanzer geschildert hat, von dem deutschen Ackerbauer in Amerika sagt: „Der deutsche Ansiedler bildet insgemein die schwere Nachhut. Er hat von jedem der vorigen etwas in seinem Charakter; aber er hat mehr Stetiges und Mildes; sein Verstand kann nicht wirken, ohne eine gewisse Wärme der Seele auszustrahlen; seine Abenteuerlust nimmt gern den Anstrich des Idealen an. Er ist reicher an geistigem Vermögen und

feiner und ausdauernder an körperlichem, aber es fehlt ihm rasche Entschiedenheit eben so wohl als Einseitigkeit. Er ist so waghalsig als der Creole, als der Yankee oder der Südländer, aber auf die Länge nachdrücklicher als sie alle. Gewöhnlich aber beeilt er sich nicht, in die Wälder einzudringen; das überläßt er Andern. Diese müssen ihm die grobe Vorarbeit thun und die Wege machen; er nimmt während dessen erst das Beste in seiner Nachbarschaft und bringt es zur Blüthe. Dann folgt er jenem Vortrab, kauft ihn aus und schickt ihn weiter westwärts. Wo er Fuß faßt, da wurzelt er auch ein; in kurzer Zeit giebt er seinem neuen Wohnorte einen heimathlichen Reiz. Fängt er mit einem Blockhause an, so muß er nach drei Jahren ein geräumiges, festes Holzhaus, und nach noch ein paar Jahren ein stattliches Steinhaus haben, um welches sich hohe Scheunen, weite Stallungen, Obstgärten, Wiesen und Felder ausdehnen." Auch J. Fröbel kann bei aller Bewunderung des Amerikanismus, bei aller oft schmerzlichen Herabsetzung deutschen Wesens nicht umhin, es auszusprechen: Die Vermischung des deutschen mit dem anglo-amerikanischen Geiste ist die Grundbildung der zukünftigen höhern Cultur Amerika's.[1])

Das eine Bevölkerungselement, auf das wir unsere Aufmerksamkeit richteten, war ein aufstrebendes, aufblühendes. Vom frischen Leben müssen wir uns zum Tode wenden. Der immer wachsenden europäischen Bevölkerung gegenüber sind die Ureinwohner, die **Indianer**, im Absterben. 1863 wird ihre Gesammtzahl auf 268,079 angegeben.[2]) Man

1) Bei dem fanatischen Treiben der Know Nothings ist wohl der Gedanke aufgetaucht, einen rein deutschen Staat, ein nur mit Deutschen besetztes Territorium zu organisiren. — Wir können nicht umhin, noch einige Bemerkungen eines gründlichen Kenners amerikanischer Zustände über die Deutschen hier einzuschalten: „Seit der zahlreichen Auswanderung politischer Flüchtlinge (seit 1848), und direct durch deren Einfluß hat das Deutschthum eine ganz andere, viel bedeutendere Stellung eingenommen als früher, namentlich auch während des Krieges. Der gebildete Amerikaner hat den Deutschen schätzen gelernt und die deutsche Presse ist nicht mehr ohne Einfluß. Die englischen Zeitungen von New-York, St. Louis, Chicago u. s. w. bringen regelmäßig tägliche Artikel: „Spirit of the German Press" und haben meist einen deutschen kundigen Mitarbeiter. Die Deutschen in Missouri haben diesen Staat allein dem Norden erhalten. Deutsche Soldaten bildeten fast ein Drittel der Armee der Nordstaaten und deutsche Generale wie Sigel, Osterhaus, Schurz, Stahl, Weber und andere erwarben sich unsterblichen Ruhm. Freilich sind die Natives noch immer nicht geneigt, die Verdienste der Deutschen gebührend anzuerkennen; noch immer haben die Deutschen keinen einzigen Vertreter im Congresse, wohl aber in den Legislaturen der einzelnen Staaten. Wisconsin hatte vor 2 Jahren einen deutschen Gouverneur, Salomon. Traurig ist es, daß viele gebildete Deutsche ausgesprochene Atheisten sind. Dies trägt mehr als vieles Andere dazu bei, die Kluft zwischen den beiden Nationalitäten zu erweitern. Die — freilich geringe — Zahl kirchlich gesinnter Deutscher wird von den Amerikanern allenthalben geachtet. Eine alte Erfahrung ist es, daß überwiegend deutsche Städte nicht recht gedeihen. So ist das zu ²/₃ deutsche Milwaukee (Wisconsin) seit Jahren hinter seiner Nachbarstadt Chicago zurückgeblieben. Dem Deutschen fehlen die Energie, das Speculationstalent und der Unternehmungsgeist des Amerikaners. Dazu beneiden und hassen sich die Deutschen. Plattdeutsch und Hochdeutsch stehen sich fast in jeder Stadt feindlich gegenüber. Dies gilt auch von der deutschen Presse. Noch immer pflegen die deutschen Zeitungen von verschiedener Richtung einander in der unwürdigsten Weise zu schmähen und zu verspotten."

Charakteristisch ist es, daß die beiden deutschen Wörter „Lagerbier und Sauerkraut" in das amerikanische Englisch übergegangen sind. Das Lagerbier bekämpft das Ale und Brandy siegreich.

2) Nach den besten Daten im Besitz des Indian Office zu Washington (Nov. 1863) sind die Indianerstämme folgende: Neu-Mexiko: Apaches 7,300, Niuhuache-Utahs 566, Pimos, Mescaleros u. s. w. 400, Pueblos 10,000, Utahs 2,500; Ob. Arkansas Fl.: Arapahoes 3000, Camanches 1800, Cheyennes 1 600, Kioways 1,800, Mandans 120; West-Arkansas: Cherokees 17,530, Chickasaws 4,787, Choctaws 16,000, Creeks 25,000, Osages 4,098, Quapaws 314, Seminoles 2,500; Kansas: christl. Chektan s oder Munsees 90, Delawares 1,071, Kansas, Kaws u. s. w. 471, Kaskaskias, Weas, Peorias, westliche Miamies und Piankeshaws 384, Kickapoos 340, Pottawotomies 2,328, Sacs und

unterscheidet unter den Indianern 60—70 Stämme, die unter drei große Gruppen einzuordnen sind.

1. Die nordwestliche oder Columbische Gruppe zwischen dem großen Ocean, dem Felsengebirge und den Wüstenstrichen Californiens. Sie werden gewöhnlich nicht mit ihren eigenthümlichen Namen benannt, sondern mit europäischen, einer körperlichen Eigenschaft, einer Sitte u. s. w. angepaßten Namen. So heißen unter den columbischen Stämmen der eine Flachköpfe (Flat heads), ein anderer durchbohrte Nasen (Nez percés) u. s. w. Nach einheimischen Benennungen wurden sonst drei mächtige Stämme unterschieden: die Cathalamets, die Chinocks und die Clatsops. Nur die ersten sind noch verhältnißmäßig zahlreich; der zweite Stamm zählt nur noch 150, der dritte gar nur noch 20 Köpfe.

2. Die östliche oder atlantische Gruppe war ehedem über das weite Gebiet zwischen dem atlantischen Ocean, dem Golf von Mexiko und dem Felsengebirge bis in die Nähe der von Eskimos bewohnten Polarküsten verbreitet. Zu ihr gehören die Algonkin-Lenape, einst der mächtigste Stamm zwischen dem atlantischen Ocean und Felsengebirge. Einzelne Völkerschaften der Algonkins sind die Chippeways an der Nordgrenze westlich vom Obern See, die Lenape, deren Reste vom Ocean bis auf die Westseite des Missisippi zurückgedrängt sind; die Delawaren und die Mohikans u. a.

Die Irokesen und Huronen, welche das Land zu beiden Seiten der großen Seen inne hatten, umfaßten die berühmten fünf Nationen: Onondagas, Oneidas, Mohawks, Senecas, Cayugas.

Die Sioux wohnen in dem Lande vom Missisippi bis zum Missouri, und über diesen hinaus bis zum Felsengebirge, von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Teufelssee. Zu ihnen gehören die Dacotah[1]) am obern Missisippi, die Assiniboins zwischen den schwarzen Hügeln und dem obern Missouri, die Tetons auf beiden Seiten dieses Stromes herab bis zum Plattefluß, die Osagen südlich von den letztgenannten, die Winnebagoes westlich vom Michigansee u. a.

Foxes 1,290, Shawnees 830, Wyandotts 435; Ob. Missouri-Fluß: Arricarees 1,080, Assiniboines 3,280, Blackfeet 2,080, Bloods 2,400, Brules 1,120, Crows 3,900, Gros Ventres 1,000, Minneconjoux 1,280, Sans Arcs 1,600, Sioux 8,686, Two Kettles 960, Uncpapas 2,680, Winnebagos 2256, Yanctonnais 3840; Californische Stämme 33,590; Utah-Gebiet Stämme 12,000; Nebraska-Territorium: Jowas 291, Missourias und Ottoes 470, Omahas 953, Poncas 864, Sacs und Foxes 96; New-York: Cayugas mit Senecas 147, Omandagas 422, Oneidas mit Onandagas 230, Senecas 2,958; Indiana: Miamies 384; Michigan: Chippewas vom Obern See (auch in Wisconsin und Minnesota) 4940, mit Ottawas 5,106, von Saginaw und Swan Creek 1629, mit Pottawatomies 247, Pottawatomies von Huron 50; Wisconsin: Menomonees 1,714, Oneidas mit Stockbridge 323, Stockbridge mit Munsees 323; Oregon-Stämme 13,000; Oberer Platte-Fluß: Arapahoes 720, Cheyennes 1,800; Washington-Gebiet-Stämme: 14,000.

1) Dacotah soll die „Verbündeten" bedeuten; öfters sprechen sie von sich als von den „Ochéti Shacowni" oder „sieben Rathsfeuern", womit die sieben Stämme, aus denen sie bestehen, bezeichnet werden.

Westliche Stämme, westlich von den Sioux bis zum Felsengebirge, zu denen die Schwarzfüße (Sihasapas, Black feet), nördlich vom Yellowstonefluß, die Pawnees u. a. gehören. Der eben genannte Stamm steht uns nach Coopers Schilderungen als ein kräftiges Kriegervolk vor Augen; die Gegenwart schildert ein deutscher Ansiedler also: „Sie sind ein herabgekommenes Geschlecht, welches jetzt mehr einer vagabondirenden Bettlerbande, als einem Kriegervolke gleicht. Es sind lästige Bettler, die, wenn sie sonst nichts erlangen können, bloß ein Stück Brod fordern, und haben sie dieses erhalten, unter allerlei Geberden und Mißtönen ihr Verlangen nach Speck, Thee oder Kaffee ausdrücken. In ihrer äußern Erscheinung gleichen sie den Zigeunern in Ungarn und der Wallachei."

Zu dieser Gruppe gehörten auch die 1836 vom oberen Tennessee vertriebenen Cherokees, die Seminolen, welche aus Florida weichen mußten u. a.

3. Die neumexikanische Gruppe begreift die südlich von den beiden angeführten Gruppen wohnenden Völkerschaften, welche in den Hochsteppen und Gebirgsthälern Neu-Mexiko's und Neu-Californiens umherschweifen, ostwärts bis zum Ozarkgebirge und den Prairien von Texas. Zu ihr gehörte nach A. v. Humboldt das verschwundene Culturvolk der Alleghanies, und Balbi zählt dahin die Räuberstämme der Apachen am mittlern Rio Grande, und die Reste der Apalachen am obern Red River, die etwa noch 9000 Köpfe starken Comanches, die Beduinen Amerika's, welche nach den Traditionen im 14. Jahrhundert über die Landenge von Panama nach Norden zogen.

Im Jahre 1825 wurde vom Congresse der Vereinigten Staaten beschlossen, alle östlich vom Missisippi befindlichen Indianer nach und nach über die westliche Grenze der Staaten hinaus im jetzigen Indian Territory und weiter nördlich bis an die Great Bend des Missisippi für immer anzusiedeln, und die Aufrechthaltung der gegen ein Kaufgeld und Jahrgelder mit ihnen abzuschließenden Verträge durch eigene Superintendenten und Agenten überwachen zu lassen. Die Indianer fügten sich theils freiwillig, theils gezwungen. Nur die Cherokees wollten nicht gutwillig weichen, bis sie 1838 ihr väterliches Land verließen. Auch ein Theil der Seminolen mußte erst durch einen blutigen Krieg 1842 zur Wanderung nach dem Westen bestimmt werden. Ihr Häuptling Oceola erklärte nach zweitägiger Schlacht: „Lieber werden wir unsere Gebeine niederlegen unter den Eichen unserer Väter, und hinüber gehen in das Land des großen Geistes, als daß wir uns vertreiben lassen von unsern Seen, Flüssen, Jagdrevieren, nach einem Lande jenseits des Vaters der Ströme, wo kein Wild, keine Fische, keine Vögel sind." Noch immer hatten sich Reste des Stammes in Florida erhalten. Erst ganz kürzlich zeigte sich der Häuptling Krummbein geneigt, dem Leben in der Wildniß und dem Kampfe mit den Weißen zu entsagen, wenn man seinen Brüdern passende Wohnsitze in

einem andern Theile der Union gewährte. Auch eine Gesandtschaft von sechsundzwanzig Sioux befand sich vor Kurzem in Washington, um wegen Abtretung des bis jetzt von ihnen inne gehabten Gebietes im Staate Minnesota und Uebersiedelung nach anderen Strichen zu unterhandeln. In ähnlicher Absicht sind endlich Häuptlinge der Pawnees und der Yanktons daselbst eingetroffen. Mit den nördlichen Stämmen der Sioux, Cheyennes, Arapahoes, Crows, Assiniboins, Grosventres und Arrikaras ist erst am 23. September 1851 zu Fort Laramie ein sogenannter „ewiger Friedens- und Freundschaftsvertrag" abgeschlossen worden, in welchem die Indianer sich verbindlich machen, für alle von Mitgliedern ihrer Stämme an Weißen verübten Räubereien Schadenersatz zu leisten, und der Union das Recht einräumen, Straßen durch ihr Gebiet anzulegen, sowie militärische und andere Posten zu errichten; dagegen garantirt die Union Schadenersatz für alle Beraubungen, die den Indianern durch Weiße zugefügt werden, und zahlt den Stämmen außerdem ein Jahrgeld von 50,000 Thalern auf 50 Jahre als Entschädigung für das Wild, welches von den durch das Gebiet wandernden Emigranten vertrieben wird. So stößt man in den vordern Unionsgebieten nur noch selten auf ein Häuflein Indianer, das unter den Weißen sitzen geblieben ist; nach wenigen Jahrzehnten wird auch der Letzte verschwunden sein. Selbst den obern Mississippi und den Missouri muß man viele Tage lang hinauffahren, um in die Hütten freier Indianer zu gelangen. Nur selten sieht man das Dach eines Wigwam am hohen Uferrande, nur einzelne armselige Familien sind zurückgeblieben. Die großen Stämme sind viel tiefer in den Westen gedrängt. Die Abfindungssummen wurden größtentheils zu gemeinnützigen Zwecken, wie zur Errichtung von Schulen, zur Erziehung von Waisen, zur Anlegung von Mühlen, Schmieden und landwirthschaftlichen Musteranstalten bestimmt und auch wirklich verwendet. Nach einem Beschlusse des Congresses am 30. Juni 1851 ist die Oberaufsicht über die gesammten Indianerangelegenheiten in den Vereinigten Staaten unter dem Departement des Innern einem eigenen Indian Office übertragen, welchem ein Commissioner of the Indian Affairs vorsteht. Unter demselben stehen vier Superintendents, deren Sprengel die Northern, Central, Southern und Minnesota Superintendency heißen. In Minnesota ist jetzt der Gouverneur ex officio Superintendent. Außerdem haben die Territorien und Staaten westlich vom Felsengebirge besondere Superintendenten. In den oben genannten vier Superintendencies östlich vom Felsengebirge fungiren siebzehn Agenten, so daß jeder größere Stamm seinen eigenen Agenten hat, kleinere aber zu drei, vier oder fünf einen gemeinschaftlichen Agenten erhielten. An einzelnen Punkten des Indian Territory, namentlich an Flußübergängen und längs den großen Handelsstraßen nach Californien und Mexiko sind Forts errichtet, große feste Blockhäuser mit einer Umzäunung von hohen Pallisaden. Hier liegen ein paar Schwadronen Dra-

goner, um die Indianer im Zaume zu halten, hier wohnen die Agenten, welche den Handel mit den Indianern überwachen, die Jahrgelder und das Verwilligte an Proviant, Waffen und Kleidung überantworten. Sind neue Verträge mit den Indianern abzuschließen, so werden dazu besondere Commissioners und Specialagenten ernannt.

Die Indianer unterliegen demselben Gesetze, dem alle wilden Stämme, sobald sie mit der Civilisation in Berührung kommen, unterliegen. „Der Wilde kann nur gedeihen in freier Wildniß; wo die Cultur ihm näher rückt, entweicht und vergeht er wie das Waldthier." Zuerst wirken äußere Ursachen. Die wilden Thiere, auf deren Jagd der Indianer angewiesen ist, fliehen, sobald der weiße Ansiedler ihnen auch nur von fern naht. Die Jagdgründe werden leer, Hunger und Blöße zieht in die Wigwams. Branntwein und ansteckende Krankheit ist ein schreckliches Geschenk der Weißen. „Wenn die Amerikaner nichts weiter thäten," sagt Löher, „als den Indianern reichlich Whisky zuführen — und das geschieht trotz aller Gesetze — und die Büffel zu vertilgen suchen, so würde schon das hinreichend sein, die Indianer jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Nun kaufen die Weißen Land und geben Nahrungsmittel, Kleider, Flinten u. s. w. dafür. Der Indianer gewöhnt sich an neue Bedürfnisse, verläßt sich auf die Gaben der Weißen, wird immer träger und ärmer. Nun wird ein großer Landhandel abgeschlossen: aber die Kaufsumme kommt nur wenigen Häuptlingen zu Gute und ist bald durchgebracht. Einige Jahre vergehen in dem neuen weiter nach Westen gelegenen Gebiete, da sitzen schon wieder die Weißen den Verdrängten auf der Ferse und das alte Spiel wiederholt sich. Immer dünner wird der Zug; schon beginnt der Name des Stammes, der sich immer mehr in einzelne hier- und dorthin geschleuderte Familien auflöst, zu verschwimmen. Nach hundert Jahren stehen vielleicht in einem unwirthbaren Thale der Felsengebirge ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen, zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd, Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen, ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten sieht, wird dann bedeutet: das sollen die letzten Sioux sein." Mit diesen Ansichten Löhers stimmt fast durchweg ein Aufsatz „Ueber die Indianerstämme Nordamerika's" von Dr. Helfft überein,[1]) der sich für Thatsachen auf officielle amerikanische Berichte stützt. Der schlimmste Feind der armen hinsterbenden Indianer ist der Hunger. „Im Jahre 1850 kam eine Schaar von 500 Kriegern nach Fort Martin Scott auf dem Wege nach San Antonio in Texas, die drei Tage hindurch keine Nahrung zu sich ge-

1) „Wie es gewöhnlich geschieht, sind auch hier die Amerikaner einseitig zu Werke gegangen und haben einen Umstand außer Acht gelassen, auf den, meiner Ansicht nach, weit mehr Gewicht gelegt werden muß, als auf den Einfluß neuer durch den Verkehr mit den Europäern erzeugter schädlicher Momente, wie der Genuß der Spirituosa, die Verbreitung contagiöser und epidemischer Krankheiten, — ich meine nämlich die schlechte, auf Habsucht basirende, erobernde Territorialpolitik der vereinigten Staaten, die natürlich in einem im Auftrage der Regierung bearbeiteten Werke keinem Angriffe ausgesetzt werden durfte." (Zeitschrift für Erdkunde 1858. Mai.)

nommen hatte, und da der commandirende Offizier den Befehl erhalten, nur unter die Häuptlinge und deren Familien Rationen zu vertheilen, so fielen die übrigen über zwei vor mehreren Tagen in den Ställen der Cavallerie gefallene und schon halb in Fäulniß übergegangene Pferde her, lösten das Fleisch von den Knochen, bereiteten sich eine Mahlzeit davon und zogen dann weiter. — Sehr oft haben die Aerzte in den Hütten halbverweste Thiere gefunden, von denen sich die Familien nährten, und in dieser durch den Fäulnißgeruch verpesteten Luft lagen sechs bis acht Individuen bei Tag und Nacht. Darf es uns unter solchen Umständen Wunder nehmen, wenn Krankheiten, hauptsächlich die Scropheln, in den bösartigsten Formen unter ihnen herrschen?" Eine Deputation der Pawnees, Poncas und Pottowatamies, die im Januar 1858 vor dem Präsidenten „dem großen weißen Vater" in Washington erschien, hielt lange Reden, aber der langen Rede kurzer Sinn war: Wir sind arm, wir sind hungrig! — die Schlußbitte: Macht uns reich, wie die weißen Männer, lehrt uns die Kunst reich zu werden, damit unsere Armuth ein Ende nehme." Das aber liegt nicht in des weißen Vaters Macht und kaum in seinem Willen.

„So unterliegt allmählig das adelige Geschlecht der Wildniß, auf daß die langweilige Prosa der Tabacks- und Baumwollenkrämer, der Bankiers und Bankerottirer sich ungestört breit machen könne, von den großen Seen bis herab zur Missisippimündung." Also v. Roon in einer durch amerikanischen Praktiken nur zu sehr gerechtfertigten Entrüstung. Nur erfordert die Unparteilichkeit zu bemerken, daß ein von berühmten Malern entworfenes Phantasiebild jenes „adeligen" Geschlechtes (wie wir es absichtlich in dem Eingang von §. 16. herüber genommen haben) nach unbefangenen Berichterstattern, für die Gegenwart wenigstens, völlig verblaßt. Dies zu betonen ist um so nöthiger als Europens „übertünchte Sitte und Höflichkeit" gegen das „von Cultur freie, von Gott gegebene Herz der Indianer" zu sehr in den Schatten gestellt wird. Von den körperlichen und geistigen Vorzügen der Indianer, welche in Romanen und ältern Reisebeschreibungen so hoch erhoben werden, wissen neuere Reisende nicht viel zu rühmen. Wohl ist die Feinheit und Schärfe der Sinne erstaunlich; aber doch wohnt dem körperlichen Organismus im Ganzen eine Energielosigkeit inne, die keiner anhaltenden Plage, keiner ernsten Krankheit widersteht. Wenn des Indianers körperliche Kraft erst ermattet, dann bricht er auch ganz zusammen, weil er in seinem Geiste durchaus keine Hülfsquellen findet. Auffallend ist das Unvermögen, Begriffe und Ideen zu bilden und Schlüsse zu ziehen; darum ist in den indianischen Sprachen der Wort- und Satzbau ohne logisches Element. Der Indianer sagt von seinem Nachbar: er ißt, er trinkt, er schläft, aber niemals redet er von bloßem Leben und Dasein, er hat keinen Begriff und kein Wort für das einfache Existiren. Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benennt er genau, aber zu dem Gattungsbegriff Eiche ist er nicht gekommen. Der

geistige Blick haftet mit Zähigkeit an der Vergangenheit; in die Zukunft weiß er nichts hinein zu legen und sie ist für ihn inhaltsleer. Die vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte hauptsächlich in der Trockenheit des Geistes ihren Grund haben. Die meisten jener sittlichen Ideen, welche man gern als ursprünglich eingepflanzte betrachten möchte, fehlen dem Indianer; er thut was ihm gefällt, wozu er die Stärke fühlt und wovon ihm sein Aberglaube nicht abhält. Für Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Milde hat die Sprache keine Worte. Wer die Wohlthaten der Civilisation recht tief erkennen will, schließt Löher seine Schilderung, der braucht nur ein paar Tage unter Indianern zu leben. Es sind nicht die tausend kleinen Annehmlichkeiten und Genüsse des civilisirten Lebens, welche man vermißt, es liegt vielmehr für eine Zeit lang eine Lust darin, auf die ursprüngliche Freiheit und Kraft des Menschen zurückgeworfen zu sein; allein niemals entgeht man dem widerwärtigen und trostlosen Eindrucke, daß diese wilden Völker kein Hauch von sittlicher Energie, kein heller Geistesstrahl belebt. Im Wilden liegt der geistige Mensch noch gefangen. Trägen und verdüsterten Sinnes, ein Spiel seiner Einfälle und Leidenschaften, lebt er einförmig seine Tage hin, es fehlt ihm alle Ahnung eines höheren Daseins.

Helfen könnte gründlich nur das Christenthum. Seit dem 17. Jahrhundert haben katholische und protestantische Missionare an der Bekehrung der Indianer gearbeitet. John Eliot kam 1631 nach Amerika und unternahm von Boston aus seine Wanderung unter die Indianer. Nach funfzehnjähriger Anstrengung war er ihrer Sprache mächtig und übersetzte die Bibel. Als er 86 Jahre alt entschlief, hinterließ er sechs wohlgeordnete Gemeinden; er hat den Namen eines Apostels der Indianer verdient. Seit seiner Zeit ist die Missionsthätigkeit des Christenthums an den Indianern nie unterbrochen. In der Nähe der Forts, welche in den Indianerländern zerstreut liegen, befindet sich jetzt gewöhnlich eine Missionsstation, doch ohne besonders segensreiche Wirksamkeit. Nach Löher's Urtheil haben es nur Herrnhuter und Jesuiten verstanden, die wilden Kinder der Prairien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren, sie an feste Wohnsitze und Ackerbau zu gewöhnen.

Die Indianermission leitet uns zu den kirchlichen Verhältnissen im Allgemeinen hin. Nach den Principien der Verfassung besteht Religionsfreiheit (Voluntary Principle), doch werden durch den Haß der Menge gegen diese oder jene Religionsgesellschaft oft genug tumultuarische Auftritte veranlaßt. Man rechnet an siebzig religiöse Bekenntnisse oder Secten, Denominationen, unter denen zweiundzwanzig als die hauptsächlichsten hervortreten. Genaue Angaben über die Stärke der einzelnen Kirchenparteien fehlen. Nur über die Zahl der Kirchen und über die kirchliche Accommodation (d. h. über die Anzahl der Personen, die in den 38,061 Kirchen Platz finden mögen) giebt der Census von

1850 folgenden Aufschluß. Von protestantischen Kirchen und Secten gab es: 4,343,579 Methodisten, 3,247,020 Baptisten, 2,079,600 Presbyterianer, 801,835 Congregationalisten (Independenten), 643,598 Episcopale mit 32 Bischöfen in eben so vielen Diöcesen und 1600 Geistlichen,[1]) 534,250 Lutheraner, 300,000 christliche Verbrüderte (Christians), 286,323 Freunde (Quäker), 214,115 Universalisten (mit den Unitariern verwandt), 202,624 Unionisten, 180,636 holländisch Reformirte, 158,932 deutsch Reformirte, 136,417 Unitarier, 114,780 Freie (Frees), 109,257 Herrnhuter (Moravians, United Brethren), 29,160 Mennoniten, 22,325 Tunker (ein Zweig der Mennoniten), 5170 Swedenborgianer, 3100 orthodoxe Conventionalisten, 133,802 Glieder geringerer Secten. Die protestantischen Parteien besitzen sechsundvierzig theologische Seminare, von denen elf auf die Presbyterianer, zehn auf die Baptisten, sechs auf die Congregationalisten, drei auf die verbundene reformirte Kirche, eins auf die deutsch-reformirte, eins auf die holländisch-reformirte, vier auf die Lutheraner, vier auf die bischöfliche Kirche, zwei auf die bischöflichen Methodisten, eins auf die Unitarier, eins auf die Christianer kommen.

Die Verhältnisse der römisch-katholischen Kirche erfordern noch ein besonderes Wort. Im Jahre 1789 fanden sich in dem jungen Freistaate nur 18,000 Katholiken, 1856 über 3 Mill. Im Jahre 1856 gab es 1910 Kirchen und 1611 Priester, 1857 deren 2053 und 1872 Priester. Sieben Erzbischöfe residiren zu Baltimore, Cincinnati, San Francisco, St. Louis, New-Orleans, New-York und Oregon. Der vor Kurzem in Mainz anwesende Bischof von Buffalo berichtete, er habe als Knabe dem damals einzigen Bischof bei der Messe ministrirt, jetzt gebe es deren in der Union zweiundvierzig! „Während mehr und mehr protestantische Secten gestiftet werden" — so heißt es auf katholischer Seite — „vermehrt sich mit jedem Tage die Anzahl der Katholiken, die bei dem Hin- und Herschwanken aller Secten gerade in der Einheit ihrer Doctrinen die größte Stütze finden. Außerdem sind selbst die Amerikaner des ewigen Verdammens der puritanischen und presbyterianischen Secten müde, und werfen sich lieber in die Arme einer Kirche, in deren Schooß Alle Hoffnung und Vergebung finden. Unter den Indianern sind katholische Missionäre die einzigen, welche Gutes stiften, wie denn auch ihre Doctrinen besser mit dem Leben zusammenstimmen und so den Indianer, welcher ein besserer Beobachter ist als der Europäer, besser von der Aufrichtigkeit ihres Strebens überzeugen. Die Gründe hiervon kann man freilich nicht auseinander setzen, aber das Factum selbst hat ein Mann wie Henry Clay zugestanden, und es ist sogar zum Sprüchworte geworden." Ohne der katholischen Kirche

---

[1]) Connecticut, Virginien, New-York, östlicher und westlicher Theil, Vermont, Kentucky, Ohio, New-Jersey, Tennessee, Wisconsin, Michigan, Louisiana, Maryland, Georgien, Delaware, Massachusetts, New-Hampshire, Alabama, Missouri, Arkansas und Texas, Pennsylvanien, Maine, Indiana Mississippi, Florida, Illinois, Nord- und Südcarolina, Rhode-Island, Jowa, Californien, Oregon.

ihre große und bedeutungsvolle Zukunft in der Union abstreiten zu wollen, ist aber auch zu erwähnen, wie sie durch den Haß der presbyterianischen und puritanischen Bevölkerung ernstlich gefährdet ist. Wie dieser Haß in dem Vereine der Know-Nothings seinen Ausdruck gefunden, ist schon erwähnt. Diesen widerstreitenden Richtungen gegenüber wird es einmal einen entscheidenden Hauptkampf gelten, der dann auch großartige neue Entwicklungen herausführen dürfte.

Wir reihen weitere statistische Notizen an die kirchlichen an.

Das Ackerland beträgt in den Vereinigten Staaten 930 Mill. preußische Morgen, der Ackerbau beschäftigt 22 pCt. der Bevölkerung. „In jenen weiten Regionen, wo noch vor hundert Jahren der Indianer in seinem Urwalde dem Hirsch oder in der jungfräulichen Prairie dem Bison auflauerte, und wo nur an einzelnen Punkten der Küstenregion der europäische Ansiedler das mitgebrachte Korn in das kleine mühsam angelegte Feld ausstreute, da hat sich der Anbau der mannigfaltigsten Nutzpflanzen in einem Grade entfaltet, wie in keiner andern Region der Erde." Deutsche Ansiedler haben bei diesem Stande der Dinge ein Hauptverdienst und nur von ihnen wird der Ackerbau in europäischer Vollkommenheit betrieben. Zwischen den einzelnen Staaten bestehen in Hinsicht auf die Art der Erzeugnisse, so wie in Bezug der darauf gerichteten Arbeit bedeutende Unterschiede. Man unterscheidet im Allgemeinen eine nördliche Kornregion, eine mittlere Baumwollenregion, eine südliche Zuckerregion. Den Hauptgegensatz bilden aber der Norden und der Süden, etwa durch den 37° getheilt. In den nördlichen Staaten findet die gewöhnliche Landwirthschaft statt, die hauptsächlich Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln erzeugt und durch freie Arbeiter betrieben wird. In den südlichen Staaten dagegen ist die von Sklaven betriebene Plantagenwirthschaft, die sich hauptsächlich mit dem Anbau von tropischen Handelsgewächsen abgab, von überwiegender Bedeutung gewesen. Die Baumwolle nahm bisher den ersten Rang als Handelsartikel ein, in den zwölf südlichen Staaten gab es 77,000 Plantagen. 1784 kamen 8 Ballen nach Europa, 1821: 425,000 Ballen, vor dem Kriege etwa $3\frac{1}{2}$ Mill. Ballen. Nur der Mais, die wichtigste Nahrungspflanze der Union und Taback, bilden in allen Staaten sehr wichtige Gegenstände des Ackerbaues, der Mais am meisten in der Mittelzone, der Taback besonders zwischen 34° und 40°.[1]) Ziemlich bedeutender Obstbau, wieder besonders von Deutschen gepflegt. Der Weinbau ist gediehen, sobald man es aufgab, ausländische Reben zu ziehen und dafür inländische Sorten cultivirte. Sehr ausgedehnte Vieh-

1) Im Jahre 1853 wurde in der Union gewonnen für 240 Mill. Doll. Mais, Weizen für 100 Mill. Doll., Roggen für $12\frac{1}{2}$ Mill. Dollars, Gerste für $4\frac{1}{2}$ Mill. Doll., Hafer für 60 Mill. Doll., Buchweizen für 4 Mill. Doll., Kartoffeln und Bataten für $42\frac{1}{2}$ Mill. Doll., Erbsen und Bohnen für 14 Mill. Doll., Wein für 2 Mill. Doll., Baumfrüchte für 18 Mill. Doll., Tabak für 2 Mill. Doll., Hopfen für $\frac{3}{4}$ Mill. Doll., Zuckerrohr und Zuckerahorn für 32 Mill. Doll., Heu für 145 Mill. Doll. u. s. w. Vgl. über die Agriculturstatistik der Union den trefflichen Aufsatz von A. Petermann und E. Behm: „Die Kulturproducte der Vereinigten Staaten von Amerika" (Geogr. Mittheilungen 1856 S. 408—439.).

zucht; man rechnete 1853 5 Mill. Pferde, Esel und Maulthiere, 20 Mill. Rinder, 23 Mill. Schafe, 32 Mill. Schweine. „Schweinische und rindische Viehprodukte," um diesen kurzen Ausdruck mit Neuschle zu gebrauchen, bilden einen Hauptgegenstand der Ausfuhr. Ganz unbedeutende Seiden-, aber wichtige Bienenzucht. Vernachlässigte Waldcultur. Die Jagd, besonders im Westen, ist auf die abnehmenden Pelzthiere gerichtet. Ein anderes Jagdrevier bietet die See, der Walfischfang wird besonders von den nördlichen Staaten betrieben. Ausgedehnter, sehr rasch zunehmender und sehr ergiebiger Bergbau, besonders auf Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen und Salz, doch sind die Mineralschätze des Landes bei weitem noch nicht ausgebeutet. Die Industrie ist zwar im raschen Fortschreiten, aber gegen europäische Länder gehalten doch nur im Beginnen. Die durch die geringe Bevölkerung bedingte Höhe des Tagelohns (ein Fabrikarbeiter an 300 Thlr. jährlich) und die Wohlfeilheit der eingeführten englischen Industriewaaren hindern bedeutendere Fortschritte. Doch concurriren die Eisen- und Baumwollenfabriken schon mit den englischen. Die Hauptstaaten der Industrie sind die Staaten von Neu-England, Massachussets, New-York und Pennsylvanien. Der erste Dampfer Fultons (den Napoleon zurückgewiesen) fuhr 1806 auf dem Hudson, und noch ist die Union die Heimath vieler technischen Erfindungen. Die Vereinigten Staaten bilden eine der ersten Handelsmächte der Welt. Ihre Flagge weht auf allen Meeren. Unter den Ausfuhrartikeln überwiegen Rohprodukte, Baumwolle, Getreide, Mehl, bei weitem die Fabrikate. Im Jahre 1849—1850 betrug die Ausfuhr 145 Mill. Dollars, die Einfuhr (besonders europäische Manufakturwaaren) 150 Mill. Dollars. Der Binnenhandel wird durch völlige Zollfreiheit, die herrlichen von der Natur gegebenen Wasserstraßen, durch zahlreiche Canäle und Eisenbahnen sehr gefördert. Ein Land, in dem Eile und Schnelligkeit die Parole ist, muß mit einem dichten Netz von Verkehrswegen übersponnen sein. Der Kanäle giebt es über hundert. So verbindet der 80 M. lange Eriekanal New-York mit den canadischen Seen, der Pennsylvaniakanal den Susquehannah und Ohio u. s. w. Auf den natürlichen und künstlichen Wasserstraßen bewegen sich über 400 Dampfschiffe. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen betrug am 1. Januar 1857: 24,476 englische Meilen. Die längsten Bahnlinien laufen von Norden nach Süden von Augusta in Maine bis Charleston, von Milwaukee bis New-Orleans; von Osten nach Westen: von Boston, Washington und New-York bis nach St. Louis. Die große Bahn von Californien über das Felsengebirge und die Savannen und Prairien bis zum Mississippi ist seit 1850 ins Auge gefaßt.[1]) Bis

1) Der Kriegssecretär hat dem Congreß fünf Routen vorgelegt (Petermann, Mittheilungen 1856, S. 77.): 1. Von St. Paul in Michigan nach Vancouver und Seattle, nahe dem 47° und 48° Br. Länge: 2025 engl. Meilen. Höchster Punkt: 6044'. Kosten: 130 — 131 Mill. Doll. 2. Von Council Bluffs über den Südpaß nach Benicia, nahe am 41—42° Br. 2032 M. 8373'. 116 Mill. Doll. 3. Von Westport nach S. Francisco, nahe am 38—39°, in zwei Directionen, 2080 und 2290

jetzt muß eine Karawanenstraße von Monterey über Santa Fe nach St. Louis den Schienenweg ersetzen.

Nach der Constitution vom 17. September 1787 bildet die Union einen Bund von Freistaaten, welche die Angelegenheiten, die das Gesammtwohl aller Staaten betreffen, einer Unionsregierung übertragen haben.

Der Congreß der Vereinigten Staaten hat die gesetzgebende Gewalt. Er besteht aus dem Senat und dem Repräsentantenhause. Die Mitglieder beider Häuser erhalten Reisekosten und 8 Dollars tägliche Diäten und sind während der Sitzung und der Hin- und Herreise zum Congreß unverletzlich. Alle Bundesgesetze müssen von beiden Häusern des Congresses berathen und mit Stimmenmehrheit angenommen werden. Krieg und Frieden, Verträge mit fremden Staaten, Vermehrung von Heer und Flotte, alle Abgaben, Zölle und Steuern, Münze, Maß und Gewicht, Privilegien und Patente, Aufnahme neuer Staaten u. s. w. gehören zum Ressort des Congresses. Der Congreß muß sich, wenn er nicht durch den Präsidenten außerordentlicher Weise berufen worden, am Sitz der Regierung zu Washington wenigstens einmal im Jahre, nämlich am ersten Montage des Decembers versammeln. Kein Haus darf sich ohne Zustimmung des andern auf länger als drei Tage vertagen, eine gänzliche Auflösung kann nicht stattfinden. Jedes Haus setzt seine Geschäftsordnung selbst fest, kann seine Mitglieder wegen ungebührlichen Benehmens bestrafen, mit zwei Drittel der Stimmen ein Mitglied ausstoßen. Kein Unionsbeamter kann Mitglied eines oder des andern Hauses werden, so lange er im Amte ist. Der Senat ist aus zwei Senatoren von jedem Staate zusammengesetzt, die von den Legislaturen der einzelnen Staaten auf sechs Jahre gewählt sind. Jeder Senator hat eine Stimme. Er muß dreißig Jahre alt, neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten, und zur Zeit seiner Wahl Einwohner des Staates sein, von dem er gewählt wird. Präsident des Senats ist der Vicepräsident der Vereinigten Staaten. Das Haus der Repräsentanten besteht aus (gegenwärtig 234) Abgeordneten der verschiedenen Staaten und aus Abgeordneten (Delegates) der organisirten Territorien, welche letztere mitberathen, aber nicht mitstimmen dürfen. Die Repräsentanten werden auf zwei Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten nach dem in jedem derselben bestehenden Wahlverfahren gewählt. Jeder Repräsentant muß das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben, sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen, und zur Zeit Einwohner des Staates sein, für den er gewählt wird. Früher wurde für je 30,000 Köpfe, dann für 40,000 u. s. w., für den 28. Congreß von 1842 für 70,680, jetzt für 93,423 Köpfe ein Repräsentant gewählt, ein überzähliger für den

---

M. 10,032′. Kosten unerschwinglich. 4 Von Fort Smith nach S. Pedro oder S. Francisco, nahe am 35°, in zwei Linien, 1892 und 2174 M. 7472′. 169 Mill. Doll. 5. Von Fulton nach S. Pedro oder S. Francisco, nahe am 35°, in zwei Linien, 1618 und 2059 M. 5717′. 68 und 93 Mill. Doll.

Rest der Bevölkerung, wenn derselbe die Hälfte jener Zahl übersteigt, wobei fünf Sklaven als drei Personen gerechnet wurden. Das Haus wählt seinen Sprecher, seine übrigen Beamten und sieben stehende Ausschüsse. Alle Abgabenbills werden von den Repräsentanten votirt; der Senat kann Aenderungen vorschlagen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat die vollziehende Gewalt. Er wird zur Sicherung gegen etwaigen monarchischen Ehrgeiz auf vier Jahre gewählt, und zwar, wie auch der auf die gleiche Zeit gewählte Vicepräsident durch mittelbare Volkswahlen, indem in jedem Staate das Volk die Wahlmänner wählt, und zwar so viele, als der Staat Senatoren und Repräsentanten zum Congreß sendet. Kein Senator oder Repräsentant, oder irgend ein Beamter der Union kann Wahlmann sein. Die Wahlmänner jedes Staates bezeichnen zwei Personen, von denen wenigstens eine nicht ihrem Staate angehört. Die Namen dieser, sammt der Zahl der ihnen zu Theil gewordenen Stimmen, werden dem Präsidenten des Senats eingesandt. Dieser öffnet in Gegenwart des Senates und des Repräsentantenhauses alle Berichte, worauf die Stimmen gezählt werden. Wer die meisten Stimmen hat, wird Präsident, falls die Anzahl dieser Stimmen die Mehrheit aller Wahlmänner ausdrückt. Bei Stimmengleichheit erwählt das Repräsentantenhaus sogleich durch Kugelung den Präsidenten. Hat Niemand eine Mehrheit, so wählt dasselbe Haus der Repräsentanten unter den fünf die meisten Stimmen Zählenden. In jedem Falle ist derjenige, der nach dem Präsidenten die meisten Stimmen hat, Vicepräsident. Bei gleicher Stimmenzahl der zwei dem Präsidenten zunächst Folgenden erwählt der Senat den Vicepräsidenten durch Kugelung. Bei der Präsidentenwahl kommen die ärgsten Wahlumtriebe, Bestechungen u. s. w. vor. Niemand kann Präsident oder Vicepräsident werden, der nicht ein eingeborner Bürger der Union ist, das Alter von fünfunddreißig Jahren erreicht hat und vierzehn Jahre innerhalb der Union ansässig gewesen ist. Der Präsident hat das Prädicat Excellenz, erhält einen Jahresgehalt von 25,000 Doll. und das Weiße Haus zu Washington als Residenz, der Vicepräsident einen Jahresgehalt von 5000 Dollars. Die Rechte des Präsidenten sind fast dieselben, wie die eines constitutionellen Fürsten; jedoch kann der Präsident Tractate nur mit Beistimmung von zwei Dritteln des Senats sanctioniren, Civil- und diplomatische Beamte nur unter Beirath des Senats ernennen. Bills, die von beiden Häusern angenommen sind, erhalten durch die Sanction des Präsidenten gesetzliche Kraft. Verweigert er unter Angabe von Gründen seine Beistimmung,[1]) so wird noch einmal abgestimmt und wenn zwei Drittel der Häuser für die Bill stimmen, so gilt sie factisch als Gesetz. Der Präsident übt auch das Begnadigungsrecht, außer bei

1) Von diesem Rechte des Veto haben die Präsidenten nur selten Gebrauch gemacht, Washington zweimal, Madison viermal, Monroe einmal, Jackson fünfmal, Tyler dreimal.

Anklagen gegen die Staatsverwaltung. Der Präsident ist unverletzlich, aber absetzbar, Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte, und kann noch einmal gewählt werden.[1])

Die oberste richterliche Behörde der Union ist der Obergerichtshof (Supreme Court), welcher vom ersten Montag im December ab in Washington seine Jahressitzung hält. Die Circuit-Courts werden unter dem Vorsitze je eines Richters des Obergerichtshofes und eines Bezirksrichters zweimal jährlich in jedem Staate gehalten. Man zählt jetzt neun große Gerichtsdistrikte für die Circuit-Courts: 1. Delaware, Maryland, Virginien. 2. Ohio, Indiana, Illinois, Michigan. 3. Nord- und Südcarolina, Georgien. 4. Kentucky, Tennessee, Missouri. 5. Missisippi, Arkansas. 6. Vermont, Connecticut, New-York. 7. New-Jersey, Pennsylvanien. 8. Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island. 9. Alabama, Louisiana. — Florida, Texas, Iowa, Wisconsin sind noch keinem Circuithofe zugetheilt. Die Constitution, die Gesetze der Vereinigten Staaten und die Staatsverträge bilden das höchste Gesetz des Landes, durch welches die Richter jedes einzelnen Staates gebunden sind, was auch immer in der Verfassung oder in den Gesetzen irgend eines Staates entgegenstehen mag. Geschwornengerichte mit geheimer und öffentlicher Verhandlung entscheiden alle Criminalfälle. Persönliche Freiheit und Heiligkeit des Hauses werden bis an die Grenze des Möglichen respectirt.

Die Geschäfte der vollziehenden Gewalt besorgt das Cabinet in Washington, das aus sieben Mitgliedern besteht, welche den Titel Secretäre führen: aus dem Staatssecretär (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), dem Schatzsecretär, dem Kriegssecretär, dem Marinesecretär, dem Generalpostmeister, dem Generalstaatsanwalt (Attorney-General) und (seit 1849) dem Secretär des Departements des Innern (Home Department). Dieselben werden von dem Präsidenten mit dem Beirath und der Zustimmung des Senats ernannt, können aber von dem Präsidenten jederzeit ihres Amts entlassen werden. Der Präsident ist nicht gehalten, der Meinung eines Cabinets zu folgen, noch sind die Mitglieder des Cabinets für die Handlungen des Präsidenten verantwortlich.

Die Finanzen der Vereinigten Staaten bilden einen besonders oft wiederholten Ton in der Jubelhymne der Amerikaner. Die Einnahmen

---

1) Bisherige Präsidenten der Union: 1) G. Washington aus Virginia, 30. April 1789 bis 4. März 1797. 2) John Adams aus Massachusetts, Amtsantritt am 4. März 1797. 3) Th. Jefferson aus Virginia, 4. März 1801. 4) James Madison aus Virginia, 4. März 1809. 5) James Monroe aus Virginia, 4. März 1817. 6) John Quincy Adams aus Massachusetts, 4. März 1825. 7) Andrew Jackson aus Tennessee, 4. März 1829. 8) M. Van Bueren aus New-York, 4. März 1837. 9) W. H. Harrison aus Ohio, 4. März 1841. 10) John Tyler aus Virginia, 4. April 1841. 11) J. K. Polk aus Tennessee, 4. März 1845. 12) Zachary Taylor aus Louisiana, 4. März 1849. 13) Millard Fillmore aus New-York, 9. Juli 1850. 14) Fr. Pierce aus New-Hampshire, 4. März 1853. 15) James Buchanan aus Pennsylvanien, 4. März 1857 (Vicepräsident James Breckenridge aus Kentucky). 16) Abraham Lincoln aus Illinois, 4. März 1861 (Gegenpräsident der Südstaaten Jefferson Davis, 1865 gefangen). 17) A. Johnson aus Tennessee, 15. April 1865. Von diesen 17 Präsidenten sind bis jetzt drei während ihrer Amtsdauer gestorben: Harrison (9), Taylor (12) und Lincoln (16), und es sind demgemäß drei Vicepräsidenten als Präsidenten eingetreten.

fließen, seitdem 1818 alle inneren Taxen aufgehoben, vornehmlich aus den Zollauflagen auf die durch fremde und amerikanische Schiffe eingeführten fremden Produkte, aus Hafengeldern und aus dem Verkauf von Staatsländereien (Congreßland) und aus Anleihen. Alle Jahre wird ein gewisser, vom Präsidenten bestimmter Theil der Staatsländereien, aber nicht unter $1\frac{1}{4}$ Doll. für den Acre, gegen baare Zahlung verkauft. Die Einnahme betrug für die Finanzperiode vom 1. Juli 1855 bis 30. Juni 1856 über 92 Mill. Doll., die Ausgabe über 72 Mill. Doll. Sie bestreitet die Civilliste des Präsidenten, die Kosten für den Congreß, für Heer und Flotte u. s. w. Die Totalsumme der Staatsschuld, welche 1835 ganz getilgt war, aber durch die Handelskrise von 1837, die mexikanischen Kriege, Entschädigung für Texas wieder gestiegen ist, betrug am 15. November 1856: 30,963,909 Dollars. Die Schulden der Einzelstaaten am 1. Januar 1856: 181 Mill. Doll. fundirte, 56 Mill. Doll. besondere Schuld, Vermont, Rhode-Island, Delaware, Nordcarolina, Florida, Wisconsin sind ganz ohne Schulden.[1] Durch den vierjährigen Krieg der Unionsstaaten mit den Conföderirten ist diese Schuld 1865 auf etwa 2,783,437,000 Doll. angewachsen, wovon die Jahreszinsen sich auf etwa 125 Mill. Doll. belaufen. Die Summe der Noten, die in Circulation sind, beträgt 659,160,569 Dollars.

Das reguläre Heer (Army) ist in Friedenszeiten (1856 bewilligt 17,894 Mann, wirklicher Bestand 15,563 Mann) klein und kaum hinreichend zur Besetzung der festen Plätze und Forts; dennoch sieht es das Volk als ein mögliches Werkzeug der Unterdrückung an und überwacht es mit sorglichem Auge. Es besteht aus angeworbenen Amerikanern und Nichtamerikanern (Deutsche, Irländer und Polen), die ein Handgeld von 30—200 Dollars erhalten und auf fünf Jahre capituliren müssen. Oberbefehlshaber ist, wie bemerkt, der Präsident, der aber niemals, selbst bei Paraden und Revuen nicht, in Uniform, sondern immer im Frack erscheint. Die Verwaltung hat der Secretary of War, der selbst keinen militärischen Rang besitzt. Für Kriegszeiten wird die Armee auf jedesmalige Bewilligung des Congresses durch außerordentliche Werbungen vergrößert; daneben rechnet man für den Fall eines auswärtigen Kriegs auf die Miliz, die auch bei innern Aufständen und zuweilen auch bei Grenzkriegen mit den Indianern aufgeboten wird. Die Officiere werden in der Militärakademie zu Westpoint gebildet. Die Union ist in militärischer Hinsicht in fünf Militärcommandanturen, und diese wieder in elf Militärdistrikte getheilt. Departement des Ostens (alles Land im Osten des Mississippi). Hauptquartier Baltimore. Achtundvierzig Forts, meist zur Beschützung

1) Durchschnittlich kommen auf den Kopf in Amerika gegen 4 Thlr. Steuern, in Preußen 6 Thlr., in Frankreich $11\frac{1}{3}$ Thlr., in England $14\frac{1}{3}$ Thlr. Zieht man aber 3 Mill. Sklaven ab, die keine Steuern bezahlen, so erscheint die Regierung der Union wenigstens nicht wohlfeiler als die der deutschen Staaten.

der Hafenplätze an den Küsten. Departement des Westens (alles Land zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge, mit Ausnahme von Texas und Neu-Mexiko). Hauptquartier Fort Leavenworth in Kansas. Sechzehn Forts. Departement Texas. Hauptquartier San Antonio. Vierzehn Forts. Departement Neu-Mexiko. Hauptquartier Santa Fe. Zehn Forts. Departement des stillen Oceans. Alles Land im Westen der Felsengebirge mit Ausnahme der Gebiete Utah und Neu-Mexiko. Hauptquartier Benicia in Californien. Dreizehn Forts. Alle bedeutenden Häfen an der atlantischen Küste und an den Ufern der großen Seen sind durch starke Festungswerke vertheidigt. Die Miliz, ein Institut, das so alt ist als die Ansiedlungen selbst, zählte Ende 1856: 51,067 commissionirte Officiere und 1,885,562 nicht commissionirte Officiere, Spielleute, Gemeine, und zerfällt in Infanterie, Jäger, Schützen, Dragoner und Artillerie, die in Compagnien, Regimenter und Brigaden getheilt sind. Zum Dienst in der Miliz ist jeder Bürger meist vom achtzehnten bis fünfundvierzigsten Jahre verpflichtet. Geistliche, Lehrer, Richter, Advokaten, Matrosen sind frei. Ihre Organisation u. s. w. ist in Friedenszeiten Sache der Einzelnstaaten. Oberbefehlshaber in jedem Staate ist der Gouverneur; im Kriege steht sie unter dem Präsidenten und erhält Waffen und Sold von der Union. Im Freiheitskriege, als es sich noch um die zu erringende Selbstständigkeit handelte, haben diese Milizen tapfer gefochten, dagegen sich im Kriege von 1814 wenig bewährt.[1])

Die Flotte (Navy) gilt als die eigentliche „hölzerne Mauer"[2]) der Union. Sie zählte Ende 1856: 10 Linienschiffe, 13 Fregatten, 19 Schaluppen, 3 Briggs, 1 Schooner, 10 Schraubendampfer, 9 Räderdampfer, 6 Proviantschiffe, zusammen 74 Schiffe mit 2242 Kanonen. Das Flottenofficiercorps bestand aus 65 Capitänen, 97 Commodores, 327 Lieutenants, 69 Sergeanten. Das Marinecorps, in eine Brigade formirt, zählt 13 Capitäne, 19 Premierlieutenants, 20 Secondelieutenants und 1100 nicht commissionirte Officiere, Spielleute und Gemeine. Als Oberbefehlshaber gilt auch hier der Präsident. Die

1) Auf eine Darstellung der erstaunlich schnellen Entwicklung des Heerwesens während des letzten großen Kriegs zwischen den Nordstaaten und den Conföderirten müssen wir für den Augenblick noch verzichten, da sich gegenwärtig noch nicht klar erkennen läßt, in welcher Weise sich nach vollständiger Wiederherstellung des Friedens die Militärverhältnisse regeln werden. Die Schlachten des Bürgerkrieges hatten meist einen sehr mörderischen Charakter, man focht mit großer Tapferkeit und ohne jegliche Schonung des Menschenlebens. Die Schwierigkeiten des Terrains, das öfters pfadlose Wildniß war, trug auch dazu bei, dem Kriege einen wilden Charakter zu verleihen. Diese Wildheit und Gefühllosigkeit trat aber besonders in der Behandlung der Gefangenen an den Tag. Die von einem Theil Europa's bewunderten „Helden" und „Staatsmänner" in Richmond hatten beschlossen, die numerische Ungleichheit zwischen ihren Streitkräften und denen der Union wenigstens theilweise dadurch auszugleichen, daß sie die auszuwechselnden Gefangenen dienstuntauglich machten. Diese entsetzliche „Politik" der Conföderationsregierung wurde dann von Scheusalen wie Würz, General Winder, Dick Turner, dem Kerkermeister des Libbygefängnisses, mit unglaublicher, aber durch genaue Untersuchung constatirter Rohheit praktisch durchgeführt.

2) Die neuesten Panzerschiffe, die schwimmenden Batterien mit drehbarem Thurm, die Kanonenboote mit dicker Eisenwandung u. s. w. lassen freilich diesen Ausdruck kaum noch zulässig erscheinen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Marine der Vereinigten Staaten nicht blos für Handelszwecke (Auffindung kürzerer Seelinien [Maury], Erzielung großer Geschwindigkeit u. s. w.), sondern auch für den Krieg Bedeutendes geleistet hat.

Flotte ist in sechs Geschwader getheilt, die von Geschwadercommandeurs (Commodores) befehligt sind und nach ihren Stationen benannt werden: das Geschwader der Heimath oder des atlantischen Oceans, in den Gewässern von New-Foundland bis zur Mündung des Marañon; das der Küste von Brasilien, von da bis zum Cap Hoorn; das des stillen Oceans; das des mittelländischen Meeres; das der Westküste von Afrika; das ostindische.

Das **Wappen** ist ein Adler in brauner Naturfarbe, der in der einen Klaue ein Bündel Pfeile, in der andern einen Oelzweig hält, und dessen Brust ein in zwei Felder getheilter Schild bildet, dessen oberes Feld blau ist und dessen unteres silbernes Feld sechs senkrechte Balken durchschneiden. Im Schnabel hält der Adler ein Band mit der Inschrift: E Pluribus Unum; umgeben ist er von dreizehn weißen Sternen (der Zahl der ersten Staaten der Union). Nach andern Angaben trägt der Adler das Sternenschild auf der Brust. Die **Flagge** ist siebenmal roth und weiß horizontal gestreift. In der obern Ecke ist ein kleines Quadrat mit so vielen weißen Sternen, als die Union Staaten zählt.

Jeder Staat der Union bildet ein für sich bestehendes Ganzes und zerfällt in **Counties** (Grafschaften). Der sehr nach Monarchischem schmeckende Name bedeutet nur so viel wie Kreis oder Bezirk. Jede County wird in **Townships** oder Stadtgemeinschaften getheilt, welche häufig aus einer einzigen Stadt bestehen, häufig aber auch mehrere Ortschaften umfassen.[1]) Die Hauptstädte der Staaten, oft in der Mitte derselben gelegen, sind fast nie die größten Wohnplätze, aber die Sitze der Behörden und die (auch 1848 in Europa so wenig gehuldigte) Klugheit, mit der man städtische Corporationen dem Einflusse großer Städte entzieht, ist nicht genug zu rühmen. Die Verfassungen der Einzelstaaten sind mehr oder weniger nach dem Muster der Bundesverfassung gebildet und innerhalb ihrer eigenen Grenzen souverän, so weit sie nicht mit der Constitution der Union in Widerspruch stehen. Es darf kein Staat ein Bündniß schließen, Patente ertheilen, Papiergeld ausgeben, Münze schlagen, Maß und Gewicht reguliren, Zölle und Tonnengelder erheben, Krieg führen (ausgenommen, wenn er unvermuthet angegriffen wird), keiner mehr Truppen und Schiffe halten, als der Congreß für nöthig hält. Die gesetzgebende Gewalt hat ein **Congreß** (General Assembly), der aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten besteht. Die vollziehende Gewalt übt der vom Volke auf zwei bis zehn Jahre gewählte **Gouverneur**, den ein Vicegouverneur vertritt. Die **richterliche** Gewalt ist einem Obergerichtshof und Untergerichten übertragen.

Die Verfassungen der organisirten **Territorien** (Bundesgebiete), die als Nationaleigenthum der Vereinigten Staaten angesehen werden,

1) Verwechselung der Städte und Townships bringt in die Bevölkerungsangaben mancherlei Verwirrung. Für County wird später die Abkürzung Ct. gebraucht werden.

gehen vom Congreß und dem Präsidenten des Bundes aus. Den Gouverneur und die Beamten eines Territoriums ernennt der Präsident mit Zustimmung des Senats auf drei Jahre. Ihnen stehen zur Seite der Secretary, Chief Justice, Associate Justice, Attorney und Marshal. Den Staatsrath oder die gesetzgebende Versammlung (Senat und Repräsentantenhaus) wählen die wahlberechtigten Einwohner; aber alle Gesetze desselben müssen vom Congreß gutgeheißen werden. Jedes Territorium darf zwei Abgeordnete, die Sitz aber keine Stimme haben, zum Congreß senden. Die Aufnahme eines Territoriums unter die Staaten der Union geschieht durch den Congreß, wenn dasselbe eine bestimmte Einwohnerzahl erreicht hat. Diese Zahl ändert sich in Maßgabe der steigenden Bevölkerung. Früher betrug sie 60,000 Köpfe.

Der Bundesdistrikt Columbia steht unter der unmittelbaren Verwaltung der Bundesregierung.

Die Wohnplätze zerfallen in Städte, Dörfer, Townships und einzelne Farmen und Ansiedlungen.

Die amerikanischen Städte sind nach der Schablone der Regelmäßigkeit angelegt und bestehen aus Quadraten oder Blocks. Die Straßen werden oft nur durch Nummern bezeichnet. Die Häuser sind theils aus Backsteinen, theils nur aus Holz gebaut. Die ersteren sind nur selten berappt oder auch nur angestrichen; sie zeigen fast durchgängig den nackten rothen Backstein mit glatt gestrichenen Kalkfugen. Die Holzhäuser, die in jungen und kleinen Städten häufiger sind, haben fast immer einen Anstrich von weißer, zuweilen von gelber Oelfarbe, sind häufig mit Säulengängen (Verandas) und grünen Jalousien versehen und nehmen sich sehr hübsch aus. Selbst unter den überall zahlreichen Kirchen sind viele bis zur äußersten Thurmspitze ganz von Holz erbaut und ebenso angestrichen und mit den grünen Fensterläden versehen. Die Dächer der steinernen Gebäude sind nicht mit Ziegeln, sondern mit Zink, Kupfer oder Schiefer, die hölzernen mit Schindeln gedeckt. Die Häuser haben fast immer drei Fenster Front, unten an der einen Seite die Thür, an der andern zwei Fenster. Der Unterschied zwischen den Häusern der Reichern und Aermern liegt blos in der Anzahl der Stockwerke, in größerer Breite, Tiefe und Höhe, so wie im Vorhandensein von Kellerwohnungen. Zwei und drei Stockwerke sind das Gewöhnliche, vier und fünf nichts Seltenes. Die Dachräume sind immer zu Wohnungen eingerichtet. Die Kellerräume, worin vorzugsweise die Küche mit ihrem Zubehör, außerdem aber auch Wohngelaß enthalten ist, haben einen besondern Eingang von der Straße, zu dem einige Stufen hinabführen, und der sich unter der aufgemauerten Treppe zu dem etwas hoch gelegenen Eingange in das Parterre befindet. Auch die innere Einrichtung der Häuser ist übereinstimmend. Neben der Hausthür im Parterre ist das Parlour, das Sprechzimmer, wo man Fremde empfängt. Hausflur und Treppen sind schmal, mit Teppichen belegt, wie alle Räume des Hauses; nur

in ganz ärmlichen Verhältnissen fehlt dieser Luxus. Gebrauch ist, daß ein Haus nur von einer Familie bewohnt wird; wer eine Familienwohnung miethet, der miethet ein ganzes Haus. Nicht selten gehört eine ganze Reihe gleichmäßig gebauter Häuser einem Besitzer, der die einzelnen Häuser als eben so viele einzelne Wohnungen vermiethet. Die Kirchen sind meistentheils in einfachen geraden Linien gebaut, ein Viereck mit einem Thurme an dem einen Giebel; doch zeigen viele auch Nachahmungen aller möglichen Baustile, oft sogar in buntem Gemisch, selten glücklich. Aehnlich verhält es sich mit größeren Gebäuden zu Staats- oder städtischen Zwecken. Sehr beliebt sind in den amerikanischen Städten die überbauten Markthallen von solcher Geräumigkeit, daß der ganze Marktverkehr unter ihnen Raum findet. Die Straßen sind, wenn sie hinlängliche Breite haben, meist mit Bäumen bepflanzt, fast immer mit sehr guten Seitenwegen für die Fußgänger versehen, über denen vor allen Läden Zelttücher ausgespannt sind. Da die amerikanischen Städte gewöhnlich nach einem großartigen Plane angelegt werden, so fehlt es in den meisten nicht an noch unbebaut liegenden Plätzen. So braucht man denn in den meisten, zumal den jüngeren Städten der Union die eine, unermeßliche Straße, die gewöhnlich den Mittelpunkt eines riesenhaften Verkehrs bildet,[1]) mit ihren gewaltigen Häusern, Gasthöfen und Magazinen, nur um wenige Schritte seitwärts liegen zu lassen — und man gelangt in stille, freundliche, mit Alleen bepflanzte Straßen, zu Häusern, die, von weiten Gärten umgeben und durch dieselben getrennt, mit aller städtischen Pracht und Feinheit und in der nächsten Nähe städtischer Arbeit, städtischen Lebens und Gewühles doch manche der Reize des Landlebens bieten. Andere noch völlig unbebaute Stellen bieten mit ihrem Wechsel von Schutthaufen, Pfützen und Unkraut einen widerwärtigen Anblick.

Auf dem Lande wohnt jeder mitten auf seinem Besitzthume, das entweder mit einer niedrigen Mauer von losen Steinen, oder mit einem Holzzaune (Fence) umgeben ist. So bilden sich keine zusammenhängenden Dörfer, sondern überall (wo die Bevölkerung schon ziemlich dicht ist) sieht man einzelne Häuser, und dazwischen Alles, Ebene, Berg, Wald, Wiese von jenen Mauern oder Zäunen durchschnitten. Diese sind nicht allein dem Reize der Landschaft für das Auge in hohem Grade nachtheilig, sondern verkümmern auch den anderweitigen Genuß derselben, da sie jeden freien Schritt seitab des Weges verhindern.

Bei dem raschen Entstehen einer großen Anzahl neuer Wohnplätze in Amerika hat sich der Uebelstand ergeben, daß sehr vielfach ein und derselbe Name für verschiedene Ortschaften in Anwendung gekommen ist, um so mehr, da man die Städte meistentheils entweder nach bekannten Städten oder auch Ländern der alten Welt, oder auch mit

---

1) Kohl: Jede amerikanische Stadt schafft sich ihren Broadway, wie jeder Thierembryo seinen Rückgrat oder seinen Darmkanal.

den Namen berühmter Männer irgend eines Zeitalters zu benennen liebt, oder auch Vornamen, Namen von Göttern, Tugenden, Thieren und sonst allerlei Beliebiges zu Städtenamen stempelt. So reicht denn oftmals die Beifügung der Anfangsbuchstaben des Staates zur Unterscheidung nicht aus. So ist es erklärlich, wie es im Jahre 1855 in der Union 5¼ Mill. unbestellbare Briefe geben konnte. Es giebt beispielsweise 164 Orte Washington, 71 Jefferson, 55 Perry, 32 Clay, 25 York, 24 Troja, 22 Concord, 21 Lafayette, 19 Hanover, 18 Manchester, 18 Oxford, 17 Dover u. s. w., ferner in geringerer, aber immer noch nicht unansehnlicher Menge Namen wie Canaan, Eren, Goshen, Napoleon, Alexander, Aurora, Friendship, Belvedere, Kossuth, Ypsilanti u. s. w.

Nach dem Census von 1850 gab es 150 Städte über 5000 Einw. Noch immer überwiegt die ländliche Bevölkerung weit die städtische und alle Großstädte übertreffen zusammen wenig die Bevölkerung von London. Die eine Reihe der Großstädte zieht sich von Boston, „der Mutter der amerikanischen Städte,“ am atlantischen Ocean südwärts bis Washington, die andere westwärts der Seen und dann über Albany, Buffalo, Milwaukee und den Ohio entlang über Pittsburg und Cincinnati bis St. Louis. Charleston und New-Orleans liegen sporadisch.

Von besonderem Interesse ist es und in dieser Weise nur in den Vereinigten Staaten zu beobachten, wie rasch aus unzugänglicher Waldwildniß blühende Cultur hervorwächst.

Von den Wäldern, die noch einen großen Theil des Staatsgebietes einnehmen, wird bei steigendem Anbau immer mehr in Ackerland verwandelt. Den Urwaldboden untersuchen zuerst die Wegsucher oder Pfadfinder, Pioneers, auch Trappers, kühne Jäger, die, dem Hunger und dem Wetter trotzend, in das Innere der Wälder dringen, sich Hütten von Zweigen bauen und einige Zeit unter den Indianern verweilen. Haben nun die Jäger einen günstigen Platz zum Anbau gefunden, so rücken ihnen die Ansiedler [Backwoodmen, d. i. Hinterwäldler [1])] nach und bauen zuerst ein Blockhaus wo kein Nagel, selbst das Schloß und die Angel nicht, von Eisen ist; dabei eine Fence für das Vieh. Handwerker giebt es im Walde nicht, der Ansiedler muß die Geschäfte des Maurers und Zimmermanns selbst übernehmen; doch leisten die Nachbarn willig Beistand. Nun geht es an die Urbarmachung des Bodens. Auch hier ist er auf sich und seine Familie angewiesen, denn in Amerika kann man nicht so leicht Knechte und Mägde in Dienst nehmen als in Europa, oder sie würden

2) Squatters, d. i. eigentlich Niederkauere heißen solche Ansiedler, welche sich ohne Berechtigung auf fremdem oder Congreßlande niederlassen, vorn wo sie natürlich weichen müssen, wenn der wirkliche Eigenthümer erscheint.

für den angehenden Farmer unerschwinglichen Lohn fordern. Die Bäume zu roden wäre viel zu beschwerlich; man macht unten Einschnitte, an denen sie absterben. Der Pflug geht dann um ihre Stümpfe herum. Ohne Düngung trägt der Boden gegen dreißig Jahre reichlich; an 4—5 Morgen hat eine Familie genug. Die ersten zwei Jahre muß der Ansiedler wie ein Lastthier arbeiten und allen Entbehrungen trotzen, bis alsdann glückliche Ernten und der Zuwachs seiner Hausthiere ihm Zeit und Mittel verschaffen, an eine gemächlichere Einrichtung zu denken. Ein bequemeres Gebäude wird in der Nachbarschaft des bescheidenen Blockhauses aufgebaut, die Gegend belebt sich durch die mit Pflug und Axt bewaffnete Pionierschaar nachrückender Ansiedler, um den lange gefesselten Erdboden aufzufurchen und seine ergiebigen Gefilde zum Unterhalte des menschlichen Geschlechtes auszubeuten.

Ist nun eine Gegend von vielen Ansiedlern besetzt, so wird sie von der Regierung zum Gebiet erhoben. Es erscheinen von ihrer Seite Feldmesser, welche die Grenzen abstecken, das Ganze in große Quadrate (Townships, vgl. S. 759.) theilen und diese mit Zahlen bezeichnen. Der sechzehnte Theil dieser Townships wird mit seinen Einkünften für den öffentlichen Unterricht bestimmt. Nun kommen höhere Beamte, welche zuerst auch keine andere Residenz als ein Blockhaus haben. Die Anlagepunkte für die Städte werden genau bestimmt, die Pläne entworfen und auf dem Papier ist eine Stadt mit Straßen, Plätzen und Kirchen fertig, die in der Wirklichkeit noch kaum zu sehen ist. Manche solche neue Städte wachsen dann sehr rasch; es siedeln sich Handwerker aller Art an, es entsteht Buchdruckerei und Zeitung, und die neue Stadt ist fertig. Ehe der einsame Ansiedler sich dessen versieht, wohnt er inmitten einer bevölkerten Gegend, und seine Produkte finden einen nahen inländischen Markt.

§. 18.

Die Staaten und Gebiete der Union.

Die Staaten der Union könnten nach verschiedenen Prinzipien angeordnet und aufgezählt werden. Im Hinblick auf physische Verhältnisse würden wir die Staaten der Alleghanyterrasse, des Mississippibeckens und der Küste des stillen Oceans unterscheiden. Im geschichtlichen Gange müßte man mit den dreizehn alten Staaten beginnen und mit Minnesotah und Oregon endigen. Aber der Gegensatz zwischen Staaten mit und ohne Sklaverei ist noch vor Kurzem ein so wichtiger und bedeutungsvoller gewesen, daß wir auch jetzt noch mit Berücksichtigung desselben zwei Hauptgruppen aufstellen. Die oben erwähnten Principien der Anordnung können nur bei weiterer Unterscheidung der beiden Hauptklassen in Anwendung kommen.

I. Staaten ohne Sclaverei.

A. Die Staaten von Neu-England.[1])

Diese nordöstlichen, an Flächenraum geringen, doch meist stark bevölkerten Staaten (3100 □M., 3 Mill. Einw.) bilden den geschichtlichen Kern, das Stammland der Union, in dem sich „die puritanischen Pilgerväter" zuerst angesiedelt haben. Hier findet sich noch ein gutes Stück von dem Amerika des vorigen Jahrhunderts. Die europäische Einwanderung neuerer Zeit ist hieher am wenigsten vorgedrungen, der ächte Charakter der alten Anglo-Amerikaner am meisten conservirt. Die alte puritanische Frömmigkeit, der englische Sinn für Häuslichkeit, saubre Behaglichkeit u. s. w. haben hier ein noch wenig unterwühltes Terrain. Und weil der Schwerpunkt der Union jetzt in andern Staaten liegt, begegnet man weniger den wüsten Schattenseiten amerikanischer Zustände. Die Unruhe, welche sich sonst in den amerikanischen Ortschaften auf und ab treibt, schlägt hier leisere Wellen, die wilde Jagd eines fieberhaft im Materialismus befangenen Lebens kläfft und heult hier nicht so außerordentlich vernehmbar.

Die Deutschen bilden in Neu-England keinen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung, und ihre Anzahl mag 30—40,000 nicht übersteigen. Die meisten, gegen 6000, leben in Boston.

1. Maine, der nordöstlichste Staat der Union, bildet ein Stück des akadischen Plateaus. Zahlreiche Fiorde, vorgelagerte Inseln, hohe, steile und zerrissene Küsten, eine Menge Seen erinnern an norwegische Natur; die in gerader Linie etwa 62 Meilen lange Küste ist in der Wirklichkeit neunmal so lang; der sechste Theil der Oberfläche ist Wasser. Im Innern ausgedehnte Waldung. Das Klima hier schon strenge und excessiv (zwischen — 25 und + 29° R.) und Maine der kälteste Staat der Union. Den Namen empfing nach gewöhnlicher Angabe das Land unter Karl I. zu Ehren seiner Gemahlin, die in der französischen Provinz Maine Besitzungen hatte und vor ihrer Vermählung den Titel Prinzessin von Maine führte. Da jedoch bei Alten auch Main vorkommt, so vermuthet J. G. Kohl (der neuerlich über die Namen der Küstenstaaten genauere Untersuchungen angestellt), daß Main oder Mainland das Hauptland, den Continent bedeute, im Gegensatze zu den Küsteninseln. Früher ein Theil von Massachusetts wurde Maine 1820 ein besonderer Staat. Etwa 1600 □M., 653,000 Einw., worunter 2000 Farbige. Deutsche sind nur zerstreut angesiedelt. Ackerbau, Viehzucht und Handel, besonders mit dem Holze der ausgedehnten Fichtenwaldungen, beschäftigen die Mehrzahl der Bewohner. Secten überwiegen; 1847 hatten die Episcopalen zehn Kirchen und Geistliche, die Katholiken einunddreißig Kirchen und Priester. Der Staat zerfällt

---

1) Dieser Name kommt zuerst 1616 vor und wurde mit Beziehung auf den schon üblichen Namen der französischen Colonie von St. Lorenz, Neu-Frankreich, angewendet.

in dreizehn Counties und schickt sechs Deputirte zum Repräsentanten-hause.

Der Sitz der Regierung ist Augusta in der Ct. Kennebec, 10,000 Einw.; die größte Stadt Portland in der Ct. Cumberland, in malerischer Gegend an der Cascobai, mit trefflichem Hafen und bedeutendem Handel. Leuchtthurm. 28,000 Einw. In derselben Ct. Brunswick. Bangor in der Ct. Penobscot, 15,000 Einw. Bath in der Ct. Lincoln mit lebhaftem Seehandel. Der östlichste Punkt in den Ver. Staaten ist Eastport auf einer Insel der Passamaquoddy-Bai in der Ct. Washington.

2. New-Hampshire, von einem der ersten Ansiedler 1623, der früher Gouverneur in Portsmouth in Hampshire gewesen, benannt, seit 1679 eine besondere von Massachusetts getrennte Provinz. Der Staat besitzt nur einen kleinen Strich Seeküste, im Innern liebliches Hügelland der akadischen Terrasse, als „nordamerikanische Schweiz" viel besucht (Mount Washington, der malerische Winipiseogee-See). 436 □M., 340,000 Einw., worunter etwa 1000 Farbige. Die Secten haben hier entschiedenes Uebergewicht, die Episcopalen 1847 nur neun Kirchen. Der Boden eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; das Klima zeigt, wie in Maine, schroffe Gegensätze. Schwunghafte Industrie. Zehn Counties, drei Repräsentanten.

Die Hauptstadt Concord, am schiffbaren Merrimak, in der Ct. Merrimak, 9000 Einw. Die größte Stadt und der einzige, aber vortreffliche Hafen ist Portsmouth, in der Ct. Rockingham, 10,000 Einw. Dover, Exeter, Nashua, Manchester. In Hanover das alte und berühmte Dartmouth College.

3. Vermont, ein Binnenland, mit Recht das Land der grünen Berge genannt. „Der Staat besteht vornehmlich aus Berggruppen, hier ein Haufen und dort ein Haufen, und jedesmal betten sich weite bebaute Thäler dazwischen. Und diese Berge haben wirklich ein auffallend helles Grün, und bis über ihre Gipfel wogt und rauscht der Wald." Freundliche, nette, reinliche kleine Orte sind in den Thälern umhergestreut. An der Ostgrenze der St. George- oder Champlainsee. Früher machten New-Hampshire und New-York auf diesen Landstrich Anspruch, 1791 wurde indessen Vermont als selbstständiger Staat in die Union aufgenommen. 480 □M., 328,000 Einw., etwa 1000 Farbige. Die Mehrzahl der Bewohner gehört Secten an. Schaf- und Pferdezucht. Vierzehn Counties, drei Repräsentanten. [1])

Die Hauptstadt Montpellier, im nördlichen Theile, in der Ct. Washington, 5000 Einw. Burlington, in der Ct. Chittenden, die lebhafteste Stadt, am Champlainsee schön gelegen, Stapelplatz der Umgegend, welcher Waaren und Produkte entweder zum St. Lorenz oder nach Albany sendet, 6000 Einw. Middlebury in der Ct. Addison.

4. Massachusetts (wahrscheinlich aus den indianischen Worten mos = Pfeilspitze und metuset = Hügel entstanden, die einen In-

---

1) J. G. Kohl: „Vermont ist ein wahrer Doppelgänger seines östlichen Nachbarstaats New-Hampshire, dessen Gebiet ohngefähr in derselben Größe und nach derselben Proportion sich von Süden nach Norden streckt." Der Reisende vergleicht Vermont mit den Schweizer Cantonen, die am Fuße der Voralpen liegen, und findet auch in Vermonts Geschichte, seinem Unabhängigkeitskampfe mit New-Hampshire und New-York, eine auffallende Parallele mit der Geschichte einiger Schweizer Cantone.

dianerstamm bezeichneten), der „Baistaat," bestand anfangs aus zwei Colonien, der Plymouthcolonie und der Colony of the Massachusetts-Bay, welche 1685 unter eine Verwaltung gezogen wurden. Das Land zerfällt in den flachen sandigen Küstensaum, in welchen hier die Massachusettsbai eindringt, in das Thal des Connecticut und den bergigen Westen, ein Stück der Alleghanies. 367 □M. 1,134,000 Einw. mit 10,000 Farbigen. Die sectirerischen Denominationen zählen die meisten Bekenner; 1846 hatten die Episcopalen dreiundvierzig Kirchen und neunundsechzig Geistliche. Die Landwirthschaft beschäftigt den größten Theil der Bevölkerung, aber auch Industrie, Handel und Schifffahrt, Walfisch- und Stockfischfang sind wichtige Erwerbszweige. Massachusetts ist nach vielen Seiten hin noch immer der erste Staat. Viele Unterrichtsanstalten und darunter die ausgezeichnetsten der Union. Vierzehn Counties, elf Repräsentanten.

Die Hauptstadt von Massachusetts, in der Ct. Suffolk, zugleich die größte in Neu-England überhaupt und eine der bedeutendsten der Union, ist das 1630 angelegte Boston. Die eigentliche alte Stadt liegt am Ende einer Halbinsel, die sich in einen Busen der Massachusettsbai hinausstreckt. Sie hat enge und krumme, aber reinliche Straßen, einige sind mit Bäumen besetzt. Unter den hundert Kirchen (zehn episcopale, sieben katholische) ist keine architektonisch ausgezeichnet. Unter den öffentlichen Gebäuden zu nennen das Staatshaus mit vorzüglicher Kuppel. In den Straßen, besonders an dem trefflichen Hafen, ist lebhafter geschäftlicher Verkehr, aber Alles still, gesetzt, anständig. Man möchte mit Wislicenus sagen, Boston ist eine christlich anständige Stadt. Keine deutsche Polizei kann es sich besser wünschen, als sie es hier finden würde. Am Westende der schöne Park Boston-Common, für eine amerikanische Stadt ein ungewöhnlicher Vorzug! — Die Zahl der Einwohner in der eigentlichen Stadt beträgt 140,000, die Umgebung hinzugezogen 270,000. Rund um das eigentliche Boston liegen nun theils auf dem Festlande, theils auf Inseln, Städte, mit denen die Hauptstadt durch Straßen, Brücken oder Dampffähren verbunden ist. Die meisten dieser Nachbarstädte sind weitläufig gebaut und enthalten viele schöne Gärten. Die ¾ Stunden lange Washingtonstraße führt nach Roxbury, auf dem Punkte, wo die Halbinsel sich mit dem Festlande verbindet. Andere Seitenstädte sind Brookline, Cambridge, 15,000 Einw., mit einer ausgezeichneten, 1638 gegründeten Universität (Harvard University) mit einer Bibliothek von 50,000 Bänden und Sternwarte (42° 22′ 48″,₄ NB., 53° 27′ 23″,₁ WL), Charlestown, 15,000 Einw., Chelsea, Ost-Boston, Süd-Boston. Eisenbahnen setzen die Stadt mit ganz Neu-England, dem St. Lorenz, den großen Seen und dem Mississippi in Verbindung; 240 Eisenbahnzüge kommen täglich in Boston an und gehen ab. Die Stadt hat bedeutende Manufakturen in Baumwolle und Leder und betheiligt sich am Walfisch- und Stockfischfange in ausgedehntester Weise. Von großer Wichtigkeit ist der Handel mit Eis. 200,000 Tonnen werden in jeder „Eisernte" gesammelt und bis Calcutta und Canton versendet. Bei dem unebenen Terrain, auf welchem Boston liegt, gewährt die Stadt den von seewärts Kommenden einen malerischen Anblick. Die Kuppel des Staatshauses leuchtet in weite Ferne. Am Abend imponiren die langen beleuchteten Brücken. Und mit Enthusiasmus begrüßt der Amerikaner Boston. Ganz Massachusetts und die Hauptstadt im Besondern ist ihm die the cradle of the liberty, die Wiege der Freiheit. In Boston liegt Faneuil-Hall, das Marktgebäude, aus dem die verhängnißvollen Theekisten ins Meer geworfen „die Massachusettsbai in einen großen Theekessel verwandelten." Lexington

und Bunkershill, wo 1775 und 1776 die ersten Treffen geliefert wurden, liegen ganz in der Nähe; auf Bunkershill erhebt sich ein 220' hoher Obelisk aus Granit. — Franklin endlich ist in Boston geboren. Aber Boston ist auch „das Athen der Union," das jährlich 200,000 Doll. auf die Unterrichtsanstalten verwendet, viele Schulen und hundert literarische, religiöse und Wohlthätigkeitsgesellschaften besitzt. Lowell, in der Ct. Middlesex, das „Manchester der Union," hat eine großartige Baumwolleinindustrie, 35,000 Einw., und bildet nach Quentins Reiseskizzen mit ihren hohen lustigen Sälen und mit den frischen jugendlichen Mädchen, welche dort unter Aufsicht ehrbarer Wittwen wohnen, arbeiten und sich ihr Heirathsgut verdienen, das schönste Gegenstück zu dem europäischen Fabrikelend. Auch Lowell verwendet viel (jährlich 20,000 Dollars) auf seine Unterrichtsanstalten. In Lynn sind an 11,000 Individuen mit Schuhfabrikation beschäftigt. (Jährlich über 2 Mill. Paar Damenschuhe.) Salem, 20,000 Einw. Newburyport, Plymouth, New-Bedford, Worcester, Springfield, 21,000 Einw. Andover, in der Ct. Essex, mit dem ältesten und reichsten theologischen Seminar. Die unfruchtbare Sandinsel und Ct. Nantucket ist Mittelpunkt eines schwunghaft betriebenen Walfischfanges. New-Bedford, in der Ct. Bristol, 16,500 Einw.

5. Rhode-Island, nach Massachusetts der am dichtesten bevölkerte Staat der Union, der Strich um die inselreiche Narragansetbai, wurde seit 1636 angesiedelt. Der ursprünglich auf eine der vorgelagerten Inseln beschränkte Name ist ungewisser Ableitung (von der Insel Rhodus, von der rothen Erde oder einem Personennamen?). 57 □M., 167,000 Einw., darunter gegen 5000 Farbige. Die Mehrzahl der Bewohner gehört verschiedenen Secten an. Die Episcopalen hatten 1847 neunzehn Kirchen und siebenundzwanzig Geistliche. Baumwollenfabrikation, Seefahrt und Seefischerei bilden Hauptgewerbe (fünf gute Häfen); die Landwirthschaft nimmt erst die zweite Stelle ein. Fünf Counties, zwei Repräsentanten.

Die Hauptstadt Providence liegt am obern Ende der Narragansetbai und trägt den Charakter der Städte von Neu-England: hölzerne oder backsteinerne Häuser in weitläufige Straßen geordnet, nette Kirchen im englischen Typus mit spitzen Thürmen, und öffentliche Gebäude in mehr oder minder fehlerhaften Nachahmungen antiker Vorbilder. 43,000 Einw., nach Boston die bevölkertste Stadt in Neu-England und Centrum eines mehrere Hunderte von Wollen- und Baumwollenfabriken umfassenden Manufakturdistriktes. Die 1764 gegründete Browns-Universität. Newport auf der Insel Rhode, berühmter Fischmarkt, auf welchem sechzig verschiedene Arten von Fischen und Schildkröten zum Kauf ausgeboten werden. Seebäder Bristol, Pawtucket, Tiverton. Woonsocket-Falls am Blackstone-Fluß. Bristol auf einer Halbinsel zwischen der Narraganset- und der Mount Hope-Bai.

6. Connecticut, ein fruchtbares, gut angebautes Land am Unterlaufe des Connecticut (d. i. langer Fluß). Einwanderer aus Massachusetts besiedelten seit 1663 diese Gegend. 220 □M., 385,000 Einw. Auch hier haben Secten das ausgebreitetste Terrain; 1847 hatten die Episcopalen vierundsiebzig Kirchen und hundertundsieben Geistliche. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden landwirthschaftliche Gewerbe, doch sind auch der Handel, die Seefischerei, besonders der Walfischfang, und unter den Fabrikzweigen die Wollenfabrikation bedeu-

tend. Die Unterrichtsanstalten des Staates sind berühmt. Acht Counties, vier Repräsentanten.

Der Staat hat die beiden Hauptstädte, New-Haven und Hartford, in denen die Sitzungen der Legislative abwechselnd gehalten werden. New-Haven liegt hübsch am Hintergrunde einer Bai und macht mit seinen freundlichen, mit Baumalleen besetzten Plätzen und Straßen einen vortheilhaften Eindruck. Yale-College, berühmte Universität. Bedeutender Seehandel 24,000 Einw. Hartford, am rechten Ufer des Connecticut und an der obern Grenze seiner Schiffbarkeit, ebenfalls mit bedeutendem Handelsverkehr. Das Washington- oder Trinity-College der Episcopalen. 20,000 Einw. In der Nähe die Charter-Oak, eine noch kräftige Eiche, in welche der Freibrief der Colonie versteckt wurde, als derselbe ihr 1687 genommen werden sollte. — New-London in der südöstlichsten gleichnamigen Ct., mit dem besten Hafen im Staate, 10,000 Einw. In derselben Ct. Norwich und Stonington; Middletown in der Ct. Middlesex, Bridgeport in der südwestlichsten Ct. Fairfield.

B. Staaten auf der Alleghanyterrasse, im Becken der großen Seen und des obern Missisippi.

7. New-York, als niederländische Niederlassung Neu-Niederland oder Novum Belgium genannt, erhielt seinen Namen als englische Eroberung 1664 nach dem Bruder Karls II., dem Herzog von York. Nicht blos in Namen der Localitäten, sondern auch in vielen andern Verhältnissen sind noch die Spuren der holländischen Zeit sichtbar geblieben, und in den Großhändlern der Hauptstadt sind alte holländische Solidität und neuenglischer Unternehmungsgeist mit einander verschmolzen. Das weite Gebiet begreift einen nicht bedeutenden Strich Seeküste mit der Insel Long-Island, der Ausdehnung nach das geringste unter den dreizehn alten Staaten, aber durch die günstige Lage des Hafens von New-York dominirend — die Hudson- und Champlainspalte in den Alleghanies, westlich der Depression einen Theil des Gebirges selbst, und Flußgebiete, die zum Erie- und Ontariosee und St. Lorenz gehören. „Dies begründet die einzige Lage des Staates, der an der atlantischen Küste und dem canadischen Binnenmeer, diesen beiden regsten Strichen der Thätigkeit, Antheil hat." 2164 □M., 3½ Mill. Einw., ein Achtel der Unionsbevölkerung. Unter den 3,097,394, die 1850 gezählt wurden,[1]) gab es 47,937 Farbige. Deutsche werden mehrere Hunderttausende gezählt, etwa ein Fünftel der Bevölkerung spricht deutsch. Unter den religiösen Bekenntnissen hat die bischöfliche Kirche ihren Einfluß in höherm Grade behauptet als in irgend einem andern Staate; 1848 hatte sie in zwei Bisthümern dreihundertneununddreißig Geistliche. Die Richtung in der englischen Kirche, welche mögliche Einigung aller kirchlichen Parteien auf dem Grunde der ersten fünf Jahrhunderte erzielt und zunächst der

1) 1701: 30,000 Einw.; 1771: 163,328; 1790: 340,120; 1810: 959,949; 1830: 1,913,818.

englischen Kirche diesen altkirchlichen Charakter zu wahren sucht (gewöhnlich die puseyitische genannt), hat auch hier viele Vertreter. Dazu kommen die episcopalen Methodisten, gegen 150,000. Die Zahl der römischen Katholiken, besonders in den Seestädten, ist in stetem Zunehmen, sie haben gegen hundertundfunfzig Kirchen. Auch Lutheraner und Herrnhuter sind ziemlich zahlreich; der Rest gehört allen möglichen Secten zu. Die Landwirthschaft bildet noch das Hauptgewerbe. Doch übertrifft der Handel bei weitem den jedes andern Staates, und das commercielle Gepräge bildet die eigentliche Signatur des Staates, der ja auch nicht von politischen Flüchtlingen oder religiösen Corporationen, sondern von Speculanten gegründet ist. Ueberhaupt ist New-York der bevölkertste, reichste, einflußreichste und in vieler Beziehung tonangebende Staat der Union, „the Empire State," wie er unrepublikanisch genug genannt wird. 60 Counties, 33 Repräsentanten.

Bei dem Staate New-York haben wir keine Zeit, uns nach der officiellen Hauptstadt umzusehen, der Blick richtet sich unwillkürlich zuerst nach der Riesenstadt, die ihm den Namen gab.

In der erweiterten Mündung des Hudson liegt die Insel Manhattan. Der westliche Arm des Stromes behält den Namen Hudson, der östliche heißt East-River, Ostfluß. Beide sind durch den quer durch die Insel gehenden Arm des Harlemflusses verbunden. Noch tritt aber der wieder vereinigte Strom nicht in das offene Meer; zwei Inseln, im Westen das kleine Staten-Island, mit der Quarantaine, im Osten das große Long-Island sind vorgelagert und erst zwischen ihnen hindurch führt die Enge der Narrows nach Süden in eine Bai, deren Ufer westlich das Festland bis zu dem mit Leuchtthurm besetzten Sandy-Hook, östlich die Südwestküste von Long-Island bildet.

Wir kommen von der offnen See und segeln mit Löher bei Sandy-Hook vorbei in die Bai oder den Außenhafen von New-York. An den Ufern schimmern zahlreiche Landhäuser zwischen dem Grün der Büsche heraus. Durch die Narrows, welche auf beiden Seiten mit Festungswerken besetzt sind, gelangen wir in den innern Hafen der Weltstadt. Auch hier tragen die Inselchen Befestigungen, die Einfahrten zwischen Staten-Island und dem Festlande, zwischen Long-Island und dem Festlande (der Sund) sind gleichfalls befestigt. „Zu beiden Seiten Inselforts mit blendend weißen Wällen, vor uns ein See, umkränzt von sonnigen, heitern Landschaften. Aber welch Gewimmel von Schiffen und was für thurmartige Fahrzeuge schweben über den Fluthen! Hinter dem Gewirr der Masten und Segel erhebt sich die helle Häusermasse der Weltstadt im spitzen Dreieck, zu beiden Langseiten ergießen sich breite Ströme, ihre Ufer sind eingefaßt von einem dunkeln Rande, den zahllose Schiffe bilden, auf der Dreiecksspitze schwimmt halb im Meere ein grüner Park mit einem Fort darin. Schon mitten zwischen den Schiffen schaute ich mich rasch noch einmal um: herrliches, glänzendes Leben auf allen Seiten, aber Berge und stolz aufstrebende Gestade nirgends. Nach den Schilderungen der Amerikaner hatte ich hochprangende Golfe, wie im mittelländischen Meere, erwartet; ich sah nur ein überaus anmuthiges Gewinde von Baien und Buchten, Flüssen und Meerengen, und weiterhin einige grüne Anhöhen und Dünen, ganz in der Ferne etwas Bergwald."

Auf der Südspitze der Insel Manhattan liegt etwa in Form eines Dreiecks New-York, und nimmt jetzt etwa den vierten Theil der Insel ein. Bei

zunehmendem Wachsthum soll es sie ganz bedecken, und die Straßenzüge sind schon jetzt projectirt. Der südlichste und älteste, noch von den Holländern angelegte Stadttheil (Neu-Amsterdam) ist unregelmäßig und eng gebaut. In den innern nördlichern Theilen sind die Straßen von jener rechtwinkligen Regelmäßigkeit und Langweiligkeit, welche ein geistreicher Mann (bei einer ähnlich angelegten Stadt) mit der Bemerkung kennzeichnete, „daß ihm die Straßen zu schnarchen schienen.“ Sie sehen sich mit ihren Reihen ganz gleicher schmaler Backsteinhäuser an vielen Stellen so ähnlich, daß ihre eignen Bewohner häufig Straßen und Häuser zählen, um sich zurecht zu finden. Die neuen Straßen am Nordende der Stadt führen, wie in vielen Städten der Union, keine Namen, sondern nur Nummern, „im höchsten Grade prosaisch, aber wegen der hinreichend bewiesenen Unfähigkeit der anglo-sächsischen Race in Erfindung wohlklingender und bezeichnender Namen höchst nöthig.“ Am Südende der Stadt die Battery, ein halbmondförmiger Platz, der, mit Alleen und Bosquets versehen, eine Lieblingspromenade abgiebt. Die Aussicht auf die Bai ist schön. Eine Brücke verbindet die Battery mit dem auf einem Molo angelegten Castle-Garden. Von diesem Punkte aus zieht sich die große Pulsader von New-York, der 80' breite Broadway (breite Weg) 3 engl. M. nach Norden, Geschäftsstraße und Promenade zugleich, welche, nach einem Lieblingsausdrucke amerikanischer Renommisterei, das Universum peitscht. Dieser breite Weg von New-York zieht sich in der Mitte und auf der Höhe zwischen beiden Flüssen hin; zu beiden Seiten fallen die Straßen sanft gegen die Flüsse ab. Pearl-Street, zwischen dem Broadway und East-River, zieht sich halbmondförmig über 1 M. weit und ist der Hauptmittelpunkt für das Geschäft in Schnittwaaren und kurzen Waaren, die zugleich in Cedar- und Pine Street schwungreich betrieben werden. South-Street ist Mittelpunkt für Rheder und Seefahrer, und hat viele Speicher und Comptoire; sie liegt am East-River und hat immer einen Mastenwald vor sich; Water-Street und Front-Street, zwischen Pearl-Street und dem East-River, haben die meisten Colonialwaarenhändler und Commissionäre; Wall-Street, die vom Broadway zum East-River zieht, ist Sitz der Finanzwelt, der Banken, der Sensale und Versicherungsanstalten, der Zeitungen; hier ist auch die Börse und das Zollhaus. Die Bowery ist eine breite Straße östlich vom Broadway. Bei aller Schönheit hat New-York auch seine partie honteuse, die Five Point, das Quartier der Neger und der Iren, das an Schmutz und Unsauberkeit in den Großstädten Europa's kaum seines Gleichen findet. Aus ihm verirren sich oft Schweine in die vornehmsten Straßen der Weltstadt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die City-Hall, das Geschäftslocal der städtischen Behörden, die Börse, (nach dem Parthenon in Athen gebaut, eine auffallende, aber am Ende für Amerika richtige Idee!), das Zollhaus u. s. w.; unter den zweihundertundsechzig Kirchen Trinity-Church, deren 264' hoher Thurm ein schönes Panorama bietet. Sie gehört den Episcopalen und gilt für die schönste Kirche der Union. Im Jahre 1848 besaßen die Episcopalen einundvierzig, die Presbyterianer dreiunddreißig, die bischöflichen Methodisten einunddreißig, die Baptisten sechsundzwanzig, die niederländisch Reformirten funfzehn, die Katholiken dreizehn Kirchen u. s. w., die Juden neun Synagogen. Unter den großartigen Gebäuden der Stadt sind auch kolossale Hotels zu nennen, wie Aster-House, Franklin-House u. s. w, die aber nicht blos von Reisenden, sondern immer mehr von in New-York lebenden Familien, besonders von jungen Ehepaaren benutzt werden, die sich dort in Kost und Logis geben (S. 729.). Besonders Astor-Hotel am Broadway ist eine Welt im Kleinen. Es enthält über fünfhundert Zimmer, im Erdgeschoß eine Reihe eleganter Läden, ein eigenes Telegraphenbureau, das mit allen Telegraphenlinien der Union in Verbindung steht, eine Druckerei für Speisezettel u. s. w. Das Metropolitan-Hotel mit einer Fronte von 520 Fuß, zugleich Theater, Menagerie,

Bildergallerie, naturhistorisches Cabinet, Rüstkammer, ist von dem großen Barnum, dem „Napoleon des Humbugs," gegründet.[1])

New-York, nächst London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, hat als großes Handelsemporium eine überaus günstige Lage. Es ist eine Seestadt und doch durch eine Gruppe vorliegender Inseln gänzlich vor dem stürmischen Ocean geschützt. Seine Lage ist vollkommen sicher, dabei der Hafen leicht zugänglich und durch Festungswerke gegen feindliche Unternehmungen gedeckt. Mit allen großen Seehäfen der Welt steht New-York in directem Verkehr. Nach Europa gehen drei Dampfschiffslinien, nach Liverpool, Bremen und Havre. Natürlich ist New-York der Endpunkt für eine Menge von Eisenbahnen, doch fängt (die Bahn nach Harlem ausgenommen) keine unmittelbar bei der Stadt an, sondern die Bahnhöfe liegen an den gegenüberliegenden Ufern.

Die Stadt New-York hatte 1696: 4302 Einw., 1756: 10,381, 1773: 21,870, 1800: 60,489, 1820: 123,706, 1830: 202,589, 1845: 370,102 (worunter 24,416 Deutsche), 1855: 629,810, 1860: 814,287; gegenwärtig hat es 1 Million überschritten. Bei diesen Angaben ist der Kranz von Nachbarstädten nicht berücksichtigt, welcher New-York auf den umliegenden Inseln und Landzungen umgiebt und durch Dampfschiffe und Dampffähren mit der Metropole Tag und Nacht in beständiger Verbindung erhalten wird. So liegen auf Long-Island Williamsburg, 50,000 Einw., und das beispiellos rasch emporgeblühte Brooklyn, das 1828 7115 Einw. hatte, jetzt über 150,000 Einw. zählt. Die schöne und gesunde Lage der völlig regelmäßig angelegten Stadt empfiehlt sie Geschäftsleuten, die hier dem Geschäftsquartier von New-York näher sind als in den nördlichen Theilen dieser Stadt, und überdem nicht so hohe städtische Steuern zu zahlen haben. Vier Dampffähren fahren Tag und Nacht alle fünf Minuten. An der Wollabontbai eine große der Union gehörige Kriegswerfte. Auf Manhattan (wo außer New-York noch die Orte Harlem, Yorkville und Manhattanville liegen), Long-Island und Staten-Island (Tompkinsville) wohnen gegen 1 Mill. Menschen, die, den stillen, ja todten Sonntag abgerechnet, im ruhelosen, nur mit London zu vergleichenden Treiben durch einander wimmeln. Unter dieser Million sind über 100,000 Deutsche. Sie machen in New-York und Brooklyn ein Sechstel der Einwohner aus, und in Williamsburg sind sogar zwei Drittel der Einwohner Deutsche. Am westlichen Ufer des Hudson, New-York gegenüber, aber im Staate New-Jersey, Jersey-City und Hoboken, wo viele Reiche von New-York Landhäuser besitzen.

Wenn der Staat New-York der Herrscherstaat war, so ist die Stadt New-York für die Union die Herrscherstadt. In der Politik und Literatur, in Luxus und Mode giebt New-York den Ton an. Und da Amerika in geistigen Dingen noch immer nichts weiter ist als eine Colonie von Europa, welche auf dem genannten Gebiete wenig Naturwüchsiges, und überwiegend Importirtes aufzuweisen hat, so ist das zwischen zwei Welten gestellte New-York von herrschender Wichtigkeit. Es empfängt zuerst den Wellenschlag und setzt ihn über das ganze Unionsgebiet fort. In der Politik vertritt es die Demokratie und alle Neubildung, während die whiggistischen oder conservativen Städte Boston und Philadelphia „wie alte Herren aus der guten alten Zeit" der unruhigen Demokratenstadt gegenüber stehen. Daß endlich New-York unter allen Städten der Union am meisten den Typus des eigenthümlichen amerikanischen Lebens und Wesens trägt, ist nach dem Gesagten natürlich. „Es schien mir," bemerkt Löher, „als wenn im Volke von New-York zu viel Springfedern steckten und zu wenig solider Gehalt. Die Menschen waren von einer unaufhörlichen Unruhe ergriffen und kamen nicht zum ruhigen heitern Lebensgenuß. Auch fiel mir nach und nach das Krankhafte und Schwächliche ins

1) „Der jetzt nach der genialen Erfindung des Seeweibchens, der Washingtonsamme u. s. w. in seinem Landhausparadiese die Welt auslacht." Vor Kurzem ist dieser Barnum-Palast abgebrannt.

Auge, das sich unter dem jugendlichen Aeußern verbarg. Man sieht es den Leuten an, daß sie zu rasch leben. Die Männer sind schmächtig, von fast weiblichen Formen. Fahle Gesichter auf dünnem langem Halse sind häufig, im Ganzen jedoch haben die Männer, wenn auch kein gefälliges, doch auch kein häßliches Aussehen, ein Wuchs aber, der von Kraft und Jugend schwillt, läßt sich unter Amerikanern kaum entdecken."

Das Binnenland des Staates kennen zu lernen, unternehmen wir eine von Reisenden oft ausgeführte Wasserfahrt nach Buffalo.

Der Hudson, der mit seinem weit hinauf salzigen oder brakigen Wasser, seinem kaum bemerkbaren Gefälle und den bis Albany steigenden Gezeiten mehr einem Seearme als einem Flusse gleicht,[1] mit blühenden und reichen Städten an seinen Ufern, ist von Dampfbooten und Segelfahrzeugen bedeckt. Aber seine eigentliche Schönheit besteht in der Abwechslung von wilder und lachender Landschaft, in den seeartigen Erweiterungen, die er bildet, nachdem er sich aus kühnen Felspartien hervorgewunden, und dem prächtigen frischen Urwald an seinen Ufern. Gleich wenn man den Hafen von New York verläßt, fesseln die Blicke schroffe Felswände, die sogenannten Palisades, ungeheure Basaltsäulen, welche bis zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß senkrecht aufsteigen und sich 4 M. weit am westlichen Ufer hinziehen. Bei der herrlichen Partie, Tappan-Sea genannt, erweitert sich der Strom zu einer sehr ausgedehnten Wasserfläche, die von scharfgeschnittenen Bergformen umgeben ist. Hier liegt Singsing mit dem großen Staatsgefängniß, Mount Pleasant, welches aus weißlichem Marmor erbaut ist, in der vielleicht schönsten Gegend des ganzen Flußthales. Bald erreicht man Anthony's Nose, einen Felsen, der sich schroff ins Flußbett hineinschiebt; dann folgt auf dem rechten Ufer auf einer Anhöhe, von Bergen und Schluchten umgeben, Westpoint, die einzige, trefflich eingerichtete Militairakademie (über 200 Cadetten) der Vereinigten Staaten, und Kosciusko's Denkmal schimmert uns entgegen. Die Erweiterung des Thals bei Windsor ist abermals eine herrliche Partie; bald aber wird der Fluß wieder schmaler, wir passiren die bis zu 3500 Fuß hohen Catskillberge, einen Landstrich von hochberühmter Schönheit, und erreichen bald die Stelle, 120 engl. M. von der Mündung, wo der Hudson für seefähige Fahrzeuge schiffbar zu sein aufhört. Bis dahin waren diese einmastigen Schiffe mit ihren weißen Segeln eine Hauptzierde des Flusses. Nach Albany zu nimmt Breite und Tiefe des Flusses, sowie die wilde Schönheit der Gegend zusehends ab. Albany, die officielle Hauptstadt, zur holländischen Zeit das Fort Oranien, ist eine elegante Stadt; „in Kuppeln und Säulen scheinen seine Bewohner ganz verliebt zu sein." Der Stadttheil auf der Höhe, von einem Gebäude mit stattlicher Kuppel gekrönt, liegt in vornehmer Ruhe; unten am Flusse und dem sich hier abzweigenden Eriekanal Gewühl von Handel und Gewerbe; denn die im Centrum von Kanälen und Eisenbahnen gelegene Stadt ist das Emporium für ein reiches, weites Hinterland.

Von Albany fahren wir auf dem Eriekanal weiter, der zuerst im Thale des Mohawk hinläuft. „Welches Leben und Treiben überall in diesem schönen Thale! Der Fluß, obwohl in nicht sehr tiefen Wellen sich ergießend, trägt manchen Kahn, dicht am Ufer zieht der gewühlvolle Kanal hin, auf der andern Seite braust das Dampfroß der Eisenbahn, und dazwischen auf der Straße fahren die Landbauer und Städter in ihren Wägelchen hin und her." Vermittelst einer Reihe von Schleusen hebt sich der Kanal aus dem Mohawkthale über die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Hudson und der großen Seen und zieht nun lange Strecken durch einförmigen Wald, der allmählig für die Cultur gewonnen wird. Ueber Utica, 20,000 Einw., und Rom,

1) Kohl: Man könnte Scrupel darüber haben, ob der Hudson sich wirklich bei New York in seinen Meeresarm münde, oder schon bei Westpoint, oder vielleicht schon noch höher hinauf.

in der Ct. Oneida, ferner über Syracus in der Ct. Onondaga, werden wir in die Stadt Rochester, 36,000 Einw. (Ct. Monroe), geführt, und der Kanal passirt in einem sehr künstlichen Viadukt den Genesseefluß, der innerhalb der Stadt in drei Hauptfällen 268' herabstürzt. Bei Löhers Anwesenheit lebte hier noch die Wittwe Rochester, deren Mann die erste Hütte baute. Jetzt hat die Stadt über 40,000 Einw. Zwei Stunden von Buffalo erstreckt sich am Kanale Ebenezer die große Ansiedlung deutscher Inspirirter. Buffalo, der Endpunkt des Eriekanals, am Eriesee, in der Ct. Erie, ist eine prächtige Stadt voll großhändlerischer Thätigkeit, ausgestattet mit allem Luxus und aller Verderbniß großer Städte. Erst seit 1832 Stadt, bildet Buffalo den großen Stapelplatz für den Binnenhandel des Nordwestens, und hat das Ansehen eines großen Seehafens. Die große Eisenbahnlinie von Albany zum Eriesee geht über Buffalo. 1850: 40,000, jetzt fast 100,000 Einw.

Verfolgen wir von Albany noch eine kurze Strecke den obern Hudson, der hier nur kleine Barken trägt, so gelangen wir bald zu dem am Fuße des Ida und Olymp gelegenen Troja oder Troy, einer lebhaften Handelsstadt von 39,000 Einw. in der Ct. Rensselaer. Eine Brücke führt über den Hudson nach West-Troy in der Ct. Albany.

Fünf Meilen nördlich das Städtchen Saratoga-Springs mit den berühmtesten und von 25,000—35,000 Badegästen besuchten Heilquellen der Union, 2600 Einw. Auf der Ebene von Saratoga streckten 6000 Engländer unter Bourgoyne am 17. October 1777 die Waffen. Ein beliebter Ausflug der Badegäste von Saratoga ist nach Caldwell am Südende des St. Georgssees oder Horikan. In der Nähe die Ruinen der in den französischen Kriegen so berühmten Forts William Henry und St. George. Das ganze Terrain ist auch uns durch die Cooper'schen Romane lieb und vertraut. Der Horikan ist ein prachtvolles Wasserbecken. Das Wasser ist so wundervoll klar, daß man die Fische und Muscheln tief auf seinem Grunde sieht, und die kleinste Blüthe und rothe Beere, welche an den Felsen hängt, mit jedem Blättchen sich in ihm abspiegelt. Die Gebirge aber erheben sich ringsum hoch und ernst, eine Felswand ist auf die andere, ein Pic über den andern gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten, weithin bedeckt von wallenden Wäldern. Wer auf der Reise von München nach Innsbruck die stille Majestät des Achensees geschaut hat, der wird am Georgssee etwas Aehnliches finden. In diesem spiegeln sich zwar nicht die Hochalpen des ewigen Schnees, aber tausend Fuß hohe Gebirge in seltsamen Spitzen und Zacken, und glatte ungeheure Felshänge und zahllose Waldbüsche auf felsigen Eilanden. Der St. Georgssee steht mit dem inselreichen Champlainsee in Verbindung, an dessen Südende das in den Kriegen des 18. Jahrhunderts so oft genannte Ticonderoga liegt; jetzt ist die Festung in Trümmer zerfallen. Die Ufer des Champlainsees sind nur in seinem südlichen Theile von Bergen und Waldung umschlossen; nach Norden treten die Berge weiter zurück. Aber auch ihn umgeben die lieblichsten Landschaftsbilder, auch an seine Ufer heften sich für den Yankee patriotische und glorreiche Erinnerungen aus dem Revolutionskriege. Die Stadt Burlington in Vermont ist schon erwähnt; zum Staate New-York gehört Plattsburg in der Ct. Clinton, wo die Amerikaner am 11. Sept. 1814 die britische Streitmacht zu Land und zu Wasser besiegten.

Am Ontariosee ist der Hauptplatz Oswego in der gleichnamigen Ct., 15,000 Einw.

8. New-Jersey, im Norden Bergland, im Süden flacher, sandiger, unfruchtbarer Küstenstrich, war zuerst von Holländern besiedelt, von 1638 bis 1655 schwedisch, dann wieder holländisch, bis 1664 die Engländer bleibende Besitzer wurden. Die Regierung verkaufte das Land an Berkeley und Constant; der letztere stammte von der

Insel Jersey und war dort Gouverneur gewesen. 323 (nach andern Angaben 391) □M., 570,000 Einw., darunter 25,000 Farbige. Ein Drittel der Bevölkerung ist holländischer, ein Drittel deutscher, ein Drittel englischer Abkunft. Methodisten und Presbyterianer bilden die Mehrzahl der Bevölkerung. Die Episcopalen hatten 1847 vierzig Kirchen und siebenundfunfzig Geistliche. Den wichtigsten Erwerbszweig bilden Landwirthschaft, Garten- und Obstbau (der beste Cider) und Viehzucht, auch metallurgische Industrie ist nicht unbedeutend, unerheblicher Seehandel und Schifffahrt, denn die Seeküste des Staates ist für den Verkehr nicht günstig gestaltet. Zwanzig Counties, fünf Repräsentanten.

Hauptstadt Trenton am Delaware in der Ct. Mercer, 8000 Einw. Schlachtplatz aus dem Freiheitskriege, wie Princeton, wo das bedeutende College von New-Jersey oder Nassau-Hall und eine damit verbundene Rechtsschule zu erwähnen sind. Die größte und wichtigste, von der New-Jersey-Eisenbahn durchschnittene Stadt ist Newark in der Ct. Essex am Passaic, regelmäßig schön gebaut, mit lebhaftem Handel, über 40,000 Einw. Paterson in der Ct. Passaic an den schönen Fällen des Passaicflusses, 24,000 Einw. Der Haupthafen des Staates ist Perth-Amboy, ein Hafen zweiten Ranges, in der Ct. Middlesex. Ebenda New-Brunswick mit dem Rudger's-College. Jersey-City und Hoboken S. 771.

9. Delaware, ein Stück der zwischen der Delaware- und Chesapealbai hingestreckten Halbinsel, hat nächst Rhode-Island den geringsten Flächeninhalt. Zuerst von Schweden und Finnen als Neu-Schweden colonisirt, kam das Land 1655 unter holländische, 1664 unter englische Hoheit. Seitdem blieb Delaware bis 1775 nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obwohl es als „Unterland des Delaware" eine besondere Regierung hatte. 100 □M., 91,000 Einw. 1850 zählte man 17,957 freie Farbige und 2289 Sklaven. Die Hälfte der Bevölkerung ist deutscher Abkunft. Presbyterianer und Methodisten bilden die Mehrzahl der Bevölkerung. Das Hauptgewerbe ist Landwirthschaft, doch sind auch Fabrikthätigkeit, Seefahrt und Fischerei nicht unbedeutend. Drei Counties, ein Repräsentant.

Die Hauptstadt Dover in der Ct. Kent, 4000 Einw. Nördlich davon und bedeutender Wilmington, 14,000 Einw., in der Ct. New Castle, wo auch ein Städtchen New-Castle und Newark mit dem Delaware-College.

10. Pennsylvania, ein 2214 □M. großes, ziemlich geradliniges Rechteck, stößt mit der Nordwestecke an den Eriesee und ist mit der Südostecke nicht weit von den Spitzen der Delaware- und Chesapealbai entfernt. Physisch ist der Ostabhang der Alleghanies mit dem an der Ostgrenze strömenden Delaware, die Alleghanies mit dem Gebiete des Susquehannah, der zum Ohiogebiete gehörende Westabhang der Alleghanies zu unterscheiden. In diesem weiten Gebiete haben Schweden und Holländer die ersten Niederlassungen gehabt. Am 4. März 1681 schenkte Karl II. es dem berühmten Quäker William Penn zum Eigenthume. 1682 kam Penn mit 2000 Ansiedlern in

das Land und gründete 1683 Philadelphia. Zu Anfang der Revolution wurde den quäkerischen Besitzern ihr Eigenthum für 130,000 Pfd. abgekauft und das Land nahm an dem Kriege lebhaften Antheil.

Die Bevölkerung des Staates beträgt jetzt über 3 Mill. Einw., darunter etwa 70,000 Farbige. Besonders in den mittlern und westlichen Counties ist das deutsche Bevölkerungselement so überwiegend, daß man Pennsylvanien das nordamerikanische Deutschland genannt hat. Wirklich trägt das Land vorherrschend ein deutsches Gepräge. „Alles hat dort ein festes und tüchtiges Ansehn. Diese prächtigen Gehöfte mit den hübschen Häusern und hochräumigen Scheunen, die reichen Obstgärten, das üppige zahlreiche Vieh, die Menge des Hausgeflügels, die sorgfältig angebauten weiten Aecker mit Wiesen und zierlichen Einfassungen, und das alles zwischen freundlichen Waldhügeln, denn der deutsche Bauer liebt grüne Bäume und frische Bäche bei seinem Hause — das alles sieht man in Amerika nur bei den deutschen Pennsylvaniern. Ihre Städte sind reinlicher, netter und ruhiger als die von den englischen angelegten. Pennsylvanien ist eins der anmuthigsten und fruchtbarsten Länder der Erde. Es birgt zwischen seinen Hügeln unendlich heimliche Reize, und hat an seinen breitglänzenden Strömen und an seinen blau aufragenden Gebirgen erhabene Schönheiten. Die Menschen aber haben mehr Ruhe und Gehalt in ihrem Wesen, und auch mehr Herzlichkeit, als sich bei den Yankees und Südländern findet. Daß die deutschen Pennsylvanier die ehrlichsten und verständlichsten Leute in ganz Amerika sind, das müssen ihnen selbst ihre pfiffigen alten Feinde, die Yankees, lassen. Diese sagen ihnen aber auch nach, daß sie harte Köpfe hätten und Geizhälse wären. Die Pennsylvanier sind nämlich gute Haushalter; der englische Amerikaner will Habe erwerben, um sie schnell zu genießen, der deutsche, um sich recht lange daran zu erfreuen. Uebrigens ist der Pennsylvanier gastfreier als der Yankee. Diese Deutschen wollen sich nicht verenglischen lassen; die deutsche Sprache hat aber viel an Boden verloren; hoffentlich wird das bei der starken Einwanderung gebildeter Familien nun zu Ende sein. In Lancaster schlägt die englische Sprache vor, in Reading dagegen selbstständiges deutsches Wesen. Deutsch versteht man noch in jedem Winkel Pennsylvaniens. In Pittsburg sind an 30,000 Deutsche, von denen viele in den Eisenbahnfabriken arbeiten. Fortwährend sind im Staate große deutsche Ansiedelungen im Entstehen. Noch immer bildet der deutsche Bauer den Grundstock der Landesbevölkerung. Die Scheune ist sein Stolz, gewöhnlich ein paarmal größer als sein Wohnhaus, und oft mit hübschen Farben und zierlichen Fenstern geschmückt. Er baut vorzugsweise Weizen und Mais, seit einigen Jahren auch Taback. Nicht wenige Bauern befehligen einige hunderttausend Thaler. Dörfer giebt es nicht; jeder Landmann hat seine große Wirthschaft und seine Felder rings um das Haus. Das Ganze erinnert an die westfälischen Bauerwirthschaften. Auch ein Kötter= und Heuerlingswesen hat sich hier gebildet.

Der Bauer errichtet an den Enden seiner Gemarkung den Tagelöhnern und Handwerkern artige Häuser und versieht sie mit Lebensmitteln; sie selbst halten sich einen Garten und einige Stück Vieh; den Werth von dem allen verdienen sie dem Bauer ab durch Arbeiten. Unter sich haben diese Pennsylvanier viel Familienstolz, namentlich die Mennoniten. Ihre Familiengeschichten bewahren sie gut, und die Söhne und Töchter von den großen Höfen heirathen nur unter einander. Viele ursprünglich deutsche Familiennamen sind allmählig verenglischt worden. Von dem Halbhundert deutscher Zeitungen, welche in Pennsylvanien erscheinen, sind viele in einem entsetzlich schlechten Deutsch geschrieben; doch bessert es sich in dieser Beziehung allmählig."[1]

Unter den religiösen Bekenntnissen werden die Methodisten die meisten Anhänger zählen; an 300,000 Katholiken, zahlreiche Lutheraner, Reformirte, Presbyterianer, Baptisten, Quäker u. s. w. Den Haupterwerbszweig der Bewohner bildet die Landwirthschaft, die hier vorzüglich durch die vielen Ackerbauer deutscher Abkunft rationeller betrieben wird als in irgend einem andern Staate der Union; auch Bergbau (vorzüglich auf Eisen) und Fabrikthätigkeit sind bedeutend.[2])

Der Staat zerfällt in vierundsechzig Counties und schickt fünfundzwanzig Repräsentanten zum Congresse. Er ist von politischen Parteien weniger stürmisch durchwühlt, gilt in der Union moralisch und politisch als Vermittler zwischen Norden und Süden, und wird

1) Einige Proben von pennsylvanischem Bauerndeutsch aus den Ankündigungsspalten einer Zeitung, giebt Andree, dem wir auch die oben aufgenommene Schilderung der Deutschen in Pennsylvanien verdanken:

„Unterzeichneter zahlt den Philadelphiapreis für einiges (soll heißen: jede Menge, any) Getreide, welches man ihm bringen wird in Kasch."

„Zu verkaufen in öffentlicher Vendu eine vornehme Grundlotte; darauf sind errichtet zwei gute Wohnhäuser, ein Brickhaus und ein Främhaus gewetterbordet."

„Guter Bargain! Zu verkaufen ein vornehmes Familienpferd" (a first rate family horse).

Der Sinnspruch des Berks County-Adler, einer zu Reading erscheinenden Zeitung, die schon über funfzig Jahre besteht, lautet:

„Er kehrt bei Stadt- und Landmann ein,
Und kräht: er will kein Sklave sein!"

2) Eine ungemein große Bedeutung hat binnen wenigen Jahren das Petroleum gewonnen. Den Kern der Region, welche man jetzt mit dem Namen Petrolia bezeichnet, bildet Pennsylvanien; aber auch im westlichen New York und Virginien, in Kentucky und Michigan wird Steinöl gewonnen. Der Vorrath ist allem Anschein nach unerschöpflich. Das Steinöl kommt mehr in Höhlungen, als zwischen ebenen, geschichteten Gesteinlagen und zwar gewöhnlich da vor, wo das Gestein Störungen und Verwerfungen erlitten hat. Diese Höhlungen oder Löcher haben selten eine beträchtliche horizontale Ausdehnung. In der Region des Oil-Creek kommt das Petroleum in Sandstein vor, der sehr porös zu sein scheint und den Honigwaben eines Bienenstockes ähnelt. Wenn ein Brunnen getrieben ist und Oel in denselben eintritt, so pflegt er zu intermittiren. Die Ergiebigkeit ist oft so groß, daß ein einziger bis zu 350 (in einem merkwürdigen Fall sogar 3000) Faß täglich liefert und daß einzelne Schachte bis zu 20,000 Barrels (zu 41 Gallonen) Petroleum geliefert haben. Das Oel wird mittelst langer Röhrenleitungen sogleich zur Oel Creek-, Atlantic- und Great Western-Bahn hingeleitet. Viele Seeschiffe sind auf die (äußerst feuergefährliche) Petroleumfracht besonders eingerichtet und haben große Zinkbehälter. Allein nach Antwerpen gingen 1864 im Monat durchschnittlich 17,000 Faß. In New-York hat sich eine besondere Steinölbörse gebildet und die Zahl der Petroleum-Compagnien ist in fortwährendem Wachsen. Das Anlage-Capital derselben mag zusammen 130 Mill. Dollars betragen. Die „Oelgründe" haben einen weit höhern Werth als die californischen Goldclaims. Es ist im Yankeelande eine neue Aristokratie aufgetaucht, die Steinöl-Nabobs oder Petroleum-Lords. Die Stockfisch-Aristokratie von Massachusetts und die Makrelen-Aristokratie vom Cap Cod ist von andern „Pilzen" überwuchert. Auf die pennsylvanische Anthracitkohlen- und californische Goldaristokratie hat der Krieg gegen die Conföderirten die Shoddy-Gauner folgen lassen. Es scheint, als ob die Oel-Aristokratie alle andern überflügeln wollte. (Vgl. Globus, 1864. S. 220. „Aus der Steinöl-Region", welcher Abhandlung die obigen Bemerkungen zum Theil entlehnt sind.)

der „Key-Stone-State“ genannt, der Schlußstein, der das Ganze zusammenhält.

Die officielle Hauptstadt Harrisburg am Susquehannah in der Ct. Dauphin mit dem weit sichtbaren Staatenhause. 14,000 Einw. Eine der bedeutendsten Städte der Union ist Philadelphia. Zwei Flüsse fließen eine Strecke vor ihrer Vereinigung mit einander parallel und bilden eine mesopotamische Halbinsel. Der östliche Strom ist der Delaware, hier zweimal so breit wie der Rhein bei Mainz, unter der vollen Wirkung der Gezeiten mit dem vortrefflichsten Seehafen. Er ist zugleich Grenze gegen den Staat New-Jersey, welchem die Stadt Camden auf seinem linken Ufer angehört. Der westliche Fluß ist der Schuylkill, der einen bequemen Flußhafen bildet und durch die berühmten Wasserwerke von Fairmont die Großstadt mit Trinkwasser versorgt. Zwischen beiden Flüssen, die sich einige Wintermonate mit Eis bedecken, liegt das Viereck der durch rechtwinklig sich kreuzende Straßen in lauter kleine Vierecke zerfallenden Stadt Philadelphia; fast überall kann man auf dem Durchschnitt zweier Straßen die Umgebungen nach vier Richtungen wie durch ein Fernrohr sehen. Die von Osten nach Westen laufenden Straßen, unter denen die 113 Fuß breite Broadstreet die bedeutendste, sind nach Bäumen und Gewächsen benannt, die Straßen, welche den Flüssen parallel, also von Norden nach Süden laufen, sind wieder Nummerstraßen. Die 100 Fuß breite Marketstreet ist die bedeutendste und theilt mit der Broadstreet die Stadt in vier Viertel. Im Durchschnitt sind die Straßen nicht breit, denn im grellen Contrast gegen die Eisdecke der Wintermonate ist im Juli und August die Hitze drückend und würde in breiten Straßen noch unerträglicher sein. An die eigentliche City von Philadelphia schließen sich fünf Distrikte mit gesonderter Verwaltung: im Norden Northern Liberties, Kensington und Spring-Garden, im Süden Southwark und Moyamensing. Andere nahe gelegene Ortschaften wachsen nach und nach mit der Riesenstadt zusammen, wie die deutschen Orte Germantown und Frankfort im Nordwesten und Nordosten. Bethlehem und Nazareth, Brüdergemeinden.

Die öffentlichen Gebäude sind auch hier wunderliche Nachahmungen antiker Vorbilder, die zu dem modern-materiellen Zweck in seltsamem Contraste stehen. Die berühmte Bank der Vereinigten Staaten ist ein dorischer Tempel, das Feuerhaus hat die Façade eines Tempels aus Theben, das Ballhaus das Aussehen einer Pyramide, die Börse an der Marketstreet einer Rotunde mit korinthischen Säulen, das Zollhaus stellt wieder das Parthenon von Athen dar. Wie eine mittelalterliche Festung sieht dagegen Eastern Penitentiary aus, das berühmte pennsylvanische Zellengefängniß mit einzelner Zellenhaft der Gefangenen, ein System, das neuerlich in Europa vielfach nachgeahmt ist. Die 30 Fuß hohe Mauer umschließt einen Raum von dreißig Ackern Land.[1]) Das alte backsteinerne Staatenhaus (Independence-Hall) ist geschichtlich merkwürdig;

1) „Es bildet mit seinen innern Höfen ein regelmäßiges Viereck, jede Seite zu 650 Fuß Länge und bedeckt einen Flächenraum von 10 Morgen, ist aus Granitstein erbaut; die Höhe der Ringmauer ist 40 und die der verschiedenen Thürme 50 – 80 Fuß. Die Fronte wird von zwei Thürmen und das in der Mitte auf 200 Fuß Länge sich ausdehnende Centralgebäude von zwei dergleichen flankirt, hinter denen noch ein fünfter höherer Thurm ist. Der einzige Eingang in der Mitte des Centralgebäudes ist durch ein ungeheures eisernes Fallgitter und doppelte, mit eisernen Spitzen bespickte Thorflügel von dicken Eichenbohlen verwahrt. Schauerlich imposant ist der äußere Anblick des Ganzen. Im zweiten Hofe ist die eigentliche Gefangnißanstalt, deren Form sich nicht besser als unter dem Bilde eines kolossalen Spinnengewebes versinnlichen läßt. In der Mitte ein rundes Wachtgebäude für die Aufseher; von da aus laufen die langen Gänge mit den Gefängnißzellen (gleichsam die Faden des Gewebes, in dessen Centrum die Spinne sitzt). Jeder Gang, deren sieben sind, enthält auf jeder Seite vierzig Zellen und durch einen merkwürdigen Bau wiederholt sich der leiseste darin ertönende Laut augenblicklich in dem Centralwachtgebäude. Eine solche Zelle erhält nun der ankommende Gefangene für die ganze Strafzeit zum einsamen Aufenthalt angewiesen. Er sieht niemals einen Mitgefangenen, überhaupt niemand als den Aufseher. Arbeit wird ihm niemals angeboten, noch weniger auferlegt. Wenn er zuerst darum bittet, heißt es wohl: „solcher Gunst müsse er sich erst noch würdiger machen.“ Wirklich erhält er sie nur auf wiederholtes Bitten und als Belohnung tadelloser Aufführung bewilligt.“

1774 wurde hier die Unabhängigkeitserklärung der Staaten unterzeichnet. Das kleine Zimmer, Parterre zur Linken, ist in demselben Zustande belassen. Unter den einhundertundsiebzig Kirchen ist St. Stephens, die Kathedrale der Episcopalen, die bedeutendste.

Philadelphia, vor Washingtons Gründung die Hauptstadt der Union und Sitz des Congresses, vor dem Aufschwunge New-Yorks die erste Stadt der Vereinigten Staaten, wurde von ihren frommen Gründern nach jener Gemeinde der Apokalypse (Cap. 3, v. 7.) und zugleich nach der Idee des Bundes der „Freunde" benannt. Sie behielt ihren Quäkercharakter bis zur Revolution. Noch immer zeichnet sich Philadelphia durch eine große Menge von religiösen, wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten aus. Hauptsternwarte 39° 57′ 7,₅″ NB, 57° 29′ 21,₉″ WL. Sein Buchhandel ist der bedeutendste in der Union und die Thätigkeit seiner Pressen überaus groß. In keiner Stadt herrscht so viel Liebe für die Wissenschaften; ein reicher Kaufmann, Girard, hat eine Schule mit 3 Mill. Dollar dotirt. Nach materieller Seite ist Philadelphia vor allem Fabrikstadt, doch ist auch der Handelsverkehr bedeutend. Wirklich großartig sind die Fairmount-Wasserwerke am östlichen Ufer des Schuylkill.

Philadelphia zählte 1850 409,353 Einw., ein buntes Gemisch von Weißen und Farbigen aller Schattirungen. Man rechnet über 70,000 Deutsche und doppelt so viel Engländer. Gegenwärtig nähert sich die Einwohnerzahl 6 Hunderttausenden.

Die nächstbedeutende Stadt ist Pittsburg in der Ct. Alleghany, an der Stelle, wo die Quellflüsse des Ohio zusammenfließen, inmitten eines unerschöpflichen Kohlenreviers. 1775 stand hier nur eine Gruppe von fünfundzwanzig Hütten, jetzt eine Stadt von 160,000 Einw. in der Mitte von Vor- und Nachbarstädten, die immer mehr mit ihr zusammenwachsen. Pittsburg ist die wichtigste Fabrikstadt im Westen, „das amerikanische Sheffield," mit besonders schwunghafter Eisenfabrikation, zugleich eine Hauptstation für Einwanderer, die nach dem Westen ziehen.

Wir nennen noch: Reading in der Ct. Berks am obern Schuylkill, 17,000 Einw., meist Deutsche. Pittsville, 8000 Einw., ist Hauptort für Kohlenhandel. Lancaster in der gleichnamigen Ct., 13,000 Einw., ist eine ganz deutsche Stadt, in dem von Deutschen geschaffenen „Garten von Pennsylvanien." In Gettysburg, in der Ct. Adams, ist ein deutsch lutherisches Predigerseminar. Am Eriesee Erie in der nordwestlichsten Ct., 6000 Einw. Economy am Ohio in der Ct. Beaver, wurde 1825 von dem würtembergischen Sectirer Georg Rapp gegründet, der 1815 mit seinen Anhängern (Harmoniten) nach Amerika gewandert war. In der von Rapp geleiteten Gemeinde herrschte Gütergemeinschaft und Erwartung des tausendjährigen Reiches; nach seinem Tode ist sie zerfallen.

11. Ohio, zwischen dem Eriesee und Ohio (dem der Scioto zugeht), gehörte früher zu Virginien, galt dann als Theil des Nordwestgebietes, und wurde 1802 als Staat aufgenommen. Das schöne und fruchtbare Land von 1882 □M. Flächenraum ist ein besonders deutliches Exempel rascher Entfaltung und Blüthe. 1778 begann die erste bleibende Colonisation. Noch leben die ersten Weißen, welche im Norden des Ohio geboren worden. Es waren Deutsche, die überhaupt den hauptsächlichsten Antheil an dem Flore Ohio's haben. Die Bevölkerung beträgt jetzt fast 2½ Mill. mit den 26,000 Farbigen. Gegen 1 Mill. sind deutscher Abkunft, und die deutsche Bevölkerung ist hier in stärkerm Zunehmen als die englische. Unter den religiösen Bekennt-

nissen überwiegen Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, aber auch deutsche Lutheraner und Reformirte. Katholiken giebt es über 150,000. Die Hauptgewerbe bilden Ackerbau und Viehzucht: obwohl die Fabrikthätigkeit sich sehr gehoben, ist Ohio doch überwiegend Agriculturstaat, das beste Weizenland der Union. Die Verfassung ist eine der am meisten demokratischen; sie sollte ein Versuch sein, an welchem man erproben wollte, „welches das Minimum von Macht für die Regierung sei." Achtundachtzig Counties, einundzwanzig Repräsentanten.

Die politische Hauptstadt ist Columbus am Scioto, unweit des Einflusses des Whetstone, in der Ct. Franklin, 20,000 Einw., mit einer theologischen Lehranstalt der Lutheraner. In der südwestlichen Ecke des Staates, am rechten Ufer des Ohio, in der Ct. Hamilton, liegt die „Königin des Westens," das rasch aufgeblühte Cincinnati, das 1800: 750, 1840: 46,338, und 1850: 116,108 (40,000 Deutsche) Einw. hatte. Jetzt über 160,000. Vor wenigen Jahren lebten noch Männer, die 1791 das erste Blockhaus mit errichtet hatten. Die Stadt liegt in einem von Hügeln umgebenen halbkreisförmigen Thale auf zwei Terrassen, und ist, die Gegend am Flusse abgerechnet, regelmäßig-langweilig mit Baum- und Nummerstraßen angelegt. Die Hauptstraße, Mainstreet, läuft vom Landungsplatze der Dampfboote nach Norden durch die ganze Stadt. Die neuen Theile der Stadt, von den Amerikanern Little Germany genannt, sind überwiegend von Deutschen bewohnt. Fast über jeder Thür, erzählt Gerstäcker, hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerker, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmermehr verleugnen, ebenso wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hoch ausgeschweiften Hut und rothgeblümten Halstuch. — Cincinnati, ein Knotenpunkt von Verkehrswegen, ist der Mittelpunkt des Binnenhandels. Ein zweiter Beiname, nicht so poetisch als der erste, Porcopolis, d. i. Schweinestadt, deutet auf ein besonderes blühendes Geschäft in Fleisch der Borstenthiere. Die Union soll überhaupt mehr Schweine verbrauchen als die gesammte übrige Welt. Ohio ist einer der ersten Viehzuchtstaaten, und Cincinnati versorgt die ganze Welt mit Schweinefleisch und Schweineschinken (der unter dem Namen Westphalia in den Handel kommt), und Produkten, die von und aus jenem Rüsselvieh gewonnen werden. In ungeheuren sehr zweckmäßigen Schlachthäusern, die in und um Cincinnati liegen, wird das Schlachten der Schweine so schnell und fabrikmäßig betrieben, wie das der Rinder in den Saladeros bei Buenos-Ayres. Der erste Mann schlägt mit einem spitzen Hammer den Schädel ein, der zweite schneidet den Kopf ab u. s. w.; in wenigen Minuten sind die Schweine getödtet und ausgeweidet. Von Mitte November an werden vier Monate lang täglich Tausende von Schweinen geschlachtet.[1]) Wie sich oft das Verschiedenartigste gattet, so ist Cincinnati auch wegen seiner vielen wissenschaftlichen und Wohlthätigkeitsanstalten „das westliche Philadelphia."

Cleveland in der Ct. Cuyahoga ist der Haupthafen am Eriesee und bietet von seinen 80' hohen Uferhügeln schöne Aussicht. Lebhafter Handel. 20,000 Einw. Bei Chillicote in der Ct. Roß, 12,000 Einw., und Circleville in der Ct. Pukaway, indianische Alterthümer (Tumuli oder Mounds). Mount-Vernon, am Vernon- oder Oil-Creek in der Ct. Knox, 2600

1) Im Winter von 1851 auf 1852 wurden 1,871,000 Schweine geschlachtet, 362,048 Stück gepökelt.

Einw. Zanesville in der Ct. Muskingum, gegen 10,000 Einw.; die Fabrikstadt Dayton in der Ct. Montgomery mit 12,000 Einw. Marietta in der Ct. Washington Portsmouth in der Ct. Scioto, Steubenville in der Ct. Jefferson, Sandusky-City in der Ct. Erie, Toledo in der Ct. Lucas u. s. w.

In Ohio liegt Shakertown, ein Hauptsitz der wunderbaren Secte der Shakers (Schütteler), welche viele christlichen Glaubenslehren, die Ehe und jeden geschlechtlichen Genuß verwerfen, in Gütergemeinschaft leben und Gott vornämlich durch verzückte Tänze verehren.[1])

12. Indiana, zwischen dem Wabash, dem untern Ohio und dem Michigansee, gehörte bis 1763 den Franzosen, die seit 1702 mitten in Urwäldern und unter Indianern die Colonie Vincennes besaßen. Auch nach der englischen Besitznahme blieb das Gebiet ohne weitere Colonisation und ging 1783 an die Vereinigten Staaten über. Die Verdrängung der Indianer durch Kampf und friedlichen Abkauf war erst 1815 vollendet; 1816 wurde Indiana als Staat aufgenommen. 1592 □M., 1,200,000 Einw., darunter 12,000 Farbige. Deutsche bilden etwa ein Drittel der Bevölkerung. Von den zweitausendzweiunddreißig Kirchen, welche 1850 gezählt wurden, gehörten siebenhundertachtundsiebzig den Methodisten, vierhundertachtundzwanzig den Baptisten, zweihundertzweiundachtzig den Presbyterianern, dreiundsechzig den Katholiken, dreiundsechzig den Lutheranern u. s. w. Die meisten Einwohner beschäftigen sich mit Landwirthschaft; 1850: 93,896 Farms. Einundneunzig Counties, elf Repräsentanten.

Hauptstadt Indianopolis, in der Ct. Marion, in reizender Lage, 9000 Einw Die älteste Niederlassung (1702), Vincennes in der Ct. Knox am Wabash, 2500 Einw., trägt französischen und katholischen Charakter. Schöne Kathedrale und viele katholische Lehrinstitute. Am Ohio: Madison in der Ct. Jefferson, New-Albany in der Ct. Floyd, 10,000 Einw. Evansville in der Ct. Vanderburgh. Am Südufer des Michigansees, in der Ct. La Porte, Michigan-City und Cannerton. Mühlhausen, Neu-Oldenburg, Hessen-Cassel sind deutsche Orte. Im südöstlichen Winkel haben Schweizer vom Genfer See die Colonie Schwyzerland mit der Stadt Vevay angelegt. New-Harmony, auch eine Gründung G. Rapps (S. 778.), die durch Kauf an R. Owen überging. Sein Plan, Gütergemeinschaft einzuführen, scheiterte.

13. Illinois zwischen Mississippi, Ohio, Wabash und dem Oberen See, ist ebenfalls zuerst von Franzosen, doch nur spärlich colonisirt, und 1763 an England, 1783 an die Vereinigten Staaten übergegangen. 1818 wurde Illinois ein Staat. Prairien, welche den Norden einnehmen, bilden noch zwei Drittel des Gebietes; im Süden Waldland. 2610 □M., 1,400,000 Einw., mit etwa 10,000 Farbigen. Ein Drittel der Einwohner deutscher Abkunft. Unter den politischen Flüchtlingen der aus den badischen Wirren bekannte Hecker, dem — wie es in Blanc-Diesterweg heißt — die Verdächtigung nachgesagt hat, daß er Sklaven halte. Von den eintausendeinhundertsieben-

---

1) Watervliet (New-York) ist noch als Shakercolonie zu nennen.

undsechzig Kirchen, welche 1850 vorhanden waren, gehörten dreihundertneunundachtzig den Methodisten, zweihundertfünfundsechzig den Baptisten, einhundertachtundneunzig den Presbyterianern, achtundfunfzig den Katholiken, vierzig den Lutheranern, siebenundzwanzig den Episcopalen, die übrigen zwanzig verschiedenen Secten. Illinois ist ein Agriculturstaat; 1850 zählte man 76,208 Farms. Hundert Counties, neun Repräsentanten.

Die politische Hauptstadt Springfield in der Ct. Sangamon, 7000 Einw. Die wichtigste Stadt ist Chicago in der Ct. Cook, am Michigansee mit vortrefflichem Hafen. 1836 wohnte auf der schönen Prairie, wo die Stadt steht, kein weißer Mann, 1850: 28,269 Ew., 1853: 60,000. Katholische Universität und Seminar. Großartiges Theater. Lebhafter Handel, den Canäle und Eisenbahnlinien fördern. Galena in der großen Bleiregion des obern Mississippi, Hauptort der Jo Davies's Ct, 5000 Einw. Nauvoo am Mississippi, in der Ct. Hancock, einst ein Hauptort der Mormonen mit prachtvollem Tempel. Nach Vertreibung der Mormonen ließ sich unter „Vater Cabet" eine französische Communistencolonie (Icarier) in Nauvoo nieder, welche 1850 über 450 Mitglieder, worunter auch 65 Deutsche, zählte. Kaskakia, eine alte französische Niederlassung. Vandalia, von Mecklenburgern angelegt, in der Ct. Fayette. Belleville, in der Ct. St. Clair, fast St. Louis gegenüber, meist von Deutschen bevölkert. Auf der Landspitze, wo Mississippi und Ohio zusammenfließen, Cairo, in der Ct. Alexander, das 1858 der Mississippi in einer ungewöhnlichen Ueberschwemmung weggerissen hat.

14. Michigan, der Seenstaat oder der Staat des Nordens, besteht aus zwei Halbinseln. Die bei weitem größere, Unter-Michigan, eine bewaldete wellenförmige Ebene, streckt sich von der Nordgrenze der Staaten Ohio und Indiana nach Norden zwischen Michigan-, Huronen- und Eriesee. Die kleinere nördliche, Ober-Michigan, ein Hügel- und Gebirgsland, dem Staate Wisconsin vorgelagert, breitet sich zwischen dem Oberen und Michigansee. Franzosen gründeten die Colonien Detroit und Michillimackinac. Seit 1763 englisch und seit 1783 ein Theil der Union, wurde das Gebiet erst seit 1830 im Großen besiedelt, und 1837 als Staat in die Union aufgenommen. 2618 □M., 509,374 Einw., darunter an 4000 Farbige. Ueber ein Fünftel der Bevölkerung bilden Deutsche. Von den dreihundertneunundneunzig Kirchen, welche 1850 vorhanden waren, besaßen die Methodisten einhundertneunzehn, die Presbyterianer zweiundsiebzig, die Baptisten sechsundsechzig, die Katholiken vierundvierzig, die Episcopalen fünfundzwanzig, die Lutheraner zwölf u. s. w. Landwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner (1850: 34,809 Farms); daneben ist der Bergbau zu nennen. Die nördliche Halbinsel hat unermeßlichen Reichthum an Kupfer. Vierundsechzig Counties, von denen einundzwanzig auf der nördlichen, noch wenig colonisirten Halbinsel, vier Repräsentanten.

Officielle Hauptstadt ist das kleine Lansing am Grand River in der Ct. Ingham. Detroit, in der Ct. Wayne, an der Straße zwischen St. Clairsee und Eriesee in vortrefflicher Handelslage. Von der alten 1720 gegründeten französischen Stadt keine Spur, Alles amerikanisch und modern. Gegen

40,000 Einw. 1818 lief das erste Dampfschiff in den Hafen, 1848 landeten 933. Gleichfalls am Eriesee Monroe, 3000 Einw. Saginaw-City, unweit des Huronensees. In der Nähe viele deutsche Niederlassungen: Frankenlust, Frankenhilf, Frankentrost u. a. Michillimackinac oder Makinaw auf einer Insel in der Straße zwischen Oberen See und Michigan, ein Militärposten der Union und ein wichtiger Platz für den Pelzhandel, wie auch Sault de St. Marie auf der nördlichen Halbinsel. Zu Ober-Michigan wird auch die Isle Royale im Oberen See gerechnet.

15. Wiscónsin, nach einem Zuflusse des obern Mississippi genannt, liegt zwischen dem eben genannten Strome, dem Oberen und Michigansee. Französische Missionare drangen 1662 bis hieher vor, aber das Land war noch völlige Wildniß, als es 1763 von Frankreich an England, 1783 an die Union abgetreten wurde. 1836 wurde Wiscónsin als Territorium organisirt, hatte 1840 39,945 Einw., 1847 schon 211,252 Einw. und konnte 1848 als Staat aufgenommen werden. 2540 □M., 552,451 Einw. mit etwa 1000 Farbigen. Ueber 100,000 Deutsche und 20,000 Norweger. Von den dreihundertfünfundsechzig Kirchen des Jahres 1850 gehörten einhundertzehn den Methodisten, den Katholiken vierundsechzig, den Baptisten neunundvierzig, den Presbyterianern vierzig, den Lutheranern zwanzig, den Episcopalen neunzehn u. s. w. Den Haupterwerbszweig bildet Landwirthschaft (1850: 20,117 Farms), aber auch Bergbau und Holzgewinnung sind bedeutend. Besonders wird Blei gewonnen. Dreiundvierzig (in neuester Zeit 45) Counties, drei Repräsentanten.

Madison, in der Ct. Dane, schön zwischen zwei Seen gelegen, 2000 Einw., ist politische Hauptstadt. Die bedeutendste Stadt ist das selbst für amerikanische Verhältnisse fabelhaft rasch emporgeblühte Milwaukee, „die deutscheste Stadt der Union.“ 1835 war hier noch vollkommene Wildniß mit einer Pelzhändlerhütte; jetzt steht hier eine nette, mit Gas beleuchtete, lebhafte Handelsstadt von 40,000 Einw. Die Stadt liegt an sanften Anhöhen zum Michigan herab, an beiden Seiten des in den See mündenden Flüßchens Milwaukee. Eigenthümlich ist die Scheidung der Nationalitäten in verschiedenen Stadtquartieren. Ganz oben sitzen die Iren in ärmlichen und kleinen Häusern; hier steht auch die prachtvolle gothische Kathedrale der Katholiken mit imposantem Thurme. Auf dem sanften Abfalle der Anhöhe wohnen die Amerikaner, in der unten angebauten Stadt, die auf einem ausgefüllten Moraste steht, die Deutschen (welche mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen), während die Amerikaner da nur Geschäftsstuben haben. Die Hauptstraße, East-Water-Street, ist voll von glänzenden Kaufläden. Handel und Rhederei immer mehr im Aufblühen. Mehrere Eisenbahnlinien gehen von Milwaukee aus, unter andern nach dem durch seinen Holzhandel bedeutenden Greenbay in der Ct. Brown. Racine am Michigan, gleichfalls in 30 Jahren zu einer bedeutenden Stadt entwickelt. Southport oder Kenosha an der Linie der Milwaukee-Chicagobahn. Sheboygan mit starkem Holzhandel. Jamesville in der Ct. Rock. Prairie du Chien in der Ct. Crawford am Mississippi. Portage-City, früher Fort Winnepago, in der Ct. Columbia.

16. Iowa, westlich von Wiscónsin und Illinois, zwischen Mississippi und Missouri, ein Prairiestaat wie Illinois, mit wellenförmiger Oberfläche, die zahlreichen Gewässer von Wald eingefaßt. Die ersten Ansiedelungen wurden 1686 von Franzosen gegründet, 1803 kam

die Region sammt dem ganzen Missisippithale von Frankreich an die Union. Doch waren bis zum Kriege von 1832 die Indianer im Besitz von Jowa. Geschlagen willigten die Rothhäute wiederholt in Abtretung und Verkauf. Seit 1838 war Jowa Territorium und trat 1846 in die Reihe der Staaten ein. 2398 □M., 675,000 Einw. (1850: 192,214, worunter 333 Farbige). Unter den hundertunddreiundneunzig Kirchen, welche der Census von 1850 aufzählt, besaßen die Methodisten einundsiebzig, die Presbyterianer achtunddreißig, die Baptisten zwanzig, die Katholiken achtzehn u. s. w. Jowa ist Agriculturstaat und hatte 1850 14,805 Farms. Etwa die Hälfte des Bodens ist noch fast völlige Wildniß. Doch sind auch Jowa's Bleigruben von Bedeutung. Siebenundfünfzig Counties, zwei Repräsentanten.

Jowa-City, an dem zum Missisippi fließenden Jowa, in der Ct. Johnson, 3000 Einw., soll bis 1865 politische Hauptstadt sein. Dubuque, auf der Stelle, wo die Franzosen den ersten Handelsposten gründeten, im Mittelpunkte der Bleierzregion, 5000 Einw. Die größte Stadt ist Burlington, 6000 Einw., in der Ct. Des Moines. Keokuk in der Ct. Lee, am Fuße der untern Stromschnellen des Missisippi, mit Dubuque durch Eisenbahn verbunden. Muscatine, früher Bloomington, in der gleichnamigen Ct, über 5000 Einw. Davenport in der Ct. Scott, am Fuße der obern Stromschnellen des Missisippi, schnell aufblühend. Fort des Moines in der Ct. Polk. Council-Bluffs in der Ct. Pottawatomie, am Missouri, ein bedeutender Punkt auf der Landroute gegen Westen, die letzte civilisirte Niederlassung vor dem Eintritt in das Indianerland.

17. Minnesotah, nach einem Zuflusse des Missisippi benannt, nördlich von Jowa und westlich von Wiscónsin, Prairie und Wald mit dem Quellbezirk des Missisippi, dem Scheiderücken der Coteaux de Prairies und dem obern Laufe des nach Norden strömenden Red-River, wurde in seinem östlichen Theile zu Canada, im westlichen zum französischen Louisiana gerechnet. Französische Missionare und Pelzhändler haben 1680 diese Gegend zuerst besiedelt. Durch den Frieden von 1783 und den Kauf Louisiana's 1803 kam die Union in den Besitz von Minnesotah, das 1849 als besonderes Territorium von Michigan abgezweigt wurde. Seit dem 11. Mai 1858, wo auch das Repräsentantenhaus die Aufnahme genehmigte, ist Minnesotah Staat. 3918 □M., 1856: 160,000 Einw. (1850: 6077, worunter 39 Farbige). Bei diesen Angaben sind die Indianer nicht mitgerechnet, deren es 1852 noch 25,000 im Gebiete gab. Methodisten, Baptisten, Katholiken (1852 sieben Kirchen) sind am zahlreichsten vertreten. Da der Staat vortrefflichen Acker- (selbst Weizen-) boden besitzt, ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner Landwirthschaft; 1850 gab es 157 Farms. Viele schöne und fischreiche Seen mit klarem Wasser. Neunzehn Counties. Die staatlichen Verhältnisse des neuen Staates sind noch nicht genau bekannt. In der Territorialverfassung galt die in der Union unerhörte humane Bestimmung, daß auch Bewohner aus gemischtem indianischen und weißen Blute (die sogenannten bois brulés) politisch gleichberechtigt sein sollten.

Der Sitz der Territorialregierung war bisher das 1840 angelegte St. Paul am Mississippi, in der Ct Ramsey, die Grenze der Schifffahrt für Dampfboote, 10,000 Einw. 1842 stand hier die erste Hütte, 1849 zählte man schon 142 Häuser, zwölf Advokaten und fünf Aerzte. St. Anthony, an den gleichnamigen Fällen des Mississippi. Stillwater, Pembina, an der Nordgrenze mit 1200 Einw., meist von gemischtem Blute. In der katholischen Kirche wird in englischer, französischer und in der Tschippewähsprache gepredigt.

C. Staaten am stillen Ocean.

18. Californien (Nieder-Californien) S. 705.), zum größten Theile das Gebiet zwischen der californischen Küstenkette und der Sierra Nevada, welche das Land von dem großen Bassin trennt, das Thal des San Joaquin und des Sacramento, die sich von verschiedenen Richtungen hier entgegen strömen. Dazu kommt das Küstenland und ein Theil des Coloradogebietes. Die spanischen Besitzer von Mexiko hatten diese Küste lange, lange Zeit ganz unbeachtet gelassen. Erst seit 1769 entstanden Missionen, welche die Keime der Colonisirung bilden (bis 1776 neunzehn), und vier Presidios, militärische Stationen, welche den Missionen äußern Schutz gewähren sollten. Nach Mexiko's Trennung vom Mutterlande war Californien ein Territorium der neuen Republik, wurde aber fortdauernd in seiner Wichtigkeit verkannt und stiefmütterlich behandelt. Der abstracte Theorienkram der mexikanischen Demokratie knickte die ohnehin kümmerliche Cultur völlig. Die Radikalen setzten die Freilassung der Indianer durch, und damit war den Missionen, welche 1833 ganz aufgehoben wurden, die Axt an die Wurzel gelegt. Ihre Ländereien sollten unter weiße Ansiedler und Indianer vertheilt werden. Damit war der Zug speculativer Einwanderung auf Californien gelenkt. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft hatten die Russen sich an zwei Punkten der californischen Küste festgesetzt, um Robben zu schlagen und Getreide für ihre Besitzungen im Norden von Amerika zu bauen. Sie haben 1841 diese Besitzungen aufgegeben, weil sie ihrer nicht weiter bedurften. Dagegen hatten seit 1826 amerikanische Biberfänger und Pelzthierjäger angefangen, über die Grenze zu schwärmen. Californien füllte sich mit amerikanischen Abenteurern und die Union schickte einen Consul nach Monterey. Streitigkeiten der Fremden mit den mexikanischen Behörden blieben nicht aus, die Bewohner waren den Mexikanern und den fremden Ketzern in gleicher Weise abhold. Das Land stand mit Mexiko so gut als in keinem Zusammenhange mehr. Der aufblühende Handel hatte die Wichtigkeit der californischen Häfen in so hellem Lichte gezeigt, daß England mit dem Plane umging, sich der californischen Küste zu bemächtigen. Aber „seitdem die Nordamerikaner einmal entschlossen waren, sich an der westlichen Küste zu behaupten und Oregon um jeden Preis in Besitz zu nehmen, konnte auch Californien den Einflüssen eines so unternehmenden Menschenschlages nicht lange mehr entzogen bleiben. Der Besitz des oregonischen Gestades war ohne Zweifel sehr werthvoll;

die Mündung des Columbia liegt jenen der chinesischen Riesenströme gegenüber und zeigt nach Japan. Aber das Hinterland der Region am Pugetsunde, wie jenes am Columbia, hält keinen Vergleich aus mit dem südlicher gelegenen Californien, dessen Küsten leicht zugänglich sind und das eine ungleich vortheilhaftere Weltlage hat. Das „goldene Thor," welches den Eingang zur Bucht von San Francisco bildet, ist in der That eine Pforte, durch welche der Verkehr von und nach Asien eröffnet wird. Dieses Wasserbecken hat in keinem andern Erdtheile ein Nebenstück, und steht in der That einzig da." Inzwischen brach 1846 der Krieg zwischen der Union und Mexiko aus. Oberst Frémont hatte ihn mit 62 Männern in Californien auf eigene Hand angefangen und das Land zu einer von Mexiko unabhängigen Republik erklärt. Im Februar 1848 wurde dasselbe mit andern Gebieten an die Vereinigten Staaten abgetreten. Der fruchtbare Boden und die ausgedehnten Weidegründe lockten den Ackerbauer, die sichern Häfen und die vorzügliche Handelslage den Kaufmann an, die Einwanderung strömte dem Lande in ansehnlicher Masse zu. Sie wurde zu einer wahren Völkerwanderung, als das Gold entdeckt wurde. Seit 1846 hatte sich ein Schweizer, Capitän Sutter, an der Stelle des heutigen Sacramento City die Colonie Neu-Helvetia gegründet. Er schickte Leute in die Berggegenden, um Fichtenwälder aufzusuchen,[1] und da man vorzügliche rund um den Lauf des South-Fork fand, wurde im Februar 1848 James Marshal dahin geschickt, um eine Sägemühle zu bauen. Damit beschäftigt, für das Wasser einen Abzugskanal zu graben, sah Marshal einige gelbe Körner auf dem Grunde schimmern, nahm sie auf und überzeugte sich, daß es reines und gediegenes Gold war. Große Klumpen fanden sich, und binnen einigen Tagen hatte man dort 150 Doll. an Werth, ohne zu graben, blos beim Aufwühlen des Sandes gefunden.[2] Wiewohl man diese Ent-

---

1) Californien trägt die schönsten und höchsten Coniferen der Erde. Der König der Wälder, ein zapfentragender immergrüner Baum von 250–300′ Höhe und einem Durchmesser (am Boden) von 29–30′, ist neulich auf den Abhängen der Sierra Nevada in einer Höhe von 5000′ entdeckt. Ein Baum wurde gefällt, das Alter nach Zahl der concentrischen Ringe auf 3000 Jahre geschätzt. Von diesem Pflanzenungeheuer sind 21′ der Rinde von dem untern Theile des Stammes in San Francisco ausgestellt. Sie bilden ein mit Teppichen belegtes sehr großes Zimmer, das ein Pianoforte nebst Sitzen für vierzig Personen enthält. Hundertundvierzig Kinder haben darin einmal bequem Raum gefunden.

2) Schon die mexikanische Regierung hatte von dem Vorkommen des Goldes Kunde gehabt, aber die Sache absichtlich geheim gehalten. „Unser Landsmann Adolf Erman, der auf seiner Reise um die Erde auch Californien besuchte, schrieb am 8. December 1829 bei San Francisco folgende Stelle in sein Tagebuch: ‚Die hier durch Verwitterung in eine gelbe erdige Masse übergehenden Talkgesteine und der hier so häufige Magneteisensand erinnern an das Vorkommen des Goldes am Ural; und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke hinzunimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch. Ich schlug dem Capitain Chramtschenko (einem Beamten der russisch-amerikanischen Handelscompagnie, der die Corvette Helena führte) vor, einen solchen zu veranlassen; denn da man wohl sicher auf Uebereinstimmung der geognostischen Beschaffenheit zwischen San Francisco und dem benachbarten Fort Roß rechnen könne, so würde die Auffindung des Goldes für die russisch-amerikanische Compagnie von direktestem Nutzen sein.' Neunzehn Jahre später wurde bei Sutters Mühle Gold gefunden und der Scharfsinn des deutschen Gelehrten in glänzender Weise bestätigt." Vergl. den gründlichen, im Texte öfter angezogenen Aufsatz von K. Andree: Geschichtliche und geographische Notizen über Californien. Zeitschrift für Erdkunde August, September 1856.

deckung geheim zu halten suchte, verbreitete sich das Gerücht davon mit Blitzesschnelle umher, und die zauberhafteste Wirkung war die unmittelbare Folge. Die Goldgräber stürzten, wie ein Augenzeuge sich ausdrückte, ans Wasser und in die Thäler, um Gold aus der Erde zu raffen, gerade so wie tausend Schweine, die man in einen Wald läßt, nach Wurzeln und Erdnüssen wühlen. Kaufleute und Advokaten, Aerzte und Geistliche, Handwerker und Gerichtsbeamte, Matrosen und Schiffscapitäne, Weiße und Mestizen, rothe und schwarze Menschen, Alles eilte in die Goldregion, und San Francisco, damals noch ein Dorf, war von allen seinen männlichen Einwohnern verlassen, bis auf drei Kaufleute und einige Soldaten. Ende 1852 zählte Californien schon 300,000 Einw., zu Anfang 1856 eine halbe Million. „Zuerst waren Mexikaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon, und Kanackas, Eingeborene der Sandwichinseln; Tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen, fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge und die Sierra Nevada, oder über Panamá, oder endlich auf dem Wege um das Cap Hoorn; endlich stellte auch Australien sein Contingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tausenden. Dazu rechne man die eingeborenen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, selbst vom Nutkasunde her, die Neger, Mulatten und Mestizen." Nicht mit Unrecht ist Californien einem großen Kessel verglichen, in welchem Völkersubstanzen aller Art durch einander brodelten. Gewiß war es schwierig, unter dieser Fluth einziehender Abenteurer, unter welchen sich zum großen Theil liederliches Gesindel befand, angemessene Ordnung zu erhalten, zumal da sich der Congreß um das neue Territorium wenig kümmerte. „Der Richter Lynch" mußte das Beste thun. Endlich gaben achtundvierzig Bevollmächtigte im September 1849 dem Lande eine Verfassung, und 1850 nahm der Congreß nach langen und heftigen Erörterungen Californien unter die Staaten auf.

Der Staat Californien, der, von Oregon abgesehen, von allen übrigen Staaten der Union durch weite Strecken uncultivirten Landes abgeschieden ist, hat 7346 □M. und zählte 1854: 326,000 Einw. Darunter waren 204,000 Amerikaner, 30,000 Deutsche, 28,000 Franzosen, 5000 andere Europäer, 20,000 amerikanische Spanier, 17,000 Chinesen, 20,000 Indianer, 2000 Neger. 100,000 Menschen arbeiteten in den Goldminen. Jetzt wird die Bevölkerung auf mehr als $^1/_2$ Mill. angeschlagen. Ueber die kirchlichen Verhältnisse ist noch wenig bekannt. Der Census von 1850 zählt nur achtundzwanzig Kirchen auf; in Californien giebt es andere Dinge zu thun, als Kirchen zu bauen! Der katholische Bischof von Monterey berechnete 1851 die Zahl der Katholiken auf 40,000 mit zweiunddreißig Kirchen, einschließlich einiger Missionsstationen unter den Indianern. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Goldgraben, Landwirthschaft und Handel.

Sechsunddreißig (in neuester Zeit 45?) Counties, zwei Repräsentanten. Das Staatswappen ist ein all zu redendes, als daß es hier übergangen werden könnte. Es zeigt im Vordergrunde die thronende Minerva, auf die von den Spitzen der Sierra Nevada umkränzte und von Schiffen belebte Bucht von San Francisco blickend. Ein Schaf, Pflanzen und einen in den Minen arbeitenden Goldgräber erblickt man im Vordergrunde. Oben befindet sich in einem Sternenkranze die Inschrift Eureka (ich habe gefunden).

Bei der Schilderung der Wohnplätze stellen wir die ältesten, die immer mehr verfallenden Missionen, vorauf. Die Missionsdörfer der Franciskaner in Ober-Californien, von denen das älteste, San Diego, 1769, das neueste, San Francisco de Solano, 1822 angelegt wurde, haben, obgleich von verschiedener Größe, doch alle fast dieselbe Bauart. Die Hauptgebäude sind aus Backsteinen aufgeführt und nach den Umständen über einen größern oder kleinern Raum ausgebreitet. Sie enthalten größtentheils bequeme Wohnungen für die Missionare, Magazine, Kornspeicher, Arbeitsräume zur Fabrikation von Seife, Geweben (namentlich wollenen Stoffen, frisadas genannt) u. s. w., Schmiedewerkstätten, Schulräume für die Kinder der Indianer u. s. w. Jede Mission hat eine gut gebaute und meist reich ausgeschmückte Kirche und einen großen, durch Wasserleitungen bewässerten Garten, in dem viele europäische Gemüse und Obstarten, besonders aber auch Wein und Oliven gezogen wurden. In einiger Entfernung von diesen Hauptgebäuden liegt die Rancheria, das eigentliche Indianerdorf. Diese Rancherias bestehen entweder aus ordentlichen kleinen, an Straßen gelegenen Häusern, oder aus Hütten in konischer Gestalt, aus Pfählen errichtet und mit Rasen bedeckt, wie sie die Indianer nach ihrer gewohnten Weise aufführen. Neben jeder Mission war ein sogenanntes Presidio, eine Art von Kaserne, in der ein Corporal und eine kleine Anzahl von Soldaten lag, denen der Schutz der Mission gegen Angriffe wilder Indianer und der Transport der Briefpost, der zu Pferde geschah, oblag. Gegenwärtig sind fast alle diese Missionen, in denen sich zum Theil noch Bibliotheken und mancherlei Instrumente und Utensilien, wie Webestühle u. dgl. befinden, und von denen mehrere prachtvolle Gebäude besaßen, die jedem Lande Ehre machen würden, dem Verfalle nahe. Einige ihrer Gärten bringen noch schönes Obst, der Gemüsebau ist jedoch meist zu Grunde gegangen, da die Wasserleitungen, durch welche diese Gärten ehemals bewässert wurden, verfallen sind; ihre Aecker liegen unbebaut, und von den vielen Tausenden von Pferden, Schafen und Kühen, welche im Besitz der angesiedelten Indianer waren, sind nur noch verwilderte Nachkommen übrig. Die wenigen Indianerfamilien aber, welche auf diesen Missionsdörfern noch zurückgeblieben sind, befinden sich jetzt meist in einem elenden Zustande von Leibeigenschaft unter Privatleuten.

Um diese Ruinen, die in vielfachem Sinne nicht von dieser Welt sind, ist ein neues Leben üppig aufgeschossen aus ganz andern Wurzeln und von ganz anderm Triebe genährt.[1]) Von der Goldregion und dem Goldgewinn müssen wir reden, denn die modernen Städte sind ja meistentheils eine Frucht aus dieser goldnen Saat.[2])

Die Thäler des Sacramento und San Joaquin bilden mit den Verzweigungen der Sierra Nevada die californische Goldregion. Sie ziehen sich zwischen der östlichen Riesenmauer der Sierra Nevada, in der Mount Shasta unweit des Madelin-Passes bis auf 18,000' aufsteigt, und den Küstengebirgen Californiens hin.

Das Gold kommt bald als feines, blätteriges Glimmerkorn vor, vermischt mit Sand, oder eingeschlossen in kürzeren oder längeren Adern, und erfordert dann blos eine sorgsame Wäsche; bald in größeren oder kleineren Klumpen vom Gewicht eines Dollars bis zu dem mehrerer Tausend, und befindet sich dann gewöhnlich tief im Sande oder Steinlagern; oder man sieht es auch als Adern oder Eicheln in Felsenspalten sitzen, in welchem Fall es mit dem bloßen Messer abgeschabt werden kann, nachdem man den Fels gesprengt hat; endlich findet es sich auch beinahe unsichtbar mit Quarz vermischt und seine Gewinnung erfordert dann ein weitläufigeres Verfahren.

Das Goldgraben geschieht auf vielerlei Art. Die lohnendste ist mehrentheils das „Flußgraben" (river-digging). Dazu wird das Flußbett eine Strecke weit durch Dämme und Kanäle trocken gelegt, was ein bedeutendes Auslagecapital erfordert, da solche Kanäle nicht selten bis 1800' Länge erhalten, und obenein die fertigen oder halbfertigen Arbeiten mitunter durch plötzliches Anschwellen des Flusses beschädigt oder gar zerstört werden. Aus dem trocken gelegten Flußbette wird nun der Flußboden bis auf die darunter lagernde Felsenschicht ausgegraben, was oft sehr mühselig ist, wenn nicht Sand, sondern harter oder mit großen Steinen vermischter Grund sich vorfindet. Der ausgegrabene Sand oder Lehm wird in breite hölzerne Rinnen gebracht, die etwas geneigt sind und am untern Ende eine Eisenplatte mit dichten 3—4 Linien weiten Löchern haben. Vermittelst eines Schlauches wird nun ein Wasserstrom in die Rinne geführt und dadurch die Erdmasse auf die Eisenplatte gespült, wo die feineren Theile durch die Löcher in einen untergestellten Trog fallen, während die gröberen oben bleibenden von dazu angestellten Leuten fortwährend entfernt werden. Den feineren Sand führt das Wasser aus dem Troge großentheils sogleich weg, die schwereren Stücke bleiben zurück. Der Inhalt des Troges wird dann in blechernen Becken, 1 Elle weit und 3/4 Elle tief, im Flusse unter der Wasserfläche so lange gewaschen, bis aller Schmutz weggespült ist und dann auf dem Boden nur eine Lage von schwarzem Eisensande sich befindet, unter dem sich die Goldkörner verbergen. Dieser wird getrocknet und entweder durch einen Magnet von dem Golde getrennt; oder wo dies nicht

1) Und ist zum Theil in die alten Missionsgebäude selbst eingezogen. So fand Gerstäcker in der Mission Dolores, unweit San Francisco, wohl noch Kirche und Priester, aber auch eine von einem Herrn von Witzleben und einem Brauer aus Miltenberg angelegte baierische Bierbrauerei, ein Gasthaus, einen Tanzsaal, eine Trink- und Spielstube, und ein Privatlogis, wo sich einige junge Mädchen, Mexikanerinnen, aufhielten.

2) Die zollamtlich festgestellte Goldausfuhr Californiens betrug 1851: 34,492,000, 1852: 45,779,000, 1853: 51,965,000, 1854: 51,429,000, 1855: 45,182,631, 1856: 50,694,434, 1857: 48,889,689, zusammen 331,432,754 Dollars. Rechnet man hinzu, was die Reisenden persönlich mitgenommen haben, so kann man den ganzen Goldexport in diesen sieben Jahren füglich auf 400,000,000 Dollars anschlagen. 1863 war indessen die Ausfuhr auf 33,071,920 gesunken. In seiner vortrefflichen Schrift über die Metall-Produktion Californiens (Peterm. geogr. Mitth. Ergänzungsheft Nr. 14. 1864) schätzt v. Richthofen den Gesammtwerth der Goldausfuhr in den 16 Jahren von 1848 bis 1863 auf 755,636,355 Dollars. Silber wird vorzugsweise in Washoe gewonnen. Der Silber-Export aus dem Nevada-Territorium (seit 1864 ein neuer Staat) hatte 1863 schon den Werth von 12 Mill. Dollars erreicht und ist im Steigen begriffen.

anwendbar ist, wird das Gold durch Quecksilber von dem Eisensande geschieden.

Ein anderes Verfahren ist das „Trockengraben“ (dry-digging). Man gräbt auf Gold in Sandbänken, Hügeln, am Rande tiefer Höhlen, auf Ebenen oder Bergen. Der Gräber sucht sich eine Stelle, die ihm Erfolg zu versprechen scheint, und gräbt sich durch Sand und Kies bis auf die goldhaltige Lage hindurch, oft bis 100′ tief, füllt dann sein Blechbecken mit der Erde und wäscht sie im Flusse aus, wie oben angegeben. Da diese Art des Grabens weniger Anlagecapital erfordert, wiewohl nicht geringe Anstrengung und Ausdauer, so wird sie zu Zweien oder von kleinen Gesellschaften, die sich an günstigen Plätzen bald zusammenfinden, betrieben, während das Flußgraben das Zusammenwirken großer Geld- und Arbeitskräfte erfordert. Nicht selten aber erfordert der Goldsand auch vor dem Auswaschen die Schlämmung in den Trog, und dazu müssen die Trockengräber gewöhnlich das Wasser von einer Flußgräbergesellschaft kaufen. Man bezahlt bis 30 Thaler für das Wasser zu einer Tageswäsche, das aus einer einzigen Schleuse kommt; werden mehrere Schleusen benutzt, so ist der Preis noch höher; wer aber Nachts bei der Laterne das Wasser benutzt, giebt nur den halben Preis. Bei günstiger Beschaffenheit des goldhaltigen Erdreichs, und wenn ein Fluß in der Nähe ist, bedient man sich nur einer „Wiege“ (cradle), eines auf Wiegenfüßen stehenden Kastens, der durch einen horizontalen durchlöcherten Eisenboden getheilt ist; auf diesen wird der Sand geworfen, fortwährend mit Wasser übergossen und gewiegt. Unter dem Siebboden befindet sich noch ein Zwischenboden von Leinwand, auf dem das Gold hängen bleibt, während der Sand ganz hinunter fällt.

Eine dritte Art des Grabens, Cioting-digging genannt, nach einer Thierart Ciot, die sich in die Erde gräbt, unterscheidet sich nur dadurch von der vorigen, daß man horizontale Stellen in die Sandhügel treibt, wobei man oft der Gefahr des Einsturzes durch Zimmerungen begegnen muß. Diese Grabungen sind am häufigsten lohnend, aber äußerst beschwerlich und deshalb weniger gewöhnlich.

Die vierte Art endlich ist das Bearbeiten der Quarzminen. Der Quarz wird losgebrochen, die Stücke in starkem Feuer gebrannt, worauf sie in kleinere Theile zersplittern und sich fein zermalmen lassen. Das goldhaltige Quarzpulver wird dann mit Quecksilber behandelt, und endlich das Gold vermittelst Auspressen durch Lederbeutel von dem Quecksilber getrennt. Man bedient sich auch schon ordentlicher Pochwerke zum Zermalmen des Quarzes. Die Quarzminen werden für die besten gehalten.

Der Erfolg des Goldgrabens hängt begreiflicher Weise mehrentheils durchaus vom Zufalle ab, da man auf gutes Glück, wenn auch mit Rücksicht auf irgend welche Hoffnung gebende Anzeichen, die Arbeit beginnt. Oft läßt ein Gräber entmuthigt seine Arbeit liegen und beginnt an einer andern Stelle; ein zweiter setzt die verlassene Arbeit fort und findet in Kurzem einen reichen Lohn seiner Mühe.

Das Leben in den Goldminen trägt ein ganz eigenthümliches Gepräge. Abenteurer aus den verschiedensten Ländern und aus allen Ständen finden sich da zusammen, alle von derselben Begierde, Gold zu gewinnen, getrieben. Die Mehrzahl sind Amerikaner, dann folgen die Chinesen, hier wie überall die beständige Zielscheibe für den rohen Uebermuth der Andern, wiewohl sie durch Mäßigkeit, Reinlichkeit und Ordnung als Muster dienen könnten. Außerdem sind die spanischen Amerikaner und fast alle Nationen Europa's reich vertreten. Und vom ruinirten Pair bis zum entlassenen oder entwichenen Züchtling findet man alle Stände in diesem Gemisch repräsentirt, alle gleich in der Arbeit, gleich in der Lebensart und Kleidung. Gewöhnlich trägt der Goldgräber lange Stiefeln, ein Paar mehr oder minder defecte Beinkleider, ein rothes oder blaues wollenes Seemannshemd und einen entsprechenden Hut.

Bart und Haar sind lang und wirr, Arme und Brust entblößt, wie das Gesicht von Sonne und Wetter gebräunt. Früher gingen die Goldgräber immer mit Pistolen bewaffnet; jetzt denkt in den Minen Niemand mehr an die Nothwendigkeit ihres Gebrauchs; der „Richter Lynch" hat durch seine Thätigkeit einen Zustand von bedeutender Sicherheit des Lebens und Eigenthums herbeigeführt, der anfänglich freilich nicht vorhanden war. Keine Thür wird anders zugeschlossen, als mit einem Pflock oder Strick. Vermißt man etwas, so macht man es durch einen Anschlag an den nächsten Baum bekannt, und meist erhält man alsbald das Verlorene wieder. — Die Goldgräber schlagen entweder, und das war anfangs unumgänglich, in der Nähe ihrer Grube ein Zelt auf, in dem sie campiren, oder sie finden in der Nachbarschaft ein Unterkommen in einem der überall errichteten hölzernen Häuser. Die Lebensmittel sind in hohen Preisen, ebenso die Werkzeuge zur Minenarbeit. So kostete ein Huhn 6 Thaler, ein Spaten 10 Thaler. Aber Bäcker und Schlächter kommen wie in der Stadt jeden Morgen vor die Zeltthür ihrer Kunden und liefern ihre Waare ab. — Wem es mit dem Goldgraben nicht glückt, der legt den Spaten aus der Hand und fängt etwa einen Victualienkram oder dergleichen an, oder wird Aufwärter, Lastträger, Hausknecht, Ausrufer, Handlanger u. s. w.; oder er verdingt sich auf Tagelohn (meist 3½ Dollar, gegen 5 Thlr., täglich) bei einem andern Gräber, oder bei einem Ackerbauer, einem Zimmermann oder sonst wo. Dergleichen Umwandlungen scheinen hier Keinem fremdartig, und Niemand hält sich vor einem solchen Wechsel gesichert. Außer den ehrlichen Handwerkern, Gastwirthen und andern Leuten, die für die Bedürfnisse der Goldgräber sorgen und mit leichterer Mühe als diese ihre goldene Ernte sammeln, giebt es natürlich auch hier noch allerlei Schwindler und Humbugger, die ohne reelle Arbeit ihren Theil an den der Erde entrissenen Schätzen suchen, ohne gerade mit dem Richter Lynch in Collision zu kommen. So ist es ein öfters angewandter Kniff, irgend eine Stelle, die als sehr goldreich dargestellt wird, gegen hohen Preis an einen Andern zu verkaufen, indem der Verkäufer vor den Augen des Käufers Gold auflieft, das er selbst erst zum Zwecke der Täuschung dahin prakticirt hat. Auch Gastwirthe locken durch Verbreitung lügenhafter Gerüchte über den Reichthum einer Gegend Goldgräber an, blos um sich an ihnen zu bereichern. Dergleichen Erscheinungen zeigen sich aber freilich in Amerika überall und können nicht als eine besondere Schattenseite des Goldgräberlebens betrachtet werden.

Den engen Zugang zu aller dieser Goldlandherrlichkeit bildet das goldne Thor,[1]) der an der engsten Stelle ¼ M. breite Eingang der herrlichen Bai von San Francisco, die einzige Wassercommunikation von der Küste in das Innere des Landes. An beiden Seiten der Enge heben sich steile schroffe Felshänge, weiter hinein ist die Straße von schräg abfallenden Berghalden eingeschlossen. Hat man die 1 M. lange Einfahrt passirt, so öffnet sich anscheinend ein großer Binnensee zwischen Gebirgsufern: Inseln und Steilküsten, einige nackte, von Vögellagern guanoweiß gefärbte Felsen, andere mit Gras bedeckt, sind umhergestreut. Die Bai ist von Norden nach Süden 12 M. lang und zerfällt deutlich in drei Abtheilungen, ein Becken in der Mitte, das nach Westen geöffnet ist, und zwei Flügel nach Norden und nach Süden. Der südliche Flügel ist die eigentliche Bai von San Francisco, der

1) Fremont, der kühne Erforscher und Eroberer Californiens, der selbst dort ein Vermögen von 9 Mill. Doll. erwarb, nannte die Enge Chrysopylä. Nach J. G. Kohl ist dieser Name ein in Californien selbst populärer. Auf englischen und amerikanischen Karten St. Francisko Entrance.

nördliche führt durch eine Verengung in die Bai von San Pablo, und aus dieser führt östlich die Carquinesstraße in die Suisunbai. In dieses fast ganz abgeschlossene Becken münden der Sacramento und der San Joaquin zu einem Delta vereinigt.

An der Carquinesstraße liegt die politische Hauptstadt Californiens, Benicia in der Ct. Solano, mit 3000 Seelen; auf der Südseite der goldenen Thorstraße und zwar an dem der innern Bai zugekehrten Ende hinter vorspringender Landzunge San Francisco, eine Großstadt von 70—80,000 Einw., die Schöpfung weniger Jahre. Den ersten Keim der Goldstadt bildet die 1776 angelegte Mission San Francisco oder Dolores, neben welcher ein Indianerdorf Yerba Buena (gutes Kraut) entstand. 1846 hatte der Ort 200 Einw., 1847: 459, gegen Ende 1853: 50,000, darunter 32,000 Amerikaner, Engländer und Iren, 5500 Deutsche, 5000 Franzosen, 3000 Amerikaner spanischer Abkunft, 3000 Chinesen, aber unter den 50,000 Einw. nur 8000 Frauen und 3000 Kinder. Der große Brand von 1853 konnte die Entwickelung der Stadt nur wenig aufhalten. Im Jahre 1855 besaß die Stadt zweihundertfunfzig Straßen und Spaziergänge, achtzehn Kirchen, zehn öffentliche Schulen mit 21 Lehrern und 1250 Schülern, zwei Hospitäler, fünf amerikanische, ein französisches, ein spanisches, ein deutsches und ein chinesisches Theater, einhundertsechzig Hotels, sechsundsechzig Restaurationen, zwanzig Bäder, dreiundsechzig Bäckereien, funfzehn Mehl- und Sägemühlen, dreizehn Eisenwerke u. s. w. Zwölf Zeitungen erschienen täglich und außer diesen noch eine Anzahl periodischer Blätter; unter den Tagesblättern befindet sich auch eine in chinesischen Charakteren gedruckte Zeitung, welche Gold-Hill's News heißt, da die chinesische Bezeichnung für San Francisco Gold-Hill bedeutet. Die Stadt besitzt achtzehn Seedampfschiffe, von denen acht für den Verkehr von Panamá, vier nach San Juan del Sur, zwei nach Oregon und für den Küstenverkehr bestimmt sind. Außerdem befahren dreiundzwanzig Flußdampfer die californischen Ströme. Dabei zeigt die Anlage der auf häßlicher Flugsandfläche zwischen nackten Höhen erbauten Stadt überall eilfertige Ueberstürzung und Unsolidität, das Gepräge des aus dem Stegreif Entstandenen. Die obere Stadt liegt auf Sandhöhen, die untere zum Theil auf Pfählen oder Schiffswracken auf der See, sie hat weniger Straßen als in das Meer laufende Brücken. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind breit und schneiden sich unter rechten Winkeln. Montgomery-Street ist Hauptstraße. Ueberall auf den Häuserwänden, Schornsteinen, Vordergiebeln, Grundmauern, mit einem Wort, überall, wo es möglich gewesen ist, sie anzubringen, sieht man kolossale Schilder hervorragen wie große Coulissen, mit gigantischen Buchstaben oder bizarren Malereien, mit Flaggen, Wimpeln, Pfeilern, Obelisken, Pfannen, Hämmern, Aexten oder andern Werkzeugen, alle von ungeheurer Größe, darüber die Inschriften, welche die Geschäfte und Namen der Inhaber in allen europäischen Sprachen angeben. Das bunte Sprachgewirr tritt uns auch aus dem Straßentreiben entgegen. Hier zeigt sich der Chinese in seiner weiten Kleidertracht mit seinem Hute, der einem Sonnenschirme gleicht, mit seinem Haarzopf und seinen dicksohligen Schuhen; der „Löwe" aus Europa mit seinem modernen Putz, mit seinem stutzerischen Gange, mit seiner spöttischen Miene; der Goldwäscher aus dem Oberlande, ziemlich einem Straßenräuber gleichend, mit fliegendem Haar, langem Barte, großen Stiefeln und zerrissenen Kleidern; der feinpolirte und glattgebürstete Krämer, gewöhnlich ein Deutscher, mit seinem einschmeichelnden Wesen. Die öffentlichen Gebäude, auch die Kirchen, sind nicht ausgezeichnet: „kein Thurm zeigt gen Himmel in einer Stadt, die voll von allem, was irdisch ist." San Francisco trägt vorwiegend den Charakter einer Stadt voll Abenteurer und Glücksspieler, in welcher Alles nach schnellem Erwerb jagt und wo Handel und Schwindelei fast gleichbedeutend sind. Damit stehen die ungeheuren

Schwankungen in den Preisen aller importirten Waaren und aller Bedürfnisse im Zusammenhange, durch welche ungeheure und schnell wechselnde Gewinne und Verluste verursacht werden, ein Wechsel von Reichthum und Armuth, der wiederum vom entschiedensten Einflusse ist auf die Werthschätzung höherer Güter des Lebens selbst. San Francisco zeigt in seiner bisherigen Entwickelung in einem schreckenden Bilde die Früchte des völlig emancipirten, nicht durch höhere geistige Interessen gezügelten amerikanischen Erwerbtriebes, es zeigt, was alles durch die Macht des Goldes und durch Goldgier erreicht werden kann und was alles dabei verloren geht. Die berüchtigten Spielhöllen können als die sprechenden Kriterien des Geistes von San Francisco bezeichnet werden. Hier sieht man einen zierlichen jungen Herrn nachlässig auf den Stuhl hingeworfen; seine bleichen, blasirten Züge haben die Fähigkeit verloren, die wechselnden Gefühle auszudrücken, von welchen sein Inneres zerrissen wird, während sein Auge doch noch bisweilen von einem dunkeln Feuer flammt, wenn die rollenden Würfel Augen zeigen, welche einen Einsatz nach dem andern hinwegraffen. Dort sitzt ein Goldgräber in seinem zerrissenen Kleide mit wildem Aussehen, verworrenem Haar und Bart; er hat stolz seinen Beutel mit Goldstaub, 100 Piaster an Werth, hingeworfen, seine Uhr und andere kostbare Sachen vielleicht obenein verkauft, und wenn der Bankhalter nun seine Schaufel nimmt und den Goldhaufen einstreicht, die Frucht langsamer, verzehrender Anstrengung, harter Entbehrung, unvernommener Seufzer und zahlloser Schweißtropfen, so sieht man seinen Mund sich zu einem Hohngelächter verziehen, und er hat nichts mehr zu wagen, er steht leise auf und verläßt langsam diesen Schlupfwinkel des Lasters, diese Folterkammer der Seele. Oft endigt die Partie also, daß der Spielsaal mit dem Gehirn des betrügerischen Bankhalters oder mit dem Herzblut des verzweifelten Spielers bespritzt ist [1])

Die zweite große Stadt von Californien ist Sacramento-City, 18 M. von San Francisco, am linken Ufer des Sacramento, in den sich der American-River ergießt. Ein Damm (Levée) schützt gegen den Strom. Die Stadt bildet ein Viereck mit rechtwinklig gekreuzten Straßen, die dem Flusse parallelen nach Nummern, die kreuzenden nach Buchstaben genannt. Sacramento-City ist der Stapelplatz für alle kleinen Städte im östlichen Goldbezirk. Im Oktober 1849: 2000 Einw., 1850: 10,000 Einw., jetzt 25,000 Einw. 9 M. südöstlich liegt Stockton, ein rasch aufblühender Handelsplatz und Hauptdepot für die südlichen Minen, 10,000 Einw. Monterey (San Carlos de), 20 M. südlich von San Francisco, mit prachtvollem Hafen, war vor 1848 einer der lebhaftesten Handelsplätze von Californien. Da er aber von den Golddistrikten ziemlich entfernt liegt, ist er stiller geworden. Etwa 2000 Einw.

Außer diesen vier Städten nennen wir noch an der Küste von Norden nach Süden Humboldt-City (S. 666.), Santa Cruz, an der Bai von Monterey, Santa Barbara und San Diego, früher Missionen. San Diego ist ein trefflicher Hafen und ziemlich lebhafter Handelsplatz. Los Angeles. An der San Franciscobai: Sancelito im Ct. Marin am goldnen Thor, San Francisco gegenüber; San Rafael, an der Bai San Pablo; Martinez, in der Ct. Contra Costa, an der Carquinesstraße; unweit des Südendes der Bai San José; in der Nähe das reiche Quecksilberwerk Neu-Almaden.[2]) Am Sacramento, oberhalb Sacramento-City, Marysville, 10,000 Einw.

---

1) Andersson: „Eine Weltumsegelung."

2) Die höchst bedeutenden Quecksilber-Gruben Californiens liegen in den Küstenketten und erstrecken sich nicht weit nördlich und südlich von San Francisco. Nächst New-Almaden ist New-Idria, Enriquita und Guadalupe zu erwähnen. Das Quecksilber kommt in eisernen Flaschen zu 75 Pfd. zur Versendung und zwar jährlich ungefähr 30,000 Flaschen.

19. Nevada ist 1864 in die Reihe der Staaten eingetreten. Der Name ist dem hohen schneebedeckten Alpengebirge entlehnt, welches den neuen Staat im Westen von Californien scheidet. Flächeninhalt ungefähr 3941 □M. Weiße Bevölkerung 1863 40,000. Der neue Staat grenzt im Norden an Oregon, im Osten an Utah, im Süden an Neu=Mexiko. Von den 10 Counties haben nicht weniger als 7 ergiebige Gold= und Silbergruben. Virginia City im Nov. 1863 schon mit 10,000 Einw. Hauptstrom ist der für die Schifffahrt allerdings bedeutungslose Humboldt. Zum Ackerbau eignet sich Nevada nicht, dagegen hat es seines Metallreichthums wegen eine Zukunft.

20. Oregon, das Gebiet des Columbia zwischen Seealpen und Rocky=Mountains, kam 1846 an die Union, und wurde 1848 als Territorium organisirt, von dem der nördliche Theil 1853 als besonderes Territorium Washington abgezweigt wurde. Durch Etablirung der Militärstationen an der Hauptauswanderungsstraße nach Oregon, durch Landschenkungen an Einwanderer, durch Anlegung von Militärstraßen im Gebiete selbst, suchte der Congreß die vor 1846 noch gar nicht begonnene Civilisation zu fördern. 1859 konnte Oregon zum Staat erhoben werden. 10,117 (nach andern Angaben nur 8700) □M., 60,000 Einw. Katholiken bilden die Mehrzahl. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet schon die Landwirthschaft; Jagd und Handel mit den Indianern fangen an zurückzutreten. Die S. 745. aufgezählten, in Oregon umherziehenden Indianerstämme sind auch hier schon auf etwa 20,000 Köpfe zusammengeschmolzen. 1850 zählte Oregon 10 Counties.

Ortschaften in der Küstenregion, von Norden nach Süden aufgeführt: Am Südufer des Columbia, einige Stunden oberhalb seiner Mündung, liegt Astoria in der Ct. Clatsop, eines Deutschen Schöpfung. Johann Jacob Astor wurde 1763 in Walldorf bei Heidelberg als Sohn eines Gerichtsdieners geboren. Im Alter von 21 Jahren wanderte er nach Nordamerika und kam mit sieben Flöten und einer spärlichen Habe nach Baltimore, von wo er bald nach New-York ging. Dort wurde er Kürschner, trieb Pelzhandel, trat in ein großes Pelzgeschäft bei einem Quäker und begann später ein eigenes Geschäft, in welchem er nach wenigen Jahren ein Vermögen von 250,000 Doll. erworben hatte, das er durch eben so kühne als zweckmäßig geleitete Speculationen ins Ungeheure vergrößerte. Der unternehmende Mann kam auf den Gedanken, am Columbia und dessen Nebenflüssen, an den Küsten des stillen Oceans und am obern Laufe des Missouri Handelsposten, und an der Mündung des Columbia eine große befestigte Factorei zu bauen. Diese letztere sollte alljährlich von New-York aus über See mit Waaren reichlich versehen werden, die von den Agenten eingetauschten Felle einladen, nach Canton zum Verkauf bringen, und von dort mit chinesischen Waaren, namentlich Thee und Seide, in den Hudson zurückkehren. Eine 1811 ausgesandte Expedition gründete Astoria, das aber bald darauf in der Engländer Hände fiel und erst 1818 zurückgegeben ward. Inzwischen hatte sich der Handelszug von Astoria weggezogen, das 1850 nur 252 Einw. hatte. Astor selbst starb 1848 und hinterließ ein Vermögen von 30 Mill. Doll. Seine Schöpfung am Oregon ist durch W. Irving's Astoria bleibend verherrlicht.

Dreizehn Meilen oberhalb Astoria liegt am Strome Milton, in der Ct. Washington, 1000 Einw.; wieder 10 M. weiter hinauf am Willamette, einem linken Zuflusse des Oregon, Portland, der bedeutendste Handelsplatz, der 1850 800, 1853 6000 Einw. hatte. Den Willamette hinauf liegen Oregon-City und Salem in der Ct. Marion, jetzt die politische Hauptstadt des Territoriums, 1853 mit 1000 Einw. An der Küste der Hafenplatz Umpqua an der Mündung des gleichnamigen Flusses.

Im Innern giebt es nur einige Handels- und Militärposten an der Auswanderungsstraße, da, wo die Oregon-Route den Fluß Lewis kreuzt, wie Fort Hall, 43° 1' 30'' NB., und Fort Boisé, 43° 49' 22'' NB.

II. Die ehemaligen Sklaven-Staaten.

A. Am atlantischen Meere.

21. Maryland, das Land um die Chesapeakbai, erhielt 1632 der katholische George Calvet, Lord Baltimore, von Karl I. geschenkt und nannte es zu Ehren der Königin Henriette Marie Maryland. Kohl bemerkt jedoch, daß auf den ältern spanischen Karten der Name Bahia de Santa Maria vorkommt. Die Familie Calvet behielt bis zur Revolution gewisse Vorrechte. 518 □M., 662,000 Einw., darunter 90,368 Sklaven. Die Katholiken bilden in diesem Staate die Mehrzahl der Bewohner; neben ihnen besaßen 1850 die Episcopalen einhunderteinunddreißig Kirchen, die Presbyterianer sechsundfunfzig, die Methodisten vierhundertsechsundsiebzig Bethäuser, die Baptisten fünfundvierzig Kirchen, die Lutheraner vierzig, die Reformirten sechsundzwanzig u. s. w. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Landwirthschaft, 1850 gab es 26,757 Planters und Farmers. Daneben sind Schifffahrt und Handel bedeutend. Einundzwanzig Counties, sechs Repräsentanten.

Die politische Hauptstadt seit 1699 ist Annapolis, in der Ct. Ann Arundel, 4000 Einw. In der Nähe Fort Severn, mit der Marine-Akademie der Vereinigten Staaten, in welcher sich durchschnittlich 70 Midshipmen als Zöglinge befinden. Die größte Stadt von Maryland, die dritte der Union, Baltimore, bestand 1729 aus einer Blockhütte, war bis 1745 ein Dörfchen Johnstown von 25 Häusern und hatte 1775 noch nicht 6000 Einw. Besonders im letzten Jahrzehnt ist sie reißend gewachsen. 1847 wurden 2006, 1848 1920, 1849 1894 neue Häuser aufgeführt. Baltimore liegt um eine aus dem Flusse Patapsco hervorgehende Bucht herum, 3 M. oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakbai. Sie bedeckt 4 engl. □M. Ein reißendes Flüßchen, John's Falls, theilt die Stadt in die östliche Abtheilung, Fells Point und Oldtown, und die Westseite, City proper, wo sich der Handel concentrirt, und Spring-Garden. Auch hier, besonders in den neuen Theilen, die unvermeidliche rechtwinklige Straßenanlage; aber das Terrain ist hügelig und die Straßen heben und senken sich, die Stadt macht nicht den langweiligen Eindruck wie New-York und Philadelphia. Die Hauptpromenade bildet die Baltimore-Street, welche 2 engl. M. von Osten nach Westen läuft. Bei der hier schon stark vertretenen farbigen Bevölkerung giebt es mehr Schmutz und Armuth in mehreren Vierteln, als man in den andern Städten zu sehen gewohnt ist. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die katholische Kathedrale zu nennen: die Kuppel ist dem Pantheon nachgebildet, das Innere geschmackvoll

und mit schönen Gemälden geschmückt. Unter den hundert Kirchen giebt es dreizehn katholische; Baltimore ist ein Hauptstützpunkt des Katholicismus in der Union. Früher war der Erzbischof von Baltimore der einzige Metropolit. Das Stadthaus steht auf einem hohen Punkte, der Rundblick gewährt angenehme Gegensätze von Häusergruppen, Meer und Waldung, die rings die Anhöhe heransteigt. Auf Höhenpunkten stehen auch die Denksäulen, denn Baltimore führt in der Union den Namen „Stadt der Monumente." So im nördlichen Theile, im vornehmen Quartiere der Stadt, die dorische Washingtonsäule. Sie ist mit der Basis 180' hoch und trägt eine Statue des großen Generals; eine Wendeltreppe führt hinauf. Die Battlesäule ist den Bürgern von Baltimore gewidmet, die im Freiheitskriege fielen. Die Handelslage der Stadt mit drei trefflichen Häfen, von denen einer mitten in die Stadt dringt, ist überaus günstig. Baltimore ist der größte Tabacksmarkt der Union und der größte Mehlmarkt der Welt. Viele wissenschaftliche Institute bekunden, daß die Stadt auch Sinn für geistige Bildung besitzt. Man rühmt die gefälligen Formen und die Geselligkeit der Bewohner, welche die angenehmen Eigenschaften des Nordens und Südens vereinigen sollen. Die Frauenwelt steht in dem Rufe besonderer Lieblichkeit und Anmuth. Baltimore hatte 1856 169,012 Einw. (1810: 35,583), darunter 25,000 freie Farbige und 3000 Sklaven; gegenwärtig 214,000 Einw.

Havre de Grace in der Ct. Harford, an der Mündung des Susquehannah an der Philadelphia-Baltimore-Bahn. Frederickstown, in fruchtbarer Kornaue, meist von Deutschen bewohnt, 7000 Einw. Cumberland in der westlichen Ct. Alleghany am Potomac, in reichem Kohlen- und Eisendistrikte. Graceham, Brüdergemeinde. Hagerstown, deutsche Ansiedlung in der Ct. Washington.

Der Distrikt Columbia am Potomac, 2⅓ □M., wurde 1789 von den Staaten Maryland und Virginien zum Sitz der Bundesregierung abgetreten, das am rechten Potomacufer liegende Stück aber 1846 an Virginien zurückgegeben. Die centrale Lage zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union, die sich damals noch nicht nach Westen gedehnt, war maßgebend gewesen. Den 18. September 1793 legte Washington den Grundstein zum Capitol der neuen Bundesstadt, die noch bei seinen Lebzeiten nach ihm genannt ward. Doch waren erst 1800 die nothwendigsten Localitäten zur Aufnahme des Congresses beendet, der dadurch der Eifersucht und den Ansprüchen der einzelnen Staaten entrückt war. Der Distrikt Columbia hat über 70,000 E. (1850: 51,687, darunter 9973 freie Farbige und 3687 Sklaven). 1850 ist die Einfuhr und der Verkauf von Sklaven, welche bis dahin unter den Augen des Congresses stattgefunden, verboten. Die Presbyterianer bilden die Mehrzahl, doch besitzen die Katholiken wichtige Lehr- und Erziehungsinstitute. Politisch ist der Distrikt nicht vertreten und steht unter unmittelbarer Aufsicht des Congresses.

Der Plan zur Bundesstadt Washington, die von dem Potomac und dem einmündenden Anacostia oder Ostarme des Potomac eingeschlossen ist, war auf das Großartigste angelegt. Sie sollte einen Raum von fast 2 □M. einnehmen, zwei Erhöhungen wurden für das Capitol und die Präsidentenwohnung bestimmt. Ein Reiterstandbild Washingtons, eine Denksäule, von welcher aus alle räumlichen Entfernungen der Union gemessen werden sollten, eine Kirche für alle Denominationen, große Springbrunnen und funf-

zehn große Plätze nach der damaligen Staatenzahl — das Alles stand auf dem Bauplane. Daß der Handel seine Geldströme nach der neuen Stadt leiten, und diese bald zu einer großen Metropole aufblühen würde, setzte man bestimmt voraus.

Daß dies nicht geschehen, daran ist weniger die Plünderung und theilweise Zerstörung durch die Engländer 1814, als der Umstand schuld, daß Washington keine hinreichenden Anziehungsmittel besitzt, um eine zahlreiche amerikanische Bevölkerung zur Niederlassung zu bewegen. „Die Stadt der Alleen," in der es mehr Straßen als Häuser giebt, „the City of magnificent distances," das Bild des Föderalismus in seiner lesesten Gestaltung, trägt fortdauernd den Charakter des Unfertigen und wird ihn tragen, „denn Könige, die Residenzen schaffen, giebt es in Amerika nicht."

Den Mittelpunkt der projectirten Stadt bildet das aus behauenem Sandstein aufgeführte Capitolium, ein massenhafter, im korinthischen Stil aufgeführter Prachtbau, aus einem von 120' hoher Kuppel überragtem Mittelgebäude und einer Verlängerung nach der Westseite bestehend. Die Ostfronte prangt mit einem Säulenporticus, auf der großen Treppe steht die Statue des Columbus, mißlungen wie alle von Amerikanern geschaffenen Kunstwerke. „Der Seeheld macht einen Seiltänzersatz, indem er mit einer Hand die kleine Kugel in die Höhe hebt, welche die gefundene zweite Erdhälfte vorstellen soll." Die ganze Fronte ist 352' lang. Zu einer Erweiterung des Capitols wurde am 4. Juli 1851 der Grund gelegt. Im Innern befinden sich die behaglich eingerichteten Sitzungssäle der Senatoren und Repräsentanten; jedes Mitglied hat sein eigenes Schreibepult mit Kasten und Schloß vor sich. Auch der Sitzungssaal des Obergerichtshofes ist im Capitol, und siebzig Zimmer für Beamte und Ausschüsse des Congresses. Unter der Kuppel ist eine Rotunde, mit Reliefsculpturen aus der amerikanischen Geschichte geschmückt. Um das Capitel geht ein Park, der 22 Morgen hält; im Ostpark die sitzende, aus weißem Marmor gehauene, kolossale Statue Washingtons. Das Washington-Monument, eine von Säulen umgebene Rotunde, auf der sich ein Obelisk bis zu 600' erheben soll, ist noch unvollendet.

Von der Kuppel des Capitoliums überschaut man die ganze Gegend und „das unvollendete Stickmuster" Washington. Nach fünf Seiten laufen die langen Straßen oder Avenuen aus, die nach den Staaten der Union benannt sind. Mächtige öffentliche Gebäude ragen hier und da empor, aber dazwischen schweift das Auge zwischen kleinen Häusern und Häuserlinien umher. Fünf andere Avenuen laufen vom White House, der zweistöckigen, einfach würdigen Amtswohnung des Präsidenten, aus. Diese Avenuen von ungeheurer Breite bringen in das natürlich auch hier auf rechtwinklige Quadrate geplante Straßennetz einige Abwechslung. Für alle Schneidepunkte sind große kreisförmige oder viereckige Plätze geplant. Die Straßen werden auch hier nach dem Alphabet oder nach Nummern gezählt. Nur der im Westen und im Rücken des Capitols gelegene Stadttheil ist einigermaßen fertig und einer Stadt ähnlich; die Pennsylvania-Avenue ist die Hauptstraße, sie führt vom Capitel in die Nähe des weißen Hauses, ist so breit und von so vielen Alleen durchschnitten, daß nur das schärfste Auge von der einen Seite nach der andern einen Menschen erkennen kann. Man empfängt weniger den Eindruck einer Straße, als den einer unermeßlichen Anhäufung von Landhäusern, oder eines eleganten europäischen Curortes von immensen Verhältnissen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind noch zu nennen: das Schatzkammergebäude mit stolzer Säulenhalle, das Generalpostamt, die Ministerien in der Nähe des White-House, das Patentamt, wieder mit einem dem Pantheon nachgebildeten Porticus, das Nationalmuseum, das „backtortenartige" Gebäude der Smithsonian-Institution, eine durch das Testament des Engländers James Smithson mit den reichsten Mitteln ausgestattete wissenschaftliche Anstalt, die unter 38° 53' 38",6

NB. und 59° 22′ 46,5″ WL. liegende Sternwarte am Potomac u. s. w. Eisenbahn nach Baltimore. Die Stadt hatte 1800: 3210, 1820: 13,247, 1840: 23,364, jetzt etwa 60,000 Einw.

Außer den drei Monaten der Congreßsitzung erscheint Washington todt und verlassen, wie ein Badeort im Winter. In jenen Monaten zieht ein reges Leben ein, das sich von dem anderer Städte erheblich unterscheidet. „Uniformen und Thürsteher sieht man in Washington fast gar nicht. Auch auf der Werfte der Kriegsmarine gingen die Aufsichtsbeamten in gewöhnlicher, manchmal zerlumpter Kleidung; aber dennoch merkt man in Washington bald, daß es Regierungssitz ist. Die Wagen rollen reich bespannt und mit hübsch gekleideten Kutschern; nicht blos die Schwarzen, auch die Weißen sind höflicher als anderswo, und statt der rastlos drängenden Geschäftsleute sieht man hier eine Menge sorgfältig gekleideter Männer, welche scheinbar nichts zu thun haben."

Die zweite Stadt des Distrikts ist das noch stillere, schön gelegene Georgetown, 8000 Einw., mit einem großartigen Jesuiteninstitut. Die fremden Gesandten wohnen meist in der reizenden Umgebung von Georgetown am Potomac. Hier beginnen der Chesapeak- und Ohiokanal. Sonst erscheint die Umgebung von Washington wenig angebaut und belebt.

22. Virginien,[1]) der zuerst besiedelte Staat, die „old dominion," ein Stück der Alleghanies mit Ostabfall bis zur Küste und Westabfall bis zum Ohio, umfaßte anfangs die ganze Küste vom 34. bis 45. Breitengrade, bis im Norden Neu-England und Maryland, im Süden die Carolinas ausgeschieden wurden. Nach dem Freiheitskriege war Virginien an Flächeninhalt, Bevölkerung und politischer Bedeutung der erste Staat der Union. Viele politische Größen der Union und sechs Präsidenten (auch Washington) sind aus ihm hervorgegangen. Seitdem ist er von New-York, Pennsylvanien, Ohio überflügelt; in dreißig Jahren ist die Bevölkerung fast stationär geblieben und in einigen Counties zurückgegangen. Der Staat liegt außerhalb des großen Einwanderungszuges, aber den ersten und einflußreichsten Grund des Zurückbleibens findet Wappäus in dem Vorhandensein der Sklaverei, der allmähligen Erschöpfung des Bodens und der dadurch entstehenden Uneinträglichkeit der Sklavenarbeit, Entwickelungen, die in allen Sklavenstaaten hervortraten. 2890 □M., 1,527,900 Einw. (1850: 1,421,661, darunter 53,829 freie Farbige und 472,528 Sklaven). Ein Viertel der weißen Bevölkerung ist deutscher Abkunft, besonders im westlichen Virginien sind die Deutschen zahlreich. Den religiösen Bekenntnissen nach sind die Baptisten am stärksten vertreten, nach ihnen Methodisten, Presbyterianer, Episcopale, Katholiken. Den Haupterwerbszweig der Bewohner bilden Ackerbau und Viehzucht. Der Staat wird in vier Distrikte und einhundertfunfzig Counties getheilt. Dreizehn Repräsentanten.

Die in den letzten Jahren vielgenannte Hauptstadt Richmond liegt am Jamesflusse, der in die Chesapeakbai mündet. Die Fluth reicht noch bis zur Stadt, die ein bedeutender Handelsplatz und Hauptort für Mehl und Taback (besonders Kautaback) ist. 30,000 Einw. Am 22. Februar 1858 wurde

1) Die Ableitung des Namens von der jungfräulichen Königin ist S. 707. angeführt. Cluver erwähnt neben derselben einen König Viguina. Der Gedanke an den jungfräulichen Boden, den Kohl für möglich hält, scheint uns fern zu liegen.

eine Reiterstatue Washingtons (von Crawford) enthüllt. Eine schöne Statue Washington's in schlichter Pflanzertracht in der Halle des hoch auf dem Shokoe-Hügel liegenden Capitols. – Auch am Jamesflusse Jamestown, die älteste (1607) Niederlassung in Virginien. Am andern Flußufer das gewerbthätige Manchester in der Ct. Chesterfield. Petersburg in der gleichnamigen Ct., 15,000 Einw. Norfolk-City, 15,000 Einw., mit vortrefflichem Hafen, die erste Seestadt des Staates und eine Hauptstation der Unionsmarine. Gegenüber Portsmouth, mit großen Werften und Marinespital. Charlotteville in der Ct. Albemarle, mit der Universität von Virginia, welche den deutschen Universitäten ähnlicher ist, als sonst die amerikanischen Colleges. Südöstlich davon Monticello, wo Jefferson früher lebte und auch starb. Auf seinem Grabe steht ein Obelisk mit der Inschrift: Thomas Jefferson, Author of the Declaration of Independence and Founder of the University of Virginia. Lynchburg in der Ct. Campbell, einer der größten Tabacksmärkte des Staates. Winchester, Woodstock, Staunton, Whitesulphur Springs, Orte mit Mineralquellen in den Alleghanies. — Am Ohio: Wheeling in der Ct. Brooke, in reichem Kohlendistrikt, eine Gewerbstadt mit wichtigen Eisenwerken und lebhaftem Verkehr nach dem westlichen Hinterlande. 13,000 Einw. Guyandotte in der Ct. Cabell, der wichtigste Schifffahrtsplatz im westlichen Virginien. Alexandria am Potomac, 10,000 Einw., gehörte früher zum Bundesdistrikte. Einige Meilen davon Mount-Vernon, Washingtons Landsitz, wo er auch 1799 starb; einfach von Fachwerk aufgeführt, liegt es auf sanft aufsteigendem Hügel mit schöner Aussicht auf den Potomac. — Unweit des kleinen Ortes Lexington die Natural-Bridge, eine 150' hohe, 60' breite und 50' dicke, mit Wald bestandene natürliche Felsenbrücke über den Cedar-Creek; im Südwesten des Staates findet sich eine ähnliche Naturbrücke, die aber 339' hoch ist. — Geschichtlich merkwürdig sind noch Yorktown in der Ct. York, wo sich Lord Cornwallis am 19. October 1781 den unter Washington vereinigten Amerikanern und Franzosen ergab, und das jetzt in Ruinen liegende Haus am Pope's Creek in der Ct. Westmoreland auf einer Plantage Wakefield, wo Washington am 11. Februar 1732 geboren wurde. Des letzten Krieges wegen sind noch Fredericksburg in der Ct. Spottsylvania am Rappahannock, und Harper's Ferry in der Ct. Jefferson, an der Einmündung des Shenandoah in den Potomac, zu erwähnen.

23. Nordcarolina, ein Stück der Alleghanies mit dem Ostabfall zur Küste. Der Name Carolina kommt schon auf einer französischen Karte von 1593 vor und bezieht sich dort auf Karl IX., später knüpften ihn englische Ansiedler an Karl I. 1729 wurde die Theilung in Nord- und Südcarolina vorgenommen. 2143 □M., 923,800 Einw. (1850: 868,903, darunter 831 Indianer, 27,196 freie Farbige, 288,412 Sklaven). Im Jahre 1850 hatten die Methodisten siebenhundertsiebenundzwanzig Kirchen, die Baptisten fünfhundertdreiundsiebzig, die Presbyterianer einhundertdreiundvierzig, die Episcopalen siebenundvierzig, die Lutheraner siebenundvierzig, die Deutsch-Reformirten funfzehn, die Quäker dreißig, die Katholiken vier. Vor dem Plantagenbau traten Fabrikthätigkeit, Handel und Seefahrt als unbedeutend zurück. Von hier aus beginnt Reiß- und Baumwollencultur. Neunundsiebzig Counties, acht Repräsentanten.

Die politische Hauptstadt Raleigh in der Ct. Wake, 5000 Einw. Am bedeutendsten Wilmington, Hauptstadt der Ct. New-Hanover, der beste

Seehafen, mit Eisenbahnverbindung. 8000 Einw. Fayetteville in der Ct. Cumberland am Cap-Clear-Fluß, 6000 Einw. New-Bern in der Ct. Craven, von Schweizern gegründet; doch hört man kein deutsches Wort mehr. Qualla-Town ist ein Gebirgsdistrikt im Westen des Staates, in welchem Reste einiger Indianerstämme wohnen. Ihnen wurde wegen der im Freiheitskriege geleisteten Dienste erlaubt zu bleiben, als ihre Stammgenossen exilirt wurden. „Sie sind in der That," sagt ein amerikanischer Reisender, der sich 1848 unter ihnen aufhielt, „die glücklichste Gemeinde, welche ich in diesem südlichen Lande getroffen habe, und kein rechtschaffener Mann kann sie besuchen, ohne von der Bosheit und Thorheit derjenigen Politik des Gouvernements überzeugt zu werden, welche von der Meinung ausging, daß der rothe Mann nicht culturfähig sei." Unweit der Grenze von Kentucky der Badeort Warm Springs mit schwefelhaltigen Quellen.

24. Südcarolina, ein unregelmäßiges Dreieck, Ostabfall der Alleghanies, an die es nur auf kurzer Strecke rührt. 1319 □M., 704,800 Einw. (1850: 668,507, worunter 8900 freie Farbige und 384,984 Sklaven). Im Jahre 1850 besaßen die Methodisten vierhundertsiebenundsechzig Kirchen, die Baptisten vierhundertdreizehn, die Presbyterianer einhundertfünfundzwanzig, die Episcopalen einundsiebzig, die Lutheraner einundvierzig, die Katholiken vierzehn u. s. w. Auch hier ist gegen den Plantagenbau die Fabrikthätigkeit unbedeutend, beträchtlicher der Handel. Neunundzwanzig Distrikte, sechs Repräsentanten.

Politische Hauptstadt Columbia am Congaree, 6000 Einw. Die größte Stadt ist das schon 1672 angelegte Charleston. Es bildet ein Dreieck, an dessen Spitze die beiden Flüsse Cooper und Ashley zusammenfallen, welche beide 40' Tiefe haben und vereinigt den vortrefflichen Hafen der Stadt oder die Charlestonbai bilden. Diese ist ½ M. breit und zieht sich 1½ M. bis zur Insel Sullivan. Hafen und Stadt werden durch drei Forts vertheidigt. Die oft durch Feuersbrünste verheerte Stadt ist hübsch und regelmäßig gebaut, mit vielen Gärten und Villen und weinumkränzten Veranden. Charleston ist ein sehr bedeutender Hafenplatz, besonders für Baumwolle und Reiß. 43,000 Einw., wozu noch die unter besonderer Verwaltung stehende Vorstadt the Neck mit 16,000 Einw. kommt. Man rechnet 2000 Deutsche und rühmt den feinen gastfreien Ton der Stadt, die aber zu den ungesundesten Plätzen der Union gehört. Das College ist eines der bedeutendern in den Südstaaten. Georgetown an der Winyaw-Bai, Cheraw, Camden im Distrikt Kershaw. Hamburg am Savannah, eine noch völlig deutsche Ansiedelung.

25. Georgien, der jüngste unter den dreizehn alten Staaten, das südöstliche Ende der Alleghanies und der östliche Abfall zum Ocean, wurde 1732 von Südcarolina getrennt und König Georg II. zu Ehren benannt. 2732 □M., 935,090 Einw. (1850: 905,999, darunter 2880 freie Farbige und 381,681 Sklaven). Von den eintausendsiebenhundertdreiundzwanzig Kirchen des Jahres 1850 hatten die Baptisten achthunderteinundzwanzig, die Methodisten siebenhundertfünfundzwanzig, die Presbyterianer zweiundneunzig, die Episcopalen neunzehn, die Katholiken acht, die Lutheraner acht. Plantagenbau überwiegt die Industrie, der Küstenhandel bedeutend. Georgien gilt unter den Südstaaten als in besonderem Fortschritt begriffen und wird deshalb

das „Neu-England des Südens" genannt. Vierundneunzig Counties, acht Repräsentanten.

Politische Hauptstadt Milledgeville in der Ct. Baldwin, 4000 Einw. Größte Stadt Savannah in der Ct. Chatham, 4 M. vom Meere auf einem Hügel am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses. Handel mit Reiß, Baumwolle und Holz. Der Hafen gilt als der tiefste und zugänglichste der Südstaaten. 20,000 Einw. Augusta in der Ct Richmond, 9000 Einw., Universität. Athens in der Ct. Clarke, Manufacturstadt. Columbus in der Ct. Muscogee, 7000 Einw. Macon in der Ct. Bibb, auf der Westseite des Ocmulgee und an der Vereinigung mehrerer Bahnlinien, welche die Stadt mit Savannah, Augusta und Charleston verbinden. Früher starker Baumwollenhandel, welcher freilich in der neuesten Zeit an Bedeutung verlieren wird.

B. Ehemalige Sklavenstaaten am mexikanischen Busen. (Golfstaaten.)

26. Florida, die Halbinsel mit einem Strich Küstenland am Busen von Mexiko. Im Süden der Halbinsel eine Menge Seen und Sümpfe, eine wahre „Süßwasserwüste," aus der Tausende von Inseln (Everglades) hervorragen. Weiter nördlich Hammoks, in der Höhe mit prächtiger Waldung besetzt. Ponce de Leon gab 1512 dem zuerst für eine Insel gehaltenen Lande den noch jetzt üblichen Namen, wegen des blühenden Aussehens der Küste.[1] Hernach bildete Florida, viel weiter nach Westen ausgedehnt als der jetzige Staat, ein spanisches Gouvernement und war 1763—1783 in englischem Besitz. Aus jener Zeit stammt die Theilung in Ost- und Westflorida. Im Jahre 1819 verkaufte Spanien Florida an die Union; die spanische Bevölkerung wanderte zum größten Theil aus, die Einwanderung von Norden her begann und mit ihr ein Vernichtungskampf mit den Seminolen (S. 746.). 1845 wurde Florida als Staat aufgenommen. 2791 □M., 110,725 Einw. (1850: 87,401, darunter 925 freie Farbige und 39,309 Sklaven). Von einhundertzweiundfunfzig Kirchen gehörten 1850 den Methodisten fünfundsiebzig, den Baptisten fünfundvierzig, den Episcopalen zehn, den Presbyterianern vierzehn, den Katholiken fünf. Auch hier bis die neueste Zeit bedeutender Plantagenbau. Neben Baumwolle und Zucker auch rein tropische Produkte, Cacao, Kaffee. Auch treffliches Schiffsbauholz ist Ausfuhrartikel. Küstenhandel. Achtundzwanzig Counties, ein Repräsentant.

Tallahassee in der Ct. Leon, 2000 Einw., in dem angebauteren Westflorida, ist politische Hauptstadt. Die bedeutendste Stadt und der Haupthafen ist Pensacola in der Ct. Escambia, 3000 Einw. Die Union hat hier ausgedehnte Schiffswerfte, Arsenale u. s. w. Appalachicola in der Ct. Franklin, Hafenstadt und Baumwollenmarkt. St. Augustine in der Ct St. Johns, in Orangegärten unter lieblichem Klima, „das amerikanische Nizza." Die Hälfte der Bevölkerung bilden Abkömmlinge von Spaniern und Fran-

1) Nach Kohl's Ansicht auch, weil die Entdeckung am Palmsonntage geschah, für den in der alten Kirche auch der Name Pascha floridum vorkommt. Mir ist es unwahrscheinlich, daß in Spanien dieser Name für den Palmsonntag (Domingo de Ramos) üblich gewesen.

zosen. Als spanische Niederlassung von 1564 die älteste Stadt der Union. Key-West in der Ct. Monroe, auf einer Küsteninsel, stark befestigt, Station eines Geschwaders der Union. Der Hafen ist zwischen Pensacola und der Chesapeakbai der einzige, in welchen ein Schiff von 22' Tiefgang zu allen Zeiten einlaufen kann. Er wird durch das Fort Tayler vertheidigt. Die Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Bergen von Schiffsgütern, da in der Nähe ungemein viel Schiffe (beinahe 100 in einem Jahre) zu scheitern pflegen.

27. Alabama, nach einem Zufluß des mexikanischen Busens benannt, vom Südwestende der Alleghanies bis zum Golf, den es nur auf einer kurzen Dauer berührt. Drei Regionen: flaches, sandiges Küstenland, hügeliges Mittelland, nördliches Bergland. Der Name, welcher „schönes Land" bedeuten soll, ist indianischer Abkunft. Bis 1802 war Alabama ein Theil von Georgien, wurde in diesem Jahr an die Union abgetreten, 1817 Territorium, 1820 Staat. 2389 □M., 841,704 Einw. (1850: 771,671), darunter 2272 freie Farbige und 342,892 Sklaven. Im Norden des Staates auch viele Deutsche. Von eintausendzweihundertdrei Kirchen des Jahres 1850 besaßen die Methodisten fünfhundertdreiundsiebzig, die Baptisten fünfhundertsechzehn, die Presbyterianer fünfundachtzig, die Episcopalen achtzehn, die Katholiken elf. Plantagenbau ist überwiegend, vornehmlich auf Baumwolle, welche freilich in Zukunft wohl nicht mehr in derselben Menge producirt werden wird. Küstenhandel und Seefahrt. Der Norddistrikt mit achtzehn, der Süddistrikt mit vierunddreißig Counties. Sieben Repräsentanten.

Montgomery in der gleichnamigen Ct. des Süddistrikts, die politische Hauptstadt, 5000 Einw. Die größte Stadt Mobile, nächst New-Orleans der bedeutendste Baumwollenmarkt der Union, wo z. B. 1851 bis 1852 in einem Jahre 575,104 Ballen Baumwolle (zu 400 Pfd.) verladen wurden. Der durch das Fort Morgan vertheidigte Hafen gestattet größern Schiffen keinen Zugang. Das gelbe Fieber tritt öfters auf. 25,000 Einw. Tuscaloosa, Universität. 3000 Einw. Gainesville in der Ct. Sumter, Baumwollenmarkt.

28. Missisippi, zwischen Alabama und dem Missisippi, war früher in spanischem und französischem Besitz; von Georgien beansprucht, aber später an die Union abgetreten, bildete es mit Alabama ein Territorium, bis 1817 der Staat Missisippi anerkannt wurde. Am Missisippi zieht sich sumpfige Niederung, zur Zeit des Hochwassers eine unterseeische Waldung. Die aus der Niederung ragenden Bluffs bilden das fruchtbarste Land. 2221 □M., 723,800 Einw. (1850: 606,555, worunter 899 freie Farbige und 309,898 Sklaven). Im nördlichen Staatsgebiete Deutsche. Von neunhundertvierzehn Kirchen hatten 1850 die Methodisten vierhundertsechs, die Baptisten dreihundertsechsunddreißig, die Presbyterianer einhundertfünfunddreißig, die Episcopalen dreizehn, die Katholiken acht. Den Haupterwerbzweig bildet der Plantagenbau (1850: 33,960 Farms): Missisippi ist der erste Staat in Baumwollenproduktion, außerdem noch Mais, Rohrzucker, Reis, Tabac.

Der Norddistrikt mit dreiundzwanzig, der Süddistrikt mit sechsunddreißig Counties. Fünf Repräsentanten.

Der Plantagenstaat hat wenig bedeutende Städte. Politische Hauptstadt ist Jackson im Süddistrikt, in der Ct. Hinds, an der Eisenbahn von Vicksburg nach Brandon, 3000 Einw. Die größte Stadt und der wichtigste Handelsplatz ist Natchez, in der Ct. Adams, theils unmittelbar am Flusse, theils auf dem 200' hohen Flußufer. 5000 Einw. Abwärts liegt Vicksburg am Mississippi in der Ct. Warren, 4000 Einw. Columbus in der Ct. Lowndes, im Norddistrikte. Alle sind Stapelplätze für Baumwolle.

29. Louisiana, das rechte Ufer des untern Mississippi sammt dem Stromdelta. Der Strom ist eingedeicht und hinter seinen Dämmen liegen blühende Pflanzungen. Landwärts Waldregion und Prairien. Der Name Louisiana wurde 1682 zu Ehren Ludwigs XIV. in die Geographie eingeführt, und umfaßte das ganze Mississippithal vom Einflusse des Illinois an. Wie schon öfter erwähnt, wurde Louisiana in alter Ausdehnung 1803 von Frankreich für 60 Mill. Francs an die Union verkauft: viele Staaten sind daraus erwachsen. Das jetzige Louisiana wurde 1812 als Staat recipirt. 1947 □M., 589,700 Einw. (1850: 511,974, darunter 17,537 freie Farbige und 239,021 Sklaven. Von zweihundertachtundsechzig Kirchen besaßen 1850 die Katholiken fünfundfunfzig, die Methodisten einhundertsechs, die Baptisten zweiundsiebzig, die Presbyterianer siebzehn, die Episcopalen zwölf. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet der Plantagenbau (1850: 13,122 Farms). Hauptprodukte sind Mais, Reis und Rohrzucker, weniger Taback und Baumwolle. Der Staat zerfällt in Ostlouisiana mit einundzwanzig Parishes (Kirchspielen) und Westlouisiana mit sechsundzwanzig Parishes. Vier Repräsentanten.

Politische Hauptstadt ist Baton-Rouge auf dem linken Hochufer (Bluff) des Mississippi. 4000 Einw., ein Militärposten der Union.

Die größte Stadt von Louisiana und der dritte Handelsplatz der Union ist New-Orleans. 1717 legten französische Colonisten die ersten Häuser an und benannten die Stadt nach dem Regenten von Frankreich, dem Herzog von Orleans. Erst nach 1817 hat sich New Orleans zur Großstadt aufgeschwungen. Im Jahre 1801 wurde der erste Baumwollenballen, 1852 1½ Mill. Ballen versandt. 1812 kam das erste Dampfschiff vom Ohio her. Die Stadt liegt am linken Ufer des 130' tiefen Mississippi, 25 M. oberhalb der Mündung, in einer völlig flachen, morastigen Gegend; auch in der Umgegend erhebt sich kein Hügel, nur Sumpfwälder dehnen sich aus. Die Gegend ist so sumpfig und wässerig, daß an Keller unter der Erde nicht zu denken, daß man die Todten in ausgemauerten Gewölben über der Erde (Ovens) beisetzen muß. Ein mächtiger, durchschnittlich 100' breiter Uferdamm (Levée) schützt die Stadt vor dem Strome, der durch seinen Niederschlag das Material selbst geliefert hat; seine Frühlingsfluthen spülen so viel Schlamm an den Damm, daß schon Pfahlbrücken in den Fluß gebaut werden mußten. Ein Dammbruch (Crévasse) setzt ganz New-Orleans unter Wasser, wie dies erst 1858 geschah. Der Curve des Flusses folgend bilden die obern parallellaufenden Straßen einen Halbmond (Crescent), daher New-Orleans die Crescentcity. Die breite Canalstreet trennt die beiden Haupttheile der Stadt. Die in Form eines Parallelogramms gebaute Altstadt ist die Anlage der Franzosen, mit engen Straßen und hohen mit Balconen gezierten Häusern; die Neustadt ist die Stadt der Amerikaner mit geraden und breiten Straßen und eleganten und prächtigen,

oft aus üppiger tropischer Vegetation aufsteigenden Häusern. Vor vierzig Jahren war noch an der Stelle der Neustadt Sumpf, wo man Sumpfschnepfen und wilde Enten jagte. Beide Stadthälften sind mit Vorstädten umgeben. Das Ganze, eine Stunde lang, wächst die Ufer entlang und im Rücken gegen den Pontchartrainsee; mit ihm und dadurch mit der ganzen Golfküste im Osten des Missisippi ist die Stadt durch einen Kanal verbunden. Lafayette auf dem rechten Stromufer ist seit 1852 incorporirt, auch Algiers mit den Schiffswerften, Donough und Belleville wachsen immer mehr mit der Stadt zusammen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind wenig ausgezeichnete: das St. Charles-Hôtel in der Charlesstreet, dem Brennpunkte des Geschäftslebens, galt für das prächtigste Hôtel der westlichen Hemisphäre, brannte 1850 ab und ist noch prächtiger neu gebaut; das großartigste Hospital der Union für 1000 Kranke, die Münze, das Zollhaus u. s. w. Unter den Kirchen die katholische Kathedrale St. Louis, eine nach dem Muster des Theseustempels gebaute Methodistenkirche u. s. w. Die Bevölkerung wächst in New-Orleans nicht in dem Maße wie in andern Städten der Union; seine niedrige sumpfige Lage, der Mangel an Trinkwasser unterwirft es den Verheerungen des gelben Fiebers, das in keinem Sommer ganz ausbleibt und nicht selten als fürchterliche Epidemie auftritt Im Jahre 1850 zählte man 119,285 Einw., gegenwärtig mag es 170,000 haben, etwa 40,000 französische Creolen, 30,000 Irländer, 20,000 Amerikaner, 6000 Spanier, 2000 Deutsche; meist wohlhabende Kaufleute, Handwerker, Handarbeiter. Viele Schwarze und Mulatten. Mit seiner buntgemischten Bevölkerung, mit seinem geräuschvollen Treiben und Straßenleben bildet New-Orleans einen schroffen Gegensatz zu den Städten von Neu-England, vor Allem zu Boston.

„Vom Missisippi her bietet New-Orleans einen prachtvollen, eigenthümlich belebten Anblick. Hinter dem Deiche erheben sich großartige, durch ihre Massenhaftigkeit imponirende Gebäude ohne Unterbrechung eine volle Wegstunde lang; im Strome selbst ankern Hunderte von Schiffen, wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen. Vor dem obern Theile der Stadt liegen zuerst Strombarken und Kielboote, weiter unterhalb dicht neben einander kleine Seeschiffe, dann folgen lange Reihen von Missisippidampfern, und darauf, nach dem untern Hafen zu, eine unabsehbare Menge von Briggs, Schoonern und Sloops, meist für die Küstenschifffahrt im mexikanischen Golf und nach Westindien bestimmt. Auf sie folgen die großen Seeschiffe, von denen manche bis zu 1500 Tonnen halten. Auf dem Strome herrscht ununterbrochene Bewegung; hinüber nach Algiers und dem besonders durch Deutsche aufblühenden Lafayette sind die Dampffähren in ununterbrochener Thätigkeit, und die Kais sind ihrer ganzen Länge nach mit Gütern bedeckt. Neben den Pyramiden von Baumwollenballen liegen in langen Reihen Fässer voll Zucker und Syrup, voll Schweinefleisch und Reis, voll Taback, Mehl und Kaffee, und von früh bis spät herrscht in den Monaten November bis Juni eine wunderbare Thätigkeit am Hafen. Keine andere nordamerikanische Stadt hat eine so bunt gemischte Bevölkerung und ein solches Sprachengewirr."

New-Orleans ist das große Emporium für den Handel des Missisippithales, große schiffbare Ströme im Rücken und Westindien im Angesicht. Hauptausfuhrgegenstände sind Baumwolle, Taback, Zucker, Mehl, Schweinefleisch und Speck.

Opelousas an der von New-Orleans nach dem Westen führenden Bahn. Natchitoches am Red-River. Starker Handelsverkehr: die große obere Straße zum Rio Grande. Alexandria am Red-River, Baumwollenort. Am Missisippi, Natchitoches gegenüber, Vidalia. Die Hauptmündung des Stromes beherrscht Fort Balize, am Balize oder Nordostpaß des Missisippi, Lootsenstation.

30. Texas,[1]) zwischen dem von Louisiana scheidenden Sabinefluß im Osten, dem Red-River im Norden und dem Rio Grande im Südwesten und Westen, zerfällt physisch in drei Regionen. Der flache angeschwemmte Küstensaum, von langgestreckten dünenartigen Inseln und Strandlagunen begleitet, besteht meist aus flachen, üppigen Prairien. Die zweite Region bildet Wald- und Hügelland, die dritte felsiges Hochland. Seit 1836 hatte sich Texas, früher eine Provinz von Mexiko, vom Mutterlande losgerissen und bis 1845 ein politisches Leben auf eigene Hand geführt. Das Land ward ein Sammelplatz aller möglichen Avantüriers und „Abgerutscht nach Texas" in der Union eine Lieblingsparole für alle, denen eine Ortsveränderung Noth that. Die zahlreich im Lande angesiedelten Amerikaner betrieben den Anschluß an die Union, der denn auch in dem genannten Jahre erfolgte. Durch den früher erwähnten siegreichen Krieg mit Mexiko sicherten sich die Vereinigten Staaten Texas und erwarben neue Gebiete hinzu. 11,146 (nach andern Angaben sogar über 15,000) □M. (der größte Staat), 462,000 Einw. (1850: 212,592, darunter 397 freie Farbige und 58,161 Sklaven, im Jahre 1855 schon 105,974 Sklaven). Im Innern Indianerstämme (Comanches), mit denen man 1856 Frieden schloß. Für deutsche Einwanderung bildete sich 1844 in Mainz ein besonderer Verein (1848 aufgelöst); es giebt gegen 50,000 Deutsche im Staate. Aber das Klima ist für deutsche Einwanderer ungesund,[2]) und die gesunderen Strecken liegen wieder weit ab von einträglichen Communicationen. Die Presbyterianer besaßen 1850 fünfundvierzig, die Katholiken dreizehn, die Episcopalen fünf Kirchen. Die lutherische Kirche ist in Texas im blühenden Stande. Den Haupterwerbzweig bildet die Landwirthschaft; 1850 gab es 12,198 Farms. Achtundsiebzig Counties, zwei Repräsentanten.

Die politische Hauptstadt ist Austin-City am Rio Colorado, 2000 Einw. Der bedeutendste Ort Galveston auf einer dürren Strandinsel angelegt, mit einem für diese hafenarme Küste guten Hafen. Dem Auge des Ankommenden schwimmt Galveston auf dem Meere wie Venedig, aber näher angesehen liegt „flach und gemein ein von breiten Straßen rechtwinklich durchkreuztes Baracken- und Budenlager für die nächsten Bedürfnisse des Handels, der Schifffahrt und Krämerei auf trostlosen Sand gestellt." Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch aller Racen und Nationalitäten; den dritten Theil machen Deutsche aus. Das nördliche Ende der Stadt liegt unter 29° 21′ 2″ NB., 77° 9′ 40″ OL. 6000 Einw. Andere Küstenpunkte sind: Matagorda, Indianola oder Carlshafen, ein ärmlicher Platz in der Ct. Calhoun, von Untiefen umgeben, so daß eine lange, lange Landungsbrücke ins Meer geht, von dem Mainzer Verein als Landungsplatz für deutsche Einwanderer angelegt; von hier zieht die Straße nach den deutschen Niederlassungen im Binnenlande. Corpus Christi. Point Isabel. Unweit der Mündung des Rio Grande die aufblühende Handelsstadt Brownsville.

1) Der Name kommt etwa seit 1690 vor und soll nach Einigen einen Indianerstamm bezeichnen, nach Andern ein indianischer Freundschaftsausdruck sein.

2) Von den 4000, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins in das Land gekommen waren, starben im Sommer 1846 mehr als 1000.

Im Binnenlande: San Antonio de Bexar (29° 25′ 18″ NB., 80° 50′ 20″ OL.) und San Felipe in der Ct. Austin, schon alte spanische Niederlassungen. Houston, genannt nach dem Führer der Texanischen Armee im Revolutionskriege, liegt in angenehmer Gegend am Flusse Guadalupe in der Ct. Harris und ist nach der beliebten rechtwinkligen Straßenanlage geplant. Lebhafter Baumwollenhandel. 3000 Einw.

Die deutsche Hauptniederlassung Neu-Braunfels liegt im Gebiete des Guadalupe, in ungesunder Fiebergegend. Der Name ist dem Prinzen Carl von Solms-Braunfels zu Ehren gewählt, der an der Spitze der Colonisationsgesellschaft stand. 1850: 1298 Einw. Nordwestlich von Neu-Braunfels Friedrichsburg, 500 Einw.; weiter nördlich und tiefer landeinwärts liegt das von dem Mainzer Verein erworbene Grantgebiet, den Ueberfällen der Indianerstämme ausgesetzt, im Ganzen noch sehr wüst und unangebaut. Neuerlich hat man in den durchströmenden Flüssen Perlmuscheln entdeckt.

Die deutschen Niederlassungen zeichnen sich durch Wohlstand und Ordnung, und die alte deutsche Gemüthlichkeit vortheilhaft aus. „Ich sah," erzählt Olmstedt in seinen Wanderungen durch Texas, „keine Wände von lose neben einander gefügten Brettern oder Baumstämmen, mit Spalten und Löchern, die man mit Moos ausstopft oder mit Mörtel verstreicht, fand nicht vier kahle Wände, wie ich sie in Texas ein paarmal bei aristokratischen Amerikanern gesehen habe, sondern ich war leibhaftig in Deutschland. Es fehlte auch gar nichts. Da war nichts zu viel und nichts zu wenig; ich sah mich in eines jener köstlichen kleinen Wirthshäuser versetzt, an welche alle so gern und dankbar sich erinnern, welche jemals eine Fußreise im Rheinlande gemacht haben. Ein langes Zimmer nahm die ganze Vorderseite des Hauses ein: die Wände waren hübsch und sauber mit gefälligem Muster bemalt; auf allen Seiten hingen Steindruckbilder mit Glas und Rahmen, in der Mitte stand ein großer, starker Tisch von dunklem Eichenholz und mit Schnitzwerk versehen, das Sopha mit geblümtem Möbelkattun überzogen, in einer Ecke stand ein Ofen, in einer andern eine kleine Schenkeinrichtung von Mahagony mit Flaschen und Gläsern. Durch das Zimmer wallte Tabacksrauch. — Die Wirthin nimmt ein Tischtuch und breitet es an einem Ende der Tafel aus, und als wir eben die Oberröcke abgelegt und die Hände am Ofen erwärmt haben, ist die Frau schon wieder da und ersucht uns Platz zu nehmen. Sie setzt uns eine ganz vortreffliche Suppe vor u. s. w. — und dazu prächtige ungesalzene Butter, wie ich sie niemals im Süden des Potomac gefunden habe, wo mir die Leute immer sagten, es sei nicht möglich, in einem südlichen Klima gute Butter zu bereiten. Aber worin liegt das Geheimniß? Im Fleiß, in der Achtsamkeit und Sauberkeit."

Baseler Missionare arbeiten unter den Indianerstämmen.

C. Die südlichen Binnenstaaten.

31. Kentucky, von einem linken Nebenflusse des Ohio benannt, zwischen Alleghanies, Ohio und Mississippi, wurde früher in die unbestimmten Grenzen von Virginien gezogen. Im Jahre 1775 siedelte sich die erste weiße Familie an, 1789 wurde Kentucky ein Territorium, 1792 Staat. 1775 □M., 1,113,600 Einw. (1850: 982,405, darunter 9736 freie Farbige und 210,981 Sklaven). An 120,000 Deutsche sind in Kentucky angesiedelt; fast keine Stadt in der Mitte, „dem Garten von Kentucky," und im Osten des Gebietes ist ohne deutsche Gemeinde. Von eintausendachthundertachtzehn Kirchen besaßen 1850 die Baptisten siebenhundertneunundachtzig, die Methodisten fünf-

hundertzweiundzwanzig, die Presbyterianer zweihundertzweiundzwanzig; nach diesen Secten sind die Katholiken und Episcopalen die zahlreichsten. Die Hauptbeschäftigung bildet die Landwirthschaft; 1850 gab es 74,777 Farms. Einhundert Counties, zehn Repräsentanten.

Politische Hauptstadt Frankfort in der Ct. Franklin, 5000 Einw., die größte Louisville in der Ct. Jefferson, am Ohio (S. 680.), eine der bedeutendsten Handelsstädte im Westen, unter den Ohiostädten nur von Cincinnati und Pittsburg übertroffen, mit 70 Mill. Doll. jährlichen Umsatz. Eisenbahnverbindung mit Covington und Frankfort. Unter den 70,000 Einw. über 12,000 Deutsche. 1778 wurde das erste Blockhaus gebaut. Der Name deutet auf Ludwig XVI, dem ersten Verbündeten der Union. Die älteste und zweitgrößte Stadt ist Lexington in der Ct. Fayette, am Elkhorn, einem Nebenflusse des Kentucky, durch Eisenbahn mit Louisville über Frankfort verbunden, 13,000 Einw. Covington in der Ct. Kenton, an der Westseite der Mündung des Licking, Cincinnati gegenüber, 10,000 Einw. Newport in der Ct. Campbell, 7000 Einw. New-Haven in der Ct. Nelson; nahebei in Gethsemani, eine Trappisten-Abtei. Maysville, früher Limestone, in der Ct. Mason, am Ohio, 5000 Einw. Im östlichen gebirgigen Theile des Staates finden sich merkwürdige Höhlen. Die Mammuthhöhle gilt als die größte der Erde. Man hat sie bis jetzt 18 engl. M. weit erforscht und zählt bereits zweihundert Verzweigungen, funfzig domartige Erweiterungen, acht Wasserfälle. Man hat Mumien eines unbekannten Geschlechts in ihr aufgefunden.

32. Tennessee, ein längliches Viereck zwischen Alleghanies und Mississippi, am Ober= und Unterlaufe des Tennessee, war früher ein Theil von Nordcarolina. 1790 trat dieser Staat die Regierung definitiv an die Union ab, und 1796 wurde Tennessee als Staat anerkannt. 2072 □M., 1,107,000 Einw. (1850: 1,002,625, darunter 6271 freie Farbige und 239,461 Sklaven). Ein Fünftel der Bewohner besteht aus Deutschen. Von eintausendneunhundertneununddreißig Kirchen besaßen 1850 die Methodisten achthunderteinunddreißig, die Baptisten sechshundertelf, die Presbyterianer dreihundertsiebenundfunfzig, die Katholiken drei. Hauptbeschäftigung ist Plantagenbau; 1850: 72,710 Farms. Drei Distrikte: Osttennessee mit achtundzwanzig, Mitteltennessee mit zweiunddreißig, Westtennessee mit neunundsiebzig Counties. Zehn Repräsentanten.

Hauptstadt Nashville im mittlern Distrikt, in der Ct. Davidson, am linken Ufer des Cumberlandflusses, 18,000 Einw. Am Mississippi Memphis in der Ct. Shelby, 14,000 Einw. Waarendepot für die Produkte von Westtennessee und Baumwollenmarkt. Knoxville, am Holston, bedeutendste Stadt von Osttennessee, am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen. Auch Chattenooga in der Ct. Hamilton, am Tennessee, ist eine aufblühende Handelsstadt.

33. Arkansas, nach einem Indianerstamme benannt, zwischen Missouri und Louisiana, ein Theil der breiten Alluvialebene des untern Mississippi, ein Stück des 1803 von Frankreich gekauften Louisiana; Territorium seit 1819, Staat seit 1836. 2158 □M., 253,117 Einw. (1850: 209,639, darunter 589 freie Farbige und 46,982 Sklaven). Baptisten und Methodisten sind die überwiegenden religiösen Bekenntnisse. Etwa 1200 Katholiken. Hauptbeschäftigung Landwirthschaft;

1850: 17,758 Farms. Einundfunfzig Counties, zwei Repräsentanten. Der Staat steht in seiner ganzen Entwickelung noch sehr zurück.

Hauptstadt Little-Rock in der Ct. Pulaski, 1829 angelegt auf einem 150' hohen Hügel am Arkansas, 5000 Einw. Helena am Mississippi, der bis hierher für Dampfschiffe schiffbar ist, in der Ct. Philipps. Hot-Springs, Mineralquellen. Camden. Batesville am White River.

34. Missouri, am Mississippi und beiden Ufern des Missouri, im Süden des Flusses, metallreiches, besonders mit Eisen und Blei gesegnetes Hügelland (Ozarkberge) und Prairien, im Norden flach und fruchtbar, „der Garten des Westens." Auch ein Theil des von Frankreich erkauften Louisiana. Zuerst als Territorium organisirt, suchte es 1817 die Aufnahme als Staat nach. Zwei Jahre lang dauerte im Congreß der Streit, da die Abolitionisten die Sklaverei von dem neuen Staate ausgeschlossen wissen wollten. 1821 wurde Missouri, und zwar als Sklavenstaat, recipirt, dabei aber die schon erwähnte Clausel durchgesetzt, daß die Sklaverei in keinem neuen Staate nördlich von 36° 20' erlaubt sein solle. 3063 □M., 812,500 Einw. (1850: 682,043, darunter 2544 freie Farbige und 87,422 Sklaven). Sehr beträchtlich ist in diesem Staate die Zahl der deutschen Ansiedler, welche hier reich und wohlhabend sind und in der Gesellschaft und in der Politik eine einflußreiche Stellung einnehmen. Von den siebenhundertdreiundsiebzig Kirchen des Jahres 1850 besaßen die Baptisten zweihundertdreiundsiebzig, die Methodisten zweihundert, die Presbyterianer einhundertacht, die Katholiken vierundsechzig, die Lutheraner einundzwanzig, die Episcopalen zehn. Hauptbeschäftigung Landwirthschaft; 1850: 54,458 Farms, daneben metallurgische Bezirke. Einhundert Counties, sieben Repräsentanten.

Politische Hauptstadt Jefferson-City in der Ct. Cole, am Missouri, 4000 Einw. An der hohen Kalksteinwand der Prairie, zu deren Füßen der Mississippi fluthet, liegt „die Kaiserin, die Metropole des Westens," St. Louis, und stellt sich mit ihren weißen Häusern auf der Höhe schon von Weitem stattlich dar. Am Flusse, 20' über seinem höchsten Wasserstande, liegt ein finstrer Stadttheil, ein Durcheinander von hohen Waarenhäusern, schlechten Kneipen und Handwerkerbuden, vornehmlich in der dem Flusse zunächst zugekehrten Frontstreet. Die Straßen auf dieser untern Terrasse bilden den ältesten, jetzt unbedeutendsten Theil der Stadt. Hier liegen die Spelunken der Rowdies, jener Bursche, welche aus Spielen und Saufen, Diebereien und Ränken, aus jeder Art von Rohheit und Frevel ein Handwerk machen. Diese Banden, gegen welche Gesetz und Polizei ohnmächtig scheinen, sind in St. Louis stärker als in andern Großstädten der Union vertreten. Hinter diesem schmutzigen Häusergürtel folgt der vornehme Stadttheil, 40' über der untern Stadt gelegen, höher hinauf der Markt. Rings umher lagern sich ärmliche Vorstädte. Je weiter die Häuser in das freie Feld hinaustreten, desto seltener werden die Backsteinhäuser, desto häufiger die Holzhütten. Wenige Schritte vom Ufer und man ist zwischen Bäumen und Ranken, die des Menschen Hand nicht gepflanzt hat; es ist noch immer ein Rest von dem Dunkeln, Naturgewaltigen des Urwaldes da. Eine Anzahl alter, reicher Familien ist französischer Abkunft; sehr groß ist die Anzahl der Deutschen, welche in den untern Stadttheilen, zum Theil in der Vorstadt Neu-Bremen am Mississippi, wohnen. Immer

mehr saugt auch hier das Yankeethum die französische und deutsche Nationalität in sich auf; zur Zeit soll sich hier noch europäische Bildung und Behaglichkeit mit dem rastlosen Handelsgeiste der Amerikaner vereinen. St. Louis hat eine kirchliche und eine commercielle Bedeutung. Der Katholicismus in der Union hat hier eine Hauptstätte, viele Kirchen und Unterrichtsanstalten und Klöster, und erheblichen politischen Einfluß. Die Jesuiten sind eine bestimmende politische Macht. 1850 gab es zwölf katholische Kirchen, darunter die schöne Kathedrale St. Louis, fünf lutherische, fünf episcopale Kirchen; siebenundzwanzig gehörten den Secten an. Commerciell ist St. Louis der Stapelplatz für den ganzen Missouri, den Illinois und obern Mississippi; es beherrscht das ganze ungeheure Mississippithal. Daher die unabsehlichen Reihen von Dampfschiffen, welche längs der Werfte eins an dem andern liegen, daher das unaufhörliche Gewühl bei der Landung von Waarenkarren, Handlangern und Geschäftsleuten. Die günstige Stromlage, das immer mehr sich breitende Eisenbahnnetz, in welchem St. Louis einen Centralknoten abgeben wird, der Zusammenfluß der Artikel des Nordens und Südens bestimmen die Stadt zum Centralemporium der Union. Der noch immer bedeutende Pelzhandel erinnert an den Ursprung der Stadt. Sie ist aus einem 1764 von den Franzosen angelegten Pelzhändlerposten erwachsen Durch Einwanderungen aus der Union wurde St. Louis 1803 eine Landstadt, City erst 1822. Im Jahre 1810 hatte St. Louis 1600 Einw., 1817 erschien das erste Dampfboot auf dem Mississippi, 1819 das erste, das den Missouri hinauffuhr. Seitdem hat sich die Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und seinen Hauptzuflüssen großartig entwickelt. Auch Eisenbahnen sind von St. Louis aus im Bau begriffen und sollen dereinst die Stadt mit San Francisko verbinden. 1850: 77,465 Einw., worunter 23,774 aus Europa eingewanderte Deutsche, 11,257 Iren, 2616 Sklaven. 1852 war die Bevölkerung auf 94,819 Seelen gestiegen, worunter 92,042 Weiße. Wüchse die Einwohnerzahl im gleichen Maßstabe fort, so würde die Stadt 1870 1 Mill. Einw. haben, was auch recht wohl möglich ist.

Potosi im Metalldistrikte, in der Ct. Washington. Palmyra in der Ct. Marion, wo auch Hannibal am Mississippi liegt, der östliche Anfangspunkt der projektirten Hannibal- und Joseph-Bahn. Hermann in der Ct. Gasconade, am Missouri, an der Linie der Pacific Bahn, ein deutsches Winzerdorf. Independence in der Ct. Jackson an der Westgrenze, eine Station für die Karawanen nach Neu-Mexiko. Columbia in der Ct. Boone, mit der 1840 gegründeten Missouri-Universität.

35. Kansas. Wie aus den 1783 von England, 1803 von Frankreich an die Union abgetretenen oder verkauften weiten Regionen sich allmählig organisirte Staaten abgelöst, ist in dem Obigen wiederholt erwähnt. Der nach dieser Ausscheidung bleibende ungeheure Länderraum wurde im Allgemeinen das Nordwestterritorium genannt. Die Blicke der amerikanischen Staatsmänner richteten sich mit Vorliebe und Spannung auf diese noch tiefen Wildnissen gleichenden Landstriche; einige gingen so weit, dort das Herz, den noch unerschlossenen Kern, den künftigen Centralpunkt des großen Staatenbundes zu suchen.

Vornehmlich wurden die Gegenden zwischen dem Nebraska und Arkansas, westlich von den Staaten Iowa, Missouri und Arkansas als ein mit allen Reizen der Natur geschmücktes, von Fülle und Fruchtbarkeit überströmendes, der nahen Cultur und Civilisation die reichsten Segnungen darbietendes Land angesehen, und zwischen 37° und 43° NB. das Territorium Nebraska organisirt. Durch die Congreßacte vom 30. Mai 1854 wurde dasselbe in zwei Territorien, Kan=

sas und **Nebraska** zerlegt. Sogleich knüpfte sich die unselige Sklavenfrage an, und sie trat in ein brennendes Stadium, sobald es sich um die Aufnahme von Kansas als Staat handelte. — So oft nämlich im Werke war, ein neues Territorium als Staat zur Union zu ziehen, erhob sich eine erbitterte Fehde darüber, ob es als Sklaven- oder als Freistaat eintreten sollte. Die Leute, welche das Territorium bewohnen, haben zwar allein über diese Frage zu entscheiden, und sie entschieden in diesem Falle, daß Kansas als Freistaat zur Union treten sollte. Die demokratische Partei und der Süden geriethen aber darüber in große Bestürzung, und es gelang ihnen, den Beschluß von Seiten des Congresses in Washington für ungesetzlich erklären und vernichten zu lassen, um einen neuen, der Annahme der Sklaverei günstigen zu erzielen. Nun begannen die verschiedenen Parteien des Landes die Bewohner des Territoriums zu bearbeiten. „Sie schickten in das Territorium alle Strolche, Banditen und Vagabunden, die sie in der Union auffinden konnten, so daß nach Kansas mit einer Bevölkerung von nur zwei oder dreihunderttausend Menschen mehr Vagabunden, die den Strick verdienten, getrieben wurden, als die ganze übrige civilisirte Welt aufzuweisen haben dürfte." All dies Gesindel stimmte natürlich mit für die Sklavenpartei, wobei die blutigsten Raufereien vorkamen. Der Betrug ging dabei so weit, daß z. B. aus dem Distrikt **Oxford** in der Grafschaft Johnston, obgleich derselbe nur 450 Einwohner zählt, worunter nur siebzig gesetzliche Wähler, die demokratische Partei dennoch 1700 Stimmen einschickte. Aber es scheint, daß Kansas nichts desto weniger ein Freistaat werden will; die Partei der **Freesoiler** (Freibodenmänner) hat im Lande die Oberhand. Bei den letzten Wahlen betrug die Mehrheit gegen die **Prosklavereimänner** 10,000 Stimmen. Trotzdem ging im Congresse die sogenannte **Lecompton-Constitution** durch: „Kansas kommt mit der Proslavereiconstitution in die Union, oder es verbleibt in territorialem Zustande, bis es die gesetzliche Bevölkerung besitzt, um mit wenigstens einem Repräsentanten den Kongreß zu beschicken." Kansas hatte kaum mehr als 40,000 Einw., und es war daher ziemlich klar, daß, wenn das Volk von Kansas die Constitution verwarf, Kansas auf wenigstens acht oder zehn Jahre ein Territorium verbleiben mußte, bis seine Bevölkerung auf die nöthige Zahl gestiegen war. Inzwischen dauerte ein frevelvoller Kampf in Kansas fort.[1] 1860 wurde Kansas zu einem Staate und die Sklavenfrage hat auch dort durch die neuesten Ereignisse eine definitive Lösung gefunden.

---

1) Von vielen gräßlichen Thaten nur **eine**: Eine zwischen zwanzig und dreißig Mann starke Schaar von Grenzstrolchen, welche vor einiger Zeit dem Ueberhandnehmen der Freistaatenbevölkerung hatten weichen müssen und nach Missouri gezogen waren, drang am 19. Mai 1858 über die Grenze nach einem 2 deutsche Meilen jenseit derselben gelegenen Dorfe, Namens Trading Post, fing dort zwölf ruhig arbeitende Freistaatmänner, darunter einen Kommis aus einem Kramladen, einen Reisenden, der nur im Dorfe seine Pferde tränkte, schleppte sie nach einer benachbarten Schlucht, stellte sie dort in eine Reihe und schoß sie nieder; sechs wurden sofort getödtet, fünf schwer verwundet, nur Einer entkam, sich todt stellend, unverletzt.

Kansas ist der Strich Landes zwischen den Rocky-Mountains, die von Utah scheiden und den Staaten Arkansas und Missouri, zwischen Nebraska im Norden, Neu-Mexiko und einem Indianerterritorium im Süden, zwischen 37—38° und 40° Br. Der Flächeninhalt wird auf 3000 □M. berechnet, wovon drei Viertheile ergiebige und den besten Ertrag versprechende Ländereien sein sollen. Die Ansiedelungen stehen noch in der ersten Periode der Kindheit und liegen meist am Kansasflusse, weniger größere Ortschaften als Militär- und Handelsposten, Missionsplätze (zwei katholische, ein methodistischer, zwei baptistische u.s.w.).

Der Sitz der Territorialregierung war Lecompton, jetzt Shawneemission. Lawrence, Kansas-City, Ossawatomie u. s. w. sind die erheblichsten Ansiedlungen. Unter den aufblühenden Städten die von einer deutsch-amerikanischen Gesellschaft am Kansas angelegte und rasch wachsende Stadt Humboldt.

Unter den Forts ist das bedeutendste Leavenworth, Grenzdepot für die Oregon- und Santa Fe-Straße, zugleich Sammelplatz der für den Westen bestimmten Truppentheile (S. 758.).

III. Die Territorien.

1. Nebraska erstreckt sich westlich von Iowa und Minnesotah zwischen 40 und 47° Br. Der Flächeninhalt wird auf 4562 □M., die weiße Einwohnerzahl auf 4565 berechnet. Da, wo der Laramie-River mit dem nördlichen Quellfluß des Platte, dem Nebraska, zusammenfließt, am Ende der Rolling Prairie und am Fuße der Black-Hills, der östlichsten Kette der Rocky-Mountains, schon 1470′ über dem mexikanischen Golf, liegt Fort Laramie, 42° 12′ 38″ NB., 86° 31′ 40″ OL., früher ein Handelsposten der amerikanischen Pelzcompagnie, jetzt von Unionstruppen besetzt. Von hier zieht eine Hauptverbindungsstraße nach dem Großen Salzsee. Hauptstadt Omaha-City, unweit der Einmündung des Platte in den Missouri. Columbus, Fremont, Buchanan. Im Platte-Thal macht die Besiedelung starke Fortschritte.

2. Neu-Mexiko, eine früher vernachlässigte Provinz der mexikanischen Republik, eine vom Rio del Norte durchströmte Hochebene, wurde 1848 an die Union abgetreten und als Territorium organisirt. 10,773 □M., 63,000 Einw. europäischer, 67,000 indianischer Abkunft. Die Hauptstadt Santa Fe, einige Meilen vom Rio Grande, aus Lehmhäusern mit flachen Dächern bestehend, hat ungefähr 8000 Einw. Nördlich davon das sehr herabgekommene Taos. Auch die übrigen Wohnplätze liegen meist im Stromthale.

3. Washington, seit 1853 von dem bisherigen Territorium Oregon ausgeschieden und als besonderes Gebiet organisirt. Die Südgrenze bildet der Oregon bis dahin, wo er vom 46° Br. geschnitten wird; dann dieser Breitegrad selbst. Gegen 6000 □M., 5000 Einw., europäischer Abkunft.

Sitz der Territorialregierung ist Olympia in der St. Lewis, am nördlichsten Ende des Pugetsundes. 1852: 500 Einw. Sonst finden wir Puget-

Sonnel als politische Hauptstadt angegeben. Andere Plätze am Ocean: Nesqually auf der Südostseite des Puget-Sundes, Steilacoom; New-York und Seattle in der St. Pierce. Penns-Cove mit einem der schönsten Häfen der Welt, auf der Insel Whidby im Puget-Sund. Am Oregon: Pacific-City an der Bakers-Bai, Fort Vancouver, ehemals die Hauptfaktorei der Hudsonsbaicompagnie. Im Innern: Fort Nez Percé, früher Wallawalla, an der Einmündung des Wallawalla in den Columbia; Okanagan, an der Einmündung des Okanagan in den Columbia; eine alte Faktorei der amerikanischen Pelzhandels-Compagnie; Colville auf der Ostseite des Columbia, 2200' hoch über dem Meere.

4. Utah, das Gebiet der Mormonen, eine „Fratze oder Caricatur der Irvingianer" (S. 193.), die eine der wundersamsten Erscheinungen im wundersamen Amerika sind.[1] „Fanatische Begeisterung für einen Betrug, der jedem halbwegs guten Auge sichtbar sein mußte, theokratische Einrichtungen, gemischt mit demokratischen, offen gepredigte, nicht blos erlaubte, sondern gebotene Vielweiberei, krasser Materialismus neben Bibelgläubigkeit, sehr bedeutende Erfolge überall, wo das seltsame Volk sich niederläßt, Erfolge für Alle, während die Führer doch nur egoistische Zwecke verfolgen, machten den werdenden Staat am Salzsee der Felsengebirge schon seit mehreren Jahren zu einem Hauptaugenmerk Aller, welche für die Angelegenheiten der neuen Welt Interesse hatten."

Joseph (Joe) Smith wurde am 23. September 1805 zu Sharon im Staate Vermont als der Sohn eines Ackerbauers geboren, und wuchs bei harter Arbeit und mangelhafter Geistesbildung auf. Die streitsüchtige, gewaltthätige, glaubenswüthige Sectirerei, welche um ihn her ihr Wesen trieb, übte den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf seine Geistesrichtung. Er liest mit lebhaftem Interesse die in der Bibel, natürlich zumeist die im alten Testament berichteten Offenbarungen Gottes, und sein Stand und seine Ungelehrtheit sind ihm Qualificationen zum Empfange göttlicher Offenbarungen. Er behauptet Verkehr mit Engeln und mit der Gottheit selbst zu haben. Der heftige Widerspruch der Geistlichkeit umher, der nicht ausbleiben konnte, trieb ihn weiter; er mußte eine göttliche Urkunde aufweisen können, die seine Widersacher zu Boden schlug. Demgemäß verbreitete sich im Jahre 1827 das Gerücht, Joe Smith habe eine werthvolle Entdeckung gemacht. Durch ein Gesicht bewogen, hatte er an einer bestimmten Stelle in der Erde nachgesucht und eine auf goldene Platten in ägyptischer Schrift geschriebene Urkunde gefunden, die eine Ergänzung der Bibel enthielt. Der Verfasser des Buches hieß Mormon, und von ihm leitet die Religionsgesellschaft ihren Namen ab. Das Buch behauptet, eine heilige, von Gott eingegebene Erzählung zu sein, deren Einführung in die Welt dem neuen Propheten vorbehalten sei. Es enthält die Geschichte der alten Bewohner Amerika's, die von dem Stamme Joseph abgeleitet und als deren Ueberbleibsel die Indianer bezeichnet werden. Als das Hauptvolk im

1) Vgl. Die Mormonen, von Dr. M. Busch.

4. oder 5. Jahrhundert untergegangen war, hielt es Mormon, der einer ihrer Propheten war, für angemessen, einen Abriß ihrer Geschichte, ihrer Lehren und Weissagungen zu verfassen und grub ihn in Metallplatten ein. Sein Sohn Morani erhielt, als ihn seine Feinde verfolgten, die göttliche Weisung, das wichtige Werk zu vergraben; Gott selbst werde es in seine Obhut nehmen und zur gehörigen Zeit wieder an das Tageslicht fördern. Die Grundlage des Buches Mormon soll ein Roman bilden, der 1812 von dem Prediger Spalding zu Neu-Salem geschrieben ward und als Manuskript einem Freunde Joe's in die Hände gerieth. Der Bearbeitung desselben, die von jenem und einem Bekannten geschehen, folgte ein Buch der Lehren und der Vertragsurkunden. Das Werk erfreute sich nach seiner Veröffentlichung im Lande des Humbugs eines solchen Erfolges, daß Joe selbst in seinem Glauben wunderbar gekräftigt wurde; schlau als Yankee, doch auch leichtgläubig, fing er an seiner Mission zu vertrauen und das Prophetenthum als Handwerk zu treiben. Er that Wunder und trieb Teufel aus, wenn in seiner Umgebung ein solcher irgendwo eingekehrt war. Seine zahlreiche und immer zunehmende Anhängerschaft nannte sich „Jesu Christi Kirche der Heiligen des jüngsten Tages" (the latter day saints), und nahm an, daß die jetzige Zeit dem tausendjährigen Reiche unmittelbar vorhergehe. Als ersten Platz (location ist der mormonische Ausdruck) für das von seinen Gläubigen zu gründende neue Jerusalem bestimmte Joe eine Stelle in der County Jackson in Missouri. Er hatte darüber Offenbarungen und weissagte: „Wahrlich ich sage euch: mein Knecht Sidney Gilbert (einer seiner Apostel) soll sich an diesem Platze anbauen und einen Laden etabliren." Ueberhaupt verleugnete er seinen praktischen Yankeesinn auch als Religionsstifter nicht. Wenn Muhamed großen Werth auf das Almosengeben legte, so empfahl dagegen Joseph Smith seinen Gläubigen die Arbeit, das Mittel, das Almosenzgeben unnöthig zu machen. Nun wurde Joe aber zum erstenmal Märtyrer seines Prophetenthums. Wüthige Zeloten aus den Denominationen der Methodisten, Baptisten, Campbelliten u. a. holten ihn Nachts aus dem Bette — und theerten und federten ihn. Ueberall kam es nun zu wüthigen und blutigen Auftritten, wo Mormonen mit ihren Gegnern zusammentrafen. Joe mußte seinen Feinden weichen, und im Mai 1834 zog die Gemeinde wieder von dannen. 15,000 Seelen stark kamen sie nach Illinois und bauten die Stadt Nauvoo. Sie sandten von hier Missionare aus und bauten einen prachtvollen Tempel für 1 Mill. Doll. Der Ort gedieh vortrefflich auf der Basis der von Joe zur Pflicht gemachten Arbeit. Aber der Prophet war kein Hasser der Freude: er gönnte den Seinigen nach der Arbeit auch Erholung; und so zog der Ruf, daß es in Nauvoo guten Erwerb durch Arbeit und nebenbei ein lustiges Leben gebe, Tausende von nah und fern herbei und machte sie zu Anhängern des neuen Propheten. Joe selbst wird als ein munterer geselliger Genosse beschrieben, und es

entstand das Gerücht, daß er in Nauvoo eine Art muhamedanischen Paradieses errichten wolle; es ist bekannt, daß die Vielweiberei bei den Mormonen wirklich eingeführt ist. Aber auch in Nauvoo fand Joe nicht die gehoffte Ruhe. Seine Feinde in Missouri verfolgten ihn im Rechtswege, und viele der Seinigen, die nicht seine Aufrichtigkeit und Kindlichkeit des Glaubens besaßen, begingen solche Thaten der Ungebundenheit, daß er sie aus der Gemeinschaft stoßen mußte. Da gründeten diese eine Zeitschrift, den Nauvoo-Expositor, worin sie den Propheten so gröblich verlästerten, daß sich seine treuen Anhänger erhoben und mit bewaffneter Hand das Bureau der Zeitung stürmten und in Asche verwandelten. Darüber wurde ein Haftbefehl gegen Joe erlassen, der sich jedoch weigerte, ihn anzuerkennen. Der Staat Illinois rüstete sich zum Angriff auf die Mormonen, und diese trafen Anstalten zur Gegenwehr. Doch ließen sich Joe und sein Bruder noch bewegen, sich dem Gerichte zu stellen. Als beide im Gefängnisse waren, wurde dieses am 27. Juni 1844 vom wüthenden Pöbel erstürmt und die Brüder grausam gemordet. — Noch einmal mußten sich die Mormonen, vom glühenden Haß ihrer Nachbarn verfolgt, im Frühjahr 1846 auf den Weg machen. Ihre Blicke suchten nach einer Stätte, wo sie fern von den Ländern der „Heiden" das neue Zion errichten und eine heilige Generation des Herrn heranziehen möchten. Wie die Kinder Israel durch die Wüste, zogen die Heiligen des jüngsten Tages durch die Steppen und Prairien, verbrachten in Elend und Entbehrung einen harten Winter und langten im Frühjahr 1847 im Lande der Sehnsucht, am Bassin des Großen Salzsees, an.

„Das war in der That ein Land, wie es die Natur zum Zufluchtsort für eine Secte geschaffen hat, welche von der Welt wie eine Schaar Aussätziger mit Zorn und Hohn ausgestoßen wird; diese kahlen Einöden mit ihren Salzseen und Salzflächen, die trostlosen Felder von Artemisien und Chenopodiaceen, auf welchen selbst von Indianerstämmen nur die allerrohesten, die fast ausschließlich von Wurzeln wildwachsender Pflanzen leben, ihr armseliges Dasein fortspinnen mögen, — diese große Salzwüste schien durch ihre abschreckende Armuth von der Natur gefeit zu sein gegen die Begehrlichkeit civilisirter Menschen. Mehr denn 4000′ über dem Meeresspiegel emporgehoben, durch einen anhaltenden und oft strengen Winter, mehr noch durch die Dürre des Sommers geplagt, ist sie überdies durch natürliche Barrieren der stärksten Art von aller Welt geschieden. Von den Culturländern im fernen Osten durch weite Prairien getrennt, deren Urbarmachung und Besiedelung noch eine lange Reihe von Decennien in Anspruch nehmen mußte, ist das Becken des Großen Salzsees auf allen Seiten von hohen und wilden Gebirgen eingeschlossen, die zum Theil die Linie des ewigen Schnees überragen und deren wenig bekannte Engpässe während der vier bis fünf Wintermonate durch den in ihnen oft bis zu einer Höhe von 50′ zusammengewehten Schnee ganz ungangbar werden

Kein Fluß durchbricht diese Ketten, um einen Weg zum Ocean zu finden; keine natürliche Verkehrsstraße verknüpft dieses in der Mitte des Continents gelegene Plateau mit irgend einer Meeresküste oder auch nur mit einer bevölkerten Binnenlandschaft. Weit entlegen von allen Wohnsitzen civilisirter Menschen, außerhalb aller Verkehrsstraßen, in sich abgeschlossen und ohne natürliche Hilfsquellen, welche die Menschen anlocken konnten, schien das Land am Großen Salzsee den Mormonen alle Eigenschaften zu besitzen, welche die Begründung und das Wachsthum ihrer eigenthümlichen Theokratie vor menschlichen Eingriffen sicher stellen konnten."[1]) In der neuen Welt schien das heilige Palästina der Ostfeste sich zu wiederholen. Hier fand sich ein todtes Meer, der Große Salzsee (Great Salt-Lake), 4210′ über dem Meere, so mit Salz gesättigt, daß kein lebendes Wesen in seiner Fluth existiren kann.[2]) Ganz anders der südlicher gelegene fischreiche Utahsee, 6 Meilen lang, 2 Meilen breit, ein prächtiger Spiegel reinen, süßen Wassers, das Gegenbild des Sees Genezareth. Ein Jordan verbindet beide Seen. Selbst die maritimen Philister können an der Küste Californiens nachgewiesen werden.

Wenige Jahre reichten für die staunenswerthe Energie der Mormonen aus, um die natürliche Oase am Großen Salzsee in ein blühendes Culturland umzuwandeln. Anfangs mußten sie von Wurzeln und Thierhäuten leben, mit denen sie ihre Wagen und Wohnungen gegen den Regen geschirmt hatten, aber 1849 waren schon 6000 Acres Land in Cultur, Mahl- und Sägemühlen in Thätigkeit; 1850 gab es außer der gleich nach der Einwanderung gegründeten Hauptstadt schon drei größere Ansiedelungen und überall am Fuße des Gebirges, wo Quellen und Bäche aus den wilden Bergschluchten hervorbrechen, entstanden blühende Farms. Die Heiligen frohlockten, daß die Einöde blühe und die Unfruchtbare gebäre; sie luden ihre Glaubensgenossen nach dem neuen Zion ein und legten eine Reihe von Ansiedlungen an, welche den in californischen Häfen Gelandeten auf dem Wege durch die Wüsten des Salzseebeckens als Stationen dienen konnten. In Californien selbst wurde die Mission San Bernardino angekauft.[3])

Bei allem Flor blieb gerade der Hauptwunsch unerfüllt. Die Heiligen blieben nicht abgeschieden und ungestört. Seit der Entdeckung

1) K. Neumann in dem trefflichen Aufsatze: „Vom Fort Laramie nach dem Großen Salzsee". Zeitschrift für Erdkunde. 1858. Juni. S. 468 ff. Vgl. Dr. Petermann Mitth. 1858. S. 284 ff.

2) Das Wasser enthält über 22 Procent feste Bestandtheile, darunter etwa 20,2 Prc. Kochsalz. Ein Bad darin gilt für erfrischend und stärkend. Das Nord- und Südufer des Sees ist flach; um so auffallender erscheinen die [illegible] im See bis zu 3000′ aufsteigenden Felseninseln.

3) Vom November 1854 bis April 1855 z. B. traten 3626 Auswanderer aus Liverpool, 409 Dänen, 71 Schweden, 53 Norweger u. s. w. ein. Unter den Heiden wirken gegen 500 Missionare. Nach Olshausen (Geschichte der Mormonen) gab es 1856 etwa 120,000 Mormonen auf der Erde, darunter 68,000 in Amerika, in Europa 30,000, in Asien 1000, in Afrika 100, in Australien 2400 u. s. w. Nach andern Angaben giebt es allein auf den Sandwichinseln 3519. In Europa giebt es die meisten in England und den skandinavischen Reichen. In London haben sie 1857 eine sehr besuchte Conferenz gehalten, auf der auch die Weiber Porterbier tranken und zuletzt [illegible] das Lied gesungen wurde: „Ich wußte nicht, was Freude ist, da wurde ich ein Mormonist."

des californischen Goldes zogen immer mehr Heiden von Osten her durch das Land und das Bassin am Salzsee wurde ein wichtiges Stück der großen Verbindungsstraße zwischen atlantischem und stillem Ocean. Nun blieben auch die Conflicte mit der Unionsregierung nicht aus.

Im Jahre 1849 gaben die Mormonen ihrem Gebiete, dem demokratisch-theokratischen „State of Deseret," oder Staat der Honigbiene, eine Constitution, die aber vom Congreß nicht bestätigt wurde. Utah sollte die gewöhnliche Territorialverfassung, einen vom Congresse geschickten Gouverneur u. s. w. erhalten. Die Conflicte wurden aber bald so bedeutend, daß der Präsident das kirchliche Haupt der Mormonen, Brigham Young, zum Gouverneur ernannte. So ging man einem feindlichen Zusammenstoße für diesmal aus dem Wege und Utah galt seit 1850 als Territorium. 1858 erneuten sich die Conflicte, der Congreß ernannte einen Nichtmormonen zum Gouverneur und sandte eine bewaffnete Macht nach Utah, um seinen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Kriegerischen Widerstand haben die Mormonen nicht geleistet und die Unionstruppen am 14. Juni in die Stadt einrücken lassen; es ist noch ungewiß, ob sie an eine Wanderung (Sonora) denken[1]) oder sich mit der Union vertragen wollen.

Utah hat 13,235 □M., 38,000 Einw. (1850: 11,354, darunter 24 freie Farbige). Den Haupterwerbszweig der Bewohner bildete die Landwirthschaft, 1850 waren 926 Farms in Cultur. Zwölf Counties. Die Gemeinde der Heiligen regierte bis jetzt ein Triumvirat, Brigham Young, Kimball und Grant, von denen der erstere zugleich Seher und Prophet ist und siebzig Weiber hat. Den Präsidenten folgen 7 Apostel, 2086 Mitglieder des Siebenziger-Rathes (Seventies), 715 Oberpriester, 994 Aelteste, 514 Priester, 471 Monitoren und 227 Diakonen.

Die politische Hauptstadt des Territoriums ist Fillmore-City, noch im Bau begriffen: die größte Stadt the City of the Great Salt-Lake, (Mormon-City, Neu-Jerusalem,) liegt 4350' über dem Meere, auf dem östlichen Ufer des Jordan, 3 M. oberhalb seiner Mündung unter 40° 46' NB., 94° 26' WL. Die auf eine Ausdehnung von 4 engl. M. Länge und 3 M. Breite berechnete, noch lange nicht ausgebaute Stadt ist in große Plätze (Squares) mit dem Tempelviertel in der Mitte getheilt. Das im Bau begriffene Heiligthum sollte alle Kirchen der Welt übertreffen. Noch nimmt seine Stelle ein großer Versammlungsplatz mit Schutzdach für 3000 Menschen ein, der Tabernakel. Die Straßen, 132' breit, durchschneiden sich rechtwinklig und umschließen Quadrate von je 660' Länge und Breite, die in eine bestimmte Anzahl von Grundstücken, jedes von $1\frac{1}{4}$ Acres Areal, zertheilt sind. Jedes Haus muß 20' von der Straßenfront zurücktreten und der vor ihm liegende Raum mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt werden; da nun von

[1]) K. Neumann a. a. O.: „In diesem Falle würde die Politik des Cabinets zu Washington zweierlei erreichen. Sie würde erstens in einem Gebiete, welches gewöhnliche Auswanderer noch für lange Zeit nicht anlocken wird, ein durch außerordentliche Thätigkeit erzeugtes Culturleben vielleicht ganz zerstören, sicherlich aber in seiner raschen Entwickelung hemmen; und zweitens Sonora ein Heer erfahrener, an Ausdauer und Thätigkeit ganz unvergleichlicher Colonisten zuwenden, welche außerdem auf Grund ihrer eigenen bitteren Erfahrungen, dort natürlich den festen Kern derjenigen Partei bilden werden, die einer Annexation des Landes an die Vereinigten Staaten mit Entschiedenheit widerstrebt."

einem wasserreichen Bache, der die Stadt durchströmt, in alle Straßen Canäle geleitet sind, die zur Bewässerung der Anpflanzungen benutzt werden können, so würde die gartenreiche Stadt nach einer Reihe von Jahren einen höchst erfrischenden Eindruck gemacht haben, zumal da sie von allen Himmelsgegenden her nur durch eine Reise über die vegetationsarme oder ganz wüste Hochsteppen erreicht werden kann. Dazu kommt, daß die Lage selbst sehr malerisch ist: im Norden und Osten steigt das Land terrassenförmig an, im Hintergrunde erheben sich die schneebedeckten Gipfel der Wahsatchberge; auf dem höchsten soll einst das Banner aller Völker wehen (Jesaias 2, 2.; 9, 12.); nach Süden hin breitet sich eine fruchtbare wohlbewässerte Ebene aus, die mit den Gärten und Getreidefeldern der Mormonen bedeckt ist. 1853 zählte man gegen 10,000 Einw.

Die andern Ortschaften liegen an den großen Einwanderungsstraßen, vornehmlich zwischen der Hauptstadt und dem californischen Hafen San Diego; so Paysan, Nephi-City, Cedar-City u. a. Ein paar Meilen östlich vom See Ogden-City, am See selbst Provo-City. Von diesen Orten, welche 2000 Einw. zählen, abgesehen, bestehen die obengenannten Städte aus wenigen Häusern, nur das Terrain ist abgetheilt und in Bauplätze ausgelegt.

24 Meilen östlich vom Großen Salzsee Fort Bridger, 41° 18′ 12″ Br., 7254′ über dem Meere. Es ist ein Handelsposten an der großen Auswanderungsstraße nach Californien und Eigenthum des Major Bridger, und liegt auf einer vom Black-Fork gebildeten Insel, von einem angenehmen, fruchtbaren Thale mit gutem Graswuchs, Pappelhainen und Weidengebüsch umgeben. Da hier die Gebiete verschiedener Indianerstämme zusammenstoßen, so ist die Lage des Postens auch in militärischer Beziehung von Wichtigkeit. Man rechnet im Territorium gegen 12,000 Indianer, darunter 7000 Utahs.

Zu den organisirten Territorien kommt noch ein Indianer-Gebiet zwischen Kansas und Texas, nach dem Census von 1850 8522 □M. groß. Es wurde 1824 mit der Bestimmung errichtet, nicht zu einem Staate zu wachsen, sondern dahin übergesiedelte Indianer für die Cultur zu gewinnen. Doch sind seitdem Nebraska und Kansas abgetrennt. Die Bevölkerung wurde 1840 auf 342,000 Köpfe aus funfzig verschiedenen Stämmen angeschlagen, 1850 waren noch 217,000 übrig. Die civilisirtesten Stämme sind die Choctaws, Creeks und Cherokees. Die letzteren haben große und zahlreiche Dörfer, wohnlich eingerichtete Häuser, Schafe und Rinder und namentlich gute Pferde. Auch die englische Sprache ist ihnen bekannt und Pariser Moden sind bis hieher gedrungen. Trotzdem dürfte auch dies letzte Indianergebiet bald von der Karte verschwunden sein.

§. 19.

Das britische, französische und russische Nordamerika.

Während die ältesten englischen Colonien in Nordamerika der britischen Krone verloren sind, hat sich diese im Besitz der 1713 und 1763 abgetretenen Stücke des ursprünglich französischen Amerika behauptet. Zu diesen colonisirten Provinzen kommen die ausgedehnten

arktischen Regionen des Erdtheils, in welchen eine Handelscompagnie ihre Niederlassungen hat. Von den nicht bedeutenden russischen und dänischen Besitzungen abgesehen gilt Alles, was von der Grenze der Vereinigten Staaten nördlich liegt, als englisches Besitzthum, ein weiter Raum von etwa 140,000 □M. Darauf wohnen $2^1/_2$ Mill. Menschen europäischen Stammes, aber fast alle um den Südsaum des Gebietes gedrängt; je weiter nach Norden, desto spärlicher in einzelne Forts und Faktoreien zerstreut. Die Zahl der Indianer muß außerdem auf 1 Mill. angeschlagen werden. In Canada und Neu-Braunschweig sind sie theilweise ansässig und zum Christenthume bekehrt, und noch immerfort wirken christliche, besonders katholische Missionare unter ihnen.[1]) Uebrigens nimmt auch hier, besonders in den östlichen Gouvernements, ihre Zahl entschieden ab. In New-Foundland und Prinz Edwards-Insel giebt es nur noch wenige Familien, in Neu-Braunschweig und Neu-Schottland 15,000 Seelen.

In jedem Gouvernement vertritt ein von der Regierung ernannter Gouverneur die executive Gewalt, die gesetzgebende ist zwischen ihm, einem gesetzgebenden Rathe und einem aus Landeseingebornen gewählten Parlamente (House of Assembly) getheilt.

A. Colonisirte Provinzen (Settled Provinces).
31,800 □M.

1. Die bei weitem wichtigste Provinz ist Canada. Spanier, die an die Mündung des St. Lorenz gelangten, sollen das ihnen wüst erscheinende Land Câbo de Náda genannt haben, eine Bezeichnung, aus der schwerlich das verschieden accentuirte Wort Canadá geworden ist. Nach Andern gab das irokesische Wort Kannata (eine Menge Hütten) Anlaß zum Landesnamen.[2]) Seit dem 16. Jahrhundert beginnen die Bestrebungen der Franzosen, sich am St. Lorenz festzusetzen, bald auch die Kämpfe mit den Engländern. 1608 ist Quebeck gegründet. Im Pariser Frieden 1763 wurde Canada mit damals 65,000 Einw. an England abgetreten und 1791 in Unter- und Ober-Canada (auch wohl Ost- und Westcanada genannt) getheilt. Der Ottowafluß bildet die Grenze. Die neue Provinz ist im Zeitalter der amerikanischen Revolution und bis auf die neueste Zeit treu geblieben. Nur

---

1) Häupter der katholisch gewordenen Algonkins und Irokesen sandten 1831 eine Binde und Sandalen ihrer Arbeit an den Papst und schrieben ihm: „Du, der Vater aller Gläubigen, hast uns gelehrt, Jesum Christum zu erkennen. Du hast uns den Mann im schwarzen Kleide gesandt. Du sagtest zu ihm: Geh und suche die Indier; sie sind meine Söhne, eile ihnen beizustehen! — Du bist unser Vater, nie werden wir einen andern anerkennen. Wenn unsere Nachkommen Dich je vergäßen und fehlgingen, so zeige ihnen diese Halsbinde, und sie werden schnell zu Dir zurückkehren." Die Algonkins wohnen am Winipeg-See und Red River und von da nach Westen zu. Die Irokesen-Stämme zerfallen in zwei Gruppen, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die östliche Abtheilung der nördlichen Irokesen ist unter dem Namen der „Fünf Nationen" (Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Senecas) bekannt.

2) Nach Cluver war Canada der älteste Name des St. Lorenz. Es ist auch zu beachten, daß die Indianer an der Chaleur Bai sich Caracaquca nannten. In Jansons Atlas ist es noch zweifelhaft gelassen, ob Canada ein Theil des Continents oder eine Insel sei.

eine sehr kleine Partei im Lande soll Trennung und Anschluß an die Vereinigten Staaten träumen. Gerade die französische Nationalität und Sprache, die hier dominirende katholische Kirche lassen große Sympathien mit dem Yankeethum nicht aufkommen, und die Zustände der Provinz sind so vortrefflich geordnet, daß die Canadier sich in vielen Stücken wohler befinden als die Nachbarn im Süden. Andree's Beobachtung: „Der ganze Zug der Dinge geht auf Unabhängigkeit vom Mutterlande, sei es durch Anschluß an die Union, oder zu einer selbstständigen Republik," ist für das letzte Jahrzehnt nicht mehr so richtig gewesen als für frühere Perioden. Die königliche Macht repräsentirt der Gouverneur, ein aus zwei Häusern zusammengesetztes Parlament steht ihm zur Seite. Drückende Steuern kennt man nicht, die Finanzen sind in bester Ordnung. Ueberhaupt ist der Aufschwung der Canadas in den letzten Jahren nach allen Seiten ein sehr bedeutender gewesen, und nicht ohne Grund, wenn vielleicht auch etwas begehrlich, nennt ein 1853 dem Congreß in Washington vorgelegter Bericht Canada eine der größten, bevölkertsten und blühendsten Provinzen, das glänzendste Juwel in Englands Krone. Flächeninhalt: etwa 15,500 □M., von denen aber 2000 noch unerforscht sind, so daß die Regierung nur etwa 13,400 verwaltet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 2 Mill., darunter 15,000 Indianer, besonders aus den Stämmen der Algonkins und Tschippewäs.

a. Unter-Canada (Lower-Canada), 9500 □M., von denen aber nur etwa $^1/_{10}$ colonisirt ist, erstreckt sich auf beiden Seiten des St. Lorenz, vom St. Peterssee bis zur Mündung. Das Tiefland ist im Norden durch Höhen eingefaßt, welche das Gebiet der arktischen Seenplatte abtrennen; im Süden scheidet die waldige Albanykette vom Staate Maine. Zwischen diesen Grenzen breitet sich ein Land von malerischer Schönheit, voll pittoresker Bergketten, prachtvoller Ströme und Seen, kräftigster Wälder und ausgedehnter Prairien. Das Klima ist im Winter und Sommer excessiv (in Quebeck hat man das Quecksilber gefrieren sehen), aber überaus gesund. Obgleich auch hier die Bevölkerung mit jedem Jahre steigt, mit jedem Jahre neues Land für den Anbau gewonnen wird, so sind doch eigentlich erst die Flußufer, besonders das mit sich an einander reihenden Dörfern besetzte St. Lorenzthal, cultivirt. Weizen ist der Hauptartikel des Landbaues, der Reichthum an Wild macht noch immer die Jagd zu einer Hauptbeschäftigung der Bewohner; auch die Fischerei ist erheblich. Zum Theil herrschen in Bezug auf Grundeigenthum die alten französischen Lebensverhältnisse, es giebt 168 große Gütercomplexe oder Seigneurien. Etwa 725 □M. sind vermessen. Die Bewohner sind ganz überwiegend (drei Viertel) französischen Stammes, namentlich aus der Normandie, die sich nach allen Seiten hin französische Sitte gewahrt haben, sich aber nie Franzosen, sondern immer Canadier nennen. Ihr französisches Idiom hat jedoch einige auffallende Eigenthümlichkeiten, wie die häufige

Wandelung des a in o, also Cónodó u. s. w. 1858 hatte Ost-Canada 890,261 Einw. (1676: 8415; 1759: 60,000: 1781: 113,000). Darunter befinden sich noch 3400 Indianer. Die römisch-katholische Kirche ist hier in blühendem Stande und hat in Quebeck ein Erzbisthum. 1851 gab es 746,000 Katholiken, 45,000 Anglicaner (Bischöfe zu Quebeck und Montreal), 29,221 Presbyterianer u. s. w.[1])

Wir fahren bei Anticosti vorüber in den St. Lorenz ein. Die ersten 20 M. ist der Strom so breit, daß das Land auf beiden Seiten kaum zu sehen ist. Wir passiren Kamouraska, den Hauptbadeort von Canada und zugleich Name einer Ct. mit 20,000 Einw. Nun wird das Bett enger. Das nördliche Ufer, kühn und gebirgig, mit den Mündungen des Manicougan, Bustard und Saguenay, ist romantisch-großartig, das südliche milder und sanfter. Bald zeigen sich Inseln, die verschwenderisch in den Strom gestreut sind. Bei Gros-Isle muß Quarantaine gehalten werden. Nun zeigt sich die langgestreckte Insel Orleans mit einer Ortschaft und Schiffswerften, dann eine bassinartige Erweiterung des Stromes. Die Felsenufer sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, Gießbäche stürzen sich über die Wände in das Bassin, prächtig ist der Fall des Montgomery. Auf einmal blinken Quebecks[2]) überzinnte Dächer und Thürme im Sonnenlichte mit dem festungsgekrönten Felsen und den im Zickzack emporsteigenden Straßen. Die Lage der Stadt ist eigenthümlich. Zwischen der Gabel des St. Lorenz und des einmündenden St. Charles am linken Stromufer steigt Cap Diamant auf, ein stolz und kühn geformtes Felsenhaupt von 300' Höhe. Auf seinem Plateauscheitel liegt die Citadelle, die mächtigste Fortifikation der neuen Welt, die für uneinnehmbar gilt, der Schlüssel von Canada. Sie enthält sechs bombenfeste Casematten für 5000 Mann. Wunderbar schön ist die Aussicht. Zunächst fallen die Augen auf die alte winklige Stadt, welche sich auf zwei Seiten an den Abhängen des Berges herab ergießt. Ihre Häuser sammeln sich hier und da auf Felsenabsätzen, die zu Märkten und Plätzen ausgedehnt sind und durch krumm aufsteigende Straßen mit einander in Verbindung stehen. Sie reihen sich an einander zu Seitengassen, die sich in verschiedener Höhe um den Berg herum ziehen. Sie tropfen bis zum Flußniveau hinab und drängen sich in dünnen Reihen zwischen dem Ufer und dem Felsen hin. Sie erklimmen endlich die höchste Stirn des Caps und breiten sich auf bequemer Hochebene bis zu den Wällen und Mauern der Citadelle aus. Weiter ruht das Auge auf dem durch Schiffe belebten Bassin, der Insel Orleans, dem Point Lewy (Lewis), der wie ein Zwilling vom Cap Diamant sich auf dem andern Stromufer erhebt und mit Häusern, Kirchen und Villen des gleichnamigen Fleckens bedeckt ist. Im Norden begrenzen die grünen Abrahamshügel den Horizont, im Süden die Kette von Maine.[3]) — Quebeck, am Ende des untern und Anfang des mittlern St. Lorenz gelegen, ist ein wichtiger Handelsplatz. Besonders ist der Holzhandel erheblich. Der Generalgouverneur hat hier seinen Sitz. 60,000 Einw. In der Nähe die Adamsebene, in der 1759 General Wolfe über die Franzosen siegte und fiel. Ein Denkmal erhält des Mannes Andenken, der eigentlich Canada für England gewonnen hat. Das Indianerdorf Loretto an einem schönen Wasserfall des St. Charles.

Eine Fahrt 30 M. stromaufwärts bringt uns zu der größten Stadt von Unter-Canada, nach Montreal. Dazwischen liegt Trois Rivières, 5000

1) Der confessionelle Gegensatz ist im britischen Nordamerika in dem letzten Jahrzehnt immer brennender geworden. In Halifax hat sich dem wachsenden Einfluß des Katholicismus gegenüber eine „unabhängige protestantische Partei“ gebildet, welche als ein Ableger der Know-Nothings zu betrachten ist.

2) Indianisch „Flußerweiterung.“

3) Kohl, Reisen in Canada.

Einw. Zwei Flüsse münden hier in den Hauptstrom, von rechts her der Abfluß des Champlainsees. Unmittelbar an dem letztgenannten liegt Sorel oder William Henry, ganz von Engländern bewohnt

Montreal, 1640 gegründet, liegt auf fetter Delta-Insel des St. Lorenz und des einströmenden Ottawa unter einer Berglehne. Der alte französische Theil ist düster und engstraßig.[1]) schöne Neubauten schließen sich von allen Seiten um den alten Kern. Die 1829 vollendete katholische Kathedrale im gothischen Stil ist die großartigste Kirche des britischen Amerika, hat sechs Thürme und faßt 10,000 Menschen. Die Lage der Stadt ist überaus günstig. Bis hierher kommen Seeschiffe, oberhalb der Stadt ist der St. Lorenz wegen der Stromschnellen nicht mehr schiffbar. Hier ist der Kreuzpunkt von vier Verbindungsstraßen, des untern St. Lorenz, des obern St. Lorenz, des Ottawa, der Linie über den Champlainsee. So ist die Stadt im hohen Aufschwunge, sie ist der Mittelpunkt des Handels und der Gewerbthätigkeit. 100,000 Einw.

Quebeck, Three Rivers oder Trois Rivières und Montreal sind auch die Namen der drei Hauptdistrikte Unter-Canada's. Außerdem noch zwei kleine Distrikte St. Francis und Gaspé, zu welchem letztern die Magdalenen Inseln im St. Lorenz Meerbusen gehören.

b. Ober-Canada (Upper-Canada), gegen 6500 □M., von denen indeß kaum ein Drittel vermessen und in Districte eingetheilt ist, das nördliche Uferland der großen Seen, namentlich die Halbinsel zwischen Huronen-, Erie- und Ontariosee und der Strich südwestlich vom Ottawa. Das Klima ist viel milder als in Unter-Canada; die „Schlittenjahreszeit," welche in Unter-Canada fünf Monate währt, dauert hier nur zwei. Der Boden ist meist fruchtbar. Demungeachtet dauerte es lange, ehe die Franzosen diesen Gegenden Aufmerksamkeit zuwandten. Fort Frontenac (das heutige Kingston) und Fort Niagara, an den beiden Enden des Ontario, waren die ersten Niederlassungen. Aber erst 1783 kamen feste Ansiedler. Noch jetzt ist der kleinste Theil angebaut. Der Wald drängt sich überall um und in die Culturgegenden; mehrere Striche, wie das oberste Gebiet des Ottowa, sind so gut als unbekannt. Die Bewohnerzahl dieser Strecke betrug 1783 etwa 10,000, 1806 war sie auf 70,000, 1821 auf 122,000, 1858 auf 999,847 gestiegen und ist jetzt über 1 Mill. hinaus. Darunter rechnet man kaum mehr als 10,000 Indianer. In West-Canada, wie Ober-Canada auch genannt wird, überwiegt die englische Bevölkerung bei weitem die französische; die englische Sprache und die englische Kirche herrschen vor. Die letztere Kirche hatte 1851 223,000 Bekenner (Bisthum Toronto), die katholische, welche in starker Zunahme begriffen ist, 167,000 mit den Bisthümern Toronto und Kingston. 200,000 kommen auf verschiedene reformirte Denominationen. Man zählt an 15,000 deutsche Colonisten, während es in Unter-Canada keine 1000 giebt.[2])

1) Die Yankees reden, wie Kohl bemerkt, von Montreal und Quebeck wie von uralten Städten, wie wir etwa von Memphis und Theben, und kommen hieher, um etwas recht Altmodisches und Halb-europäisches zu sehen.

2) Leider wird das für deutsche Einwanderung nicht genug zu beachtende Canada von den Deutschen wenig berücksichtigt. Das Amerikaner zieht nach der Union. „Wir sind nicht nach Amerika gegangen, um wieder einem gekrönten Haupte unterthan zu werden, da wir eben der Fürsten wegen, und um freie republikanische Bürger zu werden, Europa verlassen haben;" so äußerten sich nach Kohl's Erzählung durchgehends deutsche Colonisten.

Ober=Canada ist in zwanzig Districte, diese wieder in Counties und Townships getheilt.

Am Ontario liegen zwei bedeutende Städte: Toronto (später York, jetzt wieder Toronto) die frühere Hauptstadt im Home-Distrikt, mit gutem Hafen und lebhaftem Handel, mit trefflichen Schulen und der Universität, 50,000 Einw. Weiter nach Nordosten, da, wo der St. Lorenz aus dem Ontario tritt, Kingston, im Distrikte Midland, der Hauptmasse nach auf einer Halbinsel zwischen dem St. Lorenz und dem Rideaukanal, 16,000 Einw.; Kingston hat ein Kollege der Presbyterianer, Queen's College and University of Kingston genannt; auf dem andern Ufer des Rideaukanals liegt Fort Henry, nach Quebeck die wichtigste Befestigung in Canada. Kleinere Städte: Godwich am Huronensee, Simcoe am Eriesee im Distrikte Talbot, London an der Themse, die in den St. Clair-See mündet, Queenstown am Niagarafalle Niagara an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Ontario; Hamilton am Ontario im Distrikt Gore, 20,000 Einw.

Die Hauptstadt von ganz Canada ist noch nicht erwähnt. Etwa 1832 wurde da, wo der Ottawa sich mit dem Rideaukanal vereinigt, 126 engl. M. von Montreal, die Stadt Bytown angelegt Als Kohl sie besuchte, zählte sie etwa 10,000 Einw. und bot ein merkwürdiges Bild von Cultur und Wildniß. Die ungepflasterten Straßen hatten nur Trottoirs von Brettern und Balken. Die alten Rollsteine und Felsblöcke lagen in Fülle zwischen den Häusern. Hie und da standen mitten zwischen eleganten Kirchen und Collegien Trümmer des Urwaldes, hoch aufgeschossene Fichten und Föhren, und in ihr Unterholz verirrte sich zuweilen ein Bär. Von allen Seiten drängte sich der Urwald in die Straßenenden hinein. Im Jahre 1854 wurde Bytown zu einer City erhoben und ihm der Name Ottawa beigelegt. Die centrale Lage der Stadt, gerade auf der Grenze zwischen Unter- und Ober-Canada, die leichte Communikation nach allen andern Hauptplätzen qualificirt Ottawa zur Hauptstadt, und obgleich der Beschluß der englischen Regierung, Ottawa zur Hauptstadt zu erklären, von dem canadischen Parlamente anfangs verworfen wurde, ist sie doch seit 1858 wirklich Hauptstadt geworden. Eine rasche Zunahme der Bevölkerung steht um so mehr zu erwarten, als die Stadt im Mittelpunkte einer fruchtbaren, immer mehr für die Cultur gewonnenen Landschaft liegt und den lebhaftesten Holzhandel hat. Sitz eines katholischen Bischofs. Die nächste Umgegend ist überaus romantisch und pittoresk. Drei Flüsse stürzen sich in einen weiten Kessel (Chaudière), der mächtige Ottawa über ein Felsenriff, das ½ engl. M. lang und 20' hoch ist. Die berühmten Union-Bridges verbinden gerade über dem großartigen Falle Ober- und Unter-Canada.

2. Das Land zwischen Unter=Canada, der Foundybai und dem Staate Maine ist das Gouvernement Neu=Braunschweig, 1305 □M. Früher als ein Theil von Neu=Schottland angesehen und als undurchdringliche Wildniß nicht weiter beachtet, wurde es 1784 zu einer besondern Provinz erhoben. Loyalisten, d. h. Männer, die nach der Trennung der Vereinigten Staaten in treuer Anhänglichkeit an englisches Regiment auswanderten, waren die ersten Ansiedler. Die Cultivirung des Landes wurde mit Energie in Angriff genommen, aber durch Indianerkämpfe, kalte Winter und Waldbrände öfter unterbrochen. Noch jetzt liegt das Land mit seinem rauhen aber gesunden Klima zum großen Theil im Naturzustande und ist, von den zahlreichen Seen und Flüssen abgesehen, mit dichter Waldung bedeckt. Ein Spaziergang von einigen hundert Schritten bringt aus einer neu=braunschweigischen

Niederlassung zu einer Wand riesiger, dicht an einander gedrängter Bäume, und durch enge Spalte drängt sich der Weg in den Urwald. Die Buche zeichnet sich durch kräftigen Wuchs in den Wäldern besonders aus. Der Süden des Gouvernements ist bis jetzt am meisten für Cultur gewonnen. Einwohnerzahl 1848: 208,012, darunter wenige Indianer und freie, aus der Union geflüchtete Neger (1831: 1122). Die anglicanische Kirche zählt die meisten Bekenner und hat hier ein Bisthum; danach die schottisch-presbyterianische. Neu-Braunschweig bildet auch ein Bisthum der katholischen Kirche; diese hat in den Gouvernements außer Canada überhaupt fünf Bischöfe. Handel mit Holz und Fischen wird schwunghaft betrieben. Zwölf Counties.

Politische Hauptstadt ist Fredericton, mit einer Universität in der Ct. York, 1000 Einw., die größte Stadt St. John, an der Mündung des St. John in die Fundybai, der Stapelplatz für den innern Handel der Provinz. 30,000 Einw. St. Andrew, an der Passamaquoddybai in der Ct. Charlotte, 6000 Einw.

3. Die vielfach ausgezackte Halbinsel, die sich durch die Landenge von Chignecto an Neu-Braunschweig anhängt, bildet das jetzige Gouvernement Neu-Schottland, 8800 □M., mit der vorigen zusammen die alte französische Provinz Acadien, welche 1763 an England abgetreten wurde. Die Grausamkeit, mit welcher 7000 Acadier ohne Entschädigung von ihrem Eigenthum getrieben wurden, ist ein Flecken in der Geschichte von England. Die wellenförmige Oberfläche ist noch zu drei Viertheilen mit Wald bestanden, das oceanische Klima milder als in Unter-Canada und Neu-Braunschweig. Landbau und Viehzucht heben sich immer mehr, Fischerei und Handel bilden die Hauptgewerbe. Unter den 300,000 Einw. (1858) auch hier eingewanderte Loyalisten, Engländer, Schotten, Iren, weniger Franzosen und Deutsche. Die englische Kirche hat ein Bisthum. 1827 gab es unter 123,848 Seelen 37,225 Anhänger der schottischen Kirche, 28,659 Anglicaner. Funfzehn Counties.

Die Hauptstadt Halifax liegt den Abhang eines vom Meere aufsteigenden Hügels hinauf und zerfällt in eine untere und obere Stadt. Die breiten Straßen schneiden sich unter rechten Winkeln, die Häuser sind größtentheils hölzern, doch gewährt das Ganze einen freundlichen Anblick. Auf einem 205' hohen Hügel die Citadelle mit Batterien und Signalposten. Der Hafen ist von theilweise bewaldeten, theilweise cultivirten Höhen umgeben; er ist zu allen Zeiten des Jahres zugänglich und der größte Kriegshafen in Nordamerika, seit 1817 Freihafen. Die hiesigen Docks sind die größten außerhalb Großbritanniens. Die Stadt treibt bedeutenden Handel und zählt viele reiche Kaufhäuser. 1857: 39,112 Einw. Sitten und Gebräuche der Einwohner erscheinen dem Reisenden englisch, wie in England; aber nicht englisch, wie in den Vereinigten Staaten. Dartmouth, Halifax gegenüber, Lunenburg an der Mahonbai, 1753 von Deutschen gegründet, 5000 Einw. Liverpool, 9000 Einw. Picton an der gleichnamigen Bai. Chester. Windsor am Minen-Bassin. Die zweite Hafenstadt ist Annapolis, sonst als Port Royal Hauptstadt des französischen Acadiens, 1500 Einw.

Die Insel Cap Breton (früher Isle Royale) ist durch die von Nordosten her tief einschneidende Bai Bras d'or in zwei Halbinseln geschieden. Die Küsten sind ebenfalls vielfach zerrissen, reich an trefflichen Häfen und mit einer Menge von Klippen und Sandbänken umgeben. Steinkohlen, Holz und Fische sind Hauptprodukte. 1857: 27,580 Einw. Das unter französischer Herrschaft wichtige Louisburg wurde 1758 zerstört. Jetzige Hauptstadt Sidney, mit bedeutendem Steinkohlenhandel, namentlich nach Halifax.

Isle Madame, im Süden von Cap Breton, mit der Hafenstadt Arichat. Die Inseln St. Paul, dem Nordcap der Insel Cap Breton gegenüber, und Sable.

4. Ein eignes Gouvernement bildet die Prinz Edwards-Insel, 100 □M., bis 1808 St. Johns-Insel genannt, seit 1713 englisches Besitzthum. Sie ist sehr fruchtbar, eine Getreidekammer der Nachbarschaft. Einwohnerzahl 1848: 62,678, darunter 27,147 Katholiken, 20,402 Presbyterianer, 6530 Anglicaner u. s. w. Drei Counties (Queen's, King's und Prince's Ct.). Hauptstadt Charlottetown, 5000 Einw. Georgetown im Osten, Princetown auf einer Halbinsel im Norden der Insel.

5. Das Gouvernement New-Foundland. Den Mittelpunkt bildet die 1497 entdeckte Insel New-Foundland, 1400 □M., welche im Utrechter Frieden von Frankreich an England abgetreten wurde; ein von tiefen Busen durchschnittenes hafenreiches Land. Im Osten ist die Halbinsel Avalon, im Norden durch die Trinitybai, im Süden durch die Placentiabai vom großen Inselganzen abgeschnitten. Das Innere ein felsiges Plateau, voller Waldungen, Seen und Moräste, reich an unerschöpflichen Steinkohlenlagern. Das Ganze fast immer in Nebel gehüllt, obwohl die Breite mit Oberitalien gleich ist. Nur die Küsten sind angebaut. Der Hafer kommt etwa alle drei Jahre einmal zur Reife, aber Kartoffeln und Kohl gedeihen. Die Hunde von New-Foundland zeichnen sich durch langes, wolliges Haar, durch Gelehrigkeit und Treue aus.[1] Die Jagd auf Pelzthiere ist einträglich. Aber die Hauptschätze von New-Foundland sind erst an seinen Küsten zu heben. Die Insel ist von Bänken, dem felsigen, tafelförmigen Rücken einer submarinen Hochebene umgeben, auf denen der ergiebigste Robben- und Fischfang stattfindet, insonderheit sind die Kabeljaus (Gadus Morrhua, Codfish Stockfisch) häufig.[2] Die Hauptstation der Fischer ist die große Bank von New-Foundland im Südosten der Insel, die sich vom 41° bis 50° Br. erstreckt und eine wechselnde Breite von 15—40 M. besitzt. Der Fang auf diesen meist von Nebel überdeckten „Stockfischwiesen" wird jährlich von mehr als

---

1) Was man in Europa als Neufundländer bezeichnet, ist nur eine Abart des ächten Stammes. Die ächte Race ist sehr selten geworden.

2) Nach ihnen hieß New-Foundland früher Tierra de Bacallaos.

2000 Schiffen mit einem Umsatz von 12 Mill. Thlr. vom April bis zum October betrieben und ist so wichtig, daß er zwischen Frankreich und England öfters Ursache zum Kriege ward. Als die Franzosen 1713 New-Foundland abtraten, behielten sie sich die kleinen Fischerinseln St. Pierre, Miquelon und Longley vor, die vor einer im Osten vorspringenden Halbinsel von New-Foundland liegen. Sie bilden den kleinen Rest der weiten Länder, die einst Frankreich als mächtigster Staat in Nordamerika besaß. 1783 wurde den Franzosen noch das Recht zugesprochen, an der Westküste von Cap Ray, 47° 15′ Br., im Norden herum bis Cap John auf der Ostküste zu fischen und die Fische auf der Küste zu trocknen; ein Recht, das auch im Frieden von 1815 bestätigt ward. Die drei Inseln halten $6\frac{1}{2}$ □M. Nur St. Pierre hatte 1851 eine ständige Bevölkerung von 1863 (1858 nur 200) Seelen und etwas Bodencultur; die beiden andern (auch Groß- und Klein-Miquelon genannt) sind fast ganz öde. Im Städtchen St. Pierre wohnt der Gouverneur und der Fischereidirektor. Ueber 10,000 Kauf- und Seeleute reisen jährlich ab und zu, und gegen 260 französische Schiffe kommen auf der Rhede von St. Pierre an. Befestigt und mit Truppen besetzt dürfen die Inseln vertragsmäßig nicht werden, aber eine Flotille ist zum Schutz der Fischerei hier immer stationirt. Auch die Vereinigten Staaten ließen sich 1782 das Recht zusprechen, auf den Bänken von New-Foundland fischen zu dürfen.[1])

Die Bevölkerung von New-Foundland beträgt 120,000 Seelen. Die Katholiken bilden die entschiedene Mehrzahl, dann folgen die Presbyterianer. Neun Distrikte.

Die Hauptstadt ist St. Johns im gleichnamigen Distrikt, auf der Ostseite der Halbinsel Avalon, nur eine lange, dem stark befestigten Hafen parallel laufende Straße. In 8—10 Tagen fahren Dampfschiffe nach der Küste von Irland. Ueber 12,000 Einw. Es residirt in St. Johns ein anglicanischer und ein katholischer Bischof. Prachtvolle katholische Kathedrale. Stark befestigter Kriegshafen mit den Forts Townshead und William. Placentia, auf der Westseite von Avalon, Harbour-Grace in dem Conception-Bai-Distrikt, Trinity-Harbour an der Trinity-Bai, kleinere Städte bis 5000 Einwohner.

New-Foundland hat jetzt für Europa ein besonderes Interesse gewonnen. Von der Trinitybai oder Cap Race ist 409 (2022 engl.) M. durch den atlantischen Ocean nach Valentia oder Cap Clear in Irland das Telegraphentau gespannt. Am 28. Juli 1858 begegneten sich der Niagara und der Agamemnon, die Schiffe, die sich in die Arbeit der Legung theilen sollten, in der Mitte des Oceans. Die Enden des Taues wurden am nächsten Morgen verbunden, das englische Schiff segelte der alten, das amerikanische der neuen Welt zu. Am 5. August landete der Agamemnon vor Valentia, vom Niagara kamen günstige Signale. Das große Werk schien vollendet. Die Königin

---

1) Doch hat gegen früher die Fischerei, namentlich von Englands Seite, an lebhafter Betheiligung verloren. Im Jahre 1787 beschäftigten die Briten bei diesem Fischfange 14,000 Matrosen; im Jahre 1789 5961 Matrosen auf 567 Schiffen, 2397 Bootsleute mit 2680 Booten. Im Jahre 1786 beschäftigte der französische Fischfang hier 330 Schiffe mit 11,315 Matrosen, im Jahre 1788 86 Schiffe.

von England und der Präsident der Union begrüßten sich und das vollendete Riesenwerk in Telegrammen. Der Enthusiasmus, besonders der Yankees, war ungeheuer. Seit Christi Geburt ist nichts Größeres geschehen, sagt ein amerikanisches Blatt, die Morgensterne jauchzen und die Engel singen Jubelhymnen. Aber auch in einer vielgelesenen deutschen Zeitung heißt es: „So ist dieses Wunder der Wissenschaft, welches alle Wunder der alten Welt weit hinter sich läßt, und welches für die Gedanken Europa's eine Straße über die unerforschten Tiefen des alten Oceans baut, London neben New-Orleans setzt, Quebeck und Montreal zu Vorstädten der Metropole an der Themse macht, zu Ende gebracht. Mögen jetzt die Thoren, die unaufhörlich von der „guten alten Zeit" reden, mögen die Pseudophilosophen, welche die Urzeit der Menschheit für unendlich weiser halten als das heutige Geschlecht, mögen die Pessimisten, welche Begeisterung heucheln, um die Kleingeisterei ihrer Seele zu verbergen, und welche mit papageienhafter Wiederholung behaupten, daß unser Zeitalter ganz prosaisch, ohne ein Partikelchen von Poesie in seinen Gedanken und Handlungen ist, mögen sie sich jetzt einmal die Mühe geben, einen Augenblick sich den Gedanken, daß Europa und Amerika nicht mehr geschieden sind, in seinen Folgen aus einander zu legen, und sie werden inne werden, daß es in unseren Tagen gar wohl noch eine Poesie der Thatsachen giebt und daß die Menschen des 19. Jahrhunderts auch in dieser Beziehung größer und weiser, glücklicher und dem Ziele ihres Geschlechts näher sind, als die vielgepriesenen Jahrhunderte der vorhomerischen Mythenzeit oder der ebenfalls oft bis in die Wolken erhobenen Epochen des Feudalismus und der Kreuzzüge." Es wäre kleinlich, mit dem ersten, fast fieberhaften Enthusiasmus über eine leuchtende Großthat des menschlichen Geistes mäkeln zu wollen. Dennoch ist es ein gefährlicher Irrthum, das höchste Gut der Menschheit in einer Erfindung, und sollte sie die erstaunlichste sein, aufgehen zu lassen. Die Erde kann ringsherum mit Telegraphentauen umspannt und doch namenlos elend und unglücklich sein. Was aber die Engel angeht, so möchten sie doch Wichtigeres zu thun haben und meinen wir, daß der Luc. 15, 7. gesetzte Fall sie doch zu weit innigeren Freudenliedern begeistern mag. Bekanntlich folgte dem ersten Jubel gar bald die bitterste Enttäuschung. Auch das neue Unternehmen, mittelst des Leviathan, des größten Schiffes der Welt, von der Valentia-Bai aus einen neuen Telegraphen zu legen, mißglückte 1865, da das Kabel riß. Gegenwärtig wird ein neuer Versuch für das Jahr 1866 vorbereitet. Wenn auch die Legung glücken sollte, so ist doch stark zu zweifeln, ob ein Telegraphentau von so ungeheurer Länge **dauernd** zu benutzen sein wird, namentlich schon aus dem Grunde, weil das Kabel bei sehr großer Meerestiefe so schnell abläuft, daß es sich nicht gradlinig auf den Meeresgrund legt.

Unter den kleinen Inseln, die zum Gouvernement New-Foundland gehören, **Anticosti**, vor der Einfahrt in den St. Lorenz, mit flachen, hafenarmen Sandküsten, im Innern gebirgig und waldig. Sie ist unbewohnt, doch hat die Regierung zwei Zufluchtsörter für Schiffbrüchige angelegt. Die elf **Magdaleneninseln** nordwestlich von Cap Breton. Die größte und südlichste hat 1100 Einw. französischer Abkunft. Insel **Belle-Isle** vor der Belle-Islestraße mit einem Wachposten für Schiffbrüchige.

Auch Schiffer- und Handelsposten auf der Ostküste von Labrador gehören unter das Gouvernement New-Foundland. **Forteaubai** ist die erheblichste Niederlassung. Der bei weitem größte Theil der arktischen Halbinsel, soweit die Gewässer zur Hudsonsbai gehen, gehört unter die Hudsonsbai-Compagnie.

6. Als an gelegenster Stelle[1]) kommen hier die **Bermudasinseln** (von dem spanischen Entdecker **Juan Bermudas**; nach dem

---

1) Wie sie wenigstens in englischen Geographien meist an dieser Stelle abgehandelt werden. Von deutschen Geographen werden sie öfters bei Westindien beschrieben.

englischen Admiral George Somer, der hier 1609 strandete, Somersinseln [1])] zur Betrachtung, welche von dem Generalgouverneur von Canada dependiren. 160 M. von der Küste von Nordcarolina entfernt, bildet dieser Archipel mit Einschluß einer großen Anzahl zum Theil submariner, zum Theil unbewohnter Korallenriffe, die namentlich im Norden vorgelagert sind, eine Gruppe von 365 Inseln. Aber nur die fünf größern: St. George mit Georgetown, dem Sitze des Gouverneurs, 9000 Einw., Hamilton oder Bermuda, die größte („der Continent"), 3 M. lang, stark befestigt mit einer Citadelle, Marinearsenal und dem Hafen Hamilton, der nach Einigen jetzt Sitz des Gouverneurs ist, Somerset, Waterford, Bird-Island, mit Schiffswerften, sind bewohnt. Sie ziehen sich in Gestalt eines Schäferstabes von Nordosten nach Südwesten und dann mit einer Krümmung nach Norden. Die Gruppe ist seit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in englischem Besitze. Der Boden ist felsig, doch mit fruchtbarer Erde bedeckt; die Quellen sind salzig, man ist auf Regenwasser angewiesen. Das Klima ist angenehm, aber Stürme häufig. Die Bevölkerung betrug 1841 11,092 Seelen. Die Bedeutung der Inseln für England zeichnet ihr neuester Beschreiber kurz und bündig: „a colony, a fortress and a prison." Sie bilden einen bequemen und wichtigen Ruhe- und Vermittelungspunkt zwischen den nördlichen Besitzungen Englands und seinen westindischen Inseln, einen wichtigen Observationsposten den Vereinigten Staaten gegenüber und einen Detentionsplatz für Sträflinge.

Die Bermudasinseln bilden auf der Erde den am nördlichsten vorgeschobenen Posten der Koralleninseln und Korallenriffe.

B. Länder der Hudsonsbai-Compagnie.

Im Jahre 1667 wurde für den einträglichen Pelzhandel der nördlichen Regionen die Hudsonsbai-Compagnie gegründet, welche auf der Westküste von Labrador, Ostmain genannt, und auf der gegenüberliegenden Küste des Continents, Westmain, Faktoreien anlegte. Die Franzosen suchten diese englischen Niederlassungen zu stören, mußten aber 1713 allen Ansprüchen auf die Länder um die Hudsonsbai entsagen. 1784 wurde zu Montreal die Nordwestcompagnie ebenfalls für den Pelzhandel gegründet. Nach langen Zerwürfnissen der beiden Compagnien vereinigten sie sich im Jahre 1821. So sieht sich die Hudsonsbai-Compagnie, durch Monopole geschützt, als rechtmäßige Besitzerin der großen arktischen Seenplatte von 120,000 □M., an. Im Süden Waldregion mit Elenthieren, Bisonochsen, Waschbären, braunen und schwarzen Bären, Eichhörnchen, Bibern, Moschusratten, Fischottern, Stachelschweinen u. s. w., im Norden kahles, wüstes

---

1) Also nicht Summers-Inseln.

Land, mit Weidengebüsch und Flechten bedeckt, und regelmäßig von Schaaren wandernder Rennthiere durchzogen, welche an bestimmten Stellen die großen Ströme durchschwimmen. Die Compagnie treibt einträglichen Handel, namentlich in Pelzwerk, mit den Eingebornen, die aus Indianern (Athabaskas), oder schon aus eigentlichen Polarmenschen, den Eskimos, bestehen. Beide Stämme leben in Feindschaft. Mit den Weißen stehen die Indianer in friedlichen Verhältnissen, sie fangen ihre Pelzthiere in Fallen und erhalten dafür Gewehre, Schießpulver und Branntwein. Zum Schutz des Handels hat die Compagnie Forts und Faktoreien in allen Theilen des Landes, fast bis an das arktische Meer, gegründet. In den nördlichsten ist vom Oktober bis Mitte Mai die Kälte fast unerträglich; in den geheizten Zimmern der Faktoreien gefriert der Branntwein und die Wände sind mit dicker Eisrinde überzogen. Und doch bleiben die Läden der schmalen Fenster 18 Stunden des Tages geschlossen. Die Luft ist mit kleinen eckigen Eisstückchen erfüllt, welche vom Winde gegen Gesicht und Hände getrieben werden und auf der Haut Bläschen erzeugen. Während des kurzen drückend heißen Sommers thaut der gefrorne Boden nur 3—1′ unter der Oberfläche auf.[1]) Die Beamten (Clerks) müssen für ein Menschenalter jeder Bequemlichkeit und jedem Genusse des gebildeten Lebens entsagen, erblicken oft viele Jahre lang keine andere menschliche Wohnung, als die Forts und die Wigwams der Indianer, und verbringen ihr Leben unter Rothhäuten, rohen Bootsknechten, halbwilden Mestizen und dann und wann unter ihren Amtsgenossen, die zum Theil selbst in dem Maße verwildern, daß sie gleichfalls das Herumstreifen dem civilisirten Leben vorziehen. Dafür wird auch die ganze Welt aus Nordamerika mit Pelzwerk versorgt, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus Rußland, das selbst viele Pelze aus Amerika bezieht. Seit länger als vierzig Jahren ist indessen die Zahl der Pelzthiere in Abnahme.

Die Compagnie, welche 239 Mitglieder (Proprietors) zählt, hat ihr ungeheures Gebiet, officiell Prinz Rupert's Land genannt, in vier Departements getheilt, die wider in Distrikte zerfallen. An der Spitze eines jeden Departements steht ein Oberfaktor, von dem die Beamten in den einzelnen Posten und Forts abhängen. Die höheren Beamten sind zu vier Fünftheilen Schotten, die niederen Canadier, die Ruderer Mestizen (Bois brulés) und Indianer. Im Jahre 1842 besaß die Compagnie 136 feste Niederlassungen mit 25 Chieffaktors, 27 Chieftraders, 152 Clerks, 1200 regelmäßigen Dienern. Die Oberleitung der Geschäfte befindet sich in den Händen eines Gouverneurs und Rathes in Amerika, die höchste Behörde, ein zweiter Gouverneur und Rath sitzt in London. Der Generalgouverneur von Canada übt eine Oberaufsicht, nur schwere Criminalfälle werden vor die Gerichte

1) Der Süden von Britisch-Columbia hat wie überhaupt die amerikanische Westküste ein mildes gleichmäßiges Klima.

in Canada gebracht. Die englische Kirche hat ein Bisthum für Prinz Rupert's Land gegründet.

Das Gebiet der Compagnie zerfällt dem Rechte nach, das sie über dasselbe besitzt, in drei gesonderte Theile: Prinz Rupert's-Land, welches ihr 1670 durch eine Eigenthumsurkunde auf ewige Zeiten verliehen wurde, umfaßt das Stromgebiet der Hudsonsbai. Das Nordwest- oder Indianergebiet liegt zwischen Rupertsland, dem nördlichen Eismeere, der russischen Grenze, dem Großen Ocean und den Vereinigten Staaten. Hier besaß sie nur das ausschließliche Recht des Handels bis 1842. Drittens gehörte ihr die Vancouver-Insel mittelst einer Schenkung (grant) auf zehn Jahre bis zum Jahre 1859. Da zahlreiche Petitionen um Beschränkung der Rechte der Compagnie eingelaufen waren, so trat 1857 ein Special-Comité aus 19 Parlaments-Mitgliedern zusammen und gelangte nach längerer sorgfältiger Berathung zu dem Resultate, daß die bestehenden Verhältnisse nicht wesentlich zu ändern seien, daß aber Canada ermächtigt werden solle, benachbarte, zu Niederlassungen geeignete Landestheile sich einzuverleiben und daß die Vancouver-Insel sobald als möglich aus der Verbindung mit der Compagnie losgetrennt werden solle. Ueber Boden und Klima des Küstenlandes, welches der Vancouver-Insel gegenüber liegt und seit Cook's Zeiten Neu-Caledonien genannt wird, während es Vancouver Neu-Georgia (45—50° NB.) und Neu-Hanover (50—54° NB.) nannte, sprach sich eben dieses Comité sehr günstig aus und da überdies Goldlager entdeckt wurden, so bestimmte eine Parlamentsacte vom 2. August 1858, daß dieses Land an der Nordwestküste Nordamerika's hinfort Britisch-Columbia heißen und alles Land innerhalb des britischen Gebietes umfassen soll, welches im Süden durch die Grenze der Vereinigten Staaten, im Osten durch die Hauptkette der Felsengebirge, im Norden durch den Simpson-River und den Finlay Arm des Peace-River und im Westen durch den Großen Ocean begrenzt wird, mit Einschluß der Queen-Charlotte-Insel. Der Königin soll das Recht zustehen, einen Gouverneur von British-Columbia zu ernennen u. s. w. Diese Acte sollte vorläufig bis Ende 1862 in Kraft bleiben.

Das Departement **Montreal** begreift alle Distrikte und Posten am St. Lorenz, am Ottawa und dem Binnenlande dieser Gegenden. Die Hauptniederlage und der Sitz des Gouverneurs befindet sich in **La Chine** am St. Lorenz oberhalb Montreal. Fort **William** 48° 21′ NB., 71° 45′ WL., am Nordwestufer des Oberen Sees, unweit der Mündung des Kaministiqueia, der vom Dog-See kommt und den White-Fish-Fluß aufnimmt. Der Letztere hat ebenso wie der Kaministiqueia (d. h. der Fluß, welcher weite Umwege macht) Stromschnellen und großartige Wasserfälle, von denen die **Kakabeka**-Fälle, die sich mit lautem Getöse 171′ herunterstürzen, berühmt sind. Prächtige Katarakten sind überhaupt in Canada häufig.

Das **südliche** Departement hat seine Hauptniederlage in der **Moosefaktorei an der Jamesbai.**

Die 20,000 □M große Halbinsel **Labrador** wurde 1501 von Portugiesen entdeckt und im südlichen Theile Terra labrador, d. i anbaufähiges Land genannt.[1]) Mit Ausnahme dieser noch mit kräftigen Wäldern besetzten Südküste ist Labrador, obwohl mit Norddeutschland und Südschweden unter gleicher Breite, eines der kältesten, ödesten und unwirthbarsten Länder der Erde. So viel vom Innern bekannt, besteht es aus einer Felsplatte mit hohen, von ewigem Schnee bedeckten Bergen und ausgedehnten moorigen Torfstrecken.

1) Nach **Wappäus** sollte das Land als eines bezeichnet werden, dessen Bewohner sich zur Arbeit eignen. Die ganze Ableitung ist mehr als zweifelhaft. Auf der **Colom**'schen Karte heißt nur ein Strich der Nordküste **Laborador**, der Westen **Nova Britannia**, der Osten **Nova Francia**, bei **Cluver Terra Laboratoris**.

Erratische Blöcke sind über das ganze Land zerstreut. Der farbenspielende Feldspath (Labradorit) ist hier zuerst gefunden. Der Winter beginnt zu Anfang Oktobers; gegen Ende dieses Monats ist das ganze Land mit Schnee bedeckt, Seen und Flüsse gefroren. Ein Beobachter sah binnen fünf Jahren den Thermometer zweimal auf —40° R. fallen, einmal um Mittag im Schatten + 31° steigen. Im Binnenlande wohnen die Indianerstämme der Naskopis und Mountaineers, beide zu den Algonkins gehörend; die Küsten haben Eskimos inne; am Südrande sitzt ein Mischlingsgeschlecht von Eskimos und Europäern. Auch englische Fischer und Jäger streifen umher.

Aber nicht etwa blos der Eifer um irdische Güter hält es in dieser ewigen Oede aus. Joh. Chr. Ehrhardt vernahm 1749 als Steuermann an der Westküste Grönlands von den heidnischen Eskimos auf Labrador, und von Zinzendorf unterstützt beschloß er, die öde Eisküste dem Kreuze zu gewinnen. Der erste Versuch mißlang 1752; Ehrhardt selbst wurde von den Eskimos ermordet. Nach andern fehlgeschlagenen Unternehmungen wurde im August 1771 ein Stück Land gekauft und unter 57° 10′ NB. die Mission der Brüdergemeinde Nain gegründet. 1778 entstand die zweite Mission Okkak, 30 M. nördlich von Nain, 1782 die dritte, Hoffenthal, 30 M. südlich von Nain, 1828 die vierte, Hebron, 15 M. nördlich von Okkak. Lange, lange Jahre mußten die Herrnhuter auf Hoffnung wider Hoffnung arbeiten und die ganze Plage des Landes und des verkümmerten Volkes tragen, das der Predigt des Evangeliums mit der Frage entgegenkam: ob sie dann besseres Wetter haben, und Seehunde und Walfische leichter fangen würden? Nach dreißig Jahren begann die Saat Früchte zu tragen. Bei jeder Station ist eine Kirche, ein Waarenmagazin, ein Wohnhaus für die Missionare, Werkstätten und Häuser der Eingebornen, die nicht blos geistlich erleuchtet, sondern auch in äußerm Wohlsein unter der väterlichen Obhut der Missionare leben. Einem Europäer wird nicht gestattet, in den Plätzen zu übernachten. Sie hatten 1848 1296 Bewohner; Nain 312, Okkak 406, Hoffenthal 242, Hebron 336.

Das nördliche Departement, vom 49° Br. bis zum Eismeere, mit der Hauptfaktorei York an der Hudsonsbai. Haupthafen für die Schiffe der Compagnie, welche Mitte August von England hier ankommen, ihre Ladungen absetzen und dafür die aus dem Innern gebrachten Felle mitnehmen. Andere Forts: Alexander am Winipegflusse, der den Winipegsee mit dem Lake of the Words verbindet, der wieder durch den Rainy River bei Fort Francis in den Rainy-See ausmündet; ferner Fort Ellice (50° 24½′ NB., 84° 18′ WL.) unweit der Einmündung des Assiniboine, an dem weiter oben Fort Pelly liegt, in den Qui Appelle-Fluß; Carlton (52° 52½′ NB., 88° 36′ WL.), Pitt (53° 30′ NB., 91° 30′ WL.), Augustus und George am Nordufer des Saskatschewan, Churchill an der Mündung des gleichnamigen Flusses, Fond du Lac und Chippewya am Athabaskasee, Resolution, Reliance, Providence am großen Sklavensee, Simpson, Macpherson am Mackenzie, Franklin am großen Bärensee u. s. w.

Der Distrikt Red-River begreift die Ackerbaucolonie am rothen Flusse, die der Schotte Thomas Douglas 1811 durch Ankauf eines Landstriches von der Hudsonsbai-Compagnie gründete. Nach dem letzten Census von 1849 zählte sie 5391 Seelen. Ein Theil der Bewohner besteht aus katholischen und französisch sprechenden Canadiern (Abkömmlinge von französischen Canadiern und Indianern) mit einem Bischof und drei Priestern. Diese Canadier wohnen am Assiniboine und am obern Red-River und treiben neben etwas Ackerbau und Rinderzucht hauptsächlich Büffeljagd. Den andern Theil der Bevölkerung bilden hauptsächlich presbyterianische Hochschotten und Eingeborne der Orkaden mit drei Geistlichen der Episcopalkirche. Sie wohnen am untern Red River in Wohlstand auf ihren Höfen und treiben sehr ergiebigen Ackerbau und bedeutende Viehzucht. Die Compagnie nimmt der Colonie regelmäßig den

bedeutenden Bedarf für ihre binnenländischen Forts und Posten an Mehl, Butter, Käse, Schinken u. s. w. ab; aber die Consumtion ist nur äußerst gering im Verhältniß zu der großen Produktion der Colonie, die sie anderweitig nicht verwerthen kann. Endlich haben sich in der Colonie auch eine bedeutende Anzahl von Indianern angebaut. Unter ihnen sind die anglikanischen und katholischen Geistlichen als Missionare thätig. Fort Garry, 49° 52′ NB, 79° 12′ WL., ein regelmäßig gebautes Fort am Zusammenflusse des Red-River und des Assiniboine, ist der Wohnsitz des Gouverneurs. In der Nähe liegen die katholische und die protestantische Hauptkirche, die Residenz des katholischen Bischofs, das Gefängniß, die Hauptgebäude der Compagnie u. a. 1849 waren 6392½ Acker colonisirt. Wohnhäuser gab es 745. Die Colonisten besaßen 2085 Pferde, 2252 Ochsen, 2147 Kühe, 3096 Schweine, 1565 Schafe. Weiter den Red-River hinauf geht der 49. Grad, d. h. die Grenze von Minnesota bei dem Dorfe Pembina, an der Einmündung des gleichnamigen Flusses in den Red-River, vorbei. — Auf die unbedingte Colonisationsfähigkeit des gesammten Distrikts, östlich von den Rocky-Mountains, am fast noch unbekannten südlichen Arme des Saskatschewan und am Red-River, ist in neuerer Zeit wiederholt hingewiesen worden.

Das nordwestliche Departement zwischen den Rocky-Mountains und dem stillen Ocean, dem amerikanischen und russischen Gebiete, wird jetzt gewöhnlich Neu-Caledonien oder britisch Columbia genannt. Die Hauptfaktorei ist Fort Langley, unweit der Mündung des Fraserflusses und der amerikanischen Grenze. Das Vorkommen von Gold in diesem Gebiete soll der Compagnie schon lange bekannt gewesen sein; um der Erneuerung ihrer 1859 ablaufenden Privilegien nichts in den Weg zu stellen, wurde die Sache verheimlicht. Spürende Yankees kamen den Schätzen doch auf die Spur und sogleich begann eine massenhafte Auswanderung aus Californien, dem Washingtonterritorium u. s. w. nach dem neuen Eldorado. Die Goldlager liegen theils am Fraserflusse, 18 — 20 M. oberhalb Fort Langley, und am Thompsons-River, der sich 50 M. von der Mündung des Fraser in das linke Ufer desselben ergießt und dessen Gebiet als vom Klima besonders begünstigt geschildert wird. Die Procedur ist noch die allerroheste: man wäscht den Quarzsand, den man von der Oberfläche fortnimmt, wo er bekanntlich am ärmsten ist, in Mulden aus, wie in den ersten Zeiten des californischen Betriebes, und doch ist der Ertrag ein außerordentlicher, da, nach der geringsten Angabe, ein Mann täglich im Durchschnitt acht Dollars gewinnt. Da das Gold auch in größern Körnern und in Stücken von 10 bis 15 Dollars Werth vorkommt, sind glückliche Tage, an denen der Arbeiter für 20 bis 50 Doll. Gold findet, nicht selten; drei Arbeiter hatten in zehn Tagen für 800 Doll. Gold gewonnen, zwei andere sollen sogar an einem einzigen Tage für 213 Doll. 75 C. ausgewaschen haben. Die Hudsonsbai Compagnie hat im ersten Quartal dieses Jahres von den Indianern 110 Pfund Goldstaub erhalten und Ende März 200 Pfund nach London geschickt. Das Gold ist rein, und die zu San Francisco gezeigten Proben wurden zu 16 Doll. die Unze geschätzt. Im Sommer 1858 waren 150 — 200 Goldgräber am Fraserflusse thätig; am Thompsons-River wuschen Indianer. In der Union hofft man, die Goldlager möchten sich auch in das so nahe Territorium Washington erstrecken und die besseren Communicationswege (der Fraserfluß hat viele Stromschnellen) würden den Hauptverkehr dann auf amerikanisches Gebiet ziehen (Vgl. Petermanns Mitth. 1858. S. 507. flg.).

Die Vancouverinsel, früher auch Quadra genannt, 678 □M., ist ein rauhes, felsiges Land, dicht mit Wäldern bedeckt. Das Verhältniß des culturfähigen Bodens zu dem der Cultur völlig unfähigen ist überaus ungünstig; das Innere ist völlig felsige Wüste. An den Küsten finden sich hie und da ebene Striche, wo der Boden außer-

ordentlich fruchtbar ist und schönes Nutzholz wächst. Der Häfen giebt es viele und günstige. Die 20 bis 30,000 Eingebornen leben fast ausschließlich von Fischfang. Die günstige Lage für den Handel nach Oregon, Californien, den Sandwichinseln, Central- und Südamerika, Australien und China läßt der Insel für die Zukunft eine große Wichtigkeit vorhersagen. Jetzt ist sie noch als Colonie ganz vernachlässigt. Sie steht unter der Verwaltung der Hudsonbaicompagnie. Hauptansiedelung Fort Victoria.[1])

Südlich von Vancouver unweit Victoria liegen die waldbewachsenen, steil und felsig aus dem Meere steigenden Inseln der Fuca-Straße — fast unbewohnt. Sie wurden von Juan de Fuca entdeckt, der vom Vicekönig von Mexiko zur Erforschung der Nordwestküste von Amerika abgesandt war. In neuester Zeit sind diese Inseln des San Juan- oder Haro-Archipels ein Zankapfel zwischen England und den Vereinigten Staaten gewesen. Die größten sind San Juan (im Westen), Orcas (nördlich), Shaw (in der Mitte) und Lopez (südlich).[2])

Die Königin Charlotte-Insel, 275 □M., ist noch ganz unbesiedelt.

Ein in England eben über die Hudsonsbai-Länder erschienener Bericht giebt folgende Angaben über die Bevölkerung: Indianer verschiedener Stämme 147,000, Eskimos 4000, Weiße und Mischlinge 11,000. Mit Einschluß der Queen Charlotte-Insel hat Britisch-Columbia eine Fläche von ungefähr 10,540 □M.

C. Das russische Nordamerika,

das auch unter Verwaltung einer 1798 begründeten und 1799 bestätigten Handelscompagnie steht, erstreckt sich nach dem mit England am 28. Februar 1825 abgeschlossenen Vertrage zwischen 54° 40′ und 71° 23′ 39″ Br. Die Ostgrenze läßt bis zum Eliasberge nur einen schmalen Küstenstreifen, läuft aber dann in Meridianrichtung quer durch zum Eismeere, wo sie bei Demarcation-Point, 69° 40′ 31″ Br. endigt. Der Flächeninhalt wird auf 27,247 □M., die Einwohnerzahl auf 66,000 berechnet. Darunter 900 Russen, 1300 sogenannte Creolen, d. h. Nachkommen von Russen und amerikanischen Weibern, 2300

1) Als der Hudsonsbai-Compagnie im Jahre 1849 jene Insel mit der Bedingung übergeben war, innerhalb fünf Jahre für die Begründung von Ansiedelungen ausreichende Sorge zu tragen, landete Grant im Jahre 1849 mit acht Leuten auf derselben und siedelte sich bei Soke's Inlet auf der Südwestspitze an; aber von jener Zeit bis zum Jahre 1854 ist außer ihm auch nicht ein einziger unabhängiger Colonist erschienen, obgleich die Insel durch ihre außerordentlich ergiebigen Fischereien, durch ihre an trefflichem Bauholz reichen Wälder, wie durch ihre Kohlenlager recht günstige Bedingungen für eine Colonisation darbietet und die Projecte einer pacifischen Eisenbahn nach irgend einem der Insel gegenüber gelegenen Punkte des Continents auch eine gewisse Anziehungskraft ausüben konnten. Alle andern Colonisten — die Zahl der Weißen belief sich übrigens am Ende des Jahres erst auf 450 Seelen, Weiber und Kinder mit eingeschlossen — hat die Compagnie auf ihre eigenen Kosten dort hingeschafft; Grant selbst verpachtete nach zwei Jahren seine Besitzung, um sich auf eine weitere Reise zu begeben, fand aber nach seiner Rückkehr sein Eigenthum zerstört und verlassen und die Felder außer Cultur.

2) Eine treffliche Karte des ganzen Archipels geben Dr. Petermanns geogr. Mitth. 1859. Taf. 19.

Aleuten, unabhängige heidnische Stämme, wie die **Koluschen** u. a. Das Land ist entweder mit Wald und Sümpfen bedeckt, oder völlig waldlos mit hohen Bergen, Felsklippen und Gletschern erfüllt. Die Ansiedelungen der Russen beschränken sich auf einen schmalen Küstensaum. Das Klima ist hier milder als an der Ostküste Amerika's. Die mittlere Jahrestemperatur von Neu-Archangel ist $+ 7^{0}{,}_{39}$, die von Nain auf Labrador $— 3^{0}{,}_{02}$. Doch kann kein Getraide gebaut werden, und das Land ist auf Verproviantirung von Kamtschatka, jetzt besonders vom Amurlande her, angewiesen. Bedeutend ist die Jagd auf Pelzthiere. Nach den für die Jahre 1823—1841 berechneten Durchschnittszahlen wurden jährlich erlegt: 1161 Seeottern, 1510 Fischottern, 869 schwarze Füchse, 1279 schwarzbraune Füchse, 2246 rothe Füchse, 667 weiße Eisfüchse, 2430 dunkle Eisfüchse, 8189 Biber, 243 Bären, 201 Lüchse u. s. w. 1852 wurden 13,300 Biber gefangen. Daneben ist der Fischfang und die Jagd auf die überaus häufigen Thranthiere gewinnreich. So finden sich z. B. die Seelöwen (Phoca jubata) bei der Insel St. Georg oft in so großer Menge, daß sie einen breiten Gürtel rings um die Insel bilden und ihr Gebrüll meilenweit in die See gehört wird. Die Eingebornen werden von den Russen menschlich und gütig behandelt, und die Compagnie hat durch Anlegung von Kirchen, Schulen und Hospitälern, durch das Verbot des Branntweinverkaufs, durch die Maßnahmen, welche die Schonung und Verbreitung der edleren Pelzthiere bezwecken, und viele andere Einrichtungen gezeigt, daß sie keine Opfer scheut, um den Zustand der Eingebornen zu verbessern.

Die Compagnie, deren Privilegium 1839 auf zwanzig Jahre verlängert ist, hat einen Chef (Natschalnik), der aus den kaiserlichen Marineofficieren gewählt wird, und sechs Agenten, welche den sechs Bezirken des Territoriums vorstehen. Die Niederlassungen, Forts oder Handelsfaktoreien liegen, einige ausgenommen, auf Inseln und an der Küste.

1. Insel **Sitka** oder **Sitcha**, mit der Fakterei **Neu-Archangelsk** auf der Insel **Baranow**, die öfter auch den Namen **Sitka** führt. Schöner Hafen und starkes Castell. Sitz des Gouverneurs und Hauptstadt des russischen Amerika. 1500 Einw. (1833: 847, darunter 406 Europäer, 307 Creolen), griechische Kirche[1]) mit einem Bischof und funfzehn Priestern, lutherische Kirche für die finnischen Seeleute und andere Arbeiter der Compagnie.

2. **Atcha** umfaßt die **Andrejanow-**, **Ratten-**, **Nah-** und **Commodore-Inseln** oder die westlichen Aleuten (S. 381.). Hauptfaktorei auf der Insel Atcha mit dem Hafen **Korowinskoi**.

3. **Kadjak** begreift die Halbinsel **Alaschka**, mehrere Inseln, unter denen **Kadjak**, wo die Russen zuerst festen Fuß in Amerika gefaßt, die größte ist, und Strecken der Festlandküste. Auf Kadjak **St. Paul**, Hauptcomptoir und Hafen.

4. Die nördlichen **Kurilen**.

5. **Unalaschka** oder die **Fuchs-Inseln**, die östlichen Aleuten. Das Verwaltungscomptoir auf Unalaschka mit dem Hafen Illuluk.

---

1) Im Ganzen giebt es vier griechische Kirchen und fünf Kapellen im russischen Amerika.

6. **Nördlicher Bezirk** oder St. Michael, am Nortonsunde. **St. Michael**, Fort und Hauptfaktorei auf der Insel gleichen Namens. Im Innern die Redoute Kolmakow.

§. 20.

Nordpolar-Länder.

Wie wir uns im Anschluß an Südamerika die antarktische Welt in einem Gesammtüberblick vor Augen führten, so schließen wir die Wanderung durch Nordamerika mit einer Ueberschau der Nordpolarwelt, die gerade auf amerikanischer Seite am reichsten entfaltet ist. Das auf S. 119—120 Gesagte ist nicht zu wiederholen.

Die nordpolarische Welt zerfällt deutlich in zwei große Abtheilungen. Die erste begreift die arktischen Küsten von Europa, Asien und Amerika von der Behringsstraße über Cap Lisburne, Cap Barrow, Cap Bathurst. Die Küste ist von größeren und kleineren Gestade-Inseln begleitet: Kaljugew, Waigatz, Nowaja-Semlja, Bären-Insel, Neu-Sibirien. Von der Dwina an beginnt die Reihe der großen Polarströme, und schließt in Amerika mit dem Mackenzie.

Die zweite Abtheilung umfaßt nur die Küste von Nordamerika, östlich vom Cap Bathurst. Aber hier entfaltet sich die polarische Welt in einem vorgelagerten Archipel am reichsten. Diese arktische Küste von Nordamerika, zu der auch einige weiter nach Osten gelegene Inseln und Gruppen gezogen werden, erfordert unsere nähere Betrachtung.

Der arktische Archipel zerfällt durch die Baffinsstraße und Baffinsbai in zwei Hälften, eine östliche und westliche. Zur östlichen rechnet man Spitzbergen, Grönland und Island, dessen speciellere Betrachtung wir jedoch einer andern Stelle vorbehalten.[1])

I. Die östliche Hälfte des arktischen Archipels.

a. Inselgruppe Spitzbergen, 76° 30′ bis 80° 40′ NB.[2]) im Meridiane von Deutschland, 60 M. von Grönland entfernt, mit 1300 — 2000 □M. Flächeninhalt. Drei größere Inseln sind durch schmale Straßen getrennt und durch zahlreiche Buchten zerspalten: Spitzbergen, Nord-Ost-Land und Stans-Foreland; durch die Weirebai im Norden und das Weide-Jans-Water (Stor-Fjord) im Süden wird die Hauptinsel in zwei beinahe gleich große Halbinseln gespalten, West-Spitzbergen und Neu-Friesland; die Hinlopenstraße ist eine ziemlich breite Meerenge zwischen dem eigentlichen Spitzbergen[3])

---

1) Ueber die physikalische Geographie der arktischen Region geben Dr. Petermann's Mitth. (1861. S. 49) einen sehr reichhaltigen nach Otto Torell bearbeiteten Aufsatz.

2) Das Nordcap auf dem Nordostlande liegt unter 80° 31′ 43″ N.B., 37° 45′ 20″ O.L., die Phipps Insel unter 80° 40′ 11″ N.B., 38° 39′ 35″ O.L.

3) Die arktische Natur tritt in Spitzbergen nirgends so großartig und prachtvoll auf, als in dem südlich von der Wahlenberg Bucht und der Lomme-Bai belegenen Theile der Hinlopenstraße. Die Meer-

und dem Nordostlande; eine unzählige Menge von kleinen Eilanden und Klippen liegt rings umher. Durch einen schmalen Sund wird die lange und schmale Insel Prince Charles-Foreland von West-Spitzbergen getrennt. Massige Gletscher schieben sich von den über 4000′ hohen Bergen (der Hornberg 4395′) ins Meer und scheinen beinahe überall an der Ostseite der Insel steil in den Sund abzustürzen. Auch auf der Hauptinsel heben sich hohe, spitzige, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge über 4000′. Die Thäler sind von Gletschern eingefaßt, bei der Schneeschmelze von Wasserrinnen durchschnitten. Bis zu einer Entfernung von 1—2 M. von der Küste erstrecken sich die sogenannten Walroßbänke, ein Name, mit welchem man die Massen von mit Zoophyten bewachsenen losen Steinen belegt, welche hier ausschließlich den Meeresgrund bilden. Die Ostküste ist noch meist unbekannt. Nebel und Eis verhindern die Beschiffung, welche erst um Mitte August anfangen kann, während das Meer westlich von Spitzbergen oft schon im April zugänglich wird. Der Winter beginnt Ende September und dauert bis in den Mai. In dem kurzen Sommer steigt der Thermometer zuweilen über 25°, die mittlere Temperatur beträgt bis $6^2/_3$°. Das Klima ist demnach milder, als die geographische Lage der Inselgruppe erwarten läßt. Der Einfluß des warmen Golfstroms ist auch hier noch bemerkbar. Doch thaut auch während des kurzen Sommers der Boden nur ganz oberflächlich auf. Die Ungleichheit des Klimas im nördlichen und südlichen Spitzbergen ist sehr auffällig. Die Schneegrenze steigt nicht bis zum Meeresniveau herab. Man kennt gegen dreißig Pflanzenarten; die Zwergweide vertritt Bäume und Sträucher. Die Thierwelt ist reicher vertreten: Rennthiere können hier noch überwintern; dazu kommen Bären und Füchse, Walfische und Walrosse. Spitzbergen wurde schon 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt, aber erst seit 1596 durch holländische Seefahrer (Barenz, Cornelius, Heemskerk) näher bekannt. Die Gruppe wurde eine Hauptstation für den Walfischfang, und in der Walfischsaison entstand ein Marktflecken aus Buden, welcher das lebendige Treiben einer Handelsmesse darbot. Diese Blüthezeit von Spitzbergen, wenn wir solchen Maienausdruck von dem öden Eislande gebrauchen dürfen, ist vorüber. Die Russen, welche Spitzbergen zu ihren Besitzungen rechnen, unterhalten Jagdposten, welche alle Jahre abgelöst werden, und von der norwegischen Stadt Hammerfest hat sich eine Colonie von Jägern übergesiedelt. Von keiner Macht ist Spitzbergen förmlich in Besitz genommen.

---

enge, die hier ziemlich breit ist, wird zu beiden Seiten von hohen bis an das Meeresgestade herabreichenden Fjelden umgeben, welche entweder aus Hyperit bestehen und dann oft senkrecht in das Meer hinab starren oder aus horizontalen, ebenfalls am Meere plötzlich abgeschnittenen Kalklagern, oben bedeckt mit einer mächtigen schwarzen Hyperitschicht. Dieses bis an das Meeresufer herabgehende, unten grauweiße, oben schwarze Fjell Band wird nur von großen, in die Thäler und Bergklüfte eindringenden Jökeln unterbrochen, von deren senkrecht gegen das Meer abfallendem Rande stets ungeheure Eisstücke mit starkem Geräusch und Getöse herunterstürzen.

Ein Zwischenglied zwischen Spitzbergen und Norwegen ist die 1596 von Barenz entdeckte Bären-Insel. Zwischen Spitzbergen und Island liegt die 1611 entdeckte und nach dem Entdecker benannte vulkanische Insel Jan Mayen mit dem über 6800′ hohen Beerenberg.

b. Grönland zieht sich von seiner Südspitze, dem Cap Farewell oder Staatenhoeck, 59° 45′ bis 82° und weiter, denn seine Nordgrenze ist völlig unbekannt. Die Ostküste, auf welcher die meisten Colonien des Mittelalters lagen, ist bis zum Egeden-Fiord, 62°, als König Friedrich VI. Land wohl bekannt; dann ist der durch viele Buchten ausgeschnittene Küstenzug unsicherer, in den nördlichen Regionen, wie von Scoresbysund, bis 75° wieder bekannter. Von 75—80° ist eine nach Osten gelegene Anschwellung, das Edamsland, ziemlich gesichert. Die Westküste an Davisstraße und Baffinsbai ist bis 76° genau, und jetzt bis 82° im Allgemeinen bekannt.[1]) Der frühere Zweifel, ob Grönland als Halbinsel des Continents von Amerika, ob als Inselland anzusehen sei, ist durch die Polarreisen lange zu Gunsten der zweiten Annahme gelöst. Wichtige Aufschlüsse über die Nordküste Grönland's wie über die arktischen Regionen überhaupt hat die Reise des Dr. Kane gebracht. Der Smithsund erweitert sich bereits einige Meilen südwärts des 70. Breitengrades in einer etwas nach Osten geneigten Richtung zu dem Becken der Peabodybai, und verengt sich weiter nördlich jenseits des 80. Grades wieder zu dem Kennedykanal, dessen Bett im Juni 1854 mit hellem Wasser angefüllt erblickt wurde. Die östliche Küste endigt 81° 10′ in dem Cap Constitution, von dessen dunkeln, bis 2000′ hohen Porphyrklippen Morton, einer der Gefährten Kane's, die eisfreie Fläche des offenen, bis in unabsehbare Fernen ausgedehnten Polarmeeres im Norden gesehen und das Getöse der brandenden Wellen gehört hat. Die Westküste des Meeresarms dagegen zieht sich so weit nördlich hinauf, daß ihr Ende von dem Cap Constitution aus noch nicht zu erkennen war. An derselben ist, freilich aus beträchtlicher Ferne in dem auf 2500′ geschätzten Parryberge, 82° 27′, die nördlichste bis jetzt von einem Menschenauge gesehene Landbildung erblickt. Die Landschaft dieser Westküste — natürlich eine öde, wohl kaum je von einem Sterblichen betretene Eiswüste — erscheint als ein im Allgemeinen ziemlich gleichförmig zusammenhängendes Ganze. Dr. Kane hat

1) Auffallend ist die mit dem westlichen Continent von Amerika einen so starken Contrast bildende, verhältnißmäßig milde Wintertemperatur des bewohnten Theils von Grönland, d. i. der schmalen Westküste von 60° bis 72° NB. So liegt z. B. die Januar-Isotherme von —12° R. in Grönland etwa um 18 Breitengrade nördlicher, als im Innern von Nordamerika. Es ist nämlich kaum mehr zu bezweifeln, daß das mächtige grönländische Gletscherlager „Gletscherbäche" besitzt; durch diese wird dem ganzen porösen Innern der Gletscher eine Temperatur von nahebei 0° mitgetheilt, welche auch in Folge der schwachen Wärmeleitung des Eises während der äußern Winterkälte, außer bis in eine gewisse geringe Tiefe unter der Oberfläche, nicht verloren geht. Demnach befindet sich hier mit dem Gletscherlager, überall wo während des Sommers eine bedeutende Abschmelzung eintritt, eine Schicht über das Land ausgebreitet, welche eine Temperatur von 0° ungefähr festhält. Vgl. A. Mühry in Petermanns Geogr. Mittheilungen. 1864. S. 35.

ihr der ganzen Ausdehnung nach den Namen „Grinnell-Land“ gegeben. Eine ganz andere Oberflächengestaltung tritt dagegen auf der Ostseite des Meeresarmes ein. Das anliegende Land führt bis 80° 12′ den Namen Grönland; dann folgt an der Peabodybucht von Cap Agassiz bis Cap Forbes, 81° 5′, das Bereich des Humboldtgletschers; endlich weiter nördlich eine neue Landbildung, welche, wie wir sahen, zum Cap Constitution ausläuft, das Land Washington. Den Humboldtgletscher, der unter 79° 12′ aus der Küste Grönlands aufsteigt, sieht Kane als die Krone seiner Entdeckungen an. Auf eine Strecke von 300 engl. M. und in einer Höhe von 300′ gürtet er die Peabodybucht. Der etwas überschwengliche Reisende ahnt im Innern Grönlands einen Ocean fließenden Eises, dem aus den Wasserbecken riesiger Schneeberge und den Niederschlägen der Atmosphäre eine ununterbrochene Nahrung erwächst. In allen Fiorden und Thalerweiterungen nach Abfluß suchend, ergießt er sich in Gletscherkataralten in die beiden Grönland umgebenden Meere: am großartigsten am Nordende Grönlands, in der Richtung von Norden nach Süden, als fließender Humboldtgletscher.

Kane's Entdeckungen und Feststellungen haben von H. Rinck, der acht Jahre lang in Grönland verweilte, eine scharfe und nüchterne Kritik erfahren. Das von Morton gesehene offene Meer hält er für eine beschränkte eisfreie Stelle, die Küstenlinie jenseits des Humboldtgletschers für ungewiß, der Gletscher selbst ist ihm eine der ganz gewöhnlichen Verzweigungen des Binneneises, welche man bis zur südlichsten Spitze beobachten kann. Auch Petermann, der, was höchst nöthig, schon mancher mit zu fertiger Gewißheit aufgestellten Entdeckungshypothese einen kritischen Dämpfer aufgesetzt hat, erhebt gegen die Kane'schen Annahmen Bedenken. Nach seiner Ansicht ist das (zeitweise) eisfreie Meer, das Morton gesehen, kein Theil des offenen Polarmeeres. Es fehlt ihm das Treibholz, das sonst in allen Theilen der offenen Polarmeere verbreitet ist. Der Smithsund ist demnach nur eine Sackgasse, und Grönland krümmt sich, etwa von 84° an, landzungenförmig bis gegen die Behringsstraße hin. Daß solche Verlängerung Grönlands an sich abenteuerlich sein sollte, vermögen wir Neuschle nicht zuzugeben. Freilich steht sie aber ganz und gar auf dem Felde der Vermuthung, und wenn der flüchtige Anblick des offenen Polarmeeres von Seiten Mortons sehr Vieles im Ungewissen läßt, so ist er auch nicht dauernd und eingehend genug gewesen, um den völligen und dauernden Mangel an Treibholz zu constatiren.

Eine große Gebirgskette bis 4000′ steigt im Süden von Grönland auf und durchzieht nach Norden hin das ganze Land. Sie trennt mit ihren starren Eismassen und Gletschern den Westen von dem uns jetzt verschlossenen Osten. Zahlreiche Seitenäste gehen zur Küste, wie der Hauptstock mit ewigem Eise bedeckt und mit Gletschern an ihrem Gehänge. So ist das Ufer fast überall felsig und klippig. Tiefe Buch-

ten gehen überall ins Land und verästeln sich in Seitenfiorden. Fast erscheint Grönland „als ein durch Eisfelder und Eisberge verbundenes Conglomerat von Inseln, vor welchen sich wiederum Tausende kleiner Inseln, Klippen, Vorlande und Scheeren ziehen.“[1]) Mit langen, schweren Wintern wechseln kurze, warme Sommer bis zu 25° Hitze. Die Flora und Fauna ist reichlicher ausgestattet als in Spitzbergen. An glücklichen Stellen gedeihen einige verkrüppelte Birken, Weiden und Erlen; erwünschte Nahrung bieten reichlich tragende Arten von Beerensträuchern, wie das weit verbreitete Empetrum nigrum[2]) (Rausch- oder Kräckebeere), einige Arten von Vaccinium u. s. w. Das gegen den Scorbut heilsame Löffelkraut ist häufig. Einige europäische Gemüse gedeihen kümmerlich, Gerste und Hafer nur in besonders begünstigten Jahren.

Grönland war seit der 1585 veranstalteten Fahrt eine Zeit hindurch ein vergessenes und aufgegebenes Land. Christian IV. sandte 1605 oder 1606 eine neue Expedition aus; andere Fahrten fallen in die Jahre 1636 und 1654; aber zu der Ostküste versperrten Eismassen den Zugang.[3]) Die Westküste wurde nach und nach bekannt, doch kam es zu keinen festen Ansiedelungen. Eben so wenig hatten die Holländer, welche Grönland seit dem Ende des 16. Jahrhunderts besuchten, solche gegründet. Da erwachte in Hans Egede, dem norwegischen Pfarrer in Vaage, der viel in alten Chroniken gelesen, Begier, etwas über das Ergehen seiner vor Jahrhunderten nach Grönland übergesiedelten Landsleute in Erfahrung zu bringen. Und als Seefahrer ihm berichteten, es seien verwilderte, schmutzige, elende Heiden daraus geworden, entbrannte in ihm ein herzliches Verlangen, sie zu Christo zu bekehren. Das Wort Matth. 10, 37. ließ ihm keine Ruhe mehr; er überwand den Widerstand von Frau und Verwandten und trug König Friedrich IV. seine Bitte vor. Nach vielen Weigerungen entschlossen sich Kaufleute in Bergen, unter Egede's Leitung eine Handelsexpedition nach Grönland zu senden. 1721 segelte Egede aus und hat bis 1734 unter Gefahren unter den Heiden und Gefahren unter falschen Brüdern wie ein Held

---

1) Die Karte in Colom's Seeatlas 1668 läßt wirklich Grönland in zwei vorgelagerte Inseln endigen: die nördliche mit Cap Desolation, die südliche mit Cap Staatenhoek. Ebenso auch auf den Karten von Hase und Homann.

2) Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß das rothfrüchtige Empetrum, das zuerst an den Küsten der Magelhaens Straße gefunden wurde, am entgegengesetzten Ende Amerika's wieder auftritt. Hayes fand im Grinnell-Lande zwischen 78° und 82° N. B., wo das Thermometer kaum je auf 10° R. steigt und der Boden beständig gefroren und meist mit Schnee bedeckt ist, 52 Phanerogamen und 68 Kryptogamen.

3) Happel: „Im Uebrigen ist es sehr nachdenklich, daß ein Weg, der schon über fünfhundert Jahre nach einander besegelt ist, nunmehr sogar verschlossen, daß kein Schiff mehr dahin gelangen mag. Ein Land wohl bewohnet, fruchtbar und gut gelegen, ist verlohren und kein Mensch kann es wieder finden, wie sehr man sich auch immer darum bemühet. Es ist eine solche Seltzamkeit, welche Niemand ergründen kann und was man irgend darüber urtheilen möchte, das bestehet in lauter Muthmaßungen und hat keinen wahren Grund.“ Seb. Münster lebt mit seinen Vorstellungen noch in vergangenen Zeiten: „Diß Land wird also genennet, daß treflich gute Weyd darinn wechßt, wie auch die käß und butter, so mit großen hauffen darauß geführt werden, das anzeigen. Es sind zween Bischoffliche Sitz darin, die dem Ertzbischoff von Drontheim, in Nordwegien gelegen, untergeben sind. Das Volk in diesem landt ist wankelmütig und geht vast mit Zauberei umb. Man meynt, daß dis landt sich von den Lappen ziehe bis zu den Neuen Inseln, die sich gegen Mitternacht strecken. Weiter weiß man von diesem lande Nichts zu sagen.“

ausgehalten. Zurückgekehrt suchte er auch vom Vaterlande aus für die grönländische Mission zu wirken. Als er 1758 starb, konnte die grönländische Mission und Colonie als festgegründet angesehen werden. Seit 1733 wurden durch die Herrnhuter Missionen begründet.

Alle dänischen Niederlassungen, Missionen und Handelsstationen [1]) liegen auf der Westküste und zerfallen in das nördliche und südliche Inspectorat. Beide werden auf 186 □M. berechnet. Am 1. Oktober 1855 betrug die Bevölkerung 9644 Seelen, worunter 248 Europäer, die Zahl der Eingebornen 1820 6286 Köpfe. 1858 im Ganzen 9400 Einw.

Im südlichen Inspectorat, mit sechs Distrikten, ist Godthaab die älteste 1721 angelegte Colonie, [2]) Julianshaab, 1773 gegründet, die bedeutendste. 2500 Einw. Hier wird das einzige Hornvieh auf Grönland gehalten; in der Nähe ein kleines Birkengehölz. Fredericshaab, Ny-Sukkertorp, Holsteenburg.

Vier Missionsplätze der Brüdergemeinde: Neu-Herrnhut, 1752 angelegt, Lichtenfels, Lichtenau, Friedensthal.

Im nördlichen Inspectorat, mit sieben Distrikten: Christianshaab, die südlichste unter 68°, Egedes Minde und Jakobshavn an der Diskobai; Godhavn auf der Insel Disko, Upernavik, die nördlichste, 72° 55', im Januar mit einer Mitteltemperatur von —19½° R.

In diesem nördlichen Distrikte kann nicht eine einzige Culturpflanze in der Weise gebaut werden, daß sie der Bevölkerung zur Nahrung dienen könnte. Die dänischen Beamten ziehen mit großer Mühe in Gärtchen vor den Häusern während des Sommers einige Gemüse und Küchengewächse, aber es fehlt der rechte würzige Geschmack, und die Kartoffeln sind nicht größer, als die bei uns ohne Erde aus den alten Kartoffeln herauswachsenden.

II. Der westliche arktische Archipel

zerfällt durch die jetzt vollständig aufgefundene Nordwestpassage in eine nördliche und südliche Hälfte.

A. Die nördliche Hälfte, auch Parry-Archipel genannt, enthält nun von Osten nach Westen folgende Inseln:

North-Devon, durch den Jonessund von North-Lincoln geschieden. Unter den kleinen Gestade-Inseln von North-Devon in Nordwesten der Victoria-Archipel, ein Grinnell-Land u. a. Durch den Belcherkanal wird von North-Devon die Küste North-Cornwall geschieden.

Pennystraße, Königinkanal, Wellingtonkanal trennen von Norden nach Süden von North-Devon die vielfach zerrissene Insel Cornwallis.

1) Im Jahre 1855 lieferte Grönland 9500 Tonnen Thran, 47,800 Robbenfelle, 6300 Rennthierfelle, 1700 blaue Fuchsfelle, 1100 Pfund Eiderdunen, zusammen 339,000 Thaler dänisch.

2) In Godthaab ist 1859 eine kleine Buchdruckerei nebst einer lithographischen Presse eingerichtet worden. „Kaladlit Okalluktualliait" ist der Titel eines in Grönland gedruckten Buches. Es besteht aus einer Sammlung von Volkssagen in grönländischer Sprache mit dänischer Uebersetzung und einem Dutzend von Eingeborenen gezeichneten und in Holz geschnittenen, gar nicht ungeschickten Illustrationen.

Westlich von Cornwallis folgt die Insel Melville, auf der einst Parry überwinterte.

Westlich von Melville Prince-Patricks-Insel.

B. Die südliche Hälfte begreift die eigentlichen Gestade-Inseln des Continents, der hier zwei große, durch schmale Isthmen mit dem Festlande zusammenhängende und mehrere kleinere Halbinseln unter die polarischen Inseln schiebt. Die größern sind im Osten Melville, im Westen die Boothia Felix. Zwischen beiden der Boothiagolf.

Die wichtigsten Inseln dieser südlichen Hälfte sind: Southampton, welche den Uebergang in die Hudsonsbai in zwei Straßen theilt. Savage-Insel, durch die Frobisherstraße von Baffins-Land geschieden. Baffins-Land, ein System von Inseln, die dem Umrisse nach nicht völlig festgestellt sind. Theile desselben sind: Prince-Williams-Land, North-Galloway, North-Ayr an der Baffinsbai, Cumberland-Insel und Penny-Land an der Davisstraße, Luke-Fox-Land am Foxkanal, der von der Halbinsel Melville trennt, Cockburn-Land am Boothiagolf.

Der Halbinsel Boothia sind im Norden und Nordwesten die Inseln North-Somerset und Prinz Wales vorgelagert; südwestlich von Boothia liegt die Insel King William. Gegenüber streckt der Continent die Halbinsel Adelaide aus.

Durch die Victoriastraße von King Williams-Insel geschieden folgt wieder ein Inbegriff von Inseln mit noch nicht völlig festgestellten Umrissen. Neuschle schlägt vor, sie im Parallelismus mit Baffins-Land Simpsons-Land zu nennen, weil durch die Expedition von Dease und Simpson zu Ende der dreißiger Jahre diese Küsten zuerst genauer bekannt geworden sind. Einzelne Theile sind: Victoria-Land im Südosten, Wollaston-Land im Südwesten, Prinz Alberts-Land im Nordwesten.

Durch die Prinz Walesstraße ist von Simpsons-Land Banks-Land geschieden, das westlichste Stück der südlichen Hälfte.

Die im engen und eigentlichen Sinne so genannte Nordwestpassage, welche 1850 von M'Clure aufgefunden ist, besteht aus folgenden Meeresstraßen von Osten nach Westen: Lancastersund zwischen North-Devon im Norden und Cockburn-Land im Süden; Barrowstraße zwischen North-Devon und Cornwallis im Norden und North-Somerset und Prinz Walesinsel im Süden; der weite Melvillesund zwischen der Insel Melville im Norden und Simpsons-Land im Süden; endlich die Banksstraße zwischen Insel Melville im Norden und Banks-Land im Süden. M'Clure selbst gelangte durch die Prinz Walesstraße in den Melvillesund. Am 26. Oktober 1850 überschaute er von der Peelskuppe im Schimmer der Morgensonne die Mündung der Prinz Walesstraße in den großen Melvillesund.

Neben dieser Nordwestpassage geht eine äußere Durchfahrt durch den Jonessund an den nördlichen Ufern des Parry-Archipels vorbei;

eine innere windet sich an der Küste des Continents um seine Halbinseln herum und durch die Gestade-Inseln hindurch. Und wenn der Smithsund sich späterhin nicht als „Sackgasse" herausstellt, so ginge eine vierte und vielleicht günstigste Durchfahrt durch das offene Polarmeer, an den Nordküsten des ganzen arktischen Archipels vorüber, die günstigste — denn alle südlicheren Straßen und Durchfahrten sind selbst in den Sommermonaten nicht so von Eis frei, um alljährlich Schiffen zugänglich zu sein; diese sind vielmehr nur in besonders günstigen Sommern im Stande durchzudringen.[1])

Alle diese Polarinseln sind gleich öde und schauerlich. Neun Monate hindurch sind sie durch eine permanente Eisbedeckung mit dem Continente zu einer Masse vereinigt,[2]) der Boden so fest wie Stein

---

1) So erklärt es sich, daß M'Clure zwar verdiente Anerkennung zu Theil ward, die Auffindung selbst aber nur sehr theilweisen Enthusiasmus erregte.

2) Sehr anschaulich hat Kane den Winter der arktischen Regionen geschildert: „Alle unsere Eßwaaren wurden zu lächerlich aussehenden festen Körpern der allerverschiedensten Formen, und es erforderte keine geringe Erfahrung, ehe wir lernten, mit den Eigenthümlichkeiten ihres veränderten Zustandes fertig zu werden. So z. B. wurden die getrockneten Aepfel zu einer festen Masse voll an einander gedrängter Ecken und Winkel, ein Conglomerat in Scheiben zerschnittenen Chalcedons; die getrockneten Pfirsichen desgleichen. Diese aus dem Fasse oder das Faß aus ihnen herauszubringen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wir fanden nach verschiedenen Versuchen, daß der kürzeste und beste Weg der war, das Faß sammt den Früchten mit wiederholten Schlägen einer schweren Axt auseinander zu hauen und dann die Klumpen zum Aufthauen hinunter zu schaffen. Sauerkraut sah aus wie Glimmer oder richtiger, wie Talkschiefer. Ein Brecheisen mit stählerner Schneide brachte die Platten nur schlecht heraus, aber es war vielleicht das beste Werkzeug, das wir hätten finden können. Der Zucker bildete ein höchst drolliges Compositum. Man nehme eine hinreichende Menge Korkraspelspäne, thue dazu wieder ein hinreichendes Quantum flüssiger Gutta Percha oder Kautschuk, lasse die Mischung hart werden — und man erhält durch dieses Recept den braunen Zucker unserer Winterkreuzfahrt. Herausbringen muß man ihn mit der Säge; nichts geringeres als die Säge führt zum Ziele. Butter und Schweineschmalz, die sich weniger verwandeln, erfordern einen schweren Schrotmeißel und Schlägel. Ihr Bruch ist muschelig mit hämatitischer (eisenerzfarbiger) Oberfläche. Mehl erleidet weniger Veränderung, und Melasse kann bei — 28° (circa — 27° R.) zur Hälfte ausgeschöpft, zur Hälfte mit einem derben eisernen Kochlöffel herausgeschnitten werden. Schweine- und Ochsenfleisch sind seltene Probestücke florentinischer Mosaik und wetteifern mit der untergegangenen Kunst der Versteinerungen von Eingeweidemonstrositäten, die man auf den medicinischen Schulen von Bologna und Mailand sah —: her mit dem Brecheisen und dem Hebebaum! denn bei — 30° (circa — 27½°) ist die Axt schwerlich im Stande es zu spalten. Ein in zwei Hälften zersägtes und zwei Tage lang bei + 76° (+ 19½° R.) in der Cambüse aufbewahrtes Faß war noch ganz so widerspenstig, wie ein Kiesel ein paar Zoll unter der Oberfläche. Ein ähnlicher Klumpen Lampenöl, der aus den Faßdauben losgelöst war, stand da wie eine gelbe Sandsteinwalze für einen Kiesweg. Eis zum Dessert kommt natürlich ungebeten in aller denkbaren und undenkbaren Mannigfaltigkeit. Ich habe meine Erfindungskraft an einigen Sorten geprüft. Ein römischer Punsch, noch ein gut Theil stärker, als der vornehmste Römer je kostete, entflieht unverweilt bei — 20° (— 23° R.). Man nehme einige mit Zucker bestreute Moosbeeren (cranberries), thue dazu etwas Butter und siedendes Wasser, und man hat ein extemporirtes Erdbeereis. Manches liebe Mal habe ich bei den muntern Abendgesellschaften, wie sie bei uns in Philadelphia üblich sind, wahrzunehmen geglaubt, wie die Frau vom Hause, trotz ihrer mit so viel Anmuth affectirten Ruhe, doch oft genug einen verstohlenen Angstblick auf die girrenden Tauben warf, deren Eisherzen auf dem Gesimse vor der Zeit in Eins zusammenschmelzen. Auf diese Dinge verstehen wir uns am Nordpol besser. So groß ist die Zähigkeit und wilde Energie unserer Gefrorenen, daß wir sie auf einem Besenstiel aus zähem Wallnußholz serviren. So hart ist der Eiscylinder am obern Ende, daß er als Knittel dienen könnte, um einen Ochsen niederzuschlagen. Die einzige Schwierigkeit liegt in dem weiteren Verfahren, um damit fertig zu werden. Es erfordert Zeit und Energie, um mit dem Tranchirmesser in das Eis einzudringen, und man muß seinen Löffel geschickt zu handhaben wissen, wenn es sich nicht an die Zunge ansaugen soll. Einer von unserer Back ließ sich dieser Tage durch die krystallne Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verführen, ihn im Munde zerbeißen zu wollen. Die Folge war, daß ein Stück an seine Zunge, zwei andere an seine Lippen anfroren und jedes ein Stück Haut mit wegnahm; das Thermometer zeigte — 28° (— 26⅔° R.).

Soviel über unsere Fourage, wie wir sie am Nordpol zur Verfügung haben. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß unsere eingemachten Speisen vortreffliche Kanonenkugeln abgeben würden, prächtige Kartätschen!

Jetzt wollen wir zur Abwechslung einen Spaziergang machen, gehörig eingepackt in das erforderliche Nordpolcostüm. Das Thermometer steht, wir wollen einmal sagen, auf — 25°, nicht niedriger, und eine noble Brise weht, aber nur ganz gelinde. Wir machen die Lippen für die ersten zwei Minuten fest zu und lassen die Luft durch Nasenlöcher und Schnurrbart vorsichtig ein. Alsbald athmen wir eine trockne, scharfe, aber doch noch gnädige und angenehme Atmosphäre. Bart, Augenbrauen, Augenwimpern und die Härchen an den Ohren bekommen eine zarte, weiße und vollkommen einhüllende Decke

gefroren. Der kurze Sommer ist zu ohnmächtig, um für die Vegetation etwas thun zu können. Zwergweiden, verkrüppelte Sträucher, Moose und Flechten sind der ganze Reichthum, darum das Treibholz ein köstlicher Schatz. Das Thierreich ist nicht so arm. Das Wasser ist mit Fischen, Speck- und Thranthieren (Walfische, Walrosse, Seehunde u. a.) angefüllt; die Zahl der Seevögel, besonders der gierigen Möven und Alken, ist ungeheuer. Als die ersten Seefahrer hier ankamen, hatten sie Mühe, sich durch die Schaaren wohlwollender und neugieriger Robben durchzudrängen; die Eidergänse ließen sich mit den Händen greifen. Jetzt ist lange das Schrecken der Menschen auch in die polarische Thierwelt gedrungen. Die Thiere des Festlandes ziehen über die Eisbrücken von Insel zu Insel, so das Rennthier und der Moschus- oder Bisamochse, durch ein außerordentlich dichtes Haar- und Wollenkleid gegen die Kälte geschützt. Ein grimmiger Feind aller übrigen Thiere, weit größer und stärker als der braune Landbär, ist der Eisbär, mit dem die Seefahrer oft harte Kämpfe zu bestehen haben. Auf Eisschollen treibt er zuweilen bis 40 M. in die See hinaus, verfolgt die Robben und scheut sich kaum vor den spitzen Hauern der Walrosse. Unter und zum großen Theil lediglich von diesen Thieren lebt das nomadische Volk der Eskimos, klein von Figur, schmutzig und freßgierig, aber gutmüthig, nicht ohne Geschick in der Verfertigung ihrer Kleider, Schlitten, Kähne u. s. w. Im Sommer wohnen sie in Zelten von Thierhäuten, im Winter, wenigstens in den nördlicheren Strichen, in Hütten, die aus Schneequadern wie eine Halbkugel zusammengefügt sind. Ein Stück klares Eis ist das Fenster; von der Decke hängt eine Thranlampe zur Heizung und zum Kochen. Jagd und Fischerei geben den Lebensunterhalt; sind sie unergiebig, so wird gehungert; bei gutem Fange mehr geschlungen als gespeist. Und doch fühlt sich auch dieses ärmliche Volk in seinem Eise und nur hier allein glücklich. Ein Paar Eskimos, die man nach Kopenhagen gebracht hatte und alle Genüsse der Civilisation kosten ließ, wurden schwermüthig und kränkelten. Man brachte sie nach Grönland zurück. Dort in ihren Schmutzhütten, bei gedörrten oder

---

von ehrwürdigem Reif. An Schnurrbart und Unterlippe bilden sich schwebende Perlen baumelnden Eises. Steckt man die Zunge heraus, so friert sie sogleich an diese Eiskruste an, und eine schleunige Anstrengung und gehörige Nachhülfe mit der Hand ist erforderlich, um sie wieder frei zu machen. Je weniger man spricht, desto besser ist es. Das Kinn hat eine besondere Leidenschaft, an die obere Kinnlade anzufrieren vermittelst des Klebens des Bartes. Sogar meine Augen sind oft zusammengeleimt gewesen, und ich habe erlebt, daß schon ein bloßes vorübergehendes Schließen der Lieder gefährlich werden kann. Indem wir weiter gehen, entdecken wir auch noch, daß das Eisen an unsern Büchsen durch die beiden Paare wollener Fausthandschuhe durchzudringen anfängt und eine Empfindung wie von heißem Wasser verursacht. Aber wir haben angenommen, daß wir dem Winde den Rücken zukehrten, und sind wir gut acclimatisirte Unterthanen des Nordpols, so hat sich schon eine warme Gluth eingestellt und ein reichlicher Schweißerguß ist ihr gefolgt. Jetzt machen wir einmal Kehrt und gehen dem Winde entgegen — was zum Teufel ist das für eine Veränderung! Wie werden unsere Ausdünstungen weggeblasen! Wie schneidend rinnt die Kälte einem am Nacken herunter, wie dringt sie durch die Taschen ein! Ho! ein Matrosenmesser in meiner Hosentasche, das bis dahin unästhetisch warm gewesen war, ist plötzlich so kalt geworden wie Eis und so heiß wie Feuer. Machen wir, daß wir nach dem Schiffe zurückkommen! Ich habe es erlebt, daß ich einmal drei Meilen von der Brigg von so einem erfrischenden Winde überfallen wurde, und war schon so weit, daß ich fürchtete, ich würde sie schwerlich jemals wiedersehen. Meinem Begleiter Martin erfroren die Backen, und ich fühlte eine lethargische Betäubung, wie sie in Märchenbüchern oft geschildert wird." Dr. Kane ist bekanntlich in Folge der ausgestandenen Strapazen Anfang 1857 gestorben.

verfaulten Fischen und Seehundsthran wurde ihnen wieder wohl; sie griffen nach ihren Bogen, Pfeilen und Harpunen, fuhren auf ihren Hundeschlitten über die Eisrinde dem offenen Meere zu, und wagten sich wie früher in ihren kleinen mit Fischbein zusammengebundenen und mit Robbenfellen überzogenen Kähnen keck in die sturmbewegte See. — Die nördlichste aller bisher bekannt gewordenen Eskimoniederlassungen und somit die dem Pol am nächsten wohnenden Menschen fand Kane an der Westküste Grönlands am Smithsund etwa unter 78° 10′ NB. Noch unter 81° fand derselbe den Lauf eines Eskimoschlittens. Aber unter 90°, am Pole, was findet man dort? Diese Frage ist besonders von dem deutschen Idealitätsvolk schon oft aufgeworfen worden und es mag des allgemeinen Interesses wegen, das eine solche Frage anregt, erlaubt sein, einige Bemerkungen über ein deutsches Unternehmen hier einzufügen.

Der Plan einer Nordpolfahrt, und zwar einer deutschen, ist in diesen Tagen vom Prof. Petermann in der Versammlung deutscher Meister und Freunde der Erdkunde zu Frankfurt a. M. angeregt worden. Er hat dazu die Fahrt über Spitzbergen vorgeschlagen. Veranlassung dazu gab ein Entwurf des englischen Capitäns Osborn zu einer wiederholten Fahrt nach dem Norden der westlichen Halbkugel. Trotz der großen Bereicherung unserer Kenntniß der arktischen Gegenden, sind doch die eigentlichen Polgegenden noch unerforscht. Ueber 82° 45′ ist man nicht hinaus gekommen. Petermann hält nun den Weg über Spitzbergen nach dem Pol für viel näher und ungefährlicher als durch den Smithsund[1]) (Cap Parry und Constitution). Die Hauptfrage bleibt freilich immer, wo sich das Packeis (die zusammenhängende Masse von Eisfeldern und Bergen) festgesetzt hat. Ueber Spitzbergen scheint nun bloß ein Packeisgürtel und dann eisfreies Meer bis zum Pole zu folgen; wenn die Eisfelder, wie man beobachtet hat, sich nach dem Süden bewegen, muß weiter nördlich eisfreies Meer vorhanden sein. Auch ist dieser Eisgürtel keineswegs immer so undurchdringlich wie man früher geglaubt hat. Wallesy ist in der Südsee durch diesen Gürtel vorgedrungen. Roß ist dort bis zum 78° SB. gekommen. Aus seinen und andern Beobachtungen ergiebt sich, daß das Packeis nur zwischen dem 65. und 70.° SB. einen 2 bis 6° breiten Gürtel bildet. Am Nordpol finden ähnliche Verhältnisse statt, nur daß das Packeis nördlicher (bis zu 80°) hinaufreicht; der Gürtel ist hier auch nicht breiter als am Südpol. Daß das Eis nicht von Bergaletschern herrührt, weist darauf hin, daß am Nordpol kein großes und hohes Land liegen kann.[2]) Auf diese Wahrscheinlichkeit eines am Nordpol offenen Meeres fußend, ging nun Dr. Petermann noch weiter und entwarf einen Plan zu einer Durchfahrt zwischen Nordasien und dem Pol.

---

1) Diesen Plan verfolgte, aber erfolglos, Dr. Hayes. Er gedachte an der Westseite des Smith-Sundes bis zu dem Hafen beim Cap Frazer hinaufzufahren, dort sein Schiff in Sicherheit zu bringen, im ersten Frühling des nächsten Jahres längs der Küste von Grinnell Land bis hinauf zum 82° Depots von Provisionen anzulegen und im April mit Schlittenbooten zu Land, Wasser oder Eis nach Norden vorzudringen. Vgl. Petermanns Geogr. Mittheilungen vom Jahre 1860. S. 442.

2) Ein trefflicher Aufsatz zur Vertheidigung der Oceanität am Nordpol, in meteorologischer Hinsicht, von A. Mühry, steht in Dr. Petermanns Geogr. Mittheilungen (1864. S. 424). Mühry unterscheidet vier Arten von Beweisen 1) autoptisch geographische, 2) meteorologische und klimatische, 3) hydrographische und 4) teleologische. Man fand im äußersten bis jetzt erforschten Norden nicht nur offenes Meer, sondern auch den dunkeln Wasserhimmel in weiter Ferne. Das Schollеneis ist nördlich von Spitzbergen und Grönland entschieden nach Süden und Westen hin in Bewegung. Auch die Vertheilung der meteorologischen Erscheinungen, welche wir hier nicht im Detail verfolgen können, spricht für polarische Oceanität. Auch zieht der Polarstrom mit einer Breite und Mächtigkeit nordwärts, die auf ein weites, um den Pol befindliches Becken schließen läßt, aus dem vielleicht das kältere Wasser unterseeisch abfließt.

Diese Durchfahrt durch das nordasiatische Meer begründet sich auf das Durchgehen des Golfstroms (S. 129.) und den an der Ostküste Amerika's gegenfluthenden Grönland- und Labradorstrom. Die Wirkungen dieser warmen und kalten Strömungen sind ganz außerordentlich. Während das Nordcap jahraus jahrein eisfrei ist, friert die nicht vom Golfstom berührte Ostsee jeden Winter theilweise zu; selbst das 25° südlich vom Nordcap liegende Asowsche Meer friert alljährlich fast ganz zu. Die Bai von Kola, 200 Seemeilen östlich vom Nordcap, friert nie zu; das 3° südlicher liegende weiße Meer, das von der warmen Strömung nicht berührt wird, dagegen jeden Winter. Auf Spitzbergen ist die Westküste fast ganz eisfrei, dagegen die Ostküste mit Eis bedeckt. Aehnliche Contraste zeigt Nowaja Semlja. Diesen merkwürdigen Golfstrom zu verfolgen, muß schon allein die Wißbegier anreizen. Nun haben wir aber ganz bestimmte Andeutungen, daß er im Eismeer nicht verloren geht, sondern mit einem ziemlichen Grad von Wärme eine große Strecke durch die Nordgegend zieht. Oestlich von Nowaja Semlja 107½—117½° OL. ist der Taimyr-Busen (76° NB.) von Herrn v. Middendorff ganz eisfrei gefunden worden. Auch an den neusibirischen Inseln (ungefähr 76° NB., 160° OL.) hat man das Meer offen gefunden. In Ust-Jansk (70° NB.) hat man im Sommer in der Sonne 38° R. beobachtet! Auf alle diese Thatsachen baut nun Petermann seinen Plan, durch die Verfolgung der warmen Strömung nach dem Nordpol zu gelangen, eine Entdeckung, welche nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch praktisch vielleicht großen Nutzen bringen dürfte.

Viertes Capitel.

Australien.

§. 1. Der fünfte Erdtheil im Allgemeinen.

Während sonst bei jedem Erdtheile ein Name entschieden das Uebergewicht über alle sonst etwa bräuchlichen erlangt statt, findet bei dem fünften Erdtheile ein anderes Verhältniß hat. Die Namen Neu-Holland (für den Erdtheil) und Südindien sind als beseitigt anzusehen. Vielgehört und in der That bezeichnend genug ist die Benennung Polynesien (der Inselwelttheil), die zuerst João de Barros in seinen Decadas de Asia (1552—1563) von den indischen und nahe gelegenen Papua-Inseln gebraucht hat. Oceanien von Malte Brun (1813) und Lesson (1828) eingeführt, ist besonders bei denjenigen Geographen üblich, welche die indische Inselflur, überhaupt alle Inseln des stillen und indischen Oceans zum fünften Erdtheil rechnen (S. 330.). Bei französischen, zum Theil auch bei amerikanischen Geographen ist diese Begriffsbestimmung besonders beliebt. Nach Rienzi und Dumont d'Urville umfaßt der Erdtheil Oceanien Malaienland oder Westoceanien, d. i. den indischen Archipel; Mikrone-

sien oder Nordoceanien, die kleinen Inseln südlich vom Krebswendekreise bis zu den Carolinen; Melanesien, den Australcontinent und die umliegenden Inselländer; Polynesien, die ganze übrige Inselwelt. Unter den deutschen Geographen ist Merlecker dieser Eintheilung gefolgt, während Ungewitter jene Zusammenziehung indischer und australischer Inseln für eine geographische Ungereimtheit erklärt. A. v. Humboldt (Kosmos IV. S. 415.) vermeidet gern „die so willkürlichen und nach ganz verschiedenen Grundsätzen der Größe oder der Hautfarbe und Abstammung der Bewohner geschaffenen Abtheilungen.“ Daß die jetzt übliche Trennung eine willkürliche sei, muß man zugeben. Dem Herkommen tritt allerdings durch die Entdeckungszeit ein geschichtlicher Unterschied zur Seite.[1]) Die Kenntniß der indischen Inseln war schon eine ziemlich genaue, als Magelhaens die erste Gruppe der jüngsten, der neuesten Welt entdeckte. Aus der Entdeckungszeit stammt auch der älteste und vielgebrauchte Name Australien. Holländische Seefahrer glaubten mit den neu-holländischen Küsten den großen um den Südpol gelagerten Südcontinent aufgefunden zu haben, dessen Existenz den ältern Geographen außer Zweifel stand (S. 617.). Cluver nennt denselben Australland, weil er uns gegen Süden gelegen, Terra incognita, weil noch völlig unbekannt, Magellanica, weil von Magelhaens (in dem zum Südcontinente gerechneten Feuerlande) zuerst gesehen. Die Engländer verstehen unter Australien den Continent, nennen die zunächst gelegenen großen Inseln Austral-Asien, die übrigen kleinen Polynesien. Wir Deutsche unterscheiden meist das Festland Australien und die Inseln der Südsee.

Die in weiter Ausdehnung ausgebreiteten und zerstreuten Continental- und Inselmassen, welche unter dem Namen Australien zusammengefaßt werden, sind in weit auseinander liegenden Zeiten entdeckt worden. Der Anfang der Entdeckung wurde, wie bemerkt, von Magelhaens gemacht, der auf seiner Fahrt durch den stillen Ocean 1521 zu allererst zwei von den Niedrigen Inseln auffand, dann die Gruppe der Ladronen oder Marianen, wo ihn der Tod erreichte. Im Jahre 1526 entdeckte der Portugiese Meneses durch Zufall Neu-Guinea,[2]) 1527 der Spanier Saavedra die Marschalsinseln, von ihm damals Königsinseln genannt. 1567 fand Mendana von Callao aus die Marquesasinseln, die Salomonsinseln (Neu-Georgien) und den Archipel de la Santa Cruz (Königin Charlotten-Inseln). Luis de Torres

---

1) Ein wieder anderes Theilungsprincip würde sich aus Verhältnissen des Großen Oceans ergeben. In der östlichen Hälfte desselben herrschen die regelmäßigen Passatwinde und die Aequinoctialströmung; in den westlichen Seitenmeeren, dem Carolinischen, zwischen den Carolinen, Philippinen und Neu-Guinea, und im Korallenmeere, zwischen Neu-Holland, Neu-Seeland, Neu-Caledonien u. s. w. treten die indischen Monsuns und abwechselnde Strömungen auf. Die Inseln und Inselländer dieser Seitenmeere würden danach zur indischen Inselflur zu ziehen sein.

2) Seb. Münsters Erdkarte zeigt am ganzen Südrande das noch unbekannte Südland (**Terra australis nondum cognita**), das sich in der Magelhaensenge an Südamerika, in etwas breiteren Straßen an Afrika und den indischen Archipel herandrängt. Am äußersten Weltrande liegt als runde Insel Neu Guinea, und nördlich mehrere kleinere; auch dem Ostrande ist eine Insel Klein Java vorgelagert. Das der Stand des Wissens von Australien um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

und Fernando de Quiros entdeckten 1606 Tahiti (damals Sagittaria genannt) und die Neuen Hebriden (Heilige Geist-Inseln). Auf derselben Reise wurde auch die nach Torres benannte Straße zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea aufgefunden, eine Thatsache, die von der spanischen Regierung nicht veröffentlicht, erst 1762 bei Gelegenheit der Eroberung von Manila von den Engländern ans Licht gezogen wurde. Die erste Entdeckung des australischen Festlandes aber geschah durch ein holländisches Schiff, welches im Februar oder März 1606 die Ostküste des Carpentariagolfes erreichte.[1]) Die Kenntniß der Küsten dieses Continents wurde fortan vorzüglich durch Holländer von Ternate und Amboina aus erweitert; Dirk Hartogh (1616), Schouten (1616), Edels (1619), Nuyts (1627), Abel Tasman (1642) — der Einzige, der vor Cook gewagt hat auf dem Wege durch den indischen Ocean in den stillen Ocean einzudringen[2]) — von denen noch mehrere der Niedrigen Inseln, Neu-Irland, die Fidschi-Inseln, die Freundschaftsinseln, Neu-Seeland und Van Diemensland aufgefunden wurden. Der Spanier Lazeana entdeckte 1686 die Carolinen, und der Brite Dampier 1700 Neu-Britannien. Wie die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war auch die erste Hälfte des 18. nicht reich an Entdeckungen; nur die Auffindung der Osterinsel und einiger der Niedrigen Inseln durch den Holländer Roggeween (1721) sind zu bemerken.

Werfen wir jetzt wieder einmal einen Blick auf die Karten bis in das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts. Sie zeigen die Westhälfte des Continents bis zum Carpentariagolf in bestimmten Umrissen, die Südküste von Van Diemensland, Striche von Neu-Guinea und Neu-Seeland, Neu-Britannien und eine ziemliche Anzahl kleiner Inselgruppen zwischen den Wendekreisen. Der Gedanke eines fünften Erdtheils ist ihnen noch völlig fremd.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich aus durch neue Entdeckungen und genauere Bestimmungen früher gemachter. Seit 1765 waren die Briten Byron, Wallis und Carteret thätig, welche außer andern Inseln die Admiralitätsinseln auffanden; ferner der Franzose Bougainville, der die Louisiade und die Schifferinseln entdeckte. Aber den größten Ruhm erwarb James Cook, der auf seinen drei Erdumsegelungen von 1768—1779 theils die Kunde von schon früher aufgefundenen Inseln berichtigte und erweiterte, theils in Vergessenheit gerathene Inseln wieder auffand, ferner Neu-Caledonien, den Cook-Archipel und die Sandwichinseln zuerst entdeckte, auch als der Erste seit 1606 die Torresstraße wieder durchschiffte, die Ostküste Neu-Hollands, die bis dahin noch sehr unbekannt war, befuhr,

1) Eine Weltkarte von 1542 auf dem britischen Museum zeigt östlich von Java ein großes Land. Nimmt man dies für eine Andeutung des Austral-Continents, so müßte dieser zuerst von Portugiesen zwischen 1525 und 1542 gesehen sein.

2) Happel wenig anerkennend: „ist ausgesandt das Südland zu erkundigen, aber er ist fast eben so klug davon wieder kommen, als er ausgefahren ist.“ Nach diesem Cosmographen verhindert bei dem unbekannten Südland „das continuirliche Stürmen, das hohe ströhmen der See und principaliter die Unmenschlich- und Grausamkeit der Menschen daselbst“ genügende Entdeckungen.

die Straße, welche Neu-Seeland in zwei Inseln scheidet, auffand u. s. w. Meinicke nennt ihn den größten Entdecker und Seemann nächst Columbus. Außer den genannten Seefahrern sind noch zu erwähnen der Franzose Lapeyrouse und der Nordamerikaner Ingraham, der die nördlichen Marquesas entdeckte und Washingtonsinseln nannte.

Im 19. Jahrhundert ist die Erforschung der West- und Südküste des australischen Continents durch den Franzosen Baudin und die Briten Flinders und Grant fortgesetzt. 1812 wurden von britischen Seefahrern die Macquarie- und 1815 die Aucklandsinseln aufgefunden. Noch immer bietet das Innere des Continents der Wißbegier und dem Entdeckungsgeiste Spielraum, auch mag sich noch manche Inselgruppe, wenigstens manches isolirte Inselchen den Augen der Seefahrer entzogen haben.

Spanier und Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und Russen haben Großes für die Entdeckung des fünften Welttheils gethan. Aber auch Deutschland hat an der Entdeckung und Erforschung von Australien Theil genommen. Neben Cook werden immer die beiden Forster, seine Begleiter, genannt werden; v. Zimmermann schrieb das erste gründliche Werk über den neuen Erdtheil, Meinicke zu unsern Zeiten über das australische Festland das gediegenste.

Australien, fast ganz auf der südlichen Halbkugel gelegen, zerfällt zunächst in das continentale und insularische. Das letztere stellt, meist zwischen den Wendekreisen, von der Sandwichgruppe und Neu-Seeland abgesehen, zwischen 23° 28′ nördlicher und südlicher Breite, gelagert, sich in zwei mit einander parallel laufenden Gürteln dar. Der innere Inselgürtel (Westaustralien) beginnt dicht bei der indischen Inselflur mit Neu-Guinea, krümmt sich um die Nord- und Ostküste von Neu-Holland herum und endigt mit Neu-Seeland. Zu ihm gehören meist große und gebirgige, vulkanische Kegel zeigende, länglich gestaltete Inseln; überhaupt ist ihre Natur der neu-holländischen so ähnlich, daß Manche an einen früheren Zusammenhang mit Neu-Holland und einen großen, später zerrissenen Continent denken. Dafür spricht auch die große Bank, welche die Nord- und Nordwestküste von Neu-Holland umgiebt und namentlich die Verbindung mit Neu-Guinea vermittelt. Der äußere Inselgürtel (Ostaustralien) beginnt im Osten der Philippinen mit den Marianen, krümmt sich anfangs um den inneren parallel herum, schlägt sich dann aber entschieden nach Osten, gegen Südamerika hin, von dem vierten Erdtheile durch einen ungeheuren, inselleeren Raum geschieden. Die Inseln dieses Gürtels sind gegen die vorigen alle sehr klein, keine über 30 □M. groß, meist kreisrund. Ihrer Natur nach sind sie entweder hoch und basaltisch-vulkanisch, mit zahllosen, zu ungleicher Zeit einst thätigen Kratern,[1]) oder niedrige Flachholme, Bauten der Korallen (S. 134.). Nicht bauen diese

1) Die Zahl der unterseeischen und überseeischen Vulkanöffnungen wird auf mehr denn 1000 angeschlagen.

Korallen, wie früher angenommen, aus einem tiefen, tiefen Meeresgrunde bis an die Oberfläche, sondern nur 4—6′ unter dem niedrigsten Wasserstande. Man findet sie überhaupt nur bis 150′, nie unter 200′. Wo sich, wie im stillen Ocean, häufig Riffe von bedeutenderer Höhe vorfinden, als jene Maße angeben, da ist eine Senkung des Meergrundes eingetreten. Der alte Bau ist als unbewohnbarer Unterbau stehen geblieben und die Thiere haben langsam wieder in die Höhe gebaut. So führen die Korallenbauten auf eine Senkung des Bodens im stillen Meere, und die nicht-korallischen Inseln sind die hervorragenden Spitzen eines untergetauchten Continents. Wo indessen die Koralleneilande zwischen ganz basaltischen Inseln liegen, da haben sie ebenfalls ein basaltisches Fundament.[1])

Neben den beiden Inselgürteln giebt es auch **einzelne Inselgruppen** und ganz **isolirte Inseln**.

James Dana, der Geologe der großen amerikanischen Exploring-Expedition (1838 — 1842), zählt in der ganzen Südsee, kleine Klippeninseln abgerechnet, auf 350 basaltische und trachytische und 290 Koralleninseln und theilt sie in 25 Gruppen, die nach verschiedener Axenrichtung in zwei Hauptabtheilungen zerfallen. „Das Beiwort **zerstreut**, angewandt auf die Inseln des Oceans, giebt eine sehr mangelhafte Idee in Bezug auf ihre Lage. Es ist ein ebenso regelmäßiges System in ihrer Ordnung, wie in den Gebirgserhebungen eines Continents und Höhenzüge sind merklich, eben so groß und ausgedehnt als irgend ein Continent bietet.“

Der ganze Erdtheil umfaßt nach der von uns angenommenen Ausdehnung 160,952 □M.; davon beträgt der Continent 138,523 □M., die Inseln also wenig über ein Achtel. Wenn der Continent, Neu-Guinea und Neu-Seeland abgezogen werden, so bleibt für die übrigen Inseln ein Rest von etwa 8300 □M. Neu-Seeland und die südliche Hälfte des Continents ausgenommen liegt das Uebrige in der heißen Zone, aber das Klima ist doch weit milder als in der alten Welt, eines der gesundesten und angenehmsten, die man kennt. Außer der insularischen Lage wirken die regelmäßig das ganze Jahr wehenden Passatwinde ein. In Beziehung auf Pflanzen- und Thierwelt steht der merkwürdige Satz fest, daß Continent und Inseln einen durchaus verschiedenen Charakter tragen. Auf den letzteren finden sich die nährenden Bäume: Kokos- und Sagopalme, Pisang, Brodbaum, die eigentliche Charakterpflanze der Südsee; auch nährende Wurzeln, wie die Yamswurzel. Frische prächtige Waldungen bilden den Hauptschmuck dieser Inseln; sie bergen in ihrem Düster keine reißenden Thiere oder giftigen Schlangen. Die Armuth an einheimischen Säugethieren ist überhaupt auffallend; auch die Insektenwelt entwickelt nicht eine für den Menschen peinliche Fülle. Am zahlreichsten sind die Gattungen der Vögel.

---

[1]) Vornämlich die Forschungen **Darwins** haben die frühere Lehre von den Korallenbauten bedeutend modificirt.

Die Flora und Fauna des Continents ist durchaus eigenthümlich und seltsam.

Die Eingebornen, deren Zahl auch nicht annähernd richtig überschlagen werden kann, zerfallen in zwei Stämme. Die **Papuas** oder **Australneger** (Negritos), braunschwärzlich, mit krausem, rauhem, schwarzem Haar, platten Gesichtern und breiten Nasen. Sie haben unter allen Menschenstämmen das kleinste Gehirn, stehen auf der untersten Stufe der Gesittung, können nur bis fünf zählen, und die Sprache vergleichen andere Stämme mit Vogelgezwitscher. Am meisten thierisch sind die Papuas des Continentes; etwas civilisirter die des inneren westaustralischen Gürtels (S. 181.). Auf den meisten Inseln der ostaustralischen Reihe und auf Neu-Seeland wohnt der ganz verschiedene Stamm der eigentlichen **Oceanier**, hellgelb und im Ganzen von schönem Bau, ein Kindervolk mit allen Tugenden und Fehlern der Kinder. Gestalt, Sprache, Sitten und Künste, die mitgebrachten Hausthiere und Pflanzen deuten auf eine Abstammung aus Südasien und einen Zusammenhang mit den Malaien und Hindus (**Malaiische Polynesier**). Ganz Australien mag von $2\frac{1}{2}$ — 3 Mill. Menschen bewohnt sein.

Von den europäischen See- und Colonialstaaten wurde Australien längere Zeit nicht sehr beachtet; bis 1820 gab es — von den spanischen Marianen abgesehen — keine europäische Niederlassung als die englische Strafcolonie auf Neu-Holland. Seit jener Zeit hat sich die Sachlage sehr verändert. Engländer[1]) und Franzosen suchen wetteifernd möglichst viele Theile Oceaniens in Besitz zu nehmen, und mit diesem politischen Treiben ist die Wirksamkeit der protestantischen und katholischen Kirche verflochten, welche hier übrigens empfänglichere Herzen für das Evangelium fanden als sonst irgendwo. Aber gerade hier hat auch der Riß, der durch die christliche Kirche geht, viel Beklagenswerthes hervorgerufen, die Segnungen des Evangeliums gemindert und die einfachen Naturvölker durch Zwiespalt und Eifersucht der Christen unter einander verwirrt.

Wie Europa in der Mitte der Landhalbkugel, so liegt Australien in der Mitte der Wasserhalbkugel (S. 116.). Es ist der oceanische Continent, der bestimmt ist, einst die umgebenden Oceane zu beherrschen, wie Europa die umgebenden Continente. Die neuesten Zustände des fünften Erdtheils zeichnet uns K. **Andree** in einem Aufsatze über die Fidschi- und Schifferinseln (Zeitschrift für Erdkunde. 1857. März.): Seitdem der Große Ocean für Handel und Schifffahrt eine alljährlich wachsende Bedeutung gewonnen, ist auch eine Rivalität der großen Seemächte in jenen Gewässern zu Tage getreten. England überwacht von Australien aus sorgfältig alle Schritte der Franzosen, welche mehr oceanischen Scharfblick, als man ihnen gewöhnlich zutraut, zu bethätigen

1) Alle englischen Besitzungen in Australien wurden 1852 auf 21,357 □M. und 550,000 Einw. angeschlagen.

wußten, indem sie den Archipel von Tahiti, die Marquesasinseln und Neu-Caledonien sich aneigneten. Die Nordamerikaner haben an der Südsee schon wegen des Walfischfanges ein lebhaftes Interesse; sie kreuzen auf allen Längen und Breiten, und beschäftigen in jenem sehr einträglichen Zweige der Schifffahrt Jahr für Jahr mehrere hundert Schiffe. Im stillen Weltmeere sind Matrosen und Missionare Bahnbrecher für den weißen Kaufmann; fast auf allen Gruppen haben in größerer oder geringerer Zahl Europäer oder Yankees sich niedergelassen, ihre Zahl vermehrt sich rasch, und viele früher abseit liegende Inseln, die nur selten von Schiffen besucht wurden, sehen sich jetzt in den Strom des Verkehrs hinein gezogen. Die Resultate sind leicht abzusehen. Man wird ihnen bringen, was die weiße Civilisation an Gutem, und hauptsächlich auch, was sie an Bösem zu bieten hat; die Bewohner werden, je nach dem Grade ihrer Annahmefähigkeit, von einer halben Gesittung angestreift werden, die nicht tief unter die Haut dringt. Sie werden sich mit den Weißen vermischen, die Bastarde werden sammt der reinen eingebornen Race allmählig an Zahl sich vermindern, und, wo nicht Ackerbau die Hauptbeschäftigung ist, nach und nach aussterben, die Europäer gewinnen das Uebergewicht, und „neues Leben blüht aus den Ruinen."

§. 2. Der Austral-Continent.

Wir beginnen die Umfahrt mit der Ostküste des Busens von Carpentaria. Denn hieher gelangte 1606 das von Amboina ausgesegelte holländische Schiff Duyfhen (Duyfken?), hieher in demselben Jahre der Spanier Torres. Diese Striche des Austral-Continentes sind zuerst bekannt geworden.

Unter 10° 43′ 42″ SB., 160° 9′ OL. liegt das kahle Cap York. Von da zieht sich die Küste 115 M. nach Südsüdwesten; die Duyfhenspitze, 30 M. von Cap York, erinnert an die ersten Entdecker. Das Ufer streicht 85 M. nach Nordwesten. Gestade-Inseln sind vorgelagert: Bentink-Insel, Wellesley-Inseln, Mornington-Insel; Pelew-Inseln u. s. w. Der Zug geht 50 M. nach Nordnordwesten zum Cap Arnhem, das 86 M. vom Cap York entfernt ist. Unter den vorgelagerten Inseln het groote Eiland die bedeutendste.

Der bis jetzt beschriebene Küstenzug umschließt den 1644 von Tasman aufgefundenen, an der Südostküste erst 1823 genauer erforschten Golf von Carpentaria,[1]) den einzigen bedeutenderen, 100 M. tief einschneidenden und 80 M. breiten Einschnitt des Austral-Continentes. Die östlichen und südlichen Küsten sind flach und großer Schlammbänke wegen unzugänglich, die westlichen und besonders die

1) Nach Pieter Carpenter, 1623—1627, Generalstatthalter von Holländisch-Indien. Auch nach seinem Nachfolger Van Diemen sind australische Localitäten benannt.

nordwestlichen hoch und an schönen Häfen reich. Der Präsident der geographischen Gesellschaft Murchison schaut in dem Jahresbericht von 1857 den Golf in fernen Jahrhunderten mit Schiffen bedeckt, die einen bedeutenden Handelsverkehr zwischen Australien und dem östlichen Archipel, Hindostan und China unterhalten.

Von Cap Arnhem bis Cap Charles sind 100 gegen Westsüdwesten gerichtete Meilen. Der 1623 aufgefundene niedrige Küstenstrich heißt nach dem Entdecker Arnhemsland. Die Küste ist flach, aber durch kleine Einschnitte gegliedert und durch Gestade-Inseln mannigfaltig. Die durch schöne Häfen ausgezeichnete Halbinsel Coburg, die Inseln Melville und Bathurst schließen den Van Diemensgolf ein.

Von Cap Charles eine 45 M. nach Südwesten gerichtete Strecke bis zum Queen's-Channel, dem Mündungsbusen des Victoria-River, einen Theil des großen Cambridgebusens. Für diese Strecke kommt der Name Van Diemensland vor. Der ganze nach Norden vortretende Vorsprung zwischen Carpentariagolf und Queen's-Channel, ein Sandsteinplateau, ist nicht unpassend mit dem Plateau von Barka verglichen worden.

Vom Cambridgebusen 25 M. nordwestlicher Zug bis Cap Londonderry, 13° 44' SB., das von Cap Charles 65 M. entfernt ist.

Der Theil des indischen Oceans, welcher den Austral-Continent von Cap York bis Cap Londonderry begrenzt, wird Timorsee oder Alfuru- (Harafuru-) See genannt.

76 M. zieht die Küste von Cap Londonderry südwestlich bis zur Dampier's-Halbinsel. Sie ist auf dieser Strecke im Gegensatz gegen den bisher im Ganzen eingehaltenen flachen Charakter Klippenküste, durch viele Fiorde zerschnitten und an Häfen reich, auch mit einer Menge Küsteninselchen besäet. Der Zug von Cap Charles bis in diese Gegend, 1644 bekannt geworden, heißt nach dem Entdecker Tasmansland. Tasman selbst nannte die Küste etwa von Cap Londonderry bis Cap Larrey Neu-Holland, ein Name, der lange Zeit besonders bei den Deutschen für den ganzen Continent gegolten hat.[1])

Die 1688 aufgefundene Dampier's-Halbinsel ist zwischen der Fitzroy- und Roebuckbucht eingeschlossen, ihre Nordspitze ist Cap Lévêque; mit demselben endet die Klippenküste, es beginnt Flachküste; südlich erheben sich Dünen mit felsiger Grundlage kalkigen Sandsteins.

Von der Roebuckbai bis Cap Larrey 55 nach Südwesten gerichtete Meilen, sanfte Einbiegung nach Osten.

---

1) Auf der großen englischen Karte von Walker 1851 heißt die ganze westliche Hälfte, so weit sie von Holländern entdeckt ist, Neu Holland, die Ostküstenstrecke Neu Südwales, der mittlere Theil der Südseite Südaustralien.

Von Cap Larrey bis zur Exmouthbai geht die Küste wieder 65 M. südwestlich, kleine Gestade-Inseln.

Im Südwesten der Exmouthbai liegt eine 10 M. lange schmale Halbinsel, an ihrem Nordende Cap Vlaming. Mit diesem Wendepunkte ist der Zug nach Südwesten zu Ende. Die Küstenstrecke von Cap Larrey bis Cap Vlaming, 1628 entdeckt, heißt De Wittsland.

Ein 200 M. langer nach Südsüdosten gerichteter Strich geht von Cap Vlaming bis zur Geographenbai. Von Cap Lévêque bis hieher ist die Küste ein flacher, hafenloser, öder Strand. Der nördliche Theil, 1616 von Dirk Hartogh auf dem Schiffe Eendracht entdeckt, heißt Eendrachtsland. Durch die Halbinseln Peron und Freycinet und kleine Gestade-Inseln wird der durch Sandbänke unzugängliche Shark- oder Haifischsund gebildet. Er schneidet 150 M. in das Land, ist aber fast nur für Barken zugänglich. Die südliche Strecke, Edelsland, 1619 aufgefunden, ist wenig gegliedert.

Von der Spitze der Geographenbai 10 M. westlich zum Cap Naturaliste, 12 M. südöstlich zum Cap Leeuwyn, 34° 19′ Br., 35 M. ostsüdöstlich zum King George-Sund, 20 M. nordöstlich zum Cap Hood, dieser gesammte Küstenstrich bildet die etwas vorspringende südwestliche Kante des Continents. 1622 durch das Schiff Leeuwyn entdeckt, führt die Strecke den Namen Leeuwynland.

Von Cap Hood bis Cap Pasley 55 M. nach Ostnordosten Der Recherche-Archipel, ein merkwürdiges Labyrinth kleiner Inseln und Felsen, vorgelagert.

Von Cap Pasley zieht sich das 1622 entdeckte Nuytsland 110 M. nach Nordosten. Die Küste biegt sich 65 M. nach Südosten über Cap Vaucanson nach Cap Catastrophe. Zwischen dem zuletzt genannten Vorgebirge und Cap Pasley (160 M.) ist die große Australbucht, die jedoch nicht tief in den Leib des Continents eindringt. Ihr Küstenrand ist äußerst einförmig, beinahe eine Wüste, ohne alle Baien und Inseln, öde und dürr. Der Strand zeigt meist eine hohe, steile Wand, die wie ein kolossaler Festungswall das dahinter liegende Land verbirgt.

Zwischen Cap Catastrophe und dem 15 M. davon entfernten Cap Spencer öffnet sich der 45 M. tiefe Spencergolf, der bei Port Augusta endigt. Zwischen Cap Spencer und dem 18 M. entfernten Cap Jervis, 35° 32′ Br., der 22 M. tiefe St. Vincentgolf.[1] Die Halbinsel zwischen beiden Golfen heißt York. Dem Vincentbusen ist die 80 □M. große Känguruhinsel vorgelagert. Der reich gegliederte Küstenstrich, 1802 aufgefunden, hieß früher Flindersland.

Von Cap Jervis bis Cap Otway, 38° 51′ Br., streicht die

1) Die Namen Bonaparte- und Josephinengolf sind nicht zu dauernder Geltung gekommen.

Küste 85 M. nach Südosten. Sie ist von Baudin und Grant 1800 und 1802 aufgefunden. Daher die Namen Grantsland, Baudinsland. Der Name Napoleonsland ist wieder verklungen. Die Küste ist unwirthlich und bietet den Schiffen keinen Schutz.

Von Cap Otway bis Cap Wilson, 39° 11′ 39″ Br., 164° 4′ L., einem ungeheuren Granitblock, der durch eine Landenge mit dem Festlande zusammenhängt, wieder einem Wendepunkte, von dem aus der Zug nach Norden beginnt, sind in direkter Entfernung 35 nach Südosten gerichtete Meilen. Aber durch den Busen Port Philipp zerfällt diese Strecke in einen nach Nordosten und einen nach Südosten gerichteten Küstensaum. Der ganze Strich ist eine schöne, hafenreiche Steilküste.

Von Cap Wilson bis Cap Howe, 37° 30′ 30″ Br., wo der Große Ocean, das Meer von Neu-Seeland, beginnt, 55 M. zieht die Küste, hier Gippsland genannt, noch vorwiegend nach Osten, aber schon mit nördlicher Biegung, dann bis Cap Byron, 28° 38′ Br., 171° 20′ L., 140 M. nach Nordnordosten. Cook hat 1770 diese Strecke zuerst befahren und landete in der Botanybai, 34° Br.

Von Cap Byron bis zu dem hohen, einer Halbinsel gleichen Cap Sandy, 24° 43′ Br., 171° L., zieht die Küste 60 M. noch fast ganz nördlich, mit ganz leiser Einbiegung nach Westen; unter 27° die Moretonbai. Von Cap Wilson bis Cap Sandy ist die Küste hoch und steil und hafenreich, ja sie umfaßt mit Van Diemensland im kleinsten Umkreise den größten Hafenreichthum der Erde. Von Cap Sandy bis Cap York, 285 M., wird der Zug entschieden nordwestlich. Auf der ganzen Strecke sind viele Küsteninseln und ein Gürtel von Korallenriffen (Barrièreriff) vorgelagert. Unter den Buchten ist die Prinzeß Charlotte-Bai die bedeutendste. Die 35 M. von da bis zum Carpentariagolf bilden die Basis für die 57 M. lange Halbinsel York oder Carpentaria, welche mit Cap York endigt. Diese ganze nordöstliche Küste ist von vielen Busen und Baien durchschnitten, übrigens höher, besser bewässert und fruchtbarer als die meisten andern des Continents, dessen Gestade sonst fast überall den Eindruck abschreckender Oede und Unwirthlichkeit hervorbringen.

Die Richtung der Nord- und Ostküste scheint sich in der Zone nahe gelegener östlicher und nördlicher Inseln zu reflectiren. Von Neu-Seeland über Neu-Caledonien u. s. w. bis Neu-Guinea läßt sich eine solche Parallellinie verfolgen.

Die ganze Küstenlinie beträgt etwa 1940 M. v. Roon rechnet auf die östliche Küste 300, auf die nordöstliche 288, auf die nördliche 225, auf die nordwestliche 325, auf die westliche 225 und auf die südliche 575 M. Am bekanntesten ist die in jeder Hinsicht von der Natur bevorzugte Südostküste, noch am wenigsten untersucht der mittlere Theil der Südküste.

Der nördlichste Punkt des Austral-Continents ist Cap York, der südlichste Cap Wilson. Die Linie zwischen beiden ist 439 M. lang und schneidet 29 Breitengrade. Der westlichste Punkt ist Steep-Point am Eingange des Freycinetbusens, 26° 20′ Br., 131° L.,[1]) der östlichste Cap Sandy. Die verbindende Linie von 550 M. geht durch 42 Längengrade. Die inneren Spitzen des Carpentaria- und Spencergolfs sind 217 M. von einander entfernt.

Die Gestalt ist einer vierseitigen Figur verglichen. Die kürzeren Seiten im Osten und Westen und die Nordseite haben nach außen, die Südseite nach innen einen Bogen. Der Flächeninhalt beträgt, mit den Gestade-Inseln und Van Diemensland wenig über 140,000 □M., und so verhält sich Australien zu Europa wie 6 : 7, zu Afrika wie 4 : 15, zu Asien wie 7 : 43, zu Amerika wie 3 : 14. Auf 75 □M. Binnenland kommt 1 M. Küstenumfang. Der Austral-Continent gehört zu den wenig gegliederten Erdtheilen, obwohl er Afrika bei weitem, auch Südamerika übertrifft. Neu-Holland wiederholt die Gestalt Afrika's, sein Carpentariabusen entspricht den Syrten, sein Australgolf mit der Spencers- und Vincentsbai dem Guineagolf mit der Bai von Benin und Biafra, die Südspitze des wie durch eine Revolution abgerissenen Van Diemenslandes dem Cap der guten Hoffnung — alles freilich in verkleinertem Maßstabe.

Der Austral-Continent liegt ganz auf der südlichen Halbkugel und wird vom Steinbockswendekreise also geschnitten, daß zwei Fünftel der heißen, drei Fünftel der gemäßigten Zone angehören. Von den andern Erdtheilen ist Europa, der Contrast-Erdtheil, am entferntesten; Australien steht und liegt ihm antipodisch entgegen.[2]) Asien ist in der Insel Timor 75 M. entfernt. Nach dem Cap der guten Hoffnung sind 1190 M., nach Südamerika's Küste 1750 M.

Nach den großartigen Entdeckungen, welche in den letzten zehn Jahren Afrika's Dunkel aufgehellt haben, bleibt der Austral-Continent der unbekannteste, die Sphinx der Geographie, deren Räthsel keineswegs gelöst ist. Nicht viel mehr als ein Drittheil ist bis jetzt erforscht und bekannt, und dieses Drittheil machen die Küstenlandschaften aus. Hier steigen isolirte Bergketten und Gebirgsländer auf, welche in ihrer gleichförmigen und eintönigen Construction dem Charakter des Continents entsprechen. Mannigfaltigkeit, die sich im Bau der Thäler, in Entwickelung von Stufen- und Terrassenländern entfaltete, systematische Anordnung und großartige Verhältnisse werden vermißt. Die Gebirge sind durchgehends aus Ur- und Uebergangsgesteinen zusammengesetzt. Von den Flötzbildungen finden sich blos die ältesten bis zur Kupferschieferformation hinab, alle jüngeren vom bunten Sandstein bis zur

1) Meinicke nimmt Cap Inscription, die Spitze der Insel Dirkhatisch (vielmehr Dirk Hartoghs-Insel [S. 847.] wie auch auf Kiepert's Karte) vor der Freycinetbucht an, 25° 28, Br., 130° 41′ L.

2) Auf die nördliche Halbkugel übertragen würde der Austral-Continent das nördliche Afrika und das südliche Europa bis zur Breite von Lissabon und Corfu decken.

Kreide fehlen gänzlich. Vulkanische Gebilde kommen nur im Süden, nordwestlich von Port Philipp und gegen den Murray hin vor, doch ist die Küste in einer Hebung begriffen, welche man 5—6 Zoll für das Jahrhundert berechnet.[1]) Man unterscheidet sechs isolirte Gebirgsländer. 1. Das Bergland von Neu-Südwales an der Ostküste von Cap Wilson bis Cap Sandy ist das bekannteste. Es besteht aus einer Reihe schmaler Hochebenen mit darüber gestreuten, meist nach Norden ziehenden Bergketten; der Abfall der Küste steil, von Küstenflüssen in engen Querthälern durchbrochen, die an den Ausgängen mit Felsblöcken zugestürzt sind; die Senkung zum Innern mählig. Einzelne Gruppen mit ihren Sondernamen treten uns noch später entgegen. In den australischen Alpen, durch das Thal des oberen Murray in zwei Gruppen getrennt, ragen die höchsten Berge, die man bis jetzt auf dem Continent kennt: der Koscinsko an den Quellen des Murray, 6200′. Drei Gebirge erreichen die Höhe von 6000′: das Bogonggebirge, der Bullerberg und der Cobborras. Dr. Müller, der zu Ende 1854 die australischen Alpen besuchte, fand zwei über 7000′ hohe Kuppen, die er Mount Hotham und Mount Latrobe benannte. Viele Gipfel sind noch nicht gemessen, doch ist nicht anzunehmen, daß mehr als etwa sechs die Schneegrenze übersteigen. 2. Das nordöstliche Bergland, im Norden des vorigen, bis zur Südspitze des Carpentariagolfs. 3. Das nördliche Bergland zwischen den Golfen von Carpentaria und Van Diemen. 4. Das nordwestliche Bergland an der Klippenküste von Cap Londonderry bis Cap Lévêque. 5. Das Bergland von Westaustralien in dem südwestlichen Kantenvorsprunge. 6. Das Bergland von Südaustralien zwischen dem unteren Murray und dem Spencer- und Vincentgolf, mit fruchtbaren, wohlbewässerten Thälern und großem Reichthum an Kupfererzen. Das ganze übrige Australien ist, so viel man weiß, ein Flachland; die großen Tiefebenen, zu denen sich der Binnenabfall der Gebirge neigt, bieten nur diluviale Bildungen vom jüngsten Alter dar. Eine Erhebung des Meeresspiegels um einige hundert Fuß würde das Land in eine Gruppe großer und kleiner Inseln auflösen. Der Gebirgskranz der Ufer gehört zu den ältesten Hebungen, während das innere Bassin mit seinen Salzseen, Sümpfen und unfertigen Flußsystemen zu den jüngsten Bildungen der Erde gehört und sich als noch nicht zu lange an die Oberfläche gehobener Meeresboden erweist.

Die Erforschung des Innern begann 1810, als drei Pflanzer von Port Jackson aus über die Blauen Berge der östlichen Kette des Berglandes von Neu-Südwales drangen; 1814 wurde ein Weg dahin gebahnt. Sie wird bis heute mit dem rühmlichsten Eifer unter unsäg-

---

1) Neuern Beobachtungen zufolge hebt sich der ganze australische Continent und auch der Meeres-g und scheint an dieser Bewegung nach oben Theil zu nehmen. Vergl. Petermann's Mitth. 1858, S. 477. Ueber das Innere des Continents, das jedenfalls sehr fruchtbare Strecke bietet, ebendaselbst 1859. S. 127. 129 flg.

lichen Beschwerden fortgesetzt. Denn ein großer Theil des innern Bassins ist unzugänglicher und schwieriger zu bereisen als Afrika's Wüste. Der Boden, ein rother sandiger Lehm, ist hie und da mit Stachelgebüsch bedeckt, auf weite Strecken hin ganz kahl, ohne perennirende Wassersammlungen, bei trockenem Wetter eine Sandsteppe, bei Regengüssen schlammiger Sumpf. Wassermangel, Ausgehen von Proviant, Fallen der Thiere, Kämpfe mit den Eingebornen sind einzelne Züge aus dem Elend einer australischen Binnenlandreise. So ist es nicht zu verwundern, daß noch ein großer Theil unbekannt ist, daß die Centralsenke von Australien noch keinen Livingstone gefunden hat. Doch kann auch hier die Forschung vom Bekannten auf Unbekanntes schließen: die heißen, trockenen Winde, welche aus dem Innern kommen, weisen auf eine ausgedehnte Wüste, während streichende Vögel und von den Flüssen herabgeführte Produkte der Pflanzenwelt auf eingestreute Oasen schließen lassen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Expeditionen in das Innere von 1814 an zu verfolgen. (Eyre, Grey, Mitchell, Sturt u. A.) Ein deutscher Reisender, Dr. Leichardt, ist 1845 auf seiner Reise von der Moretonbai bis zur Halbinsel Coburg der Mitte Australiens näher gekommen, als irgend ein Anderer.[1]) Von einer zweiten Expedition kehrte er nicht wieder und ist seit 1849 verschwunden.[2]) Im Jahre 1853 faßte Petermann (Zeitschrift für Erdkunde Band I.) die Resultate aller Binnenfahrten für die wissenschaftliche Combination also zusammen: „Vorläufig möchte ich behaupten, daß ein großer Theil des Inneren aus unfruchtbarer Wüste bestehe und das Torrens-Becken und Sturt's „steinige Wüste" den Mittelpunkt der größten dieser Wüsten bilden. Ich glaube sodann, daß ein Saum brauchbaren und bewohnbaren Landes von höchstens 200—300 Meilen Breite sich durchweg von der großen australischen Bucht bis Westaustralien und von der westlichen Küste entlang bis zum Gascoynefluß oder selbst bis zum Fitzroy ausdehnt. Es kommt mir mehr als wahrscheinlich vor, daß das ganze nordwestliche Australien, nämlich vom Fitzroyfluß bis zur Spitze des Carpentariagolfs, eine Gegend von der vielversprechendsten Beschaffenheit ist und daß sich von hier aus ein Kern von mehr oder weniger hohen Landeszügen bis zu den Gebirgshaufen ausdehnt, die Mitchell entdeckte und welche einer Menge schöner Flüsse nach allen Richtungen hin das Dasein geben. Dieser Kern würde nothwendiger Weise eine Scheidewand zwischen Sturt's Wüste und den Carpentariagolf bilden. Es erscheint mir durchaus wahrscheinlich, daß dieser verheißende Landesstrich Nordwest-Australiens sich weit hinein südlich bis in das Innere

1) Ungewitter schreibt dies Verdienst dem Capitän Sturt zu, der 1845 23° SB., 141° 22' OL. v. Gr. erreichte. Doch liegt dieser Punkt dem Küstenrande näher als der von Leichhardt erreichte 26°.

2) Trotzdem ist es keine Unmöglichkeit, daß Leichhardt oder einer seiner Leute unter dem Schutze eines eingeborenen Stammes noch lebt. Verschiedene Europäer wurden in dieser Weise Jahre lang zurückgehalten. King (von Burke's Expedition) wurde gut behandelt. Morrell lebte 17 Jahre, Buckley in Port Phillip sogar 30 Jahre mit ihnen.

erstreckt und darüber hinaus, wenigstens bis zum Breitengrade des Gascoyneflusses. Eine in die Augen fallende Thatsache unterstützt diese Annahme, nämlich die großen Baumstämme, welche die Flüsse Nordwest-Australiens herabflößen und die man in ihren Mündungen fand, eine Thatsache, von der man in Südaustralien nichts weiß." [1])

Ein nicht geringes Hinderniß für ein gründliches Bekanntwerden mit dem Innern bildet die Eigenthümlichkeit der australischen Bewässerung, welche die Flüsse ganz unfähig macht, Vermittler der Communication und Leiter der Bildung zu sein. Sie dienen eher zur Zerstörung als zur Befruchtung der Landschaft, die sie durchlaufen.

„Kein Fluß hat feste und perennirende Quellen; gewöhnlich bestehen sie im oberen und mittleren Laufe aus einer Reihe von Teichen, die nur durch anhaltenden Regen zu einem Flußlaufe verbunden werden. Mit dem Eintreten in das Tiefland hören allmählig die Flußthäler ganz auf, manchmal verschwinden sogar die Betten der Flüsse, indem das Wasser sich über die Ebene nach allen Seiten hin verbreitet und große Sümpfe bildet, bis eine leichte Senkung im Boden die Entstehung eines neuen Bettes herbeiführt; überdies versiegen die kleineren Flüsse gleich beim Eintritt in die Ebene, die größeren wenigstens periodisch und auf lange Strecken. Zur Regenzeit, vom April bis August, füllen sich die Flußbetten meist eben so plötzlich, wie die tropischen Regengüsse einzutreten pflegen, in solchem Uebermaße, daß z. B. der Hawkesbury in der Nähe von Sidney wiederholt innerhalb weniger Stunden um fast 100' gestiegen ist. So werden fast überall die Ufer weithin überschwemmt. In der trockenen Jahreszeit aber, welche gewöhnlich acht Monate anhält, versiegt der Zufluß, und da die Flüsse selten in Quellen ihren Ursprung nehmen, so hören mit ihr die gesammten Flußsysteme Australiens auf belebt zu sein. Daher fehlt ihnen die andauernde, nachhaltige Kraft, sich ein geregeltes Bette zu graben; an jeder Wendung desselben befindet sich eine Sandbank, so daß bei vermindertem Zufluß des Wassers die Flüsse sich zunächst in eine Kette von Teichen oder kleinen Seen auflösen, bis auch diese meistentheils gänzlich vertrocknen, so daß z. B. die ganze Provinz Südaustralien mit einem Flächenraume so groß wie Frankreich keinen einzigen Fluß aufzuweisen hat, der das ganze Jahr hindurch ein Mühlrad treiben könnte. Mit Ausnahme des Murray fehlen dem ganzen Festlande Flüsse im europäischen Sinne des Worts; denn „Wasser" ist in Australien nicht nothwendiges Erforderniß der Flüsse, weshalb in den australischen Reiseberichten stets die sonderbare, aber sachgemäße Bemerkung, ob in einem entdeckten Flusse auch „Wasser" war. Aus diesen Contrasten erklären sich leicht die unzähligen Täuschungen der australischen Reisenden bis in die letzten Jahre. Man trifft ein herrliches Flußsystem, üppige Vegetation ringsum, glänzende Hoffnungen erfüllen die erregte Phantasie des Entdeckers, er sieht bereits blühende Dörfer und Städte in seinem Bereiche — aber eine zweite Expedition findet nur ein vertrocknetes Bett, kümmerliche Vegetation, eine trostlose Einöde; und wenn man die Eingebornen fragt, wo das Wasser geblieben, heißt es: „die Sonne hat es genommen." So ist an allen bewohnten Orten Australiens im Winter die Ge-

---

1) Die Expeditionen der letzten Jahre haben keine erheblichen Resultate gebracht oder Petermanns Vermuthungen bestätigt. Gregory untersuchte 1855 und 1856 das System des Victoria-River und gelangte bis 20° 16' in das Innere. Goyder und Freeling besuchten 1857 den Torrens-See, Hack drang in demselben Jahre von Spencergolf nach Nordwesten und fand jenseit des Mount Sturt im südaustralischen Berglande ein wohl bewässertes fruchtbares Weideland. Im October 1857 brach vom Sydney eine Expedition unter Spence nach dem Darling River, im Februar 1858 eine andere unter Gregory zur Aufsuchung Leichhardt's auf. Im Wesentlichen präsentirt sich das Innere von Australien noch immer auf unsern Karten als ein fast leeres Blatt.

fahr des Ertrinkens, im Sommer des Verdurstens. — Gleich unvortheilhaft sind die Mündungen der Flüsse gebildet; sie sind entweder breite Meerbusen, mit denen die unbedeutenden Flußläufe in auffallendem Gegensatz stehen, oder schmale, durch Sand verstopfte, unzugängliche Kanäle. Zu Deltabildungen kommt es nicht, weil die Flüsse nicht lange genug fließen, um Schlamm und fruchtbares Neuland absetzen zu können."

Die erste Reihe der australischen Flüsse begreift die Küstengewässer. Sie entstürzen den Randgebirgen und führen in der Regenzeit so viel erdige Theile herunter, daß die Mündung verschlämmt wird und nur Boote von unbedeutendem Tiefgange sie einige Meilen aufwärts befahren können. Die Binnenflüsse entspringen von dem innern Rande der Gebirge und gehören dem Bassin an. Ihre Natur ist es vornämlich, die in der oben angeführten Stelle geschildert ist. Die Durchbruchsflüsse entstehen im Bassin, brechen sich durch die Randgebirge und münden in das Meer. Dieser Klasse gehören natürlich die größten Flüsse Australiens an. Der Murray, mit 140 M. Lauflänge, hat am Westabhange des Berglandes von Neu-Südwales seinen Quellbezirk, und ein Flußgebiet von 22,000 □M. Morumbidschi und Darling mit dem Macquarie sind die bedeutendsten Nebenflüsse. Im Berglande hat er romantische Ufer, dann zieht er durch wüste Ebenen, im Tieflande ist das fruchtbare Thal unregelmäßigen verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Nahe der Küste mündet er in den See Alexandrina, aus dem ein nicht einmal für Boote fahrbarer Kanal in die Encounterbai führt. Seit 1853 wird der Murray mit Dampfschiffen befahren; aber unter den zahlreichen Armen dieses großen Systems haben nur der Murray und Morumbidschi jederzeit Wasser, wenn auch ungleichmäßigen und schwankenden Wasserstand. Selbst der Darling trocknet zu Zeiten auf lange Strecken aus. So gehört der Murray im Ganzen zu den am wenigsten entwickelten Strömen der Erde. An der Nordküste in den Queens-Channel mündet der Victoriafluß. Sein Gebiet ist ein Sandsteinplateau, das von der Küste steil ansteigt und in seinem Quellbezirk 1660 engl. Fuß hoch ist. Gregory's Schooner konnte den Fluß eine Strecke aufwärts fahren: hernach war der Sandbänke wegen nicht einmal mit einem Gutta-Perchaboote weiter zu kommen. Unter den Schlammseen des Innern ist durch Freeling's Expedition der Lake Torrens bekannter geworden, der im Halbkreise in der Breite einiger Meilen den Nordabhang des südaustralischen Berglandes umgiebt und am Südwestende einen kleinen Kanal zur Spitze des Spencergolfes entläßt. Der Umfang ist nach den Jahreszeiten wechselnd; an den Ufern hängen Salzkrusten, aber das Wasser fand Freeling süß. Die Tiefe überstieg nirgends 6 Zoll; ein kleines Fahrzeug, das nur wenige Zoll Wassertiefe erfüllte, mußte gezogen werden, und man sank bis zu den Knien, ja bis zu den Schultern in den Schlamm. Es wäre also richtiger, von dem Moraste Torrens zu sprechen. Die früher (besonders von Sturt) aufgestellte Ansicht, daß im Innern ein großes Binnen=

meer sich ausdehne, hat sich nicht bestätigt; doch hörte **Hack** die Eingeborenen von großen amphibienartigen Thieren erzählen, die in Rudeln von zehn bis funfzehn Stück des Nachts in das Lager kämen und Menschen tödteten. Das Dasein eines so großen amphibischen Thieres (Alligator?) ließe auf größere Wassermassen im Innern schließen.

Etwa 2 Grad westlich vom Südende des Torrens-Sees ist der Gairdner-See aufgefunden worden, von dem Dr. Petermann's Mitth. 1858. S. 373, 1859 S. 168 Skizzen geben. Nach der letztern Karte liegen zwischen dem Torrens (etwa 31° SB., 135° 40' OL.) und Gairdner (31° 30' SB. 133° OL.) in Swinden's Country der große Salzsee, und Windabout-See, ferner nach NW. darüber der Red-, Hart- und Younghusband-See. Südlich vom Gairdner zieht sich in einem Bogen das Gawles-Gebirge herum, etwa einen Grad östlich von der Streaky-Bai, in deren Süden Coocyauna (oder Eyre's Depot) liegt.

Eine große Verschiedenheit des **Klimas** ist durch die geographische Lage und durch die Erhebung über die Meeresfläche bedingt. Die mittlere Temperatur beträgt zu Sydney 14½°, auf der Melville-Insel 21½°. In Melbourne sind December, Januar, Februar die heißesten Monate mit + 15°, Juli und August die kältesten Monate mit + 8° Mitteltemperatur. In einigen Distrikten, besonders zwischen dem 25. und 30. Grade der Breite, steigt der Thermometer häufig auf 35 bis 40° im Schatten, und glühendheiß fährt der Wind aus den unfruchtbaren, brennenden Ebenen des Innern über das Land hin. Obgleich in der Richtung der Südostpassate gelegen, die über ein weites Meer streichen, zieht Australien aus dieser Lage wenig Vortheil, denn sie wehen nicht senkrecht auf den Continent (wie auf Südamerika), sondern in schiefer Richtung, umsäumen gleichsam nur die Ostküste und fahren nach Neu-Guinea hinüber. Die große Hitze ist nicht von nächtlichem Thau begleitet; Dürren, die oft viele Monate dauern, treten in unbestimmten Zwischenräumen ein, und Flüsse und Wasserlöcher trocknen aus. Die Weiden werden dürre Wüsten, die Schafe fressen das Gras bis an die Wurzeln ab, die Wasserlöcher sind durch die Cadaver der Ochsen, die in Morästen Wasser suchten und erstickten verpestet, und Tausende zahmer Thiere jeder Art kommen um, entweder bevor sie nach den Distrikten, die die Dürre nicht erreicht hat, aufgebrochen sind, oder auf dem Wege dahin. — Wenn aber die Dürre einige — jedoch ganz unberechenbare — Zeit gedauert hat, so fällt der Regen in Strömen, das Gras sprießt dicht hervor, und die Ebenen, auf denen kurz vorher kein Blatt zu sehen war, bekleiden sich mit dem Grün einer üppigen Vegetation. Die Flüsse füllen sich wunderbar schnell; eine brausende Fluth stürzt nieder in das ausgetrocknete Strombrett, überströmt die Ufer und treibt alles, was sich ihr in den Weg stellt, schäumend vor sich her.

In einer Höhe von 2000 bis 3000' über der Meeresfläche gelangt man in eine gemäßigte, ja kalte Region, wo Gemüse, Obst und Korn des mittleren Europa's gedeiht. Der Colonist oder Reisende findet

es dort nöthig, sich warm zu kleiden, und liebt den Comfort eines lodernden Feuers.

Trotz allen Temperaturverschiedenheiten jedoch, die in Australien statthaben, sagt das Klima, außer in den heißen Ebenen des Innern, den Europäern wohl zu. Selbst die tropischen Regionen an der Nordküste sind frei von jenen Fiebern, welche in den indischen Gewässern und an den Küsten Afrika's den Europäern so verderblich sind.

Ist uns Australien „das Stiefkind der Natur unter den Erdtheilen" schon vielfach in physikalischen Verhältnissen als der Sonderling erschienen, so gestaltet sich bei näherem Eingehen auf die ganz eigenthümliche und selbstständige Flora und Fauna der Charakter einer umgekehrten Welt. In anderen Erdtheilen findet man die fruchtbarsten Landstriche gewöhnlich an den Mündungen der Flüsse, in Australien beginnt die größte Fruchtbarkeit gewöhnlich da, wo die Schifffahrt aufhört. In Europa haben die Thäler meist den ergiebigsten Boden, in Australien ist die fruchtbarste Gartenerde auf den Spitzen der Hügel; die niedrigen Hügel, die am obern Laufe der Flüsse liegen, sind oft unvergleichlich fruchtbar, während die Thäler aus einem weichen Kleiboden bestehen, der gemeine Kräuter in Menge hervorbringt, zur Weide für Hornvieh sich trefflich eignet, für den Ackerbau aber untauglich ist. Die Pflanzen- und Thierwelt ist, trotz der Ausdehnung durch so viele Breitengrade, an den verschiedensten Küsten sich ziemlich gleich — es giebt Gegenden, wo nur e i n Baum, e i n e Pflanze e i n e Thierart vorkommt, — aber höchst eigenthümlich, wenn auch Parallelen namentlich zur südafrikanischen Flora nicht fehlen. Die Wälder zeichnen sich durch das zerstreute parkähnliche Auftreten der Bäume aus, die überwiegend den Gattungen Eucalyptus und Acacia angehören, auf welche man überhaupt die Hälfte aller Pflanzenindividuen im Lande rechnet. Die Wiesen bilden keinen zusammenhängenden Grasteppich, sondern bestehen aus einzelnen Grasinseln. Während bei uns die Blätter der Bäume ihre breite Fläche dem Lichte zukehren und sich horizontal ausbreiten, richten sie in Neu-Holland ihre scharfe Kante gegen den Himmel und stehen senkrecht, weshalb den dortigen Wäldern der Schatten fehlt; ja nicht wenige Bäume haben gar keine eigentlichen Blätter, sondern nur als Andeutung davon Blattstiele. Das Laub strebt dem Nadelförmigen, der Stamm dem Knorrigen zu. Die Bäume werfen nicht jährlich die Blätter ab, sondern die Rinde. In den Blumen zeigt sich starke Entwickelung der Staubgefäße, wogegen die Krone zurücktritt. Pilze leuchten Nachts mit phosphorischem Lichte.[1])

1) Manche öfters aufgeführte Züge dieser verkehrten Welt haben freilich nur sehr scheinbare Gültigkeit, und beruhen eigentlich nur auf falschem oder doch schiefem Gebrauch der Namen bekannter Naturgegenstände, wie z. B.: „die Säugethiere haben Schnabel, die Vögel Haare, die Birnen haben den Stiel am dicken Ende, die Kirschen den Kern auswendig, der Kuckuk ruft des Nachts, die Hunde bellen nicht." Andere Züge der Art können nur bei gewissen beschränkten aber eingelebten Vorstellungen wundersam erscheinen, wie z. B. die „schwarzen Schwäne;" noch andere, die man bei Neu-Holland zusammenzuhäufen beflissen ist, finden sich auch vielfach anderwärts. Es sind solche Aufstellungen großentheils mehr ein Spiel des Witzes als ein Product gründlicher Auffassung.

Besonders auffallend ist der fast gänzliche Mangel an Nahrungspflanzen in der einheimischen Flora Neu-Hollands. Außer einigen Wurzeln, welche der Hunger die Eingeborenen aufsuchen läßt, und einigen kleinen Baumfrüchten von geringem Werthe giebt es keine, und sicher hat Neu-Holland keine Pflanze eigenthümlich, welche im Stande wäre, als wesentlicher Faktor zur Ernährung einer nur einigermaßen zahlreichen Bevölkerung zu dienen.

Von den wenigen einheimischen Säugethieren gehören die meisten der Gattung des Beutelthiers oder Känguruhs an, die sich durch lange Hinter- und kurze Vorderbeine, besonders aber durch den zur Sicherung der Jungen dienenden Beutel am Bauche auszeichnet, und bis auf einige in Neu-Guinea, auf den Molukken und in Amerika lebende Arten auf Australien beschränkt ist. Die größte Art des Känguruhs, zugleich das größte australische Säugethier, ist aufrecht sitzend mannshoch. Von Raubthieren finden sich ebenfalls nur wenige, und wegen ihrer geringeren Größe nicht eben gefährliche Arten vor. Am bekanntesten ist darunter der Dingo oder sogenannte neuholländische Hund, wie Wolf und Fuchs ein Verwandter des Hundes, wild und räuberisch, aber nur den Schafen der Colonisten gefährlich. Das Schnabelthier, ein Quadruped mit Entenschnabel, gehört zu den originellsten Bildungen des Austral-Continents. Im Gegensatz zu dieser Armuth an Landsäugethieren findet sich die Hälfte aller Seesäugethiere der Erde an Australiens Küsten, und die Welt der Vögel ist eben so zahlreich als originell. Der neuholländische Kasuar hat Haare statt der Federn und nur Ansätze zu Flügeln.

Die Zahl der schon geschilderten Eingeborenen ist sehr gering und schmilzt auch hier immer mehr zusammen. Eine sechzigjährige, großentheils friedliche Verbindung mit den Europäern, alle Versuche derselben, sie zu bilden, zu unterrichten oder zu bekehren, haben auch nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht; es ist nicht gelungen, sie von ihrer trägen Wanderlust und Sorglosigkeit zu entwöhnen und sie für ein ansässiges Leben und den Landbau zu gewinnen, und wenn sie in einzelnen Fällen die Europäer in ihren Arbeiten unterstützen, so geschieht das blos um zeitweilige Bedürfnisse oder Wünsche befriedigen zu können und nur so lange es ihnen beliebt. Ihre Gewohnheiten athmen einen wilden und grausamen Geist. Nicht selten verzehrt die Mutter ihr eigenes Kind, in dem Glauben, daß die Kraft, die das Kind ihr entzogen hat, so zu ihr zurückkehre. Sie leben hauptsächlich von halbgerösteter animalischer Nahrung, und wenn ihnen ein Gefangener von einem anderen Stamme in die Hände fällt, so reißen sie ihrem Opfer, während es noch lebt, mit der äußersten Wildheit das Fett der Niere aus dem Leibe und beschmieren sich Gesicht und Körper damit, in dem Glauben, daß das ihrem Körper Kraft und ihrem Herzen Muth gebe. Ihre Zahl wird von Meinicke auf etwa 50,000 geschätzt und auch diese Schätzung dürfte noch zu hoch sein.

Vom Jahre 1826 datirt die Wirksamkeit der Mission auf dem Austral-Continent. In Neu-Südwales arbeitet vornehmlich die englische Kirche, in West- und Südaustralien Methodisten, im Victoria-Lande vornehmlich lutherische Missionare von der Dresdener Gesellschaft. Freilich ertönen von vielen Stationen Klagen über den Stumpfsinn der Einzelnen, die von nichts als von Essen und Trinken vernehmen wollen.

Bis zum Jahre 1788 war ganz Neu-Holland blos von Eingebornen bewohnt, und keine Europäer hatten sich daselbst niedergelassen. Aber 1788 beschloß die britische Regierung, an der von Cook entdeckten Botanybai, auf der Ostküste, welche Neu-Südwales heißt, eine Straf- und Verbrechercolonie anzulegen, wobei sie drei Zwecke im Auge hatte, nämlich das Mutterland von den in seinen Gefängnissen sich immer mehr anhäufenden Verbrechern zu befreien,[1]) einen angemessenen Platz sowohl für sichere, gefahrlose Bewachung und Bestrafung derselben, als auch für ihre stufenweise Besserung zu begründen, und endlich aus den gebesserten Verbrechern und denen, welche freiwillig dahin auswandern würden, eine britische Colonie zu bilden. Im Mai 1787 ging nun wirklich eine Flotte von elf Schiffen unter dem zum Gouverneur der Colonie bestimmten Arthur Philipp mit 200 Seesoldaten, 600 männlichen und 250 weiblichen Sträflingen und den nöthigen Vorräthen aus Portsmouth ab und gelangte im Januar 1788 nach Botanybai. Die Lage dieses Punktes wurde indeß ungünstig befunden und deshalb ein besseres Platz gesucht, den man auch bald weiter nördlich in Port Jackson fand, wo nun den 26. Januar auf der Spitze von Sydney-Cove die britische Flagge aufgepflanzt, der Grund zur Stadt Sydney, nach dem damaligen Minister des Innern genannt, als des Mittelpunktes der neuen Colonie gelegt wurde. Ein tragbares Segeltuchhaus, für den Gouverneur bestimmt, war der erste Anfang. 1829 wurde die Colonie in Westaustralien, 1835 die Niederlassung am Port Philipp angelegt, aus welcher das Victoria Land erwachsen ist. In das Jahr 1836 fällt die Colonisirung von Südaustralien. Im Norden wurde 1824 ein Posten auf der Insel Melville angelegt, aber wieder zurückgezogen; sodann 1838 auf der Halbinsel Coburg am Hafen Essington die Ortschaft Victoria gegründet; aber auch diese Colonie ist 1852 wieder aufgegeben, obwohl sie nicht blos wegen des bedeutenden Handels mit Trepangs (eßbaren Weichthieren oder Holothurien), sondern überhaupt wegen der Nachbarschaft Asiens und der indischen Inselwelt am günstigsten gelegen schien. In Neu-Südwales bildeten die freien Ansiedler zwei Drittheile der Bevölkerung, theils ursprünglich freie Einwanderer, theils begnadigte Sträflinge oder Emancipirte und deren Nachkommen. Den Rest machten Deportirte oder

1) Die Deportation als Strafe gewisser Verbrechen ist in England unter Elisabeth gesetzlich eingeführt. Seit der Gründung der nordamerikanischen Colonien wurde es Gebrauch, Verbrecher dahin zu senden; gewöhnlich wurden sie in Virginien an Tabackspflanzer vermiethet. Nach dem Abfalle dieser Colonien wurde es nothwendig, eine andere Gegend zur Aufnahme der Verbrecher ausfindig zu machen.

Sträflinge aus. Seit 1843 ist Neu-Südwales, seit 1852 Van Diemensland keine Verbrechercolonie mehr; Victoria und Südaustralien sind nie für Deportationen benutzt. Verbrecher werden jetzt nur noch nach Westaustralien deportirt. Jede Colonie hat ihre ganz besondere Verwaltung und steht unter einem Gouverneur, von denen wieder der von Neu-Südwales den höchsten Rang einnimmt. Dem Gouverneur zur Seite stehen zwei Räthe: der executive, der aus Beamten und angesehenen Einwohnern zusammengesetzt ist, die von der Regierung ernannt werden, unterstützt den Gouverneur in der Ausübung der executiven Gewalt; der legislative Rath, auch wohl Parlament genannt, von dessen Mitgliedern die Regierung nach der Parlamentsakte von 1850 ein Drittel ernennt, während die übrigen von den Einwohnern gewählt werden, hat das Recht Gesetze zu geben, über die Einkünfte der Colonie, soweit sie nicht aus den Kronländereien fließen, zu bestimmen, selbst Zölle aufzulegen u. s. w. Allen von beiden Räthen angenommenen Gesetzvorschlägen gegenüber hat der Gouverneur, und außerdem noch die Regierung des Mutterlandes das Veto. Die Zahl der europäischen Einwohner in allen Colonien betrug 1851 400,000, nachdem die Goldentdeckungen „die langsame Bewegung des Bevölkerungsfortschrittes in Galopp gebracht" 1853 642,365, 1857 833,000. Unter den kirchlichen Bekenntnissen überwiegt die englische Hochkirche. Sie hat einen Erzbischof in Sydney, Bischöfe in Adelaide, Melbourne, Newcastle und Perth. Die römisch-katholische Kirche hat zu Sydney einen Erzbischof, in Adelaide einen Bischof. Neben reformirten Secten hat die deutsche Einwanderung die Zahl der Lutheraner sehr gemehrt.

Die vorzüglichsten Beschäftigungen der Colonisten sind die Landwirthschaft, Viehzucht und Handel. Der Ackerbau wird in vielen Städten nicht sehr durch den Boden begünstigt, wiewohl man europäische und tropische Getreidearten und Früchte nicht ohne Erfolg cultivirt; desto fruchtbarer sind einige neu entdeckte Landschaften von Van Diemensland, und desto günstiger sind die unabsehbaren, trockenen und aromatischen Bergweiden von Neu-Südwales für die Schafzucht. Auf diese Weise bilden die rohen Produkte des britischen Australiens, vornehmlich Wolle und Getreide, sehr erhebliche Ausfuhrartikel. Im Jahre 1854 wurde allein aus Neu-Südwales für 18—19 Mill. Pf. St. Wolle exportirt.

1. Neu-Südwales, die älteste 1788 gegründete Colonie, 15334 □M. Zahl der Einwohner 1857: 300,000 (1794: 4414). Die Goldproduktion betrug 1856: 138,823 Unzen und hatte sich gegen frühere Jahre vermindert. Im Jahre 1853 wurde Gold für 1,178,000 Pf. St. exportirt, 1854 nur für 773,000 Pf. St. 67 Counties.

Die Hauptstadt der Colonie, Sydney,[1]) hat eine prächtige Lage. Durch

1) Diese Schreibweise ist die richtige und in Sydney selbst in den Zeitungen, Poststempeln, offiziellen Erlassen u. s. w. allein gebräuchlich.

ein Felsenthor gelangt man in die geräumige von Osten nach Westen gerichtete Bai von **Port Jackson**, welche rings von Bergen und Felsen umsetzt ist. Gleich bei dem Eingange theilt sie sich in zwei Arme; der eine zieht 2 M. nach Nordwesten, der andere 4 M. gerade nach Westen und enthält mehr denn funfzig Buchten, von denen wenigstens zwanzig die größten Schiffe sicher aufnehmen können. Von der Südseite streckt sich eine Halbinsel in die Bai, welche durch zwei einschneidende Buchten dreizackig erscheint Der östliche Zinken liegt zwischen der großen Bucht und Farm-Cove, der mittlere zwischen Farm-Cove und Sydney-Cove, der westlichste und größte zwischen Sydney-Cove und Darling-Cove. Auf ihm liegt die Stadt, welche sich aber bald auch über den mittleren Ast ausgedehnt haben wird. Unter den Felsen am Meeresufer stehen die ersten Häuser; in zehn Minuten gelangt man durch steil ansteigende Straßen auf das Plateau, auf welchem sich der größte Theil der Stadt ausdehnt. So scheinen die fünf- bis sechsstöckigen Häuser von fern gesehen auf den Dächern der unteren zu stehen. Besonders in den neuen Stadttheilen sind die Straßen breit und regelmäßig und gerade; auf allen Seiten schöne Promenaden. Zwei Forts auf den Spitzen von Sydney-Cove dienen zur Deckung. Unter den öffentlichen Gebäuden ragt der schöne Palast des Gouverneurs über die ganze Stadt. Ihre Bedeutung gewinnt die Stadt vorzugsweise durch ihren Handel. Sie ist der erste Handelsplatz von ganz Australien; hier sammeln sich alle Stapelprodukte der Colonie und werden von hier nach Europa gesandt; sie ist der Mittelpunkt der australischen Dampfschiffahrtsgesellschaften und des Walfischfanges der Colonie, sie enthält auch die bedeutendsten Fabriken des Landes. Hauptsächlich concentrirt sich der Handelsverkehr in dem Theile der Stadt, welcher an Darling-Cove stößt. Die Zahl der Einwohner betrug 1833: 16,000, 1846: 40,000, 1851: 51,000, jetzt über 60,000. Die Zahl der Deutschen ist so beträchtlich, daß in Sydney zwei deutsche Zeitungen erscheinen.[1])

Paramatta an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Bai von Port Jackson, 12,000 Einw. Sternwarte, 33° 48′ 49″, 8 SB., 168° 41′ 20″, 6 OL. Bedeutende Tuchfabrikation. **Bathurst** im ergiebigsten Golddistrikte. **Newcastle** bei den Kohlenbergwerken der Colonie. **Maitland** am Hunters-River, Stapelplatz für Wolle. 5000 Einw. **Liverpool**.

Jenseits der Nordgrenze des eigentlichen Colonialgebietes liegt an der Mündung des Hastings **Port Macquarie**, und nördlich die Niederlassung an der **Moretonbai**, die zur blühenden Stadt erwachsen ist. Es wohnen hier über 2000 Deutsche. Beide Orte werden zuweilen unter dem Namen der Colonie **Nordostaustralien** zusammengefaßt.

Die Distrikte Albert, Darling, Lachlan, Murrumbidgee und Warrego, welche die Westhälfte der Colonie Neu-Südwales bilden, werden auch zusammen Riverina genannt (1861: 29,128 Einw.) Wir haben öfter darauf hingewiesen, daß des Continents Ostküste die von der Natur in jeder Hinsicht bevorzugte sei; sie genießt auch der günstigsten Weltstellung. „Das Meer von Neu-Seeland ist das Verbindungsglied zwischen dem indischen, dem südlichen und dem stillen Ocean, ein Meer der Passage und des Verkehrs, bestimmt,

---

1) Von der „Australischen Deutschen Zeitung" liegen uns Nummern vom Jahre 1857 vor. Den Beginn der Nummer bilden europäische Nachrichten. Oesterreich, Preußen, die deutschen Bundesstaaten stehen wie billig voran und sind besonders reichlich bedacht. Dann Stadtnotizen, Artikel über und aus Australien. Jede Nummer bringt eine komische Illustration, die sich oft auf Erlebnisse deutscher Einwanderer bezieht. Die eine stellt z. B. einen deutschen Goldgraber dar, von zwei Nichtdeutschen Buschkleppern angegriffen. Sie verstehen zwar kein Deutsch, aber die zwei Pistolen und das „Himmelkreuztausenddonnerwetter — r — r — r — r r" des Deutschen meisterlich. Das Feuilleton enthält Erzählungen, Vermischtes, Gedichte u. s. w. Die australische Lyrik scheint es mit dem Reime noch leichter zu nehmen als die vaterländische. So beginnt „Der junge Jägersmann" mit folgenden Strophen: „Es war ein junger Jägersmann, Der kannte keine Freude, Als Tag und Nacht im grünen Tann Zu jagen seine Beute. — Der traf im Wald von schlankem Wuchs ein Mägdlein auf der Wiesen, Und dachte nur: War's doch ein Fuchs, Ihm auf den Pelz zu schießen." — Anzeigen machen den Schluß.

der Mittelpunkt der Verbindung zwischen jenen Oceanen zu sein; als Träger dieser charakteristischen Eigenthümlichkeit erscheint in ihm allein die Ostküste Australiens, da die Westküste Neu-Seelands schon ihrer Hafenarmuth halber sich nicht dazu eignet. Hieraus ergiebt sich die frühe und große Bedeutung von Neu-Südwales, die es zum ersten und wichtigsten australischen Colonial-lande erhoben hat, auf das klarste, und daß sich schon jetzt in politischer Beziehung Norfolk, ja selbst Neu-Seeland der ostaustralischen Colonie untergeordnet haben, ist auch eine Folge dieser Weltstellung."

2. Queensland, seit 1859 von Neu-Südwales getrennt. Die Grenzlinie beginnt an der Küste bei Point Danger (28° 6' SB.), folgt von da der Wasserscheide zwischen den Gewässern des Tweed, Richmond und Clarence River einerseits und denen des Logan und Brisbane River andererseits westlich bis zu der Wasserscheide zwischen den nach der Ostküste verlaufenden und den in den Murray sich ergießenden Flüssen. Sie geht dann südwärts zu dem den Tenterfield Creek von den Dumaresp trennenden Höhenzug, läuft an letzterem bis zu seiner Vereinigung mit dem Macintyre und dann an letzterem bis zum 29° SB. hin. Von da folgt sie diesem Grade bis zum 141° OL. von Greenwich, der die Ostküste von Südaustralien bildet. Alles Land nördlich von obigem Parallel und östlich vom 141. Meridian, also ganz Nord-Ost-Australien mit Einschluß der Halbinsel York bildet die neue Colonie. Ungefähr 25,500 □M. mit etwa 25,000 Einw.

Die Hauptstadt ist Brisbane mit etwa 5000 Einw. an dem breiten gleichnamigen Strome. Ipswich am Bremer, einem Nebenflusse desselben. Drayton, Warwick. Distrikte in Queensland sind: Ost- und West Moreton, Western, Eastern und Northern Downs, Maranoa, Burnett, Wide Bay, Leichhardt, Port Curtis.

3. Victoria (Australia felix), vor zwanzig Jahren noch unbekannte Wildniß, 1851 als besondere Colonie von Neu-Südwales ausgeschieden, jetzt der bevölkertste und blühendste Landestheil zwischen Cap Hove, dem Murray, dem 141. Meridian (von Greenwich) und der Südküste. 4615 □M. 1860: 462,000 Einw. (1854: 236,798). Darunter kann man gegen 30,000 Deutsche rechnen; und der eine Vorstand der Lutherischen Synode, Pastor Göthe, empfiehlt in Zeitungen und auf Versammlungen die Colonie als für deutsche Auswanderung besonders geeignet. Ziemlich zahlreich ist die chinesische Einwanderung: es mögen 20,000 in den Goldfeldern sich mühen. Vom 1. Januar 1854 bis 30. Juni 1856 kamen 17,283 an und 2,619 reisten ab. Sie sind fast alle Männer in gesetztem Alter, kommen ohne Weiber, leben wie die Hunde und kehren, sobald sie sich einiges Vermögen erworben, wieder nach den Sunda-Inseln oder nach China zurück. Bunt wie das Gemisch der Völker ist das der Kirchen und religiösen Bekenntnisse. 1854 zählte man 96 Geistliche: englische Kirche und römisch katholische Kirche je 22, Presbyterianer 20, Methodisten 11, Independenten 13, Baptisten 4 u. s. w.

Das Victoria-Land ist es vornehmlich, welches den Goldregen ausschüttet, der an Reichthum alles übertrifft, was bis jetzt in der Geschichte der Menschheit berichtet wurde. Im Jahre 1851 wurde in Sydney ruchbar, daß ein gewisser Hargraves, der kürzlich aus Californien zurückgekehrt war, längs des Turanflusses bis zu seiner Mündung in den Macquarie, an 100 engl. M. weit, fortlaufende Goldlager entdeckt und der Regierung seine Entdeckung zum Kauf angetragen habe, eine Kunde, welche die ganze Colonialbevölkerung in fieberhafte Spannung versetzte; und als nun bald darauf in Bathurst zwei zufällig gefundene Goldklumpen von 300 Pfund, die 106 Pfund gediegenes Gold enthielten, gezeigt wurden, da kam das Goldfieber zum tollen Ausbruch. Am Ende des Jahres schätzte man die Zahl der Goldsucher bereits auf 50,000. Der Erfolg übertraf auch fast noch die nicht wenig hoch gespannten Erwartungen, und bis zum Februar 1852 war allein aus Sydney für 6 Mill. Thaler Gold ausgeführt. Bald genug ward auch in andern Gegenden Gold in Menge gefunden; schon in der Mitte des Jahres 1852 dehnten sich die bekannten Goldlager von den Gefilden Victorias bis zu denen von Bathurst aus, in einem Gürtel, der Hunderte von Meilen lang und in seiner Breite noch ganz unbestimmbar war. Die Einwanderung zog sich nun massenhaft dem neuen Goldlande zu und führte auch hieher Abenteurer aus allen Nationen; im December des Jahres kamen allein 152 Schiffe mit 12,000 Passagieren nach Port Philipp. Die steigende Fluth der Goldsucher ließ alle andern Geschäfte fast ganz auf dem Trockenen, bis bei den in Folge alles dessen ungeheuer steigenden Arbeitslöhnen allmählig ein Theil der Goldgräber aus den Minen zurückebbte zu dem sichern Gewinne, den die gewöhnlichen Beschäftigungen in den Colonien gewährten. Ueberhaupt entwickelten sich anfänglich gesellschaftliche Zustände ganz von der Art der in Californien herrschenden; doch war die Dauer dieser Ausnahmezustände hier nur kurz, da die Regierung ernstlich darauf bedacht war, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu wahren. Der Goldertrag wurde zu Ende 1852 auf 16 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt, die Zahl der Goldsucher auf 100,000. Die ergiebigsten Striche waren damals am Mount Alexander (etwa 70 deutsche M. von Süd-Adelaide), Ballarat und the Ovens. Im Jahre 1853 wurde schon der Bau dreier Eisenbahnen durch die Goldregion und die Anlegung eines elektro magnetischen Telegraphen zwischen Melbourne und Williamstown in Angriff genommen. Der Werth des 1853 von Victoria ausgeführten Goldes wurde auf 20 Mill. Pfd. Sterl. angeschlagen. Im November 1854 erhob sich ein Aufstand der Goldgräber in der Victoriacolonie, weil dieselben sich weigerten, die von der Regierung von allem Anfang auf 30 Schill. für den Monat bestimmte, später auf 10 Schill. herabgesetzte Abgabe zu zahlen. Es kam wirklich gegen das Ende des Jahres zu einem Treffen zwischen den von der Regierung ausgesandten Truppen und einer Schaar von etwa 200 Aufständischen, doch hatte mit der Vernichtung dieser letztern der Aufruhr ein Ende. Es wurden übrigens immer noch neue Goldlager aufgefunden und die Thätigkeit in den Minen dauerte mit gleichmässigem Eifer fort. Für 1856 wurde die von 100,000 Arbeitern gemachte Ausbeute auf 12½ Mill. Pfd. Sterl. oder 125 Tonnen 6 Ctr. 6 Pfd. angegeben; doch ist dieser Betrag jedenfalls in der Wirklichkeit weit überstiegen worden. Da nämlich jetzt an die Stelle der Steuer für das Goldgraben ein Ausfuhrzoll auf das Gold gelegt ist, so wird eine große Menge Gold verheimlicht, vornehmlich von den zahlreich auch hierher eingewanderten Chinesen.

Die Goldlager befinden sich am Abhange der Südpirenäen, und das ganze bis jetzt bekannte goldführende Terrain umfaßt 20,000 engl. □M. Alluvialboden und 200 engl. □M. Quarzfelsen. Wenn 100,000 Arbeiter jährlich 90 M. Kubikyards goldhaltigen Stoff auswaschen, so würde der goldhaltige Alluvialboden nach ungefährer Berechnung in 2240 Jahren erschöpft sein; der goldhaltige Quarz dagegen würde für 100,000 Arbeiter auf 300 Jahre Aus-

beute gewähren. Die Art der Goldgewinnung ist übrigens hier ziemlich dieselbe wie in Californien, doch ist hier selten das Abdämmen von Flüssen erforderlich. Man unterscheidet dreierlei Arten der Minenarbeit: 1) Surface Digging, wo der goldhaltige Stoff an der Oberfläche und unmittelbar darunter gefunden und einfach durch Graben gewonnen wird; 2) Shallow Sinkings, flache Schächte bis zu 40' Tiefe; 3) Deep Sinkings, tiefe Schächte, zuweilen bis zu 200'. Daß die kleinen Goldtheile auch hier durch Waschen im Wasser oder durch Quecksilber aus dem Schutt oder Gestein ausgeschieden werden müssen, ist selbstverständlich. Das Gold von Ballarat, von eigelber Farbe, gilt für das feinste der Erde. Der ganze Export betrug 1854 in runder Summe 60 Mill. Thaler.

Die Colonie Victoria zerfällt in 24 Counties.

Die Hauptstadt Melbourne, an beiden Ufern des für kleine Dampfschiffe fahrbaren Yarra-Yarra und der Hobsonsbai, hat durch den Verkehr mit den Minen einen fabelhaften Aufschwung genommen. Von 1851 bis 1856 stieg die Einwohnerzahl von 23,000 auf 53,235.[1]) Die Straßen sind noch ungepflastert und nur macadamisirt; bei Regen Morast, bei Trockenheit mit Staub bedeckt. Die Hauptstraßen haben aber zu beiden Seiten Trottoirs und glänzende Läden und Schaufenster mit allen Luxusartikeln; Great Bourkestreet ist 2 engl. M. lang. Unter den öffentlichen Gebäuden sind im Allgemeinen Banken und palastartige Gasthöfe die schönsten. Kirchen giebt es fast für jedes Bekenntniß, aber nur die römisch katholische, dem heiligen Franz geweihte Kathedrale, zeichnet sich aus. Die Stadt ist schon mit Gas erleuchtet, hat einen prächtigen Bazar (Queen's Arcade), vier Theater, mehrere Zeitungen, worunter auch eine Deutsche.[2]) Die Umgebungen der Stadt sind angenehm und der am Flusse gelegene Richmond-Paddock ein entzückender Aufenthalt, wenn man aus der Hitze, dem Gewühle und dem Staube der Stadt kommt.[3])

Williamstown, an der Mündung des Yarra-Yarra, ist der Seehafen von Melbourne. 3000 Einw. Geelong am westlichsten Ende des Port Philipp, umgeben vom reichsten und am besten angebauten Ackerbaudistrikte der Colonie, Hauptsammelplatz für die Wolle des glücklichen Australiens. Die Stadt hat schöne gerade Straßen, reinliche hohe Häuser und viele ansehnliche Gebäude. Darunter vier bischöfliche, zwei römisch-katholische, neun Kirchen der Presbyterianer, Methodisten, Independenten u. s. w. und eine jüdische Synagoge. Sehr lebhafter Verkehr mit Melbourne durch Eisenbahn und Dampfschiffe. In der Umgegend Weinbau. Am 26. April 1856: 20,115 Einw. Alberton im Gippsland. (Gipps war 1837 bis 1846 Gouverneur). Portland.

In dem Golddistrikte sind Hauptorte Ballarat, Bendigo, Forest-Creek u. a.

---

1) Nach dem Census vom 26. April 1856. Andere bei weitem höher steigende Zahlen sind durch Einrechnung von mehreren mit Melbourne fast verwachsenen Städten, wie Richmond und East Collingwood, zu erklären. Diese zugerechnet hatte Melbourne 1854 71,000 Einw.

2) „Der Kosmopolit“ Nr. 84 vom 8. October 1857 z. B. beginnt mit Anzeigen, unter denen manche, wie „Lagerbier!“ — „Jeden Sonntag frische deutsche Leberwurst!“ ganz deutsch anheimeln. „Lose Blätter“ scheint eine Rubrik für Skizzen aus dem Colonialleben zu sein. Ein Artikel der Nummer spricht ziemlich frivol über „Colonial love.“ „Die Zufuhren am Markte sind zwar bedeutend, allein das Consum ist auch groß. Platonische Liebe findet selten Absatz, wird wenig importirt“ u. s. w. Auswärtige Berichte, Deutschland betreff. Verhandlungen. Beschreibung eines deutschen Zweckessens. „Bei reich besetzter Tafel und gutem Wein“ werden folgende Toaste ausgebracht: Das deutsche Element in Australien! Unser liebes Vaterland! Dem Gründer des hiesigen Vereins: Unsere neue Heimath! Vermischtes: Ueber Rennen in England. Kraftstücke von Leo über die ausgezeichneten Heirathsseelen unserer Zeit u. s. w. Zum Schluß wieder Anzeigen.

3) Ueber interessante Beobachtungen „des Erdbebens“ auf dem Flagstaff Hill Observatorium vgl. Petermanns Mitth. 1858. S. 124 ff.

4. Südaustralien zwischen dem Murray, dem Spencer- und Vincentgolf, 14,200 □M. 1857: 105,000 Einw., darunter viele deutsche Einwanderer, denen das Klima besonders zusagt. Zwei lutherische Synoden. Die Stellung der Deutschen ist eine geachtete: 1857 gelang es ihnen schon, einen Deutschen in das Parlament zu bringen. Fruchtbäume und Getreide, Oelpflanzen, Taback und Wein gedeihen ganz vortrefflich. Die Colonie ist eins der ersten Weizenländer der Welt, und ihre Wolle ausgezeichnet. 11 Counties.

Adelaide, die Hauptstadt der Colonie, liegt am Torrensflusse, der einige Meilen unterhalb in den Vincentgolf mündet. Vom Meere aus übersieht man das fruchtbare 3—4 M. breite Flachland, das sich zwischen der Küste und dem parallellaufenden Gebirge breitet; aus wogenden Kornfeldern schauen Dörfer und buschumschattete Gehöfte, Kirchthürme und Dampfschornsteine. Die Stadt ist freundlich und regelmäßig angelegt. Unter den 30,000 Einw. viele Deutsche; auch erscheint eine deutsche Zeitung. Noch mehr sind die zahlreichen, umliegenden Dörfer von vielen Deutschen, ja viele allein von Deutschen bewohnt. So sind Habndorf und Klemzig, 1½ St. von Adelaide, Lobethal, Bethanien, Langmeil von ausgewanderten deutschen Lutheranern angelegt; am obern Murray heißt ein County Neu-Schlesien. Alle diese Ortschaften zeigen deutliche Spuren von Wohlstand; die Häuser meist von Wein überrankt. An der tiefen Mündung des Torrens Port Adelaide, der Hafen der Stadt und Mittelpunkt des Seehandels. 3000 Einw. Gawlortown in der Nähe der reichen Kupferbergwerke. Auf der vor dem Vincents-Golf liegenden Känguruhinsel die Niederlassung Kingscote.

5. Westaustralien oder die Schwanfluß-Colonie an der Südwestecke des Continents, 4709 □M., wovon jedoch kaum ein Hunderttheil colonisirt ist, 1857: 14,000 Einw. (1848: 4622), jetzt die einzige Deportationscolonie. Unter den 12,008 Einw. des Jahres 1854 befanden sich 6656 Anglikaner, 2034 Katholiken, 589 Methodisten, 298 Independenten u. s. w., 1904 Juden, Muhamedaner u. s. w. 26 Counties.

Hauptstadt Perth unweit der Mündung des Schwanflusses; an der Mündung Freemantle, der Hafen der Stadt. Guilford, York am obern Schwanflusse, Albany am König Georgssund, Augusta. Nordnordwestlich von York liegt 996' hoch der Cowlowing Salzsee und weiter nördlich unter 30° SB. der Lake Moore, ein großes, theilweise trockenes Seebecken mit niedern bewaldeten und hohen felsigen Inseln, 1100', auch nach Osten ziehen sich ganze Ketten von kleineren Salzseen hin und nur an Granitfelsen ist süßes Wasser zu finden. In nassen Wintern fließen diese Seen in einander über und auch das Wasser des Avon wird dann brackisch.

6. Durch die 32 M. breite, 1798 bei Gelegenheit einer Walfischjagd von Baß entdeckte Baßstraße wird von dem Continent die Insel Van Diemensland getrennt, officiell nach dem Entdecker Tasmania genannt. Zwischenliegende kleine Inseln deuten auf früheren Zusammenhang. Zwischen Cap Otway und Cap Grim, der Nordwestecke von Tasmania, liegt die Insel King, südlicher die kleinen Huntersinseln; zwischen Cap Wilson und Cap Eddystone, der Nordostecke, die Fourneaux-Inseln. Van Diemensland bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck, die Basis nach Norden,

die abgestutzte Spitze nach Südosten gekehrt. Auf allen Seiten hat die Insel schöne und sichere Steilküsten; die Häfen der stark gegliederten Südwestküste gehören zu den schönsten der Erde. Wie eine Warte ist die Insel auf die Grenze zweier Oceane vorgeschoben, „im Stande von allen Seiten her Einfluß aufzunehmen, nach allen Seiten hin zu wirken.“ Flächeninhalt 1150 □M. Die Oberfläche zeigt einen Wechsel von rauhen Gebirgsländern (Benlomond 4700′, Humboldt 5200′) und reich bewässerten fruchtbaren Hochebenen; Derwent, Tamar, Arthur die größten Flüsse. Die Form des Flachlandes fehlt. Das Klima müßte nach der Breite dem von Mittelitalien gleich sein; doch fällt zuweilen sogar im Sommer Schnee. Im Jahre 1803 wurde Tasmonia colonisirt und war bis 1853 Verbrechercolonie. 1857: 80,000 Einw. Die englische Kirche hat einen Bischof von Tasmania, ebenso die römische. Eingeborne gab es 1815 nur 5000; 1835 waren es noch 210. Diese wurden auf die Flindersinsel in der Baßstraße übergesiedelt, da ihnen aber das Klima nicht zusagte, 1847 zurückgeführt. Von den 210 kamen nur 45 wieder. Von 1847 bis 1851 starben 29 und da keine Kinder geboren waren, betrug 1851 die Zahl der Eingebornen auf der Insel nur noch 16. Jetzt sind wohl auch diese letzten hinüber gegangen.

Hauptausfuhrartikel der Colonie sind: Wolle (1854 für 325,000 Pf. St.), Walfischthran, Holz, Mehl u. s. w. 119 Distrikte.

Hobarton (Hobarttown), die modern und geschmackvoll gebaute Hauptstadt, liegt am Fuße des Tafelberges (3964′) und am Derwent, nicht weit von der Mündung in die Sturmbai. Durch blühenden Handel und starken Walfischfang lebhaft. 20,000 Einw. Launceston, Binnenstadt am Tamar, Stapelplatz für den Nordtheil, wie Hobarton für den Südtheil, 10,000 Einw. Georgetown, Campbelltown, Richmond, Waterloo. Der Westtheil enthält außer einzelnen Stationen in der Nordwestecke der Insel noch das Gebiet der Agriculturgesellschaft von Van Diemensland, welche Viehzucht in großem Maßstabe treiben läßt. Die Regierung bemüht sich, diese bis jetzt fast unbewohnten Distrikte immer zugänglicher zu machen.

Wir bemerken schließlich, daß England die Souveränetät über den ganzen australischen Continent beansprucht.

§. 3. Der innere Inselgürtel.

Der innere Inselgürtel hat gewaltige Eckpfeiler im Norden und Süden, Neu-Guinea und Neu-Seeland. Die dazwischen liegenden Inseln und Inselgruppen sind gegen diese Inselländer von verhältnißmäßig geringem Umfange.

Der australische Continent wird von Neu-Guinea durch die 30 M. breite Torresstraße geschieden, welche ganz mit Korallenriffen und Klippen, Sandbänken und Inseln angefüllt ist. Zwischen diesem gefährlichen Gewirre liegen einzelne seenähnliche Meeresbecken ohne Klippen; wenige und schmale Fahrten führen von einem zum an-

dern. Von Osten her giebt es einen doppelten Eingang. Die innere Passage geht von Cap Sandy bis Cap York in dem Küstenmeere zwischen der Küste von Neu-Holland und dem Barrièreriff, die äußere zieht östlich vom Riff durch das Korallenmeer. Auch westlich giebt es zwei Eingänge. Die Endeavourstraße, zwischen Cap York und der Gruppe der Prinz Walesinseln, ist für große Schiffe unsicher; passender der Kanal der Prinz Walesinseln zwischen der genannten Gruppe und dem Nordwestriff, einer 10 bis 11 M. von Ost nach West sich streckenden Korallenbank. Die ganze Straße gehört zu den gefährlichsten Meerestheilen; jedes Jahr scheitern Schiffe in derselben. Dennoch wächst die Communication, weil der Verkehr zwischen Indien und Australien immer lebendiger wird. Dadurch nimmt auch die Kunde an Ausdehnung und Sicherheit zu und es vermindert sich die Gefahr.

1. Das 400 M. lange und 130 M. breite, durch 10 Breiten- und 20 Längengrade gestreckte, auf 12,000 □M. angeschlagene Inselland Neu-Guinea,[1]) welches mit Borneo und Madagascar das Riesenkleeblatt der größten Inseln bildet, besteht in der Mitte aus einer compact zusammengelagerten Masse, die an den beiden Enden im Osten und Westen wie zwei Stiele hat. Im Nordwesten nämlich, Gilolo gegenüber, ist eine Halbinsel angehängt; die von Norden eindringende Geelvinkbai macht den verbindenden Isthmus zu einer schmalen Enge. In der Bai liegen die Inseln Maisori und Dschobi; der Hafen Dorei oder Dori an ihrer Westküste. Diese nordwestliche Halbinsel, „die früheste unter allen australischen Bekanntschaften," ist auch bis jetzt der bekannteste Theil von Neu-Guinea. Sie hat überall sichere und hafenreiche Steilküsten und hohe Gebirge. Nahe dem nördlichsten Punkte der Insel, dem Cap der guten Hoffnung, 19' SB., liegt das Gebirge Arfak, 8930'. Der äußersten Nordwestspitze sind die Papua-Inseln vorgelagert, welche die Gilolostraße von Gilolo trennt. Im Süden ist sie durch die Bucht von Mac Cluer noch einmal eingerissen und in zwei Stücke geschieden. Die Arru-Inseln, so wie den Orange-Nassow-Archipel, zählen Viele zum indischen Archipel.

Von der Nordostecke der Geelvinkbai zieht die Nordküste des massigen Mittelstücks bis Cap King William nach Ostsüdosten, im Westen flach, im Osten mit der Küstenkette Finisterre; zwei thätige Vulkane. Vorgelagert sind viele Inseln und Inselgruppen mit bergiger Natur. Die Gruppen Schouten und Dampier tragen brennende Vulkane.

Von Cap King William, 6° 16' Br., an der Dampierstraße, erstreckt sich der südöstliche Stiel oder Zapfen, öfters die Halbinsel Louisiade genannt, nach Südosten bis Cap Rodney, 10° 3' Br., von großen Baien durchschnitten. Der Geelvinkbai ent-

1) Der Name stammt aus dem Jahre 1545 und bezieht sich auf die Aehnlichkeit der Eingebornen mit den Negern von Guinea. Don Jorge de Meneses nannte die Insel 1526 bei der Entdeckung Papua.

spricht der weite Busen von Neu-Guinea, der diesen Ostzipfel aus der Südküste ausscheidet.

Die weit nach Süden ausgebauchte, durch Schlammbecken und Korallenriffe unzugängliche Südküste ist am unbekanntesten. Durch die schmale, aber tiefe Durga- oder Marianenstraße ist die Insel Frederick-Hendrichs von ihr getrennt.

Nur an einzelnen Stellen sind die Küstenränder von Neu Guinea uns bekannt.[1]) Sie sind überall mit dichtverwachsenen Wäldern bedeckt und zeigen die üppigste Vegetation. Auch die Thierwelt ist reich ausgestattet, vornehmlich gelten die Vögel als die prächtigsten der Erde. So der farbenglänzende, lange Zeit sagenhafte[2]) Paradiesvogel, die Krontaube, so groß wie ein Truthahn. Das Innere ist uns völlig verschlossen, und da auch noch keineswegs alle in das Land schneidende Buchten untersucht sind, so wäre es möglich, daß sich Neu-Guinea einst wie Neu-Seeland in zwei oder mehrere Inseln zerlegte. Jedenfalls ziehen im Innern von Westen nach Osten hohe Gebirge. Schneegipfel an der Lobobai lassen auf eine Höhe von 16,000' schließen.

Die menschlichen Bewohner gehören zu den Papuas, daher auch noch der Name Papuasien in Brauch.[3]). Sie sind etwas gesitteter als die Stammgenossen des Continents. Eigenthümlich ist ihnen der Bau großer Häuser, in denen ganze Stämme, obwohl in Familien geschieden, vereint wohnen. Im Innern Alfurus. Auf der nordwestlichen Halbinsel sind die Papuas mit Colonisten von den Molukken gemischt. Der von den Niederländern abhängige Sultan von Tidor und Ternate beansprucht die Herrschaft über die Nordostküste der Halbinsel und läßt jährlich einen Tribut einfordern, der in Sklaven, Wachs, Sago, Schildpatt, Trepang, Haifischflossen und Paradiesvögeln besteht. Ihm gehören auch die Gestade-Inseln Maisori und Quarido. Niederländer legten 1826 an der Lobobai die Colonie Mar-

---

1) Eine niederländische Expedition hat sich 1858 versuchsweise mit der Südwest- und Nordküste beschäftigt. Vom Cap Van den Bosch im Süden der Speelmanns Bai bis nach Tandjong Boeroe (Buru) ist fast die ganze Küstenstrecke untersucht worden, mit der Bucht von Lakahia und von hier ist die Reise längs der West- und Nordküste weiter fortgesetzt worden, wo man in dem Hafen von Dorei an der Geelwinks Bai längere Zeit liegen blieb.

2) Dahin gehört die Fabel, daß sie ohne Beine geboren würden, nie die Erde berührten, ihr ganzes Leben hindurch in der Luft schwebten und als ächte Kinder des Paradieses blos vom Thaue des Himmels lebten. Man findet in den Schriften der ältern Naturforscher erbauliche Betrachtungen über den Endzweck des Schöpfers bei dem Bau dieser erhabenen, übersinnlichen Vögel. Die Fabel hat eine einfache Veranlassung. Bei dem Ziehen der Vögel bringt bisweilen ein jäher Windwechsel ihre langen Schulterfedern in Unordnung; dies hindert sie im Fliegen und sie fallen entweder ins Meer, oder auf den Erdboden, wo sie nicht sogleich wieder aufsteigen können, weil sie, bei dem eigenthümlichen Bau ihrer Federn, sich hierzu auf einer Erhöhung befinden müssen. Die Einwohner fangen sie nun leicht, schneiden ihnen die Füße ab und tragen sie als Zierathen auf ihren Turbanen. Einige wurden an die Holländer auf den Gewürzinseln verkauft, welche entweder selbst glaubten, daß die Füße von Geburt an fehlten, oder es in ihrem Speculationsgeiste einträglicher fanden, in Europa solche als Wundervögel zu verkaufen. In Colom's Atlas heißt es blos: „Dese Eylanden zyn seer sober van etwaren; daer wast geen Rijs noch Graen; daer is oock geen Vee, dan weynig bocken en hoenderen. Haer broot maken zy van eenige boomen en wortelen. Alleen op dese Eylanden werden de Paradys-vogelen gevonden, die in wonderlijckheyt en in schoonheyt van Pluymen alle andere Vogelen ter Wereldt te boven gaen.“

3) Auf alten Karten fast immer Terra de Papuas.

kufoordt an, haben dieselbe aber 1836 wieder verlassen. Zu Anfang 1858 ist wieder eine niederländische Expedition nach Neu-Guinea abgegangen. Im Hafen von Dorei (Dori) soll ein Fort mit 50 Mann Besatzung errichtet werden. Auch wissenschaftliche Erforschungen der Insel sollen von diesem Punkte ausgehen, wo ein lebhafter Handel mit den Molukken stattfindet.

Drei nun zu nennende Gruppen sind nur begleitende Gruppen von Neu-Guinea.

2. Die Admiralitätsinseln, eine größere und über 20 kleinere. Schouten hat sie 1616 zuerst gesehen und ihnen den Namen der 25 Inseln beigelegt, Carteret fand 1767 die größere wieder und gab ihr den Namen Admiralitätsinsel. Der Archipel gehört zu den noch wenig erkundeten. Die große Insel hat hohe Gebirge, die Küste ist mit Inselchen und Riffen gesäumt. Die kleinen Inseln flach, alle von Korallenriffen eingeschlossen. Natur und Menschen wie auf Neu-Guinea.

3. Der Archipel von Neu-Britannien besteht aus mehreren größeren und kleineren Inseln, die zusammen über 700 □M. halten mögen. Schon im 16. Jahrhundert von einzelnen Seefahrern, bestimmt von Schouten 1616 gesehen, galten sie lange Zeit für einen Theil von Neu-Guinea. Dampier entdeckte 1700 die trennende, nach ihm benannte Dampierstraße und nannte die Insel Neu-Britannien. Carteret fuhr 1767 durch den Georgskanal, welcher Neu-Irland von der eben genannten trennt. Neu-Britannien, bei den Eingebornen Birara, bildet einen nach Nordwesten geöffneten schmalen, durch Buchten vielfach ausgerissenen Bogen. Sie hat hohe Berge und drei Kegel, die in historischer Zeit als entzündet beobachtet wurden. Vor der Nordostecke liegt Neu-Irland oder Tombara, in der Breite zwischen 8 und 30 M. wechselnd, im Süden mit Bergen von 6000'. Das innere aus Ur- und Uebergangsgestein bestehende Bergland ist mit Uferklippen von Kalkstein wie mit einer jüngeren Mauer gegürtet. Die Insel ist vornehmlich im südlichen Theile durch die französischen Seefahrer Dumont d'Urville 1823 und Duperrey 1826 bekannter geworden. Häfen Praslin und Carteret, Wasserfall Bougainville u. s. w. Am Nordende von Neu-Irland liegt Neu-Hannover, rings herum kleine Inseln. Auch diese Gruppe erinnert mit ihren die Gebirge deckenden Wäldern, ihrer üppigen Vegetation, ihrer Vogelpracht und Papuasbevölkerung ganz an Neu-Guinea. An der Westecke liegt in der Nähe eines aus dem Meere aufsteigenden Vulkans die Insel Rook. Hier siedelten sich Missionare des Mailänder Seminares an. Die meisten erlagen bösen Fiebern, zwei retteten sich mit zerrütteter Gesundheit nach Singapore.

4. Die Louisiade, eine Kette bergiger (bis 12,000'?), von Papuas bewohnter Inseln, die sich als Fortsetzung von Neu-Guinea, von dem sie vielleicht durch eine Revolution losgerissen sind, nach Ost-

südosten ziehen. Die östlichste, Rossel, endet mit dem Cap Delivrance. Die Gruppe ist die noch unbekannteste, kein europäisches Schiff hat hier gelandet, nur gesehen hat die Eilande zuerst Torres, dann Bougainville, dann d'Entrecasteaux, von dem der Name stammt.

5. Der Salomons-Archipel (auch wohl Neu-Georgien genannt), 1567 von dem Spanier Mendaña entdeckt und benannt, ist ebenfalls noch sehr ungenügend bekannt. Er zieht sich in zwei Reihen mit der Louisiade parallel vom Südende Neu-Irlands nach Ostsüdosten. In der nördlichen Reihe sind die größten Inseln von Westen nach Osten: Bougainville, Choiseul, Isabel, Malayta. Isabel gegenüber beginnt die südliche Reihe: Neu-Georgia, Guadalcanal, San Cristoval, am weitesten nach Süden vorgeschoben. Französische Missionare der Maristen wurden vor acht Jahren hier sämmtlich ermordet. Dazu kommen viele kleine Gruppen und Inseln. Die Schifffahrt ist wegen der Korallenriffe, die zwischen den Inseln liegen, sehr gefährlich, die Straße Indispensable zwischen Guadalcanal und Malayta ist die einzige fahrbare. Alle Inseln sind von hohen Kettengebirgen durchzogen, der Vulkan Lammas auf Guadalcanal, 8086', soll dem Pic von Teneriffa in kühner und erhabener Gestaltung gleichen. Die Vegetation ist reich und üppig, die eingebornen Papuas zeigen sich im Verkehr mit Europäern schlau und hinterlistig, im Kampfe muthig und tapfer.

6. Der Archipel Santa Cruz wurde 1595 von Mendaña gefunden und benannt, dann erst wieder seit Carteret näher untersucht. Die Gruppe liegt östlich von der südöstlichsten Salomonsinsel. Die größeren Inseln sind bergig, die kleineren Flachholme, alle von Korallenriffen umgeben. Auch hier Papuas. Die beiden größten Inseln sind Indeñi Nitendi, Santa Cruz, Tinakoro mit thätigem Vulkan, südöstlich davon Vanicoro oder La Perouse, in einen Kreis der gefährlichsten Klippen und Riffe eingeschlossen. Hier scheiterte, längere Zeit ganz verschollen, der französische Seefahrer La Perouse 1788. Erst 1827 brachte Dillon bestimmte Kunde von seinem Geschick nach Europa. Da auf Santa Cruz Mendaña's Grab, auf Vanicoro das La Perouse errichtete Denkmal sich befindet, so hat dieser Archipel für die Geschichte geographischer Entdeckungen ein bestimmtes elegisches Interesse.

Zwanzig Meilen südöstlich von Vanicoro liegt vereinzelt die kleine Insel Tucopia. Sie ist uns interessant, weil auf ihr zuerst die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Menschen oceanischen Stammes vorkommen. Ein deutscher Matrose, Martin Bucher von Stettin, hat auf der Insel von 1813—1826 mit einem indischen Gefährten zugebracht.

7. Die Neuen Hebriden setzen die Richtung des Salomons-Archipels fort, während parallel in der Richtung von Santa Cruz die

Banksinseln liegen, und sind von Cook 1774 genau erforscht und benannt. Sie sind hoch und gebirgig, die Küsten steil und sicher, Korallenriffe selten. Die größte nördlichste, Espiritu Santo, 100 □M., ist schon von Torres und Quiros gefunden und getauft. Quiros glaubte die Küste eines großen Continents gefunden zu haben. Hafen Vera Cruz. Südlich schließt sich Mallicolo mit dem Hafen Sandwich an. Parallel im Osten Aurora, Whitsun, Ambryn mit einem Vulkan. Die nördliche Hälfte der Kette ist also eine doppeltgereihte. Die südliche Reihe ist einfach: Vata oder Sandwich, Erromango mit vielem Sandelholz. Die südlichste größere Tanna ist mit ihrem Hafen Resolution die bekannteste. Im Innern ragen hohe Berge; nur 430′ hoch ist ein zuerst von R. Forster beschriebener thätiger Vulkan mit heißen Schwefelquellen an seinem Fuße, einer der niedrigsten feuerspeienden Kegelberge, die es auf der Erde giebt. Die Küstenstriche sind niedrig und außerordentlich fruchtbar. Die landschaftlichen Reize sollen mit denen von Tahiti wetteifern. Añatom schließt die Reihe. Drei Grade südlich von Tanna liegt der Felsen Mathew, 1186′ hoch, auch ein thätiger Feuerspeier. Papuas bilden die Bevölkerung der Neuen Hebriden. Das Christenthum hat auf Sandwich, Tanna, Añatom willige Annahme gefunden, mit Märtyrerblut ist der Boden von Erromango gedüngt. Am 20. November 1839 wurde hier der Missionar Williams erschlagen, der Apostel der Südsee, der 20 Jahre hindurch für Ausbreitung des Christenthums gewirkt hatte. Eine später von Sydney ansgesandte Corvette konnte nur spärliches Gebein zurückbringen, die Kannibalen hatten Williams Körper sammt dem eines Gefährten verzehrt.

8. Neu-Caledonien, bei den Eingebornen Balade, fällt wieder gerade in die Richtung des südöstlichen Zapfens von Neu-Guinea, während die bisher beschriebenen Gruppen einen etwas nach Osten geschweiften Bogen beschreiben. Die etwa 300 □M. große Insel streckt sich 60 M. von Westnordwesten (Cap Prince of Wales) nach Ostsüdosten (Cap Queen Charlotte), und ist 6—8 M. breit. Beide Küsten werden von gefährlichen Korallenriffen und Sandbänken eingeschlossen, die sich, besonders im Norden, noch weit über die Enden der Insel hinaus erstrecken. So ist die Landung schwierig, an der Nordostküste der Hafen Balade, an der Südwestküste der Hafen Vincent. Eine Gebirgskette durchstreicht die Insel in ihrer ganzen Längenausdehnung und steigt im Süden zu 3200′. Sie besteht aus an einander gereihten kahlen Bergkegeln und macht einen traurig-einförmigen Eindruck. Die Hügelreihen zu beiden Seiten sind mit Waldung bedeckt. Ganz abweichend von den übrigen Gliedern des Inselgürtels zeigt Neu-Caledonien in seinem meist dürren und kahlen Boden, in seiner sparsamen, aus indischen und australischen Geschlechtern gemischten Vegetation den Charakter des Austral-Continents. Wilde menschenfressende Papuas mit krausem Haare sind die kaum menschlichen Be-

wohner, welche die muskulösen Glieder der Fremden mit gefräßigem Wohlgefallen und dem Ausrufe: Kap parec, sehr gut! betasten.[1]) Unter den eigentlichen Gestade-Inseln ist die Fichteninsel (Los Pinos) am Südostende mit 2000′ hohen Bergen die bedeutendste; weiter gegen Osten parallel mit der Hauptinsel liegen die Loyalty-Inseln: Urea, Lifu, Mare sind die größten. Von fern gesehen gleichen diese Eilande einer hohen Mauer mit Zinnen.

Cook hat 1774 Neu-Caledonien entdeckt und benannt; d'Entrecasteaux untersuchte 1793 und 1794 die Insel genauer. Den 24. September 1853 hat Frankreich durch den Contre-Admiral Febvrier-Despoints die Insel in Besitz genommen, welche bei ihrer Unzugänglichkeit sich sehr gut zu einer Deportationscolonie eignet und dabei kein Kirchhof ist wie Cayenne. Für 1851 wurde das französische Gebiet auf 2 Mill. Hectaren, die Bevölkerung auf 60,000 Seelen angeschlagen. Die erste Niederlassung wurde am Port de France (Numea) gegründet; noch jetzt Hauptort und Residenz des Commandanten. Katholische Missionare hatten schon vor der französischen Besitznahme das Christenthum zu verbreiten gesucht und einen großen Theil der Bevölkerung der Vielweiberei und Menschenfresserei entwöhnt, sie Bekleidung, Ackerbau und Viehzucht gelehrt. Die neuesten Nachrichten brachte kürzlich der „Moniteur de la Flotte“ vom April 1858: „Colonisten zählt man etwa 100 in Ti-Uaka, Kanala, Port de France und auf der Fichteninsel. Auf dieser Insel befindet sich eines der Hauptetablissements der Missionare; die sieben anderen Niederlassungen liegen auf der Insel Neu Caledonien selbst, zu Ti-Uaka, Taïo, Poëbo auf der Ostküste, und Belep, einer kleinen Insel im Norden, zu Port de France im Westen, und endlich auf zwei kleinen Inseln nordöstlich von Neu-Caledonien. Die Mission von La Concepcion, drei Stunden von Port de France, ist aus Katechumenen aus den verschiedenen Theilen der Insel gebildet; sie zählt mehr als 400 Eingeborne. Diese Bevölkerung, welche unter Leitung des Paters Rougeyron eifrig der Bodencultur obliegt, ist den Franzosen sehr ergeben

---

1) Ein schaudererregender Zug von Wilden-Grausamkeit wird bei Ungewitter erzählt: Nachdem ein australischer Missionar bei seinem Umherziehen durch die Insel eine große Anzahl von Häuptlingen kennen gelernt hatte, denen er sich durch seine Sprache verständlich machen konnte und mit seiner evangelischen Botschaft Freude machte, gelangte er in einen entfernteren Landstrich, Oeidhne genannt. Hier fand ein Fest statt, und das Volk brachte seinem Oberhaupte, Namens Paiam, allerlei Lebensmittel und Speisen. Der Sohn des Häuptlings, ein etwa sechsjähriger Knabe, bemerkte unter den Bringern einen Mann von sehr vollem Körper und bat seinen Vater um denselben. Der Vater gewährte die Bitte, entließ die Uebrigen, bedeutete aber dem bezeichneten Manne, daß er in der Nähe zu bleiben habe. Bald darauf ließ er ihn holen und fragte dann seinen Sohn, ob er getödtet werden solle. Der Knabe erwiderte: „laß ihn lebendig in Stücke hauen;“ und wie vom Knaben gesagt, so wards vom Vater befohlen. Es trat ein dazu bestellter Mann auf, hieb dem Unglücklichen erst einen Arm ab, nach einer Weile den andern, dann das eine Bein und später das andere, zuletzt auch den Kopf, und trotz der Verstümmelung blieb der Arme am Leben, bis auch sein Kopf vom Rumpfe getrennt war! Inzwischen hatte ein im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft stehender Eingeborner von Maretonga, sobald er gewahr wurde, was werden solle, alle mögliche Fürsprache eingelegt; allein er ward bedeutet: das sei Landessitte und Vorrecht der noch minderjährigen Söhne der Häuptlinge, daß sie, wenn die Untergebenen dem Vater Lebensmittel bringen, aus denselben einen bezeichnen können, der ihr sein soll, den sie schlachten lassen und selbst verzehren, oder in einer solchen Weise, wie sie hier vorgekommen war, zu Tode bringen lassen können.

und stets zur Verfolgung irgend eines Mörders oder Plünderers bereit, der in die Wälder der Gebirge im Innern flüchtete. Die Soldaten und Matrosen legten bereits eine Straße von Porte de France nach La Concepcion an. Die Mission zu Poëbo ist in einem nicht minder gedeihlichen Zustande."

Die Loyalty-Inseln sind von protestantischen Glaubensboten gewonnen. 1855 war dort der Götzendienst, die Menschenfresserei und Vielweiberei ausgerottet. Lifu ist ganz christlich und hat eine 40′ breite und 100′ lange steinerne Kapelle; auch Mare hat eine Kapelle. Auch auf Uvea sollen die Franzosen festen Fuß gefaßt haben.

9. In gleicher Entfernung zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland liegt die Norfolkgruppe, 25° 2′ Br. Die Hauptinsel Norfolk, 1774 von Cook entdeckt, hebt sich im Pitt zu 1100′. Sie wurde 1788 von England als Strafcolonie organisirt und als isolirte Station für die schwersten Verbrecher und die ganz unverbesserlichen Subjecte bestimmt. Jetzt ist auch diese Verbrechercolonie aufgelöst und die Insel der Colonie von Pitcairn eingeräumt (siehe S. 896). Sie steht auch unter dem Gouverneur von Neu-Südwales. Philipp und Neptun liegen bei Norfolk; etwa auf der Mitte des Weges nach dem Continent Middleton und Howe.

10. Neu-Seeland wurde 1642 von Tasman entdeckt und zuerst Staateninsel benannt. Unter diesem Namen findet sich ein Stück der Nordwestküste der Nordinsel auf Colom's Karte 1668. Aber bei Jansson 1666 heißt dasselbe schon Nova Zelandia. Cluver (1686) führt Nova Zelandia als einen Theil des unbekannten Südlandes mit auf.

Erst nach Verlauf eines Jahrhunderts untersuchte Cook auf der ersten Reise 1769, dann 1773, 1774, 1777 das Land näher. Es zerfiel vor näherer Forschung in zwei große Inseln, durch eine zwischen hafenreichen Steilküsten sich ziehende Straße getrennt, welche die dankbare Nachwelt Cooksstraße benannte. Denkt man diese Straße ausgefüllt, so stellen die Umrisse beider Inseln fast die Gestalt Italiens, aber in umgekehrter Lage dar. Die Breite wechselt zwischen 2 und 12 M. Seefahrer und Missionare haben nachher zur genaueren Kenntniß beigetragen. Die südliche Halbinsel des Südlandes ergab sich als Insel, durch die Foveauxstraße von der Hauptinsel geschieden. So kennt man drei Theile von Neu-Seeland: die Nordinsel, te Ika a Maui, d. i. der Fisch des Maui, der Eingebornen, die Südinsel, te Wahi Punamu, d. i. der Ort des Grünsteins, welche beiden die Doppelinsel Neu-Seeland (bei den Eingebornen Nui-Tireni) im engern Sinne bilden, und die Insel Stewart im Süden der Foveauxstraße.[1] Die Küsten aller drei Inseln sind meist steil und waldig,

---

[1] Der erste englische Gouverneur, Hobson, hatte die drei Inseln nach den irischen Provinzen Neu-Ulster, Neu-Munster, Neu-Leinster genannt; diese Namen sind aber fast vergessen.

vom Meere zerrissen und unterwaschen, etwa wie der Felsen von Helgoland. An einer Stelle liegt ein Dorf auf einem Felshange, unter dem Piroguen durchsegeln. Der Flächeninhalt zusammen 4700 □M., wovon 1975 auf die nördliche Insel, 2725 auf die beiden südlichen kommen. Von dem Austral-Continente ist Neu-Seeland 270 M., von der südamerikanischen Küste 1360 M. entfernt.

Die Nordinsel ist stark gegliedert. Ungewitter vergleicht sie mit einer roh gebildeten Keule, deren Stiel nach Norden gekehrt ist. Nach Norden streckt sie eine schmale 70—80 M. lange Halbinsel, die mit Cap Reinga (Maria van Diemen), 34° 27′ Br., endigt. Die Ostküste ist durch eine Reihe schöner Busen zerschnitten, die Westküste ein öder hafenarmer Strand. Die Nordhalbinsel ist niedrige Hochebene, das Uebrige ein von Flüssen (worunter eine Themse) zerschnittenes Längengebirge. Eine Zone vulkanischer Thätigkeit durchschneidet als Querspalte von Meer zu Meer die Meridiankette, den Vulkanen von Anahuac vergleichbar. Aus dieser Spalte sind über den Rücken des nördlich gerichteten Gebirges emporgehoben der Tongariro, 6500′, der noch jetzt Dämpfe und Bimsteinasche ausstößt, und Ruapahu, 9000′. Beide steigen südlich von dem großen Binnensee Taupo empor. Beide Berge sind von vielen kleinern erloschenen Vulkanen umgeben, welche die Eingeborenen als die Weiber und Kinder der beiden Riesen bezeichnen. Ein dritter Riese — so erzählt die Sage — Namens Taranaki, stand früher neben Tongariro und Ruapahu, aber er kam in Streit mit diesen und mußte besiegt an die Westküste fliehen, wo er jetzt einsam sein Haupt in die Wolken erhebt — der schneebedeckte Taranaki-Berg oder Mount Egmont (8270′), welchen Dr. Ernst Dieffenbach 1840 erstiegen und gemessen hat. Nordöstlich vom Tauposee liegt unweit der Plentybai der Putanaki oder Mount Edgecombe und in der Bai selbst der zweite noch thätige Vulkan Neu-Seelands, die 863′ hohe Insel Whakari (Weißinsel), aus deren Krater fortwährend mächtige weiße Dampfwolken aufsteigen. Außer dem Tongariro und Whakari sind die Vulkane nicht mehr thätig, aber zwischen und an ihnen giebt es eine Menge Solfataren, Dampfhöhlen, Seen mit siedend heißem Wasser und heiße Quellen in einer Fülle, die an Island erinnert. Nordwestlich von der eben geschilderten vulkanischen Taupozone liegt die Auckland- und Inselbai-Zone. Reiche und ergiebige Striche liegen nur sehr vereinzelt zwischen hartem, dürrem und felsigem Boden, den Waldungen oder Farnkräuter bedecken, welche einen besonders ausgeprägten Zug im Pflanzencharakter des Landes bilden. Baumartige Farne steigen bis 40′, die Wurzel einer Farnart bildet die Hauptnahrung der Eingebornen.

Die größere Südinsel, welche bis zu $47^1/_2$° SB. reicht, hat ebenfalls im Osten hafenreiche Steilküste, im Westen hafenarmen Strand, der erst gegen die Südspitze hin reicher wird. Zusammenhängende Bergketten aus Ur- und Uebergangsgesteinen ziehen durch, mehrere Gipfel

tragen ewigen Schnee. Wasserfälle stürzen von den Höhen. Neu-Seeland ist überhaupt reich an malerischen Landschaften. Der Mount Cook und die ihm benachbarten Bergriesen steigen bis zu 13,000'. Großartige Gletscher senken sich bis zu 3000' Meereshöhe hinab. Gegen Westen fällt dieses Alpengebirge steil ab und bildet an der stürmischen Wetterseite der Insel eine furchtbar brandende Felsenküste; gegen Osten sind weite, grasreiche, zur Viehzucht geeignete Ebenen den Bergen vorgelagert, überhaupt ist das Südland viel fruchtbarer und culturfähiger. Die höchst eigenthümliche Vegetation, welche ein eignes Florenreich bildet, ist aus indischen, australischen, zum Theil südamerikanischen Pflanzen gemischt. Unter den Bäumen zeichnen sich schöne Fichten (Kauri oder Dammara australis) aus. Man findet Bäume von solcher Größe und Stärke, daß aus einem Stücke sich Maste für den größten Dreidecker oder auch Kriegspiroguen für 60 Mann zimmern lassen. Der neuseeländische Flachs, eine lilienartige Pflanze mit schwertförmigen Blättern (Phormium tenax), kommt blos auf Neu-Seeland, als seine eigentliche Charakterpflanze vor und liefert Fasern, welche zu den mannigfachsten Arbeiten verwandt werden und an Güte und Dauerhaftigkeit den Flachs und Hanf weit übertreffen. Eßbare Früchte giebt es nicht, aber europäische Culturpflanzen gedeihen trefflich. Landthiere sind nicht reich vertreten, die Küsten wimmeln aber von Seethieren und der Fischfang ist äußerst ergiebig. Reich ist auch die Vogelwelt.

Das Klima der Inseln ist vollkommen oceanisch; milde Winter, kühle Sommer. Nebel und Orkane häufig. Schon gebietet die Temperatur sorgfältigere Bekleidung. Doch sinkt das Thermometer selten auf + 6° und steigt nicht leicht über + 24°.[1])

Die eingeborne Bevölkerung, die Maoris, fast ganz auf der Nordinsel zusammengedrängt, gehört der hellfarbigen oceanischen Sippe an. Bei den verschiedensten Stämmen und in den entlegensten Theilen der Insel findet sich gleichförmig die Ueberlieferung von einer Einwanderung aus einer nordöstlich gelegenen Insel Hawaiki, in welcher man die Sandwichinsel Hawaii, wohl richtiger die Schifferinsel Sawaii erkennen mag. Nach den Geschlechtsregistern der Häuptlinge müßte die Einwanderung etwa vor 500 Jahren erfolgt sein. Die Europäer fanden in den Neu-Seeländern einen schönen, kräftigen Menschenschlag, der den Brauch des Tättowirens kannte, geschickt in Kunstfertigkeiten aller Art, nicht ohne großartige Ritterlichkeit, dabei über alle Maßen kriegslustig, rachsüchtig, wild und grausam. Genugthuung für eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung zu fordern, war Grund und Vorwand aller Kriege. Bald galt es offene Schlacht, bald die Erstürmung der befestigten verpallisadirten Dörfer. Und wie bei den Battas gesellte sich zu

---

1) In seiner insularen Lage, sagt F. v. Hochstetter, aus dessen trefflichem Werk über Neu-Seeland wir bereits oben Einiges entlehnt haben — in den Verhältnissen des Klimas, des Bodens und der ganzen Gestaltung des Landes hat Neu-Seeland unter allen Kolonial-Ländern der britischen Krone am meisten Aehnlichkeit mit dem Mutterlande und scheint daher vor andern berufen zu sein, eine Mutter civilisirter Völkergeschlechter zu werden — ein Großbritannien der Südsee.

verhältnißmäßig hoher Civilisation Menschenfresserei. Den Hauptschmuck der Hütten bildeten gebackene Köpfe von Freunden und Feinden, und die Yes-Yes und Oui-Oui wurden anfänglich vornehmlich nach dem Fleischgeschmack unterschieden. So fraßen sie 1771 den französischen Capitän Marion du Fresne mit 16 Matrosen. Ihr Heidenthum bestand und besteht vornehmlich aus dem Glauben an die Geister der Verstorbenen, und die Citirung derselben erfolgt ganz in der Art der modernen Geisterklopferei. Die in dem Volke ruhende Anlage und geistige Regsamkeit aber zeigte sich in einem auffallenden und entgegenkommenden Verständniß für europäische Sitte und Bildung. Englische Missionare begannen seit 1814 das Evangelium zu predigen. Samuel Marsden, Kaplan, dann Bischof in Neu-Südwales, ist der erste Apostel von Neu-Seeland. Neu-Seeländer, die zum Behuf des Tauschhandels erschienen, schützte er gegen Unbill, speiste und tränkte sie. Und die Wilden vergaßen es ihm nicht; in den Wäldern von Nui-Tureni sangen die Kinder das Lob des guten weißen Mannes von Paramatta. So fanden denn die Missionare, welche Marsden den Neu-Seeländern zuführte, die günstigste Aufnahme und gründeten bald zehn Missionsplätze. Später folgten methodistische und französisch katholische Missionare. Streit der Bekenntnisse blieb auch hier nicht aus, denn wohin die Kirche in ihrer Gespaltenheit den Fuß setzt, da bringt sie neben den Segnungen auch den Unsegen des Kirchenzwistes mit. Der größte Theil der Eingebornen ist für das Christenthum und damit für höhere Gesittung gewonnen; der sterbende Marsden († 12. März 1837) konnte über ein reiches Erntefeld den letzten Segen sprechen. Immer mehr Europäer ließen sich auf Neu-Seeland nieder, der Verkehr wurde immer lebhafter. Unter Zustimmung der Eingebornen erklärte England 1840 im Interesse des antarktischen Walfischfanges, im Hinblick auf Bauholz und Phormium, aber auch im Interesse der Mission die Insel für eine britische Colonie.[1])

Die Colonie wird in zwei Provinzen getheilt, die Nord- und Südprovinz. An der Spitze des Ganzen steht ein Gouverneur; die südliche Provinz hat einen besondern ihm untergebenen Unterstatthalter (Lieutenant-Governor), und den einzelnen Distrikten stehen noch besondere Regierungsbeamte (Superintendents) vor. Sonst ist die ganze Einrichtung der der übrigen englischen Colonien, namentlich der australischen, nachgebildet. Alles Land ist Privatbesitz, das bei der Besitznahme im Besitz der Eingebornen befindliche als ihr Eigenthum anerkannt; zugleich darf nur die Regierung es von ihnen kaufen und sie veräußert es wieder ganz wie in den australischen Colonien auf öffentlichen Auctionen und verwendet den Ertrag zur Beförderung der Einwanderung. Die europäischen Einwohner leben mehrentheils in Städten oder Dörfern,

1) Schon 1815 hatte der Gouverneur von Neu-Südwales Neu-Seeland für englisches Gebiet erklärt, doch hatte dieser Act keine Folge. Gegenwärtig führt der Maori-Häuptling Rewi mit vielem Geschick und großer Ausdauer auf Neu-Seeland Krieg gegen die Colonie.

seltener einzeln zerstreut, und beschäftigen sich mit Ackerbau, viel mehr aber mit der Viehzucht (Wolle ein wichtiger Ausfuhrartikel), dem Handel, der mit Australien, den übrigen Inseln des Oceans, Europa und Amerika betrieben wird, und dem Fischfange, besonders dem Fange der Walfische. Ueberhaupt ist Neu-Seeland auch den Deutschen in neuerer Zeit mehrfach als besonders günstiges Auswanderungsgebiet anempfohlen worden. Die Eingebornen, welche unter den Fremdlingen nationale Selbstständigkeit zu behaupten wußten, wohnen dagegen fast allenthalben von den Europäern abgesondert in kleinen Dörfern; sie treiben vorzugsweise Landbau, dann Fischerei und dienen auch nicht selten als Seeleute auf englischen Schiffen.

Die anglicanische und die römische Kirche haben hier Bischöfe, auch die Methodisten zahlreiche Anhänger.

Die Nordprovinz umfaßt die Nordinsel mit Ausnahme ihres südlichen Theils. Die Hauptstadt ist Auckland, im Grunde des Golfs Hauraki an der schmalsten Stelle der Nordinsel. Sitz der Regierung und der beiden Bischöfe. Im Jahre 1857: 15,000 europäische Einw., darunter waren 1855: 1134 Gewerbsleute, 667 Tagelöhner, 673 Ackerbauer, 416 Kaufleute, 12 Juristen, 23 Aerzte u. s. w. 1863: 16,106 Einw., wovon auf die Provinzen Auckland 27,644, Taranaki 2211, Wellington 13,643, Hawkesbay 2608. 1852 liefen 741 Schiffe ein. Kororarika an der Inselbai, früher der lebhafteste Ort und Hauptsammelplatz der Walfischfänger. New-Plymouth in fruchtbarer Gegend. 1857: 3000 europäische Bewohner.

Die Südprovinz umfaßt die Südinsel (New-Munster)[1]) und den südlichen Theil der Nordinsel (auch wohl New-Ulster genannt). Die Hauptstadt Wellington liegt auf der Nordinsel an der Cooks-Straße am Hafen Nicholson, der erste Handelsplatz der Insel. 1857: 12,000 europäische Einw. An der Südküste der Cooks Straße Nelson, 1857: 9000 europäische Bewohner. Canterbury an der Ostküste, in demselben Jahre 7000 Europäer. Auch an der Ostküste die 1848 gegründete schottische Colonie Otago, 1857: 4000 europäische Einw. — Auf der Ostseite die merkwürdig gestaltete Halbinsel Banks, zwischen den tief einschneidenden Buchten Cooper-Bai und Akaroa-Bai. Die letztere bildet einen prächtigen über 2 M. langen Hafen, an dem 1840 unter englischer Oberherrschaft eine kleine französische Ansiedlung gegründet ward.

Auch die Stewart-Insel (New-Leinster), 45 □M., ist bewohnt.

Die gesammte europäische Bevölkerung wurde 1863 auf 125,812, ohne die Soldaten und deren Familien angeschlagen. 1851 gab der Unterstaatssecretär der Colonie die Gesammtbevölkerung auf 200,000 an, darunter 30,000 Europäer.

Mit Neu-Seeland zusammen sind noch einige der 40 kleinen Inseln und Gruppen, die umher gestreut sind, zu merken: Im Nordosten liegen die vier felsigen und unbewohnten, 1788 und 1793 aufgefundenen Kermandec-Inseln, die größte Raoul, 29° 16′ Br. Im Osten von Neu-Seeland die felsigen, 1791 entdeckten Chatam-Inseln, eine größere, Warekauri, und mehrere kleinere. Europäische Niederlassung und Mission der Berliner (Goßnerschen) Gesellschaft. Insel

2) Die Südinsel hatte 1863 82,952 weiße Einw., wovon: Nelson 11,001, Marlborough 2356, Canterbury 20,432, Otago 45,588, Southland 3455. Die Hauptstadt dieser letztern, fast ganz von Schotten bewohnten Provinz heißt Invercargill.

Bounty, 47° 35′ Br. Die Antipoden-Insel, 49° 40′ SB., 173° 40′ WL. (Ferro), liegt der französischen Küste ostnordöstlich von Cherbourg antipodisch gegenüber. Im Südwesten die 1806 entdeckte Gruppe Aukland, 50° 40′ Br. Insel Campbell, 52° 36′ Br., und Macquarie, 54° 19′ Br., in ihrer Natur Neu-Seeland ähnlich. Die letztgenannte Gruppe ist 1811 von einem Robbenjäger entdeckt, der 80,000 Häute mitbrachte; sie bildet das südlichste bekannte Land von Australien. Alle genannten Inseln sind in der Zeit von 1788—1811 aufgefunden.

§. 4. Der äußere Inselgürtel.

Der äußere Gürtel zerfällt für die Betrachtung in drei Stücke: das von der indischen Inselflur nach Osten gerichtete nordwestliche Endstück, das von Norden nach Süden gerichtete Mittelstück, beide dem innern Gürtel parallel — endlich das südöstliche Endstück, welches sich im rechten Winkel von dem innern Gürtel abbeugt.

A. Das nordwestliche Endstück ist im äußersten Westen in zwei Inselreihen gespalten; die eine ist nach Dschilolo, die andere nach den Bonin-Inseln hin gezogen.

1. Die Pelew- (Palaos-) Inseln [1]) sind 1696 zuerst aufgefunden. 1710 landete der Spanier Padilla mit jesuitischen Missionaren, die von den Einwohnern getödtet wurden. Bekannter wurde die Gruppe durch den englischen Seefahrer Wilson, der 1783 hier scheiterte; durch ihn kamen die Insulaner in den Ruf eines liebenswürdigen, mit allen Tugenden geschmückten Kindervolks. Ein Geograph nannte sie sogar den „Diamant des Menschengeschlechts." Spätere Besucher schilderten sie dagegen von der ungünstigsten Seite und amerikanische Schiffbrüchige wurden 1831 auf das härteste behandelt. Die Gruppe besteht aus mehreren Attols, die größere und kleinere Inseln umschließen: Palao oder Pelelew hat eine stadtähnliche Ortschaft. Babelthuap im Mittelpunkte der Gruppe ist die größte Insel.

2. Die Marianen, [2]) am ersten unter den australischen Inseln aufgefunden, bilden eine von Norden nach Süden gestreckte Reihe von 17 Inseln, 300 M. östlich von den Philippinen, südlich von den Bonin-Inseln. Eine breite Straße trennt sie in zwei Abtheilungen. Die südlichen Inseln sind hügelige fruchtbare Kalkeilande, an den flachen Küsten mit Korallenriffen umgeben, hinter denen schöne Häfen liegen.

---

1) Meinicke und andere Geographen ziehen die Pelew-Inseln zu den Carolinen. Die Natur ist allerdings ganz dieselbe. Immerhin kann man aber den Begriff der Carolinen auf die von Westen nach Osten gerichteten Inseln beschränken, und die von Südwesten nach Nordosten gerichteten Pelew-Inseln unterscheiden.

2) Dieser Name stammt erst von der spanischen Besitznahme und bezieht sich auf die Königin Mariane, welche die erste Mission derselben veranlaßt hatte. Magelhaens nannte sie wegen der Dieberei der Bewohner Ladronen. Auch der Name St. Lazarus-Archipel kommt von Magelhaens. Er soll ihnen auch den Namen Islas de las Velas latinas gegeben haben, wegen der dreieckigen Form der Segel ihrer Fahrzeuge, indem bei der Marine solche Segel lateinische genannt werden. Es ist aber noch nicht ausgemacht, ob die Inseln las Velas nicht südlicher lagen.

Das Klima ist gemäßigt und sehr gesund. Guahan oder Guan ist die südlichste und zugleich größte Insel der ganzen Gruppe; es folgen nördlicher Rota, Tinian, auf der Anson und Arago riesenhafte Ueberreste uralter Tempel und Paläste fanden, und Saypan. Die nördlichen Inseln sind steil und bergig und durchaus vulkanisch, neben erloschenen giebt es noch thätige Vulkane, wie in Guguam, Pagon, Asuncion, ein vulkanischer Kegelberg, bis auf einen schmalen Küstenstreif von schwarzer Lava übergossen. Die Küsten hoch und hafenlos. Die Bewohner hatten mit den Eingebornen der Philippinen große Aehnlichkeit, trieben Landbau und lebten in kleinen Staaten mit monarchischer Verfassung. Gegen Europäer und die Spanier sonst freundlich, setzten sie einem Versuche, Guahan zu colonisiren und zugleich zum Christenthume zu bekehren, kriegerischen Widerstand entgegen. 1667 waren spanische Missionare auf die Insel gekommen und ihre Berichte veranlaßten die Regierung, 1678 das damals von 40,000 Menschen bewohnte Guahan zu besetzen. Die Bewohnerzahl des ganzen Archipels wurde auf 100,000 geschätzt. Das Schwert der Spanier und Epidemien lichteten sie auf erschreckliche Weise, die tapfersten Insulaner gaben sich den Tod, um der Knechtschaft zu entgehen.[1]) Jetzt sind außer Guahan und Rota die Inseln unbewohnt, auf den genannten Eilanden leben 10,000 Einw., ein Gemisch von Ureinwohnern der Philippinen (Tagalen), Spaniern und Indianern aus Peru. Sie sprechen ein dem Malayischen und Tagalischen verwandtes Idiom, Chamorro genannt. Die Marianen sind das einzige australische Land, welches keine Ureinwohner hat. Vor dreißig Jahren soll noch ein Paar vorhanden gewesen sein.

Der spanische, von Manila abhängende Gouverneur wohnt in Agaña (eigentlich San Ignacio de Agaña) auf Guahan, 2000 Einw., mit dem sichersten Hafen der Marianen, früher Ruhepunkt der spanischen Galeeren auf der Fahrt zwischen Manila und Acapulco. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat einige schöne Häuser. Der etwas entfernt liegende Hafen Umata durch Festungsanlagen geschützt, „welche man einmal die Absicht hatte, mit Kanonen zu besetzen." Außer der Stadt liegen noch zehn Dörfer auf Guahan, auch auf Rota ein Kirchdorf.

Im Jahre 1849 wurde die Bevölkerung der 57 □M. haltenden Gruppe zu 5500 Seelen angegeben. Spanien setzt bei der Colonie noch jährlich 18,000 Piaster zu. 1856 sind die Marianen durch ein königliches Drecret zum Verbannungsort bestimmt worden.

3. Die Carolinen (neuen Philippinen) strecken sich durch

---

1) „Die Eingebornen", äußert ein spanischer Geschichtsschreiber, „konnten in ihrem Freiheitssinn kein fremdes Joch ertragen; es fiel ihnen so lästig, daß bei ihrem Unvermögen, es abzuschütteln, die sich lieber erhängten, oder auf andere verzweiflungsvolle Weise ihr Leben endigten. Die Weiber machten sie vorsätzlich unfruchtbar oder warfen ihre Leibesfrucht ins Wasser, überzeugt, daß der Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlöse, sie glücklich und selig mache. So hielten sie die Abhängigkeit für des Menschen größtes Unglück. Auch trug eine epidemische Krankheit dazu bei, die unter dem übrig gebliebenen Haufen eine ungemeine Verheerung anrichtete."

25 Längengrade oder fast 400 Meilen von Westen nach Osten; der Name Carolina, den im Jahre 1686 der Spanier Lazcano der einen Insel zu Ehren seines Königs Karl II. beilegte, ist auf alle übertragen. Sie sind 1817 durch Kotzebue, den Chamisso begleitete, und 1826 durch Lütke, auf das gründlichste untersucht. 47 Attols schließen gegen 500 größere und kleinere Inseln ein, die größeren Attols zeigen Mauerlücken, die in das innere Seebecken und zu einzelnen brauchbaren Häfen führen. Die hohen Inseln Yap, Puinipet (Ascension), 6 □M., mit den Ruinen einer bedeutenden vorgeschichtlichen Stadt, Rug oder Hogoleu, 9 □M., Ualan oder Walan, erst 1804 von Crozet entdeckt, sind vulkanischer Natur. Die Einwohner, hauptsächlich auf die animalische Nahrung des Meeres angewiesen, stehen unter kleinen Königen und zeichnen sich durch Handelsgeist und kühne Seefahrten aus. Namentlich unterhalten sie auf ihren gebrechlichen Booten Verkehr mit Guahan. Auf Ualan steht das Volk unter Urosses, d. i. Häuptlingen, und dem Urossetone oder Oberkönig. Der letztere wohnt im Dorfe Lele, das durch mächtige Steinmauern in Quartiere und Gassen getheilt wird.[1]) Versuche, das Christenthum zu pflanzen, wurden seit 1696 zu wiederholten Malen von den Spaniern gemacht. 1731 ging Pater Cantova mit einem andern Priester und mehreren Begleitern wieder nach den Carolinen und errichtete eine Missionsstation. Er starb als Märtyrer und 14 Spanier wurden ermordet. In neuerer Zeit machen die Spanier Ansprüche auf die Carolinen und dehnen diese sogar auf die Pelew-Inseln, welche sie westliche, und die Marshall- und Gilbert-Archipele, welche sie östliche Carolinen nennen, aus.

B. Das von Norden nach Süden gerichtete Mittelstück.

4. Die Marshalls-Inseln sind in einzelnen Eilanden schon 1529 durch Saavedra, 1765 und 1767 von Byron und Wallis entdeckt, aber eigentlich erst 1788 durch die Engländer Marshall und Gilbert vollständig aufgefunden. Sie bestehen aus zwei parallelen Reihen von Attols; man zählt 12 solcher Lagunenriffe. Die östliche Reihe, Radak, ist 1816 durch Kotzebue genau erforscht. Kawen und Otdia sind die am gründlichsten untersuchten Attols. Die westliche Kette heißt Ralik. Die Bewohner sind denen der Carolinen ähnlich und zeichnen sich durch Freundlichkeit und Milde aus. Chamisso zeichnet sie uns in anziehender Schilderung als den edelsten und liebenswürdigsten Stamm der australischen Inselwelt.[2])

1) Den König von Ascension besuchte Andersson. Se. Majestät stellte sich in völliger Nacktheit dar — „da ich bemerkte, daß in dem großen Loche des linken Ohrläppchens eine kleine Cigarre steckte, nahm ich mir die Freiheit eine ähnliche in dem andern anzubringen und hatte das Glück, daß die Majestät sich verlauten ließ, ich sei „a very good man," worauf sich auch die ganze Conversation beschränkte."

2) Nur ein kleines Genrebild aus seiner Beschreibung: „Es war verabredet, daß ich diese Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war schon der Capitain in seinem Boote an das Schiff zurückgekehrt, und es schien Allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gast anschloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanusteiges, beschäftigt. Wir brachten den Abend unter den Cocosbäumen am Strande des innern

5. Durch 3 Breitengrade ist der Archipel der Gilberts=Inseln gedehnt, ebenfalls 1788 aufgefunden. Wie die Marshalls=Inseln in eine östliche und westliche Gruppe, so zerfallen die Gilberts=Inseln in eine nördliche, Scarborough, und eine südliche, Kingsmill, mit der berühmtesten Insel Drummond. Die höchste der Koralleninseln ragt nicht 20′ über den Meeresspiegel. Im ganzen Ocean giebt es keine Inseln, die so wenig in Verkehr mit Europäern ständen als diese. Die zahlreichen Bewohner sollen mit denen der Schiffer= und Freundschafts=Inseln Aehnlichkeit haben. Das Meer im Osten der Gruppe ist noch ziemlich unbekannt.

Bei Aelteren kommen Marshalls= und Gilberts=Inseln auch unter dem Namen Lord Mulgrave's= (war 1800 Lord der Admiralität) Archipel vor. Englische und amerikanische Karten gebrauchen öfters den Namen Central=Archipel. Von den Ver. Staaten werden nur zwei dieser Gruppe, die Makin= oder Pitt=Insel und die Maravi= oder Matthew=Insel beansprucht. Im NO. der folgenden Gruppe haben die Nordamerikaner einige Inseln in Besitz genommen, nämlich die Phönix=Gruppe und die weiter südlich gelegene Union=Gruppe mit 3 bewohnten Inseln. Oestlicher stößt man auf die dicht mit Cocospalmen bedeckte Koralleninsel Penrhyn oder Tongareoa. Auch die Malden=Insel ist eine Korallenbildung.

6. Das weiter nach Süden folgende Glied, die Ellice=Gruppe, wurde 1819 von dem amerikanischen Capitän Peyster entdeckt und umfaßt in Korallenlagunen an 250 Inselchen; in der Mitte die Achilles=Insel.

7. Das südlichste Glied im Mittelstück bilden die Fidschi= oder Viti=Inseln, von Tasman 1643 gesehen und Prinz Williams=Inseln genannt, aber erst seit 1827 genauer erforscht. Sie bilden einen mit Korallenriffen durchwirkten Archipel von 154 Eilanden, von denen etwa ein Drittel bewohnt ist und sind vulkanischen Ursprunges. Basaltkegel erheben sie bis zur Höhe von einigen tausend Fuß und sind bis zum Gipfel hinauf bewaldet. Der Boden ist üppig fruchtbar; von Brod=

Meeres zu. Der Mond war im ersten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Pfeife anzuzünden. — Es wurde gegessen und gesprochen; das Gespräch, dessen Gegenstand unsere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten sich, den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vorsingen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, die schönen, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die radackische Trommel verstummt war, forderte mich Rarick auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern, und sollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf und deklamirte getreu, indem ich Silbenmaaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht und zwar das Goethische Lied: „Lasset heut' im edlen Kreis ꝛc." Verzeihe mir unser verewigter deutscher Altmeister, das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichste nach, und ich freute mich, sie — obwohl mit entstellter Aussprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Resolut zu leben."

Neuere Mittheilungen schildern die Eingebornen als die größten Reisenden unter den Bewohnern der Südsee. Ohne irgend eines der von den Seeleuten als unentbehrlich angesehenen Instrumente unternehmen sie weite Seefahrten, selbst bis zur [illegible] Insel. Von einer Tanzbelustigung der Insulaner berichtet auch der Globus, 1864 S. 351.

fruchtbäumen haben die Inseln neun Varietäten; Bananen, Cocospalmen, Yams liefern reichliche Nahrung. Dennoch sind die 150,000 Eingebornen, wie es scheint, ein Gemisch aus Australnegern und Oceaniern, Kannibalen. Etwa $1/_3$ Christen.

Sie sind, wie namentlich Willes sie schildert, Menschenfresser, nicht nur, weil ihre Religion es vorschreibt, sondern weil Menschenfleisch ihnen vorzugsweise mundet und für den größten Leckerbissen gilt. Es gehört zur Höflichkeit, daß ein Freund dem andern von Zeit zu Zeit einen Arm oder eine Lende schickt, die mit Dank für den Geber auch dann verspeist wird, wenn sie schon etwas angegangen ist. Der Fidschi-Insulaner bedient sich eines sehr bezeichnenden Vergleichs, wenn er einen Leckerbissen beschreiben will; er schmecke ihm, sagt er, so zart wie Menschenfleisch. Menschenopfer werden jetzt häufiger als in früherer Zeit dargebracht, weil die Liebhaberei an der „süßen Speise" gewachsen ist; und als Willes Vorstellungen dagegen machte, erklärte man ihm offen und rund heraus: „es schmeckt gut." Die zahlreichen Häuptlinge liegen häufig, auch in neuester Zeit wieder, in Fehde mit einander, man unternimmt Raubzüge, um Menschen zu fangen, die dann erschlagen und verspeist werden; jeder Kriegsgefangene oder im Treffen Gefallene wird gebraten. Noch mehr: die Kannibalen verzehren nicht blos ihre Feinde, sondern verspeisen auch das Fleisch ihrer Freunde, und es wird erzählt, daß, wenn einmal Noth eintritt, die Familien ihre Kinder austauschen, um doch wenigstens nicht ihr eigenes Fleisch und Blut zu fressen. Das Fleisch weiblicher Körper wird vorgezogen; Frauen dürfen kein Menschenfleisch in Gegenwart von Männern zu sich nehmen, auch ist der Genuß im Allgemeinen ein Vorrecht des Adels, weil das gemeine Volk nur dann etwas erhält, wenn so großer Ueberfluß da ist, daß die Edelleute nicht alles verzehren können. Auf das Einsalzen versteht man sich nicht; die Geschlachteten werden zerstückt und im Ofen gebraten; dem Volke ist übrigens das Recht zuerkannt, die Knochen abzunagen, welche ein Edelmann ihm zuwirft.[1])

Die zwei entschieden größten Inseln sind Vanualevu oder Pau, die nördlichste, mit heißen Quellen an der an der Savu-Bai, südwestlich davon Vitilevu, die größte und wichtigste von allen (210 □M.) Zwei andere Inseln stehen diesen beiden an Größe weit nach, ragen aber unter den kleineren hervor: Lakemba, südwestlich von Pau und Kantavu, die südlichste Insel mit dem besten Hafen der ganzen Gruppe. Das zusagende Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens haben nach und nach einige Nordamerikaner und Engländer veranlaßt, sich auf den größern Inseln niederzulassen; englische methodistische Missionare sind ihnen gefolgt, zu denen sich auch französische Mönche als Glaubensboten der katholischen Kirche gesellten. Einer der mächtigsten Häuptlinge hat sich auch zum Christenthume bekehrt und frißt seine Feinde

1) Der zum Christenthume bekehrte Häuptling Rawatu von Rakiraki führte im November 1848 den englischen Missionar Lyth eine halbe Stunde weit aus der Stadt hinaus, um ihm die Steine zu zeigen, die sein Vater an einen bestimmten Platz zusammengelegt hatte, und zwar jedesmal einen nach Verzehrung eines Menschen. Das war so seine Art gewesen, über seine Menschenfresserei Buch zu halten; er hatte aber mit dieser Buchführung erst angefangen, nachdem seine Kinder schon herangewachsen waren. Da fand denn Lyth, ein wenig vom Fußpfade ab, eine lange dichtgedrängte Reihe Steine liegen. Ein Begleiter zählte sie, und es waren 872, ungezählt die Steine, welche aus der Reihe gefallen oder zerstoßen waren. Rawatu versicherte dabei, daß sein Vater alle diese Menschen allein verzehrt und nie einen weggegeben habe, wenn er deren auch zu mancher Zeit überflüssig in Vorrath gehabt. Die Leiche wurde gekocht und wieder gekocht, was zur Erhaltung des Fleisches diente, bis der letzte Bissen verzehrt war.

nicht mehr. Leider geben aber die Weißen den Wilden ein schlechtes Exempel, und die Mißstände des Handelsneides und der Eifersucht verschiedener Nationalitäten und Kirchen treten in schroffer und unerfreulicher Weise hervor. Namentlich verfolgen die Methodisten die Katholiken, worunter natürlich die ganze Mission leidet. Die Fidschi-Inseln haben lange ihre Unabhängigkeit bewahrt, aber der König Thakombau suchte 1859 um das Protektorat Englands nach, um dem von den Vereinigten Staaten auf ihn ausgeübten Drucke zu entgehen. Die meisten Europäer haben aber die Inseln des ungesunden Klimas wegen verlassen und England scheint sich auch nicht um dieselben zu kümmern. Dagegen scheint Frankreich ein Auge auf die ergiebige Inselgruppe geworfen zu haben; auch macht die katholische Kirche in neuester Zeit einige Fortschritte.

Ein käufmännischer Bericht schildert die Fidschi-Inseln als die reichste und wichtigste Gruppe Polynesiens: „Man erreicht dieselben in 7—10 Tagen von den englischen Colonien Neu-Hollands oder Neu-Seelands aus, und sie werden künftig einmal eine ähnliche Stellung zu Australien erhalten, wie heute Westindien zu Amerika und Europa. Diese Gruppe ist so ergiebig, daß sie eine Million Menschen ernähren könnte. Schon jetzt liefert sie Zucker, Baumwolle und Taback; Versuche mit dem Anbau von Kaffee, Reiß und Indigo sind vortrefflich gelungen und alle tropischen Erzeugnisse gedeihen."

C. Das südöstliche Endstück.

8. Die Schiffer-Inseln [richtiger Navigatoren[1])] oder Samoa-Inseln, sechs an der Zahl, reihenartig von Westen nach Osten gelagert, wurden wahrscheinlich schon 1722 von Roggeveen entdeckt, von Bougainville 1768 genauer erforscht. Die Inseln sind allesammt vulkanischen Ursprungs, hoch und bergig, die Küsten steil und sicher, Korallenriffe selten. Die westliche Insel Sawaii, die größte, hat Höhen von 10,000′, dann folgen Upolu, Tutuila, Maunatele und zwei unbedeutende. Von den Bergen, die sich meistens in dem Mittelpunkte zusammendrängen, senkt sich das Land allmählig in sanften Terrassen bis zum Gestade herab; kleine Bäche und Flüsse zeigen sich als schmale Silberstreifen zwischen den schönsten Bäumen der Tropenwelt; allenthalben wechseln Baumgruppen, grüne Plätze und Wohnungen mit einander ab, welche letztere fast alle unter dem Schatten hoher Brodbäume stehen. Der Boden ist fruchtbar und dürfte den Anbau tropischer Produkte reichlich lohnen. Die Bewohner, die hellfarbigsten der Oceanier, zählen gegen 34,000 Köpfe, davon 16,000 auf der Hauptinsel Upolu. Sie stehen unter Häuptlingen. 1830 kam Williams mit acht Begleitern auf die Inseln. Es wüthete gerade

1) Der von Bougainville herrührende Name soll sich entweder auf die Geschicklichkeit, mit welcher die Bewohner ihre Fahrzeuge handhaben, oder nach Meinicke darauf beziehen, daß sich in der Gegend der Samoa-Gruppe die Curse mehrerer früherer Seefahrer nahe berühren.

ein schrecklicher Krieg, denn die Insulaner waren eben so eilend Blut zu vergießen, als ihre Kähne, über das Meer zu fahren. Nach zwei Jahren stand schon eine Kirche da und ein englischer Schiffscapitän klagte, es sei vergeblich, Flinten und Pulver zu Markte zu bringen, die Leute verlangten nur Bücher, Missionare, Federn, Tinte, Schiefertafeln und Papier! Gegenwärtig bekennen sich die Bewohner, mit Ausnahme etlicher Hundert, zum Christenthum, und der größte Theil der Bibel ist in ihre Sprache übersetzt und gedruckt worden. Man findet auf der Inselgruppe 177 protestantische Kapellen, 170 Wochen- und 147 Sonntagsschulen; außerdem 7 katholische gottesdienstliche Gebäude für etwa 500 Mitglieder der römischen Kirche. Die englischen Missionare geben eine Zeitschrift, den Samoan-Reporter, heraus. Auf Upolu liegt der Pic Tafua, 2006'; ein großer, ganz mit dicker Waldung erfüllter Krater krönt einen regelmäßig abgerundeten Aschenkegel. Den sehr günstigen Hafen Apia besuchen viele Walfischfänger. Hier leben gegen 80 Europäer, darunter ein englischer und ein amerikanischer Consul. Beide Nationalitäten scheinen sich auch hier das Leben sauer zu machen und die armen Insulaner kommen dabei am schlimmsten weg. Auf den übrigen Inseln sind auch noch an 60 Weiße zerstreut.

9. Die Tonga-Gruppe wurde 1643 von Tasman entdeckt. Cook erforschte sie 1773 und 1777 genauer und nannte sie den sanften gutwilligen Bewohnern zu Ehren die Freundlichen Inseln (Friendly Islands) oder Freundschafts-Inseln. Die Inseln, die diesen Archipel bilden, sind meist klein, haben im Ganzen die Richtung von Norden nach Süden, sind von gefährlichen Korallenriffen umgeben, die jedoch vor entzündeten Inseln unbelebt sind, denn die Korallenthiere scheuen die Vulkane. Die meisten Eilande sind niedriges Hügelland, Kalk, über den eine Erdschicht gelagert ist. Sie zerfallen in drei durch schmale Straßen geschiedene Abtheilungen. In der nördlichen Gruppe ist Vavao die größte Insel; auf Fanualei (Amargura) und Lato Vulkane. Die mittlere Gruppe enthält die Inseln Namuka, die vulkanischen Inseln Tofoa oder Foa und Kao, einen dreiseitigen, zuckerhutartigen 3900' hohen Felsen, und die Hapai-Gruppe. In der südlichen Abtheilung Eua oder Tongatabu, d. i. das heilige Tonga, die bedeutendste aller Inseln mit der Hauptstadt Nikualofa. Der Boden ist fruchtbar, entbehrt aber aller fließenden Bewässerung. Die 25,000 Bewohner, hellfarbige Polynesier, übertrafen alle andern Inselvölker des Oceans an Bildung und zeigten in dem Bau ihrer Häuser und Boote, der Verfertigung ihrer Geräthschaften, Waffen und Kleider, sowie im Landbau bedeutendes Geschick und nicht geringe Kunstfertigkeit. Ihre religiösen Vorstellungen waren in ein ordentliches System gebracht; sie waren in einem Staate verbunden mit einer eigenthümlichen, fest bestimmten Verfassung, die vollständiger und geregelter war als sonst auf diesen Inseln; an der Spitze des Staates stand ein

König, der in Tongatabu residirte. Jetzt bilden die nördliche und mittlere Gruppe den Staat Vavao. Auf dieser Insel residirt der König, dessen Unterthanen zum protestantischen Christenthum bekehrt sind. 1797 kamen Missionare von London nach Tongatabu, drei wurden ermordet, die andern kehrten zurück; seit 1822 siedelten sich die Methodisten an. Die Kirchen (1850 über 100) sind geräumige Hütten, die Kanzel in der Mitte, der Boden mit weichen Matten belegt. „Eine Bibel," erzählt Andersson, „giebt es in jeder Hütte, und sie sieht immer ziemlich abgenutzt aus. Im Gegensatz zu den leichtsinnigen Schönen von Tahiti und den Sandwich-Inseln zeigen die Weiber gen Himmel und rufen „Tabu," wenn ihnen Einer zu nahe kommt." Die südliche Gruppe unter mehreren kleinen Fürsten ist für den katholischen Glauben gewonnen, doch giebt es auf Tongatabu auch Protestanten. Gegenwärtig soll wieder ein König Georg über alle Inseln den Scepter führen.

Sieht man die Fidschi-Inseln als den westlichen Eckpfeiler des südöstlichen Endstücks an, so bilden die drei eben geschilderten Gruppen ein gegen Osten geöffnetes Dreieck; der Fidschi-Archipel die nach Westen gerichtete Spitze, Samoa die Spitze des langen Nordostschenkels, Tonga das Ende des kürzern Südostschenkels. Nordöstlich vom Fidschi-Archipel Rotuma, zwischen Fidschi und Samoa Wallis oder Uwea und Futuna Hauptsitze katholischer Missionare. Nina zwischen Samoa und Tonga, Ninafan östlich von Vavao sind protestantisch.

Die Insel Wallis steht unter französischem Protektorat.

10. Den breiten Seeraum zwischen dem Fidschi-Samoa-Tongadreieck und den östlichen Gruppen füllen kleine, durch weite Meeresstrecken von einander geschiedene Inseln, die man sich für die Betrachtung zu einem Archipel zusammenfaßt. Nach seinem Entdecker wird er am gewöhnlichsten Cooks-Archipel genannt, die Missionare gebrauchen den Namen Hervey-Gruppe. Die bedeutendste Insel ist das romantische Felseneiland Rarotonga, ein schönes gebirgiges Land von vulkanischer Natur mit breiten, sehr fruchtbaren und gut bewässerten Küstenebenen, die allein bewohnt und angebaut sind, aber von Riffen umgeben, schwer zugänglich und hafenlos. Die südlichste Insel ist Mangia oder Mandschin. Andere Inseln dieser Gruppe sind Aitutaki, Atue, Mauki, Mitiero. Die Bewohner des Cooks-Archipels, 12,000 bis 15,000 an der Zahl, sind durch eine gemeinsame Sprache verbunden, haben neben manchen Eigenthümlichkeiten mit den Tahitiern große Aehnlichkeit. Sie sind durch protestantische Missionare, unter denen auch hier Williams leuchtet, in sieben Jahren zum Christenthume bekehrt, das besonders auf Rarotonga tiefe Wurzel geschlagen hat.

11. Die Societäts- oder Gesellschafts-Inseln (Archipel von Tahiti, Georgischer Archipel) sind von Quiros entdeckt, der 1606 auf einer von Lima aus unternommenen Fahrt einige derselben gesehen; 1767 nahm der englische Capitain Wallis die Gruppe für

England in Besitz. Von Cook wurde dieselbe 1769 gründlich erforscht und zu Ehren der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London, die seine Reise veranlaßt hatte, benannt.[1] Der Archipel, der zu den am besten bekannten gehört, besteht aus elf Inseln, die in der Richtung von Nordwesten nach Südosten an einander gereiht sind. Eine breite Straße trennt sie in eine westliche und östliche Abtheilung, welche die Engländer Windward- und Leeward-Islands (Inseln über und unter dem Winde) zu nennen pflegen.

Die Westgruppe (Leeward-Islands) bilden von Westen nach Osten Maupiti oder Maurua, Borabora, Raiatea und Taha, beide von einem Riffe umschlossen; Huahine.

Die östliche Reihe (Windward-Islands) eröffnet Mörea oder Eimeo. Dann folgt die 28 □M. große Hauptinsel Tahiti oder Taiti.[2] Sie besteht aus zwei durch einen (bei hoher Fluth überschwemmten) Isthmus an einander gehängten ziemlich runden Inseln, von denen aber die eine an Größe die andern bei weitem übertrifft. Die katholische St. Hedwigskirche in Berlin mit der angebauten Kapelle geben ein ungefähres Bild der Inselgestalt. Auf der größern Insel Opureonu oder Tahitinue, deren nördlichster Punkt, Point Venus,[3] 17° 29′ SB., sind die höchsten Punkte der Aorai und der trachytische Orohena, welcher die Höhe des Aetna erreichen soll. So zeigt Tahiti nächst den Sandwichinseln das höchste Eruptionsgestein des ganzen oceanischen Gebiets zwischen Amerika und Asien. Ausgebrannte Krater und Lavaströme finden sich nicht; die Insel zeigt nur die Trümmer des vormaligen vulkanischen Gerüstes. Auch auf der kleinen Insel oder vielmehr Halbinsel Tiarrabu erhebt sich ein Centralgebirge. Beide Bergmassen bestehen aus schmalen, beinahe messerscharfen Rücken, die vom Centrum auslaufen, aus großen, schroffen, wild durch einander geworfenen, wall- und zackenartig gestalteten Felseln mit oft 1000′ tiefen Schluchten, sind aber doch bis zu den höchsten Spitzen dicht mit Wald bewachsen, und eine Menge kleiner Ströme des schönsten Wassers ergießen sich von ihnen nach allen Seiten, zum Theil malerische Wasserfälle bildend. Das hohe Gebirge ist unbewohnt, nur in den Thälern findet man Ansiedlungen; vorzüglich aber haben die Einwohner sich das niedere Land, welches die Gebirge bis zum überall flachen Meeresufer umgiebt, und an manchen Stellen $^1/_2$ Stunde, an andern kaum den achten Theil einer Stunde breit ist, zum Wohnsitz erkoren. In diesen reizenden, amphitheatralisch aufsteigenden Landschaften der Insel sieht man die Wohnungen der Insulaner von Bananen- und Brodfruchtbäumen beschattet in geringer Entfernung von einander liegen. Bei jedem Hause finden sich eingezäunte Felder, auf denen die Besitzer ihre Yams, Bataten, Arum und eine Menge anderer gesunder

1) Eine andere Angabe: „weil sie gleichsam in Gesellschaft liegen und überdem von einem geselligen Volke bewohnt werden," entbehrt aller Begründung.

2) Nicht Otaheiti. O ist ein demonstrativer Artikel = das ist.

3) Weil Cook dort die Venus beobachtete.

und wohlschmeckender Wurzeln ziehen, die einen großen Theil ihrer Nahrung ausmachen. Das Zuckerrohr von Tahiti ist eine eigne Species. Den übrigen Theil des cultivirten Landes füllen Anpflanzungen von Bananen und Pisangs, oder kleine Wälder von Brodfrucht-, Kokos- und Orangebäumen, alles so dicht zusammengewachsen, daß der Boden, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, mit dem schönsten Grün prangt. Durch diese Wäldchen führen die anmuthigsten, mit Sorgfalt unterhaltenen Fußpfade fast immerwährend im kühlenden Schatten von einer Wohnung zur andern. Die Wohlgerüche schöner Blumen erquicken den Wanderer, und eine Menge verschiedenartiger Vögel, alle in tropischer Farbenpracht, ergötzen ihn durch ihren Gesang und ihre Stimmen. Nirgends sonst fand Ida Pfeifer Brodfrucht, Mango, Orange und Guave so trefflich und die Kokosnuß in solcher Menge, daß man nach Schlürfung ihres süßen Wassers Kern und Schale wegzuwerfen pflegt. „Und dieses ganze prachtvolle Gemälde, ausgeführt vom höchsten Künstler, ist in einem Rahmen von niedrigen Korallenriffen eingefaßt, an welchen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen, die hier eine Wehr bilden, gegen welche jede von Menschenhänden aufgeführte Hafenanlage als eine elende Kleinigkeit erscheint, und in deren Schutz die stille Lagune des Strandes, des Thales und der Berge schöne Formen treu abspiegelt."

Obgleich Tahiti, wie bemerkt, nur etwas über 17° vom Aequator entfernt ist, so wird die Hitze doch durch Land- und Seewinde so gemildert, daß die Europäer sie erträglich finden. Im Januar kühlt der alsdann sehr häufig fallende Regen die Atmosphäre beträchtlich ab. Sonst ist die Luft sehr heiter, trocken und vorzüglich gesund. Kranke, die von den Schiffen ans Land gebracht werden, genesen bald. Hier fallen keine Moskitos oder andere plagende Insecten der Tropenländer beschwerlich, hier haust kein Raubthier, kein schädliches Gewürm, keine Schlange.

Die östlichste Insel ist Maitea.

Alle Inseln sind hoch und bergig, außer Tahiti kommen indeß nur Höhen von 3000′ vor. Die Gebirgsnatur ist durchaus vulkanisch, doch finden sich nur erloschene Krater. Die mit dichten Wäldern bedeckten Gebirge sind von schmalen, durch die Gebirgsbäche reichlich bewässerten Küstenebenen umgeben, die größtentheils mit Fruchtbäumen bedeckt sind — kurz, im Wesentlichen ist sich die Natur aller Inseln gleich.

Die Entdecker fanden einen wohlgebildeten Menschenstamm oceanischer Abkunft; insonderheit die französischen Reisenden waren über die Schönheit der Frauen so entzückt, daß sie in Tahiti Neu-Cythera erkennen wollten.[1]) Ueberhaupt erscheinen die Insulaner in allen Schil-

---

1) Seltsamer Weise wollen neuere Reisende dies Entzücken durchaus nicht theilen. Wir führen nur Kotzebue's Aeußerung an: „Alle Grazien haben ihnen den Rücken gewandt. Entweder war

derungen als ein liebreiches, ruhiges, sanftes Kindervolk aus dem Paradiese; Haß und Rache waren ihrem Herzen völlig fremd. Obgleich Cook sie wiederholt sehr hart und ungerecht behandelte, so waren sie doch immer gleich wieder versöhnt, wenn er, weil er ihrer bedurfte, sich einigermaßen um ihre Gunst bewarb. Seine Gefährten konnten unbesorgt einzeln und unbewaffnet selbst die Nächte am Lande zubringen; überall fanden sie die freundlichste Aufnahme. Die Freigebigkeit, mit welcher die Natur ihnen ohne Mühe die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährt und sie sich einem sorglosen Leben hingeben läßt, erschien als Ursache dieser Milde des Charakters. — Unparteiische Betrachtung findet in dem natürlichen Menschen von Tahiti daneben doch viel Sünde. Der König war ein vergötterter Despot, das eigentliche Volk gemißachtet und gedrückt. Diebstahl ganz gewöhnlich, Unzuchtsünden in ungewöhnlichem Maße verbreitet. Es gab ganze Gesellschaften, Areyos, von jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche sich zu allen Ausschweifungen verbanden, und die daraus entstehenden Kinder wurden getödtet; eben so tödtete eine vornehmere Frau das Kind, wenn es von einem Manne geringeren Standes war. Blutiger Götzendienst war in den Händen herrschsüchtiger Priester, die zugleich Aerzte und Zauberer spielten, ein furchtbarer Zauberstab und das schreckliche Tabu (heilig, unantastbar) ihr Zauberwort. Der König war Tabu, und ebenso alles was er berührte, daher er in kein fremdes Haus ging, weil es sonst niemand mehr hätte bewohnen dürfen; selbst der Becher, woraus er getrunken, wurde sogleich zerstört; aber auch die Priester sprachen das Tabu aus über Oerter und Gegenstände, die dann niemand betreten oder berühren durfte, ja oft über gewisse Speisen, deren man sich dann eine Zeit lang enthalten mußte. Die Begräbnißplätze großer Familien, Moraïs, waren zugleich Orte der Anbetung, wo sie die grob gearbeiteten Statuen ihrer Götter in verzerrten Menschengestalten aufstellten, wo laute Gebete gehalten und Opfer, zuweilen Menschenopfer, gebracht wurden. Nächtlich fanden solche statt, wenn ein neuer König feierlich mit dem Maro, der Königsbinde umgürtet wurde; auch bei Krankheit oder beim Tode des Königs wurden Menschen geopfert. — Cook schätzte die Zahl der Einwohner auf 100,000, Forster auf 150,000. 1828 zählten die Missionare noch 7000.

Die ersten Missionare sandte 1797 die Londoner Missionsgesellschaft durch Capitain Wilson hieher. Sie ließen sich auf den Inseln Tahiti und Eimeo nieder, aber die Bekehrungsversuche mißlangen viele Jahre hindurch. Endlich bekehrte sich 1813 König Pomare II., bis dahin ein Wüthrich sonder gleichen. Von den Götzendienern einmal vertrieben, kehrte er wieder zurück, und eine Schlacht, die er 1814 gewann, war der Anfang des entschiedenen Sieges des Christenthums. Der

---

das Bild, das die früheren Reisenden von ihnen entwarfen, sehr geschmeichelt, oder sie sind ganz vollkommen ausgeartet. Ich habe nur ein einziges hübsches Mädchen auf Tahiti gesehen."

Constantin der Societätsinseln starb 1821 mit dem Ausruf: „Jesus allein!“ Freilich fanden blutige Kämpfe zwischen den für das Christenthum Gewonnenen und den Anhängern des alten Götzendienstes statt, die aber zum Vortheile der ersteren ausfielen. Jetzt ist allenthalben der alte Götzendienst abgeschafft und das Christenthum allgemein angenommen. Der Unterricht macht reißende Fortschritte. Die meisten Einwohner können lesen und schreiben. Christliche Religionsbücher, ins Tahitische übersetzt und in den zu Eimeo angelegten Pressen gedruckt, finden sich in den Händen der neuen Christen. Auch hat man viele Kirchen und Kapellen, worin der Gottesdienst fleißig besucht wird, christliche Schulen und auf der Insel Eimeo eine Akademie der Südsee, aus welcher bereits mehrere geschickte Lehrer des Christenthums hervorgegangen sind, die auch auf andern Inseln den Segen des Christenthums zu verbreiten suchen. Die Insel Eimeo ist es zugleich, wo zuerst in Australien das Christenthum Annahme gefunden hat. Alle Götzenbilder und Maraïs sind zerstört, die frühern abergläubischen und abgöttischen Gebräuche verbannt. Die Menschenopfer, die blutigen Kriege haben aufgehört. Vorzüglich hat das Christenthum sehr günstig auf die Achtung des Eigenthumsrechtes gewirkt. Cook schilderte die Eingebornen als die ärgsten Diebe; jetzt aber kann man ihnen sicher alles anvertrauen. Statt der früheren Unkeuschheit, womit sie sich den Fremden darboten, zeigen die Weiber jetzt Zurückhaltung und Züchtigkeit. Die Bekehrung dieser Insulaner scheint nicht blos oberflächlich zu sein, sondern sie haben mit dem Christenthum mildere Sitten und richtigere Begriffe angenommen. Dem gemäß sind Kindermord, Polygamie und andere unsittliche Gebräuche verschwunden. Vorher konnte der König willkürlich über das Leben seiner Unterthanen verfügen; jetzt hat man schriftlich abgefaßte religiöse, politische und bürgerliche Gesetze und ein regelmäßiges gerichtliches Verfahren, so daß niemand unverhört verurtheilt werden kann. — In dieses oft mit noch stärkeren Lichteffecten gezeichnete Bild werfen die Berichte mehrerer Seefahrer und Weltumsegler bedenkliche Schatten. Kotzebue z. B. trat in seiner Reisebeschreibung als offener Gegner der Missionare auf, und behauptete, daß sie ein falsches Christenthum eingeführt hätten, das zwar einiges Gute, aber auch viel Schlimmes hervorgebracht, zwar den unvernünftigen Götzendienst und den heidnischen Aberglauben zerstört, aber wieder neuen Wahn an die Stelle gesetzt, zwar dem Laster des Stehlens und der Unkeuschheit Einhalt gethan, dagegen aber Heuchelei und Gleißnerei, so wie Haß und Verachtung aller anders Glaubenden eingeführt habe, die sonst dem offenen und wohlwollenden Charakter der Insulaner fremd waren.

Um ein einigermaßen richtiges Urtheil in dieser Sache zu gewinnen, thut Besonnenheit und nüchterne Kritik in hohem Grade noth. Es giebt in unsern Tagen Leute genug, die, wenn sie auch nicht immer mit der Sprache offen herausgehen, ein naturwüchsiges Heidenthum

dem Christenthume vorziehen, sich dasselbe auf das lieblichste ausmalen, vor seinen Greueln die Augen schließen, und, um es kurz zu sagen, geradezu bedauern, wenn ein Heidenvolk in Christi wunderbares Licht hinein gezogen wird. Auf solche Stimmen, die jedenfalls im Chorus gegen die Missionare kräftigst mitwirken, können wir gar kein Gewicht legen. Neben ihnen bleiben aber auch unparteiische und wohlwollende Beobachter übrig, die dennoch mit den christlichen Zuständen jener Inseln sich nicht zufrieden bezeigen. Wir werden so ziemlich den richtigen Gesichtspunkt treffen, wenn wir uns immer erinnern, daß der Südsee das Christenthum zum großen Theil in puritanischer und methodistischer Form vermittelt ist. Dieser Anschauung ist es einmal nicht gegeben, die Freude als einen Grundton christlichen Lebens zu erkennen, nicht gegeben, die Natur durch die Gnade zu verklären: sie können und wollen sie nur vernichten. Solche großartigen und großherzigen Principien, wie sie z. B. Gregor der Große in seinem Briefe an Augustinus, dem Bekehrer der Angelsachsen, entwickelt, sind bei methodistischen Missionaren nicht zu entdecken. Wir müssen uns von Philipp. 1, 18 lehren lassen. Jedenfalls sind den Missionaren für etwaige Mißgriffe die bittersten Erfahrungen nicht erspart geblieben.

Im November 1836 kamen von den damals schon katholischen Gambierinseln zwei Jesuiten, Caret und Laval, nach Tahiti. „Eure Missionare, die Weiber haben, sind Betrüger, und wir eure wahren Lehrer.“ Also ihre Predigt. Von der Königin Pomare (des großen Pomare Tochter) und den Häuptlingen verwiesen, wichen sie nur der Gewalt und wurden in ein Boot getragen. Louis Philippe, der König der Franzosen, hielt es für zweckdienlich, als Rächer der beleidigten Kirche und zugleich der französischen Nationalehre aufzutreten; der ausgesandte Admiral Dupetit-Thouars gehörte zu den Leuten, die jeden Auftrag der Strenge und der Härte noch mit persönlicher Rücksichtslosigkeit und Rohheit versetzen. Im August 1838 lag die Venus von 68 Kanonen vor Tahiti. „Der König und seine Regierung fordern: Erstens, daß die Königin von Tahiti an den König der Franzosen schreibe und sich wegen der Gewaltthätigkeiten und sonstigen Beschimpfungen entschuldige, welche man den Franzosen zugefügt hat, deren ehrenwerthes Betragen solche Strafe nicht verdient hatte. Dieser Brief muß dem Befehlshaber der Venus binnen 24 Stunden von dieser Anzeige ab amtlich zugesandt werden. Zweitens, es ist dem Kassirer der Fregatte Venus binnen 24 Stunden die Summe von 2000 spanischen Thalern auszuzahlen, als Entschädigung für die Herren Laval und Caret, wegen des durch die schlechte Behandlung in Tahiti ihnen zugefügten Schadens. Drittens, die französische Flagge soll am 1. September Mittags auf der Insel Moutou Outa aufgezogen und von dem Fort der Königin mit 21 Kanonenschüssen begrüßt werden.“ Königin Pomare mußte sich fügen und gestatten, „daß Franzosen, welches auch ihr Gewerbe sei, sich frei und ungehindert auf Tahiti aufhalten könnten.“

Die letzte Forderung gerade wird niemand unbillig finden; wie von protestantischer Seite behauptet wird, riethen auch die englischen Missionare von gewaltsamem Auftreten gegen die katholischen Glaubensboten ab. Dennoch verbot 1839 eine Versammlung der Häuptlinge die Einführung neuer Religions- und Kirchenformen und gab dadurch den Franzosen selbst Anlaß zu neuer Einmischung. Schon in demselben Jahre erzwang die Artemise unter La Place einen Bauplatz für eine katholische Kirche; im September 1842 erschien Dupetit-Thouars und forderte 10,000 Piaster — eine für die Insel unerschwingliche Summe — „für alle Beschwerden, über die irgend ein Franzose zu klagen habe." Widrigenfalls sollten die Feindseligkeiten eröffnet werden. Vier, wie man sagt, betrunkene Häuptlinge unterzeichneten eine Urkunde, kraft deren Tahiti unter französisches Protektorat gestellt wurde. „Die Souveränetät der Königin, so wie ihre und ihrer Häuptlinge Gewalt soll garantirt werden. Alle Gesetze und Verordnungen sollen im Namen der Königin und von ihr unterschrieben erlassen werden. Das Land, welches der Königin und dem Volke gehört, soll gesichert und in ihrem Besitze bleiben; alle Streitigkeiten in Beziehung auf Eigenthumsrecht oder Ländereien sollen unter der besondern Gerichtsbarkeit der Landesgesetze stehen. Jeder soll in Ausübung seiner Religion Freiheit haben. Die jetzt bestehenden Kirchen sollen bleiben, und die englischen Missionäre ihre Arbeiten unbelästigt fortsetzen dürfen; dasselbe soll von jeder andern Nation gelten: Niemand soll in seinem Glauben belästigt oder behindert werden." Auch die Königin, den Mündungen der Kanonen gegenüber, unterschrieb zuletzt weinend das Papier. Selbst England, der Tahitier letzte Hoffnung, erkannte das Protektorat an. Anfang November 1843 kam Dupetit-Thouars wieder, erklärte in Folge neuer Streitigkeiten die Königin für abgesetzt und die Insel zur französischen Colonie. Im folgenden Jahre kam es zum offenen Kriege zwischen Franzosen und Eingebornen, die Fuß für Fuß ihre Berginsel vertheidigten. Uebrigens erkannte Frankreich die letzte Gewaltthat seines Admirals nicht an, sondern erklärte, sich mit dem Protektorate begnügen zu wollen. Zu seiner Wahrung erschien Capitain Lavaud, ein billig denkender Mann, der auch den protestantischen Missionaren allen Schutz und Anerkennung zu Theil werden ließ. Spätere Anordnungen suchten die Zahl derselben zu mindern und ausländische protestantische Geistliche von der Insel fern zu halten. Die katholische Kirche hat bis jetzt nicht viel Anhänger gewonnen.

Die östliche Gruppe bildet also seit 1846 jetzt den französischen Schutzstaat Tahiti. Die französische Niederlassung macht wegen der zu militärischen Verwaltung keine Fortschritte.

Die Hauptinsel ist in administrativer Hinsicht in 19 Distrikte getheilt. Der Hauptort, vormals Residenz der Königin, ist Papeiti oder Papiti, von wild umbrandeten Riffen umgeben, die nur eine schmale Einfahrt gestatten. Den Strand entlang erstreckt sich der am meisten zusammenhängende

Theil der Stadt. Einige Holzhäuser sind einigermaßen in europäischem Stil; ein großes Gebäude, mitten im Hafen, enthält die Bäckerei und Magazine für die französische Besatzung. Neben demselben liegt an einer großen Esplanade, die zum Exercirplatz dient, der Palast des französischen Gouverneurs mit prächtigem Balkon, davor Springbrunnen und Blumenanlagen. Links vom Gouvernementshause der königliche Palast, ein einstöckiges Gebäude von 72′ Länge und 40′ Tiefe. Die Frontseite ist in drei geräumige Zimmer getheilt, deren jedes zwei hohe Fenster und eine doppelte, nach einer Veranda hinausgehende Glasthür hat. Andere Zimmer sind im hintern Theile des Gebäudes. Eine protestantische und eine katholische Kirche.[1]) Der größte Theil der Häuser gehört noch den Eingebornen und liegt in Gruppen von 8—10 Häusern zwischen Kokospalmen, Brodfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. An Kaufläden und Gasthäusern ist kein Mangel, aber Alles trägt noch den Stempel der Einfachheit. Papiti erscheint als ein großes, als ein reizendes Dorf. „An einem mondhellen Abend zwischen den Häusergruppen umherzuwandern, das bleiche Licht zwischen den dichten Laubgewölben beben und sich über die Haine und Hütten ergießen zu sehen, von der unendlichen Milde dieser Luft, die Kühlung und Wärme zugleich, und beide in rechtem Maß mit sich führt, geliebkost zu werden, sich an die Gruppen der Eingebornen vor den Bambushütten anzuschließen, und ihrem ungekünstelten Gelächter und ihrem munteren Geschwätz zu lauschen, — alles Dieses gewährt einen Genuß, der Einem nur hier geboten wird.“

Leben und Sitten in Papiti bieten eine groteske Mischung von französischer Bildung und tahitischer Naivität und Natürlichkeit. In besonders interessanter Weise sprachen sich diese Gegensätze auf einem Balle aus, den uns Ida Pfeiffer in ihrer Frauenfahrt beschreibt. Hier erschien die elegante französische Dame neben der plumpen, braunen Indianerin, der Stabsofficier in voller Uniform neben dem halbnackten Insulaner. Königin Pomare war in ein Kleid oder vielmehr in eine Art Blouse von himmelblauem Atlas gehüllt, um welche kostbare schwarze Blonden in doppelten Reihen genäht waren. In den Ohren trug sie große Jasminblüthen, in den Haaren einen Blumenkranz; in der Hand hielt sie höchst zierlich ein feines Taschentuch, das schön gestickt und mit breiten Spitzen besetzt war. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwungen; sonst geht sie barfuß. Der Königin-Gemahl trug eine Generalsuniform mit Anstand. Ein anderer „kanariengelber“ König trug über kurze weiße Kleider einen Rock von schwefelgelbem Kattun und ging barfuß. Die Tänze wurden mit ziemlichem Geschmack ausgeführt. Ehe man zu Tische ging, verlor sich die Königin in ein Nebengemach, um einige Cigarren zu rauchen. Bei Tische erwiesen der Königin-Gemahl und der gelbe König der Frau Pfeiffer europäische Artigkeit. Man sah, daß sie sich alle Mühe gaben, die europäischen Sitten zu erlernen. Nichts desto weniger fielen doch dann und wann einige der Gäste aus der Rolle; die Königin z. B. verlangte beim Dessert einen zweiten Teller, den sie mit Näschereien anfüllte und bei Seite stellen ließ, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Andere mußte man abhalten, dem edlen Champagner nicht gar zu sehr zuzusprechen. Doch ging die Unterhaltung im Ganzen fröhlich und anständig zu Ende.

Unweit Papiti im Distrikt Pare oder Opare liegt die 1819 von Pomare II. erbaute Riesenkirche, 712′ lang und 54′ breit, mit 133 Fenstern und 29 Thüren, inwendig auf 36 und auswendig auf 280 Pfeilern ruhend, auch mit drei Kanzeln, je 260′ von einander abstehend, versehen.

---

1) Ida Pfeiffer: Eines Sonntags ging ich in das hölzerne Bethaus. — — Während die Psalmen gesungen wurden, herrschte einige Aufmerksamkeit und viele vom Volke sangen ganz artig mit. Beim Vortrage des Geistlichen aber bemerkte ich auch nicht die geringste Andacht; die Kinder spielten, flüsterten und aßen; die Erwachsenen schwatzten oder schliefen — nur zwei Greise machten von den Bibeln Gebrauch.

Andere Ortschaften der Insel sind: Vaughtown, Hankeytown, Wilkshaven, Burderspoint, Haweistown; auf Tiarrabu, Boguestown. Der beste Landungs- und Ankerplatz ist Papaua. — In der Küstenebene zieht sich rings um die Insel eine vortreffliche Landstraße, welche alle Ortschaften mit der Hauptstadt in Verbindung setzt. Zu beiden Seiten breiten schattige Palmen ihre Laubmassen, und deren Kühlung über den Wanderer aus, während Bananen, sich unter ihren Früchten beugend, und blühende Hecken sein Auge bezaubern; überall, wohin er sich wendet, zieht sich die reiche Landschaft hin, heben sich die majestätischen Berge, während der hohe, klare Himmel sich über einem Lande wölbt, wo Alles Glückseligkeit athmet.

Im Innern liegt Fatuahua, ein fester Punkt, der die ganze Insel beherrscht. Darum hier ein Fort, in dem gegen 50 Franzosen liegen. Auf dem Gipfel des überhängenden Berges weht bei feierlichen Gelegenheiten die Protektoratsflagge. Die Aussicht von da ist großartig und unbeschreiblich schön.

Eimeo erscheint womöglich noch bergiger als Tahiti, voll von säulenartigen, pfriemenspitzen Felsenkoppen und dazwischenliegenden Bergjochen, bis zum höchsten Kamm mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Die Insel hat treffliche Häfen, unter denen Port Tabu der beste ist. Ortschaft Griffiestown.

Tapuama, Taturua, Maitea mit der Ortschaft Robystown.

Die westliche Gruppe, welche noch unter unmittelbar Herrschaft der Königin Pomare steht, umfaßt die Inseln Huahine mit dem Dorfe Fare, Maiaoiti, Rajatea mit dem Dorfe Utumaoro. Hier residirt jetzt die Königin; neulich soll ihr Sohn Tamatoa V. zum König von Rajatea proklamirt sein. Tahaa, Borabora, Maupiti, Tubai. Der Protestantismus ist die herrschende Form des Christenthums und Fare eine wichtige Missionsstation.

12. Südlich und südwestlich von den Gesellschaftsinseln liegen fünf Eilande, die man unter dem Namen des Tubai-Archipels oder der Austral-Inseln zusammenfaßt. Fast alle sind hoch und vulkanischen Ursprungs; die Bewohner sind denen vom Tahiti-Archipel ähnlich und meist Protestanten. Tubai, Raivavai, Rurutu, Rapa. Die 250 Bewohner von Rimatara sind durch eingeborene Missionare bekehrt, stehen auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe der Bildung und treiben mittels selbstverfertigten Schiffen einen regelmäßigen Handel mit Tahiti.

13. Oestlich von den Gesellschaftsinseln wird der Inselgürtel breiter und reichentfalteter. Wie er getheilt im Westen begann, so endigt er mit einem südöstlichen und südwestlichen Arme.

Den südöstlichen Arm bildet der weitläufigste Archipel der Südsee, durch 20 Längengrade gestreckt, der mit verschiedenen Namen genannt wird: Paumotu- (d. i. Inselwolke) Archipel[1], Perlen-

1) Der Paumotu- oder Pomotu-Archipel steht als abhängig von Tahiti unter französischer Oberhoheit. Auf der Insel Ana, der Hauptstation der katholischen Mission ein Gensd'armerieposten. Abgeordnete der Inseln haben übrigens energisch gegen den Namen Pomotu d. i. unterworfene Inseln, protestirt und der Archipel soll mit Bewilligung der Franzosen hinfort Tuamotu d. i. entfernte Inseln heißen.

inseln, Niedrige oder Gefährliche Inseln. Die letzte von Bougainville[1]) gegebene Bezeichnung deutet auf des Archipels für die Schifffahrt so schwierige und gefährliche Natur. Er besteht aus etwa 80 länglichen, von Nordwest nach Südost gestreckten Attols, welche kleine, längliche Inseln einschließen. Die bedeutendsten sind Tikahau, Naivoa (die größte, 18 Meilen lang, mit Hafen), Naraka, Faarava (Hafen), Aritika, Makimo, Ana, Hao (Hafen). Alle sind sehr flach, die höchsten nicht über 20' und darum nur in der Nähe sichtbar, tragen auf sandigem und kalkigem Boden eine dünne Erdschicht und entbehren des fließenden Wassers.

An dem West- und Ostende des Archipels finden sich Ausnahmen von dem bis jetzt geschilderten Typus.

Im Westen, südwestlich von Naivoa, liegt die kleine fruchtbare Insel Matia mit niedrigen Bergen, vulkanischen Ursprungs.

Im Osten besteht die 1797 entdeckte Gambier- und Mangareva-Gruppe zwar auch aus einem Attol, aber zwischen seinen niedrigen Inseln erheben sich fünf hohe vulkanische Inseln. Die Gruppe steht unter französischem Protektorat. Die Bewohner sind zum katholischen Glauben bekehrt. Die Hauptinsel Mangareva liegt fast unter dem Wendekreise.

Die Bewohner der Niedrigen Inseln sind im Ganzen den Tahitiern ähnlich. Ihre Zahl übersteigt nicht 5000, die Hälfte wohnt auf der Gambiergruppe. Bei der spärlichen Vegetation des Archipels leben sie kümmerlich von Fischfang, den Früchten der hie und da gedeihenden Kokospalme, oder dienen den Schiffen, welche in den Lagunen nach Perlen und Tripang fischen. Das nur ganz in der Nähe sichtbare Land, die Riffe mit ihrer tosenden Brandung, das schon dicht bei den Inseln 300' tiefe, dann bald keinen Ankergrund bietende Meer machen dieses Geschäft zu einem sehr gefährlichen. Ein Sturm bei trübem Wetter ist in dieser Gegend unvermeidlicher Untergang. Darum nannte Schouten diese Meeresgegend die böse See, Roggeveen das Labyrinth. Die westlichen Attols, zum Protestantismus bekehrt, gehören politisch zu Tahiti.

Die südöstlichste Insel, welche zu den Niedrigen Inseln gerechnet zu werden pflegt, ist Pitcairn, 25° 3' 37" SB., 112° 28' 33" WL., 1767 von Carteret entdeckt und nach dem Officier benannt, der sie zuerst erblickt hatte. Eine bergige Insel, kaum ½ M. lang, vulkanischen Ursprungs von 1040' Höhe, ohne Quellen, mit steilen, umbrandeten, schwer zugänglichen Küsten, ohne Riffe, aber auch ohne Hafen. Nur an zwei Punkten ist Landung möglich. Durch eigenthümliche Verhältnisse hat das früher unbewohnte Eiland ein besonderes Interesse gewonnen.[2])

---

1) Einzelne Inselgruppen des Archipels sind schon von Quiros, le Maire und Schouten aufgefunden. Genauere Kunde verdanken wir erst den Seefahrern seit 1767.

2) Meinicke: Die Insel Pitcairn. Prenzlauer Programm von 1858.

Im Jahre 1788 kam das englische Schiff Bounty unter Lieutenant Bligh nach Tahiti, um Brodfruchtbäume nach Westindien zu führen, und verweilte daselbst bis zum April 1789. Auf der Rückfahrt brach unter der Mannschaft, die sich nach dem bequemen und genußreichen Leben auf Tahiti zurücksehnte, eine Meuterei aus; die Officiere und wer sich sonst der Theilnahme weigerte, wurden in ein Boot ausgesetzt, und das Schiff kehrte unter Führung des Untersteuermannes Fletcher Christian wieder um, zwar nicht nach Tahiti, weil sie dort am ersten aufgesucht werden mußten, sondern nach der von Cook entdeckten Insel Tubuai. Die beabsichtigte Niederlassung scheiterte an der Zuchtlosigkeit der Gesellschaft; nun kehrte sie nach Tahiti zurück. Hier trennte sie sich; die Mehrzahl wollte in Tahiti bleiben, Fletcher Christian und acht andere aber segelten wieder ab, um an einem sicheren Orte eine Niederlassung anzulegen, und nahmen auch zwölf Frauen und zwei Männer von Tubuai, drei Männer und einen Knaben von Tahiti mit. Die Zurückgebliebenen wurden 1791 verhaftet, die Abgesegelten blieben 17 Jahre lang verschollen. — Fletcher Christian mit seinen Gefährten hatte Pitcairn gefunden, sich auf der sicher erscheinenden Insel niedergelassen, und um größerer Sicherheit willen die Bounty verbrannt. Das anbaufähige Land wurde unter die neun Abenteurer vertheilt, jeder derselben nahm eine der Frauen, die übrigen drei wurden den fünf Insulanern überlassen, die ohne Landbesitz zur Dienstbarkeit bestimmt wurden. Unter diesen Umständen brach bald Zwietracht zwischen den beiden Racen aus, wobei jedoch die Frauen mehr die Partei der Europäer nahmen. Mordthat häufte sich auf Mordthat; zwei Insulaner wurden getödtet, die übrigen tödteten Christian und vier andere Weiße, dann einer den andern, dann wurden zwei Insulaner von den Weißen, der letzte von den Frauen getödtet. Von den vier übrigen Weißen stürzte einer in der Trunkenheit von einem Felsen, einer wurde von den beiden andern getödtet, einer starb im Jahr 1800, und der einzige Ueberlebende, ein ehemaliger Matrose, Namens Adams, blieb mit acht Tahiterinnen und 19 Kindern allein im Besitz der Insel. Dieser Patriarch war nun eifrig bemüht, einen geordneten Zustand herbeizuführen; er lehrte die Kinder so viel er konnte, Christenthum und englische Sprache, und arbeitete Fehlern und Lastern unermüdet entgegen. Sein Streben wurde glänzend belohnt; ihm allein verdankte die heranwachsende Bevölkerung, einer blutigen, meuterischen Rotte entsprossen, die Offenheit, Freundlichkeit und Sittenreinheit, die von allen Reisenden, die später die Insel besucht haben, gepriesen wird. Ein amerikanisches Schiff machte 1808 die erste Bekanntschaft mit der Colonie, aber erst 1814 kamen zwei englische Kriegsschiffe zufällig nach Pitcairn; doch wurde auch nach dieser Auffindung keine sonderliche Notiz von der Bevölkerung genommen; nur die Missionare in Tahiti und einige Engländer in Calcutta bezeigten sich thätig für das Wohl derselben. Auch ließen sich 1823 zwei Engländer auf Pitcairn nieder, von denen der eine, Buffett, die Lehrerstelle übernahm. Erst 1825, als der englische Capitain Beechey auf seiner Entdeckungsreise Pitcairn besuchte, wurde der Anstoß zu einem allgemeineren Interesse an der Bevölkerung der Insel gegeben. Die Folgen hiervon waren jedoch zum Theil traurig für das kleine Gemeinwesen; denn seit dem 1829 erfolgten Tode des Patriarchen Adams brachen wiederholt zwischen einigen nach Pitcairn gekommenen Engländern, die dort durch löbliche und durch unlöbliche Mittel jeder für sich Ansehn und Einfluß erstrebten, Zwistigkeiten aus, durch welche die ganze Bevölkerung beunruhigt wurde. Ueberdem schien das ackerbaufähige Land (300 Morgen) nicht mehr für die Bewohner auszureichen. Eine Uebersiedelung derselben von Pitcairn nach Tahiti, welche 1831 auf ihren Wunsch von der englischen Regierung bewirkt wurde, hatte keinen bessern Erfolg, als daß sie, in ihren Hoffnungen getäuscht, nach Pitcairn zurückkehrten und mancherlei Laster in ihre alte Heimath mitbrachten, welche erst nach und nach wieder ausgerottet werden konnten. Uebrigens wurde Pitcairn seit Beecheys Reise

häufig von Schiffen aller Art, Kriegsschiffen sowohl als Kauffahrern und Walfischfängern besucht, die sich dort mit frischen Lebensmitteln versahen und dafür den Einwohnern allerlei andere Bedürfnisse vertauschten; so kamen z. B. 1850 daselbst 47 Schiffe an. Im Jahre 1853 bildete sich in England eine Gesellschaft (Pitcairn fund committee) mit dem bestimmten Zwecke, zum Wohle der Insel zu wirken, und auch die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse (Society for promoting christian knowledge) hat sich für dieselbe vielfach thätig bewiesen. Die Bevölkerung von Pitcairn, welche von den 28 im Jahre 1800 vorhandenen Personen bis 1856 auf 194 (jedoch mit Einschluß jener später Eingewanderten) gestiegen war, ihrer Abstammung nach Mischlinge von Engländern und Tahiterinnen, hatte sich durch Adams Einfluß von jeher gewöhnt, sich als Engländer zu betrachten, und hängt eifrig der englischen Kirche an. 1838 wurde auf den Rath eines englischen Capitains eine Communalverfassung eingeführt, die noch jetzt in der Gemeinde besteht. Unweit der Bountybai lag die Niederlassung, eine Anzahl hübscher bequemer Wohnhäuser und ein größeres massives Gebäude, Kirche und Schulhaus zugleich. Ringsherum steigen die dichtbewaldeten Berge amphitheatralisch auf und bieten zusammen mit den steilen phantastischen Klippen und steilen Felsen im Vordergrunde einen malerischen Anblick dar. Für die zunehmende Bevölkerung und die Bedürfnisse des erwähnten Tauschhandels erwies sich jedoch immer mehr der Boden von Pitcairn unzulänglich, und wiederholt kam eine Uebersiedelung nach einem ausgiebigeren Platze in Anregung. Die englische Regierung machte im September 1855 der Colonie den Vorschlag, sie nach der Insel Norfolk überzusiedeln (S. 875.), wo die Vortheile ihrer Lage denen von Pitcairn ganz ähnlich, die Nachtheile dieses Eilandes aber nicht vorhanden sind. Mit schweren Herzen, aber mit der Ueberzeugung, sich nicht länger auf Pitcairn halten zu können, willigten die Insulaner ein und so wurden 187 Personen (darunter vier Kinder von Adams) im Juni 1856 übergesiedelt. Seitdem ist Pitcairn wieder öde und unbewohnt, und wird schwerlich mehr werden, als ein Gegenstand der Erinnerung und höchstens ein Punkt kurzer Rast für einen Schiffer, der hier etwa einige frische Lebensmittel suchen möchte.[1])

14. Den nordöstlichen Ausläufer des äußern Inselgürtels bilden die Mendaña- oder Marquesas-Inseln. Der erste Name bezieht sich auf den spanischen Entdecker Mendaña, der 1594 die südliche Gruppe auffand, der zweite auf den Vicekönig von Peru, Don Alvaro Marques de Mendoza, dem zu Ehren Mendaña den Archipel benannte. Er zerfällt in eine nördliche Gruppe, welche der Amerikaner Ingraham 1791 auffand und Washington-Inseln nannte. Doch ist dieser Name nicht in Brauch gekommen und nicht zu empfehlen, da er bei einer andern Gruppe wiederkehrt. In dieser nördlichen aus sechs Inseln bestehenden Abtheilung ist die größte Insel Hiwaoa, die bekannteste Tahuata.

Unter den fünf südlichen Inseln, den eigentlichen Marquesas, ist Nukahiwa die Hauptinsel. Sie ist etwa 4 M. lang und eben so breit und hat drei gute Häfen. Auf ihr die kleine Strafcolonie Taïo-Hae. Die nächstbedeutenden Ruopoa und Ruahuga.

Die Inseln des Archipels, unter heiß-trockenem, doch gesundem

---

1) Alte Gräber, welche die Colonisten auffanden, bewiesen übrigens, daß Pitcairn in einer frühern Periode schon einmal bewohnt gewesen.

Klima gelegen, sind vulkanischer Natur, steil und gebirgig bis 3000′ Höhe. Keine fruchtbare Küstenebene gürtet die centrale Berglandschaft; die Berge steigen fast überall steil vom Meere auf. Die Küsten schroff und steil ohne Korallenriffe. Dagegen ist das Bergland der Inseln durch gut bewässerte, fruchtbare Thäler zerschnitten, die eine der tahitischen ähnliche Vegetation zeigen. In diese Thäler und Culturstätten sind die Bewohner zusammengedrängt (etwa 15,000), die schönsten und kräftigsten aller Oceanier. Forster glaubte Manche neben Meisterstücke der alten Kunst stellen zu dürfen.[1]) Ihre muskulösen Glieder sind mit den regelmäßigsten Figuren tättowirt: eine Kunst, die hier ihren Höhepunkt erreicht. Größere politische Gemeinwesen konnten sich nach dem Gesagten nicht bilden; jedes isolirte Thal hat seinen Häuptling. Bei ihrer Wildheit und Kriegslust sind die Stämme in unaufhörliche Kriege verwickelt und haben darum bei sonstiger Unzugänglichkeit für europäische Sitte gern das Feuergewehr angenommen. Menschenfresserei ist auch hier üblich; das Fleisch der Europäer schmeckt zum Glück „zu salzig." Die Arbeiten protestantischer Missionare (seit 1797) blieben ohne Frucht. Die ersten Glaubensboten kehrten nach einem Jahre unverrichteter Sache zurück. Spätere von Tahitiern gemachte Versuche hatten mehr Erfolg. Seit 1840 hatte der Missionar Stellworthy mit Erfolg gearbeitet, mußte sich aber 1842 von der Insel zurückziehen.

In diesem Jahre nämlich nahm der Admiral Dupetit-Thouars die Marquesas-Inseln für Frankreich in Besitz.

Die einzelnen Stämme haben die Oberherrschaft der Franzosen anerkannt und sind durch katholische Missionare zum großen Theil zum Christenthum bekehrt. Mowanna, Häuptling von Nukahiwa, eine Puppe in der Franzosen Hand, mußte von allen Inseln als König angenommen werden.[2]) Zwei Inseln sind zu französischen Deportationsorten bestimmt.

In dem Hafen Taio-Hae auf Nukahiwa liegt eine französische Garnison. Die schöne hufeisenförmige Bucht, welche 2 M. im Umfange hat, hat einen nur engen Eingang, vor dem zwei Inselchen aufsteigen. Vom Rande des Wassers erhebt sich das Land gleichförmig an allen Seiten mit grünen sanften Abhängen, bis es sich von anmuthigen Hü-

1) Bei der Anwesenheit der russischen Expedition unter Krusenstern zog ein Nukahiwer, Namens Mau-ka-u, vor allen andern durch seine Leibesstärke, Muskulatur und Ebenmäßigkeit aller Verhältnisse die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich; er war etwa 20 Jahre alt, 6′ 2″ Par. Maß hoch. Tilesius, der die Reise als Naturforscher mitmachte, maß die einzelnen Theile und Verhältnisse dieses Menschen aus, und theilte später seine Beobachtungen an Blumenbach mit. Dieser stellte eine Vergleichung zwischen Mau-ka-u und dem Apollo von Belvedere an und fand, daß dieses Meisterstück der Kunst der Griechen in allen seinen Verhältnissen mit dem Bewohner von Nukahiwa aufs genaueste übereinstimmte.

2) Unter Begleitung französischer Officiere stattete König Mowanna mit seiner Frau auf einem fremden Schiffe Besuche ab. Se. Majestät war mit einer glänzenden Militäruniform bekleidet, welche von Gold und Stickerei strotzte, das kahle Haupt mit einem enormen Dreimaster voll Straußfedern bedeckt. Die Königin war mit einem Gewande von scharlachrothem Tuch angethan, auf dem Kopfe trug sie einen phantastischen Turban von Purpurstoff. Als sie unter der Mannschaft einen alten Matrosen mit Schnitt und Malerei auf Brust, Armen und Füßen bemerkte, untersuchte sie diese Bilderei trotz der abmahnenden Blicke der Officiere aufs genaueste und brach endlich zum Entsetzen alle Etikette dadurch, daß sie plötzlich ihre Kehrseite entblößte, um die dort eintättowirten Figuren auch bewundern zu lassen.

geln zu mächtigen und majestätischen Höhen aufthürmt, deren blaue Umrisse die Landschaft ringsum begrenzen. Der wunderbar schöne Anblick der Küste wird durch tiefe Schluchten erhöht, die in fast gleichen Entfernungen von einander bis ans Wasser hinablaufen und mit ihrem Ende sich im Schatten der Berge verlieren. Aus jedem dieser Thäler fließt ein kleiner Strom herab, der dann und wann die Gestalt eines kleinen Wasserfalles annimmt, dann dem Auge entschwindet, als größerer Wasserfall wieder zum Vorschein kommt und endlich murmelnd der See zugleitet. Die Häuser der Eingebornen, von gelbem Baumbaste nach Art der Bienenkörbe geflochten und mit Palmblättern gedeckt, liegen in den Thälern unter dem Schatten der Bäume unregelmäßig hingestreut. — Im Innern von Nukahiwa finden sich Baureste aus grauer Vorzeit, namentlich eine aus cyklopischen Steinblöcken zusammengefügte Treppe oder Terrasse von 300′ Länge und 60′ Breite, zum Theil von Bäumen bedeckt und von Schlingpflanzen überwuchert. Die Insulaner versetzen ihre Entstehung in die Periode der Weltschöpfung: die Götter selbst seien die Baumeister gewesen.

Der Hauptverkehr der Inseln ist in Tahuata concentrirt.

1851 wurde das französische Besitzthum auf 130,000 Hectaren mit 20,000 Einw. angeschlagen.

§. 5. Der nördliche Seitenflügel des äußern Inselgürtels. Oceanische Sporaden.

1. Den Cooks-Archipel kann man als Ausgangspunkt eines nördlichen Seitenflügels ansehen, der sich dem von Süden nach Norden gerichteten Mittelstücke des Hauptgürtels parallel bis zu den Sandwich-Inseln zieht.

Der Roggeveen-Archipel besteht aus lauter niedrigen und bewaldeten Inseln. Dicht darüber liegt die von rohen nackten Wilden dicht bevölkerte Penrhyn-Insel. Den südöstlichen Winkel des amerikanischen Polynesiens nehmen die Wostock-, Flint- und Caroline-Inseln ein.

Der Washington-Archipel, kleine niedrige Inseln: Palmyra, Washington, Christmaß- oder Weihnachts-Insel, 1777 von Cook entdeckt. Diese letztere hat die Gestalt eines Hufeisens und liegt unter 1° 59′ NB., 139° 50′ WL. Nordöstlich davon bilden die Inseln Sarah Anne und Walker die äußerste Ecke des amerikanischen Polynesiens. Nordwestlich von der Christmaß-Insel liegt Fanning, wahrscheinlich identisch mit den American Isles, weiter westlich die Samarang-Inseln. Auf der Südseite des Aequators, etwas nach Westen, folgt die Phönix-Gruppe. Bekannter und auch wichtiger sind die im Süden derselben liegenden bewohnten drei Inseln der Union-Gruppe. Südlich davon folgen die Swain-Insel,

Gente Hermosa, San Bernardo, Nassau- und die Danger-Inseln.

Die Sandwich-Inseln liegen 1270 M. von Canton, 500 M. von Californien.

Cook entdeckte und benannte diese den Europäern bis dahin gänzlich unbekannten Inseln 1778 auf seiner dritten Reise. Zuerst fand er auf der Fahrt von den Freundschafts-Inseln nach der Behrings-Straße drei davon und landete auf einer derselben, Atowai oder Tauai, wo er mit staunender Verehrung empfangen wurde. Auf der Rückkehr von Norden her entdeckte er dann noch in demselben Jahre Mauwi und Owaihi oder Hawaii. Hier fand er vergötternde Aufnahme, er wurde für den Gott Rono gehalten, der die Insel einst verlassen haben sollte und auf dessen Wiederkehr die Bewohner hofften. Das Benehmen der Europäer ließ sie jedoch ihre Täuschung bald genug erkennen, und hauptsächlich war es Cook selbst, der durch die schneidendste Rücksichtslosigkeit den Unwillen derselben aufregte. Schon hatte er die Insel verlassen, als ein Sturm ihn zur Rückkehr nöthigte. Jetzt wurde er widerwillig empfangen; und als er, um ein entwendetes Boot wieder zu erlangen, den greisen König der Insel, Taraiopu, verhaften wollte, entstand ein Auflauf, in welchem er an der Kearakekua-Bai auf Hawaii den Tod fand (14. Februar 1779). Von da blieben die Sandwich-Inseln bis zum Jahre 1786 unbesucht; später legten öfters Handelsschiffe an und fanden gute Aufnahme.

Der alte König Taraiopu starb bald nach dem unglücklichen Ende Cooks. Nach ihm trat sein Sohn Kawarao die Regierung über den größten Theil der Insel Hawaii an; ein kleinerer fiel seinem Verwandten Kamehameha anheim. Dieser machte sich 1781 zum alleinigen Herrscher von Hawaii und Mauwi und regierte mit Milde und mehr als gewöhnlicher Einsicht. Europäische und nordamerikanische Schiffe nahm er freundlich auf, und wußte diesen Verkehr sehr gut zur Bildung und Cultivirung seines Volkes zu benutzen, namentlich auch durch Einführung von Rindvieh und Schafen, sowie von nützlichen Pflanzen. Seine geistige Befähigung bewährte sich auch in der Wahl der Männer, die bei der Ausführung seiner Plane seine Gehülfen sein sollten; besonders hatte er in einem gewissen Karemaku eine sehr glückliche Wahl getroffen. Die Engländer haben diesen so treuen wie befähigten Minister Kamehameha's den „Pitt der Sandwich-Inseln" genannt. Natürlich versäumte der König auch nicht, sich die Bekanntschaft mit den europäischen Kriegswaffen zu nutze zu machen, die ihm bei seinem Streben nach der alleinigen Herrschaft über die ganze Inselgruppe von der größten Wichtigkeit sein mußte. Im Jahre 1817 hatte er die Alleinherrschaft errungen und mit desto größerem Eifer suchte er nun sein Volk auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben und war namentlich auf Belebung seines Handels bedacht. Sandelholz und Salz waren

die wichtigsten Ausfuhrartikel. Er kaufte und baute auch selbst Handelsschiffe, die er auf eigene Rechnung mit seinen Waaren versandte, ja sogar eine kleine Kriegsflotte wußte er sich zu verschaffen. Die Insel Oahu, die einzige, welche einen sichern Hafen hat, blühete am schnellsten empor; ihr Hafen Honolulu nahm bald Schiffe aller Nationen auf, und europäische und amerikanische Kaufleute siedelten sich dort an. Im Mai 1819 starb Kamehameha, den man nicht mit Unrecht mit Peter dem Großen vergleicht, und ihm folgte sein Sohn Riorio unter dem Namen Kamehameha II. Er schaffte die heidnische Religion ab, und unterdrückte die deswegen ausgebrochenen Aufstände mit Hülfe Karemaku's. Als Tempel und Götzenbilder verbrannt und doch keine christlichen Missionare im Lande waren, wurde fast ein Jahr lang gar keine Religion äußerlich geübt. 1820 aber kamen nordamerikanische Missionare und wurden mit Jubel empfangen. „Wir haben keine Religion mehr, gebt uns eine andere. Wir warten auf eure Lehre." Bald kamen noch 30 Missionare nach und nun fand das Christenthum bei dem König und seiner Familie, bei den vornehmsten Häuptlingen und vielen geringeren Leuten Eingang. Menschenopfer, Kindermord, das Tabu, Knechtung der Niederen durch die Höheren verschwanden auch hier vor der siegenden Macht des Kreuzes. In zehn Jahren waren 900 Schulen gegründet, in denen 44,895 Kinder unterrichtet wurden. 1824 reiste der König mit seiner Gemahlin nach England, um dieses mächtige Reich kennen zu lernen; sie wurden ehrenvoll aufgenommen, starben aber beide hier bald nach einander; ihre Körper wurden ihrem Wunsche gemäß in ihre Heimath zurückgebracht. Da der Sohn des verstorbenen Königs, der unter dem Namen Kamehameha III. nachfolgte, noch unmündig war, so regierte eine Regentschaft, die aus Karemaku und der „Königin Großmutter" bestand. Unter dieser erlangten die Missionare eine fast unbeschränkte Gewalt, so daß sie als die eigentlichen Herren des Landes anzusehen waren. Vielfach ist auch hier den Missionaren der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre günstige Lage mehr zu ihrem Vortheil und zur Niederdrückung der Eingebornen benutzt hätten, als zur Förderung wahren Christenthums; wir haben schon bemerkt, nach welcher sichtenden Kritik solche Anschuldigungen zu prüfen sind.[1]) Als im Jahre 1827 katholische Missionare auf Oahu zu lehren anfingen, wurden sie von den protestantischen Glaubensboten für Götzenanbeter und Nichtchristen aus-

1) Jedenfalls scheint der „Dienst des Dollar" aus Amerika auch übergesiedelt zu sein. Andersson: „Niemand außer gegen baare Bezahlung scheint nicht zu ihren Tugenden zu gehören. Ein Franzose, der von seiner Regierung ausgeschickt war, um die Inseln botanisch zu untersuchen, erzählte mir, daß, da sein Esel einmal in einen Sumpf eingesunken und in Gefahr war, umzukommen, die zahlreichen umherstehenden Kanaken sich nicht eher zur Hilfe bewegen ließen, bis sie den wohlbekannten Klang der Piaster hörten, und man hat Beispiele, daß sie neben Ertrinkenden hinschwammen und um das Rettungsgeld verhandelten. Sie konnten mich lange Strecken begleiten, mir mit großem Eifer Blumen pflücken, alle möglichen Hindernisse aus dem Wege räumen und auf alle erdenkliche Weise sich gefällig bezeigen, ohne daß ich es weder wünschte, noch forderte; aber plötzlich hielten sie inne, reckten die Finger in die Höhe und riefen aus: „two dollars!" und schienen äußerst verwundert, wenn ich ihr Begehren nicht beachtete."

gegeben und vertrieben, die für den katholischen Glauben Gewonnenen verurtheilten sie zu harter Zwangsarbeit. Das gab der französischen Regierung eine willkommene Gelegenheit, sich einzumischen. Eine französische Fregatte erschien 1839 vor Honolulu und forderte 20,000 Piaster als Unterpfand dafür, daß die katholischen Missionare künftig in der Verbreitung ihrer Religion nicht gehindert würden; falls binnen 24 Stunden diese Forderung nicht bewilligt sein würde, sollte die Stadt zusammengeschossen werden. Das Geld wurde später zurückgezahlt. Um den fortan immer wiederholten Plackereien von Seiten französischer Kriegsschiffe auf einmal ein Ende zu machen, ließ der König im Jahre 1851 der Regierung der Vereinigten Staaten das Protektorat über die Sandwich-Inseln antragen,[1]) mit der Erklärung, daß er nöthigenfalls auch abzudanken bereit sei, damit das Inselreich als republikanischer Staat der nordamerikanischen Union einverleibt werde — eine Erklärung, die allerdings wohl eher in den Köpfen und im Willen der Missionare, als in dem des Königs entsprungen sein möchte. — Kamehameha hatte 1834, als er mündig wurde, zwar bekannt gemacht, daß er sich weder von den Missionaren noch von sonst jemand Befehle geben lassen werde, auch die drückendsten Verordnungen der Missionare abgeschafft; doch scheint es, daß er nicht im Stande gewesen ist, die Schwierigkeiten seiner so eingenommenen Stellung völlig zu überwinden.

Der jetzige König Kamehameha IV. (seit dem 15. December 1854), der selbst in England und in den Vereinigten Staaten gewesen, regiert mit einem Staatsrath, Ministern, einem europäisch disciplinirten Heere, einer Kriegsflotte (200 Fahrzeuge, darunter 1 Fregatte) und accreditirten Consuln von England und Nordamerika. Beide Mächte, so wie Frankreich, haben die Unabhängigkeit der Sandwich-Inseln 1844 feierlich anerkannt. Die Verfassung ist am 6. December 1852 sehr freisinnig gestaltet.

Die Gruppe besteht aus 11 Inseln,[2]) welche von Nordwesten nach Südosten gereiht sind, zusammen 318 □M. groß. Vier sind entschieden die größeren. Alle Inseln haben vulkanische Gebirgsnatur, Steilküsten, in denen gute Häfen selten sind. Die Einwohnerzahl schätzte Cook nach einer gewiß zu hoch gegriffenen Annahme auf 400,000. 1832 wurden 130,313, 1836: 108,576, 1840: 80,000 gezählt, darunter 1000 europäische und amerikanische Ansiedler. Die Verminderung erklärt sich nur zum Theil durch Emigrationen. Die Sandwich-Insulaner gehören dem oceanischen Stamme an und zeigen starken kräftigen Körperbau, oft edle und antike Formen. Eine Eigenthümlichkeit der Lippenbildung wird nur auf dieser Gruppe gefunden. Die Ober=

---

1) Schon Kamehameha I. soll 1792, bei der Anwesenheit des englischen Seefahrers Vancouver, die Insel Hawaii der brittischen Krone abgetreten und sich nebst seinen Besitzungen unter ihren Schutz gestellt haben. Jedenfalls ist aber der Act ohne Folge geblieben.

2) Man zählt 14, wenn die kleinen Felseninseln Necker und Bird-Island (Vogel-Insel oder Mudomanu und Basses des Français, welche in der nordwestlichen Verlängerung der Gruppe liegen, mit hinzugerechnet werden.

lippe, welche der Nase ganz nahe steht, ist nicht gebogen, sondern wie viereckig. Sie theilen sich in vier Stände. Der erste schließt die ganze königliche Familie und den vornehmsten Minister ein; der zweite umfaßt die Statthalter der verschiedenen Inseln, sowie die Oberhäupter der Distrikte, der dritte die Landeigenthümer, der vierte die ganze arbeitende Klasse. Im Grunde sind jedoch nur zwei Kasten vorhanden: Eries oder Herren und Kanakas oder Dienende.

Nach den alten Ueberlieferungen scheint der Stamm auf der Inselgruppe gelandet zu sein, nachdem er lange auf dem Meer in zerbrechlichen Kanoes umhergestreift war. Manche Anklänge an die heilige Schrift sind in den Volkssagen überraschend, eine Sündfluth und die auf Mauna Kea gestrandete Arche, der verkaufte Joseph, der von dem Seethiere verschlungene und wieder ausgespiene Jonas u. s. w. kommen mit veränderten Namen in der Sagengeschichte vor. Wie oben erzählt sind alle Inseln für das Christenthum gewonnen.

Die weit überwiegende protestantische Bevölkerung bildet einen großen Mäßigkeitsverein. Die Gemeinde Honolulu brachte 1854 6000 Thlr. zu verschiedenen religiösen Zwecken zusammen, und 1855 in wenigen Tagen 500 Thlr. zur Aussendung von acht einzelnen Missionaren auf die Marquesas-Inseln. Zu der katholischen Kirche bekennen sich einige Tausende.

Die östlichste und größte Insel ist Hawaii oder Owaihi, 220 (187) □M., die Nordspitze 28° 18' NB. Sie hat annähernd eine dreieckige Gestalt. An der Westküste erheben sich über einem dürren, schmalen, wasserlosen Strande steile, kahle, vulkanische Bergabhänge, die erst in den obern Theilen bewässert, mit Wäldern bedeckt und angebaut sind. An den übrigen Küstenrändern dehnt sich ein breiterer, fruchtbarer Saum, dann steigt auch hier steiles, von fruchtbaren Thälern zerschnittenes Hochland auf. Die innere Hochebene, 3000—4000' hoch, hat nur im Norden einen angebauten Distrikt, sonst ist sie mit Wald bedeckt, unbewohnt und nur von Heerden verwilderten Rindviehs durchstreift.

Aus der Hochebene erheben sich drei vulkanische Bergkolosse, denen die Insel ihre Entstehung verdankt. Der Mauna Roa (Loa), 12,909', ist der mächtigste und thätigste Vulkan der Südsee-Inseln, ja nach Meinicke's Urtheil der großartigste und mächtigste Vulkan auf der Erde. Außer den Gipfelkratern, von denen der größte 12,000' im Durchmesser hat, befindet sich an seinem Abhange 3724' hoch der Lavasee Kilauea. Sein Becken hat im langen Durchmesser 15,000', im kleinen Durchmesser 7000'. Die dampfend aufkochende und aufsprudelnde Flüssigkeit, der eigentliche Lavapfuhl, füllt aber im gewöhnlichen Zustande nicht die ganze Höhlung, sondern nur einen Raum, der 13,000' lang und 4800' breit ist. Die Nähe eines Ausbruchs verkündigt dieser neuere oder secundäre Krater des Mauna Roa durch plötzliches Steigen und Fallen des Lavapfuhls, zuweilen steigt er über

400′ und füllt das ganze Becken. Den Rand übersteigt er aber nie, sondern bildet sich oft in weiter Entfernung Ausbruchsöffnungen in den untern Regionen. Für die außerordentliche Flüssigkeit der Lava zeugen die bald glatten, bald gekräuselten Glasfäden, welche der Wind über die ganze Insel verbreitet. Man nennt dies Haarglas nach der alten Schutzgöttin Pele „Pele's-Haar." 1852 war der Vulkan Monate lang in Thätigkeit und seine Feuersäule stieg bis 500′ Höhe. Der Kegel des Mauna Kea ist noch 180′ höher als der Mauna Roa, er zeigt nur längst erloschene Schlammhügel. Der Hualalei, 9400′, ist noch jetzt entzündet.

Auf Owaihi wohnen kaum 40,000 Menschen, aber doch fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung der Sandwich-Inseln. An der Bai von Karakakou oder Kararakakua liegt Kealukekua, volkreicher Flecken und Missionsstation. Kowaihae, Kailua, Kaawaloa, Waiakea sind die größten Dörfer auf der Insel.

Mauwi oder Maui, 31 □M., 24,000 Einw., westlich von Hawaii, ist durch und durch gebirgig und besteht wie Tahiti aus zwei Halbinseln, die durch einen schmalen Isthmus verbunden sind. Die westliche ist fruchtbares Hügelland, auf der östlichen hebt sich der Halaa Kala zu 10,000′. Lahaina, nach Honolulu der größte Handelsplatz der Gruppe, hat mit den umliegenden Dörfern 10,000 Einwohner.[1])

Zwischen Mauwi und Oahu Morotoi, 8 □M. Missionsstation Kaluaha.

Oahu, 25 □M., 28,000 Einw., wird im Norden von zwei parallel ziehenden Bergländern gefüllt, die zu 3000—4000′ steigen. Der ganze Süden ist eine Fruchtebene, die den ergiebigsten bewohntesten Distrikt der ganzen Gruppe bildet. Die Südküste, an der sich eine niedrige erloschene Vulkane erheben (wie der Diamantenberg und der Punschnapf), ist von einem Riffe gegürtet, das mit dem Lande den besten, eigentlich einzigen Hafen der Gruppe bildet, Honolulu.[2]) Durch eine Lücke von 200′ Breite segelt man hinein und sieht am Strande die Hauptstadt gelagert, ein seltsames Gemisch von europäischem und kanakischem Typus.

Honolulu hat breite, schnurgerade Straßen. Einige haben Trottoirs, gepflastert ist keine, fast jede mit Doppelreihen von Akazien und andern Bäumen besetzt. Die Namen sind englisch: Fortstreet, Kingsstreet u. s. w. Die Häuser sind theils aus Lavablöcken zusammengefügt, theils hölzern; theils Wohnungen der Eingebornen, aus Schilf in Gestalt großer Dreiecke zusammen-

1) Ungewitter theilt das Reglement der Hohen Schule von Lahaina vom Jahre 1853 mit: „Erstes Jahr: Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie; biblische Geographie, Grammatik der hawaiischen (sandwich-insulanischen) Sprache, und für eine besondere Klasse Unterricht in fremden Sprachen. Zweites Jahr: Algebra und praktische Geometrie, Weltgeschichte, und für eine besondere Klasse fremde Sprachen. Drittes Jahr: Fortsetzung der Mathematik, Naturgeschichte, Sittenlehre, und für eine besondere Klasse fremde Sprachen. Viertes Jahr: Astronomie, Chemie, Fortsetzung der Sittenlehre, Kirchengeschichte und Sprachen wie oben."

2) Die Buchstaben l und r, k und t werden in der Sprache der Inseln oft verwechselt, daher die Form Honoruru und Honolulu, Kamehameha und Tamehameha u. s. w.

gesetzt, und einem Dache, das fast bis zur Erde niederläuft und mit einer niedrigen Oeffnung, welche zur Thür dient. Fast alle Häuser sind von Grasplätzen oder kleinen Parkanlagen umgeben. In den Hauptstraßen sind glänzende Kaufläden, die der Chinesen sind die elegantesten. In zahlreichen Gasthäusern wird man von französisch und englisch sprechenden Kellnern ganz europäisch bedient, die Rechnungen sind unverschämt. Dicht am Hafen liegt das durch eine goldene Krone bezeichnete Regierungsgebäude und das Haus der Repräsentanten, im östlichen Theile der Stadt der Königspalast. Unter den Kirchen ist die methodistische Royal-Church die größte, die katholische Kirche (French-Church) die schönste. Am 13. September 1854 wurde ein Waisenhaus eröffnet. Am Hafen liegen die Befestigungen der Stadt: eine viereckige Citadelle und eine Batterie auf dem 600' hohen abgestumpften Kegel des Punschnapfes. Die Einwohnerzahl beträgt 12,000, darunter viele Europäer, Amerikaner, Chinesen. Die Umgegend, besonders das Nuuanu-Thal, an dessen Ausgange Honolulu liegt, ist reizend. Oben im Thal liegen die Landhäuser des Königs, der hohen Beamten, der vermögenden Kaufleute, umgeben von reich belaubten Parks; ein brausender Gießbach bildet prachtvolle Wasserfälle und die in Silber und Grün spielenden Wälder, welche die Seiten des Berges decken, verleihen dem Thale Kühlung und Schatten.

Attowai (Atuai oder Kanai), nordwestlich von Oahu, eine Berginsel, so groß wie Oahu, aber wie Hawaii gebildet. Von einer vulkanischen Hochebene erheben sich Berge zu 7000'.

Nanai (Lanai) ist ganz wie Hawaii geartet: innen vulkanische Hochebene, über der sich Berge zu 7000' erheben, und schmale Küstenränder. Ort Waimea.

Einige Meilen südlich von Nanai liegt die Insel Tahurowa, 3 □M., daneben das öde Felseneilande Marokinne.

Die kleine und westlichste Insel Ohinau oder Nihau, 4 □M.; in der Nähe die kleinen Felseninseln Orehua und Tahura.

Das Reich Kamehameha's hat sich in der letzten Zeit durch die im NW. der Hawaii-Gruppe gelegenen Guano-Inseln Laysan und Lisiansky, sowie durch die Inseln Cornwallis (16° 43' NB., 151° 43' WL.) und Kalama (16° 44' NB., 151° 41' WL.) erweitert.

Die Lage der Sandwich-Gruppe, gerade auf dem Wege von Amerika nach China, ist überaus günstig. Nördlich von ihnen liegen die russischen Niederlassungen auf Kamtschatka und auf der Nordwestküste Amerika's, nordwestlich die japanischen Inseln, gerade gegen Westen die Marianen, Philippinen und Canton, östlich die Küsten von Californien und Mexiko. Von der Natur selbst sind sie als Ruhe- und Verproviantirungspunkte für Walfischfänger und Kauffahrer hingestellt. Nur die Eifersucht der Seevölker unter einander hat wohl bis jetzt eine Occupation verhindert.

2. Oceanische Sporaden, völlig isolirte Inseln südlich vom Aequator, nannte Rienzi die Oster-Insel und Sala y Gomez, die am weitesten gegen Osten vorgeschobenen Inseln Polynesiens.

Der holländische Admiral Roggeveen entdeckte am 6. April 1772 die Insel Vaihu und gab ihr, dem einfallenden Feste zu Ehren,

den Namen Oster=Insel. Sie liegt unter 27° 8′ SB. und ist eine bergige, vulkanische Insel ohne fließendes Wasser, mit steilen, schwer zugänglichen Küsten. Die Bewohner, 1500—2000 an der Zahl, sind den Tahitiern ähnlich, haben ziemlich regelmäßige Wohnungen und Pflanzungen und verfertigen Zeuge und Körbe. Ruinen von Tempeln und kolossalen Steinbildern lassen auf eine uralte untergegangene Cultur schließen.

Weiter östlich von der Oster=Insel, unter 26° 28′ Br., „raget aus den Fluthen — ein Steingestell, ohn' alles Gras und Moos" Sala y Gomez, benannt nach dem spanischen Seefahrer, der den vulkanischen Felsen 1793 zuerst erblickte. Nur zahllose Schwärme von Seevögeln bevölkerten ihn. Chamisso war mit dem Weltumsegler Kotzebue 1816 hier und nahm den Impuls zu der poetischen Schöpfung der drei Schiefertafeln mit, welche die Aufschrift „Sala y Gomez" führt.

Register.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.